Learosa,

die Männerfeindin.

Ein Roman

von

Emerentius Scävola.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

Immer für Weiber und Kinder; ich dächte, man ſchriebe für Männer,
Und überließe dem Mann Sorge für Weib und für Kind.

Schiller.

Universitäts-Bibliothek Halle a. S.

1923 K 1265

Den Leſern und Freunden

des Romans:

„Adolar, der Weiberverächter,“

ſei freundlich

deſſen Gegnerin:

„Learoſa, die Männerfeindin,“

zu gleich freundlicher Aufnahme

empfohlen

von

dem Verfasser beider Romane.

Druckfehler im erſten Bande.

Seite	49	Zeile	6	von oben lies der ſtatt den
=	93	=	6	v. unten l. Verirrung ſt. Erinnerung
=	107	=	11	v. o. l. als ſt. was
=	142	=	4	v. o. l. nieder ſt. wieder
=	173	=	4	v. u. l. Wochenſtube ſt. Wohnſtube
=	177	=	4	v. u. l. nun ſt. nur
=	252	=	11	v. o. l. wunderlieblichen ſt. wunderlichen
=	278	=	9	v. u. l. Kuſine ſt. Roſine
=	280	=	10	v. o. l. vorbereitet ſt. verbreitet
=	301	=	9	v. u. iſt das Wort: „da“ zu ſtreichen
=	309	=	2	v. u. l. der ſt. den
=	416	=	10	v. u. l. bänglich ſt. länglich
=	432	=	1	v. o. l. allein ſt. allen

Erſt wenig Tage waren ſeit dem Abzuge der letzten böſen Gäſte verfloſſen, welche ſieben ſchwere Kriegsjahre hindurch uneingeladen Sachſens blühende Städte und Dörfer zu wüſten Feſtlagern umgewandelt hatten, als ein Getön, dem Trompetengeſchmetter ähnlich, die ehr- und furchtſamen Bürger des Städtchens Lobſtädt ſammt Weibern und Kindern, Knechten und Mägden an Thüren und Fenſter lockte. — „Gott ſei bei uns! Hat der böſe Feind die Preußen wieder da?“ kreiſchte die Frau Paſtorin auf, welche eben beſchäftigt war, ihren Eheherrn mit dem Feſttagskleide anzuthun, und flog, ihres Amts vergeſſend, an das Fenſter.

„Das wolle Gott nicht!“ erſeufzte der Paſtor ängſtlich, und eilte, wiewol erſt einfüßig beſchuht, der Halskrauſe und der Weſte aber noch ganz ermangelnd, zur Stube hinaus, über die Hausflur hinweg und der Freithüre zu.

„Halt ein!“ ermahnte er ſich vorſorglich, als er grade im Begriff war, dieſe zu lüften. „Daß ich ein Narr wäre,“ ſetzte er hinzu; „ein Narr, thörig genug, den Feinden die Thür zu öffnen!“ — Und ſchnell krümmte er den Finger, um den innern Riegel vorzuſchieben; doch da erſcholl die Stimme ſeiner Ehehälfte hinterher: „Stramm, Stramm, hörſt du nicht? komm nur wieder herein; es ſind nicht die Preußen; eine Extrapoſt iſt's, eine ſechsſpännige. Komm nur. — Aber wie ſiehſt du aus? biſt du von Sinnen? — So heraus zu laufen? ohne Perrücke? ohne Rock? ja, Gott verzeih' mir's, beinahe ohne —“

Der Paſtor fiel der Eiſernden ins Wort: „Alſo eine ſechsſpännige Extrapoſt war's? — Hätt' ich's doch gewagt, die Thür zu lüften! — Wie ſah er denn aus, der Wagen?“

Die Paſtorin fing, während ſie ihren Herrn wieder in den Seſſel niederdrückte, um die Beſchuhung des rechten Fußes zu bewerkſtelligen, Alles, was ſie im Vorüberfluge des Wagens mehr geahnet, als geſehen, zu beſchreiben an, und Mund und Augen des Paſtors dehnten ſich weiter und immer weiter, je länger ſie von der Kutſche erzählte, ſo groß wie die Sacriſtei, von dem funkelnden Goldbeſchlage außerhalb und von dem rothen Plüſchbezuge der innern Kiſſen; doch als ſie nun gar von den beiden Jägern auf dem Bock und von den goldſtrotzenden Haiducken auf dem Lakaienbret ſprach, da bändigte der Paſtor ſeine Neugier nicht länger. Seine Augen funkelten, all' ſeine Gliedmaßen ſetzten ſich in zappelnde Bewegung, und durch den Vorſchlag, Mieke, die alte Hausmagd, zum Poſtmeiſter zu ſenden, um Stand, Namen, Würden, Wohnort und Reiſeziel der fremden Herrſchaft zu erkunden, ſchnitt er der Erzählerin das Wort vom Munde weg.

„Mieke iſt in dem Graſegarten und ſucht Brunnenkreſſe," erwiederte dieſe. „Nun, ſo halte den Fuß doch ſtill," ſchalt ſie dazwiſchen, verdrüßlich, ſchon zweimal die große Steinſchnalle mit dem Schnallriemen verfehlt zu haben. „Ich weiß auch nicht, wo die Mieke bleibt; — horch: da raſſelt's ſchon wieder; gib acht, das iſt der Wagen aus Thomsfelda, und Du ſtehſt noch hier im Hemde."

Und wirklich holperte ein Wagen näher, aber der Thomsfelder war es nicht, und ihn genauer zu beaugenſcheinen hinderte die Frau Paſtorin ihren Gemahl; doch ſah er aus der Ferne genug, um zu erkennen, daß die vorüberrollende Chaiſe Schaden an der Achſe gelitten hatte. Zwei Männer, in Mäntel gehüllt, gingen daneben. — „Höre, Frau," hub er wieder an, „ich wollte darauf ſchwören, das wäre Pellgramm's Livree."

„Pellgramm's Livree?" wiederholte die Paſtorin ſtutzig. „Das glaub' ich nicht," fügte ſie hinzu, „der wollte ja erſt in drei Wochen zurückkehren. Doch Du haſt Recht; der Mantel dort ſieht ganz wie Pellgramm's Livree aus. — Aber ſieh, da kommt der Löwenwirth; grade auf unſer Haus geht er zu; ob bei ihm vielleicht die fremden Herrſchaften eingekehrt ſein ſollten?"

Sie riß das Fenſter auf, aber der Löwenwirth, deſſen Ziel wirklich das Pfarrhaus war, zog es vor, mittels der Thür einzuſprechen. — Das geiſtliche Ehepaar eilte ihm entgegen, ihn mit Erkundigungen nach ſeinen muthmaßlichen Gäſten beſtürmend.

„Weiß nicht, wer die Herrſchaften ſind, Wohlehrwürden, obgleich ich im Auftrage derſelben hier bin,“ verſetzte der Gaſthalter.

Der Paſtor ſtutzte; die Frau Paſtorin nicht minder, und der Löwenwirth fuhr fort:

„Es ſind ihrer Zwei; ein alter und ein junger Herr. Der junge ſcheint der Sohn des alten, ſchaut keck in die Welt hinein, und unter ſeinem Staubmantel ſchimmert etwas Rothes hervor; entweder iſt's Einer von den Dragonern oder gar ein Gardegrenadieroffizier. Der Alte ſitzt aber immer; es ſcheint mit ſeinen Füßen ſchlecht beſtellt zu ſein. Den Mantel hat er feſt übereinandergeſchlagen; weiß alſo nicht, was darunter ſteckt. Auch in der Stube haben Beide die Mäntel nicht abgelegt, das hab' ich mit eignen Augen geſehen; denn kaum waren ſie abgeſtiegen, als ich auch ſchon hineinberufen ward, und da hatte der alte Herr ſich auf das Kanapee geſetzt; aber das Rohrgeflecht mochte ihm zu hart ſein, denn nicht allein, daß ihm ein rothplüſchnes Wagenpolſter untergeſchoben werden mußte, er war auch von allen Seiten eingepackt in ſolche Kiſſen, und auf einem ähnlichen ruhten ſeine Beine. Und nun fing er an, von Dieſem zu ſprechen und von Jenem, von den Kriegslaſten, von den Landeskindern, welche die Preußen eingezogen hatten, und dann kam er auf Ihr Wohlehrwürden zu ſprechen.“

„Auf mich? — mich? — nannt' er mich mit Namen?“ rief der erſtaunende Paſtor aus.

„Freilich mit Namen,“ erwiederte der Gaſtwirth. „Er frug, ob der Herr Paſtor Stramm noch lebe? ob das Dorf Thomsfelda noch immer hierher eingepfarrt ſei? — und trug mir endlich auf, den Herrn Paſtor zu bitten, ſich auf ein Stündchen in mein Haus zu verfügen.“

„Mein Gott, das geht ja nicht an,“ entgegnete der Paſtor. „Ich werde verreiſen, nach Thomsfelda; ich erwarte den Wagen in jeder Minute. — Wenn's noch ein Viertelſtündchen etwa wäre, aber eine ganze Stunde! — Ich verſäume das Mittageſſen.“

„Und kann denn der Fremde nicht zu Dir kommen?“ hub die Paſtorin hofffärtig an. „Biſt Du nicht Pastor loci und Magiſter dazu? — und wer weiß was er iſt?“

„Erlauben Sie, Wohlehrwürden,“ ſagte der Löwenwirth. „Etwas Vornehmes iſt's gewiß, wenn gleich incognito. Sehen Sie, ich habe ſo mein Merkmal; der Kammerdiener zum Beiſpiel — der ſchnupft aus einer ſilbernen Doſe.“

„Aus einer ſilbernen Doſe? — Der Kammerdiener? — Mama, meinen Kragen, meine Perrücke! — Gehen Sie, Herr Nachbar! Eilen Sie; meinen Empfehl dem fremden Herrn, und ich werde ſogleich die Ehre haben.“

Der Löwenwirth entfernte ſich; ihm auf dem Fuße folgte, feſtlich angethan, der Paſtor, und weit zum Fenſter hinausgelehnt, durch die begreiflichſte Neubegier den langen Hals noch länger gereckt, ſtarrte die Frau Paſtorin ihm nach.

Er fand, in dem Gaſthofe zum goldnen Löwen anlangend, die beiden Gäſte der erhaltenen Beſchreibung ziemlich entſprechend. Der jüngere, ein Männchen von etwa fünfundzwanzig Jahren, ſehr fein, beinah ſchmächtig gebaut, mit einem glatten, blaſſen Geſichte, einem Augenpaar, welches trotz ſeiner Gewandtheit, etwas fade um ſich blickte und vermöge ſeiner Farbe den Blondin verrieth, den die Kruſte von Puder und Pommade auf dem vielgelockten Toupée verleugnen zu ſollen ſchien, öffnete auf das höfliche Klopfen des Eingeladenen die Thür und empfing ihn mit einem: „Ah voilà, Monsieur le Pasteur!“

Der alte Herr, ein vollwangiger Sechziger, mit einer Burgunderglut auf der etwas eingefallenen Naſe, neigte dem Eintretenden das puderreiche Haupt ein wenig entgegen, wies, mehr vornehm erlaubend, als einladend, auf den neben ihm ſtehenden Seſſel, hüſtelte etwas und begann:

„Bedauere, Herr Paſtor, grade heute Sie zu mir bemühen zu müſſen; Sie ſind im Begriff zu verreiſen, wie ich vom Wirthe vernehme?“

„Eine kleine Ausflucht in der Nähe, Herr — Herr — ich weiß nicht, wie ich die Ehre haben ſoll, Dieſelben zu tituliren?“ —

Der Fremde ſchien die Hindeutung zu überhören. „Alſo eine kleine Ausflucht haben Sie beſchloſſen? —

Etwa einem Diner beizuwohnen in der Nachbarſchaft?“

„Ganz recht; bei meinem Herrn Patron in Thomsfelda, und man ſpeiſt dort punkt ein Uhr.“

„Werde Sie möglichſt kurze Zeit aufhalten, verehrter Herr Paſtor,“ beruhigte dieſen der Alte. „Alſo in Thomsfelda werden Sie diniren? — Es thut mir leid; ich hätte mir gerne die Ehre erbeten.“

„In der That, Sie ſind ſehr gütig; — doch wenn Sie morgen noch hier ſein ſollten, morgen würd' ich mit Vergnügen mich einfinden; aber heute iſt's nicht möglich; es iſt der Geburtstag des Fräuleins Learoſa, und da darf ich nicht fehlen. Ich habe mich ſchon vorgeſtern angemeldet, und mein Herr Patron ſendet mir den Wagen.“

„Learoſa?“ nahm der junge Mann das Wort. „Welche Kalenderheilige hat denn dem Fräulein dieſen Namen geliefert?“

Der Paſtor ſchmunzelte. „Ei, mein Herr, wenn's darauf ankommt, eine Erbſchaft von hunderttauſend Thalern für unſer Kind zu ergattern, ſo ſind wir capabel, wol den böſen Feind ſelber zu Gevatter zu bitten und es nach Vorſchrift des „Gott ſei bei uns“ Vizlipuzla oder Beelzebubine zu nennen.“

„Freilich, freilich,“ verſetzte der Alte. „Alſo eine Erbſchaft von hunderttauſend Thalern hat dem Fräulein dieſen Namen eingebracht? — Ei, Herr Paſtor, das intereſſirt mich; erzählen Sie doch, wie hängt das zuſammen?“

Es war dem Paſtor anzuſehn, daß er gerne von dieſem Geſpräch abgelenkt hätte, und die Unvorſichtigkeit verwünſchte, mit welcher er die Beziehung, in der Learoſa's Name zu ihrer Erbſchaft ſtand, hier zur Sprache gebracht hatte. — „Das iſt eine verwickelte Geſchichte,“ hub er an; „ſo weitläufig, daß ich kein Ende finden würde, und erzählte ich bis Sonnenuntergang ununterbrochen; — und der Herr wiſſen bereits, meine Zeit iſt mir genau zugemeſſen; der Wagen aus Thomsfelda möchte mich verfehlen.“

„Das ſoll er nicht,“ entgegnete der dicke Herr, indem er dem jüngern einen Wink gab; „Auguſtus, ſogleich einen Boten nach dem Pfarrhauſe, der dort den Wagen abwartet und uns ſofort Meldung von ſeiner Ankunft macht. Geh; — und wir haben ja noch nicht gefrühſtückt; Felix ſoll mein Flaſchenfutter bringen.“

Auguſtus ging, der Bote flog, Felix brachte das Flaſchenfutter, und zehn Minuten ſpäter hatte der Paſtor beim Madeiraglaſe ſeine Bedenklichkeiten vergeſſen.

„Irr' ich nicht, ſo ſprachen Sie vorhin von Thomsfelda, Herr Paſtor,“ hub der Alte wieder an; „der Krieg hat hier doch viel verändert; in welchen Händen iſt denn das Gut jetzt?“

„Der jetzige Erb- und Gerichtsherr iſt ein Baron Pfinzing, ein Preuße, gehorſamſt aufzuwarten,“ antwortete der Paſtor, der eben den Burgunder verſuchte, mit welchem der Gaſtgeber den Madeira wechſeln ließ.

„Pfinzing? — Die Familie iſt gut; es iſt eine urſprünglich heſſiſche; aber wie kommt der Mann hierher? Vor dem Kriege gehörte Thomsfelda einer Gräfin von Rottingerode.“

„Sehr richtig, aber die Gräfin ſtarb Anno 1757 und vererbte ihr Vermögen auf ihr Schweſterkind, die Gemahlin des Herrn Baron von Pfinzing,“ erwiederte der Paſtor.

„Auf die Frau von Pfinzing ſelbſt?“ frug der dicke Herr; „Sie ſagten ja vorhin, das Fräulein, Learoſa ſei die Erbin.“

„Sagt' ich das? — wirklich? — ja — Herr, Herr — verzeihen Sie, ich weiß Sie nicht zu tituliren — ich beſinne mich nicht mehr; aber — wollten Sie nicht gefälligſt zur Sache kommen? — zu dem Zweck meiner Berufung?“

„Ei, welchen Zweck könnt' ich gehabt haben, als den, Ihre Bekanntſchaft zu machen,“ verſetzte der Fremde. „Ich reiſe durch dies Städtchen, entſinne mich ſehr natürlich ſeines ausgezeichnetſten Bewohners, deſſen Ruf als Kanzelredner weit über Sachſens Grenzen hinausverbreitet iſt, und —“

Der geſchmeichelte Paſtor verneigte ſich graziös, und der Fremde fuhr fort: — „und ich bin nicht allein ſo glücklich, mich Ihres Beſuches zu erfreuen, ſondern von Ihrem erſten Worte auf eine höchſt anziehende Begebenheit geleitet zu werden, für mich beſonders anziehend, da ich die verſtorbene Gräfin gekannt habe. — Aber ſie hatte ja einen Bruder;

wie ging es zu, daß ſie dieſen überging in ihrem Teſtamente?“

„Weil dieſer Bruder feindſelig gehandelt hat an der Seligen, ſehr feindſelig, Herr — Herr — vergeben Sie, ich bin noch immer ungewiß über Dero Titulatur. — Pro primo hat dieſer Bruder, um das Vermögen ſeiner Schweſter nicht aus ſeiner Familie kommen zu laſſen, ihr den eheloſen Stand aufgedrungen, indem er ihren Verlobten des Hochverraths bezüchtigen ließ gegen unſern allergnädigſten Landesvater, und es bis zur Landesverweiſung brachte. Die ſelige Gnädige hat nie in ihrem ganzen Leben mehr von dem Unglückſeligen vernommen. — Pro secundo iſt dieſer Bruder am Hofe unſers allergnädigſten Landesvaters abgetreten von dem reinen lutheriſchen Glauben und übergetreten zu dem Papſtthum um irdiſcher Vortheile willen. — Jetzt iſt er noch in Warſchau am Hofe, aber, wie es verlautet, werden Seine Majeſtät bald wieder Allerhöchſtihren Einzug halten in Ihrem getreuen Kurſtaat, und dann wird auch wol der Herr Graf von Rottingerode nicht fehlen, obgleich wir ihn ſchwerlich hier ſehen dürften, denn die Verfeindung der ſeligen Gräfin gegen ihn hat ſich vererbt auf ihre Nichte und auf Alles, was dieſer angehört.“

Der Fremde hatte ſehr gleichmüthig zugehört, und hub, als der Paſtor nun eine Pauſe machte, wieder an: „Mich nimmt es Wunder, daß die alte Dame irgend etwas auf dieſe Nichte vererbt hat; ſo viel ich weiß, verheirathete ſich ihre Pflegetochter gegen den Willen der Gräfin.“

„Ganz richtig; die vortreffliche Dame hat viel Kummer gehabt auf der Welt,“ entgegnete der Paſtor. „Ihre einzige Schweſter hatte einen Spießgeſellen ihres Bruders geheirathet, der ſie an den Bettelſtab brachte und dann, alt und welk in ſeinen jungen Tagen, das Zeitliche geſegnete. Seine Witwe ſtarb bald nach, und da erbarmte ſich die Gräfin Lea der nachgelaſſenen Waiſe und erzog ſie chriſtlich bis in ihr zwanzigſtes Jahr. Da mußt' es ſich fügen, daß zu Anfange des zweiten ſchleſiſchen Krieges ein preußiſcher Küraſſierlieutenant, unſer Baron von Pfinzing, ins Quartier kam auf dem Schloſſe zu Thomsfelda; der brachte dem Fräulein die Liebe bei, und als die Gräfin eiferte wider ein Verlöbniß mit einem Kriegsmann, und die verliebte Nichte fortſchaffen ließ nach Freiberg, da wandte ſich denn das junge Blut leichtfertig ab von dem treuen Mutterherzen, und, daß ich's kurz ſage: das Pärchen ließ ſich heimlich trauen, und kam nur mit dem „Mater peccavi" nachträglich an. Aber nun verſtand die alte Dame auch keinen Spaß; ſie ſagte ſich los von dem undankbaren Schweſterkinde und hielt Ohr und Herz verſchloſſen, zwölf Jahre lang. — Inzwiſchen ging's der jungen Frau gar jämmerlich und immer jämmerlicher von Jahr zu Jahr; in der keſſelsdorfer Schlacht ſchlug ein Granatenſtück dem Herrn Lieutenant von Pfinzing das Schulterblatt entzwei; er bekam den Abſchied, aber Penſion gab's nicht; Güter hatte er nicht, und jeder Brief kam unerbrochen von der erzürnten Tante zurück. Indeß ſegnete der Herr die Ehe, zwar nicht mit Gütern, aber doch mit Kindern. Die älteſte Tochter, Wilhelmine, wurde ſchon Anno 45, der Sohn, Karl Anno 47, und die zweite Tochter Anno 49 geboren. Dieſer gab man die Namen der Tante, Lea Roſina, um ſie zu verſöhnen, aber der Pathenbrief wurde nicht angenommen, und ſo wuchs denn das Elend, bis der Krieg, dieſer ſiebenjährige, ausbrach. Da erzählt wie zufällig ein preußiſcher General, der in Thomsfelda einquartirt war, der Gräfin von einer ſächſiſchen Dame, die an einen ehemaligen preußiſchen Rittmeiſter verheirathet, in einem brandenburgiſchen Städtchen in bitterſter Armuth lebe, und ſchwatzt ſo rührend von den lieben Kinderchen, beſonders von dem jüngſten, Lea Roſina, und verwundert ſich ſo ausnehmend über die Ähnlichkeit dieſes Töchterchens mit der Gräfin, daß das Herz der alten Dame ſich endlich erweicht; und als die Frau Generalin in dem Winterquartiere zu ihrem General kommt und das kleine Fräulein mitbringt, da ging ein neues Leben an auf dem alten Schloſſe. — Und, damit ich's kurz mache, das Töchterchen bahnte den Ältern den Weg zum verſchloſſenen Mutterherzen; ehe die Winterquartiere ein Ende nahmen, paſſirten der Herr Baron und die Frau Baronin ſammt ihren Kindern glücklich wieder ein in Thomsfelda, und Alles war vergeben und vergeſſen. Aber recht, als hätte der Tod nur darauf gelauert, den Genuß der letzten Freude meiner hochſeligen Frau Patronin zu verbittern, ſo ging kurz nach Oſtern Anno 57 ihr langwieriges Kränkeln in die tödtliche Krankheit über, die ihrem Leben ein Ende machte. Sie achtet den Rath des Arztes nicht, reiſt noch eilig nach Leipzig, um dort bei dem Oberhofgericht ihr Teſtament niederzulegen, ſtirbt dort, und — mein Herr von Pfinzing geht als mein gnädiger Herr Patron hinter ihrem Sarge.“

Während der Erzählung des Paſtors hatte die Stirn des alten Herrn ſich zuſehens gerunzelt; jetzt, indem er eine Bewegung machte, als ob er ſich erheben wolle, brach er mit einer Donnerſtimme aus: „Das hätte nimmermehr geſchehen ſollen, wenn ich damals in Sachſen geweſen wäre.“

Erſchrocken ſah der Paſtor ſeinen Wirth an, und die breiten Lippen klafften, wie die Augenlider, ihm weit von einander, als er unter dem gelüfteten Mantel des Alten ein handbreites, blaues, gewäſſertes Band, und dieſem zunächſt einen auf den Rock geſtickten funkelnden Stern entdeckte. — „Gott ſteh' mir bei!" ſtöhnte er aufſpringend. „Mit wem hab' ich denn die Ehre, das Glück, die hohe Gnade? —"

„Ich bin" — entgegnete der Fremde, den Kopf ſtolz erhebend, und den zitternden Paſtor mit ſcharfen Blicken meſſend — „ich bin der Grand maître de la garderobe Sr. königlich polniſchen Majeſtät, Ihres allergnädigſten Kurfürſten. — Mein Name — er wird Ihnen nicht fremd ſein; meine hochſelige Schweſter hat Sie ja zur Genüge mit ihrem einzigen Bruder, dem Reichsgrafen von Rottingerode, bekannt gemacht."

Alle Zeugen des genoſſenen Burgunders, Madeiras und Champagners waren aus dem Antlitze des Paſtors gewichen, um mit ihrem ganzen Gewichte auf ſeiner Zunge zu ruhn. Seine Sprache ward zum Lallen: „Excellenz, — Ihre hochreichsgräflichen Gnaden und Excellenz halten zu Gnaden. — Was ich geſprochen habe, Gott der Herr iſt mein Zeuge, ich hab's nicht erfunden; aus meiner Seele kam's nicht; ich hab's von Hörenſagen; — ich hab's" —

„Keine Entſchuldigung, lieber Mann Gottes," fiel der Graf ihm ins Wort. „Ich bin weit entfernt, Ihnen die Sünden Anderer zum Vorwurf zu machen. Sie ſind ein guter Mann, nur etwas zu leichtgläubig. Sie bezweifeln nicht, daß ich ein Ungeheuer ſei, weil ich meine Schweſter verhindert habe, einen Landſtreicher zu heirathen. Sie halten mich für ein Belialskind, weil ich in den Schooß unſerer allgemeinen Mutterkirche zurückgekehrt bin. Aber that Auguſtus I. etwas Anderes, als er durch ſeinen Übertritt ſeinem Hauſe die polniſche Königskrone erwarb? — Und wollen Sie den Vater Ihres Herrn einen Meineidigen nennen?“

„Ei, bei Leibe, wo wollte ich mich Deſſen unterfangen?“ entgegnete der geängſtigte Paſtor, und der alte Graf bemächtigte ſich von Neuem des Worts:

„Nun alſo; ſo werfen Sie die orthodoxe Larve weg und zeigen ſich dreiſt und ohne Hehl als den vorurtheilsfreien Mann, den Sie bei unſern erſt gewechſelten Worten mir offenbarten; verſtehen Sie mich? als einen Mann, der capabel iſt, den Teufel zu Gevatter zu bitten, wenn er ein erkleckliches Pathengeſchenk einbindet. — Wir Beide haben nun einander kennen gelernt und wollen offen zuſammen reden. Ich weiß, daß meine Schweſter, hochſeligen Andenkens, die Abſicht hatte, ihr Hab' und Gut einem Kinde ihrer Nichte zu hinterlaſſen, und bin jetzt hier, um an Ort und Stelle Nachricht einzuziehen, ob ſie dieſen Vorſatz ausgeführt, oder — wie es verlauten will — geändert hat. Nun ſagen Sie mir: wer iſt eigentlich der Erbe meiner Schweſter geworden? Pfinzing oder ſeine jüngſte Tochter?"

Der Ausdruck der Beängſtigung verzog ſich von der Stirn des Paſtors bei Entdeckung des Winkelzugs, den dieſe Frage ihm geſtattete. „Die Jüngſte?" wiederholte er. „Nein, halten zu Gnaden, hochreichsgräfliche Excellenz, dem iſt nicht alſo, das kann ich Ihnen betheuern! Die jüngſte Tochter der Frau Baronin von Pfinzing iſt nicht im Geringſten bedacht, nicht im Geringſten."

Die Stirn des Alten verzog ſich, da nahm der junge Herr zum erſten Mal das Wort: „Mon cher père, der Herr Paſtor hintergeht Sie. Es gibt noch ein jüngeres Kind als Learoſa in Thomsfelda. Nicht wahr, Herr Paſtor? Das jüngſte Kind war nicht der Liebling meiner ſeligen Tante; ſie hat dieſes Neſthäkchen vielleicht gar nicht mehr gekannt?"

Der alte Graf waffnete ſein Auge mit einem Richterblick, indem er es ſtechend auf dem Paſtor ruhen ließ, welcher immer kleinlauter anhub: „Freilich, freilich, das jüngſte Fräulein, Carolina Johanna, vulgo: Hannchen, wurde erſt geboren in Thomsfelda, aber" —

Er ſtockte wieder und fuhr ſchreckhaft zuſammen, als er, mit der Rechten nach ſeinem ſchweißtriefenden Geſichte fahrend, dieſe gefaßt fühlte von der Hand des Grafen, der ihn in ſeinem ſtrengſten Tone an die ausgeſtoßenen, ihm unvergeſſenen Blasphemien erinnerte, und ihn warnte, bei Beantwortung der ihm vorgelegten Frage, ſich vor Winkelzügen zu hüten. „Mein Herrgott!" ächzte er, „ich darf ja nicht reden; der Herr Baron hat mich, ſo zu ſagen, gewiſſermaßen insgeheim in ſeiner Hand."

„Und ich habe Sie öffentlich in der meinigen!" drohte der Graf. „Was Sie geſprochen haben, das reiſt Sie ohne Rettung zum Königſtein! — Alſo Offenheit; fürchten Sie keinen Verrath von mir und um all' Ihre etwaigen Beſorgniſſe zu heben, ſo will ich den Anfang mit Eröffnung meiner geheimen Entwürfe machen; ſehen Sie da —" er deutete vorſtellend auf den jungen Grafen — „ſehen Sie da Ihren deſignirten Patron."

Der Mund des Paſtors erſchloß ſich zu einem ſo langgedehnten „Ah!" daß es ſchien, er habe die Muskelkraft, ihn zu ſchließen, verloren. — Der alte Graf fuhr fort:

„Als ich vor faſt ſieben Jahren, nach der Einnahme der pirnaer Verſchanzungen durch die Preußen, meinem allergnädigſten Herrn nach ſeinem Königreiche zu folgen gemüßigt wurde, da konnt' ich die Ausſöhnung meiner Schweſter mit ihrer Nichte weder vorausſehen noch verhindern, und jetzt bleibt mir nichts übrig, als den Verſuch zu machen, die Lage der Dinge, wie ich ſie finde, wo möglich zum Vortheil meiner Familie zu wenden, das heißt: das zerſplitterte Erbeigenthum meiner hochſeligen Ältern wieder in eine Hand, und zwar in die meines einzigen Sohnes zu bringen. Ob nun meine Schweſter, wie mir hinterbracht worden, wirklich Eine der Pfinzingſchen Töchter, und in welchem Maße favoriſirt hat, oder ob ihr Nachlaß in viele Theile zerfallen wird, das, Herr Paſtor, will ich von Ihnen hören. Sie ſind der Vertraute meiner Schweſter geweſen; Sie müſſen alſo vor Allen vermögen, mir genügende Auskunft zu geben, und von Ihnen wird es größtentheils abhängen, ob ich mein Project, meinen Sohn mit Einer jener Töchter zu vermälen, verfolge oder aufgebe. Nun reden Sie, und zählen Sie auf meine Discretion.“

„Ja, ja!“ brach der Paſtor laut, faſt freudig, als freue er ſich des Sieges über ſeine bezwungenen Bedenklichkeiten, aus. „Unter ſo bewandten Umſtänden würde es ein crimen ſein, Ihnen irgend Etwas zu verheimlichen. So laſſen Sie ſich denn berichten: die hochſelige Frau Gräfin hat all' ihr Habe dem Fräulein Lea Roſina von Pfinzing vermacht, aber das ſoll ein Geheimniß bleiben, bis das Fräulein volljährig wird oder ſich verehelicht. Bis dahin paſſirt der Baron, ihr Herr Papa nämlich, für den Univerſalerben, iſt aber nichts als der Verwalter der Güter ſeiner Tochter, und wird, wenn dieſe heirathet oder ſpäteſtens am Tage ihrer erlangten Großjährigkeit, einfürallemal ſammt ſeiner Gemalin und ſeinen andern Kindern, mit einem Capital von zwölftauſend Thalern abgefunden.“

„Und das Alles iſt Ihnen mit Zuverläſſigkeit bekannt?“ frug die Excellenz.

„So zuverläſſig, daß ich es beſchwören könnte,“ erwiederte der Paſtor. „Ich ſelber habe ja das Teſtament mit meiner eignen Hand niederſchreiben müſſen, und auch nach Leipzig würde die Hochſelige mich mitgenommen haben, als ſie, ſchon todtkrank, ſich dorthin begab, um das Document in eigner Perſon den Gerichten zu übergeben, aber unglücklicherweiſe kam grade zu jener Zeit der Generalſuperintendent zur Kirchenviſitation, und da nahm ſie ſtatt meiner den Gerichtshalter mit.“

„Den Gerichtshalter? wie heißt der?“

„Nauvogel, Amtmann Nauvogel. — Die Bauern — halten zu Gnaden, Excellenz,“ fügte der Paſtor lächelnd hinzu, „die nennen ihn ſchelmiſcherweiſe nicht anders als Galgenvogel.“

„Und dieſer Galgenvogel lebt noch und iſt hier?“

„Lebt und fungirt noch, iſt gegenwärtig aber verreiſt, hält Termine ab in ſeinem Gerichtsſprengel.“

Der alte Herr verbrachte einige Minuten in ſchweigſamen Sinnen; dann ſetzte er das Geſpräch fort: „Mir will das Sachverhältniß noch nicht klar werden. Welchen Grund konnte meine ſelige Schweſter haben, ihr Vermächtniß geheim halten zu laſſen? — Und wie konnte der Inhalt ihres Teſtaments verheimlicht bleiben? — Es mußte ja offenkundig werden bei der Ausfertigung des Beſitztitels für die Erbin und durch die Einſetzung des Vormunds, der ihr doch beſtimmt werden mußte. — Herr Paſtor, Ihr Wort in Ehren, aber“ —

„Hochreichsgräfliche Excellenz, ich werde die Gnade haben, Ihnen auf Alles zu dienen,“ fiel der Paſtor ein. „Als die hochſelige Gräfin teſtirte, da war der Feind im Lande; da gab es kein Geſetz und kein Recht zu Gunſten einer Minorennen, und zudem hatte die hochſelige Gnädige das hochpreisliche Pupillencollegium genugſam kennen gelernt, um nicht Alles daran zu ſetzen, ihre deſignirte Erbin vor einer Bevormundung zu bewahren. Und ſo hat ſie ſich denn alſo reſolvirt: der Herr Baron von Pfinzing iſt Erb- und Gerichtsherr von Thomsfelda, darf aber nichts veräußern, nichts verſchulden, nichts verpfänden, ſondern muß den Nachlaß unverkürzt erhalten, bis das damalige jüngſte Kind verheirathet oder volljährig wird. Dann ſoll ein Codicill eröffnet werden, welches die hochſelige Erblaſſerin ihrem Teſtamente verſiegelt beigefügt hat, und dieſes Codicill ernennt Fräulein Lea Roſina von Pfinzing zur Univerſalerbin und findet ihre Ältern mit zwölftauſend Thalern rein ab. — So verhält ſich's, hochreichsgräfliche Excellenz. So hab' ich's ſelbſt niederſchreiben müſſen, und ſo iſt's deponirt in Leipzig. — Aber reiner Mund iſt nothwendig, denn kommt dem Pupillarcollegium ein Wind davon, wie ſich's verhält mit der Sache, ſo miſcht es ſich in die Verwaltung des Mündelguts, und dann gnade Gott der Erbin, wenn ſie an ihrem Hochzeitstage ihre Erbſchaft bei Lichte beſehen will! Sie dürfte herzlich wenig vorfinden."

„Nun, mein Sohn Auguſtus, die Nachrichten könnten uns gefallen, nicht wahr?" ſo richtete der alte Herr jetzt ſchmunzelnd das Wort an den jungen Grafen, der bisher die Rolle eines ſtummen aber ſehr achtſamen Zuhörers feſtgehalten hatte. — „Das will ich meinen, mon père,“ verſetzte er. „Doch gibt es auch noch einige Nebendinge zu prüfen. Bitte, beſchreiben Sie mir das Fräulein, Herr Paſtor,“ wandte er ſich an dieſen. „Für's Erſte: Iſt ſie hübſch?“

„A — h!“ ächzte der Paſtor mit Siegwart'ſcher Empfindſamkeit, wälzte die grauen Augen wie verklärt gen Himmel, küßte ſeine Fingerſpitzen und flüſterte: „Hübſch? — ein Zuckerpüppchen! Ein Wachsbild! Ein Geſichtchen ſo roth, ſo weiß — man ſollte ſchwören, man ſähe rothe Oſtereier auf einer meißner Schüſſel liegen. — Und das Mündchen, die Zähnchen — die Äuglein — o — h!“

Plötzlich ſchien er der Unverträglichkeit ſeiner Extaſe mit ſeiner Würde eingedenk zu werden; die Süßlichkeit ſeiner Mienen verſchwand unter dem Heiligenſchein frommer Züge, und ernſthaft verſetzte er: „Ja, es iſt nicht zu leugnen, der Himmel hat das Fräulein mit großer Leibesſchöne geſegnet.“

„Nun, und mit Geiſtesreizen vielleicht deſto weniger?“ forſchte Graf Auguſtus, indem er das Madeira- und das Burgunderglas ſeines Gaſtes zugleich füllte.

„Ei, mit Nichten,“ erwiederte dieſer, der Zunöthigung des gaſtfreien Wirths nachgebend und redſeliger werdend von Glas zu Glas und von Wort zu Wort. „Fräulein Learoſa iſt gewitzigt, o, unglaublich, und immer ſpaßhaft, immer locker. Freilich, Jugend hat nicht Tugend, und ſo läßt ſie denn auch an mir ſelbſt oft ihren Spaß aus; hat mir zum Exempel einmal in der Kinderlehre die Perrücke feſtgeſteckt an die Lehne des Stuhls, auf welchem ich ſaß, und als nun die Frau Baronin eintritt, und ich gebührend mich ſchnell erhebe, da ſteh' ich baarhäuptig wie Eliſa der Prophet. Ja, ja, die iſt nicht ſo blöde wie ihre Namenſchweſter in der heiligen Schrift, des Patriarchen Jakob erſte Frau.“

„Aber wie nennt man ſie denn eigentlich?“ fuhr der junge Graf zu fragen fort. „Sie führen das Fräulein unter verſchiedenen Namen auf.“

„Lea Roſina iſt ſie getauft, und lange Jahre hindurch auch ſo genannt worden," belehrte der Paſtor den Wißbegierigen. — „Aber," fuhr er fort, „nach dem Tode der hochſeligen Gräſin modelte Jeder an dem ehrwürdigen Namen. Lea klang zu bibliſch, Gott vergeb's mir, daß ich's nachrede; Roſina klang zu gemein; ſo taufte man das Fräulein denn um zur Leaſine; aber das „Aſine" erinnerte an Asinus, und als das Fräulein erfuhr, wie Asinus verdeutſcht heißt, da verpönte ſie den Ekelnamen und ſetzte feſt, ſie wolle Learoſa heißen."

„Sie ſetzte das feſt?" frug der junge Herr. „Sie ſcheint alſo eine Stimme zu haben im Hauſe?"

„Das will ich meinen; ein Stimmchen, ein Köpfchen — Eins ſo hell, wie das Andere hart! Der Herr Papa — freilich, der ſieht ihr nur der Frau Mama halber durch die Finger, und führe gern manchmal dem Töchterchen durch den Sinn. Aber die gnädige Frau Baronin ſieht und liebt in Fräulein Learoſa die Wohlthäterin ihres ganzen Hauſes, ihre Verſöhnerin mit der gnädigen Frau Tante, kurz, die Stifterin des Glücks der ganzen

Familie, und eifert nicht wenig über den Vorzug, den der Herr Baron ſeinem Stammhalter, ſeinem einzigen Sohne, angedeihen läßt."

„Und dieſer Stammhalter? — o, wenn Sie mich doch vorläufig mit ihm bekannt machen wollten." —

„Mit Karlchen?" entgegnete der Paſtor etwas verlegen. — „Dieſes Karlchen, gnädigſter Herr Graf, iſt ein — ſehr wohlgewachſener Jüngling; ſehr ſolide für ſein Alter; wirthſchaftlich — o, der wird nicht verhungern, der kennt ſeinen Vortheil; und gewitzigt iſt er; man ſieht's ihm kaum an, aber glauben Sie mir, er weiß Alles, was im Hauſe geſchieht, denn — unter uns geſagt: er ſteht hinter jeder Thür."

Der junge Graf lächelte. „Aber nun ſind noch zwei Töchter zu beſchreiben übrig," erinnerte er.

„Zwei Töchter noch, ſo iſt's," bekräftigte der Paſtor. „Aber nur von Einer läßt ſich reden; die jüngſte iſt noch nicht Fleiſch, nicht Fiſch; guckt erſt hinein in die Welt wie ein nacktes Vögelchen aus dem Neſte. Die älteſte indeſſen, Frau von Pellgramm, das iſt eine ſehr würdige Dame; ſo ſanft, ſo ſtill, ſagt zu

Allem Ja, und keiner menſchlichen Seele ein böſes Wort. Hübſch freilich iſt ſie nicht, ein klein wenig ſchief gewachſen, hat auch zweierlei Augen, das blaue vom Papa, das braune von der Mama; und — ſoll ich's ſagen, was ich meine? — Glauben Sie mir, theuerſter, wollte ſagen gnädigſter Herr Graf, nimmermehr würde der Herr von Pellgramm ſie erwählt haben zur Ehegefährtin, wenn er gewußt hätte, was im Hinterhalt des Teſtaments der ſeligen Gräfin ſteckt."

„Das verdenk' ich ihm nicht," verſetzte der junge Graf.

„Ich auch nicht," verſicherte der Paſtor. „Es iſt auch ein vortrefflicher junger Herr, dieſer Herr von Pellgramm, und bleibt nur zu bedauern, daß die Herrſchaften ſich gegenſeitig hinters Licht geführt haben, der Herr Baron, als er eilte, ſeine unſchöne Tochter an den Mann zu bringen, und der Herr von Pellgramm, als er, in der Meinung, eine reiche Erbin heimzuführen, ſich um Fräulein Minchen bewarb, die mit den viertauſend Thalern ihrer Mitgift wol für immer abgefunden ſein wird. — Ach, die ſchönen viertauſend Thaler! Ich wette, es ſind nicht vierhundert Groſchen mehr übrig davon, denn der Herr von Pellgramm iſt beſtändig auf Reiſen, Güter zu kaufen, wie es heißt; nun, ich möcht's Keinem rathen, ihm auch nur einen Morgen Landes auf Credit zu verkaufen.“

„Sie vergeſſen uns aber das Älternpaar dieſer Kinder zu ſchildern,“ erhob der alte Herr ſich wieder. „Die Mutter hab' ich in ganz frühen Zeiten zwar ſchon gekannt, aber nichts wechſelt die Farbe ſo leicht als das Weib.“

„Sehr richtig, ſehr witzig, hochreichsgräfliche Excellenz,“ verſetzte der Paſtor. „Nichts wechſelt die Farbe ſo leicht als das Weib, und ſo würden Sie denn ſchwerlich Dero Frau Niece wieder erkennen. Sie geberdet ſich etwas melancholiſch; mag ſich wol ein Gewiſſen aus der Bekümmerniß machen, mit welcher ſie die letzten Lebensjahre ihrer Wohlthäterin beſchwert hat. Auch ſcheint die ausgeſtandene Hungerzeit im Preußiſchen ihr den Muth tüchtig gebrochen zu haben. Es iſt aber eine ſehr gottesfürchtige Dame; bei weitem frömmer als der

Herr Gemahl. Der iſt noch immer ſo ein halber Soldat; und ein Preuße iſt er, ein ſo eingefleiſchter Preuße, daß ich's Keinem rathen wollte, ſchlecht zu ſprechen von dem König Friedrich oder auch nur von dem geringſten Tambour, der je die preußiſchen Marodeurs zuſammengetrommelt hat. Und dieſen preußiſchen Tik, den hat vor Allen Fräulein Learoſa geerbt von ihrem Vater; Sie ſollten einmal die Rede bringen auf den alten Ziethen oder den Seidlitz."

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den redſeligen Paſtor, und die Botſchaft, daß der erwartete Wagen, ihn nach Thomsfelda abzuholen, angelangt ſei, machte der Unterhaltung ein Ende.

„Zwei Worte noch," ſprach der Graf, ihm winkend. „Ich habe mich entſchloſſen, die Familie meiner Niece ſelbſt kennen zu lernen, und noch an dieſem Nachmittage nach Thomsfelda zu fahren. Werd' ich dort einen großen Cirkel finden, oder beſchränkt die Geburtstagsfeier ſich auf ein Familienfeſt?"

Der Paſtor antwortete, daß wahrſcheinlich Einige der nächſten Nachbarn mit Learoſa's Geſpielinnen ſich eingeſunden haben würden, und nun entließ der Graf ihn mit der Warnung, nichts von dem Gegenſtande der eben abgebrochenen Unterhaltung zu verrathen, und ihm gegenüber in Thomsfelda die Rolle eines ihm völlig Unbekannten zu ſpielen.

„Verſtehe,“ flüſterte der Paſtor, legte mit der halb ſubmiſſen, halb familiairen Miene eines zum Vertrauten erhobenen, dienſtgewohnten Geiſtes den Finger auf den Mund, und überſchritt rückwärts gehend die Schwelle. Eilfertig ſtieg er die Stufen zur Straße hinab, verbeugte ſich im Vorübergehen noch einmal ehrerbietig gegen das Fenſter, an welchem der junge Graf gelehnt hatte, und erſtarrte vor Schreck, als er an den Scheiben des Nachbarfenſters den — Herrn von Pellgramm ſtehen ſah, der mit Hand und Augenwinken ihn bedeutete, ſeiner zu harren.

Der Paſtor verlor den Kopf. „Hat Den der Böſe hier gehabt, während ich drinnen ſchwatzte, ſo geht das Tageslicht auf über das ganze Geheimniß und — Gott ſteh' mir bei — über das meinige dazu.“ — Vergebens klopfte Herr von Pellgramm hinter ihm an die Scheiben; er verdoppelte ſeine

Schritte bis zum würdeloſeſten Trabe und langte entathmet in dem Pfarrhauſe an.

Kaum behielt er Muße, ſeiner Ehehälfte das Geſchehene zu berichten, und kaum hatte dieſe Zeit, die Hände wortlos über dem Haupte zuſammenzuſchlagen, denn windſchnell war Pellgramm dem Enteilenden nachgeſtürmt und ſtand jetzt, ihn bei den Knöpfen ſeines Rockes faſſend, zwiſchen dem Ehepaare. „Sie müſſen mir Rede ſtehen, Herr Paſtor! Iſt's wahr, was Sie den Fremden dort mitgetheilt haben? — Meine Schwiegerältern ſind nicht Erben ihrer Tante geweſen? Es liegt noch ein zweites Teſtament im Hinterhalt, welches meine Frau zur Bettlerin und Learoſa zur Univerſalerbin macht? — Reden Sie, oder" —

Da ſprang die Paſtorin dem Drohenden entgegen. „Laſſen Sie meinen Mann los, gnäd'ger Herr!" kreiſchte ſie. „Was gehen ihm Ihre Erbſchaftsſachen an? Was kann er dafür, daß Sie nach dem Gelde geheirathet und ſich betrogen haben?"

„Um Gotteswillen, geſteh's ihm nicht! Red's ihm aus! — Sag' ihm, daß er falſch verſtanden hat!"

ziſchelte der Paſtor, aber Pellgramm lachte ihm wie ein Raſender entgegen: „Die Lüge kommt zu ſpät, Herr Paſtor! Ich weiß, was ich gehört habe, und könnt' ich meinen Ohren nicht trauen, ſo müßt' ich doch ein Kind oder ein Narr ſein, wenn ich auf Ihrem Geſichte die Wahrheit nicht leſen wollte. Alſo erſparen Sie ſich den Lügenverſuch und ſetzen Sie mir ausführlich auseinander, wie es ſich mit dem Teſtamente der verſtorbenen Gräfin verhält?"

„Nun, was iſt's denn auch mehr?" hub die Paſtorin ſtatt ihres wortloſen Gatten an. „Es iſt ja einerlei, ob das Geheimniß heut oder ein paar Jahre ſpäter zur Sprache kommt. Was haben wir denn für Lohn gehabt, daß wir das Geheimniß bewahrt hielten bis heute?" — Und mit derſelben Redſeligkeit, welche ihr Mann eine Stunde früher in Betreff deſſelben Gegenſtandes entfaltet hatte, begann ſie nun ihren Gaſt über ſein Unglück zu verſtändigen, ohne ſich durch den Paſtor ſtören zu laſſen, der ein über das andere Mal mit ſichtlicher Angſt ihren Zungenlauf zu hemmen ſuchte.

„Ich bin zum Elend geboren!" rief Pellgramm, den grollenden Blick gen Himmel werfend. „Warum muß ich dies Alles erſt heut' erfahren? Warum durfte nicht ein Jahr früher mein Wagen vor dem Thore brechen und das Schickſal mich zwingen, hier einzukehren, um Mitwiſſer dieſes heilloſen Geheimniſſes zu werden? — Ha, Gott ſei dem Alten gnädig, der mich mit ſeiner Tochter angeführt hat! — Sagen Sie mir, weiß mein Schwiegervater, daß er nur Scheinbeſitzer von Thomsfelda iſt, daß noch ein zweites Teſtament der Eröffnung harrt?"

Die Paſtorin bejahte. Die verſtorbene Gräfin hatte ihrem Schwiegerſohne ſelbſt ihre Abſicht, Learoſa zu bevorzugen, mitgetheilt.

„Schrecklich! Schrecklich!" knirſchte Pellgramm's Grimm. „Und dieſes Engelskind, dieſes ſchöne — reiche Mädchen ſoll jener bübiſche Vetter wegfiſchen? — Nimmermehr!"

„Der Katholik?" ſchrie die Paſtorin dazwiſchen. „Was? Unſere lutheriſche Kirche ſollte einen katholiſchen Patron bekommen? — Das geht nicht! Das ſtreitet wider die Kirchenordnung und wider die Landesfreiheit! Und wenn's das ganze Sachſenland litte, ich leid' es nicht!"

Pellgramm verſank in Brüten. „Herr Paſtor, ich fahre mit Ihnen nach Thomsfelda," fuhr er endlich auf. „Über Alles, was ich ſo zufällig heute erfahren mußte, werd' ich ſchweigen; Ihr Geheimniß iſt alſo wohlbewahrt. Aber dafür beding' ich mir aus, daß Sie auch von den Abſichten des Grafen Rottingerode auf Learoſa ſchweigen. Ich werde, wenn's an der Zeit iſt, ſchon meinen Schwiegerältern den erfoderlichen Wink geben. Verlaſſen Sie ſich indeß darauf, Frau Paſtorin, Ihr Mann ſoll für keinen katholiſchen Patron zu beten gezwungen werden. Learoſa ſoll ihren Vetter nicht heirathen. Das verſprech' ich Ihnen."

„Du ſchweigſt nicht!" ziſchelte die Paſtorin ihrem Gatten ins Ohr, als er im Begriff, Pellgramm zum Wagen zu folgen, ihr den Abſchiedskuß auf die Wange drückte. „Du erzählſt auf der Stelle dem Herrn Baron und der Frau Baronin, welcher Freier ſich einſtellen wird heut' Nachmittag. Verborgen kann's ihnen nicht bleiben, daß Du d'rum gewußt haſt, denn jedes Kind in Lobſtädt kann's ihnen erzählen, daß Du länger als eine Stunde converſirt haſt mit der alten Excellenz. — Nun ſetz' Dich auf, komm' glücklich an und zurück, und übernimm Dich nicht mit Eſſen und Trinken; — und meinen Glückwunſch, genau wie ich ihn Dir einſtudirt habe.“

Der Paſtor nickte ein über das andere Mal ſein Ja zurück, ſetzte ſich feſt an der Seite des ihm aufgedrungenen Gefährten, der, düſter vor ſich hinblickend, nun einen Augenblick lang das Haupt erhob, um dem Kutſcher ein donnerndes „Fort!“ zuzuherrſchen, und dann wieder in ſein Brüten zurückſank.

Die Eile des Kutſchers vermochte die bei der läſſigen Hinfahrt nach Lobſtädt verlorene Zeit nicht wieder einzubringen; die Geſellſchaft, aus Learoſa's vertrauteſten Geſpielinnen und deren Ältern erleſen, ſaß bereits bei Tafel, als der Spätlingsgaſt eintrat. Der Baron winkte ihn zu dem ihm aufbewahrten Platze, doch ehe er dieſen einnahm, entledigte er ſich der Nachricht, daß Herr von Pellgramm ihn begleitet, und um ſich umzukleiden, ſich nach ſeinem Zimmer begeben habe. — Mit einem Freudenruf ſprang die junge Strohwitwe auf, und enteilte, um den Gatten zu begrüßen, und mit dem Warnungsruf: „Minchen, behutſam!“ folgte der beſorgte Vater ihr mit gleicher Eile.

Zu der ihm aufgetragenen Verſtändigung des Barons über den, dieſem zugedachten Zuſpruch fand der Paſtor jetzt alſo die Gelegenheit nicht, und während er mit einem flüchtigen Blick auf die Tafel zu berechnen verſuchte, wie viel Schüſſeln er bereits verſäumt habe, und eiliger, als ihm lieb war, nachholen müſſe, ward er Learoſa's anſichtig, und ſeiner Verpflichtung eingedenk, ſich ſeines Glückwunſches gegen die gefeierte Tochter dieſes Tages entledigen zu müſſen.

Mit einem Ernſt, der ihren genauern Bekannten den Schalk verrieth, welcher hinter der frommen Miene lauerte, horchte das holde Kind geſenkten Hauptes demüthig und beſcheiden der ſalbungsreichen Rede des Seelſorgers, welche, zarter Anſpielungen auf das nunmehr beendete zweite Stufenjahr der

Gefeierten voll, die Trennung von den Kinderzeiten und den Übergang in das ernſtere Leben bildlich mit einer Art von Seelenwanderung verglich. — Learoſa ließ ihn ungeſtört enden, dann hob ſie das roſige Geſichtchen fromm zu ihm empor und lispelte: „Ach, Sie machen mir bange, liebſter, verehrteſter Herr Paſtor. Es hat mich längſt ſchon bekümmert, ob wir nach unſerm Abſterben uns mit den lieben Engeln im Poſaunen- und Drommetenblaſen üben, oder ob wir, wie die Braminen lehren ſollen, dereinſt thieriſche Körper zu beſeelen beſtimmt ſein mögen.“

Es ſchien dem Paſtor unangenehm zu ſein, hier, mit leerem Magen und Angeſichts der lockenden Tafel, ſich auf Erörterung theologiſcher Spitzfindigkeiten einlaſſen zu ſollen; er verwies das Fräulein mit ihren unchriſtlichen Zweifeln und Scrupeln auf eine gelegnere Zeit, aber unglücklicherweiſe befand der ihm angewieſene Sitz dem ihrigen ſich grade gegenüber, und kaum hatte er die Serviette durch das Knopfloch gezogen und den zum Munde geführten heißen Suppenlöffel überblaſen, als ſie von Neuem anhob.

„Ich kann mir nichts Schrecklicheres als eine

Seelenwanderung denken! Wie entſetzlich muß es der armen Seele ſein, wenn ſie zum Beiſpiel zwanzig Jahre lang an allen Weihrauch gewöhnt geweſen iſt, der einem hübſchen Mädchen geſtreut wird, und nun auf einmal zum Beiſpiel in ſolche ſogenannte Miteſſer fahren ſoll, wie Sie, liebſter Herr Paſtor, auf der Naſe haben. — Was meinen Sie, Herr Paſtor, ob Ihre Miteſſer wirklich lebendige Weſen ſein mögen?“

Die Gäſte belachten und bekicherten den Witz des holden verzogenen Kindes; der Paſtor aber, im Begriff, ſeinen gerechten Ingrimm mit einem Glaſe Wein hinunterzuſpülen, verſchluckte ſich, und brach in ein ſo heftiges Huſten aus, daß der Grund, auf welchem die anſtößigen Pünktchen geſäet waren, flammenroth wurde. „Learoſa!“ ſchalt die Mutter in ihrem ſtrengſten Tone, aber ſie ließ es bei dieſem milden Verweiſe bewenden, denn ehe ſie Zeit hatte, ihn zu ſchärfen, kehrte der Baron zurück. Arm in Arm folgten ihm Pellgramm und Minchen; der Paſtor trat dem Ankömmlinge ſeinen Platz ab, und hielt ſich, außerhalb der Schußlinie der immer ſchußfertigen Witzſchützin, an Glas und Schüſſeln für ſeinen gehabten Verdruß ſchadlos.

Indeß am obern Ende der Tafel das Geſpräch über den Druck der Zeiten die alten Geſichter ernſt machte, kicherte die unten zuſammengedrängte junge Welt immer lauter; die Lauteſte von Allen war Learoſa, die mit ihrem Bruder in Wortwechſel gerathen war. „Herr Paſtor,“ flüſterte dieſer dem kauenden Seelenhirten zu, „belehren Sie doch meine Schweſter, ſie will mir nicht glauben, daß es einen Philoſophen gegeben, der an der Menſchheit des weiblichen Geſchlechts gezweifelt.“

„Nein, ich glaube, ich glaube!“ rief Learoſa. „Dein Philoſoph hat vollkommen Recht gehabt; wir ſind keine Menſchen, ſondern — Engel! Frag' alle Poeten, ob wir's nicht ſind.“

„Das ſoll geſchehen,“ miſchte der Vater ſich in das Geſpräch. „Wir wollen gleich einen Poeten fragen, was Ihr für Weſen ſeid. — Karl, auf meinem Pulte liegt ein Heft der Zeitſchrift: „Der Freund“; hol' es mir her.“

Karl eilte und brachte das Heft. „Hier, lies;

unſer neugeborenes Kindlein ſoll ſich nicht vergebens auf die Poeten berufen haben, um zu erfahren, weß Geiſtes und Gepräges es iſt.“

Karl ſtellte ſich vor Learoſa hin und las:

„Die Thränen.“

„Drei Tage vor dem Ball am Sinai —
Herr Moſe wollt' ihn aber nicht ſehr loben —
Hat ſich ein Zwiſt, der faſt zum Kampf gedieh,
Zwiſchen den Damen und den Herrn erhoben,
Doch eh's noch kam vom Stichelwort zum Schlagen,
Ward Moſe ſelbſt die Sache vorgetragen.

Ein Herr begann: „Wir folgern, weil die Mängel
Des Weibes gar nicht menſchlicher Natur,
Daß es kein Menſch ſei.“ — „Richtig, wir ſind Engel,
Und wollen auch nicht Menſchen ſein,“ ſo fuhr
Der Damen ganzes Chor mit kriegeriſchen
Zurüſtungen in Blick und Ton dazwiſchen.

Herr Moſe ſah bald dieſen Theil, bald jenen,
Das Urtheil aus den Nägeln kauend, an;
Sprach dann: „Der Menſchheit Bürgen ſind die Thränen,
Und da unleugbar jedes Weib den Mann
Weit übertrifft in ſolcher Bürgſchaftſtellung,
So ziemt ihm nicht der Engel Beigeſellung

Menſch iſt das Weib! — Nun ſeid Ihr abgefertigt;
Es bleibt dabei; ich ſag's Euch abermals;

Und wer ein andres Dictum noch gewärtigt,
Dem ſchick' ich Gottes Engel auf den Hals."
— Die Juden ließen's ſich nicht dreimal ſagen;
Sie ſchlichen fort, um ſtill ihr Leid zu tragen.

Als drauf der Ball am Sinai geendet,
Und Moſes kam zum ſchweren Strafgericht,
Da riefen ihm, von Thränen faſt geblendet,
Die Frauen zu: „Uns, Moſe, ſtrafe nicht!
Du ſelbſt erniedertſt uns zu Menſchenſchwächen;
Kannſt Du, daß wir nicht Engel waren, rächen?"

Und Moſe ließ ſich in der That verblüffen;
Da bat ums Wort Herr Aron dieſerhalb:
Wer hätt' getanzt, wenn Ihr nicht aufgepfiffen?
Gabt Ihr kein Gold — wer goß das Götzenkalb?
Ja, ſelbſt von mir ertrotzten Eure Zähren
Euch des Gelüſt's Befried'gung zu gewähren."

Nun fuhr Herr Moſes auf: „Ihr mißgeſchaffnen
Halbmenſchen Ihr! — Der Menſchheit Unterpfand,
Die Thränen, dieſe edelſten der Waffen —
Ihr habt ſie zur Verführung angewandt,
Habt, wie ich ſeh, zwei Gattungen von Zähren;
Ich will den Mann ſie unterſcheiden lehren."

Er ſchlägt mit ſeinem Stab, und aus dem Schilfe
Reckt ſchnell ein weinend Krokodill das Haupt; —
Der Thränenſtrom des Damenchors fleht Hilfe,
Weil es dem Tode ſich verfallen glaubt. —
„Still!" ruft Herr Moſes und ſpricht zu den Männern:
„Hier weih ich Euch zu ächter Thränen Kennern"

„Die Thränen hier — zum Chor der Damen nickend —
„Die ſind ganz echt; ſo weint die Angſt, das Leid.
„Die Thränen dort“ — zum Krokodille blickend —
„Die ſind ganz falſch; da iſt der Schalk nicht weit.
Merkt's, daß Ihr's wißt, wenn Eurer Frauen Zähren,
Dem Krokodill — dem Menſchen angehören.“

Vor weſſen Blick dies Wunder einſt geſchehen,
Der weiß, wenn Thränen falſch ſind oder wahr;
Doch wer kein weinend Krokodill geſehen,
Und weit vom Nil wohnt, Solchem iſt's nicht klar;
Drum rath' ich, um ſich recht zu unterweiſen,
Selbſt nach Ägypten förderſamſt zu reiſen.“

Die Geſellſchaft brach in ein lautes Gelächter aus, aber Learoſa lachte am lauteſten, wollte indeß die Autorität dieſes ungenannten Reimers nicht gelten laſſen, ſondern berief ſich auf Klopſtock, der von weinenden Engeln geſungen habe; ja, ſie wollte ſogar den Paſtor zum Beiſtand werben, und rief ihn auf, ihr zu bezeugen, daß in der Bibel von lächelnden und weinenden Engeln die Rede ſei, aber den Paſtor bedrückte, ſeit er ſich geſättigt hatte, die Erinnerung an ſeine geheime Botſchaft, zu deren Erledigung er vergebens die Gelegenheit erſah. Er begnügte ſich, mit einem nichtsſagenden Räuſpern Learoſa's Auffoderung mehr abzulehnen als zu beantworten.

„Was fangen wir jetzt an?“ frug Learoſa, als nach aufgehobener Tafel die junge Welt von der alten ſich geſchieden hatte. „Ich dächte, wir gingen in den Garten auf den Teich.“

„Nicht doch, das Eis iſt ſchon zu mürbe,“ verſetzte Frau von Pellgramm, kraft ihrer ſechsmonatlichen Frauenwürde und vielleicht noch mehr durch das Gefühl einer keimenden höhern zur Behauptung eines gewiſſen Obgewichts über ihre ehemaligen Geſpielinnen berechtigt. „Tanzt,“ fuhr ſie fort. „Ich will meine Harfe holen laſſen.“

Learoſa warf das Köpfchen ſo lebhaft auf, daß der Puder umherſtäubte. „Tanzen nach der Harfe, deren Geklimper kein Ohr hört, wenn die Klötzelſchuhe raſſeln?“ frug ſie ſpöttiſch. „Und mit wem ſollen wir tanzen? Etwa mit Karl oder mit Deinem Manne? Das wären mir liebe Tänzer! — Ja, wenn die Preußen noch hier wären!“ —

„Die Preußen waren zuletzt auch beſſere Fechter als Tänzer,“ ſagte ein junges Mädchen, und ein anderes fiel ein: „Ja, ſie hatten das Tanzen ganz auf den Schlachtfeldern verlernt.“

„Brr! Es iſt doch ein grauſenhaftes Handwerk, was die Männer treiben,“ ſchüttelte ſich Learoſa. „Aber, was treiben wir denn heut'? — Rathet!“

„Ich will Ihnen Rath geben, allerliebſtes Röschen,“ wiſperte Pellgramm ihr ins Ohr, und fuhr, ſie in die entlegenſte Fenſterecke ziehend, fort: „Einen Scherz will ich Ihnen vorſchlagen, der uns mondenlang Stoff zum Lachen geben ſoll. Wir verkleiden uns; ich gebe Ihnen eine maigrüne, mit Silber geſtickte Atlasweſte, einen pfirſichblütfarbenen Bordenrock, Degen und Chapeaubas; mich ſelbſt kleide ich in den Reifrock meiner Frau, ſetze Mamas Tour und Fontange auf, und dann laſſen wir uns als Fremde melden.“

Mit beifälligem Augengefunkel hörte Learoſa den Vorſchlag ihres Schwagers an. „Das kann allerliebſt werden,“ flüſterte ſie freudig. „Aber damit der Spaß länger als eine halbe Stunde unterhalte, wollen wir als ein reiſendes Muſikantenpaar auftreten, ich, als der Mann, mit des Vaters Geige; Sie, als meine

Frau, mit meiner Zither. Nachher wechſeln wir die Inſtrumente und ſpielen auf.“

„Was habt Ihr denn da zu trätſchen?“ frug Frau von Pellgramm, dem Pärchen ſich nähernd, und Hannchen, die jüngſte Tochter des Hauſes, welche den Vorſchlag ihrer älteſten Schweſter, die Zeit durch ein Tänzchen zu verkürzen, in taumelnde Bewegung geſetzt hatte, hüpfte herein, von einem Bedienten begleitet, welcher das ſchwere Inſtrument trug.

„Hier iſt die Harfe! Nun wollen wir tanzen, und wer die Harfe nicht hören kann, der ſingt ſelbſt, ſo lange ſein Athem reicht,“ rief das fröhliche Kind, und Minchen fing an zu ſtimmen. Da lachte Learoſa laut auf: „Ihr gemahnt mich, Kinder, mit Eurer Harfentanzmuſik an den ſchildaer Organiſten, der, um den König bei ſeiner Durchreiſe durch die hochberühmte Stadt mit einer gehörigen Thurmmuſik zu begrüßen, ſein Klavier auf den Rathhausthurm tragen ließ, und eifrig auf ſeine Taſten loshämmerte, während die Glocken tönten, die Wagen raſſelten, und die guten Schildaer all’ ihre Haſen auf Jahre lang durch ihre Freudenſchüſſe über die Grenze hinausjagten! Nun meinetwegen harſt und ſpringt, und laßt Euch die Zeit nicht lang werden. In zehn Minuten ſind wir wieder bei Euch, und dann ſoll es einen Ball geben, wie die Welt ihn noch nicht geſehen hat, ſeit die Kinder Israel den großen Reigen um das goldene Kalb machten."

Sie ergriff Pellgramm's Hand, und hüpfte, ihn nachziehend, zum Zimmer hinaus, während die Zurückgebliebenen ſich die Köpfe zerbrachen, um das Späßchen zu errathen, welches das entſchwundene muthwillige Pärchen erſonnen haben mochte.

„Erſt einen Trunk noch; ich verſchmachte vor Durſt," ſagte Learoſa zu ihrem Begleiter, auf den Schenktiſch in der Ecke des Speiſeſaals deutend, durch welchen der Weg nach Pellgramm's Zimmer führte. Dieſer eilte, eine Flaſche zu öffnen und ein Kryſtallglas mit ſchäumendem Braun zu füllen.

„Nicht doch!" rief Learoſa, das Glas abſetzend, nachdem ſie genippt hatte, „das iſt ja das ſtarke cottbuſer Bier, welches mir neulich den Kopf beinah' verdreht hat. Geben Sie mir Waſſer!"

„Waſſer iſt ungeſund; ich miſch's Ihnen mit etwas Wein,“ verſetzte der dienſtfertige Schwager, füllte ein Kelchglas bis faſt an den Rand mit feurigem Ungar, und tröpfelte in den leergelaſſenen Raum ein paar Theelöffel voll Waſſer hinzu.

„Pellgramm, ſind Sie von Sinnen?“ ſchalt das Mädchen. „Das brennt mir ja wie Feuer auf der Zunge! Gehen Sie, ich werde mir ſelbſt Waſſer nehmen.“

Sie goß ein drittes Glas voll Waſſer, trank, und ſagte: „Nun werd' ich Papa's Geige holen, und dann — ja — wo kleiden wir uns denn um?“

„In dem Zimmer meiner Frau,“ ſchlug Pellgramm vor. „Dort finden wir meine Garderobe und die Ihrige zuſammen.“

„Gut, gehen Sie voraus; ich komme gleich,“ verſetzte Learoſa enthüpfend. „Aber reinen Mund, ſonſt wird unſere Abſicht verrathen und unſer Spaß verdorben,“ rief Pellgramm ihr nach. — „Sorgen Sie nicht,“ flüſterte ſie, die Hand auf die roſigen Lippen legend, und entſchwand, während er wie ein Dieb in der Nacht nach ſeinem Zimmer ſchlich, Rock und

Weſte gegen einen Staubmantel vertauſchte und nun ſeine kleine Vertraute erwartete.

Inzwiſchen hatte der Paſtor Gelegenheit gefunden, der Frau von Pfinzing einen Wink zu geben, und ſie von dem ihr bevorſtehenden Beſuche zu unterrichten. — Die Baronin erblich; Alles, was ſie vernommen hatte von dieſem gefürchteten Oheim, ward in ſchreckenden Erinnerungen ihr gegenwärtig, und ihr war's, als ſchwebe ein unheilbringender Geiſt über ihrem friedlichen Dache. — Der Baron, ſie zufällig anblickend, las ihre unverbergbare Bewegung in ihren Zügen; er trat näher, und folgte nebſt dem Paſtor ihrem Winke in das anſtoßende Cabinet.

„Pfinzing," hub ſie flüſternd an, „der Paſtor meldet uns eben einen Beſuch an, der uns noch heute bevorſteht. Der Onkel iſt in Lobſtädt, der Onkel Rottingerode, und wird — noch an dieſem Nachmittag hier bei uns eintreffen."

„Und das erſchreckt Dich ſo? Was haſt Du von dieſem Onkel zu fürchten? Etwa, daß er das Teſtament der ſeligen Tante angreifen werde? — Das, glaube mir, das ſteht ſicher."

„Nein, das iſt's nicht, ich kann Dir nicht ſagen, was mich beängſtigt; aber ſchon der Gedanke an die Nähe des Mannes, der die Jugend meiner Wohlthäterin mit Kummertagen erfüllt hat, wie — ich ihr Alter —"

„Ach, laß ruhen die ſeligen Todten," fiel der Baron ein, und wandte ſich an den Paſtor. „Alſo Sie melden uns dieſen Gaſt an? — Vielleicht beauftragt von ihm ſelber?"

„Nein, ja — nein, Ihro hochfreiherrlichen Gnaden," ſtammelte der Paſtor. Pfinzing ſah ihn fragend, ob ja oder nein gültig ſei, an, und dieſer Blick brachte den unſtäten Geiſt des Paſtors in die vorbedachte Bahn zurück. „Es ſei ferne von mir, Ihnen beiderſeits, meine gnädigſten Herrſchaften, ein Geheimniß aus einer ſo hochwichtigen Angelegenheit zu machen, als mir ſelten vertraut worden, um ſo mehr, da die Ruhe, das Glück, ja, die ewige Seligkeit Ihres geliebteſten Kindes abhängig iſt von demſelben."

„Um Gotteswillen, meines Kindes Seligkeit?" brach die Baronin faſſungslos aus, und der Paſtor fuhr fort:

„Nicht ſo laut, ich bitte Sie inſtändigſt, meine gnädigſte Frau Baronin, die Wände haben Ohren, und wenn es verrathen würde, daß ich aus der Schule geplaudert, ich wäre verloren!“

„Beſorgen Sie nichts, Herr Paſtor,“ nahm der Baron das Wort; „entdecken Sie mir frank und frei: was beabſichtigt der Graf?“

Der Paſtor ſah ſich noch einmal furchtſam nach allen Seiten um, neigte dann ſeinen Mund den Ohren des freiherrlichen Ehepaars zu und flüſterte: „Der Herr Reichsgraf beabſichtigen eine Alliance zwiſchen ihrem Herrn Sohne und dem Fräulein Learoſa zu ſtiften.“

„Gott ſei mir gnädig!“ rief die Baronin bebend auf den Seſſel ſinkend; ihr Gatte aber ſchien minder unangenehm überraſcht durch dieſe Kunde. „Nun, was entſetzt Dich dieſe Nachricht?“ frug er. „Freilich iſt Learoſa noch ein Kind, aber mit jedem Tage tritt ſie die Kinderſchuhe mehr und mehr aus. Dein Vetter kann ja auch erſt einige Zwanzig ſein, und ſo mag das Pärchen denn einige Jahre warten. Die Partie iſt nicht zu verwerfen; zwar hat der

Krieg die Güter Deines Onkels beſonders hart mitgenommen, aber Grund und Boden iſt ihm doch verblieben, und einige Friedensjahre, gute Preiſe dazu, ſo iſt er wieder ein gemachter Mann."

Der Baronin Haupt ruhte, ohne ſich zu erheben, auf ihrem Arme; da ward während des allſeitigen Stillſchweigens der Paſtor des Hauptſcrupels ſeiner Gattin eingedenk. „Aber Ihro hochfreiherrlichen Gnaden" — begann er, „wollen zu bedenken geruhen, Seine hochreichsgräfliche Excellenz ſind abgetreten von unſerer Kirche; folglich alſo ſind der junge Herr Graf auch ein Katholik."

„Es iſt freilich ein Übelſtand, wenn Eheleute ſich zu verſchiedenen Kirchen bekennen," erwiederte Pfinzing, „ſind indeß Beider Herzen nur von gutem Korn und Schrot, ſo kommt es ſo gar beſonders viel nicht darauf an, ob der Mann allein, oder die Frau mit ihm ein Kreuz ſchlägt, wenn Beide beten. Ich ſage, wie mein großer König ſagt: „Thut, was Ihr ſollt, und glaubt, was Ihr wollt," und damit Punctum!"

„Aber halten Ihro hochfreiherrliche Gnaden zu

Gnaden, was der Preußenkönig ſagt, der bekanntlich große Ketzer und Gottesleugner, das —"

Der Paſtor vollendete nicht, denn das Auge des Barons traf ihn ſo ſcharf, daß es ihm ſchier das Wort vom Munde wegſchnitt und ihm kaum Muth genug geſtattete, ganz leiſe in ſich hineinzuflüſtern: „Nun, Frau Paſtorin, und nun auch keine Sylbe mehr zu dieſem Sohne des Landes der Spötter! Ich habe das Meinige gethan und waſche meine Hände in Unſchuld."

„Da kommt er!" fuhr die Baronin auf. „Ich höre die Poſthörner!"

„Ruhig, Henriette," ermahnte der Baron. „Du zitterſt vor einer eingebildeten Gefahr; Du kennſt ja dieſe Menſchen nicht, wenigſtens den nicht, der die Hauptperſon in dieſem Spiele iſt. Wir wollen ihn kennen lernen."

Mühſam raffte die Baronin ſich auf und ging, um gemeſſene Ruhe und Anſtand in den Kreis der tanzenden und jubelnden Mädchen zu bringen, welche ſingend und trällernd die dürftige Muſik der Harfe ergänzten. — Der Paſtor rief ihr die flehendliche

Bitte nach, ihres Verſprechens eingedenk zu ſein, und ihn nicht zu verrathen.

Die glühenden Mädchen ſtoben aus einander, als ſie vernahmen, daß der Klang eines Poſthorns einen unerwarteten Gaſt verkünde. Die Mutter erkundigte ſich nach Learoſa, und Minchen ging, von Hannchen begleitet, die Schweſter aufzuſuchen.

Dieſe hatte indeß auf ihrem Zimmer eiligſt ihres ſchweren Stoffkleides ſammt dem oberen Mieder ohne Hülfe ſich entledigt, und etwas mehr Zeit dazu verbraucht, als Pellgramm berechnet hatte. Jetzt hörte er ſie kommen, lüftete die Thür, und harmlos und ahnungslos, wie das Vögelchen ins Garn, ſchlüpfte das leichtfüßige und leichtblütige Kind, unter dem rechten Arm die Zither, in der linken Hand die Geige, hinein. Mit unmerklichem Fingerdruck ſchob Pellgramm den innern Riegel vor.

„Nun, Ihre Weſte, Pellgramm,“ rief ſie ungeduldig.

„Die Weſte? — Ei ſo weit ſind wir noch nicht,“ erwiederte er, und fügte dienſtfertig die Frage hinzu, ob er helfen könne?

„Helfen? 's iſt nicht nöthig," antwortete ſie. „Ich habe Allem vorgearbeitet. Die Schnürbruſt behalt' ich an; die Weſte geht füglich darüber und wird mit ihren ellenlangen Schößen mein Unterkleid, wenn ich es etwas ſchürze, hinreichend bedecken."

Ein Anflug von Unzufriedenheit, als habe er in einem Theil ſeiner Berechnungen geirrt, verbreitete ſich einen Augenblick lang auf Pellgramm's Geſicht; ſchnell ward es aber wieder glatt, und Learoſa, mit ſich ſelbſt beſchäftigt, hatte das vorüberziehende Wölkchen nicht bemerkt. Da hub er wieder an: „Aber ich, Schweſterchen, werde Ihrer Hülfe nicht entbehren können; wie ich die Tour und die Fontange aufſetzen ſoll, das mag der Himmel wiſſen."

„So kommen Sie, ſetzen Sie ſich auf dieſen Stuhl," entgegnete Learoſa, auf den Seſſel vor dem Spiegel deutend. „Ich werde Sie coiffiren."

„Dort ſoll ich ſitzen? — Nicht doch, man ſitzt dort ſo unbequem." —

„O, über den weichgebackenen Baron," lachte Learoſa. „Sie wären wohl fähig, den Stuhl mit Flaumfederkiſſen polſtern zu laſſen."

„Es iſt das nicht allein,“ verſetzte Pellgramm. „Wenn ich hier vor dem Spiegel ſitzend mich beſtändig im Auge habe während meiner Umformung, ſo geht mir die Überraſchung des Anblicks meiner vollendeten Metamorphoſe verloren. Erlauben Sie es mir, ſo wähl' ich dieſen Platz.“

Er ſetzte ſich auf das ſchwellende Polſter eines Kanapees, und höhnend das Liedchen: „Kanapee, du mein Vergnügen,“ anſtimmend, trug das Fräulein die Coiffirgeräthe zu dem erkorenen Sitze des verſpotteten Weichlings hin und begann das Geſchäft. Ein paar Minuten lang ſaß Pellgramm unbeweglich unter den Händen der Künſtlerin, wie unſanft ſie auch mit ſeinen Haaren umgehen mochte. Dann fing ſein Athem an unruhiger zu werden, welcher jetzt, zu einem tiefgeſchöpften Seufzer ſich verſtärkend, der ſeinem Munde benachbarten jungfräulichen Bruſt fühlbar wurde. — „Pellgramm, blaſen Sie mich nicht ſo an; ich liebe die Zephyre nicht,“ ſprach das Fräulein. — „Den Sturm alſo? — Wohlan!“ So entgegnete er, und in dieſem Augenblicke brannten ſeine Lippen auf der Lilienhaut ihres Buſens.

„Ha — ha — ha!“ lachte Learoſa, indem der kecke Stürmer in dem Moment ſeines Ausfalls ſchnell mit dem Kopfe zurückfuhr und mit der Hand unwillkürlich nach der Naſe griff, welche von den Zähnen des nachdrücklich geſenkten Friſirkamms getroffen, unfehlbar wund ſein mußte. Doch ohne ſeiner Gegnerin Zeit zu laſſen, ſich ihres Triumphes zu freuen, erneuerte der Sturmläufer den Angriff heftiger, umſchlang ſie mit kräftigen Armen, riß ſie auf ſeinen Schooß nieder, und bedeckte ihr Stirn, Wangen und Lippen mit Küſſen.

„Pellgramm, haben Sie den Verſtand verloren?“ rief Learoſa, aber Pellgramm, ſtatt die Frage zu beantworten, verdoppelte ſeine Liebkoſungen; da nahm das Mädchen auf's Neue zu dem Kamme ihre Zuflucht und hämmerte aus Leibeskräften auf die Naſe ihres Widerparts ſo ernſtlich los, daß die Blutstropfen aus mehr als hundert kleinen Wunden drangen. Jetzt bog Pellgramm den unaufhörlich fallenden Streichen ein wenig aus, und jetzt, gereizt durch den Anblick der zerfetzten Naſe und der blinzelnden Augen des vermeintlich zurückgeſchlagenen Angreifers, brach Learoſa in ein lautes ſchadenfrohes Gelächter aus; aber während ſie lachte, erneuerte ihr Gegner ſeinen Angriff; ſie verſuchte ſich aufzuraffen, aber ſtrauchelnd an ſeinem, ihr vorgehaltenen Fuß glitt ſie, und ein Schwung ſeines Arms ſchleuderte ſie auf das Kanapee. Nun hörte Learoſa auf zu lachen. „Laſſen Sie mich, Pellgramm! Sie ſind ein Unverſchämter! — Hülfe! Mutter! Minchen!“ — ſo ſchrie ſie, aber ſeine Küſſe erſtickten ihr Geſchrei. Sie fing an zu weinen, ſie wurde wüthend, aber weder der Ausbruch ihrer Thränen noch ihrer Raſerei rührten den frechen Böſewicht. Da im Augenblick der höchſten Gefahr führte der rettende Zufall die zu Klauen gebogenen Finger ihrer Hand nach dem Halſe des Verräthers; ſie drückte zu, als ſei es der Kopf einer giftſpeienden Schlange, den ſie zerquetſchen, oder ſelbſt ſeinem züngelnden Stachel erliegen müſſe; und nun ließ Pellgramm röchelnd ab von ſeiner wohlüberlegten, aber unvollbrachten Schandthat.

Learoſa raffte ſich auf und flog der Thür zu. Pellgramm vertrat ihr den Weg. „Gehen Sie noch nicht, ſo wenigſtens nicht, Schweſterchen," bat er. Da fiel zum erſten Male wieder ihr Auge auf ihn; ſie ſah ihn mit der zerzauſten Dormeuſe auf dem Toupé, mit der zerhackten Naſe, und vergeſſen, wie ein Abendtraum am Morgen, war ihr Ärger, verdünſtet wie ein Champagnerrauſch war ihre Wuth, und in das Gelächter eines muthwilligen Kindes ausbrechend, weidete ſie ſich an dem Anblick des Böſewichts, der gleich einem armen Sünder zwiſchen ihr und der verriegelten Thür ſtand.

„Ja, ja, lachen Sie nur, Sie haben mich ſchön zugerichtet für meinen Spaß," hub er hüſtelnd und würgend, von dem Kitzel ſeiner gequetſchten Kehle gereizt, an.

„Spaß? — Das war ein ſauberer Spaß," erwiederte Learoſa. „Aber was fiel Ihnen denn ein? Was wollten Sie denn beginnen? Ich glaube wahrhaftig, Sie hatten den Verſtand verloren."

„Eine kleine Neckluſt, die mich anwandelte, wahrhaftig weiter nichts. — Aber nun ſind Sie nicht mehr böſe, nicht wahr? — Und nun ein Verſöhnungsküßchen."

„Ein Küßchen? Ich dachte gar," antwortete das Fräulein. „Gehen Sie an den Spiegel und bringen Sie Ihren Kopfputz in Ordnung; ich binde mir inzwiſchen die Halskrauſe um und ziehe die Weſte an. Mein Himmel, wie mögen Die unten auf uns warten! Sputen Sie ſich."

„Learoſa, wo ſteckſt Du denn?" ſo ward jetzt außerhalb des Zimmers die Stimme der Frau von Pellgramm vernehmbar. — „Antworten Sie nicht," ziſchelte der Sünder, aber Learoſa antwortete dennoch: „Hier, Minchen — hier bin ich auf Deinem Zimmer."

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, ſagen Sie meiner Frau nichts von meinem thörichten, unbedachten Scherze," flehte Pellgramm. „Sie wiſſen, wie empfindlich ſie ſeit einiger Zeit iſt, wie leicht ſie ſich ärgert und weint, und wie der Ärger ihr ſchadet."

„Nun, ſo will ich um meiner Schweſter willen für diesmal Gnade für Recht ergehen laſſen, und Sie nicht verklagen, aber —"

Während dieſe Worte gewechſelt wurden, hatte Pellgramm dem Mädchen ſeine Weſte übergeworfen, und in dieſem Augenblick klinkte Hannchen an der noch verriegelten Thür.

„Macht doch auf!“ rief das Kind und ſchrie der etwas unbehülflich nachkommenden Schweſter zu: „Minchen, ſie haben ſich eingeſchloſſen.“

„Nun was bedeutet denn das?“ frug Frau von Pellgramm, und maß, als jetzt der Riegel zurück und die Thür aufflog, das verputzte Paar mit Blicken an, die weit entfernt waren, ein verhaltenes Lächeln über den Anblick vermuthen zu laſſen, der ſich ihr darbot.

Pellgramm war der Rede vor Allen fähig. „Minchen, was willſt Du? Deine Neugier bringt uns und Dich um einen köſtlichen Scherz. Sieh, wir wollten Euch in Verkleidung überraſchen, Learoſa als ein vermummter Muſikus, ich als ſeine Frau, und ſo wollten wir Euch die Muſik zu Euerm Balle machen.“

Frau von Pellgramm ſah allerdings die Inſtrumente ſowie die begonnene Vermummung des Paars als Zeugen für die Wahrheit der Angabe ihres Gatten an; aber dennoch erweckte die nicht hinweg zu lügende Verſtörung in ſeinem Geſichte, die zerdrückten

Friſuren Beider, vor Allem aber Learoſa's Verſtummen ihr Zweifel. — „Was haſt Du denn an Deiner Naſe; ſie iſt ja wund, wie geſchunden?“ frug ſie.

„Ein Stoß, ein zufälliger Stoß,“ erwiederte er.

Der ihr auferlegte Zwang, dieſe Lüge ſchweigend bekräftigen zu müſſen, trieb das Blut in Learoſa's Geſicht und die Thränen in ihr Auge. Unmuthig warf ſie die Weſte ab, und wandte ſich zum Abgehen, indem ſie rief: „Ich will mich nun nicht mehr verkleiden.“

„Nun ſieh', um welchen Scherz uns Deine Neugier bringt,“ ſagte Pellgramm vorwerfend zu ſeiner Gattin, und dieſe, vermöge ihrer natürlichen Herzensgüte den Vorwurf tief empfindend, und ſich ſelbſt für den Anflug eines Verdachts beſtrafend, der dem geliebten Kinde wehthun mußte, eilte dieſem nach, rief ſo lange, bis Learoſa ſtehen blieb, umſchlang ſie dann und flüſterte: „Du biſt ein gutes Kind, Learoſa, aber Du weißt noch nicht, daß es ſich nicht ſchickt, mit einem Manne, und wär's auch der eigne Bruder, ſich einzuſchließen, um ſich zu verkleiden.“

Learoſa's Thränen rannen jetzt mit verdoppelter Bitterkeit und mit verdoppelter Fülle, ſeit ſie ſich bewußt war, die gute Schweſter, wenn auch gleich in der guten Abſicht, ſie vor Verdruß zu bewahren, belügen, hintergehen zu müſſen. Sie drückte ihr naſſes glühendes Geſicht auf Minchen's Schulter und ſchluchzte laut.

„Nun hör' auf zu weinen, ich habe es ja nicht böſe gemeint," fuhr die Schweſter fort. „Die Mutter ſchickt mich, Dich zu rufen; es ſind noch mehr Gäſte angekommen."

„Ich kann Niemand ſehen," ſchluchzte Learoſa. Da ward der wohlbekannte Fußtritt der Frau von Pfinzing vernehmbar. „Nun mein Gott, Kinder, Ihr ſteht hier und ſchwatzt und laßt mich hier allein mit dem Onkel! Er iſt da. — Geh, Minchen, vertritt meine Stelle, ich muß mich erholen."

Frau von Pellgramm gehorchte der mütterlichen Weiſung, da bemerkte die Baronin Learoſa's Kleidungsmängel und ihr verweintes Geſicht. „Was iſt das? In welchem Aufzuge ſeh' ich Dich? Und Du haſt geweint?"

„O, Mama, Pellgramm iſt unartig geweſen gegen mich und leugnet es ſeiner Frau, und ich —"

Sie ſtockte.

„Unartig gegen Dich? — Nun und was hat er Dir gethan?“

„Wir hatten verabredet, uns zu verkleiden und die Mädchen unten zu überraſchen als wandernde Muſikanten; und — als ich ihn friſirte — da — da küßte er mich — und — —“

„Thörichtes, kindiſches Kind!“ ſeufzte Frau von Pfinzing. — „Und dies Kind ſoll heirathen?“ ſeufzte ſie noch einmal. — „Geh in Dein Zimmer, ich werde Dir die Jungfer ſchicken; ſie ſoll Dich wieder ankleiden, und dann komm' hinüber. Dein Großoheim iſt da, der Graf Rottingerode.“

„Heirathen? — Ich heirathen?“ flüſterte Learoſa vor ſich hin, und ging, nachdem die Mutter ihr den Rücken gewandt hatte, ſinnend ihrem Zimmer zu.

Der erſte Gegenſtand, welcher Learoſa ins Auge fiel, als ſie ſpät, lange nach der Ankunft der ungeladenen Mitfeierer ihres Wiegenfeſtes, oder vielmehr der Störer derſelben, in das Geſellſchaftszimmer trat, war die ſcharlachrothe Grenadiergardeuniform, welche der ſcharfe Blick des Paſtors heute Vormittag unter dem Staubmantel des jüngern der beiden Fremden entdeckt, und ſehr richtig als ſolche erkannt hatte. Blitzähnlich durchzuckte die Erinnerung an der Mutter letztere Rede: „und dieſes Kind ſoll heirathen?“ die Seele des Mädchens, welches inſtinctmäßig dieſe Worte mit der ungeahneten, gleichzeitigen Erſcheinung des jungen Vetters in Verbindung brachte, und von dem Taumel der Gedanken, die das Köpfchen durchkreuzten, betäubt, den Fremden mit einer mehr kindiſchen als mädchenhaften Dreiſtigkeit anſtarrte. Erſt dann wandte ſie den Blick von ihm ab, als Pellgramm, der neben Jenem ſtehend in einem Geſpräch mit ihm begriffen geweſen ſchien, durch ſeinen, wie ſcherzhaft drohend, aufgehobenen Zeigefinger ihre Achtſamkeit auf ſich und auf das ſchwarze Pfläſterchen leitete, welches ſeine Naſe verunzierte.

„Unfehlbar meine liebenswürdige Niece, Baroneß Learoſa, nicht wahr?“ ſo wandte ſich der junge Graf an Pellgramm, und tänzelte — als dieſer bejahte — mit Zephyrſchritten dem Mädchen entgegen. Noch vor zwei Stunden würde Learoſa's Muthwillen ihn den Verſuch, durch einen Balletpas ihr Herz zu erſtürmen, ſchwer haben büßen laſſen; jetzt empfing ſie ihn, ohne das Geſicht zu einer ſpöttiſchen Miene zu verziehen, und ehe die ſüße Weiſe ſeiner einführenden Begrüßung noch den ſchlummernden Geißelſchwinger ihrer Spottlaune zu erwecken Muße hatte, miſchte aus dem Hintergrunde des Zimmers eine andere Stimme ſich in das eröffnete Geſpräch; ſie gehörte der Excellenz, welche auf dem gelbdamaſtnen Sofa den Ehrenplatz eingenommen hatte, und die Hand der ungewöhnlich bleichen Baronin, die neben ihm auf einem Seſſel ſich niedergelaſſen, zärtlich mit der Seinigen umfaßt hielt.

„Das iſt Baroneß Learoſa?“ frug der alte Herr gedehnt, die holde Erſcheinung mit verwunderten Augen meſſend, deren Sehkraft ein Glas ſchärfte; und noch einmal wiederholte er mit noch bedeutſamerer Betonung die Frage, indem er zugleich Anſtalt machte, ſich zu erheben, um dem Fräulein entgegenzugehen.

Pfinzing ließ es nicht zur Ausführung dieſes Verſuches kommen. „Learoſa, Dein Herr Großonkel erwartet Deinen Handkuß,“ rief er ihr zu, und mit höfiſcher Galanterie bot Graf Auguſtus dem zum erſten Male außer Faſſung gebrachten Mädchen den Arm und führte ſie zu dem Sofa hin.

„Hm! ein Pärchen, welches Epoche machen würde am Hofe; nicht wahr, gnädigſte Frau Nichte?“ flüſterte der Graf ſchmunzelnd der Baronin zu, während Learoſa, einem Winke des Vaters gehorſamend, ſich auf die ihr entgegengeſtreckte fleiſchige Hand niederbeugte, aber zuſammenſchauernd zurückſchrak, als ſie mit ihren warmen Lippen den eiskalten Solitair berührte, der ein ganzes Fingerglied dieſer Hand bedeckte.

Das Mutterauge war das Einzige, welches Learoſa's ſchreckhafte Bewegung wahrnahm, und ſorgſam ſtreckte die Mutterhand ſich aus, um die Wange des geliebten Kindes beruhigend zu ſtreicheln; aber gleichzeitig hatte der Arm des Großoheims ſich von der Sofalehne erhoben; der rieſige Brillantring näherte ſich dem Auge des Fräuleins, und das Geſichtchen mit ſeiner Roſenglut, von den dicken, unter das zarte Kinn geſchobenen Fingern aufwärts gerückt, ſchwebte nun dem immer freundlicher werdenden Vollmondsantlitze zur genauen Beſchauung gegenüber.

„Ein engliſches Kind!“ lispelte die Excellenz, ſich ein wenig verbeugend, um Learoſa's Lippen den Weg zu den Seinigen, welche er ihr darbot, zu verkürzen. „Ein ſehr engliſches Kind!“ wiederholte und verſtärkte er den Ausdruck ſeines Wohlgefallens, indem er die Geliebkoſ'te neben ſich auf das Sofa niederzog. Mit verbiſſenem Ingrimm räumte eine ältliche Dame der jugendlichen Mitwerberin um die Ehrenſtelle den Platz.

Dieſe ſaß wie auf Dornen in der unmittelbaren Nähe des Großoheims, deſſen ſie nur gleich als eines Geſpenſtes hatte erwähnen hören, welches zu Olims Zeiten ſeinen verhängnißvollen Umgang gehalten in den Räumen dieſes Schloſſes, um Frieden und Freuden von ſeinen Bewohnern zu entfernen. Sie ſaß, die Augen geſenkt, und den Oberleib ſo weit als möglich vorn übergebeugt, um mit dem Arme des alten Herrn, welchen dieſer hinter ihr auf der Rückwand des Sofas ruhen ließ, nicht in Berührung zu gerathen.

Die Gegenwart dieſes Gaſtes ſchien auch auf die ganze Geſellſchaft drückend zu wirken; die Männer hatten nicht den Muth, ihre beſeitigten Tabakspfeifen wieder in Brand zu ſetzen, die Frauen wagten es nicht, ihre Geſpräche über häusliche Verdrießlichkeiten und wirthſchaftliche Hoffnungen wieder anzuknüpfen, und die Töchter ſaßen, ſteif, ſtumm und über die Maßen ehrbar, ununterhalten von den Söhnen des Hauſes, im weitern Kreiſe um das Sofa geſchart. Der Paſtor hatte ſich in die entfernteſte Fenſterecke zurückgezogen, auf jedes Wort des beſtaunten Gaſtes lauſchend, doch keins ſeiner Worte war verfänglich; er ſprach von dem glänzenden Hofſtaat des Königs in Warſchau, von Sachſens ſiebenjährigen Drangſalen, von den neuen Lebensblüten, welche die Rückkunft des huldreichen Auguſtus zu wecken verheiße, und ſchilderte den bevorſtehenden Sonnenaufgang einer beſſern Zeit ſo ausführlich, daß er den wirklich eingetretenen Sonnenuntergang nicht eher bemerkte, bis die Gäſte, die nächtliche Fahrt auf den böſen Wegen ſcheuend, die, ſeit die letzten Kanonen der abgezogenen Preußen darüber hinweggerollt, noch nicht ausgebeſſert worden, ſich zum Aufbruch rüſteten.

Der Familienkreis war jetzt auf die Zahl ſeiner Mitglieder beſchränkt, und jetzt fing die Unterhaltung an, ihre Nährſtoffe aus Familienangelegenheiten zu ziehen. Ohne wahrzunehmen, wie gewaltig das eingeleitete Geſpräch die Frau vom Hauſe erſchüttere, ließ der alte Graf nicht ab, unaufhörlich von ſeiner ſeligen Schweſter, und hauptſächlich von den Misverſtändniſſen zu reden, welche ihn von dieſer getrennt hatten, und war unermüdlich, mit Fragen über die letzten Lebenstage und den Tod derſelben in den Baron und deſſen Gattin zu dringen.

Lange hielt die zartorganiſirte Frau die Folter nicht aus, auf welche ein ſolches Geſpräch, ihre trübſten Erinnerungen und die vorwurfsſchwerſten Stimmen ihres Gewiſſens weckend, ſie ſpannte. Sie erhob ſich und gab Learoſa einen Wink, ihr zu folgen; gern gehorchte dieſe, aber der Großoheim umfing ſie mit dem hinter ihr gelagerten Arme, bemächtigte ſich gleichzeitig der Hand der Mutter und hielt Beide mit den Worten zurück: „Ei, ei, gnädigſte Frau Nièce, Sie werden mir doch Ihr engliſches Töchterchen nicht rauben wollen? — Das hieße ja, mich zum Kampf um die ſüße Beute auffodern, und wer ſteht Ihnen dafür, daß Sie Siegerin blieben, und nicht den Kampfpreis an mich verlören?“

Dieſe nur zu verſtändliche Andeutung der im Hinterhalt lauernden Abſicht des Grafen drang wie ein Todesurtheil in das Ohr der Mutter. Der Oheim hätte ihre Erſchütterung an dem Pulſiren in ihrer Hand, die er feſt hielt, fühlen müſſen, wenn ſein Ohr nicht auf Learoſa's noch heftigern Herzſchlag gelauſcht hätte.

„Heute dürfen Sie nicht von mir gehen,“ hob der Graf wieder an. „Umſtände verbitt' ich durchaus, und ſollte irgend ein kleines Geſchäft Sie entfernen wollen, ſo wird das älteſte Töchterchen es Ihnen um meinetwillen ja wol abnehmen.“

Er zog Tochter und Mutter wieder neben ſich nieder, und Letztere, jetzt wirklich einer nothwendigen Anordnung eingedenk, winkte Wilhelmine, beſchied ſie, und dieſe entfernte ſich.

„A propos, Auguſtus,“ begann der Graf nach einem kurzen Nachſinnen von Neuem, „Du wirſt begierig ſein, die Bekanntſchaft Deiner Ahnen zu machen. — Lieber Baron, die Bilder hängen doch noch wol in dem Familienſaale?“

„Unangetaſtet, wie es ſolchen Heiligthümern gebührt,“ erwiederte dieſer.

„Nun, ſo bitteſt Du wol Deine Herrn Couſin's, Dich dahin zu führen — und — es iſt wahr, das dürfen wir nicht vergeſſen!“

Er flüſterte dem Sohne etwas ins Ohr; dieſer verbeugte ſich lächelnd, und verließ, von Pellgramm und Karl begleitet, das Gemach.

Dieſe Gefliſſentlichkeit der Entfernung aller ſtörenden Anweſenden war zu augenfällig, um dem Ehepaare und ſelbſt Learoſa unbemerkt bleiben zu können. „Barmherziger Gott!“ wimmerte ein unhörbar entfliehender Seufzer der Baronin. „Er beginnt ſchon mit fürchterlicher Schnelle, noch ehe ich mit meinem Manne die Mittel, ihm auszuweichen, verabredet habe!“

Sie blickte angſthaft nach dem Baron hinüber, um ihn durch einen Augenwink zu beſchwören, nichts zu übereilen; aber dieſer hatte das Geſicht zufällig abgewandt, und jetzt — Frau von Pfinzing ſchrak aufs Neue zuſammen — jetzt ſchon unterbrach der Graf das Stillſchweigen, welches ſeit dem Abgange der drei jungen Männer unter den Zurückgebliebenen geherrſcht hatte.

„Ich bin recht fremd hier geworden, hier in dieſem Schloſſe,“ — ſeine Stimme klang etwas unſicher, indem er dies ſagte, gewann aber an Feſtigkeit, als er mit einer ſehr weichen Betonung fortfuhr: „Ich muß wieder bekannter hier zu werden ſuchen und — wenn ich es geworden bin, mich vor Entfremdung von Ihnen zu ſichern Mittel finden.“

Jetzt zitterte die Hand der Baronin ſo heftig in der Seinigen, daß ihm ihre Bewegung nicht mehr entgehen konnte. „Sie ſind alterirt, gnädigſte Frau Niece,“ wandte er ſich an dieſe. „Man hat Sie mit Scheu erfüllt vor mir; mit — Abſcheu vielleicht; meine ſelige Schweſter war — “

„O, ſchmähen Sie die Selige nicht!“ fuhr die

Baronin leidenſchaftlich auf und drückte das Tuch auf die überſtrömenden Augen.

„Schmähen? — Die Selige? — Fürchten Sie das nicht; nur vertheidigen will ich mich, nur überzeugen will ich Sie, daß meine ſelige Schweſter auch menſchlicher und ich nicht — teufliſcher Natur war. Legen Sie die Hand auf Ihr Herz, gnädigſte Frau Nièce, und fragen Sie ſich: was würden Sie beginnen, wenn Ihr Kind" — er deutete auf Learoſa — „das Herz an eine gemeine Perſon, an den Sprößling einer Paſtorfamilie hinge? — Wenn ſie, aller Zucht und Sitte vergeſſend — Mutter würde, ohne Gattin geworden zu ſein?"

„Gott im Himmel!" taumelte die Baronin auf, „meine Tante —"

„War in dieſem Falle," verſetzte der Graf ſehr finſter. — „Und nun ſetzen Sie ſich in meine Lage. Sie war älternlos; ich ihr natürlicher Vertreter; durft' ich den Schandfleck dulden, den ihre Leidenſchaftlichkeit auf meinen Namen zu wälzen drohte? — Durft' ich dem Buben — doch Bube will ich ihn nicht nennen, das war er nicht; ich will gerecht ſein auch gegen meinen Feind. Er war kein Bube, ſondern ein Narr! — alſo, daß ich meine Schweſter von dieſem ſtamm- und namenloſen Narren losriß, daß ich ſie glauben ließ, ihr Baſtard ſei todt, während ich ihn ſeiner väterlichen Abkunft entſprechend erziehen ließ, das ſind meine Verbrechen, und wer mich dieſer Thaten halber verdammen will, der kann keinen Tropfen reinadligen Blutes in ſeinen Adern haben."

„Alſo lebt er noch, dieſer Sohn meiner Wohlthäterin, lebt vielleicht im Elende — und wir, wir zehren an ſeinem rechtmäßigen Eigenthum?"

„Machen Sie ſich keine Gewiſſenſcrupel, gnädigſte Frau Niece," antwortete der Graf. „Der Baſtard iſt todt, aber wenn er auch noch lebte, ſo würd' ich es für Pflicht halten, ihn nach Waldheim zu den Wahnſinnigen bringen zu laſſen, wenn er auch nur den kleinſten Theil des Nachlaſſes meiner ſeligen Schweſter in Anſpruch zu nehmen wagen ſollte."

Eine allgemeine Verſtummung trat ein; Aller Gemüther waren bewegt. Learoſa war die Erſte, welche ſich zu einer Frage ermuthigte, und ſich erkundigte, wer denn der Unglückliche, der das Leben ihrer geliebten Großtante mit ſo bittern Erinnerungen gefüllt, und welches ſein ſpäteres Schickſal geweſen ſei?

„Es war,“ erzählte der Graf, „ein Sohn des damaligen Paſtors in Lobſtädt, ſein Name: Hochwart. — Schon aus dieſem Namen mögen Sie ſchließen, weß Standes ſeine Voráltern geweſen ſind; wenn man nämlich die Namen der Bürgerlichen von den perſönlichen Eigenthümlichkeiten oder Amtsverrichtungen ihrer Stammväter herleiten will, ſo hat der Ahnherr dieſes Monſieur Hochwart als Wächter auf dem Thurm irgend eines thüringiſchen Edeln gehauſt. — Doch um zu der beſprochenen Perſon zurückzukehren, ſo muß ich bekennen, nie einen ſchönern Mann als dieſen geſehen zu haben. Er war Candidat der Gottesgelahrtheit, und unterrichtete meine Schweſter, während ich mich auf Reiſen befand, im Klavierſpiel. Das brachte Beide eigentlich einander nahe, obgleich es bis hieher aber noch Alles in Ehren zugegangen ſein mag. Nun werden Sie ſich vielleicht entſinnen, gehört zu haben, daß unſer allergnädigſter König — es war der Herr Vater des gegenwärtigen — von dem damaligen König in Preußen ein koſtbares Bernſtein- und Porzellancabinet gegen ſechshundert Dragoner eintauſchte; und da nun bekanntlich der alte Friedrich Wilhelm viel auf ſchöne große Soldaten hielt, und unſer Herr dem wunderlichen Nachbar gefällig zu werden trachtete, ſo wurde mancher hübſche Burſche weggefangen und unter die Tauſchdragoner geſteckt. Das geſchah denn auch mit dieſem Hochwart, aber die potsdamer Mauern waren dem leichtfüßigen Patron nicht hoch genug; er entſchlüpfte und kehrte zurück nach Sachſen. — Drei Monate lang war er verſchollen; wo er ſich verborgen hielt, das wußte Niemand, und Niemand möcht' ihn auch verrathen haben, wenn er ſelber ſeine Zunge oder vielmehr ſeine Feder in Zaum zu halten verſtanden hätte; aber jetzt, grade um die Zeit, da ich von Paris nach Dresden zurückgekommen war, erſchien ein abſcheuliches Pamphlet wider unſern Herrn. Daſſelbe nannte jenen Tauſch einen gottverfluchten Menſchenhandel, und brachte Manches — von der Königsmark, der Koſel, und Gott weiß, was Alles — mit ſo beiſpielloſer Frechheit an's Licht, redete von Menſchenfreiheit und Menſchentyrannei ſo unverſchämt, daß man nicht umhin konnte, dem gefährlichen Verfaſſer nachzuſpüren; — und — denken Sie ſich mein Entſetzen! man fand dieſen — verſteckt bei meiner Schweſter!

Es gab nunmehr zwei Wege, gegen den Verbrecher zu verfahren; man konnte ihm als Hochverräther den Proceß machen, und dann konnte er dem Rade nicht entrinnen; und man konnte ihn als Ausreißer an den ſtrengen Nachbar ausliefern, und dann war der Strang ihm gewiß. Man wählte das Letztere, denn das proceſſualiſche Verfahren ſchien mißlich; der glattzüngige Patron konnte Dinge zur Sprache bringen, die den Pöbel, der ohnehin des Königs Wiedereintritt in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche noch nicht verſchmerzt hatte, zu erhitzen fähig waren. Er wurde alſo ausgeliefert."

„Und erhängt?" frug Learoſa lebhaft, indem ihr Geſicht in Thränen ſchwamm.

„Nein, Engelchen," antwortete der Graf, ihr die Wangen ſtreichelnd. „Er war, wie ſchon geſagt, ein ſchöner Mann, und ſeine Schönheit gewann ihm des Königs Begnadigung. Man hielt ihn indeſſen feſter, und erſt nach dem erſten Einmarſch der Preußen in Schleſien iſt er verſchollen, wahrſcheinlich, ja, faſt möcht' ich ſagen, gewiß hat eine Kugel ihm den Garaus gemacht; er würde, wenn er am Lebèn geblieben wäre, unfehlbar einen neuen Beſuch bei meiner Schweſter abgeſtattet haben, welche jedoch von der ihm angediehenen Begnadigung nichts erfahren hat."

„Aber das Kind — das Kind meiner unglücklichen Wohlthäterin?" — ſo hub die Baronin ihr Antlitz aus dem thränennaſſen Tuche empor.

„Das Kind hab' ich, wie ſchon geſagt, gebührend verſorgt. Es war ein Knabe; das Abbild meiner Schweſter. Ich ſchafft' es fort aus dem Lande, nach Baiern, und gab ihm dadurch — ſo fügte es die Vorſicht — Veranlaſſung, die von ſeinem Vater verübte Unthat wieder gut zu machen. Er hat für die Rettung unſerer gegenwärtigen Kurprinzeſſin — ſie iſt bekanntlich eine baieriſche Prinzeß, eine Tochter Kaiſer Karl VII. — ſein Leben gelaſſen, als die

Öſtreicher Anno 44 in München eindrangen, und die Panduren die flüchtige Familie des unglücklichen Kaiſers verfolgten.“

Es war einige Minuten lang todtenſtill in dem Zimmer; erſt nach und nach ward ein leiſes Schluchzen vernehmbar. — Eben war der Graf wieder im Begriff, das Wort zu nehmen, als Fußtritte von außen die Nähe der rückkehrenden Männer verkündeten. Sie kamen; der junge Graf näherte ſich ſeinem Vater, bog ſich ſo tief nieder zu ihm, daß er mit dem Munde ſein Ohr berührte, und flüſterte, indem er ihm etwas in die Hand drückte, aber ſo unhörbar, daß nur Learoſa's ſcharfes Ohr es vernahm: „Soll's der Verlobungsring ſein?“

Der Papa ſchüttelte wie unwillig über dieſe Frage den Kopf, lüftete ein kleines Etuis und ſprach, ſich an das bis zur Athemloſigkeit geängſtigte Mädchen wendend:

„Ich bin in Warſchau immer mit guten Nachrichten aus Sachſen verſehen worden, und ſo iſt es mir denn auch nicht fremd geblieben, daß am ſechsten Tage dieſes Monats — irr' ich nicht, ſo iſt's der

Heutige — die Jüngſte, aber die Holdeſte der Grazien ihr Wiegenfeſt feiert. — Ich habe ſeit faſt einem halben Jahrhundert einem ſolchen Feſte in Thomsfelda nicht beigewohnt, und fürchte, aus der Routine gekommen zu ſein; Fremden gegenüber ſpricht ſich's leicht, aber zu geliebten Angehörigen redet das Herz, und wo das Herz ſpricht, da iſt die Zunge gebunden. — Und wir — wir gehören ja einander an; nicht wahr? — Oder ſoll ich durch mein kleines Angebinde Sie noch feſter an mich binden?"

Jetzt flog der Deckel des Etuis völlig auf, ein koſtbarer Brillantring blitzte hervor, und lächelnd ſchob ihn der Graf an den Finger des beſtürzten Mädchens.

Und plötzlich, wie ein vom Zugwinde ergriffenes Spreukörnchen, war Learoſa's Buſenlaſt verweht. Der funkelnde Ring an ihrem Fingerchen war der zauberreiche Talisman, der Pellgramm's Ungezogenheit und ihren Groll wider ſich ſelbſt, der Lüge halber, der ſie gegen Minchen ſich ſchuldig wußte, in die tiefſte Nacht der Vergeſſenheit ſenkte. Sie ſprang auf, fiel dem lieben alten Großoheim ſo freudig um den Hals, daß die Baronin es nöthig fand, die kindiſche Fröhlichkeit ihres Töchterchens bei dem gütigen Geber zu entſchuldigen.

Dieſe kränkende Mahnung an die ihr noch mangelnde Blütenreife brachte Learoſa wieder zu ſich ſelbſt; ſie biß ſich auf die Lippen und nahm ſehr ernſthaft ihren Platz wieder ein, recht ſehnſüchtig auf eine Gelegenheit wartend, entſchlüpfen, und ihrer Freude freien Lauf laſſen zu können. Aber der alte Großoheim hielt ſie noch feſter umfaßt als vorhin, und an die Möglichkeit, ſich ſeinem Arm unbemerkt zu entwinden, war nicht zu denken. Die Zeit ward ihr unausſprechlich lang, und um ihren Unmuth zu vergrößern, mußte ſie bemerken, daß ihr Schwager, der ihr gegenüber Platz genommen hatte, ſie unverwandt anſtarrte, und recht, als hätte er es darauf angelegt, ſie zu ärgern, ſeinen Blicken und Mienen abſichtlich den Ausdruck eines hohen Grades von Vertraulichkeit gab.

„Der Unverſchämte!“ flüſterte ſie vor ſich. „Was will er denn von mir?“ — Sie blickte ihn abſchreckend an, er aber lächelte ſehr zärtlich. Ihr Ingrimm ſchwoll immer heftiger auf, und mehr als einmal war ſie nahe daran, ihn laut zu fragen, was er ſie anzugrinſen habe; doch glücklicherweiſe bezwang ſie ſich, bis ein ungehofftes Ereigniß ihr Gelegenheit gab, ihre volle Bruſt zu lüften. Eine Menſchenſtimme, doch weniger einer ſolchen als dem Gebell eines heiſern Hundes ähnlich, ward von außen her vernehmlich, und ein Diener meldete die Ankunft des Gerichtsamtmanns Rauvogel, der, ohne die Erlaubniß zum Eintritt abzuwarten, dem Meldenden auf dem Fuße folgte und, zum ſichtbaren Erſtaunen der Fremden, die Hausgenoſſen mit dem Tone eines ſehr genauen Freundes „bon soir, meine Herrſchaften,“ begrüßte. „Allerſeits wohl? — freut mich,“ ſetzte er hinzu, ohne Antwort abzuwarten. „Habe drei Meilen gemacht heut Nachmittag; das will was ſagen in dieſem Wege. Hab' auch keine Luſt, mich in der Nacht noch herumſchütteln zu laſſen auf dem Steindamm, und habe beſchloſſen, hier Nachtquartier zu machen. Aber ein Schälchen Fliederthee muß ich mir ausbitten, ehe ich zu Bette gehe; habe mich ſtark erkältet, und will ſchwitzen, Frau Baronin.“

Der grand maître de la garderobe erkannte an dem Tone, mit welchem dieſer Mann das Wort führte, die Perſon von Gewicht an dieſer Stelle; den vielleicht unter der Hand verordneten Mitredner in Learoſa's Angelegenheiten; und höflicher als es gewiß an einem andern Orte und zu einer andern Zeit geſchehen ſein würde, erhob ſich der Graf, um die Vorſtellung dieſes Mannes entgegenzunehmen. Den Augenblick benutzte Learoſa, um mit der Schnelligkeit eines geſcheuchten Vögelchens davon zu huſchen, aber ebenſo ſchnell als ſie ſtand Pellgramm an der Thür, unfehlbar in der Abſicht, ihr das Geleit zu geben.

„Was wollen Sie, ungezogener Menſch? Ich will nicht mit Ihnen gehen," ziſchelte Learoſa mit krauſer Stirn dem Zudringlichen zu.

„Nur ein Wörtchen will ich Sie bitten; nur ein Sylbchen unter vier Augen!" flehte Pellgramm.

Learoſa ward heftiger, indem ſie antwortete: „So, ich ſoll mich wol wieder verkleiden mit Ihnen? — Ein für allemal, mit Ihnen will ich nie mehr etwas zu thun haben!"

Dieſe Worte waren nicht leiſe genug geliſpelt, um dem immer geſpitzten Ohre des Gerichtshalters zu entgehen, der ſich inzwiſchen der Bekanntſchaft der Excellenz erfreut hatte. „Ei, ei, das geht ja dort wieder bunt her,“ verſetzte er, mit dem Finger auf Learoſa deutend. „Ich dächte, Roſinchen zöge heut' die Kinderſchuhe aus, nicht wahr?“

Die Thränen waren dem armen Mädchen nah, und ein unausſprechlicher Ingrimm gegen Pellgramm, der ihre öffentliche Beſchämung verſchuldet hatte, ward rege in ihrer Bruſt. Gern hätte ſie ihn jetzt allein gehabt, um ihn die volle Schwere ihres Zorns empfinden zu laſſen; *aber es* war nun zu ſpät zu dem Verſuche, unbemerkt das Zimmer zu verlaſſen, und einem ernſten Winke ihres Vaters folgend, mußte ſie zu einem Stuhl in der Nähe des Sofas zurückkehren, da ihren Platz die Mutter eingenommen hatte.

Eine Weile ſaß ſie, nur mit ihrem Ärger beſchäftigt, ohne ſonderlich auf den Gang der Unterhaltung zu achten; allmälig ward ſie durch das Gebell des Juſtizamtmanns aufmerkſam auf die Erzählung von ſeinem letzten Amtsgeſchäft, welche er eben vortrug; es hatte die Unterſuchung einer verübten Mordthat betroffen. „Ein junger Zimmermann aus Pegau hatte eine Braut in Steinburg,“ erzählte er. „Dieſe geht der junge Mann am vorigen Sonnabend zu beſuchen, kommt dort Abends an, klopft, aber Niemand thut ihm auf. Er horcht am Fenſter, hört ein Geziſchel im Innern der Stube, erkennt die Stimme ſeiner Braut, ſchöpft Argwohn, zertrümmert den Laden — und, daß ich's kurz mache: er findet ſeine Schöne mit einem Andern eingeſchloſſen. Da wird der betrogene Bräutigam toll, und trifft die treuloſe Braut ſo hart auf den Kopf, daß ſie niederſtürzt und nicht wieder aufſteht. Aus dem Verhör hat ſich's ergeben, daß das Pärchen ſich ſchon öfter eingeſchloſſen hatte, und daß dieſe Gottloſigkeit auch nicht ohne ihre natürlichen Folgen geblieben war. Die Braut würde ihrem jungen Ehemann ein derbes Knäblein als unerwartete Mitgift zugebracht haben.“

Learoſa horchte hoch auf. Eingeſchloſſen hatten die Beiden ſich, und das nannte der Gerichtshalter eine Gottloſigkeit? — Und auch ihre Schweſter hatte es auf eine ſo ſeltſame Art gerügt, daß Pellgramm ſich mit ihr eingeſchloſſen. Ihr ward ſo angſt, ſie wußte nicht warum, und als ſie jetzt die Theilnahme aller Anweſenden auf die eben mitgetheilte Begebenheit gelenkt und ſich unbeachtet ſah, da ſtand ſie leiſe auf und es gelang ihr, ungeſehen das Zimmer zu verlaſſen.

Sie erreichte das Ihrige und träumend und grübelnd, wie ein Kind an dem Scheidewege, der es von der Kindheit trennt, nur träumen und grübeln kann, warf ſie ſich auf den Stuhl; aber ſie gelangte zu keinem deutlichen Gefühl, zu keinem klaren Gedanken, obgleich ihr allerdings das Dämmern einer Ahnung aufging, daß Pellgramm's vermeintliche Unart mehr als Unart, ja, daß ſie beſtimmt geweſen ſein möge, Theilhaberin an einer That zu werden, welche ſie zur Feindin ihrer Schweſter machen müſſe.

Dem armen Mädchen ward das Herz unausſprechlich ſchwer. Sie bedauerte es jetzt, Niemand fragen zu können, welch ein Verbrechen ſie denn eigentlich begangen habe, als ſie, von Pellgramm unterſtützt, ihren harmloſen Scherz vorzubereiten beabſichtigt hatte; da ſtörte ſie ein Knarren der Thür in ihrem Sinnen; ſie blickte auf und Pellgramm trat ein.

Sie erſchrak; ihr erſter Gedanke war, von ihm Belehrung über die ihr unlösbaren Fragen einzuholen, aber im nächſten Augenblicke fand ſie, daß es unmöglich ſei, ihm ihre Sehnſucht nach Licht in dieſem Dunkel begreiflich zu machen, und nun erwachte ihr Zorn gegen ihn von Neuem. „Was wollen Sie hier in meinem Zimmer?“ rief ſie heftig. „Gehen Sie, Sie ſind ein abſcheulicher Menſch! Erſt zwingen Sie mich, meiner Schweſter Etwas vorzuheucheln, und dann verfolgen Sie mich mit ſolchen häßlich-lächelnden Blicken, daß ich nicht weiß, wohin ich die Augen wenden ſoll. Verlaſſen Sie mich, ich will allein ſein!“

„Liebes, einziges Röschen, vergieb mir!“ flehte Pellgramm. „Wenn Du wüßteſt, wie himmliſchſchön, wie bezaubernd Du biſt, liebes, einziges Röschen, Du würdeſt Mitleid mit mir haben.“

„Und nun gar Du und Du? — Sie ſind wahrhaftig von Sinnen!“ rief Learoſa.

„Ja, ich bin's!“ ſeufzte er tief auf. „Aber wie ſollt' ich auch den Verſtand gerettet haben? In meiner Verblendung hab' ich Minchen gewählt und den Engel überſehen, der ſich vor meinen Augen entfaltete, nachdem ich ſchon gebunden war auf ewig! Aber nein, nicht auf ewig! Noch giebt es Mittel, jene Ketten zu löſen!“

Learoſa fuhr entſetzt zurück; ſie zweifelte nun nicht mehr, daß Pellgramm raſe. „Gott, mir wird bange bei ihm!“ zitterte es von ihren Lippen, und mit den Worten: „Lieber will ich's ein Jahr lang in dem Arm des alten Großonkels aushalten, als eine Minute bei dieſem!“ verſuchte ſie die Thür zu gewinnen, aber er vertrat ihr den Weg. „Röschen!“ flehte er, ſie an ſich drückend; da ſchrie ſie laut auf: „Hülfe! Mutter! Hannchen! Minchen!“

„Um Gottes willen, ſchweigen Sie!“ ziſchelte er. „Sie wiſſen nicht, welche Folgen zu befürchten ſind, wenn —“

Learoſa ließ ihn nicht ausreden; das Wort: Folgen, durchdröhnte fürchterlich ihre Hirnnerven. „Folgen?“ erinnerte ſie. „Um Gottes willen, Pellgramm, welche Folgen kann Ihr Wahnſinn haben? — Doch nicht die Folgen, die — o, Gott! — Sie hörten ja, was Nauvogel erzählte von dem erſchlagenen Mädchen, das ſich auch eingeſchloſſen hatte mit dem Andern! Ach Gott, ſie war vielleicht ſo unſchuldig als ich!“

Da glitt über Pellgramm's Geſicht, wie ein Abglanz aus ſeinem Innern, ein freudig heller Zug hinweg, denn wahrſcheinlich erwachte jetzt erſt der Gedanke in ihm, den er auf der Stelle in die Seele des unſchuldigen Kindes warf, um ſeinen verfehlten Zweck auf dem Wege der Lüge zu erreichen. „Ja, ja!“ ſeufzte er. „Ihre Ahnung, mein theures Röschen, trügt Sie nicht! Es iſt ſehr leicht möglich, daß unſere Erinnerung Folgen haben kann, die mich zwingen, mich von meiner Frau zu trennen, um Ihren Ruf zu retten, Ihre Ehre herzuſtellen.“

Gelähmt durch den vernichtendſten Schreck an allen Sinnen und Gliedern, ſtarrte Learoſa den Nichtswürdigen an, der hoffnungsvoll ſeine Saat aufgehen ſah, und nun kecker fortfuhr: „Faſſe Dich, mein geliebtes Röschen; vor Gott ſind wir ja ſchon Mann und Frau, und vor den Menſchen werden wir es auch bald ſein, wenn Du ſtandhaft biſt. Minchen, Deine Ältern werden zwar außer ſich gerathen, aber dennoch einſehen, daß ihnen nichts Anderes übrigbleibt, als mein Anerbieten anzunehmen, mich von Minchen ſcheiden zu laſſen, und Dich zu heirathen.“

Mit der Wildheit einer Raſenden ſtieß Learoſa den Schändlichen zurück, der ſie zu umfaſſen wagte. „Du Ungeheuer!“ ſchrie ſie. „Dich heirathen, Du Elender? — Wiſſe, meine ewige Seligkeit will ich verſchworen haben, wenn ich je meine Hand Dir entgegenſtrecke, es ſei denn, um Dich zu erwürgen! — Fort, fort! meine Mutter wird Rettung für mich wiſſen! Fort, an das Herz meiner Mutter! — Nein, nein!“ ſo flog die ſchreckliche Beſinnung ſie an. — „Es würde ſie tödten, ich kann's ihr nicht ſagen!“ Sie ſank in wortloſer Verzweiflung auf das Kanapee.“

„Überlaß mir das,“ verſetzte Pellgramm, „ich will den rechten Zeitpunct ſchon finden, ihr unſern Fehltritt zu entdecken; laß uns einige Wochen warten; Dein Vater will verreiſen, und dann ſchreibe ich ihm; mit ihm läßt ſich dergleichen beſſer aus der Ferne verhandeln.“

Mit den Worten: „Learoſa, es iſt angerichtet, und der Großoheim fragt ununterbrochen nach Dir,“ riß Karl die Thür auf, und ſah verwundert bald ſeinen Schwager, bald ſeine Schweſter an, die mit ſchwindelndem Kopfe die Treppe hinabſchwankte.

Die beiden Oheime, Vater und Sohn, nahmen an der Tafel Learoſa in ihre Mitte, doch ward die allgemeine Aufmerkſamkeit durch die Auftiſchung von Criminalgeſchichten, welche dem redſeligen Juriſten in ſeiner Praxis begegnet waren, und von ihm mit erſchöpfender Weitläufigkeit vorgetragen wurden, genugſam in Anſpruch genommen, um Learoſa Muße zu gewähren, ihren Gedanken ungeſtört nachzuhängen. Ihrer Mutter, ihrer Schweſter, das ſah ſie jetzt deutlich ein, durfte ſie ihr von den ungeheuerſten Beſorgniſſen zerriſſenes Herz nicht zeigen, wenn ſie nicht die Hand zu Beider Morde bieten wollte.

Ihr Vater — ach ſie hatte ihn im Zorn geſehen und zitterte vor ihm. So hatte ſie denn kein Weſen auf der Welt, welches ihr beiſtehen konnte mit Rath und Troſt. — Wie gern wäre ſie geſtorben in dieſem Augenblicke! Das Leben, ihr einſt ſo lieb, war ihr jetzt eine unerträgliche Laſt. „Gott, Gott," jammerte ſie, „wär' es doch noch Krieg, und die Marodeurs von den Reichsvölkern kämen jetzt, um zu plündern, wie ſie vor fünf Jahren kamen, als ich mich in den Schornſtein verſteckte, heut' würd' ich mich nicht verſtecken, ich würde mich den Mordbrennern entgegenwerfen, würde meine Ältern vertheidigen und ſelig — o wie ſelig ſterben für ſie! — Oder wenn Feuer ausbräche, wie damals, als die Gardine in ihrem Schlafgemach in Brand gerieth, und ich wie erſtarrt daſtand und es brennen ſah — o, heute würde der Anblick mich nicht verſteinern! Ich würde mich in die Flamme ſtürzen, um meine Ältern zu retten und freudig ſterben für ſie!" — Und nun ward, während das arme unſchuldige Kind von der entſetzlichſten Angſt gemartert, die Händchen unter der Serviette zerrang, ihre Kummerſtimme zum inbrünſtigſten Gebet, Gott möge ihr einen zum ſchnellen Tode, zum Opfertode für ihre Ältern, für ihre arme, ſo unausſprechlich gekränkte Schweſter führenden Weg zeigen; aber Gottes Wege waren die Ihrigen nicht; wie ein ſchadenfroher Spukgeiſt grinſ'te aus millionen Augen das Leben ſie an, und der Freund der hoffnungsloſen Herzen hatte noch keine Schaufel voll Erde für das Ihrige.

So ſtarrte Learoſa in ſtummer Verzweiflung vor ſich nieder, da weckte das Gebell des Juſtizamtmanns ſie aus ihrem Sinnen. „Ei, ei,“ hörte ſie den rohen Menſchen ſagen, „ei, ei, Fräulein Roſine iſt ja heute über die Maßen ſolid.“

Sie fuhr zuſammen, da glitt die Hand des Großoheims über ihre glühenden Wangen hinweg, indem er die Erwiederung, „ja meine Learoſa iſt ein ſolides Kind,“ mit einem unſäglich ſüßen Blicke begleitete.

„Zur Stunde, ja, aber auch zu dieſer Stunde nur,“ entgegnete der Amtmann, und ſetzte höhniſch lächelnd hinzu: „Es muß ihr heute etwas Abſonderliches paſſirt ſein.“

Aller Augen richteten ſich auf das Mädchen; beſorgt blickten die Mutter, die Schweſter ſie an, und leiſe ſtand dieſe, als der Amtmann wieder zu reden anhub, von ihrem Sitze auf, ſchlich zu Learoſa und frug, ſich über die Lehne ihres Stuhls zu ihr hinabbiegend: „Kind, fehlt Dir etwas?“

Das Herz drohte Learoſa zu zerſpringen. Von allen Weſen in der Welt war dieſe Schweſter das letzte, welches den Wurm ahnen durfte, der an ihrer Seele nagte; und all' ihre Kräfte zuſammenraffend, um ein heiteres Geſicht zu erlügen, wandte ſie das ſchwere Köpfchen der Schweſter zu und flüſterte: „Nicht doch, Minchen, mir fehlt nichts.“

„Ich ahne ſchon,“ entgegnete Frau von Pellgramm, „die Dummdreiſtigkeit des Amtmanns hat Dich verdroſſen, nicht wahr? — Gönne doch dem ungezogenen Menſchen nicht den Triumph, Dich gedemüthigt zu haben.“

Sie entfernte ſich, und nun blickte Learoſa mit verwildertem Auge auf, entſchloſſen, die wunde Stelle ihrer Seele, dieſen Todesquell ihrer Geliebteſten, nicht mehr zur Schau zu tragen. Sie fing an zu reden; was? — ſie wußte es ſelbſt nicht, aber es mußte etwas äußerſt Beluſtigendes ſein, denn der Großoheim war entzückt über das engliſche, naive Kind, und Oheim Auguſtus erſchöpfte ſich in Betheuerungen, daß an dem Hofe des Königs keine liebenswürdigere, witzigere Dame glänze, wie er ſie hier in der Perſon ſeiner Nièce finde.

„Ja, ja, ich zweifle nicht, das Fräulein wird einſtmalen ihrem Manne ſehr witzige Räthſel aufgeben,“ murmelte der Amtmann zwiſchen den Zähnen. — Niemand antwortete, denn Jeder empfand und mißbilligte die Rohheit dieſer Äußerung. Da hörte man während der eingetretenen Stille die Uhr der Dorfkirche die mitternächtliche Stunde ſchlagen.

Der alte Graf ſchrak zuſammen. „Läutet das?“ frug er erbleichend.

„Um Vergebung, die Thurmglocke ſchlägt zwölf,“ antwortete Pfinzing.

„Ach, ſo?“ ſagte der alte Herr, und nahm lächelnd den ihm entſunkenen Zahnſtocher wieder auf. „Wie man doch feſt an einem Aberglauben hängt, den man mit der Ammenmilch eingeſogen hat,“ redete er weiter. „Sie ſind doch auch bekannt, gnädigſte Frau Nièce, mit dem in unſerer Familie herrſchenden Wahn, daß dasjenige Mitglied derſelben, welches um Mitternacht von dem thomsfelder Thurme das Grabgeläut vernimmt, im Laufe deſſelben Jahres zu ſeinen Vätern verſammelt wird?“

„Nein, ich habe nie davon gehört,“ antwortete die Baronin.

„Es mag Täuſchung ſein, ein vielleicht häufig wiederholt eingetretener Zufall, was dieſer Sage ihren Urſprung gegeben hat,“ fuhr die Excellenz fort. „Allein ganz hinwegleugnen läßt die Sache ſich nicht. Es giebt indeſſen mehrere alte Häuſer, deren Glieder durch ein von Geſchlecht zu Geſchlecht fortwirkendes Omen Kenntniß von ihrer letzten Stunde erhalten; und namentlich, ſo weit die Chroniken der thomsfelder Linie heraufgeführt vorgefunden werden, iſt noch kein Mitglied derſelben geſtorben, ohne durch das nächtliche Grabgeläut die Meldung von der Nähe ſeines Todes empfangen zu haben.“

„Aber auf dieſe Art ſtände ja das Leben der Glieder dieſes Hauſes in jedes Buben Hand, der — ſei es auch nur aus Muthwillen — ſich die Mühe nicht verdrießen ließe, die Glocken Nachts in Bewegung zu ſetzen," ſagte Pfinzing.

„In ſolchem Falle würde das Geläute freilich ohne Vorbedeutung bleiben," erwiederte der alte Graf. „Von ſelbſt, ohne von Menſchenhand berührt zu werden, ſchwingen ſich die Glocken, und Der, dem das Geläute gilt, hört es, und wär' er hundert Meilen davon, wie zum Exempel meines hochſeligen Herrn Vaters jüngſter Herr Bruder, der im Türkenkriege vor Ofen ſtand und an —"

„Gott im Himmel, ich höre das Geläut!" ſchrie Frau von Pellgramm mit einem Leichengeſichte auf.

Jeder ſaß wie verſteinert, nur Learoſa war aufgeſprungen. „Nein, nein, Du irrſt!" ächzte ſie. „Du hörſt nichts! Du darfſt nichts hören!"

„Ich glaube, es läutet wirklich," ſagte der Baron aufhorchend.

„Ja, ja, ich hör' es auch!" bebte es von den Lippen der Mutter. „Es iſt das Todtengeläut, und — das Unſrige, wenn Ihre Familienfabel keine Fabel iſt, Herr Oheim."

„Es iſt eine Fabel, oder es läutet wirklich Jemand, und dann hat es ja ſeine ſpukhafte Bedeutung verloren!“ rief Learoſa außer ſich. „Ich höre nichts, und ich laſſe mein Leben, daß, wenn Ihr es wirklich läuten hört, irgend ein Menſch an dem Glockenſtrang zerrt. Hinaus auf den Kirchhof, Ihr Herrn! Es muß entdeckt werden, wer uns ängſtigt! — Aber ſchnell fort! Keine Zeit verloren, ehe der unberufene Glöckner Muße hat, ſich zu entfernen!“

Sie ſah die anweſenden Männer auffodernd an, da, als ihr Auge an Pellgramm vorüberſtreifte, zitterte es von ſeinen Lippen: „Ich? — Hingehen? — Gott ſei mir gnädig! Ich hör' es ja — ſelber läuten!“

„Learoſa, von mir verlang' das nicht, Du kennſt meine Kurzſichtigkeit zur Nachtzeit,“ verſetzte Karl, und unmittelbar nach ihm nahm der junge Graf das Wort, um dem Mädchen zu beweiſen, daß Vorwitz ins Verderben führe, daß man gegen übernatürliche Weſen, wiewol er keineswegs an Solche glaube, nicht die ſchwachen, den Menſchen zu Gebote ſtehenden Waffen verſuchen dürfe, und daß es am Beſten ſei, es der Zeit zu überlaſſen, die beiden Damen und den Herrn Baron von der Täuſchung ihrer Ohren zu überzeugen.

Learoſa ſtand mit funkelnden Augen vor den Feiglingen. „Wie? — Das ſind Männer?“ rief ſie verächtlich; da nahm endlich auch der Amtmann das Wort: „Ja, mein ſchönes Fräulein, wir ſind Männer, und wenn Sie etwa meinen: die Luſt mit Schatten zu fechten, mache den Mann, da ſind Sie irriger Meinung! Windgefechte und Zungenkämpfe überlaſſen wir den Weibern.“

Da blitzte ein heller Gedanke in Learoſa's Seele auf. Der Augenblick war da, in welchem ſie für ihre Ältern, für ihre Schweſter ſich in Gefahr ſtürzen, vielleicht — wenn auch nicht für ſie ſterben, — doch ihren Tod theilen konnte, und mit den Worten: „Gut! So will ich mit dieſen Schatten fechten!“ ergriff ſie den in einer Ecke lehnenden Degen des Gardehauptmanns, und ſtürzte, ehe Jemand Zeit und Beſonnenheit hatte, ihr den Weg zu vertreten, aus dem Saale hinaus.

„Mein Gott, das dreiſte Kind!“ ächzte der alte

Graf. „Auguſtus, geh, ſende dem Fräulein die Dienerſchaft nach.“

„Hülfe, Hülfe, hier!“ ſchrie der Baron, ſeine ohnmächtig zurückſinkende Gattin auffangend, und mit einem Angſtkreiſch warf Frau von Pellgramm ſich auf die Kniee vor der geliebten Mutter nieder. Entgeiſtert lehnte Pellgramm an der Wand.

Die Verwirrung theilte ſich dem ganzen Hauſe mit; Keiner der Bedienten hatte Muth genug, dem Fräulein nachzueilen, als es kund ward, daß ſie ſich auf den Kirchhof begeben habe, um ein Geſpenſt aufzuſuchen. Jeder zog es vor, Belebungsmittel der Scheintodten herbeizuſchaffen, und dadurch Einer dem Andern hinderlich zu werden. — Nach einer ſtarken Viertelſtunde ſchlug endlich die Ohnmächtige ihre Augen auf, und in dieſem Moment trat Learoſa erhitzt und entathmet ins Zimmer.

„Der mitternächtliche Glockenſchläger iſt entdeckt!“ rief ſie. „Es läutet wirklich, aber nicht von unſerm Thurm. In Rohrſee iſt Feuer, und die Sturmglocke, die Euch erſchreckt hat, iſt die Rohrſeer! Von der Höhe des Kirchhofs iſt die Flamme deutlich zu ſehen.

„Da muß man ſie auch auf dem obern Geſtocke des Schloſſes ſehen können,“ rief der neubelebte Pellgramm, und eilte hinaus. Ihm folgte der Baron nebſt den andern beiden jungen Herrn.

„Sollte man denn hier die rohrſeer Glocke vernehmen können?“ frug der Amtmann. „Freilich das Dorf iſt nah, und wenn der Wind öſtlich ſteht, ſo —“

„Nein, nein, was ich hörte, das war die Sturmglocke nicht!“ hauchte die Baronin, und ebenſo leiſe ſeufzte Wilhelmine: „Und nicht die rohrſeer, unſere Glocke war's, die ich hörte.“

Learoſa ſtand mit fliegender Bruſt, laut athmend am Fenſter, und ſtarrte in die Nacht hinaus; da rief ſie die Mutter; ſie ging, und in die Worte: „Mein Mädchen, mein liebes, kühnes Kind!“ den Ausdruck mütterlichen Stolzes legend, umſchlang die Baronin ſie mit Innigkeit.

Jetzt kamen die drei Männer zurück. Learoſa hatte recht gehabt; es war Rohrſee, welches brannte; man hatte oben das Feuer geſehen, und deutlich die Sturmglocke gehört; der Baron, ohnehin ein vorurtheilsfreier Mann und nur durch den Eindruck des überraſchenden Augenblicks zu einer Anwandlung von Schwäche hingeriſſen, war nun völlig beruhigt, doch mochte es eine Art von Scham vor der Überlegenheit ſeiner Tochter ſein, was ihn abhielt, ſich laut über ihre That zu freuen, ja, ihr kaum mehr als flüchtig die Wange zu ſtreicheln, als ſie bei dem allgemeinen Aufbruch zur Nachtruhe ihm wie gewöhnlich die Hand küßte.

In tiefem, ſchmerzlichem Nachſinnen verloren, fand er, von ſeinen Gäſten zurückkehrend, welche er in ihre Zimmer begleitet hatte, in ſeinem Schlafgemach ſeine Gattin wie gewöhnlich an dem Tiſchchen ſitzen, auf welchem der Quartband aufgeſchlagen lag, der die täglichen Morgen- und Abendſegen enthielt. Er ſetzte ſich, aber ſtatt zu leſen ſtand ſie auf, ſchwankte hin zu ihm, legte den Arm um ſeinen Nacken und ſprach mit mühſam verhaltenen Thränen: „Pfinzing, lieber Pfinzing, haſt Du genau in das Auge des Mannes geſehen, der, wie wir wiſſen, um die Hand unſers Kindes, unſerer Learoſa, werben wird?“

„Nun, mißfällt Dein Vetter Dir ſo entſchieden?“ frug der Baron.

„Mißfällt? — Das iſt das rechte Wort nicht, um mein Gefühl für dieſen Menſchen zu bezeichnen,“ antwortete ſie ſchaudernd. „Verlange nicht von mir, Dir zu beſchreiben, was ich empfand, als ich ſeiner anſichtig wurde. Es war mir, als ſei ſeine flache Stirn das aufgeſchlagene Schickſalsbuch unſers Kindes, und enthalte mit nur zu deutlichen Zügen geſchrieben die fürchterliche Weiſſagung, daß er ihr Leben mit unſäglichem Elend füllen werde! — Pſinzing, ich bitte Dich, ich flehe Dich an: wenn der alte Oheim noch verſtändlicher ſpricht, was er ſchon that am heutigen Abend, binde Dich nicht durch Dein Wort, und willſt Du den Vorſchlag nicht gradehin verwerfen, ſo ſchütze Learoſa's Jugend vor, um einen Aufſchub Deiner Entſcheidung bis zu dem zwanzigſten Jahre unſers Kindes zu veranlaſſen. Verſprich mir das, Pſinzing, um meiner Ruhe willen beſchwör' ich Dich: verſprich mir das!“

„Einen Aufſchub von fünf Jahren?“ entgegnete der Baron. „Du meinſt, im Raume einer ſolchen Zeit könne ſich viel ändern; aber, gute Henriette, laß uns ruhig, ohne der Stimme eines Vorurtheils Gehör zu geben, überlegen, ob wir eine ſo glänzende Verſorgung unſers Kindes, wie ſie uns jetzt dargeboten wird, verwerfen dürfen. Du kennſt meinen Plan; Du weißt —“

„O, gieb ihn auf, dieſen Plan!“ fiel die Baronin ein. „Unſer Vermögen reicht aus, vier Kinder hinreichend auszuſtatten; warum willſt Du Drei derſelben opfern, um Eins vorzugsweiſe zu bereichern? — Du darfſt nur Deinen Plan fahren laſſen, ein Majorat für Karl zu ſtiften, und Du wirſt Mittel genug haben, unſere Töchter vor dem Unglück zu bewahren, ihre Hand ohne Liebe verſchleudern zu müſſen.“

„Liebes, gutes Weib, vergiß'ſt Du denn, was ich hundertmal — tauſendmal mit Dir erörtert habe? — Muß ich es Dir wieder ins Gedächtniß zurückrufen, daß eine gleiche Theilung unſers Vermögens unter unſere Kinder unmöglich iſt, ohne Demjenigen, dem wir das Gut beſtimmen, in den unverhältnißmäßigſten Nachtheil zu ſetzen? — Nimm an, daß Thomsfelda hunderttauſend Thaler werth ſei; daß Jedes unſerer Kinder einſt fünfundzwanzigtauſend

Thaler erbt, ſo wird dasjenige, welches zum Beſitz von Thomsfelda gelangt, mit fünfundſiebzigtauſend Thalern verſchuldet! — Willſt Du Dich mit dem Vorwurfe belaſten, unſern einzigen Sohn zum Bettler gemacht zu haben? — Oder willſt Du, daß Thomsfelda, die Wiege Deiner Ahnen, verkauft werde nach unſerm Tode, um unſere Kinder gleichtheilig zu befriedigen?“

„Nein, das will ich nicht!“ rief die Baronin. „Thomsfelda muß der Familie erhalten werden, und — ich gebe zu, daß — um dies zu können — Eins unſerer Kinder in einigen Vortheil geſetzt werden müſſe; — aber warum ſoll dieſer Vortheil des Einen ſo unverhältnißmäßig groß, und warum ſoll der Begünſtigte Karl ſein? — War es nicht Learoſa, welche die Liebe unſerer ſeligen Tante und uns ihre Vergebung gewann? Fodert es nicht die Gerechtigkeit, die Lieblingin der Geberin zu begünſtigen, wenn doch die Begünſtigung des Einzelnen nicht vermieden werden kann? Alle werden glücklich werden, wenn wir feſtſetzen, daß Learoſa Beſitzerin des Gutes wird und Jedem ihrer Geſchwiſter ſechzehntauſend Thaler herauszahlt. Für Karl kannſt Du bei Deinen Lebzeiten noch außerdem ſorgen; der Krieg hat eine Menge ſchöner Rittergüter billig feil gemacht, und Wilhelmine — o, guter Mann, nicht daß ich Dir einen Vorwurf machen will, aber Dein Übermaß von Fürſorge für Karl hat Dich bewogen, Minchen's Gattenwahl ſehr ungeprüft Deine Zuſtimmung zu geben, und ich fürchte, Du bereiteſt ihr eine ſehr ſorgenvolle Zukunft, wenn Du wirklich bei Deinem Entſchluſſe bleibſt, unſere Töchter ſämmtlich, Jede mit ſechstauſend Thalern abzufinden.“

Der Baron rieb ſich unmuthig die Stirn. „Henriette,“ ſprach er, „die Sorge für Weib und Kind iſt des Mannes Sache; mögen die Männer unſerer Töchter für dieſe ſorgen! Was Pellgramm betrifft, ſo fürcht' ich allerdings, daß er dieſe Pflicht ſich nicht ſonderlich angelegen laſſen ſein wird; aber auch ſelbſt für einen ſolchen Fall verhindert die Stiftung eines Majorats das völlige Verſinken eines Familiengliedes. Selbſt das Verarmende unſerer Kinder wird nicht hülflos ſein, wenn es einen Rückhalt an dem Bruder hat.“

„Ach, dieſer Bruder," ſeufzte die Baronin, „glaub' es mir, Pfinzing, Karl hat kein weiches, mittheilendes Herz! Karl, fürcht' ich, iſt fähig, ſeine Schweſtern darben zu laſſen, und — zu geizen und zu wuchern mit ſeinem Überfluß. — Pfinzing, vergiß nicht, daß es die urſprüngliche Abſicht unſerer Tante war, Learoſa zu ihrer Univerſalerbin zu machen, und daß — wenn der Juſtizamtmann ſie nicht von der Ungerechtigkeit einer ſolchen Verfügung, die uns von unſerm Kinde abhängig zu machen drohte, überzeugt hätte, Du heute, ſtatt zu Learoſa's Nachtheil zu beſtimmen, über unſere eigne Zukunft verlegen ſein würdeſt."

Die Verwirrung, in welche Pfinzing gerieth, war nicht zu verbergen. „Gutes, liebes Weib," ſprach er, „ich habe ja noch nichts beſtimmt; es war ja nur ein noch unreifer Plan, den wir zur gelegneren Zeit erörtern wollen. — Sieh', wie die Nacht vorgerückt iſt; ſchon drei Uhr vorbei; lege Dich, Du mußt ermüdet ſein."

„Nein, ich bin nicht müde, ich kann mit meiner Sorge nicht ſchlafen! Wer weiß, ob ich noch einen

Augenblick wie dieſen finde? — ob ich — den nächſten Tag — erlebe?" —

„Henriette, ich bitte Dich um Gottes willen," rief der Baron ängſtlich; aber ſeine Gattin ließ ihn nicht weiter zu Worte kommen. „Wir ſtehen in Gottes Hand," ſagte ſie, „wer mag ſein Schickſal vorherſehen? — Darum laß uns reden, ſo lang' es noch Zeit iſt, zu reden. Verſprich mir, daß Learoſa zu keiner Ehe gezwungen werden ſoll; daß Du, wenn der Oheim um ihre Hand für ſeinen Sohn wirbt, Aufſchub Deiner Entſcheidung fodern willſt bis zu ihrem zwanzigſten Jahre; daß Du —"

„Ich verſpreche es Dir!" rief Pfinzing einfallend, um die Fortſetzung dieſer Foderung zu verhindern. „Learoſa ſoll zu keiner Ehe gezwungen werden; aber nun auch kein Wort mehr für Heute! Ich würd' es bei meinem Gewiſſen nicht verantworten können, Deine Erſchöpfung durch eine verlängerte Nachtwache zu vermehren; und nun laß uns beten und dann die Augen ſchließen in dem Namen des Herrn, der walten möge über uns und unſere Kinder!"

„Über unſere Kinder! möge der Herr ſie nicht unſere Verſchuldung büßen laſſen," flüſterte die Baronin, das naſſe Auge gen Himmel gerichtet. Dann faltete ſie die Hände, betete den Abendſegen, und legte ſich mit ſchwerem Herzen zum Schlummer nieder, ohne den verhängnißvollen Beiſtand zu ahnen, welchen der Vater, zu dem ſie betete, ihr in dieſer dunkeln Stunde von zwei ganz verſchiedenen Seiten erweckte.

Der Paſtor hatte die erſten Nachtſtunden opfern müſſen, um ſeiner Gattin einen ausführlichen Bericht über den Erfolg ſeiner, dem Baron von Pfinzing an's Herz gelegten Ermahnungen zu erſtatten; und außer ſich gebracht durch empfangene Kunde, daß der gottvergeſſene Mann es für kein unabbüßbares Verbrechen erachte, das Patronat ſeiner Kirche an einen katholiſchen Eidam übergehen zu laſſen, hatte die fromme Frau die zweite Hälfte dieſer Nacht daran geſetzt, ein Rettungsmittel für ihre Kirche zu erſinnen. Noch ehe der Morgen graute, war ſie über ein ſolches Mittel mit ſich ſelber einig. Ohne Verzug weckte ſie ihren Gatten.

„Stramm," rief ſie, „wiſche Dir den Schlaf aus den Augen und höre mir zu: will der Baron ſeine Tochter einem Papiſten geben, ſo muß ſie ihn nicht wollen. Steh' auf und ſchaffe mir einen Wagen; ich will hinaus nach Thomsfelda."

Der Paſtor ſchob verwundert die Mütze von ſeinen Ohren hinweg, und horchte, indem er frug: „Was willſt Du?"

„Hinaus will ich nach Thomsfelda und das ſogleich, ehe es zu ſpät iſt. Mit Roſinen will ich ſprechen, will ihr ſagen, daß der ſchlaue Oheim erſt Erkundigung eingezogen hat bei Dir, ob Thomsfelda einſt in vier Theile gehe, und erſt da ſeinen Entſchluß gefaßt hat, nachdem er von Dir erfahren, was ich ſieben Jahre lang verſchwiegen habe, daß ſie die Univerſalerbin der alten Großtante ſei. Sie iſt nicht ohne Hoffahrt; es wird ſie wurmen, daß ihr Geld und nicht ihre Perſon entſchieden hat bei ihrem Werber, und kenn' ich ſie recht, ſo hängt ſie ihm eine Naſe an und läßt ihn ablaufen mit einem Korbe."

„Aber dann erfährt ſie ja das Geheimniß," wandte der Paſtor ängſtlich ein, „und ich habe doch mit Hand und Mund verſprochen, es zu bewahren.“

„Und weder Deine Hand noch Dein Mund hat es bewahren können,“ entgegnete die Paſtorin. „Wie geſtern der alte Papiſt es Dir abgelockt, und Pellgramm abgelauſcht hat, ſo würde auch ſie es ohnehin bald erfahren. Steh' auf und beſtell' mir einen Wagen.“

„Ach, lieber Himmel, Du weißt nicht, wie mir das Wort ſo entfahren iſt,“ entſchuldigte der Paſtor ſeinen Verrath. „Der Alte wußte ja ſchon um die Sache, und drang ſo heftig in mich, bis ein Wort das andere gab, und ich mehr mit der Sprache herauskam, als ich eigentlich gewillt war.“

„Nun alſo; geplaudert haſt Du; das Wie und Warum iſt Nebenſache. Ein Geheimniß iſt's nicht mehr, was ich verrathe,“ entgegnete die Paſtorin, und wiederholte ihren Befehl, den Wagen zu beſorgen. — Seufzend verließ der Paſtor ſein Bett; kopfſchüttelnd ſchritt er zu dem ihm auferlegten Geſchäft, und ehe noch der Nachbar Bäckermeiſter die friſche Semmel aus dem Ofen geholt hatte, um ſie warm ſeinen Kunden feilzubieten, war mit ſeinem Wagen die Frau Paſtorin bereits auf dem Wege nach Thomsfelda.

Auf Learoſa's Seele hatte das Bewußtſein, ihren Ältern und ihrer Schweſter einen rettenden Troſt gebracht zu haben, den Frieden des Schlafes geſenkt. Sie ſchlief lange und traumlos den feſten, beruhigenden Schlummer der glücklichen Kindheit, und bevor noch, nachdem das Tagesgeräuſch ſie erweckt hatte, ihre Erinnerungen an die Unholde, welche geſtern in ihr heiteres Leben eingebrochen waren, ſich ſammeln konnten, um ſie mit erneuerten Schrecken zu beſtürmen, ſah ſie verwundert, faſt geneigt, ihren Augen zu mißtrauen, die Frau Paſtorin Stramm eintreten.

Aber zur ängſtlichen Befremdung ſtieg die Verwunderung des Mädchens, als die Paſtorin mit ungewöhnlicher Heftigkeit ſich zu ihr niederbeugte, ſie ſcharf anblickte und dann ausrief: „Ja, ja, hier ſteht's geſchrieben, in dieſem Geſichte: Fräulein Roſine hat ein chriſtliches Herz und wird von Gott nicht weichen, und darum wird der Herr auch ſie nicht verlaſſen und ſie retten aus ihrer Trübſal!“

Learoſa fuhr empor, als lichte ein Blitz ihr Gedächtniß; aus welcher Trübſal, als aus der, welche Pellgramm's Schändlichkeit über ſie verhängt hatte, bedurfte ſie der Rettung? Und ſo war denn auch ſein Name ihr erſtes Wort. „Pellgramm?“ ächzte ſie. — „Und, Gott im Himmel, Sie wiſſen ſchon?“

„Alſo auch Sie wiſſen ſchon, daß Herr von Pellgramm es weiß?“ entgegnete, faſt wörtlich die Frage wiedergebend, die Paſtorin, und ſetzte wehklagend hinzu: „Ach, mein Mann hat es ihm verrathen!“

„Ihr Mann? Der Paſtor? Was hat der an Pellgramm verrathen?“ frug Learoſa in höchſter Spannung.

„Er hat ihm verrathen, ihm ſowol wie Ihren katholiſchen Verwandten, daß Sie die Univerſalerbin der ſeligen Großtante ſind,“ flüſterte die Paſtorin ihr ins Ohr.

„Ich? — Träum' ich denn?“ ſprach Learoſa ſich an die Stirn greifend.

„Nein, Sie träumen nicht,“ verſetzte die Paſtorin. „Thomsfelda gehört Ihnen, und wird Ihnen übergeben werden, wenn Sie vierundzwanzig Jahre alt ſind! Mein Mann hat das Teſtament mit eigner Hand ſchreiben müſſen; aber Ihnen ſoll es nicht offenbart werden, was es enthalten hat, damit der Hochmuthsteufel ſich nicht Ihrer Seele bemächtige; und ſo hat denn mein Mann auch geſchwiegen gegen Jedermann, bis der Herr von Pellgramm und die alte Excellenz aus Warſchau ihm das Geheimniß entlockt haben, um Sie zu verderben an Leib und Seele.“

„Pellgramm!“ ſtöhnte Learoſa aus der zerriſſenen Bruſt, mit einem Wehlaut, der einen Folterknecht zu bewegen vermocht hätte, und ſchnell, von der Ahnung der Hölle in einer Menſchenſeele angewandelt, ſetzte ſie hinzu: „Wann — wann hat Ihr Gemahl Pellgramm das entdeckt?“

„Erſt geſtern; aber das gehört nicht zur Sache; hören Sie nur weiter,“ entgegnete die Paſtorin; aber vergebens entwickelte ſie den auf die Reichthümer des unglücklichen Kindes gegründeten Plan der beiden Oheime; Learoſa hörte nicht. Geſtern hatte Pellgramm die Kunde von dem verheimlichten Inhalte des Teſtaments der Tante erhalten, und ſeit geſtern war der fremde böſe Geiſt eingekehrt bei ihm, der ihn zum Verräther gemacht hatte an ihr und an ihrer Schweſter. Sie entſann ſich auf ſeine Andeutung der Möglichkeit, ſich trennen zu müſſen von Wilhelminen, um mit ſeiner Hand die Flecken ihres Rufes zu bedecken, und nun ging ein entſetzliches, augenlähmendes Lichtgeflimmer vor ihr auf. Es war ihr, als reiſe dieſer Augenblick ſie um ein Stufenjahr; ſie fühlte ſich plötzlich wunderbar bekannt in einem dunkeln, nie betretenen, nie geahneten Gebiete; unverſtanden und reizarm an ihr vorübergezogene Räthſel erklärten ſich ihr ungeſucht; ſie hatte, wie ein Todter, der nicht allmählig ſterbend und den Tod ſehend, ſondern mit hinterrücks zerſchmettertem Schädel ins Grab ſinkt, zwei Leben in einem Moment gewechſelt. Hinter ihr lag das leichte Schmetterlingsdaſein, und den entgegengeſetzten Weg wandelnd, wie er dem glücklichern Thiere beſchieden, welches das traurige Leben in ſeiner Verpuppung zuerſt, und dann das Blumenleben lebt, ſah ſie ſich rings umgeben von einer unausſprechlich beklemmenden Enge. Ihre Gedanken wurden wirr, ihre Augen verblindeten.

Die Paſtorin ſprach inzwiſchen fortwährend, fing aber doch nach und nach an, ſich zu verwundern über die Achtloſigkeit, mit welcher das Fräulein ihre Mittheilungen behandelte; aber dennoch war ſie vollkommen zufrieden mit dem Erfolge ihres Zuſpruchs, als Learoſa, nur mit dem Verbrecher beſchäftigt, der an all' ihren Heiligthümern gefrevelt hatte, auf die Beſchwörung, dem eigennützigen Bewerber ihre Hand zu verſagen, in das Gekreiſch, welches ihre Stimme nicht erkennen ließ, ausbrach: „Bei dem allmächtigen Gott, der mich ſtrafen möge mit ſeinen ſchwerſten Strafen, wenn ich meinen Eid breche, ich will ſterben von Henkershand, eh' ich ihn heirathe!"

Die Paſtorin zerdrückte und zerküßte in ihrer Freude über das gelungene gute Werk die zitternden Lippen des Mädchens. — „Aber nun, Fräulein Roſine, reinen Mund, das bitt' ich mir aus zum Lohn für meine Freundſchaft. Weder Ihr Herr Vater, noch Ihre Frau Mama, noch Ihr Herr Bruder, noch Ihre Frau

Schweſter dürfen ein Sylbchen von Dem erfahren, was wir hier verhandelt haben. Bleiben Sie nur ſtandhaft und ſagen Sie nur zu allen Vorſchlägen: Nein! Zwingen kann Sie Niemand, denn Sie ſind Herrin vom Gute; das kann Ihnen keine irdiſche Macht nehmen. — Und wenn Ihnen einſt Einer gefällt, ein Cavalier, der Ihren Ältern nicht anſteht, haben Sie Vertrauen zu mir! Mit meiner Hülfe ſollen Sie Ihren Willen wol durchſetzen. — Jetzt geh' ich hinunter und laſſe mich melden bei der gnädigen Mama; ich werde ihr ſagen, ich hätte mich aufgemacht, um nachträglich zu gratuliren zu Ihrem Geburtstage. Behalten Sie das wohl, damit wir bei einerlei Rede bleiben."

Learoſa hörte nicht. „Meine Mutter — meine Schweſter" — ſo redete ſie zu ſich ſelbſt — „es iſt wahr, die dürfen nichts wiſſen von meinem Elende! — Die Verzweiflung würde ſie tödten! — Aber" — fuhr ſie auf, indem ſie umher und ſich allein ſah — „aber — wenn nun mein Elend ſich ſelbſt verräth? — wenn — — o Jeſus, mein himmliſcher Heiland! — was dann?" —

Lange Zeit brütete ſie mit verworrenen Sinnen; endlich ließ ihr guter Geiſt ihr einen Lichtpunct in das verdunkelte Seelenauge fallen. Hatte nicht der Bube, der entſetzliche Pellgramm, von der Möglichkeit geſprochen, daß ſein Verbrechen folgenlos bleiben könne? — Warum ſollte ſie denn hoffnungslos an Gottes Gnade verzweifeln? — Sie war ja ſchuldlos an dieſer ungeheuern That! Verdiente eine Unglückliche Gottes unmittelbaren Beiſtand, ſo war ſie es! — Und mit erleichterter Bruſt faltete das frommgewöhnte, unſchuldige Kind die Händchen und betete zu dem himmliſchen Vater, daß er mit ſeiner Barmherzigkeit über ihr walten, und den teufliſchen Verſuch, ſie zur Verderberin des Lebensglücks ihrer Geliebteſten zu machen, vereiteln möge.

Wunderbar gekräftigten Gemüths ſtand ſie nach vollendetem Gebete auf, kleidete ſich an, und ging hinab zu ihren Ältern; aber nur ihr Vater war in dem Familienzimmer anweſend, und gleichzeitig mit ihr trat, jedoch zu einer andern Thüre, der Gerichtsamtmann ein. Er bemerkte ſie nicht, und rief mit ſeiner bellenden Stimme dem Baron zu: „Gnäd'ger

Herr, hol' mich der Böſe! Der alte Herr Oheim hat Wind von dem untergeſchobenen Teſtamente!"

Learoſa ſah ihren Vater die Farbe wechſeln. Gewohnt, ſich zu entfernen, wenn von Geſchäften die Rede war, und nicht in der Stimmung, über die etwaige Bedeutung des eben Gehörten nachzudenken, ſchlich ſie ungeſehen zurück, um ſich zu ihrer Mutter zu begeben, während der Amtmann ausführlicher berichtete, in welches Geſpräch ihn jetzt eben der Graf verwickelt habe.

Als der polternde Gaſt grade im Begriff geweſen war, ſein Zimmer zu verlaſſen, hörte er es an ſeiner Thür klopfen und ſah mit nicht geringer Verwunderung den jungen Grafen eintreten, welcher ihn zu ſeinem Vater einlud, der vorgeblich ſeinen Rath in Betreff eines wichtigen Rechtshandels einzuholen wünſchte.

Der Amtmann ſtand nicht an, der Einladung Folge zu leiſten, ward jedoch bald inne, daß es bei dieſem Geſpräche auf etwas Anderes als auf ſeinen Rath abgeſehen ſein müſſe, denn der alte Graf ſprang bald ab von der Rechtsfrage, und leitete mit großer Geſchicklichkeit die Unterhaltung auf die ſelige Gräfin und auf die nach deren Tode eingetretenen Verhältniſſe der Familie des Barons.

Der Amtmann ſprach mit großer Oberflächlichkeit über dieſen Gegenſtand, vermochte aber nicht, einen flüchtigen Farbenwechſel zu verhindern, als der Graf nach einigem Hin= und Wiederreden anhob: „Ich geſtehe Ihnen, der Stand der Dinge, wie ich ihn hier finde, befremdet mich. Am Hofe unſers allergnädigſten Herrn hatte man Nachricht, daß meine ſelige Schweſter zu alleinigen Gunſten des Fräuleins Lea Roſina teſtirt habe, und dennoch hat der junge Baron geſtern geſprächsweiſe gegen meinen Sohn ein Wort davon fallen laſſen, daß ſein Vater die Stiftung eines Majorats beabſichtige, welches bekanntlich nur auf die männliche Deſcendenz forterbt."

Der Amtmann war ſchnell genug Herr ſeiner ſelbſt geworden, um ruhig antworten zu können: „Euer Excellenz, da hat die Fama ſich übereilt; ſie hat Kunde von Plänen nach Warſchau getragen, die aber nicht zur Ausführung gekommen ſind. Es iſt wahr, die Hochſelige hatte die Abſicht, das Fräulein

Roſina zur Univerſalerbin ihres Geſammtnachlaſſes einzuſetzen, und einige Legate für die andern Glieder der angekindeten Familie auszuwerfen, aber ſie änderte ihren Entſchluß und hinterließ das Rittergut, wie auch die vorhandenen Capitalien, ihrer Nichte, der Frau Baronin von Pfinzing, und deren Gemahl, ohne Beiden im Mindeſten irgend eine Beſchränkung aufzuerlegen."

Auf den Stirnen des Vaters wie des Sohnes ſtand der Unmuth ſehr leſerlich geſchrieben. Der Erſtere ſchien ſich indeß mit der empfangenen Auskunft befriedigen zu wollen, aber der Letztere beruhigte ſich noch nicht. „Es iſt doch ſeltſam," hob er an, „daß meine Tante in ihren letzten Lebensmomenten ein wohlüberdachtes und völlig entworfenes, unterſchriebenes und verſiegeltes Teſtament geändert haben ſolle. Man ſollte faſt meinen, daß die Selige nicht mehr Meiſterin ihrer ſelbſt und nicht fähig geweſen ſei, gewiſſen Zunöthigungen zu widerſtehen. Es iſt der Mühe werth, den unberufenen Einflüſterern nachzuſpüren. Wir wiſſen bereits, mein Herr Amtmann, daß meine ſelige Tante ſchon todtkrank in Ihrer

Begleitung nach Leipzig reiſ'te, um dort ihre ſchon völlig abgefaßte, letztwillige Verfügung bei den Gerichten niederzulegen. Es kommt jetzt darauf an, zu erforſchen, wer der Rathgeber meiner ſeligen Tante war, als ſie von ihrem Entſchluſſe abwich, und ferner: ob ſie ſich im völlig freien Beſitz ihrer Geiſteskräfte befand, als ſie zu einer Änderung des Teſtaments bewogen wurde? — Und darüber, Herr Amtmann, werden Sie am Beſten uns Auskunft geben können, denn Niemand als Sie hat auf meine Tante wirken können in jener entſcheidenden Stunde."

Einen Augenblick lang war der Amtmann unſchlüſſig, ob er auf ſeine gewöhnliche Manier, oder von dieſer abweichend dem augenſcheinlich auf ihn ſelbſt gerichteten Angriffe begegnen ſolle; ein kurzes Nachdenken belehrte ihn aber, daß einem Grand maitre de la garderobe des Königs Auguſtus ein langer Arm zu Gebote ſtehe, und ſo antwortete er denn mit aller Sanftmuth, welche er zu erzwingen vermochte: „Hochgräfliche Gnaden urtheilen ſehr ſcharfſichtig, Niemand kann von der Veranlaſſung der ſchnellen Sinnesänderung der ſeligen Gräfin genauere

Nachricht geben, als ich, der ich gegenwärtig war, als die Hochſelige nach ihrer in Leipzig erfolgten Ankunft den Oberhofgerichtsaſſeſſor Sackmann beſcheiden ließ, dieſen mit dem Inhalte des bei ſich habenden Teſtaments bekannt machte, und bei ihm, als einem vieljährigen Bekannten, Rath erholte über die Wahl eines für die deſignirte Erbin zu beſtimmenden Vormunds. Da aber ſtellte der Oberhofgerichtsaſſeſſor der Hochſeligen die Ungerechtigkeit vor, welche durch die Bevorzugung des einen dieſer Kinder den andern widerſahre, und bewog endlich die Gräſin, eine gleiche Theilung ihres Nachlaſſes unter die vier Kinder ihrer Nichte anzuordnen. Aber auch hiewider lehnte der Rathgeber ſich auf, indem er anführte, daß die Ehe des Barons auch noch fernerhin geſegnet werden könne, und daß es unverantwortlich ſei, die nachgeborenen Kinder unverſchuldet erblos zu machen. Da entſchloß ſich denn die ſelige Gräſin, ihren Beſitzſtand ungetheilt auf ihre Nichte und deren Gemahl übergehen zu laſſen und Beider Gewiſſen die Sorge für ihre Kinder anheim zu ſtellen."

„Sackmann?" ſagte nachdenkend der alte Graf.

„Ich entſinne mich nicht, von ihm gehört zu haben. — Und dieſer Sackmann hält ſich noch in Leipzig auf?“

„Iſt ſeit drei Jahren todt,“ verſetzte der Amtmann.

„Hm! hm!“ murmelte der alte Herr; ſein Sohn aber ſprach verſtändlicher: „Hier iſt nicht Alles klar, Herr Amtmann; es iſt mir bekannt, daß mein Vetter, der Baron Pfinzing, gegen gewiſſe Perſonen als ein Geheimniß geäußert hat, Fräulein Learoſa ſei wirklich teſtamentariſche Erbin meiner Tante, und ſolle an ihrem Hochzeitstage, oder ſpäteſtens bei ihrer erlangten Volljährigkeit in den Beſitz der Erbſchaft geſetzt werden; jedoch ſolle ihr das Sachverhältniß geheim bleiben, bis zum Eintritte des entſcheidenden Zeitpunktes. — Nun erſuch' ich Sie, Herr Amtmann, mir zu ſagen, zu welchem Zwecke war die Erfindung eines ſolchen Mährchens nothwendig, wenn meine Couſine nebſt ihrem Gemahl wirklich die rechtmäßigen Erben meiner Tante und keine Verfälſchungen ihres nachgelaſſenen Teſtaments vorgegangen waren?“

Der Amtmann war keinesweges über die Beantwortung dieſer Frage in Verlegenheit. „Herr Graf,“ ließ er ſich vernehmen, „als der Baron von Pfinzing dergleichen Dinge äußerte, da waren dieſelben keine Märchen. Äußerungen ſolcher Art kann mein Herr Patron nur vor der Teſtamentseröffnung gemacht haben, und da ſtimmten dieſelben wirklich mit demjenigen überein, was beſtimmt worden und zu ſeiner Kenntniß gelangt war; denn die hochſelige Erblaſſerin hatte wirklich dem Herrn Baron die Pflicht auferlegt, dem Fräulein die ihr zugedachte Begünſtigung geheim zu halten.“

„Aber warum ließ denn der Baron diejenigen Perſonen, welchen er die ſpäter als falſch erkannten Mittheilungen gemacht hatte, in dem Wahn, daß die urſprüngliche Anordnung meiner Tante unverändert geblieben ſei?“ forſchte der junge Graf.

„Wahrſcheinlich iſt die Sache nicht wieder zur Sprache gekommen zwiſchen dem Herrn Baron und jenen Perſonen,“ entgegnete der Amtmann.

Nunmehr hörte der junge Herr, einem Winke ſeines Vaters gehorchend, auf zu fragen. Der Amtmann ward entlaſſen, und vernahm nur im Abgehen die halblauten Worte: „Auguſtus, gieb Befehl, aufzupacken; wir reiſen.“

Pfinzing hatte der Mittheilung dieſer Unterhaltung ſehr ängſtlich gelauſcht; der Amtmann hingegen war ganz guten Muthes geblieben. „Fürchten Sie nichts, Herr Baron,“ tröſtete er dieſen. „Von dem eigentlichen Teſtamente iſt kein Jota mehr vorhanden, und das Untergeſchobene ſoll mir kein Menſch als ein ſolches erkennen. Eine Frage nur macht mir Unruhe: wer ſind die Perſonen, gegen welche Sie ſich über den Inhalt des beſeitigten Teſtaments geäußert haben? Sind's außer dem Paſtor noch mehrere?“

„Niemand außer ihm, und Keiner als er hat mich verrathen!“ rief Pfinzing.

„Sehen Sie, ſo führt jeder unweiſe Schritt ſelbſt ſeiner Beſtrafung zu,“ verſetzte Nauvogel. „Warum ſagten Sie dem Paſtor nicht gleich nach dem Tode der Tante, daß ſie das Teſtament geändert habe? Warum banden Sie ihm ein Märchen auf, welches nichts auf der Welt nützen konnte und Sie jetzt in eine häßliche Verlegenheit bringt?“

„Lieber Freund,“ erwiederte der Baron, „es geſchah zu einer Zeit, da ich meiner Gedanken nicht mächtig war. Sie wiſſen, daß der Paſtor es war, welcher mich zuerſt heimlich von der getroffenen Anordnung der ſeligen Tante unterrichtete, und mir dadurch die erſte Veranlaſſung gab, mich Ihnen auf die bewußte Weiſe zu nähern, um durch Ihre Vermittelung eine Abänderung des Teſtaments zu erwirken. Als nun die Staſette, durch welche Sie mir Nachricht von dem Ableben der Tante und dem geglückten Austauſch ihrer letztwilligen Verfügung gaben, durch Lobſtädt ging, da folgte der Paſtor ihr unmittelbar auf dem Fuße, und da war ich nicht fähig, ihm, der die Lüge auf meinem Geſichte hätte leſen müſſen, anzukündigen, daß die Tante ſo ganz von ihrem Entſchluſſe abgewichen ſei und eine andere gerechtere Verfügung getroffen habe. Zudem fiel, wie Sie wiſſen, um dieſe Zeit der Paſtor ſo ganz in meine Hand, daß ich, ſelbſt wenn er ahnen ſollte, auf welche Art die Umgeſtaltung der

Dinge vorgegangen, ſeine Zunge gebunden glauben mußte.“

„Und doch hat dem verzwackten Pfaffen das Waſchmaul nicht geſtopft werden können!“ ſchalt der Amtmann im erboſ'teſten Tone. „Hören Sie, Herr Baron, wir müſſen den Sünder beſtrafen. Was meinen Sie: wenn ich nun auch anfinge, zu ſchwatzen von ſeinem Geheimniſſe? Nur ſeiner Frau dürft' ich einen Floh ins Ohr ſetzen! — Doch nein, das geht nicht; er wäre capabel, ſich zu rächen, und der Frau Baronin zu entdecken, wie es mit der Willensänderung der ſeligen Tante eigentlich beſchaffen war.“

„Meiner Frau? — Das wäre ein unermeßliches Unglück!“ rief der Baron erſchrocken. „Wenn meine Frau eine Ahnung davon hätte, daß ein zu Gunſten ihres Lieblingskindes niedergelegtes Teſtament vertauſcht, und dieſes Kind verkürzt worden wäre, ich glaube, ſie wäre fähig, ſelbſt zur Angeberin zu werden.“

„Würde ihr auch nicht viel helfen,“ tröſtete ſich der Amtmann. „Wenn wir Beide einander nicht angeben, und das werden wir hoffentlich bleiben laſſen, ſo —“

Er behielt nicht Muße, auszureden, denn jetzt flog die Flügelthür auf, und die Gäſte, Vater und Sohn, traten in Reiſekleidern ein.

Der Baron ſuchte überraſcht zu ſcheinen, als der Oheim ihn um ſeinen Poſtzug bis Borna erſuchte und ſeine beſchleunigte Abreiſe mit einem alten, plötzlich die Wiederkehr drohenden Übel entſchuldigte, welches ſeine unverzügliche Zufluchtnahme zu einem berühmten dresdener Arzte nothwendig machte.

„Laſſen Sie ihn reiſen,“ ziſchelte der Amtmann dem Baron ins Ohr. „Schicken Sie ihn fort; er frägt Sie ſonſt um Ehr' und Reputation.“

Es überlief Pfinzing kalt; kaum war er im Stande, dem Beſchluſſe ſeiner unverhofft ſo eilig gewordenen Gäſte durch eine hergebrachte Höflichkeitsformel zu begegnen, und willigte ſchneller, als es ſich mit der Pflicht eines gaſtfreien Wirthes vertrug, in die Beſtellung der Pferde.

Eine unwägbare Laſt ſank von der Bruſt der Baronin, welche, immer noch gelangweilt durch die

Gegenwart der Paſtorin, ihr Cabinet hütete, als ihr Gatte ihr die Nachricht brachte, ihr Oheim wolle ſeine Reiſe fortſetzen, und von ihr und Learoſa Abſchied nehmen. Vergebens ſträubte das Mädchen ſich, die Mutter in den Saal zu begleiten; der Großoheim hatte zu dringend das ſolide, engliſche Kind noch einmal zu ſehen verlangt; man durfte ihm ſeine Foderung nicht weigern, und ſo verhüllte denn die Baronin die Mängel des Morgengewandes ihres Töchterchens mit einem großen Seidentuche, ſtrich ihr die hellbraune, noch ungefärbt in ungekünſtelter Schönheit auf ihre Schultern niederwallenden Locken aus der Stirn hinweg, und trat, ſie führend, in das Zimmer ein.

Der alte Graf, eben als er Mutter und Tochter anſichtig ward, von Herrn von Pellgramm ſehr angelegentlich unterhalten, wandte ſich ſchnell ab von dieſem, und ſtarrte das engelſchöne Kind an, welches, etwas bleicher zwar als geſtern, aber wo möglich noch unwiderſtehlicher bezaubernd, die dunkelbraunen Augen an den Fußboden geheftet, vor ihm ſtand. Er ſchien ſie anreden zu wollen, aber der Eindruck ihres Anblicks hatte ihn außer gehörige Faſſung gebracht, etwas Wohlgeſetztes zu ſagen. — Endlich war der Geiſt der Rede ihm zurückgekehrt; er trippelte, ſo ſchnell als es ihm der Zuſtand ſeiner Füße geſtattete, zu Learoſa hin, blieb dicht vor ihr ſtehen, betrachtete ſie noch einmal und rief dann begeiſtert aus: „Mein Kind, Sie ſind eine engliſche, verjüngende Hebe!"

Graf Auguſtus, welcher heute Learoſa keines Wortes gewürdigt, und ſich begnügt hatte, ſie mit einer oberflächlichen Verbeugung zu begrüßen, wandte ſich jetzt um, um den Lachreiz nicht allgemein ſichtbar werden zu laſſen, den die Galanterie ſeines Vaters ihm erweckt hatte. Dieſer neigte inzwiſchen, ohne auf die Grimaſſe ſeines Sohns Acht zu haben, ſein Haupt in den Bereich der Locken Learoſa's, richtete, indem er wie geſtern die Hand unter ihr Kinn ſchob, ihr Antlitz in die Höhe, und drückte, die ihm dargebotene Wange vermeidend, einen recht ſchallenden Kuß auf ihre Lippen.

Jetzt verſchob er den Abſchied nicht länger, ſprach, bei ſeinem Umgange von Jung zu Alt und von Alt zu Jung, indem er Pellgramm ins Auge faßte, zu dieſem: „Was Ihr Geſuch betrifft, ſo werd' ich deſſen erinnerlich ſein, und ich ſchmeichle mir, es wird mir gelingen, Ihnen ein Hofamt zu erwirken," nahm dann noch einmal Learoſa in den Arm, küßte ſie, und beſtieg, von Pfinzing unterſtützt, den Wagen.

„Das iſt ein Hund, der uns nicht beißt," ziſchelte der Gerichtshalter dem Baron zu. — „Doch gut, daß er weg iſt, ſo zeigt er uns doch auch ſeine Zähne nicht mehr," ſetzte er hinzu und bat ſich ein derbes Frühſtück aus, welches er einnehmen und dann anſpannen laſſen wolle.

Drei ſchwere Monate durchkränkelnd hatte die Baronin mit einer Beängſtigung, die von Woche zu Woche ſtieg, ihr Lieblingskind, einer Roſenknospe gleich, deren Lebensmark ein verſteckter Wurm verzehrt, welken geſehen. Zwar klagte Learoſa nicht, und der zu Rath gezogene Arzt maß das Verbleichen und Vermagern des blühenden Kindes nur dem Wachsthum bei, deſſen Übermaß ſeit einem Jahre die zarte Ge ſtalt beinahe um eine Kopflänge gedehnt hatte; aber auch dieſer unnatürliche Wachsthum ſchon war der Folgen wegen, die er auf Learoſa's Geſundheit haben konnte, bedenklich, und trieb die Sorge der guten, zärtlichen Mutter von einem Schwindelpunct zum andern.

Doch war die Laſt dieſer Beſorgniß, wie drückend ſie auch ſein mochte, nicht die Einzige, an welcher die Baronin trug; auch die Zukunft ihrer ältern Tochter beunruhigte ſie. Ihr Schwiegerſohn, der Sprößling eines für reich gehaltenen Hauſes aus dem Altenburgiſchen, war, wie es ſich jetzt erwies, um den größten Theil ſeiner Hoffnungen durch den Krieg gebracht worden, und die Hofcharge, welche er ſeit der Rückkehr des Königs Auguſt nach Dresden bekleidete, war des Aufwandes wegen, welchen ſie erfoderte, mehr eine Laſt, als eine Begünſtigung zu nennen. Seit faſt zehn Wochen ſchon war er abweſend, und wurde, wie er kürzlich ſchrieb, durch die Pflichten ſeines neuen Amtes ſo gefeſſelt, daß er es für unmöglich erklärt hatte, bei der Entbindung ſeiner Frau gegenwärtig zu ſein, welche im Älternhauſe vor fünf Tagen unter Umſtänden erfolgt war, die für Mutter und Kind fürchten ließen.

In der hoffnungslos ſchweren Stunde des Kampfes zwiſchen Leben und Tod hatte Frau von Pellgramm nach dem Gatten verlangt, und dieſer war durch einen Eilboten berufen worden; aber ſchon vorgeſtern hätte er hier ſein können, und — er ließ noch auf ſich warten. — Kaum gelang es der Mutter, den Säumigen mit der Strenge ſeines Dienſtes bei ihrer Tochter und bei ſich ſelbſt zu entſchuldigen.

So getrübt rauſchten über dieſes früh gebeugte Haupt die Wellen der Zeit in ſtetem Gleichmaße hinweg, da verſetzte der Eintritt eines unerwarteten Ereigniſſes ſie in eine neue Schwingung. Der Großoheim, welcher, wie ſein Sohn, ſeit ſeinem erſten und einzigen flüchtigen Beſuche nichts mehr von ſich hatte hören laſſen, erſchreckte durch eine Wiederholung deſſelben die Baronin grade jetzt, da ihre Achtſamkeit von der jungen Kindbetterin ausſchließlich in Anſpruch genommen wurde.

Wie eine Centnerlaſt fiel im Augenblicke ſeiner Meldung der Schreck des Gedankens auf die Seele der vielbeſtürmten Frau, der Beſuch gelte ihrem Kinde, und mit der Angſt, die kein Mann dem Weibe nachzuempfinden fähig iſt, mit der Angſt einer Mutter um ihr zum Todesopfer erleſenes Kind, umſchlang die Baronin ihren Gemahl, der ihr die Nachricht brachte, daß der Graf vor dem Schloßhofe halte und ſich melden laſſe. „Pfinzing!“ rief ſie erbleichend, „Pfinzing, der Onkel kommt, um zu werben für ſeinen Sohn um die Hand unſerer Learoſa! Ich habe Dein Wort, den Antrag abzulehnen! Kein ſcheinbarer Vortheil darf Dich bewegen, es mir zu brechen! — Und wärſt Du fähig, das Lebensglück Deines Kindes zu opfern — ſieh, ich habe Dir nie widerſprochen, aber dann, dann, Pfinzing, erwarte nicht, daß ich mich beugen werde unter Deinem Willen, wie Du es gewohnt biſt von mir! Ich willige in dieſe Heirath nicht!“

„Aber wenn Dein Vetter Learoſa ſelbſt gewinnen, wenn er ihre Wahl ſein ſollte?“ wandte der Baron ein.

„Learoſa iſt ein Kind! Learoſa hat keine Wahl,“ antwortete die Baronin; „und ſelbſt wenn es Dir gelänge, ſie zu überreden, ſie liebe dieſen Mann, ſelbſt dann verweig're ich ihr meine Einwilligung.

Auf der Stirn des Barons ſammelten ſich Wolken des Unmuths. „Du giebſt Dich dem Einfluß einer Laune hin, Henriette, welche das Glück unſerer Tochter ſtören kann," ſagte er. „Ich wenigſtens würd' es ein Glück nennen, ſie dem einzigen Sohne des Grafen von Rottingerode vermählt zu wiſſen, gegen welchen Du nichts haben kannſt, als die Erinnerungen an den Kummer Deiner Wohlthäterin, den der Vater dieſes jungen Mannes unter Umſtänden über ſie verhängt hat, welche — wenn Du offenherzig ſein willſt — dieſen rechtfertigen. — Sag' es ſelbſt: wie würdeſt Du eine ähnliche Verirrung Deiner Tochter beſtrafen? — Doch ich habe Dir mein Wort gegeben, den Antrag — wenn er wirklich erfolgen ſollte, — vor der Hand, das heißt: bis zu Learoſens erreichtem zwanzigſten Jahre, abzulehnen, und mein Wort werd' ich Dir halten."

Er ging, um den Grafen zu empfangen, deſſen Caroſſe jetzt in den Schloßhof rollte.

Learoſa ſaß zwiſchen dem Bette ihrer Schweſter und der Wiege des Neugeborenen, gemartert von den beängſtigenden Ahnungen, daß auch ihr vielleicht das Leben eines ſolchen Weſens in fürchterlicher Verborgenheit keimen möge; da fand das Horngekreiſch, welches die Ankunft des Gaſtes begleitete, den Weg zu dem Ohre der Wöchnerin, obgleich ſie die mütterliche Vorſicht in das entlegenſte Zimmer gebettet hatte. „Das iſt mein Mann!“ fuhr ſie freudig auf, indem eine Eisflut Learoſen erſtarren machte. „Das iſt Pellgramm, Schweſter,“ fuhr die Kranke fort. „Geh, Learoſa, eile, führ’ ihn zu mir! Ich will dem Vater ſein Kind an das Herz legen.“

Die Füße ſchwankten unter Learoſa, als ſie aufſtand. Gehen mußte ſie, um nicht durch ihr Zögern die Ungeduld ihrer Schweſter zu vermehren; aber wie ſollte ſie dem Abſcheulichen unter die Augen treten? — Wie eine Luſt mit ihm athmen? — Wie das Maß von Freundlichkeit gegen ihn erzwingen, welches erfoderlich war, um ihre Schweſter nicht zu reizen, die Vorwürfe zu erneuern, welche ſie ihr kurz vor Pellgramm’s Abreiſe über ihre Liebloſigkeit gegen ihn gemacht hatte? — Sie ging, aber kaum hatte ſie die Schwelle überſchritten, kaum die ſorgfältig verhängte Thür leiſe hinter ſich zugedrückt, da ſtand ſie auch ſchon am Ziele ihrer Kraft und ihres Muthes. Sie ſank wieder auf ihre Kniee, warf das Auge verzweifelnd zum Himmel, rang die Hände und hielt den Athem an, um das verrathdrohende Schluchzen zu erſticken, mit welchem ihre Bruſt kämpfte.

Wer mag die Flut von Minuten meſſen, welche ſie, die Geduld ihrer harrenden Schweſter prüfend, hier vorüberfließen ließ in ihrer Abſpannung? — Sie hörte endlich Tritte, raffte ſich auf, um dem vermeintlichen Schwager auszuweichen, aber ſtatt ſeiner kam die Kammerfrau ihrer Mutter, um ihr anzukündigen, daß nicht der Herr Kammerjunker von Pellgramm, ſondern Seine Excellenz der Herr Großoheim angekommen ſei und nach ihr verlange.

Ein tiefgeſchöpfter Seufzer erleichterte Learoſa's ſchwere Bruſt; ſo war es Pellgramm denn nicht, deſſen gefürchteter Anblick ſie martern ſollte; ſie faltete die Hände wie zum Dankgebete, beauftragte die Kammerfrau, ihrer Schweſter die Nachricht zu bringen, und das Geſicht von einem Anflug der ihr entfremdeten Freudigkeit geröthet, das Herz voll liebeweckender Dankbarkeit gegen beide Oheime dafür, daß keiner von ihnen Der war, vor deſſen Empfang ihr geſchaudert hatte, und vergeſſend, daß dieſer Empfang ihr dennoch nur aufgeſpart war, flog ſie die Treppe hinab in das Wohnzimmer ihrer Ältern.

Der alte Reichsgraf — er war ohne die Begleitung ſeines Sohnes gekommen — ſaß neben ihrer Mutter auf dem Kanapee, und war — was Learoſa jedoch, ſo wie die Feierlichkeit in ſeinen Mienen und ſeiner ganzen Haltung, unbemerkt blieb — mit ihren Ältern in einer etwas zwangvollen Unterhaltung begriffen, als ſie eintrat, und ihm mit einer Freudigkeit entgegenflog, welche den Baron und deſſen Gattin ungemein überraſchte.

Auch der alte Herr war, und zwar in doppelter Hinſicht, überraſcht. Er ſchien faſt ungern das holde Mädchen an ſeine Bruſt zu drücken, weil er, während ſeine Lippen auf ihrer Stirn ruhten, den Genuß ihres bezaubernden Anblicks entbehren mußte. „Welch' eine Veränderung!“ rief er ein über das andere Mal aus, das verzückte Auge an den vollendeten Formen weidend, welche aus der Maſſe ſchöner Stoffe hervorgegangen waren, die ſchon längſt in ihren Einzelnheiten die Bewunderung erweckt hatten. Die Haut war zwar bleicher, aber auch reiner, das Auge zwar weniger beweglich, aber größer, dunkler — klagender geworden, und der breite Saum, der ſie umgab, früher wie aus gewobenen Wimpern zuſammengeſetzt, ringelte ſich jetzt ſeidenreicher, geglätteter, einer hingehauchten Schattirung ähnlich um die dunkeln Sterne. Die Überfülle der Wangen, welche dem Kindesgeſichtchen den Kindesreiz gaben, war einer länglichen Rundung des Jungfrauenantlitzes gewichen; die Geſtalt ſchlanker, der Gang ſchwebender geworden, und den einzig unerſetzten Reiz, den Verluſt der ſchwellenden Weichheit der Glieder, verbarg die vielverhüllende Alltagskleidung, welche, der altmütterlichen Mode gemäß, die von den verborgenen Vampyren des Grams ſchon verletzten Formen faltenreich und ſittſam bedeckte.

„Welch eine Veränderung!“ rief der alte Graf noch einmal. „Wie iſt's der Hand der Zeit möglich geweſen, in dem kurzen Raume von kaum hundert Tagen ſolch ein Wunder zu wirken? — Wie hat aus der üppigen Roſenknoſpe ſich dieſe Lilienpracht entwickeln können?“

„Das Kind wächſt ſchnell, zu ſchnell,“ antwortete Frau von Pfinzing ſeufzend.

„Das Kind? — Kind?“ — wiederholte der Graf fragend, indem er lächelnd den Kopf ſchüttelte, und mit erhöhtem Tone hinzufügte: „Ein Wunderkind! — Ein Götterkind, ſonſt wohl kein Kind mehr.“

Die Erwärmung des Herzens hatte keinen Einfluß auf die Füße des alten Enthuſiaſten; der Baron ſah ſein Kämpfen mit ſeinem Pedal und führte ihn zum Kanapee. Learoſa mußte ſich neben ihn ſetzen.

Ein guter Geiſt ſchien ſie des Stehens überhoben zu haben, denn ſie empfand, daß ihre Füße ebenfalls zu ſchwach geweſen ſein würden, ihre Laſt zu tragen, als ihre Mutter, von Wilhelminen redend, Pellgramm's erwähnte, und ſich nach der Urſache der Verzögerung ſeiner Ankunft erkundigte.

Der Graf konnte keine Auskunft geben, da er ſelbſt ſchon länger als eine Woche ſich auf ſeinem Landgute aufgehalten, und während dieſer Zeit nichts vom Hofe vernommen hatte. Er gedachte Pellgramm's jedoch mit großer Anerkennung ſeiner Vorzüge, ſprach von dem Wohlgefallen, welches Seine Majeſtät an der Gewandtheit des jungen Mannes finde, und vertiefte ſich jetzt mit der Weitſchweiſigkeit eines alten Hofmanns in das unerſchöpfliche Gebiet des Hoflebens, aus welchem er Zug für Zug, bald anziehend, bald langweilend hervorhob.

So verſchlich der Reſt des Nachmittags, ſo verging der Abend; Learoſa durfte nicht von der Seite des zärtlichen Großoheims weichen, und als ſie, nachdem ſeine Ermüdung ihn in ſeine Zimmer entfernt hatte, zu ihrer Schweſter ſchlich, da trippelte mit winkenden Händen ihr die Wächterin entgegen und ziſchelte ihr zu, die Wöchnerin ſchlummere ſanft. Learoſa kehrte um und begab ſich in ihr Gemach.

„Kommſt Du endlich?“ flüſterte, als ſie deſſen Schwelle betrat, ihr eine Stimme entgegen. Es war ihr Bruder Karl, der hier ihrer wartete. „Ich habe nothwendig zu reden mit Dir," fuhr er fort, ſah ſie lange mit einem Seitwärtsblick an und frug: „Weißt Du, warum der Großonkel hier iſt?"

„Nein," antwortete ſie geſpannt.

„Er wird — für ſeinen Sohn um Dich werben," verſetzte Karl. „Ich habe heut' zufällig ein Geſpräch der Ältern belauſcht; die Mutter iſt gegen die Partie; ſie will dieſe Heirath durchaus nicht; warum? — das mag Gott wiſſen! Sie will Dich vor Deinem zwanzigſten Jahre nicht verheirathen. Der Vater hingegen würde ſehr glücklich ſein, wenn er Dich als Gräfin Rottingerode ſähe, und wenn Du auf ſeine Seite trittſt, ſo wird der Mutter Widerſpruch fruchtlos bleiben. — Nun, Learoſa, will ich doch einmal ſehen, ob Du den hohen Grad von Verſtand haſt, den alle Welt nicht müde wird, an Dir zu preiſen, denn daß Du nie in Deinem ganzen Leben Gelegenheit haben wirſt, eine ſo glänzende Verbindung zu ſchließen, die Dich in Deinem funfzehnten Lebensjahre zu einer der erſten Damen am Hofe macht, das darf ich Dir wol nicht erſt weitläufig auseinanderſetzen. Himmel, welch ein glückſeliges Weſen kannſt Du werden, wenn Du vernünftig biſt und Dich von der Mutter nicht einſchüchtern läſſeſt.“

Stumm und regungslos wie ein Bild ſtarrte Learoſa dem Bruder ins Auge, welcher fortfuhr, ſeine geringe Überredungsgabe zu erſchöpfen, um ſeiner Schweſter alle Seiten des ihr ſich darbietenden Glückes anſchaulich zu machen, und endlich, als es ihm nicht möglich war, ihr nur ein beifälliges Wort, einen deutbaren Blick zu entlocken, ſie unmuthig verließ.

Jetzt belebten ſich Learoſa's todtenſtarre Glieder. „Rettung, Rettung vor dem Schrecken des Wiederanblicks eines Scheuſals;“ das war der einzige Gedanke, deſſen ſie ſich bewußt war in dieſem Augenblicke. Ob ſie den Mann liebe, der ihr die Rettungshand bot, die Frage kam ihr nicht in den Sinn; ſie fühlte, ſie werde ihn anbeten, wenn er ſie von hinnen nähme, bevor Pellgramm's Athem die Luft wieder vergiftete, welche ihre Bruſt einſog. Und eben ſo wenig gedachte ſie des Widerſpruchs ihrer Mutter. Fort, fort von hier, und wo möglich auf der Stelle! — Es war ihr, als habe ſie nie in ihrem Leben einen andern Wunſch, eine heißere Sehnſucht gekannt. —

Da fiel urplötzlich ein eiskalter löſchender Funken in die Glut ihrer Seele. — Wie durch einen Zauberſchlag wurde des Amtmanns Erzählung von der betrügeriſchen Braut ihr gegenwärtig, die ihren Trugverſuch mit dem Tode von der Hand ihres getäuſchten Verlobten gebüßt hatte, jene Erzählung, welche ihr die erſte Veranlaſſung zu einer Ahnung ihres eignen Zuſtandes gab; und mit Entſetzen frug ſie ſich: „Was dann, wenn ich nun ſelbſt wie jene gemordete Heuchlerin die Folgen einer Unthat trage, an welcher ich ſchuldlos bin? — Wer wird an meine Schuldloſigkeit glauben? — Und — darf ich ſie verheimlichen, dieſe Folgen? — Werd' ich ſie verheimlichen können, ſelbſt wenn ich den Vorſatz habe, zu täuſchen, zu betrügen?“ —

So entſank dem unglücklichen Mädchen der Halm, an welchem ihre, aus einem Todesſchlaf erweckte Hoffnung ſich feſtgeklammert hatte. Dunkel wie die Nacht, die den Weltkreis umhüllte, war es in ihrer

Seele, und die aufgehende Sonne, die allen Weſen ihr freudiges Licht brachte, hatte keinen Lichtblick für ſie.

Häusliche Geſchäfte, welche die Anweſenheit des Gaſtes heute vervielfachte, wandten das Auge der Mutter in dieſen Morgenſtunden von dem geliebten Kinde ab, welches, wie ſonſt beobachtet, ſchwerlich würde die Belaſtung ſeiner Seele haben verbergen können. Und ſo flogen und ſchlichen denn die Vormittagſtunden dahin, ohne einen Strahl auf die Wunden fallen zu laſſen, welche weit und unverdeckt Learoſa's Leben enteitern ließen. Da — es war etwa elf Uhr — rief der Baron ſeine Gattin ab, und verkündete ihr leiſe, daß der Oheim ein zeugenloſes Geſpräch erbitte.

Die Baronin erblich, und der Blick, welchen ſie auf Learoſa warf, verſtändigte dieſer den Inhalt der nur halb gehörten Mittheilung ihres Vaters. Ihre Glieder zitterten; ihrer Bruſt entging der Athem, und ihrer Seele die Kraft zu denken.

Ohne eines Wortes fähig zu ſein, ſich feſt an die Hand ihres Gatten klammernd, folgte die Mutter dieſem in das Geſellſchaftszimmer und ſank ohne

Athem auf dem Sofa nieder. Der Baron ſuchte ſie zur Faſſung zurückzuführen, doch zu einer erſchöpfenden Rede blieb ihm nicht Zeit, denn jetzt flogen die Flügelthüren auf, und der Graf, in höchſter Galla, das blaue Band des weißen Adlers über dem dunkelgrün ſammtnen, reich in Gold geſtickten Kleide tragend, und nur verſtohlen auf den goldenen Knopf des ſpaniſchen Rohrs ſich ſtützend, trat mit einer Feierlichkeit in Miene und Haltung ein, welche keinen Zweifel mehr über ſein Geſchäft aufkommen ließ.

Er bot bei ſeinem Eintritt erſt der Baronin, dann dem Baron die Wange zum Kuſſe, nahm nun, den Sitz auf dem Sofa ablehnend, dieſem gegenüber ſeinen Platz, ſchob den mit der Plüme geſchmückten Chapeaubas feſter unter ſeinen Arm, ordnete den goldenen Degen an ſeiner Seite und hob dann an:

„Sie werden ſich entſinnen, meine gnädigſte Frau Nièce, und Sie, mein theuerer Baron, daß ich vor drei Monaten auf dieſer Stelle, welche Sie jetzt einnehmen, meinen Wunſch ausſprach: unſere gegenſeitige Entfremdung möge enden für immer, und das Band dauernd ſein, welches uns verknüpfe. Damals ahnt' ich noch nicht, daß ich dieſen Wunſch, mit Bezug auf mich perſönlich, Ihnen werde wiederholen müſſen; damals ahnt' ich noch nicht, daß der Ring, den ich an die Hand Ihrer liebenswürdigen Tochter ſteckte, ein Bindungswerkzeug für *mich* ſein werde, und ſo hab' ich denn, nachdem ich drei Monate lang das Für und Wider reiflich erwogen, mich entſchloſſen: Baroneß Learoſa zu meiner Gemahlin zu erheben.“

Pfinzing und ſeine Gattin ſahen einander höchſt überraſcht an; der Graf fuhr fort: „Ich bin zwar kein Jüngling mehr, aber auch noch kein Greis, kräftig, bis auf den Gebrauch der Füße, völlig geſund, bis auf ein in meiner Familie erbliches kleines Übel, welches jedoch grade ein Ableitungsmittel aller bedeutender Krankheiten iſt. Meine Augen ſind ſchärfer wie manche Jünglingsaugen, meine Verdauung capital, und mein Schlaf, beſonders der Morgenſchlummer, über alle Beſchreibung ſanft und ſtärkend. Was das Sort betrifft, welches ich meiner künftigen Gemahlin zu ſichern gedenke, ſo mach' ich mich anheiſchig, ihr ein jährliches Nadelgeld von zwölfhundert Thalern auszuſetzen, ihr eine eigne Loge im Hoftheater und in der Oper, eine eigne Equipage und eine, ihrem Range angemeſſene Bedienung zu halten. Sollt' ich früher als ſie das Zeitliche geſegnen, ſo will ich mein Allodial-Rittergut Simmbach ihr zum eigenthümlichen Witwenſitz hinterlaſſen."

Der Graf ſchwieg jetzt und ſah das noch immer verſtummende Ehepaar auffodernd an. Die Baronin kam ihrem Gemahl zuvor, indem ſie antwortete: „Ich geſtehe, Excellenz, wir waren auf die Ehre eines ſolchen Antrags nicht gefaßt, indeß —"

„Ich glaub' Ihnen das," fiel der Graf ein. „Sie waren vielleicht darauf vorbereitet, einen ſolchen Antrag von meinem Sohne zu empfangen; aber — mein Sohn bedarf einer reichen Gemahlin und das iſt Baroneß Learoſa nicht, ſeit das Teſtament meiner ſeligen Schweſter im Augenblick der Niederlegung deſſelben eine ſehr ſeltſame Abänderung erlitten, und ſeit Sie, hochgeehrter Herr Baron, die

Stiftung eines Majorats bewerkſtelligt, und folglich Ihre Tochter erblos gemacht haben.“

„Wie? — wie? — es iſt dennoch geſchehen?“ fuhr die Baronin mit einer Lebhaftigkeit auf, welche den Grad ihres Erſchreckens, ihres Unwillens bekundete. „Pfinzing! Pfinzing, iſt das wahr? — Haſt Du mich hintergangen? — Hat Deine Vorliebe für unſern Sohn Dich zum Stiefvater unſerer Töchter machen können?“

„Bitte, bitte, gnädige Frau Nièce,“ ſo legte der Graf ſich ins Mittel; „es iſt Ihrem Herrn Gemahl nicht unbedingt zu verargen, wenn er vorzugsweiſe auf diejenige Perſon ſeine Sorge richtet, welcher die Erhaltung des väterlichen Namens obliegt. Die Nachkommen der Töchter gehen in einen fremden Stammbaum über, deſſen Aufrechthaltung die Sorge eines Andern iſt und die Kräfte eines vernünftigen Vaters nicht erſchöpfen darf. — Laſſen Sie uns indeß wieder auf die Angelegenheit meines Herzens zurückkommen. Ich nehme Ihnen die Sorge für Baroneß Learoſa ab, und will mich auch verpflichten, die eingeſchlagene Carrière des Herrn von Pellgramm zu befördern; es bleibt Ihnen alsdann nur noch ein Töchterchen zu verſorgen übrig, und dieſes, gewiſſermaßen unter den Augen des ganzen Hofes erblühend, von mir protegirt, wird — mein Wort darauf — einſt die Wahl haben unter der Blüte unſers Adels.“

Es hatte fortwährend gekocht in der Bruſt der Baronin, während der Graf redete; jetzt hob ſie, weit entfernt, Troſt und Beruhigung in ſeinem Zuſpruche gefunden zu haben, zu ſprechen an: „Gnädigſter Herr Onkel, ich danke Euer Excellenz für die Huld, mit welcher Sie dieſe Ausſichten uns eröffnen, aber es wird derſelben nicht bedürfen; denn mein Mann muß die Schritte, die er hinter meinem Rücken gethan, zurückthun! Ich willige nicht in die Stiftung des Majorats und ich habe doch auch mitzureden über das Eigenthum, welches meine ſelige Tante kraft ihres Teſtaments uns Beiden hinterließ.“

Hinter Pſinzing's zuſammengezogenen Brauen lauerte der verſteckte Zorn über die Sprache, an welche die Sanftmuth ſeiner Gattin ihn nicht gewöhnt hatte. Der Graf, um den befürchteten Ausbruch eines offenen Zwiſtes beider Ehegatten vorzubeugen, ſprach zur Sühne, aber die Baronin fiel ihm ſchnell ins Wort. Sie wiederholte ihre Betheuerung, nie in Learoſa's Hintanſetzung zu willigen, und ſchloß mit der feſten Erklärung, die Jugend ihres Kindes keinem lockenden Glanze zu opfern, und ſie vor ihrem zwanzigſten Jahre nicht zu vermählen.

Der Reſt von Gluth der verkühlten Seele des Grafen ſchien ſich in einem Brennpuncte zu ſammeln; ſein Auge funkelte, ſein Geſicht ward violett, und ein verbiſſener Ingrimm ſpielte mit ſeinen Mundmuskeln. „Pardonniren Sie, gnädigſte Frau Niece,“ ſprach er, ſie aufhaltend, als ſie, ihm vorübergehend, im Begriffe war, ſich zu entfernen. „Ein Wörtchen noch: ich verſpreche Ihnen, wenn Sie auf meinen Antrag eingehen, nicht zu fragen, welche geheime Bewandtniß es mit der vorhin von Ihnen zur Sprache gebrachten Abänderung des Teſtamentes meiner ſeligen Schweſter hat!“ —

Er betonte dieſe Worte ſehr nachdrücklich und blickte die Baronin und ihren Gemahl mit einer Schärfe an, welche ſeinem matten Auge gar nicht eigen zu ſein ſchien. — Pfinzing erblaßte, und Bläſſe und Befangenheit nahmen überhand, als ſeine Gattin, ihn anſtarrend, in die Frage ausbrach: „Pfinzing, was ſoll das heißen?“

Der Graf, durch Pfinzing's Farbenwechſel und ſein Verſtummen ermuthigt, die über alle Hoffnung glücklich erwirkte Überraſchung des ſchuldbewußten Mannes zu benutzen, antwortete an ſeiner Statt: „Was das heißen ſoll? — Sie wiſſen es nicht? — So wenden Sie ſich, wenn Ihr Herr Gemahl Ihnen die erfoderliche Auskunft verſagt, nur an Ihren Gerichtshalter, der meine ſelige Schweſter nach Leipzig begleitet hat, als ſie ſich dahin begab, um dort ihr Teſtament niederzulegen. Dieſer Herr Nauvogel wird Sie belehren können, wie es zugeht, daß nicht Baroneß Learoſa, ſondern daß Sie beiderſeits die Univerſalerben der Seligen geworden ſind.“

Frau von Pfinzing hielt zitternd und ſchwankend an der Stuhllehne des Oheims ſich feſt, und richtete das Auge auf das verſtörte Antlitz ihres Gatten. „Pfinzing, Pfinzing,“ ſtammelte ſie, „es will mir ein Licht dämmern, ein fürchterliches Licht! — Mit dem Entſchluſſe, beinah' ausſchließlich für Learoſa zu ſorgen, verließ uns die Tante, und als Nauvogel zurückkehrte, da bracht' er uns die Nachricht, daß wir die Bevorzugten waren. — Pfinzing, ich bitte Dich um Gottes willen, bei Deinem Sterbeaugenblick, bei Deiner Ruhe im Grabe, bei Deiner Hoffnung auf das ſündentilgende Blut unſers Heilandes, haſt Du —“

„Hör' auf, wenn Du mich nicht morden willſt, hör' auf,“ ſchrie der Baron außer ſich. „Was ich gethan habe, das war kein Verbrechen! Ich wollte die Selige an einer Ungerechtigkeit verhindern! Ich wollte —“

„Das wollteſt Du, um ſelber ungerecht ſein zu können gegen Deine Töchter? — O, mein Kind, meine arme betrogene — beſtohlene Learoſa!“ rief die Baronin, taumelte hinaus in das Wohnzimmer, und ſtieß hier an den — horchenden Paſtor, der, als kaum die Kunde in Lobſtädt umlief, der Oheim ſei wieder angelangt in Thomsfelda, von der Frau Paſtorin entſandt worden war, um dem Papiſten aus allen Kräften entgegenzuwirken, und einſtweilen hier ſeinen Poſten genommen hatte, um den Stand der Dinge zu erlauſchen.

„Learoſa, mein Kind!“ ſchrie die Baronin, ohne den Horcher zu beachten, der ſich ſtill in einen Winkel barg; und aufgeſchreckt durch die ungewohnt lärmende Stimme der ſanften Mutter, folgte Learoſa wie auf Flügeln dem gellenden Rufe.

„Mein Kind, mein armes unglückliches Kind!“ jammerte die Baronin, Learoſa an ſich preſſend. „Dein Vater, Dein eigner Vater hat Dich beraubt um Dein Eigenthum, hat das Teſtament Deiner Großtante verfälſcht und Dich —“

„Fort von hier!“ donnerte Pfinzing erhitzt, indem er Learoſa heftig am Arme faßte, ſie emporriß und ſie der Thür zuſchleuderte. „Fort, ſag' ich!“ wiederholte er, und zitternd entfloh Learoſa, während der Oheim, welcher den Paſtor wahrgenommen hatte, dieſen in das Nebenzimmer winkte und mit den Worten: „Achten Sie genau auf Alles, was dort geſprochen wird, ich werde mich Ihrer als Zeugen bedienen,“ neben ihm an der angelehnten Thür ſeinen Lauſchplatz nahm.

„Was ich auch gethan haben mag, vor meinem Kinde will ich nicht an den Pranger geſtellt ſein,“ rief Pfinzing, mit heftigen Schritten das Zimmer meſſend.

„Ich habe nicht recht gethan, ich weiß es,“ fuhr er fort, „aber einer ehrloſen That, wie Du es nennſt, hab' ich mich nicht ſchuldig gemacht. Als ich durch den Paſtor den Inhalt des Teſtaments der Tante erfuhr, da war es das gleiche Maß von Zärtlichkeit, welches ich zu meinen Kindern trug, was mich bewog, den Gerichtshalter zu bitten, die Tante zu einer Änderung ihres letzten Willens zu bewegen; und ſelbſt *das* noch will ich bei meinem Gewiſſen verantworten, daß ich, als Nauvogel mir ſein Unvermögen erklärte, den feſten Sinn der Tante umzuſtimmen, in ſeinen Vorſchlag willigte, ihr ein anderes, zu unſern Gunſten abgefaßtes Teſtament unterzuſchieben, denn damals hatt' ich nichts als das Glück *aller* unſerer Kinder im Auge, und hielt dieſen Schritt, den Du Betrug nennſt, für minder ſündlich, als es mein Schweigen zu einer, gegen die Unſchuldigen verübten Ungerechtigkeit geweſen ſein würde. — Aber, was mir ſchwerer zu rechtfertigen wird, und was ich Dir deshalb mit ſchwerem Herzen verheimlicht habe, das iſt — ich will es bekennen — mein erſt ſpäter gefaßter, und kürzlich erſt insgeheim ausgeführter Beſchluß: unſern Sohn auf Koſten ſeiner Schweſtern zu begünſtigen. Doch auch für dieſe Handlung will ich bei jedem Richter, der Vernunftgründen Gehör giebt, Entſchuldigung finden. Durch was verarmt und verſinkt der Adel, als durch die, ins Endloſe fortgeſetzte Theilung der urſprünglich vorhandenen Erbmaſſen? — Und wodurch kann ſein Verſinken aufgehalten werden, als durch Familienſtiftungen der Art, wie dieſe, deren Gründung ich mir angelegen ſein ließ?“

„Alſo um einen vermeintlich guten Zweck zu erreichen, durfteſt Du die Mittel zu demſelben unrechtmäßigerweiſe erwerben?“ frug die Baronin. „Schien Dir die Verfügung der ſeligen Tante ſchon ungerecht, um wieviel ungerechter mußt Du Dir ſelbſt erſcheinen, der Du, nicht allein wie ſie es wollte, drei Deiner Kinder zu Gunſten des Einen benachtheiligteſt, ſondern — o Pfinzing, laß mich das Wort nicht wiederholen, das Wort — —"

„Du haſt recht," unterbrach ſie der Baron. „Ich ſeh' es ein, daß Du recht haſt, und wüßt' ich ein Mittel, ohne öffentliche Verletzung meiner Ehre mein Unrecht wieder zu vergüten, ſo wahr Gott lebt, ich würd' es ergreifen!"

„Pfinzing, mein guter Mann!" rief die Baronin und warf ſich ſchluchzend an ſeine Bruſt. „O, ich hatte Unrecht, Deinem Herzen zu mißtrauen! Ich that Unrecht, Dich bloßzuſtellen in Learoſa's Gegenwart. Aber noch weiß ſie nichts, noch weiß ja Niemand etwas, Niemand, der Deine Ehre beeinträchtigen könnte, wenn Du den als falſch erkannten Schritt zurückthuſt! Sage mir für's Erſte: wo iſt das Teſtament der Tante?"

„Es iſt vernichtet," antwortete Pfinzing dumpf.

„Vernichtet? — Nun, und mag es vernichtet ſein; was es enthalten hat, das ſteht unverlöſchlich in unſerm Gedächtniſſe geſchrieben, und ſo laß uns denn die Abſicht der Tante vollführen, als wär' es die Unſerige," ſagte die Baronin. „Nimm Deine

Verfügung wegen des Majorats zurück, und wir ernennen Learoſa zu unſerer Haupterbin. Dann haſt Du Deine Pflicht gethan, ohne Deine Ehre einem Makel bloßzuſtellen! Dann haſt Du Dein Gewiſſen verſöhnt; dann wirſt Du Dich nicht mehr gedrungen fühlen, Dein blühendes Kind dieſem entnervten Greiſe, dieſem Feinde unſerer Wohlthäterin, in die Arme zu werfen.“

„Henriette, Du biſt mein guter Engel!“ rief Pfinzinz, die Gattin umſchließend. „Es ſoll geſchehen, was Du willſt; ich werde die Majoratsſtiftung widerrufen, und unſer letzter Wille ſoll an die Stelle des vernichteten Teſtaments unſerer Tante treten.“

„Mit Nichten alſo,“ ward eine Stimme im Hintergrunde des Gemachs vernehmbar, und aus der gelüfteten Thür des Geſellſchaftszimmers trat der Graf, den Paſtor am Rockſchooße nachziehend. „Mit Nichten alſo, meine Herrſchaften,“ wiederholte er. „Sie haben in meiner und dieſes Zeugen Gegenwart bekannt, mein Herr Baron von Pfinzing, daß das vorgefundene Teſtament meiner Schweſter ein Untergeſchobenes geweſen, und folglich bin ich, der

Bruder der Erblaſſerin, der rechtmäßige, einzige natürliche Erbe derſelben.“

Der Baron und ſeine Gattin ſtanden wie verſteinert; der Graf pauſirte ein paar Secunden lang, dann nahm er das Wort wieder:

„Ich ſollte zwar, wie die Vernunft mir räth, ſofort alle Unterhandlungen mit Ihnen beiderſeits abbrechen, aber ich will noch einmal einer andern Stimme Gehör geben; wählen Sie: entweder erklären Sie mich auf der Stelle zu Ihrem Eidam und entwerfen, ohne eine Stunde zu verlieren, mit mir gemeinſchaftlich den Ehecontract, und ich ſchweige über das Vorgegangene — oder ich mache nicht allein mein Recht geltend wider Sie, ſondern trage auch an auf die Eröffnung des fiscaliſchen Proceſſes gegen Sie, als des begangenen Unterſchleifs ſchuldig, der Verfälſchung des Teſtaments meiner ſeligen Schweſter geſtändig, welches mich, wie ich zuverläſſig weiß, zum einzigen Erben ihres Geſammtnachlaſſes eingeſetzt hat.“

Der Baron war leichenblaß geworden; ſeine Zunge kämpfte lange mit einer Antwort, während er den Grafen mit einem Blicke maß, deſſen Bedeutung ſein nächſtes Wort errathen ließ. „Dieſe Drohung enthält einen Angriff auf meine Ehre, und ich werde ſie zu vertheidigen wiſſen,“ ſtammelte er, wandte ſich und verließ das Zimmer.

Der Graf ſah ihm etwas beunruhigt nach; die Baronin lag, das bleiche Geſicht mit den Händen bedeckend, auf dem Sorgſtuhl ausgeſtreckt, und der Paſtor trippelte ängſtlich hin und her. Keines von Allen ſprach ein Wort, und Niemand ſchien das Rollen eines Wagens zu beachten, welches, von den Tönen eines Poſthorns begleitet, die Ankunft eines Fremden verkündete.

Jetzt, nach einer kaum fünf Minuten langen Abweſenheit, kam der Baron zurück. — „Herr Graf,“ hob er an, „Sie haben Ihre Abſicht an den Tag gelegt, mich eines Betruges ſchuldig zu erklären; ein ſolches Attentat auf meine Ehre muß ich ſtrafen oder ſterben. Ich bin Edelmann wie Sie; Sie verſtehen mich. — Iſt's Ihnen gefällig, mich zu begleiten?“

Er ließ jetzt ein Paar von ſeinem Rockſchooße bedeckte Piſtolen ſichtbar werden, und flüſterte dem erblaſſenden Greis ins Ohr: „Ich habe beide geladen; Sie ſollen die Wahl haben zwiſchen beiden.“

Da faßte der Paſtor ſich ein Herz. „Mord?“ ſchrie er, „Mord und Todtſchlag? — Das wolle Gott verhüten!“ Und nur aus ihrem Brüten erwachend, fuhr auch die Baronin auf, ſah die Mordwerkzeuge in ihres Gatten Hand und umklammerte ihn krampfhaft ohne eines Wortes mächtig zu ſein. Während dieſer Pauſe hatte aber der Graf ſich von ſeinem Todesſchrecken erholt. „Um aller Heiligen willen, mein theuerſter Herr Neveu, wie hitzig ſind Sie! Wie ſprudelt das preußiſche Soldatenblut noch in Ihren Adern! Laſſen Sie es doch zu einer Verſtändigung kommen unter uns; ich will ja nichts, als was uns Allen frommt. Gnädigſte Frau Nièce, nehmen Sie die Piſtolen in Ihre Verwahrung, und dann wollen wir verſuchen, uns kaltblütig über unſere Intereſſen zu vereinigen.“

Der Paſtor kam der Baronin zuvor; er nahm die Piſtolen aus Pfinzings ſchlaffer Hand, und dieſer folgte, von ſeiner Gattin und dem Grafen fortgezogen, Beiden in das anſtoßende Zimmer.

„Nun haben wir die böſen Inſtrumente aus den Augen verloren,“ hob der Graf erleichtert an. „Nun laſſen Sie uns auf ruhigem Wege zur Verſtändigung kommen mit einander. Ich dächte, wir ſetzten uns.“

Er zog das Ehepaar nieder und ſetzte ſich in Beider Mitte. „Meine Drohung, theuerſter Herr Neveu, war nur ein Schreckſchuß. Wie konnten Sie meinen, daß ich den Vater eines Fräuleins gefährden werde, welches der Gegenſtand meiner zärtlichſten Anbetung iſt? Ja ich will es Ihnen geſtehen, ſchon als ich vor drei Monaten in der Abſicht, für meinen Sohn um die Hand der jungen Baroneß zu werben, Ihnen meinen Beſuch machte, ſchon damals regte ſich mein Herz mehr als väterlich gegen das holde Kind; und — ich war gewiſſermaßen erfreut, nicht Learoſa’s Vater werden zu müſſen, und würde Ihnen vielleicht ſchon damals gewiſſe Winke über meine Gefühle und meine Wünſche gegeben haben, wenn ich nicht Rückſichten auf meinen Sohn, und Zeit für mich ſelbſt zu Überlegungen hätte nehmen müſſen. Dieſe Zeit hat viel, nur in meinen Geſinnungen für Baroneß Learoſa nichts geändert; ich habe mich überzeugt, daß es mir ſchwer, ja faſt unmöglich werden dürfe, das engliſche Kind zu entbehren, und dieſe Überzeugung hat ſich mir beſtätigt, ſeit ich das Fräulein wiederzuſehen das Glück gehabt habe. — Der Rückſicht für meinen Sohn bin ich auch überhoben, denn mein Sohn — hat für ſich ſelbſt geſorgt — hat meiner väterlicher Fürſorge ſich unwürdig gemacht durch eine Wahl, die einen Flecken auf den Ruf meines Namens wirft; er iſt gegenwärtig im Begriff, mit dem bekannten Fräulein von Hennike, der Tochter eines vom Lakayen zum Miniſter emporgeſtiegenen Günſtling des Freundes unſers allergnädigſten Herrn, des Grafen Brühl, ſich zu verloben."

Der Graf, von ſeiner Entrüſtung übermannt, pauſirte ein paar Augenblicke lang; dann fuhr er fort: „Der Verſuch meines Sohnes, durch Schritte ſolcher Art in der Gunſt des Grafen Brühl zu ſteigen, überhebt mich der Pflicht, ihm irgend ein Opfer zu bringen. Ich darf alſo allenfalls das dargebotene Witthum meiner künftigen Gemahlin erhöhen und auch den Betrag der Summe, welche ich ihr zum Nadelgelde auszuſetzen gedachte, vergrößern, ohne einer Mitgift zu bedürfen — ohne nach ihrem Erbe zu fragen, und ohne gezwungen zu ſein, die Umſtände, welche bei der Eröffnung des Teſtaments meiner ſeligen Schweſter obgewaltet haben, zum Gegenſtande einer gerichtlichen Unterſuchung zu machen.“

Pfinzing fuhr zuſammen; ſein Auge fiel mit flehendem Ausdruck auf ſeine Gattin; dieſe, unfähig ihren Thränen zu wehren, ſtand auf und ſchwankte hinaus. Er folgte ihr in das Nebenzimmer.

„Henriette,“ ſprach er, ihre Hand an ſein Herz preſſend, „ich bin verloren, wenn Du Dich meiner nicht erbarmſt! Dieſer Menſch, Dein Oheim, wird ſich rächen an mir, wird öffentliche Schande über mein Haupt zuſammenhäufen, wird all' unſere Kinder in Schmach und Armuth ſtürzen, wenn wir uns weigern, ihm das Eine zu opfern. Gieb ihm Learoſa hin, und rette mich und Deine andern Kinder! — Dieſes Opfer — millionen Ältern, und tauſend millionen Mädchen würden ſich drängen, es zu bringen; ein Leben voller Glanz erwartet unſer Kind; und eh' unſers Kindes Morgenſonne noch völlig aufgegangen iſt, wird die Abendſonne dieſes Greiſes untergegangen und Learoſa frei ſein von allen drückenden Banden."

Die Baronin ſchöpfte mit Anſtrengung Athem. „O Pfinzing, Du biſt unausſprechlich unglücklich, viel unglücklicher als ich, wenn Du den Druck Deines Elends jetzt auch weniger fühlen magſt, als ich," antwortete ſie. „Das Opfer, welches Du von mir forderſt, kann ich allein nicht bringen; Learoſa's Stimme iſt die entſcheidende; willigt Learoſa ein — wohlan, ſo will ich verſuchen, dieſem unnatürlichen Bunde den Segen Gottes zu erflehen. Geh' zurück zu dem Oheim, meld' ihm, daß ich mit Learoſa reden werde. — Aber laß mir noch Zeit, mich vorzubereiten, mich zu erholen; eine Viertelſtunde nur; — o, meine Kraft iſt hin!"

Die Augen des Barons wurden feucht; er küßte von den bleichen, verkühlten Lippen den Seufzer hinweg, der von dem ſchmerzzerriſſenen Mutterherzen ſich löſte, ohne es zu erleichtern. Sie drängte ihn ſanft zurück, deutete auf die Thür, und er verließ ſie, um dem greiſen Freier die Kunde zu bringen, daß die Entſcheidung über ſein Glück oder ſein Unglück in dieſelbe Hand gelegt worden ſei, nach deren Beſitz ſeine Wünſche ſtrebten.

In einer Erregung, welche ſie ſelbſt für den Zahn des Wurmes unempfindlich machte, der ſeit drei Monaten an ihrer Blüte nagte, war Learoſa auf ihrem Zimmer angekommen und ſann jetzt über die Bedeutung der Worte nach, welche der Schmerz ihrer Mutter, und der Zorn ihrem Vater entlockt hatte. Wie ein vergeſſenes Traumgeſicht tauchte ihr die unter der Fülle ihrer kummerſchweren Gedanken ihr längſt untergegangene Mittheilung der Paſtorin von der ihr zugefallenen Erbſchaft ihrer Großtante auf; und dieſes Erbes hatte ihr eigner Vater ſie beraubt? — Das Teſtament, welches ſie begünſtigte, hatte er verfälſcht? — Sie entſann ſich der einzelnen Brocken jenes Geſprächs, welches am Morgen der Abreiſe ihres Oheims zwiſchen ihrem Vater und dem Gerichtshalter in ihrer von Beiden nicht geahneten Gegenwart geführt worden war; von einem untergeſchobenen Teſtamente war die Rede geweſen und von der Kenntniß, welche der Großoheim von dieſem Falle habe. — Und jetzt, wieder in des Großoheims Gegenwart, alſo wahrſcheinlich durch ihn veranlaßt, war dieſer — wie ſollte das beraubte Kind eine ſolche That des Vaters nennen? — zur Sprache und zur Kunde ihrer Mutter gekommen? — Es ward ihr unbeſchreiblich angſt um ihre gute Mutter; ſie wußte, welch ein Eindruck auf dieſe unausbleiblich ſein mußte von einer ſolchen Kunde, und gern wäre ſie zu ihr geeilt, um ſie zu beruhigen; aber die Furcht vor dem Zorne ihres Vaters, den ſie nie ſo ſchrecklich als heut geſehen hatte, hielt ſie zurück, und ſo blieb ſie denn in ängſtlicher Erwartung der kommenden Dinge, in ihrem Zimmer.

Da hörte ſie es leiſe aber ſchnell treppauf ſchleichen; der erſte Gedanke, der ſie emporſchreckte, fiel auf das Schreckbild all' ihrer Gedanken und Träume, auf Pellgramm; aber Pellgramm war nicht der Kommende, ſondern Karl, ihr Bruder.

„Gratulire, gratulire, Learoſa," ziſchelte Karl ihr entgegen. „Der Großoheim wirbt um Dich — aber nicht für ſeinen Sohn, ſondern für ſich ſelbſt. Ich habe gelauſcht an der Thür, und freilich nicht Alles, aber doch ſo viel verſtanden, daß Dein Liebhaber Dir jährlich zwölfhundert Thaler Taſchengeld, eine eigne Equipage, eine eigne Opernloge halten will und keine Mitgift verlangt.“

„Und meine Ältern — haben ſie eingewilligt?“ frug Learoſa ängſtlich.

„Ich weiß es nicht; Beide ſind herausgegangen, und da ich von ihrer geheimen Unterredung nichts vernehmen konnte, ſo eilt' ich, um Dir die Nachricht zu bringen. Jetzt geh' ich, um das Weitere zu erlauſchen.“

Er ſchlich die Haupttreppe hinab, und ſah in dieſem Augenblick Pellgramm ſehr vorſichtig eine Seitentreppe erſteigen, welche weder zu ſeinem gewöhnlichen Zimmer, noch zu demjenigen führte, welches Wilhelminen zur Wohnſtube angewieſen worden war. Neugierig blieb er ſtehen, um unbeachtet abzuwarten, weſſen Überraſchung der Zweck ſeines Schwagers ſei.

Die Zutragung ihres Bruders hatte Learoſa's Beengung erhöht, und ihrem kindlichen Gefühle gegen ihren Vater eine ſehr herbe Beimiſchung gegeben. „So will er doppelten Vortheil ziehen aus meinem Beſitze!" rief ſie bitter. „Erſt hat er mich beraubt, und nun wird er mich verkaufen!" — Da — noch war ihr letztes Wort nicht vollſtändig auf ihre Lippe getreten — da drehte ſich ihre Thür und Pellgramm, deſſen Ankunft heute Niemand bemerkt hatte, ſteckte den Kopf durch die Spalte.

Sprachlos ſtarrte Learoſa den Verabſcheuten an, der dieſen Blick für eine Einladung zu achten ſchien, und ſchnell die Thür hinter ſich zudrückte, an welcher Karl, ſeine anderweitigen Forſchungen vor der Hand aufgebend, um hier nichts zu verlieren, ſeinen Platz nahm.

„Röschen, geliebtes Röschen, wie find' ich Dich ſo bleich — ſo entſtellt? — Gott! — ſollt' es möglich ſein? — Meine Furcht — meine Ahnung —"

So redend, ſtarrte Pellgramm dem geängſtigten Mädchen fragend und klagend ins Auge. — Da brach die Todesangſt die Feſſeln ihrer Zunge:

„Welche Furcht? — Welche Ahnung?“ ſtammelte ſie.

„O, Himmel!“ rief Pellgramm wie in Verwirrung! — „Was ſoll ich ſagen? — Röschen, entdeck' es mir, verſchweig es mir nicht: fühlſt Du Dich krank?“

„Ja!“ ſtieß das gemarterte Kind mit einem Wehlaute heraus; da ſchlug Pellgramm die Hände zuſammen und rief: „So iſt's alſo, wie ich fürchtete! Unſere unſelige Verirrung hat Folgen gehabt — Folgen, welche mich zwingen, all' meine Pflichten zu brechen, um Dich zu retten! — Learoſa, Du biſt — Mutter!“

„Ich bin Mutter?“ kreiſchte ſie zuſammenſinkend auf. — „Mutter — Meine Mutter!“ ſchrie ſie, „Meine — meine Mutter, Du wirſt Rath haben und Troſt für Dein unglückliches Kind!“

Vergebens bemühte ſich Pellgramm, ſie aufzuhalten auf ihrem Fluge nach der Thür, welcher der Horcher, der nichts von dem ſchrecklichen Geheimniß als den wahren Zuſammenhang deſſelben verloren hatte, nun eilig den Rücken wandte, um der Erſte zu ſein, der ſeinen Ältern die Nachricht von der Schande ihrer Tochter bradte.

Noch ſaß Frau von Pfinzing unfähig, ſich des Auftrags zu entledigen, der ihr aufgebürdet war durch die ſchwerſte Hand von all' den ſchweren, welche das Rad ihres Schickſals in Bewegung geſetzt hatten ſeit ihrer frühеſten Jugend; da polterte Karls ſonſt immer ſchleichender Fußtritt durch die Stille dieſer Minute, und mit dem Aufſchrei flog er zu ihr ein: „Mama, Pellgramm hat Learoſa verführt! ſie iſt —“

Die Lippenmuskeln der Mutter zuckten, wie ein todtes Glied ſich bewegt, von der galvaniſchen Kette berührt. Ein anderes Lebenszeichen gab ſie nicht. — Karls Geſchrei war indeß laut genug geweſen, um nicht allein Hannchen aus der Kinderſtube herbeizurufen, ſondern auch zu dem Ohre des Barons zu dringen, der, vom kälteſten Entſetzen ergriffen, ſein Geſpräch mit dem Oheim plötzlich abbrach und mit fragendem Auge, aber ſtummer Zunge vor dem unſeligen Botſchafter ſtand.

„Pellgramm hat Learoſa verführt,“ ſo beantwortete Karl mit gehäſſiger Anklageſucht die Frage jenes Blicks, und erzählte, während ſein Vater in ſeiner Unbeweglichkeit einem ſteinernen Bilde glich, umſtändlich, was er heute erlauſcht, und wie er das Pärchen am Abend der Geburtsfeier Learoſa's gefunden hatte.

Jetzt ſprang die Thür auf. Bleich wie eine Todte, wildblickend wie eine Wahnſinnige, ſtürzte Learoſa in das Gemach, und mit den Worten: „Rette, Mutter! rathe! hilf!“ zu den Füßen der Erſtarrten nieder.

Pfinzing's Glieder waren wieder gelenkiger geworden. „Iſt's wahr?“ keuchte die Frage aus den tiefſten Höhlungen ſeiner Bruſt. „Iſt's wahr? — Biſt Du — Mutter?“

„Ja, ja!“ brach ein ohrzerreißender Ächzlaut aus Learoſa's Munde. — Da zuckten die Hände der Baronin der Unglückſeligen entgegen, aber ſchnell ſanken ſie wieder und ſtreckten ſich nur lang und ſtarr aus.

„Jeſus Maria, die Frau ſtirbt!“ fuhr der Graf auf. — Pfinzing's verglaſ'tes Auge ſank auf das brechende ſeiner Gattin nieder, und rückwärts taumelnd, unwillkührlich um ſich greifend, als ſei er eines Gegenſtandes bedürftig, an dem er ſich aufrecht erhalten könne, irrte ſeine Hand, ohne von ſeinen Blicken gelenkt zu werden, einem Tiſchchen zu, und — eine furchtbare Wildheit ſtürmte plötzlich in ſeiner Seele auf. — Seine Hand war auf eine der Piſtolen gefallen, welche der Paſtor ihm entrungen, und hieher beſeitigt hatte. Der Hahn knackte zwiſchen ſeinen Fingern, und als hätte die Berührung des Mordwerkzeugs ſeinem ganzen Weſen eine unnatürliche Belebungskraft mitgetheilt, ſo blitzten die Augen des ſinnverwirrten Mannes. — „Muttermörderin!“ brüllte er. — „Verfluchte Muttermörderin!“ — Und mit dieſen Worten ergriff er das Piſtol und richtete die ſchwarze Mündung auf Learoſa, welche emportaumelnd, den fürchterlichen Vater mit Leichenaugen anſtarrend, ihm die Stirn zum Ziele bot. —

Das ausgeſtoßene Fluchwort dröhnte von ſeinen Lippen an das in Zuckungen ringende Mutterherz. Ein neuer Lebensfunken brach aus dem ſtarren Auge der Baronin. — „Ha — — Ha!“ — — röchelte ſie; Mutterangſt riß ſie empor; ſie umſchlang ihre

Tochter und hing, die Todesverfallene mit ihrem Leibe deckend, an ihrem Halſe.

Gelähmt an Leib und Seele ſtand in dieſem Winkel der Graf, in jenem der Paſtor, Beide unfähig zu der leiſeſten Hülfsbewegung. Karls Glieder waren geſchmeidig geblieben, aber er benutzte die Kraft ſeiner Füße nur, um, getrieben von ſeiner Angſt, dieſem Schauplatze des furchtbarſten Strafgerichts zu entflüchten. — Da, als er mit bebenden Händen die Thür öffnete, ſtolperte Pellgramm zurück, der, um die Wendung zu erlauſchen, die das Verhängniß ſeinem entſetzlichen Entwurfe geben werde, Learoſa bis hieher gefolgt war.

Noch zitterte die Mündung des Piſtols in ihrer ſchrecklichen Richtung, als Pellgramm's angſtgebleichtes Geſicht in der Thürſpalte ſichtbar ward. — Da ras'te es wie ein Donner über die Lippen des mordgerüſteten Vaters: „Ungeheuer! — Du, Du biſt der grauſe Sünder! Dich ſendet mir Gott, der Rächer!" —

Mit einem gräßlichen Angſtſchrei wandte ſich Pellgramm zur Flucht, aber hinter ihm knallte das

Mordgeräth, und lautlos, mit verzerrtem Antlitz ſtürzte er zu Boden.

Der Donner des Schuſſes rief die Hausbewohner zuſammen. „Jeſus Chriſtus, der Herr Kammerjunker!“ wimmerten die Stimmen da draußen, während ein entſetzliches Wehgeſchrei im Innern des Zimmers an der Leiche der Baronin laut ward, die ihr gerettetes Kind zu Boden ziehend, todt niedergeſunken war im Augenblicke des fallenden Schuſſes.

„Das that ich nicht! Das that die Hand der ewigen Gerechtigkeit durch mich!“ ſtöhnte dumpf der unglückliche Mörder, und ſtürzte mit vernichteten Sinnen neben dem Leichnam ſeiner Gattin nieder.

Learoſa war die Einzige, welche das Grauſen des Anblicks dieſer That nicht betäubt hatte; ihr Blick in den Schlund der Mündung des auf ſie gerichteten Piſtols, der Knall, der Blitz und die Rauchwolke des Pulverauffluges, die ſauſende Kugel, das waren die Hebel geweſen, welche ſie hinausgerückt hatten aus den Schranken ihrer ſeelenlähmenden Angſt. Sie wußte: ihre Mutter ſei todt, ſie ſelbſt werde ſterben durch die Hand ihres Vaters, aber das Todesgrauen war ihr fremd geworden, und als ſie nun empfand, die rettende Kugel habe ſie verfehlt, als die Wehklage anhob und ſie Pellgramm blutend ſich wälzen ſah am Boden, da empfand ſie die Qual des Lebens wieder, und ein nagender Neid gegen den Glücklichen, der hier am Ziele dieſer Qual ſtand, war das erſte Peingefühl, deſſen ſie ſich bewußt wurde.

Bald aber erhielt dies Gefühl Beimiſchungen anderer Art. Sie hörte, wie der Graf dem Paſtor zuziſchelte: „Mein Gott, der Mann muß fliehen! Schaffen Sie ihn fort; er hat ſich hineingeheirathet in meine Familie, und unmöglich kann ich ihn auf dem Schaffot ſterben ſehen.“ — Und nun that ſich die Hölle weiter vor ihr auf, der ſie den Rücken auf ewig zu kehren gehofft hatte. — Da vernahm ſie, wie ihr Bruder in den Stoßſeufzer ausbrach: „Mein Gott, was wird der Prozeß für Geld koſten!“ — und das Entſetzen vor dieſem kalten Berechner ſeines Vortheils faßte ſie mit faſt noch ſtarreren Armen an. — Da ſchlug eine jammernde Kindesſtimme an ihr Ohr; es war Hannchen, ihr Schweſterchen, welches angſtvoll ſchreiend hereinſtürzte: „Minchen kommt! Die Leute können ſie nicht halten!" — Und der Kleinen auf dem Fuße folgte die Wärterin der Kranken und ſchrie in die betäubten Ohren: „Um Gottes willen, die gnädige Frau iſt von Sinnen! Als das kleine Fräulein die Nachricht brachte, der Herr Baron habe den Herrn Kammerjunker erſchoſſen, da verwirrte ſich der Kopf der Wöchnerin und — da kommt ſie! Helfen Sie! Um Jeſu willen!"

„Die Glocken, die Glocken! Hört Ihr ſie, die Todtenglocken?" — ſo ſchwankte die Kranke, den irren Blick des Wahnſinns im rollenden Auge, in den Kreis, der ſich um die Gemordeten und den Mörder gebildet hatte. — „Hört Ihr ſie heulen die geſpenſtigen Todtenglocken?" fuhr ſie fort zu wimmern. „Alles ſtirbt! Alles, Alles! Von Mörderhand die Schuldloſen — von Henkershand der Mörder! — — Wir —" ſie faßte Learoſa's Hand — „wir haben nicht gemordet — wir werden nicht von Henkershand ſterben! — Aber Du —" ſie ſtarrte ihren Vater an — „Du, Blutiger — Du —"

„Auch ich nicht!" brüllte Pfinzing mit den Geberden eines Raſenden, ſprang auf, ergriff das zweite

Piſtol, und ehe Jemand ihm in den Arm fallen konnte, blitzte das Pulver von der Pfanne auf, das Piſtol entlud ſich, und das Hirn des unglücklichen Selbſtmörders ſpritzte an den Wänden umher.

Mehr ſah — mehr hörte Learoſa nicht. —

Als ſie ihre Sinne aus der wohlthätigen Betäubung, welche ſie niedergeworfen hatte, wieder erwachen fühlte, ſah ſie den Arzt aus Borna um ſie beſchäftigt. Zu den Füßen ihres Lagers ſtand ihr Bruder Karl.

„Sie ſchlägt die Augen auf,“ flüſterte der Arzt dieſem zu. „Jetzt eil' ich zu Ihrer ältern Schweſter; bleiben Sie hier und geben Sie mir Nachricht, wenn meine Gegenwart bei dem Fräulein unvermuthet wieder nöthig werden ſollte.“

Er ging, und kaum ſah Karl ſich allein mit Learoſa, als er anhob: „Schweſter, es geht bunt zu hier im Schloſſe; die Mama iſt hin; der Schlag habe ſie gerührt, ſagt der Doctor, und was Wilhelminen betrifft, ſo wär' es ihr beſſer, wenn es ſchnell endete mit ihr, denn eine Milchverſetzung, wie es der Doctor nennt, hat ſie um den Verſtand gebracht.

Aber das größte Unglück von Allem iſt, daß der Vater ſich grade jetzt das Leben nahm, denn nun kommen wir Alle unter Vormundſchaft. Nur ein paar Jahre hätt' er noch leben dürfen, dann würd' ich auch ein Wort geſprochen haben zu dem Treiben dort unten. Es ſind Gerichtsperſonen dort, die Alles verſiegeln, und der Großoheim thut, als ſei er Herr im Hauſe, läßt bedenkliche Worte fallen, hört nicht auf mich, und hat einen Reitenden nach Leipzig geſchickt mit einem Briefe an einen Hofgerichtspräſidenten. Mir wird Angſt, wenn ich daran denke, wie Alles werden kann, denn der Großoheim ſprach mit dem Paſtor über ſeinen Einſpruch gegen das Teſtament des Vaters, und das wäre das größte Unglück für mich. — Höre, Schweſterchen, wenn Jemand die Sache zum Beſten wenden kann, ſo biſt Du es, denn der Alte iſt ſterblich verliebt in Dich, und wenn ich ihm auf der Stelle, eh' er etwas Genaueres über Deinen Fehltritt erfährt, die Nachricht bringe, daß Du ſeine Frau werden willſt, dann, hoff' ich, wird er ſich andere Wege leiten laſſen. Nun ſage mir, wenn ich ihn zu Dir führe, verſprichſt Du mir, zärtlich zu ſein gegen den verliebten Alten?“

Learoſa's Ohr war taub geworden durch den Eindruck, welchen der Beginn dieſer Eröffnung auf ſie gemacht hatte. Die Kälte, mit welcher dieſer gefühlloſe Menſch, gleichmüthig über die Leichen ſeiner Ältern hinwegblickend, nicht ihren Verluſt, nicht ihre Todesart, ſondern nur die Drangſale bejammerte, in welche er verwickelt zu werden befürchtete, ſchauderte ſie an, und ſtatt auf ſeine Vorſchläge zu hören, zu ſeinen Gunſten den Handel abzuſchließen, den ihr Vater eingeleitet hatte, verſank ſie in ein düſteres, menſchenfeindliches Sinnen. Waren denn alle Menſchen Teufel, und ſchlug einzig in ihrer Bruſt ein Herz? — „Nein, nein,“ riefen ihre Erinnerungsſtimmen ihr zu, „meine Mutter war ein Engel! Meine Schweſter iſt das Abbild meiner Mutter! — Aber mein Vater, der — mich beraubte — mich verkaufte — mich zum Ziel ſeiner Kugel nahm — jener Pellgramm, den Gott jetzt richtet — dieſer Bruder mit ſeiner Seele voll Zahlen — das ſind keine Weſen wie ich, wie meine Mutter, meine Schweſter — ſie gehören einem andern Geſchlechte an, das der Hölle näher ſteht als wir!“ —

Während Learoſa's Grübeln ihr dieſen Lichtquell öffnete, welcher mit wachſender Blendkraft ihr Auge zu verblinden und ſie von Irre zu Irre zu leiten beſtimmt war, hatte Karl ſeine Vorſchläge beendet und harrte der Antwort. Mehr der Abſcheu gegen dieſen Bruder, als körperliche Schwäche verhinderten ſie zu reden; eine hinwegwinkende Bewegung mit der Hand war die einzige Erwiederung, der ſie ſich fähig fühlte, und dieſe Zeichenſprache mißdeutend, entfernte Karl ſich eilig und vergnügt, indem er der Schweſter zurückrief: „Ich werde Dir den alten Onkel bringen.“

Dieſe Worte drangen wieder in das Gehör des Mädchens. „Bringen? — Ihn bringen?“ wiederholte ſie, und ſchnell lebten in ihrem Gedächtniſſe die Bilder der Bürden auf, welche dieſer Mann, wie ihre Mutter ſo oft erzählt, auf das Leben ihrer angebeteten Großtante, deren Lieblingin ſie geweſen, gewälzt hatte, und nun ſprang ſie auf von ihrem Lager. „Fort! Fort!“ ſchrie ihr Schrecken. — „Wohin?“ frug ihre Angſt. — „Zu meiner Mutter,“

antwortete ihr ſchuldfreies Herz, „zur Leiche meiner Mutter, um auch Leiche zu werden wie ſie!“

Sie eilte hinaus, aber plötzlich ſtand ſie wieder. Wo ſollte ſie die Mutter ſuchen? — Wohin durfte ſie ihren Fuß ſetzen, ohne ihrem Bruder, ihrem Großoheim zu begegnen fürchten zu müſſen? — Jetzt brach ſie in Thränen aus zum Erſtenmale ſeit vielen, vielen Tagen. Was ſie bis zu dieſer Stunde gedrückt hatte, die Angſt, die Furcht, die Sorge, dieſen Schrecknissen war ein Thränenopfer zu gering geweſen, aber das Gefühl, welches jetzt ihrer Seele mächtig wurde, das Gefühl ihrer Entfrembung im Vaterhauſe, war ein rein ſchmerzliches, und ſo weinte ſie denn wieder die Thränen eines Kindes.

Ihr Schluchzen, wie ſie es auch dämpfte, verhallte dennoch nicht ungehört, aber glücklicherweiſe war es nicht ihr Bruder, ſondern nur einer der Dienſtboten des Hauſes, ein etwa zwölfjähriger verwaiſ'ter Knabe, der kleine Martin war es, der plötzlich hinter ihr ſtehend, durch die Frage ſie erſchreckte: „Gnädiges Fräulein, befehlen Sie etwas?“

Es war Learoſa, als höhne der Knabe ſie durch die Frage, ob ſie hier in dieſem Hauſe noch etwas befehle, aber als ſie ihm in das Auge blickte und es naß von Thränen ſah, da ſtreichelte ſie ihm die Wange, und flüſterte: „Martin, gutes Kind, Du haſt auch geweint?“

„Ach, wie ſollt' ich nicht weinen?“ ſchluchzte der Knabe. „Weiß ich ja doch nicht, was nun aus mir werden wird. — Gnädiges Fräulein, Sie werden mich nicht verſtoßen, nicht wahr?“

„Weiß ich doch ſelber nicht, was aus mir werden wird!“ brach Learoſa in neuen Thränen aus. „Ich habe ja nichts — nichts mehr auf der Welt, und bin ſo fremd hier, daß ich nicht einmal die Leiche meiner Mutter zu finden weiß.“

„Die gnädige Frau liegt in der blauen Stube neben dem Tafelzimmer,“ verſetzte der Knabe; „Niemand bekümmert ſich um ſie; Alles hat ſie verlaſſen,“ ſetzte er hinzu und ſchluchzte heftiger.

Schnell wandte Learoſa ſich der Hintertreppe zu, doch plötzlich feſſelte ein neuer Schreckgedanke ihren Fuß. — Hatte man auch ihren Vater in dieſes Zimmer gebettet? — Es grauſ'te ihr, ihn zu ſehen. —

Lange kämpfte ſie mit der Frage, die endlich ihren widerſtrebenden Lippen entſchwebte: „Martin, iſt mein Vater auch in demſelben Zimmer?“

„Nein, den gnädigen Herrn hat man in die Garderobe getragen,“ antwortete der Knabe.

Jetzt ſchlich Learoſa die Treppe hinab; rings um ſie her ertönte Geſpräch und Gepolter; man trug Geräthe, verſchloß Thüren, zankte, aber Niemand begegnete ihr; ſie überſchritt ungehindert die Schwelle der blauen Stube, ſchwankte auf die von Stühlen gebildete Bahre zu, unter deren Verhüllung eine Todtenhand herunterhing. — „Mutter! Mutter!“ — jammerte Learoſa mit gebrochenem Herzen, und ſank, ihre Lippen auf die kalte Hand drückend, auf die Kniee nieder. — Da ſchlang ſich ein wärmerer Arm, als der erſtarrte war, an welchen ſie die Stirn lehnte, um ihren Hals, und eine Kindesſtimme — es war Hannchens — rief: „Ach, Learoſa, kommſt Du? — Ich war hier ſo verlaſſen. Von Schweſter Minchen hat der Doctor mich fortgejagt; aus der Wohnſtube hat Bruder Karl mich vertrieben; die Kinderſtube iſt verſchloſſen, und Du wärſt krank, ſagten die Leute, und da fand ich die todte Mutter hier, und habe dort geſeſſen auf der andern Seite und gebetet zum lieben Gott und geweint."

Der unſäglichſte Schmerz drohte Learoſa zu erſticken; ſie preßte das Kind an ſich, und ſchluchzte: „Du frommes Kind, Du haſt den rechten Weg gefunden zu dem Vaterherzen Gottes! Du haſt gebetet und ich — hab' an kein Gebet gedacht. Komm, kniee nieder, bete! Ich will Dir nachſtammeln, ich habe keine Worte zum Gebet."

Beide knieten nieder, falteten die Hände und Hannchen ſprach in ihrem kindiſchen Kummer alle Morgen- und Tiſch- und Abendgebete, welche die gute Mutter ſie gelehrt hatte. — Auf einmal ſchrak das Kind zuſammen, denn Menſchen traten ein in das angrenzende Tafelzimmer und ein Geſpräch ward laut; Learoſa erkannte die bellende Stimme des Juſtizamtmanns und die leiſere des alten Grafen.

„Nein, halten zu Gnaden, Ihro Excellenz, dazu haben Sie das Recht nicht," polterte der Juriſt. „War es nothwendig, den Nachlaß des Barons von Pfinzing unter Siegel zu legen, ſo war ich der Erſte, der zu dieſem Geſchäft berufen werden mußte! Aber es war nicht nothwendig! Hier iſt kein Gläubiger, deſſen Recht zu ſichern wäre; hier hat der Fiscus nichts zu holen; hier heißt's, wie es in Frankreich beim Tode eines Königs heißt: „Der Grundherr iſt todt, es lebe der Grundherr!“

Die Antwort des Grafen drang nicht verſtändlich zu Learoſa's Ohren, deſto gellender führte der Amtmann das Wort der Entgegnung: „Darauf laß ich's ankommen, Ihro Excellenz! Reichen Sie Ihre Klage ein; wollen doch abwarten, wer durchdringen wird, Sie mit Ihrem Zeugen und Ihrer Berufung auf das Geſtändniß, welches Ihnen der todte Mann abgelegt haben ſoll, oder ich, der ich das Recht meines Curanden auf Schwarz und Weiß, auf Brief und Siegel ſtütze. Mag man das Geſchwätz des Mannes dort, der jetzt ein ſo ſchmähliches Ende genommen, drehen und deuteln nach Luſt, ich will den Advokaten ſehen, der mir das Teſtament der ſeligen Gräfin für falſch erklären ſoll. Es trägt ihre eigenhändige Unterſchrift, ihr Siegel, und ſie ſelber hat es niedergelegt bei dem Oberhofgericht. Das ſteht actenmäßig feſt und folglich, bevor der Prozeß zwiſchen Ihnen und Ihrem Herrn Neveu nicht durch alle drei Inſtanzen durchgegangen, und in der letzten für Sie entſchieden iſt, was nimmermehr geſchehen ſoll, ſo lang' ich noch eine Feder rühren kann, iſt Baron Karl von Pfinzing Majoratsherr von Thomsfelda, und Keiner hat hier zu befehlen als ich in ſeinem Namen! Ich, ſein ihm beſtallter Vormund! — Und nun, allen Reſpect für Ihro Excellenz, aber der Verſiegelung wird ſofort Einhalt gethan. Darauf beſteh' ich kraft meines Amts."

Es kamen jetzt mehrere Perſonen hinzu; das Geſpräch ward allgemeiner und unverſtändlich; des alten Grafen Stimme wurde zuletzt gar nicht mehr vernommen, der Amtmann hatte unſtreitig die Oberhand behalten, und angeſpornt durch ihn fing auch der neue Majoratsherr an, in ſehr verändertem Tone zu reden. — Der Graf ſchien endlich das Feld geräumt zu haben.

„Hier biſt Du? — Hier?" mit dieſen Worten trat Karl wenig Minuten ſpäter, nachdem es wieder in dem Saale ſtill geworden war, in das Leichenzimmer ein. „Hierher wagſt Du Dich mit Deinem Gewiſſen? — Du Muttermörderin!“ hob er an. „Wiſſe, der Oheim will Dich nicht! Er verſchmäht die Hand einer Gefallenen, einer gemeinen, liederlichen Dirne! Mir gleich; ich bedarf Deiner nicht mehr, um meinen Frieden mit ihm zu ſchließen, oder vielmehr, ich bedarf des Friedens mit ihm nicht. Aber Deines Anblicks will ich überhoben ſein; ich will kein ſteter Zeuge der Schande ſein, die Du auf unſern Namen gebracht haſt. Der Juſtizamtmann wird mit Dir reden und ſich berathen mit Dir über den Winkel, in welchem Du Deine Schande verbergen kannſt. Nauvogel iſt Dein Vormund.“

Ein paarmal zuckte es flammenähnlich in Learoſa's Auge auf; ihre Empörung ſchien mit der alten Kraft ihrer Seele ausbrechen zu wollen, aber die Kraft und der Muth waren ihr untergegangen unter dem Druck ihres Elends. Sie ließ das ſchwindelnde Haupt auf das Leichentuch niederſinken, welches die regloſe Bruſt ihrer Mutter bedeckte, und ſtumm ihr Herz bluten aus ſeinen Todeswunden.

Eine Weile war es ganz ſtill umher, dann hörte ſie Hannchen's furchtſame Stimme: „Schweſterchen, was haſt Du denn Böſes gethan? Haſt Du die Mutter denn um's Leben gebracht?“ — Nun fuhr Learoſa auf, riß die Hülle hinweg, die den Leichnam ihrer Mutter bedeckte, legte die Hand auf das Herz der Todten und rief: „Ich bin unſchuldig, ſo wahr dieſe Selige in Gottes Armen ruht! Ich habe nichts Böſes gethan! Ich habe dies Herz nicht gebrochen, ſo wahr ich dahin zu kommen hoffe, wo dieſe Selige jetzt iſt!“

„Kind, das war ein gewaltiger Schwur!“ — So ward eine Stimme aus der Tiefe des Zimmers hörbar; Learoſa's Auge folgte ihrem Ohre, und erblickte — die Paſtorin Stramm, welche nicht ſobald von ihrem zurückgekehrten Gatten die Kunde von den ungeheuern Begebenheiten vernommen hatte, deren Zeuge er geweſen, als ſie auch ſofort aufgebrochen war, um mit eignen Augen zu ſehen, mit eignen Ohren zu hören und mit eigner Hand wo möglich die ihrem Gatten drohende Schmach, für einen katholiſchen Patron beten zu müſſen, abzuwenden.

„Ein Schwur war das, der zur Hölle führen kann,“ ſetzte die Paſtorin hinzu. „Unſchuldig ſind Sie? — Alſo iſt's nicht wahr, daß —“

Sie hielt fragend inne. Learoſa rang mit den Worten, die auf ihrer Zunge zu unabwerfbaren Gewichten wurden; ſie konnte nicht antworten; da fuhr die Paſtorin fort:

„Mein Mann iſt zu Hauſe gekommen, mehr todt als lebendig; er ſoll zeugen für den alten Abtrünnigen; aber gnad' ihm Gott, wenn er den Mund aufthut zu Gunſten des Papiſten! — Sagen Sie mir, Roſinchen, Sie haben's doch auch wol mit angehört; was hat denn Ihr Papa geſtanden? — Iſt's wahr, daß er geſagt, der Alte wäre eigentlich eingeſetzt geweſen zum Erben der Großtante? — Mein Mann iſt ſo conſternirt, daß er ſich nicht recht zu beſinnen weiß, was Dieſer oder Jener geſagt hat; reden Sie; Sie haben ja einen guten Kopf; bedenken Sie, daß Alles auf dem Spiele ſteht! — Mein Gott, mein Gott, wenn ich's erleben ſollte, daß Sie arm und bloß aus dieſem Hauſe geſtoßen würden!“

„Das bin ich!“ brach Learoſa aus. — „Mein Bruder hat mich verſtoßen! — O, um meiner Mutter willen, die Sie geliebt haben — Frau Paſtorin, nehmen Sie ſich meiner an!"

Sie hielt die rauhen Hände der Paſtorin an ihre Lippen gepreßt und ſchluchzte, ohne weinen zu können. Das Mitleid der Frau ward rege, aber dennoch hielt ſie es nicht verträglich mit ihrer Würde, eine Gefallene öffentlich in Schutz zu nehmen; ſie wiegte nachdenklich das Haupt und murmelte: „Ja, wenn man wüßte, wohin? — In mein Haus? — Das geht nicht wegen des Beiſpiels; und doch — wer mag wiſſen, wie die Sache ausfallen wird; freilich, wenn ſich's noch bemänteln ließe — —"

Learoſa's Auge hatte mit Angſt an den bedenklichen Zügen der Paſtorin gehangen; jetzt erhob ſie die Stimme wieder: „O, ſein Sie barmherzig gegen das unſeligſte, verlaſſenſte Geſchöpf auf Gottes Erde! Es iſt keine Verbrecherin, die zu Ihnen fleht, eine Unglückliche iſt's, eine Schuldloſe!"

„Ja, ja, ſo ſagen Alle, die in ſolchem Falle ſind," ſeufzte die Paſtorin mit ſtrengen Mienen. „Auf ſolche Unſchuld iſt's nicht rathſam, Häuſer zu bauen; indeß will ich ſehen, was ſich thun läßt für Sie;

ich will mir's überlegen, ob ſich ein Ort ermitteln läßt, wo man Sie unterbringen kann, ohne ſeine eigne Ehre auf's Spiel zu ſetzen. Laſſen Sie uns aber wieder auf unſern eigentlichen Text kommen; ſagen Sie mir —"

Nahende Fußtritte lenkten die Aufmerkſamkeit der Paſtorin von dieſem Texte wieder ab; es war der Gerichtshalter, welcher kam, und überraſcht, doch erfreut ſchien, ſie zu finden. „Ei, ſieh da, Frau Gevatterin, Sie hier? — Nun das iſt eine wahrhafte Himmelſchickung; Sie können uns aus all' unſerer Verlegenheit helfen; ſetzen wir uns, bitte. Nun hören Sie: wir wiſſen nicht wohin mit der da," er ſtreckte den Zeigefinger deutend nach Learoſa aus. „Fort muß ſie; das ſteht feſt, das kann nicht anders ſein; aber es ſoll doch mit einigem Anſtande für ſie geſorgt werden; wie wär's, wenn Sie ſie zu ſich nähmen?"

„Herr Gevatter, was verlangen Sie von mir!" verſetzte die Paſtorin. „Bedenken Sie, wenn mein Mann die Tugend und die Sittſamkeit von ſeiner Kanzel predigte, und die Gemeinde ſteckte die Köpfe zuſammen und Eins ziſchelte dem Andern zu: „Seht, uns armen Sünder kanzelt er ab ohne Gnade, und ſein eignes Haus macht er zur Zuflucht des Laſters!“

„Es wird nicht ziſcheln, das Volk, Frau Gevatterin,“ entgegnete der Amtmann. „Das Volk hat Verſtand genug, um einzuſehen, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen einer gemeinen und einer vornehmen Metze; und daß Sie's nur wiſſen: gratis verlangen wir Ihr gutes Werk auch nicht; wir zahlen Ihnen ein Koſtgeld, das höher ſein ſoll, als alle Beichtgelder, die Ihr werther Herzliebſter einnimmt im Laufe des Jahrs für die Abſolvirung der ſündigen Lobſtädter.“

„Koſtgeld? —“ ſchmunzelte die Paſtorin, doch ſchnell nahm ihr Geſicht den Ausdruck der Bedenklichkeit an. „Wenn man nur wüßte, wie lange ſich's verzögern wird, und daß man nicht überraſcht würde von dem entſcheidenden Augenblick, ſo möcht' ich einſtweilen wohl — Stehen Sie doch einmal auf, Roſinchen,“ unterbrach ſie ſich in ihrem Gemurmel.

Learoſa's Herz drohte zu verbluten unter den Martern dieſer Stunde. Sie, vor drei Monaten noch der Stolz, die Freude ihrer Mutter, ſtand jetzt als die Mörderin des Lebens und des Glücks aller ihrer Geliebten, als eine Verworfene, vor deren Berührung jede Hand zurückſchauderte, ſich ſelbſt einer Sünde theilhaftig wiſſend, ohne auch nur im Entfernteſten dieſer Sünde ſchuldig zu ſein, ſo ſtand ſie, eine freche Lügnerin, wenn ſie ihre Unſchuld betheuerte, vor den Augen der ganzen Welt. Mit gebrochenem Muthe gehorchte ſie maſchinenmäßig der Auffoderung der Paſtorin und ſtand auf.

Forſchend warf dieſe die kundigen Augen auf die Geſtalt des unglücklichen Weſens, und ſprach, nachdem ſie mit dem Spürblicke eines gewitzigten Sklavenerhändlers ſie gemuſtert hatte: „Nun, ich will Roſinchen mit mir nehmen; vor der Hand iſt noch nichts zu befürchten, und ſpäter, Sie verſtehen mich, Herr Gevatter, — in meinem Hauſe darf ich der Gemeinde das Ärgerniß nicht geben — alſo zu ſeiner Zeit muß man ein anderes Unterkommen für ſie beſorgen. Kommen Sie, Roſinchen, wir wollen nach Lobſtädt fahren; wollen Sie vielleicht etwas einpacken von Ihren Sachen?“

Learoſa ſchüttelte den Kopf; da umſchlang Hannchen ihre ſchwankenden Kniee. „Ach Gott, ſoll ich denn hier allein bleiben bei der ſeligen Mama?“ jammerte das Kind, und nun brach das wiedererwachende Schmerzgefühl des ſinnesſchlaffen Mädchens laut aus; ſie faßte das noch verwaiſ'tere Weſen als ſie ſelbſt war, in ihre Arme und blickte die Paſtorin mit einem Auge an, in welchem das Flehen lauter, als die beredteſte Zunge es vermocht haben würde, redete: „Trennt die unglücklichen Waiſen nicht!“

Der Gerichtshalter überlegte ſich ſchnell, daß die Gouvernante erſpart werde, wenn man Gelegenheit habe, die Kleine außerhalb des Hauſes unterzubringen, und ward bald mit der Paſtorin über den Betrag der für beide Koſtgängerinnen zu zahlenden baren Vergütigung einig. — „Nun, Roſinchen, aufgepackt,“ rief er in ſeinem gebietendſten Tone, indem er das Mädchen, welches in wortloſer Verzweiflung wieder niedergeſunken war neben der geliebten Todten, heftig an der Schulter rüttelte. „Aufgepackt, Roſine, dem Leichnam bläſ't Ihr Schluchzen doch kein Leben wieder ein, und der Wagen wartet. Die Kleine können Sie mitnehmen.“

„Laſſen Sie die Kinder nur gehörig Abſchied nehmen von der Mutter, Herr Gevatter,“ ermahnte ihn die Paſtorin und zog den Schleier hinweg, der das Antlitz der Leiche verhüllte.

Ein krampfhaftes Aufquellen der Bruſt, ein erſtickendes Zuſammenſchnüren der Kehle, ein widernatürliches Hervordrängen der thränenloſen Augen aus ihren Höhlen bezeugten die Nähe der Todesboten, welche die vereinten Krallen an Learoſa's Leben legten, als Rauvogel, auf die Leiche deutend, mit der Stimme eines blutgewohnten Henkers ſprach: „Nun ſehen Sie, das iſt Ihr Werk; betrachten Sie es genau, damit Sie eine Warnung behalten für die Zukunft. — Wollen Sie etwa den Papa auch noch ſehen?“

„Herr Gevatter, ſein Sie vernünftig, Sie richten ein Unglück an,“ flüſterte die Paſtorin dieſem zu. „Was geſchehen iſt, das iſt geſchehen, das muß man zudecken mit dem Mantel chriſtlicher Liebe und ferneres Unglück zu verhüten ſuchen. — Kommt, Kinderchen, wir wollen eilen, eh' es Nacht wird.“

Sie bemächtigte ſich der Hände der beiden Waiſen; — kraft- und willenlos ſchwankte Learoſa — zögernd und ankämpfend gegen die Führerin folgte Hannchen ihr nach. Der Zug erreichte das Wohnzimmer; hier brach des Kindes Widerſtreben unverhohlener aus. „Iſt's denn wahr, daß Learoſa die Mutter um's Leben gebracht hat?“ ziſchelte ſie dem Gerichtshalter zu.

Der rohe Mann brach in ein häßliches Lachen aus. „Meinſt Du etwa, Du Kleine, ſie werde Dir auch den Nagel zum Sarge ſpitzen? — Nun, man weiß nicht, wozu ſie's noch bringen kann in der Welt; früh genug hat ſie angefangen.“

Jetzt trat der junge Majoratsherr ein, und mit Abſcheu ſich losreißend von der Hand der Paſtorin lief die Kleine dem Bruder zu und winſelte: „Karl, ich will nicht mit Learoſa! Hat ſie die Mutter getödtet, ſo wird ſie auch mich tödten!“

„Da ſchmecken Sie die Früchte Ihrer Thaten!“ donnerte der Amtmann Learoſa zu. „Selbſt dieſes unmündige Kind ſchaudert ſchon vor dem Kainzeichen auf Ihrer Stirn zurück! — Wüßte man nur wohin mit dem Würmchen, es wär' ihm beſſer, man behütete es vor dieſer Geſellſchafterin.“

„Nein, die ſoll die Unſchuldige nicht verderben!“ verſetzte Karl, den verächtlichſten ſeiner Blicke auf Learoſa werfend; und mit den Worten: „Das iſt zu viel! Das iſt zu arg! Thut Ihr doch, Ihr harten Männer, als wäre Roſinchen ein Baſilisk, der mit dem Blicke vergiftet,“ zog die Paſtorin Learoſa mit ſich fort, immer noch eifernd gegen die Unverſöhnlichkeit dieſer Herzen.

Learoſa ſprach kein Wort; eine völlige Gefühlloſigkeit ſchien ſich ihrer bemächtigt zu haben, ſeit das letzte Band zwiſchen ihr und dem Weſen vernichtet worden, welches ſo oft mit ihr vereinigt an der Bruſt ihrer Mutter geruht hatte. Aber der Schein trog; ihre Sinne waren fürchterlich ſcharf; ſie hörte jedes Wort, ſie fühlte jede Berührung, ſie ſah jeden Blick, der auf ſie fiel, und Alles, was ſie vernahm, empfand und erblickte, das drang tiefer und ſchneidender in ihre Seele, als je ein Gifttropfen menſchliche Lebensquellen zu durchdringen vermocht hatte.

Auf der Freitreppe, welche in den geräumigen Schloßhof hinabführte, blieb die Paſtorin ſtehen und ließ ihre Stimme erſchallen, um den Knecht ihres Nachbars herbeizurufen, welcher ſie hieher gefahren hatte, und jetzt mit ſeinem beſcheidenen Fuhrwerk, dem Leiterwagen des Bäckers, in einem Winkel des Hofes hielt. — An einen der Pfeiler gelehnt, welche über dem Portal das gräflich Rottingerodiſche Wappen trugen, ſtarrte Learoſa ſcheinbar auf die Gruppen der Dienſtleute des Schloſſes hin, welche ſich hie und da auf dem Schloßhofe geſammelt hatten, und heimlich ziſchelnd nach ihr hinſchielten; aber ſie bemerkte die Leute nicht, ihr Auge war auf einen andern Gegenſtand, auf den Kirchthurm gerichtet, deſſen moosgraue Spitzſäule über die Ulmen hinausragte, die den Kirchhof umgürteten. — „Dort werden ſie ſchlafen; — Alle — Alle, nur Du nicht!“ weiſſagte ihr eine innere Stimme, und die Ahnung der Qual des ewigen Wachens durchzuckte ihre Seele. Sie zitterte wie im Fieber.

Jetzt raſſelte der Wagen heran; Learoſa war im Begriff, der einladenden Paſtorin zu folgen, da fühlte ſie ſich an ihrem Kleide gehalten, und eine weinerliche Stimme ſprach: „Ach Gott, nun fahren Sie fort; wo werd' ich denn bleiben?“ — Learoſa kannte die Stimme; es war die des kleinen Martin. Sie blickte dem Knaben in das verweinte Auge, ihr Herz, wie überfüllt es auch war, hatte dennoch Raum für das Gefühl der Sorgen eines fremden Weſens und für den Wunſch, einen Andern retten zu können, indem ſie ſelbſt unterging; da trat aber der Anblick ihrer Verlaſſenheit, ihrer Unmacht wieder in ihren Geſichtskreis, und unfähig zu reden, zu tröſten, zu ermahnen, ſtreckte ſie die Hand aus und deutete nach dem Kirchthurm hin.

Der Knabe mißverſtand ſie; er meinte, ſie deute auf das Geſinde, welches in der Gegend ſich geſammelt hatte, auf welche ſie hinwies, und erwiederte: „Bei denen ſoll ich bleiben? — Ach die wiſſen ja ſelbſt nicht, wo ſie morgen ihr Brot eſſen werden, und Alle reden ſo ſchlecht, ſo böſe von Ihnen; Sie wären Schuld an dem Unglück, ſagen die Leute.“

Learoſa's Nerven bebten wie überſpannte Saiten unter dem Schlage einer Fauſt. — „Stirb!“

hauchte ſie dem Knaben zu, und ſchwankte die Treppe hinab.

Es ward ihr ſchwer, das ungewohnte Wägelchen zu erklimmen; das Hofgeſinde ſah ihrem Mühen und Klettern gleichmüthig zu, und auch Martin war verſchwunden. Endlich war es ihr gelungen; ſie ſaß; der Fuhrmann ſchwang die Peitſche, und der letzte Gruß aus dem Vaterhauſe war der gellend laute Jammer der über ihr ausbrechenden Stimme ihrer älteſten Schweſter: „Die Glocken! Die Todtenglocken! — Hört Ihr die Todtenglocken?“

„Ja, ja, ich höre ſie!“ fuhr Learoſa mit wilder Freudigkeit auf; — und wirklich dröhnte jetzt das Trauergeläut vom Thurme. — Aber es war kein Geſpenſtiges; es klagte wirklich um die Todten und weiſſagte der Lebendigen den Tod nicht.

Bewußtlos ward Learoſa in Lobſtädt vom Wagen gehoben; lange Zeit beſtürmte der Grabesengel ihr Leben; die Schwingung ihrer Nerven, die Gährung ihres Blutes ſpotteten der Kunſt des Arztes, der nahe daran war, ſie dem Wahnſinn verfallen zu erklären, als er die gräßlichen Bilder nicht zu bannen vermochte, die der Fieberſturm in ihrem Hirne durch einander warf. Aber dieſer Zuſtand des Irrſinns war ein wohlthätiger, denn er wehrte der ſchrecklichen Wirklichkeit den Eingang zu ihren Sinnen; und wie fürchterlich die geſpenſtigen Schöpfungen ihrer Phantaſie auch ſein mochten, ſie waren dennoch kaum mehr als Schatten der Erſcheinungen, welche unerträumt, wahrhafte Weſen, hinter ihr ſtanden, eine Schaar drohender Schreckniſſe, um ſie hinwegzuſcheuchen von ihrem verlorenen Lebensparadieſe, deſſen Grad ſeiner Verödung ihr kein Fiebertraum zu malen fähig war.

Es mochte einem Wunder gleichen, daß das Licht, welches der Erwachenden aus ihrem Scheinleben auf die Zerſtörung ihrer Welt fiel, ihr nicht die geblendeten Augen auf ewig ſchloß, um ſo mehr, da die Paſtorin keine Sorge trug, ſie nur tropfenweis aus dieſer füllreichen Lichtquelle ſchöpfen zu laſſen. — Das erſte Bild, welches der Unglücklichen von dem Brennpuncte dieſer Strahlen angeflammt erſchien, war das Bild der Leiche ihrer Mutter; ſie wähnte noch den Nachhall des Trauergeläuts zu hören, welches ſie verklagend begleitet hatte, als ſie von ihrem Vaterhauſe ſchied; und ihre Kraftloſigkeit vergeſſend, und unfähig, die Länge der Zeit zu meſſen, welche zwiſchen dieſer Stunde und jener ſich dehnte, ſtrebte ſie ſich aufzurichten, um hinzueilen, und die Worte: „Mutter, ich bin unſchuldig!“ in das Ohr der Todten zu rufen. Aber die Paſtorin drückte ſie zurück auf das Lager. „Kind, was fällt Ihnen ein?“ begann ſie. „Vorgeſtern waren's ſieben Wochen, ſeit der erſte Begräbnißtag in Thomsfelda war. Alles wurde ſtill angeordnet, ganz ſtill; aber eine Leichenrede hat mein Mann doch gehalten, das hat er ſich nicht nehmen laſſen; doch Ihrer Mutter nur; die beiden andern Leichen waren ſchon Nachts vorher ganz heimlich in das Gewölbe geſchafft worden. — Ein Glück iſt's nur, daß Gott Minchen ſammt ihrem Kinde zu ſich genommen hat; ſie ſtarb geſtern vor acht Tagen ganz von allen Blutsfreunden verlaſſen, denn Ihr Bruder, Karl, war grade zwei Tage vorher abgereiſt mit Hannchen nach Leipzig; dort wird er wohnen bis nach ausgemachter Sache, denn auf dem Gute darf er nicht bleiben; das wird ſequeſtrirt, einſtweilen, wie es heißt, bis man weiß, wem von Beiden die Erbſchaft zugeſprochen werden wird, Ihrem Bruder oder dem Oheim, dem Abtrünnigen; aber wir und unſere Kinder und Kindeskinder können ſterben, ehe der Prozeß entſchieden wird, und daß alsdann nichts übrig bleibt für den Erben, dafür werden die Advokaten und der ſaubere Herr Nauvogel wol ſorgen, und ſo wird dem gottvergeſſenen Oheim ſein Prozeſſiren denn auch keine Früchte tragen. Er ſelber will nämlich Alles erben, was die ſelige Gräfin hinterlaſſen, und vor Allem das Majorat umſtürzen, welches Ihr Vater zu Gunſten Ihres Bruders auf Ihre Koſten gegründet hat. Er behauptet, Ihre Mutter ſei mit Ihrem Vater entlaufen; dadurch habe ſie ſich losgeſagt von ihrer Wohlthäterin, und jeden Anſpruch auf die Erbſchaft verwirkt. Endlich habe ein preußiſcher Obriſt, alſo ein Feindlicher, die Gräfin gezwungen, Ihre Ältern wieder aufzunehmen; aber dieſer Zwang habe die ſchwächliche Dame ſo alterirt, daß ſie den Tod davon gehabt. So iſt das Lügengewebe beſchaffen, mit welchem der alte Schleicher die Augen der Richter bedecken und verwirren will; und meinem Manne muthet er zu, ihm nicht allein zu bezeugen, daß Ihr Vater bekannt hat, ein falſches Teſtament untergeſchoben zu haben, ſondern auch zu lügen, ihn hinein zu lügen in die Erbſchaft. Mein Mann ſoll nämlich ausſagen, daß in dem Teſtamente, welches er hat abfaſſen müſſen, dieſer ſelbige Oheim, der Sie erſt ſeinem Sohne hat verkuppeln wollen, und dann ſelbſt ſein Gelüſt auf Sie geworfen hat, zum einzigen Erben eingeſetzt worden ſei. Aber die Zunge wollt' ich meinem Manne mit eignen Händen ausreißen, wenn er nur Miene machte, ein ſolches Lügenwort auszuſprechen."

Glücklicherweiſe war es nicht dieſe Maſſe erdrückender Botſchaften allein, welche die Redſeligkeit der Paſtorin auf die Wiederkehrende vom Grabesrande warf. Der kundigen Frau ſowol als auch dem Arzte war ſchon in den erſten Tagen der Krankheit Learoſa's der dem unglücklichen Mädchen angedichtete Zuſtand zweifelhaft, und bei zunehmender Beobachtung immer unwahrſcheinlicher geworden, bis zuletzt die vollſtändigſte Überzeugung ſich ihr aufdrang, daß das Gefürchtete keinesweges zu fürchten ſei. Dieſe Beruhigung, welche ſie nicht ſäumte, ihrer jungen Gaſtfreundin mitzutheilen, war es hauptſächlich, welche das Wunder der Kräftigung derſelben wirkte, denn bisher hatte Learoſa, in den vermeintlich eingetretenen Folgen eines an ihr beabſichtigten Verbrechens einen Zeugen für ihre Mitſchuld erblickend, nicht den Muth gehabt, Troſt aus dem Bewußtſein ihrer Schuldloſigkeit zu ſchöpfen; jetzt aber war es ihr, als ſei ein Engel vom Himmel niedergeſtiegen, der ihr tragen helfe an dem Übermaß der auf ſie gewälzten Bürden. Freier erhob ſie das Auge zum Himmel, denn Alle, die der Schmerz um ſie hinweggeſcheucht hatte in jene Freiſtatt, all' ihre Geliebten, wie ſie auch geſchieden ſein mochten von ihr mit dem Fluch auf der verſtummenden Lippe, jetzt blickten ſie verſöhnt und ſegnend nieder auf ſie, denn ſie wußten Alle, ſie war ſchuldlos an der Greuelthat, die das Herz der Mutter gebrochen, das Hirn der Schweſter verwirrt und die Hand ihres unglücklichen Vaters zum Doppelmorde bewehrt hatte.

Lange begriff die Paſtorin nicht, wie Learoſa deshalb ſich ſchuldfrei wähnen könne, weil ihr Fehltritt folgenlos geblieben ſei, und lange gingen alle Belehrungen, welche in den Fragen und Andeutungen der neugierigen Frau enthalten waren, an Learoſa's völliger Begriffsunfähigkeit dem argloſen Kinde verloren. Erſt ſehr allmählig gelangten Beide zu einer genaueren Verſtändigung mit einander, und erſt nach vielfachen Zweifeln begann die Paſtorin an die kindliche — ja, an die kindiſche Unſchuld dieſer fleckenreinen Seele zu glauben, nachdem ſie Frage auf Fragen häufend, jeden Schleier gelüftet, jedes dunkele Fleckchen beleuchtet und, Pellgramm's Äußerungen gegen ihren Gatten mit ſeinen unmittelbar darauf verſuchten Werken vergleichend, herausgeklügelt hatte, welchen Zweck der unſinnige Menſch gehabt, als er dem armen Kinde das berauſchende Getränk aufzwingen-wollen. „Gott ſteh' mir bei!" rief ſie. „War denn der Menſch ganz von Sinnen? — ſich einzubilden, der Alte werde ihn mir nichts, dir nichts, von ſeiner Frau ſcheiden laſſen, um ihn ihrer Schweſter zu geben, wenn es dieſer Noth that um einen

Mann? — Kannte der Narr denn den Alten nicht beſſer? Er iſt verrückt geweſen, beſeſſen! glauben Sie mir das! Nun, er hat's gebüßt; es iſt nur ein Jammer, daß er nicht allein den Lohn ſeiner Thaten getragen hat; doch, was Gott thut, das iſt wohlgethan, und er wird mir auch helfen, Sie wieder zu Ehren zu bringen."

Learoſa, von der Paſtorin, wiewol mit Dezenz verſtändigt, fing nun an zu begreifen, wie Pellgramm, von ſeiner Ankunft an ihrem Geburtstage an bis zu ſeiner Todesſtunde, zwar mit gänzlicher Verkennung ihres Vaters, aber doch mit einer ſo genauen Berechnung der Hülfe, die ihre Unkunde ihm geleiſtet hatte, und mit einer ſo hölliſchen Folgerichtigkeit ſeinen Zweck im Auge gehalten, daß ſie nicht umhin konnte, der Paſtorin beizuſtimmen, welche in dieſer Häufung von Laſtergedanken und Laſterthaten nichts Geringeres, als den leibhaften Finger des böſen Feindes ſelbſt erblickte, den die gute Frau, ungewöhnt, in der Bilderſprache der heiligen Schrift einen andern Sinn als den ihr nächſtliegenden aufzuſpüren, nun wirklich auf der That ertappt zu haben glaubte, wie er, ein grimmiger Löwe, umherſchleiche auf Erden, um zu ſuchen, wen er verſchlinge.

Mit lautem Triumphe feierte die Paſtorin den Sieg der Unſchuld über den Verſucher, aber wie ſie auch, ſo weit ihre Zunge reichte und ſo weit die Kunde von dem Fehltritt des Fräuleins gedrungen war, die Ehrenrettung des frommen Kindes, welches ihr faſt wie eine Erſcheinung aus einem beſſeren, unverdorbenen Zeitalter erſchien, ſich angelegen ſein ließ, ſo mußte ſie doch die niederſchlagende Erfahrung machen, daß kein Einziger, welchem Geſchlecht er auch angehöre, ihren Glauben an dieſe ſo offenkundig verdächtigte Seelenreinheit theile. Die Gemäßigtern begnügten ſich, lächelnd die Köpfe zu ſchütteln; Andere, wahrſcheinlich von Nauvogel's Verläſterungsſucht angeſteckt, beſchuldigten die Ehrenretterin geradezu der gefliſſentlichen Lügenverbreitung, die man, glimpflichſt geſprochen, einen Deckmantel chriſtlicher Liebe nennen könne, und ſelbſt der Paſtor war nicht abgeneigt, zu wähnen, daß Learoſa's Krankheit nichts Anderes als der Kampf geweſen ſei, welchen ihre Natur zur Vertilgung der Folgen ihres Vergehens zu beſtehen gehabt habe.

Dem unglücklichen Mädchen blieb die Fleckenmaſſe nicht verborgen, welche die Verleumdung auf ihren Ruf warf, denn dem Eifer der Paſtorin, dieſen zu reinigen, glich auch ihr Zorn über die Vereitelung ihres guten Zweckes, und ſie war keinesweges bemüht, Learoſa ihren Ärger zu verbergen. Mit noch geringerer Schonung trugen ihre Widerſacher den Zweifel zur Schau; der rauhe, unartige Ton, an welchen der Gerichtshalter gegen das unter ſeinen Augen erwachſende Kind ſich gewöhnt hatte, artete gegen die Jungfrau in einen wegwerfend-vertrauten aus; die Ältern unterſagten ihren Töchtern, um deren Ruf nicht durch den Umgang mit einer Gefallenen zu gefährden, den Beſuch des Pfarrhauſes, und die frivoleren jungen Männer legten deutlich ihre zuverſichtliche Meinung an den Tag, bei dieſer reizenden Sünderin etwas wagen zu dürfen, ohne eine Zurückweiſung zu befürchten zu haben.

Das Gefühl ihrer Unſchuld, das Bewußtſein, rein vor den Augen ihrer verklärten Geliebten zu ſtehen, waffnete Learoſa's Seele mit der Kraft einer Märtyrin, aber dieſe Kräftigung ihrer Seele nahm ihrem

Antlitz den Ausdruck des Lächelns, welcher bisher der Hauptzug deſſelben geweſen war. Ein tiefer unwandelbarer Ernſt nahm Platz auf ihrer majeſtätiſchen Stirn; ihr herrliches dunkles Auge hatte ſeine Beweglichkeit verloren und ſich einen Blick angeeignet, zu ſtolz, um einer Urania eigen zu ſein, und doch zu ſchwärmeriſch, um einer Minerva anzugehören; ſie ſprach unaufgefodert faſt nie und würde ſammt ihrem Unfall wahrſcheinlich in Vergeſſenheit gerathen ſein, wenn jeder Tag, den ſie verlebte, ſie nicht um einen neuen Reiz bereichert hätte, für deſſen Verbergung Lobſtädt zu klein und zu groß war.

Ein Vierteljahr war in klöſterlicher Stille an Learoſa vorübergeſchlichen, ſeit ſie ihr Vaterhaus zum letzten Male geſehen hatte, da ſchien das Verhängniß auch dieſe Todtenruhe ihr zu mißgönnen, und begann damit, ihr das Herz des einzigen Weſens zu entfremden, deſſen Theilnahme an ihr noch ausgedauert hatte bis zu dieſem Zeitpuncte. Schwerlich würde die Gutmüthigkeit der Paſtorin, ununterſtützt durch die Ausſicht auf einigen Gewinn, dieſe bewogen haben, ſich die Pflege einer ganz mittelloſen Koſtgängerin aufzubürden; jene Ausſicht trat aber von Tage zu Tage mehr zurück und verſchwand endlich völlig. Nauvogel erklärte nämlich ſeiner Gevatterin mit dürren Worten, die gerichtliche Verwaltung der Erbmaſſe erſchöpfe den Ertrag derſelben ſo vollſtändig, daß für Learoſa's Unterhalt nicht allein jetzt nicht das Mindeſte geſchehen könne, ſondern daß auch die Zukunft ihr keine Hoffnung biete, indem der Faden, an dem der begonnene Rechtsſtreit ſich fortſpann, ſo verwirrbar ſei, daß Kinder und Kindeskinder noch an ſeiner Entſchürzung zu arbeiten haben würden.

Von nun an ward die Paſtorin unfreundlicher gegen Learoſa, aber ſeltſamerweiſe nahm in eben dem Grade, in welchem jene ihre Unzufriedenheit mit der ihr aufgebürdeten Laſt an den Tag legte, die Freundlichkeit ihres Gatten gegen ſeine junge Hausgenoſſin zu. Learoſa erkannte das Beſtreben des ſo oft von ihr verſpotteten Mannes, ihr die Ausbrüche der Übellaune ſeiner Gattin erträglich zu machen, aber dennoch ließ ſie nicht ab von ihrem ſchnell gefaßten Entſchluſſe, all' ihre Kräfte aufzubieten, um ſich das drückende Gefühl zu erſparen, ein Gegen=

ſtand der Wohlthätigkeit zu ſein. Ihr Vormund war der Erſte, an welchen ſie ſich mit der Bitte um die Ermittelung einer Stelle in einem guten Hauſe wandte, welche ihr den Unterhalt ſichere; aber faſt verließ die Kraft ſie, mit der ſie bisher das ſcheinbar Unerträgliche getragen hatte, als der rohe Mann ihr antwortete, daß in einem guten Hauſe für eine Entehrte kein anderer als höchſtens ein Ammendienſt zu hoffen ſei, zu deſſen Übernahme ſie ihre letzte Krankheit unfähig gemacht zu haben ſcheine; daß er aber, weil es ihr doch wol gleichgültig ſein könne, ob ihr Aufenthaltsort mehr oder minder zweideutig ſei, ſich getraue, ohne große Mühe ein Unterkommen für ſie zu ermitteln.

Jetzt brach Learoſa's Verzweiflung laut und gottverklagend aus. Was half ihr reines Gewiſſen, was nützte die Zuverſicht zu den himmliſchen Engeln ihr, vor deren Blick ihr reines Herz jetzt offen lag, wenn keiner dieſer Engel ſie vor den Mißhandlungen zu ſchützen vermochte, welche ſie der gemeinſten Verbrecherin gleich erniedrigten? — Zum erſten Male durchdrang eine Bitterkeit gegen Gott, gegen die Menſchheit, gegen das Leben, eine Gleichgültigkeit gegen die Tugend, welche die Früchte des Laſters trug, ihre reine, in jedem Gebiete des Daſeins jugendlich fremde Seele. Ach, ſie ahnete nicht, welcher Erfahrungen ſie bedürftig ſein werde, um dieſe Bitterkeit, dieſe Gleichgültigkeit für die höchſten Güter des menſchlichen Herzens aus ihrem Gemüthe zu tilgen.

Der Achtſamkeit, welche der Paſtor auf Learoſa wandte, blieb ihr veränderter Gemüthszuſtand kaum Stunden lang verborgen, und ſein Dringen in ſie eröffnete ihm ihr Herz. Sie entdeckte ihm ihren Entſchluß, den Unterhalt ihres Lebens ihrem Fleiße verdanken zu wollen, und ließ ihn ihre Verzweiflung über die Antwort ſehen, durch welche Rauvogel ihre letzte Hoffnung zerſtört hatte.

Der Paſtor war außer ſich; er ſchalt auf den rohen Amtmann, verklagte hart die Unchriſtlichkeit ſeiner eigennützigen Frau, und beſchwur Learoſa mit einer ſolchen Wärme, nur ihm zu vertrauen und die Sorge für ihre Zukunft ganz in ſeine Hände zu legen, daß zum erſten Male ſeit langer Zeit wieder Thränen der Rührung ihr Auge benetzten. Sie drang in den treuen Freund, ihr die Plane mitzutheilen, welche er für ihre Zukunft entworfen; aber der Paſtor ließ ſich auf keine genauere Bezeichnung derſelben ein, und brach, als er die Stimme ſeiner Frau in der Nähe vernahm, das Geſpräch mit ängſtlicher Eilfertigkeit ab.

Einige Tage verſtrichen; der Paſtor benutzte jeden zeugenfreien Augenblick, um Learoſa die Betheuerung ſeiner Sorge für ſie zu wiederholen, immer ungemeſſener die Schwächen ſeiner Gattin zu beleuchten, und die Wärme ſeiner Theilnahme für Learoſa durch eine ſchnell wachſende Zärtlichkeit an den Tag zu legen; aber nie ließ er einen feſten, den Wünſchen des gedrückten Mädchens entſprechenden Plan blicken, welche, der Grundloſigkeit der ihr erweckten Hoffnungen müde, ſich endlich ein Herz faßte, ihre letzte Zuflucht zu der Paſtorin zu nehmen, und dieſer ihre Bereitwilligkeit, ihr Brot zu erarbeiten, zu erkennen zu geben.

Die mürriſche Frau nahm Learoſa's Bitte, ihr Gelegenheit zu erwirken, ſie der Laſt entledigen zu können, welche ihre Menſchenfreundlichkeit ihr aufgebürdet hatte, zwar nicht mit abſchreckender Unfreundlichkeit, aber dennoch nichts weniger als ermuthigend auf. „Was Sie von mir erbitten, das hab' ich längſt verſucht," antwortete ſie. „Überall, bei allen vermeintlichen Freunden, die unter Ihres Vaters Tiſche die Füße geſetzt und ſich's haben ſchmecken laſſen auf Ihre Koſten, hab' ich angeklopft, aber überall bin ich verlacht und verſpottet worden mit meinem Glauben an Ihre Unſchuld, denn allenthalben ſteht Ihr Unglück, Ihr ſchlechter Ruf Ihnen entgegen — und ich an Ihrer Stelle — ich ginge weit — weit in die Fremde, wo Niemand mich kennte, Niemand meinen Namen nennen gehört hätte; aber ich möchte kaum wagen, Ihnen ſolchen Rath zu geben, denn Sie ſind ſo jung, ſo blutjung, und der liebe Gott hat Sie mit ſo ausnehmender Leibesſchönheit geziert; beinah' möcht ich lieber ſagen: geſtraft, denn die Schönheit des Weibes, die iſt grade das Haar, bei welchem der böſe Feind es faßt, oder die böſen Feinde vielmehr, denn die Zahl dieſer böſen Geiſter iſt Legion! So viel Männer, ſo viel Teufel! Ja, ja, glauben Sie mir: unſere Teufel ſind die Männer! In ihren Seelen ſteckt der Höllengeiſt ſchon von Natur! Ich habe ſie kennen gelernt, jung und alt; mein eigner Vater in ſeinem zweiundſechzigſten Jahre — doch das Kind ſoll die Sünden ſeiner Ältern nicht aufdecken. — Aber von meinen Kindern darf ich reden; fünf hab' ich gehabt, drei Buben und zwei Mädchen, und da hab' ich den Satan erkannt, der mächtig iſt in den Bubenſeelen, mit Füßezappeln und Händeſchlagen, mit Schreien und Kreiſchen, nachdem ſie kaum das Licht der Welt erblickt haben; und ſo geht's fort von Tage zu Tage. Da wachſen die Bosheit und der Eigenſinn zuſehends, bis das Älternhaus ihnen zu eng wird und der innerliche Teufel ſie hinausſchickt in die weite Welt, bis wir verlockt und verloren ſind mit Tugend und Unſchuld und mit Leib und Seele in alle Ewigkeit. Ja, ich habe ſie kennen gelernt, dieſe Heuchler und Schmeichler, denn auch ich hatte einſt meine Zeit, da ich jung war und hübſch; aber derjenige, welcher von Allen das größte Herzeleid mir angethan hat, das iſt — doch laſſen wir ruhen, was der Herr mit Nacht bedeckt hat, bis er es an's Licht bringen wird am jüngſten Tage! Das aber prägen

Sie ſich ein: trauen Sie keinem Manne, er ſei funfzehn, oder fünfmal funfzehn Jahre alt! — Ihr eigner Vater — nun er ſteht vor Gott, der ihn richtet, und ich mag ihn nicht verklagen, aber betrogen hat er Ihre Mutter doch! Ha, wenn die ſelige Dame gewußt hätte, daß das freiherrliche Geblüt ihres Herrn Gemahls unter der Livree des Buben ſtecke, der in ihrem Hauſe umherlief, die Augen würden ihr noch wol früher gebrochen ſein! — Ja, die Männer, die Männer! Keiner iſt rein von allen! Selbſt meinen eignen ſchützen ſeine zweiundfunfzig Jahre weniger *als die Furcht* vor mir! Aber ſo hat er ſich nicht immer gefürchtet; Sie hätten ihn kennen ſollen, noch vor funfzehn Jahren, meinen Herrn Magiſter Stramm; damals war er noch nicht ſo biegſam und ſchmiegſam, wie er heut' iſt; damals ruhte ſeine Hand ſo ſchwer auf mir, als ſei er ein Türke, der mich gekauft habe auf dem Sklavenmarkt; und bis an mein Lebtagsende würd' ich nichts Beſſeres geworden ſein, als ſeine Magd, wenn ſeine eigne Ruchloſigkeit ihn nicht in meine Hand gegeben hätte mit Amt und Würde und Brot! Nun, es iſt vorbei, es iſt Gras gewachſen über ſeine Unthat, und ſo mag ſie denn ruhen unter dem Graſe der Zeit; ich will nicht davon ſprechen, aber vergeſſen kann ich's ihm nimmermehr, denn der Teufel, der in ihm ſteckt, hat mich um meine letzte irdiſche Hoffnung gebracht! Mein Kind — mein letztes — ein ſanftes Mädchen, ein wahrhafter Engel — ach, keins meiner Kinder hat mir ſo wenig Unruhe gemacht, als dieſes Würmchen, welches, kaum ein halbjähriger Säugling, das Gift meines Grames mit meiner Milch einſaugen, verſiechen und — jämmerlich ſterben mußte! — Seitdem hat Gott meinen Schooß nicht wieder geſegnet."

Learoſa's Herz bebte unter erſchütternden Ahnungen. Trotz ihrer Erfahrungsloſigkeit im Gebiete ſolcher Verbrechen, wie die Paſtorin ſie hier angedeutet hatte, war ſie dennoch nicht zweifelhaft über die Art der Pflichtverletzung, welche ihr Vater und der Paſtor ſich zu Schulden kommen laſſen, und ein Verdacht, zu ungeheuer, um ihn jetzt in ihrer Bewegung prüfen zu können, fiel in ihre Seele. Sie verſank in ein tiefes angſtvolles Sinnen: wenn es möglich wäre, daß die Theilnahme, die Zärtlichkeit dieſes Mannes nichts als die Vorbereitung des himmelſchreiendſten Verrathes, nichts als die Einleitung eines Entwurfes, demjenigen ähnlich wäre, welchen Pellgramm auf Koſten ihres Lebensglücks auszuführen verſucht hatte? — —

Die Wände taumelten vor den ſehkraftloſen Augen des unglücklichen Mädchens umher; troſtarm wandte das letzte Weſen ſich von ihr ab, deſſen Tröſtung ſie aufrecht erhalten hatte bis zu dieſem Augenblick; eine teufelvolle Hölle lag die Welt vor ihr, und der ärgſte aller böſen Geiſter, in das Gewand des Friedens gehüllt, bedrohte ſie in unmittelbarer Nähe. Ihr verging die Kraft zu denken.

Die Paſtorin, lange mit ihren eignen Erinnerungen beſchäftigt, bemerkte erſt ſpät die unverhüllbare Gemüthsbewegung ihrer jungen Geſellſchafterin, und das Erbarmen mit der Verlaſſenen fing wieder an, ſich unter der rauhen Oberfläche ihres Herzens zu regen. „Nun, nur nicht ſo kopfhängeriſch, mein liebes Töchterchen," hob ſie an, Learoſa's Wange ſtreichelnd. „Nur nicht gleich allen Muth verloren; es giebt auch noch gute Menſchen in der Welt; freilich ſind ſie nicht dick geſäet, aber wer Gott nur nicht verläßt, dem läßt Gott auch mitten unter dem Unkraut ein Weizenkorn aufgehen.“

Der ſehr eilfertig eintretende Paſtor überhob Learoſa der Nothwendigkeit, dem Troſtzuſpruche der guten Frau länger ein Ohr leihen, oder ihn gar beantworten zu müſſen. „Da haben wir die Beſcherung,“ rief er, ſeiner Frau einen großen, vielfach beſiegelten Bogen darreichend. „Lies, es iſt die Vorladung vor's Zeugengericht; künftigen Dienſtag über drei Wochen iſt der erſte Termin; das Hofgericht ſchickt einen Commiſſarius nach Lobſtädt, um mich als Zeugen zu vernehmen in der Pfinzingſchen Streitſache.“

Die Paſtorin riß das Papier von einander, und während ſie las, ſchlich Learoſa hinaus, um in ihrem abgelegenen Kämmerchen zu verzweifeln.

Eine halbe Stunde vielleicht mochte ſie in dumpfem Hinbrüten verloren haben, als ein Geräuſch in der Nähe ſie aufſchreckte; ſie ſchrak entſetzt zuſammen, denn vor ihr ſtand der Paſtor. — Sie erhob ſich, um zu enteilen, aber er bemächtigte ſich ihrer Hände und hielt ſie auf. „Nur zwei Worte über Ihren Prozeß,“ flüſterte er. „Aber warum denn ſo betrübt; es ſteht ja ganz vortrefflich mit Ihrer Angelegenheit, denn die Entſcheidung hängt allein von meiner Ausſage ab. Ja, ja, in meiner Hand ſteht jetzt Fräulein Roſinchens Wohl und Wehe! Ein reicher Mann könnt' ich werden, wenn ich ſagte, was Graf Rottingerode will, daß ich ſagen ſoll; aber bei Leibe nicht! Eh' dieſe lieben, zarten Patſchchen um's tägliche Brot arbeiten ſollen, lieber wollt' ich ja ſelbſt nichts als trockenes Brot eſſen bis an mein Lebtagsende! — Aber“ — er lächelte ſchalkhaft — „umſonſt iſt nichts als der Tod; — was verſpricht mir denn Fräulein Roſinchen für mein Zeugniß, das ſie zuverläſſig zu meiner Frau Patronin machen wird? — Wird Fräulein Roſinchen auch dankbar ſein?“

Er ſah ihr prüfend ins Auge und mochte den verzweifelnden Ausdruck deſſelben verkennen und ihn ſeinen Wünſchen günſtig halten, denn ſchnell ließ er ſich nieder, verſuchte ſie auf ſeinen Schooß zu ziehen, und ziſchelte: „Eine kleine Aufmunterung, ein Küßchen in Ehren wäre nicht übel.“

Da erwachte Learoſa aus ihrer Sinnenſtumpfheit. „Giebt es denn keinen Himmel und keinen Gott?“ ſchrie ſie, indem ſie ſich losriß. „Iſt denn von Allem, was dieſer verworfene Sünder mich glauben lehrte, nichts wahr, als das Einzige, was ich für ein Mährchen hielt: die Hölle? — Wenn das iſt, ſo giebt es keine heiligere Pflicht für Den, der ſich nicht Teufel fühlt, als ihr zu entrinnen, ſei es durch einen Meſſerſtich in die Bruſt, oder durch einen Sprung in den See!“

Der Paſtor verſuchte begütigend einzureden und griff nach Learoſa's Hand, um ſie zu küſſen, aber das zorndurchwallte Mädchen traf, ihn zurückſtoßend, ſo heftig ſein Geſicht, daß aus demſelben blitzſchnell das Gepräge der Süßigkeit entwich. „Ha, ha,“ fuhr er auf, „wenn ich ein Anderer wäre, ein Jüngerer, nicht wahr? — Wenn meine Augen ſo blau, und meine Naſe ſo glatt wäre, wie die des Herrn von Pellgramm, ſauberen Andenkens — und nicht ſo voller — Miteſſer, nicht wahr? — da würde das Jüngferchen nicht ſo grauſam gegen mich ſein; iſt ja gefällig genug geweſen gegen den eignen Schwager! — Nun, Sie ſollen's büßen! Sie ſollen an mich denken! — Stille: — O Jeſus! — Da klappt meine Frau mit den Pantoffeln die Treppe hinauf. Jeſus Chriſtus, wenn die mich hier findet. — Liebſtes, einzigſtes Roſinchen, um Gottes willen, verrathen Sie mich nicht! Ich will für Sie zeugen mit einem leiblichen Eid! Sie ſollen Herrin werden von Thomsfelda und meine gnädigſte Patronin dazu, aber um des Heilands willen: reinen Mund!"

Learoſa's erſtgefaßter Entſchluß, dem Sünder, der ſich hinter der Gardine verkroch, welche ihr ſtatt des fehlenden Kleiderſchrankes diente, der Strafe auszuantworten, ſchwankte, als ihr nach einer kurzen Überlegung einleuchtete, daß es grauſam und dennoch zwecklos ſei, das häusliche Unglück dieſer vielgebeugten Frau noch zu vermehren. „Schweigen und von hinnen gehen, es ſei wohin es ſei!" ſprach es in ihrem Innern, und entſchloſſen ging ſie der Paſtorin entgegen und warf die Thür hinter ſich zu.

„Erſchrecken Sie nicht!" rief die vorſorgliche Frau ihr zu. „Ihr Bruder und Ihre Schweſter liegen an den Blattern im Sterben. Der Amtmann hat einen Brief aus Leipzig bekommen; er will mit Ihnen ſprechen; er will Sie fragen, ob Sie Luſt haben, nach Leipzig zu gehen; kommen Sie.“

Da flammte der faſt verloſchene Funke des Gottvertrauens wieder auf in Learoſa's Seele. Von Feinden und Freunden gedrängt und hinweggeſtoßen zur augenblicklichen Flucht, hatte vor einem Augenblick noch die ganze große Welt wie eine fürchterliche, von reißenden Ungeheuern bewohnte Einöde vor ihr gelegen; jetzt war ihr ein Obdach, ihrer Flucht ein Ziel geboten; und vergeſſend, daß die Hand des Würgengels es war, der ihr dieſes Ziel andeutete, rief ſie freudig: „Nein, nein, Gott hat mich noch nicht verlaſſen!“ und flog der Paſtorin voraus dem harrenden Amtmann zu.

Mit den Worten: „Da giebt's wieder etwas ganz Neues; leſen Sie,“ ihr einen Brief überreichend, empfing ſie dieſer. Learoſa's Auge zitterte über die Zeilen hinweg, deren Schreiber, der Advokat Hellerbruth, Rechtsbeiſtand ihres Bruders, dem

Amtmann Nauvogel die Meldung machte, daß der junge Baron von Pfinzing, welcher nebſt ſeiner kleinen Schweſter tödtlich an den Blattern darniederliege, aller Pflege entbehre, und es daher der ſchleunigſten Anherkunft der älteren Schweſter bedürfe, für welche er, vorausſetzend, daß in Lobſtädt kein anſtändiger Miethswagen zu haben ſein möge, einen ſolchen mitſende.

Learoſa ſchickte ſich an, ohne den mindeſten Verzug aufzubrechen, aber die Bedenklichkeiten des Amtmanns, der Paſtorin und des Paſtors, welcher ſich ganz ſtill wieder in die Geſellſchaft gemiſcht hatte, traten ihrer Eile entgegen. Für's Erſte mußte ſie durch ein paar ganz feine Närbchen an der Schläfe den Beweis liefern, daß ſie ſchon im Brandenburgiſchen, während ihr Bruder außerhalb des Hauſes geweſen, dieſe Krankheit überſtanden habe, ehe die vorſorgliche Frau ſich überzeugte, daß ihr Vorhaben kein lebengefährdendes Wagniß ſei; alsdann hatte ſie die Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, welche ihrer Nachtreiſe in den Weg gelegt wurden, denn der Abend war bereits angebrochen, und der Weg war, wenn gleich nur kurz, doch in mißlichem Zuſtande. Die meiſte Schwierigkeit machte ihr jedoch die Zuvorkommenheit des Paſtors, welcher darauf beſtand, ſie begleiten zu wollen, und unterſtützt von ſeiner Gattin vielleicht durchgedrungen ſein würde, wenn nicht glücklicherweiſe ein Landmann ihn zu einer Nothtaufe auf ein entferntes Dorf abgeholt hätte.

Nun ihres hauptſächlichſten Widerſachers entledigt, drang Learoſa durch. Eh' eine Stunde verging, ſaß ſie, leicht wie eine entfeſſelte Sklavin, in der hausgroßen Miethskutſche, nur von ihrem reinen Gewiſſen und ihrem wiedergefundenen Vertrauen auf Gott begleitet, und träumte von der neuen Welt, welche aus dem chaotiſchen Dunkel der gegenwärtigen Nacht ſich entwickeln mußte.

Die neue Welt ging der Flüchtigen mit dem neuen Morgen wirklich auf, aber nicht heiter, wie dieſer. Der junge Baron lag in den letzten Zügen, als Learoſa an ſein Bett trat; er kannte ſie nicht mehr, und die Töne, welche aus ſeinem verſchwollenen Halſe ſich hervorarbeiteten, hatten keine Ähnlichkeit mit einer Menſchenſtimme. Er verſchied in den Armen der verſtumpfenden Schweſter.

Hannchen's Todesröcheln weckte Learoſa's Kraft zu neuem Leben auf, und ihrem Wachen und Mühen gelang es, den Grabesgeiſt zu bannen, der das Gift ſeines Athems in die Bruſt des Kindes hauchte. Nach einem ſechstägigen Aufwand aller ihrer Kräfte erklärte der Arzt die Kranke außer Gefahr und die Rettung derſelben für Learoſa's Werk.

Die Süßigkeit dieſes Moments ward bald vertilgt durch die Bitterkeit der Entdeckung, daß, während ſie auf die Wohlthaten Fremder angewieſen worden, Ihrem Bruder kein Mittel zur Erheiterung und Verſchönerung des Daſeins gefehlt habe; ihr hatte man den dürftigen Bedarf verſagt, den ihr kärglicher Unterhalt erfoderte, und ihrem Bruder war die thomsfelder Erbmaſſe, eine ſo reichliche Quelle geblieben, daß Learoſa in ſeinem Nachlaſſe noch eine baare Summe von faſt ſechshundert Thalern vorfand.

Dieſer Entdeckung folgte eine zweite, welche ihrer trüben Stimmung keine Erheiterung zuzuführen vermochte: die Entdeckung, daß die geringfügige Summe, welche ihr nach Abzug der Begräbnißkoſten übrigbliebe, das Einzige ſei, was ihr und ihrer Schweſter zum Eigenthum verbleibe. Ihr Großoheim hatte nämlich ſofort, nachdem er die Nachricht von dem Ableben ſeines Gegners vernommen, den Gegenſtand des Rechtsſtreites fallen laſſen, und die ſo hart von ihm angetaſtete Stiftung, welche Learoſa's Vater zu Gunſten ſeines Sohnes zu gründen vermeint hatte, jetzt als gültig anerkannt. Es litt keinen Zweifel, daß er, als der nächſte männliche Verwandte des verſtorbenen Majoratsherrn, nunmehr als der rechtmäßige Erbe deſſelben beſtätigt werden müſſe.

Eine Doppellaſt von Sorgen lag jetzt auf Learoſa's Seele; ſchon damals, als ſie allein ſtand, hatte das Verhängniß ihr jede Lichtpforte der Zukunft verſchloſſen, und jetzt ihr auch noch die Pflicht, für dieſes Kind zu ſorgen, aufgebürdet. — Sie ſtarrte hoffnungslos in die vor ihr liegende Öde des Lebens hinaus, welches immer wüſter, immer bahnloſer ſich entfaltete, je ſchärfer ſie es ins Auge faßte.

So in Vergrämung ſich verzehrend ſaß ſie einſt, das Zeitungsblatt in ihrer Hand haltend, in welchem ihre erfolglos gebliebene Bitte, ſie mit Arbeit zu beſchäftigen, abgedruckt war, und mit dem ſorgengedrückten Auge hinweggleitend über die Nachrichten von den Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten, durch welche die Stadt Leipzig ihren Kurfürſten bei ſeinem angekündigten Beſuche zu empfangen und ihm den Aufenthalt in ihren Mauern durch ausgeſuchte Vergnügungen eingedenk zu machen befliſſen war. — Da klang eine bekannte Stimme in ihr Ohr; ſie ſprang auf, eilte der Thüre zu, und lag in den Armen der Paſtorin.

„Kind, allerliebſtes Kind, ich habe mich aufgemacht und bin zu Ihnen gekommen, um ein Unglück zu verhüten, ein Unglück für Sie, für mich, für die ganze Chriſtenheit,“ ſo leitete die Paſtorin nach dem erſten flüchtigen Gruße den Zweck ihres Beſuches ein. „Ihr Oheim, der alte Abtrünnige, will jetzt das Teſtament Ihres Vaters, deſſen Gültigkeit er mit ſolchem Eifer beſtritten hat, zu ſeinem Vortheil als rechtskräftig anerkennen, und Ihren Bruder als nächſter Agnat beerben. Das darf nicht ſein! Für einen Papiſten ſoll mein Mann nicht beten, ſo lange meine Bruſt noch eines Hauchs mächtig iſt. Ihnen gehört Thomsfelda jetzt mit doppeltem Rechte, und dies doppelte Recht ſollen Sie verfechten! Aus dem Termin, in welchem mein Mann verhört werden ſollte, iſt nichts geworden, weil der alte Schleicher den Streit aufgab, aber Sie ſollen ihn wieder aufnehmen. Alles, was Ihr Oheim für ſein erlogenes Recht erſonnen und behauptet hat, das ſollen Sie jetzt für Ihr gutes Recht geltend machen, und dann muß er als Lügner und Schwindler und Erbſchleicher daſtehen, oder Ihnen ſtillſchweigend den Platz räumen. — Aber einen ſchweren Stand werden wir haben, denn wir Beide ſtehen ganz allein; Nauvogel wird begreiflicherweiſe ſich weigern, ſeine Zuſtimmung zur Eröffnung dieſes neuen Prozeſſes zu geben, der, wenn Sie gewinnen, ihn nothwendig als Betrüger an den Pranger ſtellen muß. Sie müſſen alſo ſeiner Vormundſchaft entledigt werden, und ich habe mir ein Mittel dazu erſonnen; übermorgen kommt unſer Kurfürſt, Sie überreichen ihm eine Supplik und bitten um einen andern Vormund, der Ihrem Rechte nichts vergeben will. Und auch einen ſolchen hab' ich ſchon im Hinterhalt; der Advokat Hellerbruth ſoll die Sache Ihres Bruders ſehr fein verfochten haben; gewinnen wir den, ſo iſt Alles gewonnen!"

Learoſa war nicht gefaßt genug, um die Paſtorin ganz zu verſtehen, ſo viel aber begriff ſie, daß die Möglichkeit einer Rettung aus der verzweifelndſten Lage vorhanden ſei, und willigte in die Berufung des Advokaten.

Herr Hellerbruth erſchien, und erklärte ſich mit der Paſtorin völlig einverſtanden über die Zweckmäßigkeit der von ihr vorgeſchlagenen Maßregel, Learoſa's Gegner mit denſelben Waffen anzugreifen, welche er von ſich geworfen hatte. Nicht minder war er bereit zur Übernahme der Vormundſchaft des Fräuleins, nannte mit einem ſubtilen Lächeln den Einfall der Paſtorin, Learoſa perſönlich die Huld des Landesherrn in Anſpruch nehmen zu laſſen, ein Meiſterſtück weiblicher Politik, und erbot ſich, die Bittſchrift abzufaſſen, welcher er den an den Tag gelegten Mangel an Sorgfalt des Amtmanns Nauvogel für ſeine Mündel zum Grunde zu legen gedachte.

Learoſa war der beabſichtigte Tauſch der Vertreter ihrer Rechte ſehr angenehm. Die bäueriſche Ungeſchliffenheit, die Anmaßung und Grobheit, dieſe hervorſtechendſten Eigenſchaften Nauvogels, welche ſchon ihre gute Mutter oft hart verletzt hatten und auch von ihrem Vater zuweilen nur mit Mühe waren ertragen worden, fehlten dem gewandten, immer freundlichen und höflichen Hofgerichtsadvokaten ganz. Zwar hatte ſein glattes Geſicht mit den kleinen grauen Augen, welche in unaufhörlicher Bewegung waren, wenn man ſie ſuchte, und dennoch ſehr ſcharf auf einen Gegenſtand zu ruhen vermochten, wenn man ſie nicht beachtete, gar nichts Herzgewinnendes, aber dagegen beſtach die Ehrerbietung, welche er Learoſa bewies, die Zuverſicht, mit welcher er ihr den glücklichſten Erfolg ihres Beginnens weiſſagte, vor Allem aber das Erſtaunen, welches er über ihre Einſicht an den Tag legte, das verlaſſene, ſeit dem Tode ihrer

Mutter an kein ermuthigendes, viel weniger ein ſchmeichelndes Wort gewöhnte Mädchen, deſſen Blicke nun fröhlicher Hoffnungen voll, an die noch vor wenig Stunden ſo lichtloſe Zukunft hingen.

Dieſer Tag verging ſo wie der folgende unter Vorbereitungen zu Learoſa's Putze; obgleich dieſen die Trauer um ihre verlorenen Geliebten auf einen ſehr einfachen, in all' ſeinen Einzelnheiten ſtreng vorgeſchriebenen Anzug beſchränkte, ſo war doch die Paſtorin unermüdet in ihren Verſuchen, durch den Faltenwurf des Schleiers die holde Geſtalt recht nonnenhaft zu verhüllen, wogegen der Advokat darauf drang, die üppige Fülle der ſchönſten blonden Locken, welchen die Modegöttin, die auch über das Gebiet der Trauer ihren Scepter erſtreckt, den Puder verſagte, nicht ganz unter der ſchwarzen Kappe zu verſtecken. Die Paſtorin ließ ſich aber nicht irre machen, und war erſt dann zufrieden, als ſie jede Spur von Anmuth, mit welcher dieſe Formen ſo verſchwenderiſch ausgeſtattet waren, ſo tief unter einer Fülle ſchwarzwollener Gewänder verborgen hatte, daß kaum das wunderſchöne Augenpaar und der Schimmer der zartgerötheten Wangen, welche gleich einem weißen, röthlich angehauchten Roſenblatte unter den Kappenbacken hervorblickten, dem Kenner errathen ließen, daß dieſe unförmige Raupenpuppe die entzückendſte aller Pſychen berge.

Ohne Einſpruch ließ Learoſa ſich zur Matrone umgeſtalten, und ſtudirte, während ſie ein Gleiches an ihrem Schweſterchen verſuchte, ohne deſſen Begleitung ſie den ſchweren Schritt, der ihr bevorſtand, nicht wagen zu können vermeinte, all' die Antworten ein, welche die Paſtorin ihr auf die Fragen vorſchrieb, deren ſie muthmaßlich von der Majeſtät gewärtig ſein dürfte, und ſo kam endlich die Stunde heran die zum Aufbruch rief.

Der Advokat war anfänglich der Meinung geweſen, ein förmliches Gehör für Learoſa zu erbitten, aber die Paſtorin beſorgte, daß der Landesherr zu ſehr überlaufen, und auf Niemand beſonders rückſichtigen werde; es ſei zweckmäßiger, behauptete ſie, daß Learoſa ſich bemühe, die Erſte zu ſein, die ihm entgegentrete, und Hellerbruth gab nach.

Schon am Morgen des Tages, an deſſen Abend der König erwartet wurde, verließ Learoſa, das Händchen ihrer Schweſter in der rechten, die zierlich abgeſchriebene Bittſchrift in der linken Hand, begleitet von der Paſtorin und dem Advokaten, ihre Wohnung, um in der Nähe des Müllerſchen Hauſes, welches der König diesmal zu ſeiner Reſidenz erwählt hatte, bei Zeiten einen Platz zu finden, bevor die aufziehende Ehrenwacht oder die Volksmaſſe ſie verhindern konnte, einen ſolchen einzunehmen.

Das Glück wohlwollte den Pilgern zum Born der landesväterlichen Gnade; ſie erreichten unbeachtet ein Gebäude, welches das zum königlichen Hofhalt erleſene Haus des Bürgermeiſters unmittelbar begränzte. Der Advokat war hier bekannt; auf ſein Erſuchen wurde der Thorweg ſeinen Begleiterinnen geöffnet und ſie traten ein in die zu einer Remiſe dienende Thorhalle.

Nie war der Schritt der Zeit dem Schleichen eines Leichenzuges ähnlicher geweſen, als heut' den Bewohnern Leipzigs, und vor Allen der kleinen Gruppe, welche unter dem halbdunkeln, zugluftigen Thorwege auf die Gelegenheit lauerte, das Glück bei ſeinen goldenen Haaren zu erhaſchen. Der Gott mit der Sichel, welcher Learoſa ſonſt immer mit ſo flüchtigen Füßen, daß kaum die geflügelte Erinnerung ihn einzuholen vermochte, vorüber gehuſcht war, ſchien heut' zu ſchlafen; wenigſtens rückten die Verkünder ſeiner Schritte, die Uhrweiſer, nicht von der Stelle. Aber je regloſer die Zeit, um ſo regſamer wurde das Leben; die Straßen füllten ſich; die Dächer wogten von Menſchen; die Luft ſchwoll von Stimmengetöſe; doch heftiger bewegt als Learoſa's Bruſt, mochte von all' den Tauſenden, welche dieſe Luft athmeten, keine einzige ſein.

Der Advokat, ſei es, daß ihm die kalte Küche, welche die Paſtorin aus ihrem Ungethüm von Pompadur auftiſchte, oder die Langeweile mißbehagte, deren Scepter hier der herrſchende war — genug, er beſchloß, in der Hoffnung, den Rückweg unverwehrt zu finden, einen Blick ins Freie zu werfen, und verließ ſeine Schutzbefohlenen mit der Verſicherung baldiger Wiederkehr.

Learoſa's Ängſtlichkeit ſtieg, als von all' den entſchleichenden Stunden keine einzige den Flüchtling zurückbrachte, den ſie als den Stützpunct ihrer Hoffnungen, ihrer Kraft anzuſehen ſich gewöhnt hatte. Auch der Paſtorin ward bange, als ſie durch ein Ritzchen des Thorflügels das Gewühl auf den Straßen erblickte und ſich überzeugte, daß ein Rieſenarm oder ein Schwalbenflügel erfoderlich ſei, um dieſen wogenden Wall zu durchbrechen oder zu überfliegen. Sie bemühte ſich indeß, Hellerbruth's Stelle bei Learoſa auszufüllen und dieſe mit Rathſchlägen zu verſehen, welche ſie im entſcheidenden Augenblicke anwenden ſollte.

Dieſen Augenblick brachte endlich die ſinkende Sonne des ewig langen Tages. Die auf den Wällen aufgepflanzten Kanonen, welche die Preußen, als unfähig, zu etwas Anderem als zum Gruße zu dienen, mitzunehmen verſchmäht hatten, fingen an zu donnern, die Glocken regten ihre ehernen Zungen; die Trompeten ſchmetterten von den Thürmen ihre jubelnden Fanfaren drein, und das tauſendſtimmige: „Es lebe unſer allergnädigſter Kurfürſt Friedrich Auguſt! — Vivat Auguſtus der Dritte, polniſcher König!“

warf, wie ein Sturm das ankerloſe Schiff, Learoſa's Herz in ſchwindelndem Toben umher.

„Er kommt! Er kommt!“ kreiſchte die Paſtorin, welche den Thorweg gelüſtet hatte, um das ſcharfe Auge hinauszuwerfen. „Er kommt! Jetzt hieher, ihr Kinderchen, und wenn ich rufe: „Nun iſt's Zeit!“ dann hervorgeſtürzt an die Kutſche, den Brief hoch in die Höhe gehalten und geſchrien: „Eure königliche Majeſtät, unſer allergnädigſter Kurfürſt geruhen — ein paar verlaſſene Waiſen!“ — Jeſus, da kommt er ſchon! Hieher! Hieher!“

Sie ergriff Learoſa beim Arme und zog ſie an die Spalte des Thorwegs hin. — Des Mädchens Angſt drohte ihr den Buſen zu zerſprengen; ſie hielt das zitternde Kind feſt an ihrer Hand und ſtarrte durch die Lüftung des Thorflügels. — Jetzt brauſ'ten die vorderſten Pferde des Achtgeſpanns daher, und mit den Worten: „Nun, nun vorwärts!“ ſchleuderte die Paſtorin das Waiſenpaar den entathmeten Thieren entgegen, welche, vor den ſchwarzen Geſtalten ſich entſetzend, die wie geſpenſterartige Erſcheinungen aus der Wand hervorzubrechen ſchienen, ihre letzten Kräfte zu einem raſenden Seitenſprunge verwandten, und, der Zügel des Vorreiters ſpottend, ſich einen Fluchtweg durch die Menſchenmaſſe zu bahnen drohten.

Learoſa taumelte blindlings dem zweiten Roßpaar entgegen; ihr flatternder Schleier vermehrte den Schrecken, welcher auch dieſes Paar angeſteckt hatte, und das Leben Zahlloſer war in Gefahr, unter den Rädern der königlichen Caroſſe zu enden. — Da öffnete das allgemeine Angſtgeſchrei dem ſchwindelnden Mädchen die verſchloſſenen Sinne; ſie ſah die erſchrockenen Menſchen übereinanderſtürzen und einander zertreten; ſie hörte inmitten des Jammergekreiſches die Stimmen Einzelner, den nächſtſtehenden Soldaten zurufen, die Wahnſinnige hinwegzureißen, welche das Leben des Königs gefährde; ſie fühlte ſich hinterrücks an ihrem Schleier ergriffen, fühlte, indem ſie zurück an die Wand taumelte, wie Schleier und Kappe in der Hand ihres Bewältigers blieben, wie ihre Locken füllreich niederſanken auf ihre Schultern; und angſtvoll nach ihrer Begleiterin ſich umſehend, fiel ihr Auge auf das erbleichte Antlitz des Fremden, der — wahrſcheinlich um einen rettenden Sprung aus der

Caroſſe zu wagen — den Schlag aufgeſtoßen, und ſeine beſternte Bruſt hinausgeneigt hatte. Es war, ſie zweifelte nicht — der König.

Inzwiſchen waren die ſcheu gewordenen Roſſe gebändigt; nur ein kurzer Ruck noch, der die Kutſche bis dicht zu Learoſa's Standpunct hinriß, und ſie ſtanden. — Das Auge des Königs ruhte durchdringend auf dem bebenden Mädchen, welches in dieſem Augenblick einen heftigen Stoß, vielleicht von der Hand eines Gardiſten oder eines Gehülfen der Polizei empfing und die Worte hörte: „Fort, fort, Platz für Seine Majeſtät!“ — Da ſetzten ihre Füße ſich unwillkührlich in Bewegung; ſie verlor die Beſinnung; ihrer zitternden Hand entſank die Bittſchrift, und hätte das Kind ſich nicht ſo feſt an ſie geklammert, ſie würde es verloren haben in dem Gedränge, welches wellengleich um ſie her zuſammenſchlug, nachdem ſie ſich in ſeine Wirbel hineingeſtürzt hatte.

Nur die Vorderſtſtehenden beachteten ſie; je tiefer ſie drang, je weniger wurde ſie bemerkt, denn Keiner ahnete, daß ſie es geweſen, welche den allgemeinen Schrecken, deſſen Urſprung kaum der Zehnte kannte, verbreitet hatte. Bald fing die Maſſe an, lockerer zu werden und ihrer Eile weniger und immer weniger Hinderniſſe in den Weg zu legen, und ſo gelangte ſie denn endlich in den heute gänzlich verödeten Theil der Stadt, in welchem ihre Wohnung lag, und ſtürzte athemlos der ihrer bereits hier harrenden Paſtorin in die Arme, welche, als ſie kaum das von Learoſa angeſtiftete Unglück beginnen geſehen, von Angſt ergriffen, ihren Platz verlaſſen und ihr Heil in noch beflügelterer Flucht als das Mädchen geſucht hatte.

„Kommen Sie endlich?“ keuchte ſie dieſer zu. „Gott ſei Dank! Ich fürchtete, man habe Sie bereits auf den Königſtein transportirt! Lebt der König noch?“

Learoſa ſchüttelte, um ihr Unvermögen, eine Antwort zu geben, an den Tag zu legen, das blaſſe Haupt; da ergriff die Verzweiflung einer armen Sünderin unter dem Stabbruche über ihrem Haupte, die Paſtorin. „Jeſus Chriſtus!“ kreiſchte ſie auf; „dann ſind wir verloren! Sie, ich, das Kind, wir Alle! — Kommen Sie, laſſen Sie uns fliehen, ehe die Häſcher erkunden, daß wir es geweſen ſind, die das Unglück angeſtiftet haben! Kommen Sie! Bis zum nächſten Dorfe werden unſere Füße uns tragen, und dort nehmen wir einen Wagen nach Lobſtädt!“

Bis hieher war Learoſa von ihrer Sinnkraft verlaſſen geweſen, aber die Nennung des Namens „Lobſtädt“ erweckte ihr das Gefühl des Grauens wieder, welches ſie hinweggetrieben hatte aus dieſer vermeintlichen Freiſtatt, die ihr furchtbar geworden war, ſeit ſie ſie als den Hinterhalt eines verlarvten Teufels kennen gelernt hatte. Sie klammerte ſich, als die Paſtorin die Hand nach ihrem Arm ausſtreckte, an den Laternenpfahl feſt, der ihr zum Stützpunct diente, und rief: „Gehen Sie, bringen Sie ſich in Sicherheit. — Ich — kann nicht mit Ihnen gehen.“

Die Paſtorin bot, ſo viel es ſich in der Kürze thun ließ, ihre Überredungskraft auf, um Learoſa's gefahrdrohenden Eigenſinn zu beſiegen, verſuchte ſie mit dem Königſtein und dem Rabenſtein zu ſchrecken, aber das Mädchen beſtand darauf, lieber den ſchmachvollſten Tod erleiden, als nach Lobſtädt zurückkehren zu wollen.

„Nun, ſo bleiben Sie denn und rennen Sie hinein in Ihr Verderben,“ rief die Paſtorin beleidigt. „Aber auch mich werden Sie mit hineinziehen; Sie werden verhört werden, und mich angeben als Ihre Rathgeberin! — O, wäre ich doch in Lobſtädt geblieben!“

„Fürchten Sie nichts, Ihr Name ſoll nicht über meine Lippen kommen,“ betheuerte Learoſa. — Die Paſtorin war im Begriff, noch einen Verſuch zur Beſchwörung des widerſpenſtigen Geiſtes zu machen, der ſich dieſes Mädchens bemächtigt hatte, da ſah ſie Menſchen die Straße herabkommen; der Mund blieb ihr geöffnet ſtehen; ihre Angſt ließ ſie in den wehrloſen Luſtwandlern bewaffnete Stadtſoldaten erblicken, und ohne noch eine Sylbe zu ſagen, wandte ſie ſich um und verſchwand in der nahen Krümmung der engen Gaſſe, während Learoſa das Kind auf den Arm nahm, in ihre Wohnung flüchtete, und hier in Geduld die Entwickelung der Folgen ihres Mißgeſchicks zu erwarten beſchloß.

Dieſe waren von ganz anderer Art, als das entmuthigte Mädchen vermeinte; nur einen Athemzug lang hätte ſie auf ihrem Standpuncte noch ausdauern dürfen, und ſie würde gehört haben, wie der König dem Gardehauptmann, der ſie hinwegtrieb, zurief: „Ruhig, ruhig, Graf Rottingerode; keine Gewaltthat! Laſſen Sie das ſchöne Kind ungeſtört ſtehen; die Gefahr iſt ja vorüber. — Sind Menſchen verunglückt?“ wandte er ſich an den Bürgermeiſter Müller.

„Nein, Eure Majeſtät,“ anwortete dieſer. „Die Nächſtbedrohten retteten ſich in mein Haus, und da es einigen Kräftigen gelang, den Pferden in den Zügel zu fallen, ſo —“

„Schon gut,“ unterbrach ihn der König, indem er die Caroſſe verließ. „Aber wo iſt denn die niedliche Unruhſtifterin geblieben? Graf Rottingerode, wer iſt das Mädchen?“

Der junge Graf hatte Learoſa's Antlitz nicht geſehen, und unter der unbarmherzigen Verhüllung aller ihrer Grazien unmöglich ſeine ſchöne Nichte vermuthen können. Er ſo wenig, als irgend ein anderer der Umſtehenden vermochte die Fragen des Königs zu beantworten.

„Es muß alſo eine Fremde ſein,“ fuhr der Monarch fort. „Mir ſchien's, als wolle ſie einen Fußfall wagen; ſie hielt ein Papier hoch aufgehoben in der Hand.“

Ein Unteroffizier, der den Learoſa entfallenen Brief ſchon bemerkt und aufgehoben hatte, überreichte ihn dem Hauptmann, der ihn dem Könige übergab. Dieſer riß den Umſchlag ab, entfaltete die Einlage und ſah nach der Unterſchrift. „Lea Roſina und Johanna, Geſchwiſter von Pfinzing; — von Pfinzing? den Namen hab' ich in meinem Leben noch nicht nennen gehört.“

Überraſcht horchte der Graf auf. „Eure Majeſtät, es ſind meine Nichten. Das tragiſche Lebensende ihres Vaters und des Kammerjunkers von Pellgramm, ihres Schwagers, bringt Eurer Majeſtät den Namen Pfinzing vielleicht in Erinnerung.“

„Recht, ich bin ſchon zu Hauſe,“ verſetzte der König, ſchob den Brief in die Taſche und ſchritt unter dem Jauchzen des Volkes in das ihm zur Wohnung bereitete Haus hinein.

Am folgenden Vormittage gegen zehn Uhr ward der Hauptmann, Graf Rottingerode, welcher die Abtheilung der Grenadiergarde nach Leipzig geführt hatte, um den Wachtdienſt bei der Perſon des Königs zu verſehen, zu dieſem beſchieden. Er fand den Monarchen noch im Bette liegen.

„Guten Morgen, Graf,“ empfing ihn der Herr. „Ich bin unpaß; der Schreck hat nachgewirkt, den geſtern die kleine verwünſchte Hexe, Ihre Nièce, mir zugefügt hat. Die ganze Nacht hab' ich in Wallungen zugebracht, und die ganze Nacht hindurch das wunderliche Köpfchen mit den blonden Locken, die wie Goldſtrahlen auf dem ſchwarzen Nonnenhabit lagen, nicht aus den Gedanken bringen können. Aber wie mir's ſchien, iſt ſie verwachſen; nicht wahr, Graf? — So ein kleiner Verdruß auf dem Rücken?“

„Majeſtät halten zu Gnaden, das Mädchen iſt ſchlank wie eine Tanne,“ antwortete der Graf. „Ihre Trauertoilette ſcheint nur in unglücklichen Händen geweſen zu ſein.“

Der König ſchwieg und blickte nachdenkend vor ſich nieder. Der junge Graf ſtudirte in ſeinem Geſichte und war bald bekannt mit der Bedeutung dieſes Mienenſpiels. „Graf,“ hob der König nach einer Pauſe wieder an, „ich will die junge Baroneß ſprechen; machen Sie ſie ausfindig und bereiten Sie ſie darauf vor, nach der Meſſe, die ich in meinem Zimmer hören werde, die Bewilligung ihres Geſuchs aus meiner Hand zu empfangen. Eilen Sie; ich bin ungeduldig, die Echtheit einer ſo ſeltenen Schönheit genauer zu prüfen.“

Der Graf verbeugte ſich und ging.

Das Gerücht mit ſeinen tauſend Zungen hatte die Kunde, daß eine Fremde in Trauer, ein Kind an der Hand führend, wie eine Wahnſinnige ſich unter die Räder der Leibcaroſſe geworfen und die Pferde ſcheu gemacht habe, mit Zaubereile von Ohr zu Ohr getragen, und der Advokat Hellerbruth, welcher den Rückweg aus der Garküche zu dem Thorwege, unter deſſen Obdach er ſeine Pflegbefohlenen zurückgelaſſen, verſperrt gefunden hatte, war keinen Augenblick im Zweifel, wer die Unbekannte ſei, deren ſteckbriefartige Beſchreibung von Mund zu Munde getragen und bis zur Unkenntlichkeit entſtellt wurde. Er begab ſich eilends in Learoſa's Wohnung und vernahm hier umſtändlich den bedenklichen Vorgang, deſſen Erfolg zwar nicht die ausſchweifenden Beſorgniſſe der Paſtorin erreichen, aber doch den Plan unausführbar machen konnte, auf den er vielleicht noch größere Hoffnungen als Learoſa ſelbſt gegründet haben mochte.

Es war vor Allem nöthig, Erkundigung einzuziehen, wo und durch wen Learoſa's verlorene Bittſchrift gefunden, in weſſen Händen ſich dieſelbe befand, und welchen Eindruck der Vorfall auf den König gemacht hatte; heute war es aber zu ſpät, irgend eine Nachforſchung zu beginnen; der Advokat vertröſtete das Mädchen auf den andern Morgen.

Ungefähr um die elfte Stunde des folgenden Vormittags trafen der Gardehauptmann, Graf Rottingerode und der Advokat Hellerbruth bei dem Bürgermeiſter Müller zuſammen, Jener, um Learoſa's Aufenthaltsort zu erfragen, Dieſer, um über das Schickſal der verlorenen Supplik und über die Stimmung des Königs Nachricht einzuziehen; und ein höchſt überraſchendes Erntefeld von Hoffnungen breitete ſich dem Letzteren aus, als er vernahm, daß der König die unbekannte Bittſtellerin ſelbſt ſprechen wolle, um ihr die Gewährung ihrer Supplik eigenhändig zu überantworten. — Die Frivolität Friedrich Auguſts, oder wie er als Polens König genannt wurde: Auguſtus III., war weltbekannt; ſeine Freigebigkeit gegen Jeden, der ſeine leidenſchaftlichen Wünſche zu befriedigen vermochte, war mehr als königlich, und von keinem Prozeſſe, wie ergiebig er auch ſein mochte, für den ſchlauen Lenker und Verzögerer deſſelben ein größerer Gewinn zu erzielen, wie ihn der leichte Dienſt verhieß, den er jetzt Seiner Majeſtät leiſten zu können hoffte. Er ſäumte nicht, ſich als den Hausfreund der jungen Baroneß von Pfinzing und willig zu erklären, den Botſchafter des allergnädigſten Herrn bei ihr einzuführen.

Learoſa, welche an nichts weniger als an ihren Putz gedacht hatte, ſaß in Sorgen vertieft, deren Schwerkraft ſeit geſtern bis zur Unwägbarkeit angewachſen war; da ſtürzte Hannchen ins Zimmer mit der Botſchaft, der Advokat komme und bringe den jungen Onkel mit, und ehe Learoſa noch Zeit gewann, in das anſtoßende Gemach zu flüchten, traten die Gäſte ein.

Des jungen Grafen erſte Bewegung war die einer unbeſchreiblichen Überraſchung; ein fröhliches, muthwilliges Kind hatte er vor kaum ſechs Monaten Learoſa zum letzten Mal geſehen; eine ernſte Jungfrau, aber in einer Vollendung, deren er den Reiz des Weibes kaum möglich gehalten hatte, ſtand ſie jetzt vor ihm. Er konnte das Auge nicht losreißen von ihr.

Indeß hatte der Advokat ſie mit der günſtigen Wendung bekannt gemacht, welche das Glück ihrem Schickſal gegeben, und nun vervollſtändigte der Graf Hellerbruth's flüchtigen Bericht durch eine Schilderung der auf ſie geworfenen Gnade Seiner Majeſtät.

Learoſa's freudiger Herzſchlag ward zum angſtvollen, als ſie begriff, daß ſie ſich unverzüglich ankleiden ſolle, um ihren Oheim zum Könige zu begleiten, der jetzt ſchon ſeinen Gottesdienſt abwarte, und nach Beendigung deſſelben ihr Audienz ertheilen wolle. Der Ausdruck ihrer Furcht, ihrer Verwirrung würde in jedem andern Geſichte lächerlich geweſen ſein; dem ihrigen fügte er einen Zauber mehr hinzu, der den Neid des Grafen gegen den Glücklichen ſteigerte, welchem er dieſen Blüthenreichthum, ohne ihn berühren zu dürfen, übergeben mußte.

Das Mahnen des Advokaten zur Eile brachte endlich das Mädchen ein wenig zur Beſinnung. Sie entfernte ſich mit Hannchen, und Beide kamen, wie geſtern gekleidet, doch minder ſorgſam vermummt, denn die Hand und das Auge der geiſtlichen Duenna fehlten, zu dem wartenden Herrn zurück.

Gern hätte der Advokat ſeine reizende Mündel noch mit einigen Winken über ihr Benehmen gegen die allerhöchſte Perſon des Monarchen verſehen, aber Learoſa hatte kaum das Zimmer wieder betreten, als der Onkel ſich auch ſchon ihres Armes bemächtigte, ſie hinausführte, beide Schweſtern in die harrende Hofcaroſſe hob, und ihnen folgte. Der Advokat wurde nicht eingeladen, den vierten Platz einzunehmen.

Das Geraſſel des ſchwerfälligen Rädergebäudes auf den ungleichen Steinen des Pflaſterdamms ließ keine Unterhaltung der Fahrtgenoſſen in Gang kommen; auch dauerte, wie es wenigſtens Learoſa in ihrer Angſt ſchien, die Reiſe nur ſehr kurze Zeit; der Athem verging ihr, als ſie ſich am Ziele ſah.

In einem überaus reichgeſchmückten Vorzimmer verließ der Graf ſie, um ihre Ankunft zu melden, und dieſen einſamen Augenblick benutzend, verſuchte ſie, ſich mit Muth zu waffnen. „Wofür fürcht' ich mich denn wie ein thörichtes Kind?“ frug ſie ſich. „Der König iſt ja ein guter alter Mann und ein Menſch, wie ich, und will mir wohl; ich ſoll ja eine Gnade aus ſeiner Hand empfangen! — Aber wenn er mir ſo gnädig iſt,“ fuhr ſie nachdenkend fort, „warum muß er mir denn dieſe Angſt machen? — Er kann doch unmöglich alle Leute ſelbſt ſehen, welchen er eine Bitte gewähren will; er konnte mir ja ſchriftlich antworten laſſen, wie er Tauſenden antwortet. — Was kann er für einen Zweck haben, grade *mir* perſönlich verkünden zu wollen, daß er mich entledigen will von der Vormundſchaft des betrügeriſchen Rauvogel?“ —

Jetzt verſtummte ſie, denn in einem anſtoßenden

Saale wurden Fußtritte vernehmbar; ſie blickte hinein und gewahrte zwei Herrn; es waren die dienſtthuenden Kammerherrn. „Ach Gott, wenn doch die Paſtorin hier wäre,“ ſeufzte ſie leiſe. „Mir wird ſo angſt unter all' dieſen fremden Geſichtern! — und wie ſie mich anſchielen!“ — Sie zog ſich in den Hintergrund des Gemachs zurück.

„Es iſt wahr, Geſchmack hat der alte Herr,“ hörte ſie einen jener beiden Fremden dem andern zuraunen. — „Den hat er geerbt von ſeinem Vater,“ verſetzte dieſer. „König Auguſtus II. wußte auch die ſchönſten Mädchen im Lande ausfindig zu machen.“

Learoſa ſtand einer Blindgeborenen gleich, der eine Ahnung von Licht wird, eine Ahnung, zwar unklar, aber doch hinreichend, um ſie beben zu machen vor dem vollen Strahl. — In dieſem Moment kam ihr Oheim und bot ihr den Arm.

Sie zögerte, ihn anzunehmen, aber das Wort: „Der König hat mir befohlen, Sie zu ihm zu führen,“ lähmte ihre Widerſtandskraft. Sie griff nach Hannchen's Hand, um mit dieſer zu folgen.

„Um Vergebung, Seine Majeſtät lieben kleine Kinder nicht," ſagte der Onkel, Hannchen ſanft zurückdrängend. — Da ermannte Learoſa ſich. „Nein, das Kind laß ich nicht zurück," ſagte ſie mit einem ſo lauten, ſo entſchloſſenen Tone, wie er wol noch nie in dem Vorzimmer des Königs gehört ſein mochte. Vergebens ſuchte der Oheim ihren Eigenſinn zu beſiegen, aber Learoſa behauptete, ihre Schweſter habe gleichen Antheil an der eingereichten Bittſchrift, folglich auch an der Gnade ſeiner Majeſtät, und verfocht ihre Anſicht mit ſo lautem Eifer, daß es den Grafen nicht überraſchen konnte, als ein Page eintrat, der ſich von Seiner Majeſtät beauftragt erklärte, nach der Veranlaſſung des Wortwechſels zu forſchen, der ſich hier entſponnen habe und in die innern Gemächer gedrungen ſei.

Der Graf verſtändigte den Pagen über Learoſa's Weigerung, ihre Schweſter zurückzulaſſen. Dieſer ging und kehrte nach wenig Augenblicken mit dem Beſcheid wieder, Seine Majeſtät erlaube, das Kind mitzubringen.

Es war Learoſa, als ſei ſie jetzt ſich eines Beiſtandes bewußt; ſie ſchritt muthig durch den Saal erwiederte unbefangen die Verbeugungen der Kammerherrn und warf frei und dreiſt den Blick umher, als ſie das Zimmer des Königs betrat. Was ſie hier ſah, war nicht geeignet, ſie zu entmuthigen. Einem ungeheuern, mit künſtlich geſchnitztem und reichvergoldetem Rahmen eingefaßten Spiegel gegenüber ſaß auf einem Lehnſtuhl, über deſſen Rück- und Seitenwände ein karmoiſinrother, mit weißem Pelzwerk gefütterter Sammetmantel gebreitet war, ein Mann, dem Anſchein nach, hoch in den Sechzigen, mit einem freundlichen, nicht geiſtloſen Augenpaar und gutmüthigen, aber ſchlaffen Zügen. Seine Unterkleider waren von weißem, überaus reich mit Gold geſticktem Seidenzeuge, die Bruſt mit einem handbreiten, hellblauen, gewäſſerten Bande bedeckt, und die ganze Geſtalt in einen goldbrokaten, mit meergrünem Atlas gefütterten Schlafrock gehüllt. Auf der Spitzenkrauſe, die von dem Halſe des Königs auf ſeine Bruſt herniederhing, wiegte ſich — Learoſa traute ihren Augen kaum — an einer mit Edelſteinen beſäeten Kette — ein goldenes Schaf.

„Das iſt der König!“ dachte ſie. — Sie hatte vor anderthalb Jahren den großen Friedrich geſehen und nach dem Maßſtabe jenes Unerreichbaren ſich ein Bild aller Könige entworfen. Selbſt dieſem hatte ihre Angſt geſtern martialiſchere Züge und Blicke geliehen, deren Spur ſie jetzt vergebens ſuchte. — „Und vor dieſem ſoll ich mich fürchten?“ fuhr ſie fort, ſich zu fragen. „Der ſieht ja aus, als wär' er aus dem alten Großoheim und dem Paſtor Stramm zuſammengeſetzt.“

Der König unterbrach jetzt ihre flüchtige Gedankenfolge. „Sie haben an mich geſchrieben, mein Kind?“ frug er, und ſetzte, ohne die Antwort abzuwarten, hinzu: „Hier nehmen Sie die Gewährung Ihrer Bitte hin. Dies Papier“ — er reichte ihr einen Brief — „enthält den Befehl an mein leipziger Hofgericht, Ihrem Wunſche gemäß Ihren Vormund zu wechſeln. — Und nun, mein holdes Kind, laſſen Sie uns ein wenig plaudern. — Graf, einen Stuhl für die Baroneß. — Nun, ſetzen Sie ſich; ich bin Patient, kann daher nicht ſtehen und hab' es nie über mich gewinnen können, ein ſo zartes Füßchenpaar ſtehen zu laſſen, während ich ſaß.“

Die letzte Anwandlung von Scheu wich von Learoſa, als ſie vernahm, daß der ſanfte, freundliche König krank ſei, und ohne Umſtände zu machen, nahm ſie den Platz ein, welchen ihr Oheim ihr anwies. Hannchen, furchtſamer als ſie, ſchmiegte ſich dicht an ſie feſt.

Der König ſah die Kleine mit einem Seitenblick an, in welchem der Graf ſein Mißbehagen über dieſe überflüſſige Geſellſchafterin ausgedrückt fand. „Was hat denn das Kind für einen entſtellenden Teint? Das ganze Geſicht ſieht ja aus wie ein Feuermal?" frug der König.

„Meine Schweſter hat erſt kürzlich die Blattern überſtanden," antwortete Learoſa.

„Die Blattern?" fuhr der König auf. „Kind, Sie entſetzen mich! Graf, entfernen Sie die Kleine."

Rottingerode griff nach Hannchen's Hand, aber eben ſo ſchnell ſprang Learoſa auf. „Euer Majeſtät halten zu Gnaden, wo meine Schweſter bleibt, da muß ich auch ſein. Ich muß ſie noch hüten wie meinen Augapfel," ſprach Learoſa und machte Anſtalt, das Zimmer zu verlaſſen.

„Nun, ſo mag denn Ihre Sauvegarde bleiben,“ lächelte der König. „Meine Furcht vor den Blattern iſt ſo groß nicht, daß ich um deretwillen mich Ihrer Geſellſchaft berauben würde. — Apropos, haben Sie eine Einladung zu dem Balle erhalten, den heut der Adel des Kreiſes mir giebt?“

„Euer Majeſtät, ich traure um Ältern und Geſchwiſter, und tanze nicht.“

„Ei, legen Sie die häßliche Trauer für einen Abend ab; es kennt Sie hier ja Niemand.“

„Ich werde die Trauer noch nicht ablegen und nicht auf den Ball gehen,“ ſagte Learoſa mit beſtimmtem Tone.

„Ei, ſeht doch das Trotzköpfchen,“ lächelte der König, und fügte nach einer Pauſe die Frage hinzu: „Bei wem halten Sie ſich hier auf?“

„Bei Niemand, Ihro Majeſtät; ich habe die Wohnung bezogen, welche mein Bruder inne gehabt hat, der vor fünf Wochen ſtarb.“

„Alſo allein wohnen Sie? — So — was man nennt: auf eigne Hand?“

„Nein, Ihro Majeſtät, ich habe Hannchen bei mir und meine Jungfer."

„Alſo zwiefache Sauvegarden?" rief der König lachend aus, und fuhr mit dem Tone des Muthwillens fort: „Aber war denn keine von dieſen beiden Duennen gegenwärtig, als Ihnen das folgenreiche Abenteuer mit Ihrem Schwager begegnete?"

„Ach, leider nein!" klagte Learoſa. „Wäre nur Hannchen zugegen geweſen, dann würde der böſe Menſch ſich geſchämt haben, und dann würden —"

Der König hörte den vor erſticktem Schluchzen gedämpften Zuſatz nicht: „dann würden meine Ältern und Minchen noch leben!" Er brach in ein lautes Lachen aus. „Nein, dieſe Naivetät einer Magdalene iſt mir noch nicht vorgekommen! Der häßlichen Sache auch gar kein Mäntelchen — auch das geringſte nicht, — umzuhängen — eine ſolche Selbſtverleugnung verdient in den Annalen des weiblichen Geſchlechts aufgezeichnet zu werden! — Nun, mein Kind, fahren Sie fort in Ihren Bekenntniſſen, erzählen Sie uns Ihre Aventure recht ausführlich."

Learoſa ſah den König einen Augenblick lang zweifelhaft — unſchlüſſig an, dann ermannte ſie ſich und ſagte: „Nun gut, Ihro Majeſtät, ich will Ihnen das erzählen, was Sie meine Aventure nennen; wahrſcheinlich finden Sie dann einen andern Namen für das unermeßliche Unglück, in deſſen Tiefen ein Menſch mich geſtürzt hat, deſſen Andenken hinreicht, mich in all' ſeinen Geſchlechtsgenoſſen, in allen Männern hölliſche Weſen fürchten zu laſſen.“

Der Satyr, welcher bis jetzt in des Königs Zügen gelauſcht hatte, wich der Überraſchung, die der Anblick des plötzlich ganz veränderten Mädchens über ihn brachte. Immer geſpannter, immer ernſter horchte er ihren Worten; ſie erzählte die Geſchichte ihres Unglücks mit einem ſo hinreißenden Ausdrucke, in welchem die kindlichſte Unerfahrenheit mit dem Bewußtſein jungfräulicher Würde ſich ſo wunderbar und dennoch ſo ungezwungen paarten, daß dem vielerfahrenen Auguſtus zum erſten Male in ſeinem Leben eine Ahnung weiblicher Tugend aufdämmerte. Und als Learoſa nun fortfuhr in ihrer Erzählung, als ſie den Augenblick ſchilderte, deſſen fürchterlicher Geiſt ſie zwiſchen das gebrochene Auge ihrer Mutter und das Tod drohende ihres Vaters geſtellt hatte; als ihre Stimme, von den Schrecken ihrer erweckten Erinnerungen angeſtürmt, zu ſtocken, ihr ſtier werdendes Auge das Entſetzen ihrer Seele widerzuſpiegeln begann; und als nun das Kind, geängſtigt durch die ſchon in ſeinem Gedächtniſſe verwiſcht geweſenen, und nun wieder hervorgerufenen Schreckniſſe, in ein lautes Weinen ausbrach — da bemächtigte ſich des Königs eine Weichheit, welcher er nur gewohnt war nachzugeben, wenn, durch Voltaires Muſe begeiſtert, eine ſeiner Lieblingsſchauſpielerinnen Tribute von allen Herzen foderte.

Learoſa hatte ſtarr, wie mit einem Leichenauge vor ſich hingeblickt, ohne zu ſehen; es war, ſeit ſie aufgehört hatte zu reden, noch nicht wieder laut geworden in dem Zimmer; der Erſte, welcher durch eine Bewegung ſein Leben verrieth, war ihr Oheim. Ihr Auge flog hinüber zu ihm, und ein Gefühl, wie es etwa in der Seele des Gläubigen aufwallen mag, wenn er ſeine Heiligthümer von Frevlerhänden betaſtet ſieht, durchzuckte ſie, als ſie ein ſpöttiſches Lächeln über ſein glattes, kaltes Geſicht hinweggleiten ſah.

„Sie lachen?" frug ſie, und ihr Antlitz nahm die Züge eines ſtrafenden Seraphs an. Wie die Blicke, mit welchen dieſer lächelnde Menſch ihr Herz in dem Augenblicke gemuſtert hatte, als ſie deſſen Wunden enthüllte, dachte ſie ſich das Lauſchen eines ſchadenfrohen Teufels, und plötzlich dünkte die Luft, die er athmete, ihr mit Gift geſchwängert; es war ihr nicht möglich, länger hier zu weilen. Sie ſprang auf, verneigte ſich tief vor dem Könige, und eilte, Hannchen mit ſich fortziehend, zum Cabinet hinaus.

„Baroneß, Baroneß, welch eine Art des Aufbruchs!" rief der König ihr nach. — Sie hörte nicht. — Auf einen Wink des Gebieters flog der Graf hinter ihr her; er ereilte ſie, vermochte aber weder ſie zu bewegen, mit ihm zurückzukehren, noch ſeine Begleitung anzunehmen.

„Eine ſeltene, eine unerhörte Erſcheinung!" rief der König aus, nachdem der Graf ihm von dem kindiſchen Eigenſinn ſeiner Nichte Bericht erſtattet hatte. — „Und ein ſolches Mädchen, wie es kaum in Romanen und Tragödien zu finden iſt, hat ſich verſteckt unter den Töchtern meines Landes?"

„Ich ſollte denken, Eure Majeſtät hätten deren mehrere,“ lächelte der Graf.

„Mehrere? Und das ſagen Sie ſo ſpöttiſch? — Wo halten denn die Andern ſich verborgen?“

„Unter den weiblichen Mitgliedern der Oper Eurer Majeſtät, unterthänigſt aufzuwarten,“ gab der Graf, immer unverhohlener lächelnd, zur Antwort.

„Nein, das iſt nicht wahr!“ rief der Monarch ereifert. „Dieſes Mädchen iſt keine Komödiantin! Ich habe fünf Sechſtel meines Lebens auf das Studium der Weiber verwandt, und habe meine Erfahrungen theuer genug bezahlt, um mich einer erfolgreichen Lehrzeit rühmen zu können. Bringen Sie mir ein Weib, welches es auch ſei, und bei meinem erſten Blick will ich Ihnen ſagen, wie weit ſie es in der Kunſt der Koketterie gebracht hat.“

„Das Auge Eurer Majeſtät iſt allerdings das ſchärfſte, deſſen ein Menſch ſich rühmen kann, und gern beug’ ich mich unter der Einſicht Eurer Majeſtät, wenn ich gleich bekennen muß, daß die Keuſchheit eines Mädchens, welches ſich ſcherzweiſe von ihrem Schwager, einem hübſchen jungen Manne, unter vier Augen entkleiden läßt, mir zu verdächtig iſt, um mich nicht wähnen zu laſſen, daß ihr Gürtel auch Andern, und in vollem Ernſte, entſchürzbar ſei.“

Der Ernſt im Auge des Königs ging in den Ausdruck faunenartiger Lüſternheit über. „Und dennoch“ — hob er an — „mögen Sie oder ich recht haben, mag das Mädchen die perſonificirte Unſchuld, oder die abgefeimteſte Kokette ſein, dennoch iſt ſie eine ſeltene Erſcheinung, die meine Begier, ihr Räthſel zu erforſchen, unbeſchreiblich ſpannt. — Graf, Sie können mir einen Beweis Ihres Eifers für mich geben, wenn — — Sie ſehen, ich bin etwas Patient; die häßliche Gicht zuckt mir in den Gebeinen und zwingt mich zu Vorſichtsmaßregeln; hier in Leipzig alſo möcht' ich mich nicht einlaſſen können auf eine Erprobung dieſer Tugend; aber — ſchaffen Sie mir das Mädchen nach Dresden!“

Die Miene, mit welcher der Graf ſeine Verbeugung begleitete, bürgte ſo zuverſichtlich für den Erfolg der ihm aufgetragenen Dienſtleiſtung, welcher er ſich freudig zu unterziehen verhieß, daß der König, ſchnell die Geduld verlierend, lange auf die Enträthſelung des anziehenden Geheimniſſes zu harren, den willfährigen Kuppler auf der Stelle entſandte, um ſein Heil bei dem verlaſſenen, rathloſen, dem Unheil geweihten Mädchen ohne Aufſchub zu verſuchen.

Das Herz voll unausſprechlich bitterer Gefühle, war Learoſa in ihrer Wohnung angekommen; hier harrte ihrer der Advokat, und nun erſt, als ſie dieſem Bericht erſtatten ſollte über den Erfolg der ihr gewährten Audienz, ward ſie inne, wie unſchicklich, wie anſtandwidrig ihr eigenmächtiger Abbruch derſelben geweſen ſei. Sie ſuchte ſeinem Forſchen nach jedem Worte, welches der König geſprochen, dadurch auszuweichen, daß ſie lediglich von ihrem Geſchäfte ſprach, und die gewünſchte Wendung, welche daſſelbe genommen, durch die Mittheilung des ihr gewordenen königlichen Antwortſchreibens bewies. Aber Hellerbruth ſchien ganz den Sinn für das Geſchäft verloren zu haben, und drang ſo lange in Learoſa, bis er ihr eine ziemlich ausführliche Schilderung der Gegenſtände, welche der König in ſeinem Geſpräche berührt, und der Art, wie ſie weitern Fragen vorgebeugt habe, entlockt hatte.

Der Advokat erſchrak vor der gröblichen Verletzung aller, der Perſon des Monarchen ſchuldigen Ehrfurcht, wider welche Learoſa verſtoßen hatte noch mehr, als die Beweiſe der königlichen Huld ihn ergötzt zu haben ſchienen; doch klärte ein kurzes Nachdenken ſeine wolkige Stirn wieder auf. „Ich hoffe," ſprach er, „Ihr originelles Betragen wird den König eher für als gegen Sie gewinnen; Weiber gewöhnlicher Art laufen ihm alle Tage ſo haufenweis in den Weg, daß er ihrer ſatt ſein muß bis zum Ekel; und wenn es wahr iſt, daß der Herr das Pikante liebt in der Liebe, dann möchte ich hoffen, daß Ihr Benehmen ein Sporn oder ein Magnet ſein wird, der ihn auf Ihrer Spur nachtreibt oder nachzieht. — Wie wär's, wenn Sie die Trauer ablegten auf ein paar Stunden und den Ball heute beſuchten? — Ich will Ihnen ein Billet verſchaffen."

Learoſa hatte mit Aufmerkſamkeit der Rede des Advokaten zugehört, aber nichts als den Schluß derſelben begriffen. „Nein," rief ſie ereifert, „ich gehe nicht auf den Ball! Sagen Sie ſelbſt: wenn ich's thäte, was müßte der König von mir denken? — Ich hab's ihm abgeſchlagen und ſollte mich von einem Andern überreden laſſen?"

„Sie haben Recht, das könnt' er übelnehmen," ſagte der Advokat. „Und bei Lichte betrachtet iſt's auch am angemeſſenſten, am vernünftigſten, wenn Sie in Ihrer angenommenen Rolle beharren, und ſich ſuchen zu laſſen, ſtatt entgegenzukommen. — Fräulein, ich will Ihnen einen Rath geben, deſſen Befolgung ſehr wahrſcheinlich Ihr Glück machen wird; wollen Sie ſich mir ganz anvertrauen?"

„Das hab' ich ja ſchon gethan; ich habe Sie mir ja zum Vormunde erbeten," verſetzte Learoſa. „Aber was reden Sie denn von „Entgegenkommen?"

„Das ſollen Sie auch nicht, dafür will ich Sie eben warnen," ſprach Hellerbruth. „Wie mir der König vielfach geſchildert worden, und wie ich ihn mir denke, wird die flüchtige Bekanntſchaft, die er mit Ihnen gemacht hat, ihn nach einer genaueren lüſtern machen, und erläßt er, wie ich nicht zweifle, die Einladung zu einer zweiten Audienz, dann, Fräulein, ſein Sie klug; ergeben Sie ſich nicht dem erſten Sturme; machen Sie ihm den Sieg ſchwer. Sie glauben nicht, wie ſehr eine ſchlaue Verzögerung des Genuſſes die Männer, und insbeſondere die bejahrten reizt. Machen Sie dem Könige Bedingungen; fodern Sie einen Machtſpruch von ihm, der die Anſprüche Ihres Großoheims mit einem Schlage niederwirft und Sie ohne Prozeß in den Beſitz Ihres väterlichen Nachlaſſes ſetzt. Vielleicht könnten Sie noch weiter gehen in Ihren Foderungen, wenn dem König Ihr kleiner Fehltritt unbekannt geblieben wäre, denn ſolche Herrn pflegen, sans comparaison, zu denken: friſche Fiſche, gute Fiſche.“

Dieſe Fingerzeige waren doch zu grob, um ſelbſt Learoſa's Unbekanntſchaft mit der Kunſt, Hieroglyphen dieſer Art zu entziffern, undeutbar zu bleiben. Sie erblich. „Iſt's denn wahr?“ brach ſie nach einem langen ſtummen Kampfe mit dem neuen Entſetzen aus, welches ihr die Bruſt beengte; „iſt's denn wahr? So ruht denn wirklich ein Fluch auf mir, der all' die Weſen, die mir nahen, zu hölliſchen Ungeheuern macht? — Mein Vater, der liebreichſte, gütigſte

Menſch gegen die ganze Menſchheit, mußte nur mir zum Verderber werden? Dieſer König, aus deſſen Auge ein Herz voll väterlicher Liebe gegen die Welt blickt, die Gott ihm anvertraut hat zur Lenkung, muß nur mich bedrohen? nur mir den Frieden meiner Seele mißgönnen? — Wo ſoll ich mich denn bergen vor all' dieſen Verfolgern? — In Gottes Schooße? O, ſie ſind ja auch dort! Überall ſind ſie! In Lobſtädt der gleißneriſche Pfaffe; hier — der König — ſein Helfer und — dieſer — dieſer!"

Sie ſprach das letzte Wort mit einer Betonung, als fehle ihr die richtige Benennung für dieſen Dritten, auf welchen ihr Seitenblick mit einem ſo verächtlichen Ausdrucke fiel, daß dieſer einſah, ſeiner Rathſchläge etwas zu vorſchnell ſich entledigt zu haben. Daß ihr Jammer wirklich ein unerkünſtelter Ausbruch ihrer Verzweiflung ſei, das kam dem vielerfahrenen Advokaten nicht in den Sinn; wie er vermeinte, lag ihr nur daran, ihr Spiel ohne die Mithülfe eines Dritten, und möglichſt unbelauſcht zu ſpielen, und er beſchloß, ihr zu willfahren, indem er ſich ſtelle, als pflichte er ihren ſchönen Grundſätzen völlig bei. Doch hielt er es für rathſam, den Befehl des Königs zur ſchleunigſten Ausführung bringen, und ſich als den Vormund des Pfinzingſchen Geſchwiſterpaars beſtätigen zu laſſen, um wenigſtens eines Vortheils gewiß zu bleiben, deſſen Hintertreibung Learoſa's Aufregung ihn fürchten ließ.

Er veränderte ſchnell ſeinen Ton, ſprach mit möglichſter Salbung von dem Werthe der Tugend, von ſeinem Entzücken, den hohen Grad der ihrigen zu erkennen, und noch ehrerbietiger, als er es ſchon bisher gethan hatte, empfahl er ſich bald, um ſich möglichſt verzuglos in den Beſitz ſeiner vormundſchaftlichen Rechte zu ſetzen.

„Nein, nein, es iſt nicht möglich!“ rief Learoſa, mit erleichterten Sinnen aus einem langen Grübeln zurückkommend. „Wär' es nicht kindiſch — ja, wär' es nicht ſelbſt bösherzig von mir gedacht, das Böſe für wahr zu halten, was dieſer Schurke meinem Landesvater andichten will, der ſo gut, ſo väterlich gut gegen mich geweſen iſt? — Und doch — die Blicke, die er auf mich warf im Anfange, das waren keine Vaterblicke! — Nun, ich will auf meiner Hut ſein. —

Sagte der Advokat nicht, wie er den König kenne, ſo ſtehe mir eine zweite Berufung bevor? — — Meine Geſchäfte ſind abgemacht bei dem König; eine zweite Einladung ſoll mir alſo ein Merkmal ſein, daß er Böſes mit mir im Sinne hat. — Und dem will ich auszuweichen wiſſen; mit Gewalt kann er mich doch nicht zu ſich ſchleppen laſſen."

So weit hatten ihre Gedanken ſich fortgeſponnen, als ein leiſes Klopfen einen Beſuch meldete. — Der unerwartete Gaſt war — ihr Oheim.

In Learoſa's Buſen wühlte der Geiſt ſchreckhafter Angſt ſich empor. „Er hat richtig geweiſſagt, der bübiſche Prophet," flüſterte ſie ſich zu. „Ich ſoll zum zweiten Mal abgeholt werden — aber —"

Mit dieſem Aber rief ſie ihre Zweifel an die böſe Abſicht des Königs ſich zurück; der Beſuch ihres Oheims konnte ja die unſchuldigſte Veranlaſſung haben. Sie beſchloß, die in ihr erweckte Beſorgniß nicht zu verrathen, aber auf ihrer Hut zu bleiben.

Wirklich war auch von nichts weniger als von einer zweiten Audienz die Rede; ja, ſelbſt der Name des Königs wurde nicht genannt. Nur die Beſorgniſſe, welche ihre Gemüthsbewegung dem Oheim erregt hatten, waren ihm zum Antriebe geworden, ihr zu folgen, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Learoſa's Herz fing an ſich leichter zu bewegen, wenn gleich die Art des Dankes, welchen ſie dieſer Aufmerkſamkeit ſchuldete, nicht ermunternd für den Oheim war, ſeinen Beſuch zu verlängern. Dennoch verkürzte er ihn nicht, und wußte ſehr gewandt einen Gegenſtand zu erhaſchen, an welchem er den Faden des Geſprächs, ſeinem Auftrage entſprechend, fortzuſpinnen vermochte. „Ich bewundere" — hob er an — „tauſend ſeltene Eigenſchaften an Ihnen, ſchöne Roſine; vor Allen aber Ihren Muth; ich würde mich fürchten, ſo ſchutzlos als Sie zu wohnen."

„Die Diebe mögen wol wiſſen, daß bei mir nichts zu ſtehlen iſt," verſetzte ſie leichthin.

„Und doch," ſagte der Graf, „giebt es Diebe, die hier viel zu ſtehlen finden würden, und vielleicht auch wol ſchon geſchäftiger ſind, als Sie wähnen, Es ſind nicht Beutelſchneider, ſondern Ehrabſchneider. von welchen ich rede. Wie mir, ſo ſteht der Zutritt zu Ihnen Jedem offen; wie wollen Sie den Läſterzungen wehren, ſelbſt den unſchuldigſten Beſuch zu mißdeuten? — und — wie wollen Sie einem kecken Wüſtlinge den Eingang ſtreitig machen?"

„Sie haben Recht, ich werde künftig meine Thüre nicht mehr unverſchloſſen laſſen," entgegnete Learoſa.

„Himmliſche Unſchuld!" lächelte der Graf. „O, wären doch alle Menſchen ſo reines Herzens wie Sie! — Das Verſchließen der Thür ſchließt den Mund der Verleumdung nicht, denn — wie leicht iſt nicht ein Schloß entriegelt, welches Niemand hütet? — Es müſſen alſo, nicht um Sie zu bewachen, ſondern um der Schmähſucht einen Grund zum Fußen zu nehmen, andere Maßregeln getroffen werden. Sie dürfen nicht ſo allein wohnen; eine bejahrte, ehrwürdige Frau muß die Vertretung Ihrer Mutter übernehmen. — Kennen Sie etwa eine Dame, der Sie ſich anvertrauen möchten?"

Learoſa geſtand ſich, daß ihr Oheim wieder recht habe, aber ihr trübſinnigſtes Kopfſchütteln beantwortete ſeine Frage mit einem traurigen Nein. Niemand lebte ihr, der liebend ſorgen mochte für ſie.

„Ich bin hier auch ganz fremd,“ fuhr der Graf fort; „wenn Sie in Dresden wohnten, dort könnt' ich Ihnen einige ſehr würdige Matronen empfehlen. — Aber Sie ſind ja nicht an Leipzig gebunden, Baroneß; wie wär's, wenn Sie Dresden zu Ihrem Aufenthalt wählten?“

„Dahin alſo willſt du mich haben, du glattzüngiger Heuchler?“ — ſo wäre beinah' laut die Stimme ausgebrochen, deren Erwachen Hellerbruth's derbe Hinweiſungen in Learoſa's Innern verbreitet hatten. „Zwei Stunden früher, und es wäre möglich geweſen, daß du die Falle hätteſt können zuklappen laſſen hinter mir! — Aber ſoll's denn auch eine Falle ſein? — Nun, ich will dir eine aufſtellen, um dir die Antwort auf dieſe Frage abzulocken.“

Während ſie über dieſe Falle nachſann, deren Handhabung ihr der Mangel an Übung erſchwerte, nahm der Oheim, wieder das Wort: „Dresden iſt der angenehmſte Ort, den ich kenne, und vergeben Sie, daß ich Sie daran erinnere, Sie ſchienen einſt beſtimmt zu ſein, ihn zu bewohnen.“

„Ach, Sie meinen damals, als Ihr Vater mich heirathen wollte," fiel Learoſa ein, um den unzarten Oheim zu verhindern, dieſe Andeutung ihrer ehemaligen Beſtimmung auf ſeine Perſon zu beziehen. „Ja freilich," ſetzte ſie hinzu, „ich würde dann vielleicht glücklicher geweſen ſein, als ich heute bin, doch fürcht' ich, der Aufenthalt in Dresden würde mir ſehr läſtig geworden ſein, denn — ich will es Ihnen nur geſtehen, ich fürchte mich eigentlich vor dem Könige."

Sie begleitete dieſe letztern Worte mit einem ſo treuherzigen Geſichte, als ſie nur zu erlügen vermochte, und in der That war der Oheim kurzſichtig genug, ſich zu verrathen. „Wie?" rief er aus, „Sie fürchten ſich vor dem Könige, der Sie mit Gnadenbezeigungen überhäuſt hat, wie keiner ſeiner Unterthanen ſie empfangen zu haben ſich rühmen kann?"

Plötzlich änderte er Miene und Ton, denn in Learoſa's Augen blitzte der Blick eines ſchadenfrohen Teufelchens auf, welches zu fragen ſchien: hab' ich dich gefangen, Heuchler?" — Und ſchnell eingedenk, daß ſie heute eben keine beſondere Furcht vor dem Monarchen an den Tag gelegt hatte, begann er zu ahnen, daß ſie wol die Abſicht haben möge, zu erlauſchen, ob ſein Vorſchlag, Leipzig gegen Dresden zu vertauſchen, nur Folge eines augenblicklichen Einfalls, oder eines höhern Auftrags ſei; mit kühlerem, gleichgültigem Tone hob er alſo an: „Nun, es iſt möglich, daß der König Ihnen mißfällt; es iſt auch nicht meine Abſicht, ſeiner Liebenswürdigkeit das Wort zu reden, aber in ſo fern will ich Sie beruhigen, als ich Ihnen verſichern kann, daß Dresden groß genug iſt, um Sie ſicher zu ſtellen vor einer Begegnung mit jeder Ihnen mißfälligen Perſon, und ſollte dieſe auch der König ſelbſt ſein.“

„Und dennoch mag ich in Dresden nicht wohnen,“ verſetzte Learoſa etwas ärgerlich über die Unvorſichtigkeit, mit welcher ſie ihrem Auge einen zu vorſchnellen Triumph gegönnt und dadurch den vollſtändigen Selbſtverrath ihres Gegners gehindert hatte. „Ich werde,“ ſetzte ſie hinzu, „auch in Leipzig nicht lange mehr bleiben, ſondern eheſtens nach Thomsſelda zurückkehren.“

„Nach Thomsſelda? Zu meinem Vater?“ frug der Graf zweifelhaft.

„Iſt Ihr Herr Vater denn in Thomsfelda?" frug ſie dagegen.

„Allerdings; zwei Tage früher, bevor der König ſeine Hauptſtadt verließ, reiſ'te mein Vater ab, um von dem ihm zugefallenen Majorate Beſitz zu nehmen. Seine Abſicht war indeß, ſchon geſtern hier einzutreffen, um ſeines Amtes zu warten, woran ihn indeß, wie er dem Könige meldet, ſein Podagra hindert."

Learoſa war feuerroth geworden. „Alſo Beſitz von ſeinem Majorate will er nehmen? — Das möcht' er doch noch etwas aufſchieben; er könnte mir ſonſt bei dem Geſchäfte begegnen."

„Ihnen, Baroneß?" forſchte der Graf. „Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, daß der Todesfall Ihres Herrn Bruders die ſtreitige Sache bereits zur Entſcheidung geführt hat. — Ich habe zwar meinen Vater ſeit drei Monaten nicht geſprochen, weil — nun, alte Leute haben ihre Launen; — doch wie ſein Sachwalter mich verſichert, hat er die Klage zurückgenommen. Sollte dem anders ſein?"

„Ja, er hat ſie fallen 'laſſen, die Klage, aber nun heb' ich ſie auf," rief Learoſa ſehr eifrig. „Dieſelbe Klage, die er wider meinen Bruder geführt hat, erheb' ich jetzt wider ihn."

Der Oheim lächelte. „Schöne Baroneß, der Eifer, in welchen Sie gerathen, giebt Ihren Zügen einen neuen Reiz, und ungern geh' ich daran, ihn zu verflüchtigen, indem ich Sie darauf aufmerkſam mache, daß Sie vor Ablauf der nächſten ſechs Jahre noch gar keine Stimme haben, daß, ſeit mein Vater ſich zu den Grundſätzen bekennt, welche Ihr Vormund, der Amtmann Nauvogel, vertheidigt hat, dieſem nichts übrigblieb, als die Segel zu ſtreichen, und daß er dies auch bereits gethan hat."

„Alſo ſo ſchnell ändert Ihr Herr Vater ſeine Grundſätze?" frug Learoſa ſpitz. „Er erklärt jetzt alſo dieſelben Gründe für falſch — erdichtet, die er für ſein Recht geltend gemacht hat? — Das Recht meines Vaters, ein Majorat zu ſtiften, hat er nur darum angefochten, weil es ihm nachtheilig war? — Und jetzt, da es ihm Vortheile bietet, ſoll es plötzlich zu meinem Nachtheil gültig geworden ſein? — Und dieſe Gültigkeit gedenkt Herr Nauvogel in meinem

Namen anzuerkennen? — Doch, Gott ſei Dank, was Herr Nauvogel beſchließt, das bindet mich nicht mehr, denn der König hat ja die Gnade gehabt, mich dieſes Vormundes zu entledigen."

„Was ſagen Sie?" frug der Graf überraſcht. „Der König hat —"

„Wie?" entgegnete das Fräulein. „Sie ſollten nicht wiſſen, was meine Bittſchrift und was die Antwort enthalten, die ich heut' in Ihrer Gegenwart aus den Händen des Königs empfing? — Nun, ſo erfahren Sie denn, daß ich mir die Erlaubniß erbeten habe, Herrn Nauvogel abzudanken, und daß der erſte Gebrauch, den ich von der mir gewährten Gnade machen werde, die Wiedereröffnung des Prozeſſes ſein wird, den Ihr Herr Vater durch den Tod meines Bruders und durch Herrn Nauvogel's Schmiegſamkeit beendet glaubt."

Der Graf war äußerſt betroffen. Er überſah mit einem Blick die Schwierigkeit der Lage ſeines Vaters, der, ohne ſeine jetzt aufgegebene Anfoderung als einen Trugverſuch erſcheinen zu laſſen, dieſe, von ſeiner neuen Gegnerin aufgenommen, unmöglich als nichtig bekämpfen konnte. Er verwünſchte den Rathgeber, der dieſe ganz überſehene Widerſacherin plötzlich zur gefährlichſten gemacht; er verwünſchte das Wohlgefallen, welches der König an dieſer gefunden und ihn zu der eilfertigen Gewährung ihrer Bittſchrift gedrungen hatte. Die ganze Erbſchaft, welche, wie der junge rechnungsfähige Mann ſehr richtig berechnet hatte, bei weitem der Hauptbeſitzſtand war, den ſein Vater dereinſt auf ihn vererben mußte, ſtand auf dem Spiele, wenn der König nicht zum augenblicklichen Widerruf der ihm von dem ſchönen Mädchen abgelockten Bewilligung ihres Geſuchs zu bewegen war.

Learoſa weidete ſich mit geheimer Schadenfreude an der Beunruhigung ihres Oheims, deren Spuren er wenigſtens ein paar Minuten lang auf ſeinem Geſichte zur Schau trug; bald aber gelang es ihm, die Herrſchaft über den Ausdruck ſeiner Züge wieder zu gewinnen, und mit Theilnahme von Learoſa's Angelegenheiten zu reden, welchen er den glücklichſten Erfolg, den er keineswegs bezweifelte, um ſo eifriger zu wünſchen vorgab, als er nach ſeiner Verſicherung nie die Angriffe ſeines Vaters auf die Rechte ſeiner nächſten Blutsverwandten gebilligt hatte.

„Er iſt doch falſch!“ rief Learoſa, nachdem er endlich ſich empfohlen und die Erlaubniß erbeten hatte, während der Dauer ſeiner Anweſenheit in Leipzig täglich in Perſon nach ihrem Befinden fragen zu dürfen. „Ja, falſch iſt er doch, wie fromm er ſich auch ſtellt; ich aber bin eine unverſtändige, kindiſche Thörin, die nicht einmal ihr Geſicht in der Gewalt hat, und beinah' mit Stecken auf den Vogel losſchlägt, wenn er faſt daran iſt, ſich zu fangen im Netze. Nun weiß ich ja doch nicht, ob der König wirklich ein Böſewicht iſt oder nicht. — Aber das weiß ich, daß der Herr Oheim, wie ſchlecht er auch ſein mag, in einem Puncte doch Recht hat. Es taugt nicht, daß ich ſo ohne Aufſicht wohne; es iſt unſchicklich und gefährlich zugleich. — Aber wer lebt denn auf der Welt, dem ich mich anvertrauen könnte? — Ich unglückliches, verlaſſenes, verfolgtes Kind! — Die alte Paſtorin? — ja, wenn ihr Mann wäre, wo der Pfeffer wächſt! oder noch beſſer, wenn alle, alle Männer da, oder im Monde wären! Ich weiß auch nicht, warum der liebe Gott dieſe unnützen Geſchöpfe, dieſe Weiberquäler erſchaffen hat? Wie glücklich könnt' ich ſein, wenn es nie einen Mann in der Welt gegeben hätte!"

In dieſen Betrachtungen wurde Learoſa durch den Beſuch zweier fremden Damen, einer verwitweten Frau von Zſchechwitz nebſt deren Tochter, unterbrochen, welche in der Gegend von Chemnitz auf dem Lande anſäſſig, während der Kriegszeit nach Leipzig geflüchtet waren und dieſelbe Wohnung inne gehabt hatten, welche nach ihrem Abzuge auf Learoſa's Bruder, und jetzt auf dieſe übergegangen war. Frau von Zſchechwitz kam, um ihre zum Theil noch zurückgelaſſenen Geräthe abzuholen, zu deren einſtweiligen Aufbewahrung der verſtorbene junge Baron ihr ein zu dieſer Wohnung gehöriges Gemach bewilligt hatte.

Learoſa dämmerte, während Frau von Zſchechwitz ſie über den Zweck ihres Beſuches verſtändigte, aus dem vertrauenweckenden Geſicht der Mutter, und nicht minder aus den herzgewinnenden Zügen der Tochter, einem blühenden Mädchen, nur wenig älter als ſie, eine neue Welt voll troſtreicher Ausſichten auf.

Wie, wenn dieſe milde Frau, deren Theilnahme an der Verlaſſenheit des verwaiſ'ten Schweſterpaars ſich ſo liebevoll, ſo menſchenfreundlich äußerte, wenn ſie das gottgeſandte Weſen wäre, an deſſen Herz die Heimathloſe eine Freiſtatt zu finden beſtimmt ſei? — Aber ſchnell verſtummte dieſe Stimme der Hoffnungsermuthigung, eingeſchüchtert durch die Erinnerung an die Liebloſigkeit der Menſchen, an deren Härte das Vertrauen des armen Mädchens geſcheitert war, ſeit das Leben den erſten finſtern Blick auf ſie geworfen hatte.

„Wird ſie denn an meine Unſchuld glauben, wenn ſie erfährt, wie unglücklich ich bin? — Nein, nein, auch ſie wird mich verſtoßen gleich einer Verpeſteten, wenn ich ihr entdecke, wie die Männer mich gekränkt, mich verfolgt haben, und — entdecken muß ich ihr es doch!“

So wehklagte Learoſa, als eine Entdeckung ihre faſt aufgegebenen Wünſche wieder nährte; die Überfüllung dieſer Stadt mit Fremden hatte den Aufenthalt in den Gaſthäuſern, ſo wie in den Privatwohnungen, ſo ſchwierig gemacht, daß Frau von Zſchehwitz nur noch ein kleines Kämmerchen hatte auftreiben können, in deſſen engem Raum ſie höchſt unbequem mit ihrem Bruder, einem Herrn von Troghauer, welcher in dieſem Kreiſe begütert war, ſich zuſammengedrängt fand. — Kaum verrieth ſie jedoch die Verlegenheit, in welche, beſonders ihrer Tochter halber, das Zuſammenleben mit ihrem Bruder ſie ſetzte, als Learoſa freudig eine Reihe zu ihrer Wohnung gehöriger, und ihr ganz überflüſſiger Zimmer öffnete, und ſo herzlich bat, ſich derſelben zu bedienen, daß Frau von Zſchechwitz, auch wenn ſie minder bedrängt geweſen wäre, als ſie war, ſich den Bitten der liebenswürdigen Gaſtfreundin ſchwerlich hätte verſagen können. Sie nahm das Anerbieten an, und hatte, eh' eine Stunde verging, ihren Einzug bewerkſtelligt.

Nun war dem gegenſeitigen Vertrauen Gelegenheit zur völligen Entfaltung gegeben, und Learoſa benutzte dieſe ſo ungeſucht, und doch ſo erfolgreich, daß Frau von Zſchechwitz ihr ſelbſt den Vorſchlag machte, die Entſcheidung ihres Prozeſſes unter ihrer Huth abzuwarten.

Die Tochter der würdigen Frau, Fräulein Roderike, umſchlang frohlockend die neue, unausſprechlich liebgewonnene Freundin, aber dieſe brach in Thränen aus, und ſchluchzte: „O, wie gut ſind Sie! Wie barmherzig gegen uns älternloſe und freundloſe Kinder, aber — werden Sie es auch bleiben, wenn Sie das Unglück kennen gelernt haben, welches mich getroffen hat?“

Frau von Zſchechwitz ſtutzte, und Learoſa begann und endete ihre Beichte. Der Inhalt derſelben war allerdings ſo zweifelerregend, ſo warnungsſchwer, daß die Mutter Anſtand nehmen mußte, ihrer ſechzehnjährigen Tochter eine Geſellſchafterin zu geben, welche ſolche Erfahrungen gemacht hatte; aber Learoſa trug die Geſchichte ihres Abenteuers mit einer ſo unverkennbaren Sprache eines ſchuldloſen Kindes vor, daß ihre Unbekanntſchaft mit dem Vergehen, deſſen Verdacht auf ihr laſtete, ſelbſt der ſtrengſten Sittenrichterin hätte zweifellos werden müſſen.

Eine ſolche war Frau von Zſchechwitz nicht. Ihr Mitleid mit dem unglücklichen Kinde, welches ſo früh ſchon einen Kelch hatte leeren müſſen, deſſen Bitterkeit alle Freuden, die das Leben noch bieten konnte, ihr vergällen mußte, überwog ihre Bedenklichkeiten; und unter dem ſanften Streicheln der mütterlichen Hand und den Küſſen der neugewonnenen Herzensfreundin, trocknete Learoſa ihre Thränen, um mit freiem Auge in die heitere Zukunft zu blicken, die geſchmückter, wie das reichſte Eiland dem Schiffbrüchigen erſcheinen mag, vor ihr auftauchte aus der hoffnungsloſen Öde ihrer Gegenwart.

Der heutige Tag war mit Feſtlichkeiten überladen; der König, des Joches der Etikette froh, deſſen ihn die Achtloſigkeit der polniſchen Großen, während ſeines faſt ſiebenjährigen Aufenthalts in Warſchau, beinah' ganz entwöhnt hatte, behielt keinen Augenblick für ſeine geheimen Angelegenheiten frei, und mit ſchwerem Herzen mußte der junge Graf ſeine Botſchaft von der Cour bis zur Marſchallstafel, von dieſer in die Oper und aus dem Opernſaal in den Ballſaal tragen, ohne ſich ihrer Laſt auch nur durch einen Wink entledigen zu können. Erſt am folgenden Vormittage gewann der König einen Augenblick der Muße, und benutzte dieſen, ſeinen geheimen Agenten zu ſich beſcheiden zu laſſen. Sein erſtes Wort leitete die Frage ein, mit welchem Glück er ſich ſeines Auftrags entledigt habe?

Der Graf zuckte die Achſeln. „Eure Majeſtät haben es, wie ich fürchte, mit einer ſehr ſchlauen Gegnerin zu thun, welche Luſt zu haben ſcheint, ihre Saiten übermäßig hoch zu ſpannen. Eure Majeſtät haben mit einer Gnadenbezeigung begonnen, welche, meines Erachtens nach, eine Belohnung, und nicht eine Lockung hätte ſein ſollen. Ich würde, glaub' ich, leichter Spiel haben bei dieſem Mädchen, wenn es noch zu hoffen hätte, was es bereits erhalten hat; und wenn Eure Majeſtät ſich entſchließen könnten, durch einen directen Cabinetsbefehl an den Oberhofgerichtspräſidenten die erlaſſene Geſuchsbewilligung meiner Nichte einſtweilen, bis auf weitere Ordre nämlich, zu widerrufen, ſo hoff' ich —"

„Graf, Graf, wo denken Sie hin?" fiel der König ihm in die Rede. „Wiſſen Sie denn nicht, daß ein Königswort unwiderruflich, und gerade mir ſo unwiderruflich iſt, daß ich — vor drei oder vier Jahren war es ja — bloß deshalb einen polniſchen Szlagczicz zum Grafen erhob, weil ich ihn aus Verſehen: „Monsieur le Comte“ genannt hatte? — Nein, ein Widerruf iſt mir nicht möglich, und in dem gegenwärtigen Falle ſcheint er mir auch grade ſo anwendbar, wie dem Fiſcher der Stein ſein mag, den er nach den Fiſchchen wirft, die nicht gleich auf's erſte Locken in die Angel beißen wollen. Ihrem Rathſchlage nach zu ſchließen, mögen Sie es wol angeſtellt haben, wie ſolch ein Fiſcher. — Nun rapportiren Sie, wie haben Sie Ihre Netze ausgeſpannt? — Welche Lockſpeiſe haben Sie dem Mädchen geboten? — Und wie hoch hat es denn die Saiten geſpannt?“

„Noch hat von keinem Gebot die Rede ſein können,“ antwortete der Graf. „Für ſatte Fiſche iſt ſchwer eine Lockſpeiſe zu finden, und Eure Majeſtät haben meine Nichte überſatt gemacht.“

„Überſatt? Graf, Sie träumen. Ich habe Ihrer Nichte nichts als die Erlaubniß gegeben, ihren Vormund zu wechſeln.“

„Ja, aber grade dieſe Erlaubniß hat das Köpfchen dieſes Mädchens ſchwindelvoll gemacht. Sie beabſichtigt, in Folge dieſer Bewilligung einen Prozeß gegen meinen Vater anzuſpinnen, von deſſen Erfolg ſie einen wahren Danaëregen hofft. Eure Majeſtät entſinnen ſich vielleicht, daß meinem Vater kürzlich ein Majorat zufiel, welches —“

„Um Gottes willen, Rottingerode, bleiben Sie mir mit Geſchäften weg!“ unterbrach ihn der König. „Rechtshändel ſind mir in den Tod zuwider! Ich mag davon nichts hören! Aber doch, einen Vergleichsvorſchlag will ich Ihnen machen, der jedenfalls zu Ihren Gunſten ausſchlagen ſoll: heirathen Sie das Mädchen und bringen Sie es mir nach Dresden; der Danaëregen ſoll ihr, und folglich Ihnen nicht ausbleiben.“

Der Graf ſtutzte. „Eure Majeſtät kennen meine Verbindungen; ich bin bereits gefeſſelt —“

„Durch Ihre Verlobung mit der Hennike? Darüber laſſen Sie ſich kein graues Haar wachſen, Rottingerode. Unter uns geſagt, es kommt mir vor, als würden Sie Brühl durch dieſe Wahl ſich weniger verbinden, als Sie meinen. Er ſcheint mir ſchon abgekühlt für Hennike; aber wenn das auch nicht der Fall wäre, dennoch dächt' ich, ginge die Rückſicht für mich den Rückſichten für Brühl vor. — Nicht wahr, Rottingerode? Ich habe Recht, nicht wahr? In jeder Hinſicht iſt mein Rath der beſte! — Überlegen Sie ſich das, Graf, und ſein Sie verſichert, daß ich Mittel finden werde, Sie für einen ſolchen Beweis Ihrer Anhänglichkeit zu belohnen."

Der Graf war entlaſſen. Der Vorſchlag des Königs beſchäftigte ihn unabläſſig. Er ſah ein, daß ſeine Verheirathung mit Learoſa das einzige Mittel ſei, ſich in Beſitz all' der Vortheile zu ſetzen, welche aus ihren Anfoderungen gegen ſeinen Vater hervorgehen konnten. Es gab ferner keinen ſicherern Weg, in der Gnade des Königs zu ſteigen, als dieſen, den der König ſelbſt ihm angedeutet hatte, ſo wie nichts gewiſſer als der Verluſt der königlichen Gunſt ihm war, wenn er dieſen Weg zu wählen verſchmähte. Aber war die Ungunſt des allmächtigen Miniſters, welche er zuverläſſiger, als der König es ihn glauben zu machen ſich bemühte, durch die Wahl jenes

Weges auf ſich lud, war die Ungnade des Günſtlings, der ſeinen Gebieter beherrſchte, nicht gefährlicher, als der Zorn des Königs ihm zu werden drohte? So vorſichtig wog der, trotz ſeiner Jugend, dennoch vielerfahrene Hofcavalier das Gemiſch von Vortheilen und Nachtheilen wider einander ab; endlich ſanken, im Gegenſatz mit der Überbürdung von Schulden, welcher die Güter des Miniſters von Hennike unterlagen, die Ausſichten Learoſa's in die Schale der Letztern, und ein Blick auf das mißfällige Verhältniß des Kurprinzen Friedrich Chriſtian zu dem Grafen Brühl, welches dem Regimente des Letztern ganz zweifellos mit dem Tode des regierenden Herrn ein Ende verhieß, befeſtigte den Entſchluß des jungen Mannes, auf die Begründung eines unabhängigen Standpunctes bedacht zu ſein. Er faßte den Vorſatz, ſich Learoſa allmälig zu nähern.

Die erbetene Erlaubniß benutzend, täglich von dem Befinden ſeiner Nichte Nachricht einziehen zu dürfen, begab der Graf ſich, während der Hof der Oper beiwohnte, zu Learoſa. Seine Anmahnung zur Vorſicht war nicht unbeachtet geblieben, denn er fand diesmal ihr Zimmer verſchloſſen, und ſeine Geduld auf eine langwierige Probe geſtellt, bevor ihm geöffnet wurde. Learoſa war ganz allein; Frau von Zſchechwitz hatte ſie nicht bewegen können, die tiefe Trauer abzulegen und ſie nebſt Roderiken in die Oper zu begleiten. Hannchen hatte mit leichtem Muthe in die kleine Sünde gewilligt.

„So allein? — So ganz allein, Baroneß?“ frug der Graf.

„Mein Sachwalter hat mich vor fünf Minuten erſt verlaſſen,“ antwortete Learoſa.

„Ihr Sachwalter hat Sie in dieſer Abendſtunde beſucht? — Und wer iſt denn dieſer Sachwalter, wenn ich fragen darf?“

„Ein Menſch, deſſen Beſuch wol keinen Anſtoß geben kann. Er heißt Hellerbruth, derſelbe, der meines Bruders Sache geführt hat, und morgen oder übermorgen die meinige zu führen beginnen wird.“

„Ei, ei, das ſoll ja ſchnell gehen,“ lächelte der Graf. „Doch möcht' ich Sie warnen, nicht zu viel auf dieſe Eile zu bauen. Die Herrn Juriſten pflegen ſich Zeit zu nehmen, und trotz des kurfürſtlichen

Handſchreibens, welches Sie über einen Stein hinweggehoben hat, möcht' ich wetten, daß Monate vergehen werden, ehe man an die Hinwegräumung eines zweiten die Hand legt. Was gilt's, Sie ſind nach ſechs Wochen noch nicht weiter als Sie heut' ſind?"

„Ich würde Sie betrügen, wenn ich mit Ihnen wettete, Herr Onkel, denn ich weiß, daß Sie verlieren müßten. Der Herr Hofgerichtspräſident kann nämlich, wie Herr Hellerbruth mir geſagt, den ungeſchliffenen Herrn Nauvogel eben nicht ſonderlich leiden, und iſt deshalb über die Maßen eilig geweſen, ihm das Geſchäft abnehmen zu laſſen. Übermorgen ſpäteſtens hofft mein Sachwalter, ihm die Acten abfodern zu können, und dann ſoll ſogleich der Prozeß von Neuem beginnen."

Einen ſo ungewöhnlich ſchnellen Betrieb dieſer Angelegenheit hatte der Graf nicht erwartet. Er bemühte ſich jedoch, ſeine Überraſchung zu beherrſchen, indem er fortfuhr: „Und dennoch, theuere Baroneß, wie viel man Ihnen auch verſprechen mag, möcht' ich Ihnen rathen, den Verheißungen des Herrn Hellerbruth nicht zu viel zu trauen. Der Ruf dieſes Mannes, der, unter uns geſagt, nicht der beſte iſt, läßt mich fürchten, daß Sie ſich einem Blutſauger entrungen haben, um dem andern in die Hände zu fallen, und daß, wenn Sie noch das Ende des Prozeſſes, den man Sie zu beginnen überredet, erleben ſollten, weder für Sie noch für Ihren Gegner etwas zu gewinnen vorhanden ſein wird. Sie ſind ſo jung, ſo erfahrungslos; Ihr ſchönes Herz iſt ſo geneigt, weder von Menſchen noch vom Verhängniſſe eine Tücke vorauszuſetzen; Sie ahnen nicht, daß die Habſucht, die Verleumdung, der Neid und wie die Harpyen alle heißen, die Sie umzingelt haben, ihre Krallen nach all' Ihren Beſitzthümern ausſtrecken. O, daß ich doch ſo glücklich wäre, Ihres Vertrauens gewürdigt zu werden; ich würde Sie alsdann zur Erkenntniß bringen, daß Ihre rathloſe Jugend jeden Böſewicht aufmuntert, Ihnen wehe zu thun, daß Ihnen der Schutz einer edeln mütterlichen Freundin gebricht, um mit ſicherem Fuß das klippenreiche Dunkel zu durchſchreiten, welches ſich ausbreitet vor Ihnen; daß ich eine ſolche Freundin kenne, die Sie lieben, die für Sie ſorgen würde, die —“

„Vergebung, Herr Onkel, daß ich Sie unterbreche: dieſe Freundin — es iſt eine Ihrer dresdner Gönnerinnen, nicht wahr?“

Der Graf ſah ſtutzig in Learoſa’s ſtechend auf ihn ruhendes Auge, deſſen lauerndſter Blick mit ſeinem Ausdruck des Mißtrauens ihre Frage begleitete. Er wußte nicht, ob es ſeinem Vortheile gemäß ſei, dieſe Frage zu verneinen oder ſie zu bejahen; aber der dringender werdende Blick, mit welchem Learoſa in ſeiner Seele leſen zu wollen ſchien, ließ ihm nicht Zeit zu einer ausführlichen Überlegung. „Allerdings“ — antwortete er — „lebt da die edle Frau, deren Sorgfalt ich Ihr Schickſal anvertraut wünſche, in Dresden, und wenn Sie —“

„Meinen verbindlichſten Dank für Ihre Fürſorge, Herr Onkel,“ fiel Learoſa, nicht ohne einen ziemlich verſtändlichen Hohn in Ton und Miene zu legen, ein. „Ich bin weit entfernt, Ihre Güte zu verkennen, aber dennoch muß ich Ihr Urtheil über meine vermeintliche Unerfahrenheit berichtigen; ich zweifle keineswegeſ an der Tücke gewiſſer Menſchen; ich ahne, daß Habſucht, Verleumdung und Neid mir überall Fallen geſtellt haben; ich weiß, daß es meine heiligſte Pflicht iſt, mich der Obhut einer edeln Matrone unterzuordnen; aber eben weil ich all' meine Gefahren und meine Pflichten erkannt habe, eben darum will ich nicht nach Dresden gehen, ſondern es vorziehen, mich einer ſehr verehrten Frau, der Frau von Zſchechwitz, anzuvertrauen, und unter dem Schutze derſelben den Verlauf meiner Rechtsſache abzuwarten."

„Wie? Sie hätten ſchon beſtimmt?" — frug der Graf höchſt betroffen. „Eine Frau von Zſchechwitz? — Und dieſe Dame wohnt hier in Leipzig?"

„Bei Chemnitz auf ihrem Landgute, wohin ich ſie nach wenig Tagen begleiten werde."

Der junge Mann muſterte mit ſeinem ſchnellſten Blicke eine Schar unholder Bilder der Zukunft, die ihm vorüberhuſchten. Hatte Learoſa unter dem Schutze einer wachſamen, verſtändigen Freundin ſich erſt entfernt von Leipzig, ſo war für ihn der Verluſt jeder Gelegenheit zu fürchten, ſeinem Zwecke gemäß auf ſie wirken zu können. Der gefahrdrohende Prozeß ging alsdann unaufhaltſam ſeinen beſtimmten Lauf; ſeine, dem Könige geleiſteten Verſprechungen wurden alsdann zu lächerlichen Prahlereien, wenn die Erfolgloſigkeit derſelben nicht für etwas noch Übleres, für Mangel an Dienſteifer oder gar, wie es ſich von der Laune des auf ſeinen Günſtling zuweilen eiferſüchtigen Königs fürchten ließ, für eine gefliſſentliche Berückſichtigung der Intereſſen des Miniſters auf Koſten der Wünſche des Herrn gehalten wurden. — Sollte nicht Alles auf's Spiel geſetzt werden, ſo mußte man Mittel finden, Learoſa von ihrer Schutzpatronin zu entfernen und ſie in ihrer einſamen, gefährlichen Stellung erhalten, oder ſich ſelbſt ſofort in unbeſtrittenen Beſitz der Herrſchaft über ſie ſetzen.

Learoſa freute ſich innerlich des Schlages, den ſie auf ihren nun völlig entlarvten Feind geführt hatte. Sie ſah mit kaum verheimlichtem Behagen ſeine verſtummten Augen umherirren, um einen neuen Haltpunct zu ſuchen, und konnte ſich den Triumph der ſchadenfrohen Frage nicht verſagen: „So in Gedanken, Herr Oheim? Was denken Sie denn?“

„Was ich denke, theuere Baroneß?“ ſeufzte der Graf auf. „Ich denke über die Laune meiner Geſchickslenker nach, die ſich darin gefallen, einen recht heißen Wunſch in meiner Seele zu wecken, um ihn, meine Hoffnungen höhnend, vor meinen Augen verrinnen zu laſſen wie ein Wolkengebild. — Ich hatte mein Glück auf die Hoffnung gebaut, wie hier, ſo auch künftig, in Dresden, Ihnen nah' ſein, für Sie ſorgen, Ihnen jeden Wunſch vom Auge leſen zu dürfen, bis —“

„Nun, bis?“ ermunterte Learoſa's ahnungsſchwere Ungeduld den Inhaltenden, fortzufahren.

„Bis es mir gelungen ſein werde,“ gehorchte dieſer der Auffoderung, „Sie zu überzeugen, daß das Project meines Vaters, Sie mit mir zu verbinden, meinem Herzen eine nie empfundene Beſtimmungsahnung mittheilte in dem Augenblicke, da ich Sie zum erſten Male ſah; daß dieſe Ahnung ſich zum Klarblicke umgewandelt hat in dem Momente unſers Wiederſehens — daß ich die feſte Überzeugung in meiner Seele nähre, untergehen zu müſſen, wenn ich Sie verliere.“

„Sie vergeben mir, Herr Oheim,“ hob Learoſa mit einem feinen Lächeln an. „Ich verſtehe mich nicht recht auf ſolche Redeblumen; ſoll Das, was Sie mir ſagen, etwa ausdrücken, daß Sie mich lieben?“

„Daß ich Sie liebe, anbete, vergöttere!“ rief der Graf, ihre Hand feurig an ſeine Lippen preſſend.

„Und daß Sie mich zu heirathen wünſchen, nicht wahr?“ fuhr Learoſa fort.

„Welche Frage?“ ſeufzte der Oheim. „Kann man einen Engel lieben, ohne zu wünſchen, mit ewig unauflöslichen Banden an ſeinen Himmel gekettet zu ſein?“

„Sehr ſchön geſagt,“ verſetzte Learoſa. „Aber wie iſt mir denn? — Sind Sie nicht ſchon verlobt? Ja freilich, ich entſinne mich; die Zeitungen haben ja die Kunde bereits ausspoſaunt.“

„Der Zwang conventioneller Rückſichten, der Wille meines Vaters hat ein Band zu ſchlingen geſucht, das aber glücklicherweiſe noch nicht verſchürzt iſt.“

„Nun, Gott ſei Dank, ich fürchtete ſchon, Sie würden zwei Frauen zu gleicher Zeit nehmen, oder mich Ärmſte vertröſten wollen, den Tod der Erſten abzuwarten. Aber ſagten Sie nicht, daß mein erſter Anblick mich zum Gegenſtand Ihrer Vergötterung gemacht habe? Und dennoch hat mein Bild Ihr Herz nicht ſo vollſtändig ausgefüllt, daß nicht noch ein Räumchen für eine Andere, Glücklichere ſich vorgefunden? — Ei, ei, mein werther Herr Oheim, da ſcheint Ihre Liebe doch nicht ſo umfangend und ausfüllend geweſen zu ſein, als Sie mich glauben machen wollen."

„Geliebtes herrliches Weſen, keinen Zweifel an den Umfang meiner Liebe!" rief der Graf. „Kindespflicht, dem Gebote eines ſtrengen launenhaften Vaters knechtiſch unterthan; eine zu weit getriebene Achtung für den Urheber meines Lebens, welche ſelbſt auf die thörichte Leidenſchaft ſich ausdehnte, die dieſer Greis auf Sie geworfen, das waren die Triebfedern, die mich entfernten von Ihnen, die mein verblutendes Herz auf eine fremde Bahn ſchleuderten, die mich dem Verderben entgegengeführt haben würde, wenn dieſer Augenblick mir die gebundene Zunge nicht gelöſ't hätte. Ich liebe Sie! Ich habe Sie geliebt und werde Sie ewig lieben und vergöttern! Trotz der Flecken, welche das Verhängniß auf Ihren Ruf geworfen hat, und ſelbſt dann, göttliche Learoſa, wenn die Lüge Wahrheit wäre, unter deren Gewicht das Herz Ihrer Mutter brach, wenn eine ſchwache Stunde wirklich Ihre Unerfahrenheit übereilt haben ſollte, ſelbſt dann würde die Allmacht meiner Liebe kein ſtörendes Gefühl meine Seele bemeiſtern laſſen; Sie ſollen keinen verletzenden Vorwurf zu fürchten haben! Die zarteſte Schonung einer vergötternden Liebe ſoll einen undurchſichtigen, unlüftbaren Schleier über Ihre Vergangenheit breiten, und mit meinem Degen will ich für Sie zeugen, wenn mein Name, der Name eines Grafen von Rottingerode, nicht ausreichen ſollte, die Schattenpuncte des Ihrigen zu verdecken.“

Immer kälter war, während dieſer Herzensergießung des plötzlich zum Freiwerber umgewandelten Oheims, Learoſa's Antlitz, immer unbeweglicher ihr Auge geworden; aber unter jener Eisdecke wallte die Gluth, unter dieſer Starrheit gohr der Sturm eines zum Kampfe auf Tod und Leben gefoderten ſechzehnjährigen Mädchenherzens. Jetzt ſchäumte, wie in einem Vulcan die eingepreßte, zum Chamſin erglühte Saft ſich welterſchütternde Bahn bricht, die Gährung der in des Mädchens Seele angehäuften Elemente über. „Wirklich, Herr Oheim?“ rief ſie. „Wirklich, das wollen Sie? Sie glauben an meine Schande und wollen mich dennoch heirathen? Sie halten mich entehrt, und wollen mit Ihrem Degen für meine Ehre zeugen? — Ha, dieſer Degen! Es mag wol einer von jenen unſchuldigen ſein, die vor ſieben Jahren unblutig in der Scheide ſtecken blieben, und in Warſchau nicht Gelegenheit hatten, ſich herauszuwagen! Herr Oheim, Sie ſind ein unausſprechlich erbärmlicher Menſch; ich würde glauben, der erbärmlichſte von Ihren Geſchlechtsgenoſſen, wenn ich von den andern eine beſſere Meinung hätte! — Befreien Sie mich von Ihrer mich anekelnden Gegenwart! Auf der Stelle! Ich will allein ſein.“

Der Graf war ungewiß, ob es beſſer gethan ſei, der Empörung ſeiner Nichte mit gleicher Leidenſchaftlichkeit, oder mit begütigenden Worten zu begegnen, und eh' er noch einen Entſchluß gefaßt hatte, kam ſie ihm zuvor:

„Sie gehen nicht? Sie wollen alſo das Recht des Stärkern geltend machen? Das verabſcheuungswürdige Recht der Männer! Gut, ſo will ich mich denn zwingen laſſen, Ihren Anblick zu ertragen, und bei dieſer Gelegenheit doch einmal genau ſehen, wie ein ſolches Weſen, ein ſolcher Herr der Schöpfung, ſich ausnimmt in ſeiner Entlarvung.“

Sie blickte ihn mit muſterndem Hohne an, und fuhr, ſeinen Verſuch, das Wort zu nehmen, bemerkend, ſchnell fort: „Das alſo iſt das larvenloſe Geſicht eines Mannes? — Mich ſchaudert — nein, es iſt nicht wahr, mich ekelt vor dieſem Anblick! — Und dieſen Geſchöpfen ſind wir untergeordnet? — Sie nennen ſich unſere Herrn? — Ja, wahrhaftig, es giebt nur ein Weſen auf Gottes endloſer Stufenleiter, welches noch verächtlicher iſt als dieſe Kreaturen, und das iſt das Weib, das ſich entwürdigt, das Sklavenjoch freiwillig auf ſich zu nehmen, welches den ihm zum Fluch erſonnenen Prieſterſegen auf ſeinen Nacken wirft.“

Es lag in der Natur des Grafen, ſich zu verkühlen an den Flammen Anderer; ſo hatte er denn auch, mitten in dem Sprühregen ſtehend, mit welchem Learoſa's Zorn ihn, wie mit einer Rembrandtiſchen Fackel beleuchtete, ſeine ruhige Haltung wieder gewonnen, und hob jetzt lächelnd an: „O weh, mein reizendes Nichtchen muß ja ſehr beklagenswerthe Erfahrungen gemacht haben im Laufe der letzten ſieben Monate, denn damals, als wir ſchieden, war keine Spur vorhanden von der eheſcheuen Männerfeindin, die mich heute zittern macht; im Gegentheil, es ſchien mir damals, als würd' ich ſehr leicht mein Glück gemacht haben, wenn ich es zu forciren geſucht hätte."

„Ja, Herr Oheim, Sie haben recht!" rief Learoſa zitternd vor Zorn. „Sie haben recht, ich habe beklagenswerthe Erfahrungen gemacht; aber ich denke, es ſollte Ihnen einleuchten, daß Sie im Gebiete derſelben mein letzter, und all' ſeine Vorgänger überbietender Lehrmeiſter geweſen ſind. Das, dächt' ich, müßte die Verächtlichkeit Ihnen darthun, mit welcher ich vorzugsweiſe auf Sie niederblicke, und mit dieſem Blicke — ſo wie ich Sie vor mir ſtehen ſehe, Ihr ganzes Geſchlecht zur Warnung für das meinige brandmarken möchte. — Muß ich Ihnen noch mehr ſagen, um Sie von der Eitelkeit zu heilen, die Sie überreden möchte, daß es Ihrer Liebenswürdigkeit ein Leichtes geweſen ſein würde, mich als Beute davon zu tragen, ſo wiſſen Sie, und ſollten Sie zweifeln, ſo ſchwör' ich Ihnen mit meinem theuerſten Eide, daß Ihr Vater mir zehnmal beſſer gefallen hat, als Sie!"

Dieſe Verſicherung brachte den jungen eiteln Mann doch etwas aus ſeiner Haltung. „Mein Vater hat Ihnen beſſer gefallen als ich?" frug er verwundert. „Das iſt in der That ſeltſam; ich möchte den Talisman wol kennen, der Ihnen ſeine geſchwollenen Beine und ſeine grauen Haare vergeſſen gemacht hat! — Aha, ich ahne; die dicken Füße ſind den meinigen um vierzig Jahre zuvor an das Ziel geeilt, und Fräulein Learoſa würde ſich beſſer als junge Witwe, wie als junge Frau gefallen. Wahrhaftig nicht übel ſpeculirt! Die reiche jugendliche Witwe einer Excellenz; — ich muß geſtehen, ich ſelber würde mit Vergnügen all' meine Lebenshoffnungen um eine ſolche Exiſtenz vertauſchen. — Nun, mein holdes Nichtchen ſchweigt? Hab' ich etwa den Talisman errathen, der meinem Vater gedient hat, ſein Silberhaar zu einem goldenen Netze zu machen?"

Learoſa's gallerfülltes Herz ſprudelte zum letzten Male über; ſie glaubte es ſich aber ſchuldig zu ſein, mit Würde das Geſpräch abzubrechen; ſie ſagte daher ſo gelaſſen als möglich: „Herr Oheim, ich weiß, daß, eh' Sie den Entſchluß faßten, ſich um meine Hand zu bewerben, Sie von dem Paſtor Stramm Erkundigungen über mein Erbe einzogen; Ihr Vater hingegen hat mich und nicht mein Geld zum Gegenſtande ſeiner Wahl gemacht. — Sie werden jetzt den Talisman ehren, der ihm, dem Greiſe, deſſen graues Haar Sie verſpotten, das Übergewicht über all' die Amoretten giebt, welche Sie in Ihren pomadirten Locken heimiſch wähnen. — Ich empfehle mich Ihnen, und werde für Sie nie mehr zu Hauſe ſein."

„Hab' ich Dich verſtanden?" murmelte der Graf, ſeiner Nichte nachſchielend, als hinter ihr die Thür, und unter ihrer Hand der Schloßriegel zuklirrte.

„Alſo weil Todesboten und nicht Amoretten aus ſeinen grauen Haaren herausſchielen, weil Du bald die Witwe einer Excellenz zu werden hoffteſt, darum haſt Du Dich dem Alten antragen laſſen?“ —

Er verſank in Nachdenken. „Und wie es ſcheint, hat ſie dies Gelüſt noch; — das wäre vielleicht zu benutzen zu einem Vergleich. Die Stiftung des Majorats bliebe unangetaſtet, und die Thüre zum Schlafzimmer meiner Frau Stiefmutter wollt' ich mich vermeſſen, dem Könige hinterrücks zu öffnen.“

„Ja, es geht!“ fuhr er nach einer Pauſe langen Sinnens lebhafter fort. „Es geht, wenn ſie nicht von hinnen geht! — Die aufgefundene Freiſtatt muß ihr verſperrt werden. — Aber wie? — — — So!“ beantwortete er ſich die Frage ſelbſt, riß ſich die Uniform auf, gab ſeinem Anzuge eine augenfällige Art von Nachläſſigkeit und warf ſich auf das Sofa.

Einige Minuten verſtrichen; dann ertönte ein Klingelzug aus Learoſa's Cabinette. Die Dienerin kam, läſſig, die Augen voll Schlafs. — Der Graf ſchlich ihr entgegen. „Das Fräulein bedurfte Ihrer, mein ſchönes Kind, doch hab' ich für den Augenblick

Ihre Stelle ausgefüllt. Sie können wieder gehen," flüſterte er dem Mädchen zu, welches ihn verwundert betrachtete und unſchlüſſig ſchien, ob ſie ſeiner Weiſung oder dem Rufe des Fräuleins gehorchen ſollte.

„Auf mein Wort, Ihr Geſchäft iſt ſchon verrichtet," fügte der Graf betheuernd hinzu, und frug, als das Mädchen immer noch ſtand: „Dienen Sie der Baroneß Learoſa?"

„Nein, ich bin im Dienſte der Frau von Zſchechwitz; das Kammermädchen des Fräuleins hat ein Komödienbillet geſchenkt erhalten; mir iſt auf morgen die gleiche Freude verſprochen."

„Wo wohnt denn Frau von Zſchechwitz und auf welche Art iſt ſie bekannt geworden mit der Baroneß?" forſchte der Graf, und das Mädchen erzählte.

„Den kann ich brauchen!" So blitzte ein Gedanke, der Vorläufer und Wegbahner einer engverketteten Reihefolge von Entwürfen in des jungen Mannes Seele auf, als das Mädchen des Bruders ihrer Gebieterin gedachte. Er kannte dieſen Herrn von Troghauer zwar nicht, wußte aber, daß er ein Mitglied der Stände ſei, welche die Gegenwart ihres Landesherrn mit einer Pracht gefeiert hatten, deren Glanz nicht von dem verheerenden Kriege zeugte, der ſieben Jahre lang auf dieſen Fluren ſich gelagert hatte. „Herr von Troghauer?“ — wiederholte er in Gedanken; „nun, mag er ſein wie und was er wolle, er ſoll mir dennoch dienen.“

Die Erzählung des Mädchens war beendet. Der Graf drängte ſie hinaus, verriegelte die Thüre hinter ihr und ſah nach der Uhr. Es war bald elf.

„Binnen Kurzem muß ſie kommen,“ murmelte er, ſich wieder auf den Lehnſtuhl werfend, und wirklich donnerten unmittelbar darauf die ſchwerfälligen Achtſitzer, welche die befriedigten Schauluſtigen aus dem Komödienhauſe nach ihren Wohnungen beförderten, durch die finſtern Straßen. Eine dieſer beweglichen Burgen hielt vor dieſem Hauſe. Der Grae ergriff ſeinen Hut und ſtellte ſich fluchtfertig an bif Thür des Zimmereingangs.

Es ward lebendig auf der Treppe; weibliche Stelzſchuhe klapperten; dünne Stimmen floſſen in einander; — jetzt klinkte es an dem Thürdrücker, und jetzt, während außen über den Verſchluß des Schloſſes geklagt, und laut und immer lauter gepocht wurde, flog Learoſa aus ihrem Cabinet in Nachtkleidung hervor und der verriegelten Thüre zu; doch ehe ſie dieſe noch erreicht hatte, öffnete der Graf ſie, ſtürzte gebückt, das Geſicht mit einem Tuche bedeckend, hinaus, drängte die harrenden Damen mit dem Ungeſtüm eines flüchtigen Diebes zurück, und verſchwand, ehe eine von ihnen fragen konnte: „Mein Gott, wer war der Menſch?“

„Mein Oheim war's, derſelbe, von dem ich Ihnen ſchon erzählt habe,“ verſetzte Learoſa.

„Und der war allein bei Ihnen? — Zu dieſer nächtlichen Stunde? — Und Sie im Nachtkleide?“ frug mit dem Tone der mißbilligenden Befremdung Frau von Zſchechwitz.

„Ja, ich war lange mit ihm allein, aber nicht im Nachtkleide,“ antwortete Learoſa. „Das hab' ich erſt im Cabinet angezogen, nachdem ich — doch ich kann Ihnen das hier ja nicht ſo ausführlich erzählen; kommen Sie, Sie ſollen erfahren, was für ein abſcheulicher, niedriger Menſch es iſt.“

Sie zog Frau von Zſchechwitz in das Cabinet;

neugierig folgte Roderike, und nun hob Learoſa, im Auge die Thränen des Schmerzes, und auf der Stirn die Falte des Zornes, an: „Dieſer Menſch — denken Sie — er glaubt an meine Verworfenheit — glaubt, was mein Vater, meine Mutter, was ich ſelber glaubte in jenem Augenblicke, als mein Vater ſein Piſtol auf mich richtete — das glaubte er, und dennoch — will er mich heirathen.“

Ihre Entrüſtung war mit ihrem wieder angeregten Abſcheu gleichen Schrittes ſo übermäßig geſtiegen, daß es Frau von Zſchechwitz ſchwer ward, ſich über den Zuſammenhang des Ereigniſſes zu belehren, welches Learoſa in dieſe Wallung verſetzt hatte.

„Gott, die liebe pure Unſchuld!“ ſeufzte ſie, nachdem ihr endlich Alles klar geworden war, mit einem tadelnden Kopfſchütteln auf, deſſen Ernſt jedoch das leiſe Lächeln, dem ſie nicht wehren konnte, ihr Geſicht zu bewegen, zweifelhaft machte. „Es iſt ein Unglück für Sie, ein Unglück, vielleicht noch größer als jetzt, in ſeinen Folgen, daß ein ſolches kindiſches Kinderherz in Ihrer ſo reifen Jungfrauenbruſt ſchlägt. Sie haben ſchon von derber Hand die Lehre empfangen, daß ein funfzehnjähriges Mädchen auch vor dem eignen Schwager auf der Hut ſein muß, und dennoch iſt dieſe Lehre ſo unbeachtet an Ihnen vorübergegangen, daß Sie etwas ganz Natürliches darin finden, einem jungen Oheim in der Stille Ihrer abendlichen Einſamkeit die Thüre zu öffnen."

„Es ſoll wahrhaftig zum letzten Mal geſchehen ſein," betheuerte Learoſa. „Doch er kommt gewiß nicht wieder," ſetzte ſie hinzu, „ich hab' ihm Dinge geſagt, Dinge — nun, Sie haben ja geſehen, wie er ſich ſchämte, als er Ihnen begegnete an der Thüre. — Aber wiſſen möcht' ich doch, warum er ſo lange geblieben iſt? Er hatte ja nicht nöthig, Sie abzuwarten; die Thüre ſtand ihm ja längſt offen."

„Alſo heirathen hat er Dich wollen?" frug Roderike wie aus einem Traume erwachend; „wie war Dir denn zu Muthe, als er Dir es ſagte?"

„So, als wenn ich ihm in das flache glatte Geſicht hätte ſchlagen ſollen," rief Learoſa. „Jeden andern Freier würd' ich ausgelacht haben, aber dieſen konnt' ich nicht lachend abfertigen!"

„Gutes Kind," hob Frau von Zſchechwitz mit einem mitleidigen Seufzer an, „wenn der Freier ein rechtſchaffener leidlicher Mann ſein ſollte, ſo würd' ich Ihnen doch rathen, ihn nicht lachend abzufertigen. Sie ſtehen ſo allein, und die Art Ihrer Verwaiſung iſt unter ſo bedenklichen Umſtänden erfolgt, daß eine große Auswahl von Bewerbern für Sie kaum zu hoffen ſein dürfte."

„Zu hoffen?" fiel Learoſa erhitzt ein. „Meinen Sie, Mütterchen, ich wäre im Stande, auf Freier zu hoffen? Nein, ich heirathe nie! Ganz gewiß nicht! Sie glauben nicht, wie mir die Männer verhaßt ſind."

Frau von Zſchechwitz lächelte. „Eine ſolche Art von Männerhaß pflegt das zwanzigſte Lebensjahr eines Mädchens nicht zu überdauern; dafür hat die Natur geſorgt. — Will mein Töchterchen denn gern als alte Jungfer ſterben?"

„Als alte Jungfer?" wiederholte Learoſa ſtutzig, während Roderike anhob: „Alſo dafür hat die Natur geſorgt, daß wir die Männer nicht haſſen dürfen? — Wie hat denn —"

„Nun wirſt Du anfangen, mich mit Fragen zu peinigen, nicht wahr?“ unterbrach die Mutter ſie. „Geh, verſchlafe Deine Wißbegier, und Du, mein Töchterchen“ — ſie wandte ſich an Learoſa — „verſchlafe Deinen Ärger.“

Sie ging; das ſchlaftrunkene Hannchen war ſchon gleich nach ihrer Rückkunft aus dem Theater zur Ruhe gebracht worden, und die beiden Mädchen, Buſenfreundinnen und Schlafgenoſſinnen ſeit Roderikens Einzuge in dies Haus, wandelten Arm in Arm in ihr Kämmerchen.

Es ſchlug ein Uhr; vielleicht zum erſten Mal in ihrem Leben fand dieſe Stunde die Mädchen noch wach in ihren Betten, denn über Beide war der Geiſt des Grübelns gekommen, der ihren Schlaf hinwegſcheuchte. „Schläfſt Du nicht?“ frug Roderike, leiſe das Köpfchen emporrichtend.

„Nein; und Du kannſt auch nicht ſchlafen?“

„Ach nein,“ ſeufzte Roderike. „Ich denke darüber nach, was die Mutter geſagt hat. Alte Jungfer mag ich nicht werden.“

„Ich auch nicht, aber heirathen möcht' ich dennoch nicht. Iſt's nicht recht unſinnig von uns Mädchen, daß wir unſere Geſchlechtsgenoſſinnen erſt dann achten und ehren, wenn ſie einen Mann zu ihrem Herrn gemacht haben?" verſetzte Learoſa.

„Ja, ſchlimm iſt's, aus der Abhängigkeit kommen wir gar nicht heraus," ſeufzte Roderike. „Kaum entlaſſen die Ältern uns aus ihrer Gewalt, ſo nimmt der Mann uns in ſein Gängelband."

„Hm! die Glücklichſte von Allen iſt doch eine Witwe," ſagte Learoſa. „Wenn man es erſt ſo weit gebracht hat, wie zum Beiſpiel Deine Mutter; die kann thun und laſſen was ſie will."

„Glaub' das nicht, die Mutter muß dem Onkel folgen, ihrem Bruder," wandte Roderike ein. „Alles, was der will, das geſchieht auch."

„Nun, Gott ſei Dank, ich habe keinen Bruder, wenn ich nur erſt Witwe wäre!" rief Learoſa recht aus dem Innern ſeufzend aus. „Es iſt wahrhaftig Schade, daß ich den alten Großonkel nicht geheirathet habe. Unter Vormundſchaft muß ich doch noch fünf Jahre ſtehen, und länger wird er ſchwerlich leben, und dann wär' ich Witwe, frei, jung, reich! O, wie glücklich könnt' ich dann ſein!"

„Nein, das würde mich nicht glücklich machen,“ antwortete Roderike. „Einen alten Mann will ich nicht; einen jungen, der mich liebt, den ich liebe — o, ich würde ihn ſehr lieben; denn ich haſſe eigentlich die Männer gar nicht. — Und ein ganz anderes Weſen wird man doch, wenn man Frau wird; klüger — Du glaubſt nicht, wie einfältig ich mir manchmal vorkomme.“

Learoſa antwortete nicht; ihr Schweigen währte Roderike endlich zu lange. „Biſt Du ſchon eingeſchlafen?“ flüſterte ſie.

„Ach, ich bin weit vom Schlaf entfernt,“ entgegnete Learoſa. „Ich bedenke eben, daß ich doch auch noch ſehr einfältig bin; — kannſt Du mir wol ſagen, was eigentlich die Unſchuld iſt?“

„Das weißt Du nicht? Unſchuldig iſt man, wenn man nichts Böſes gethan hat.“

„Ja, das weiß ich auch, aber unſchuldig ſein, das muß doch wol etwas Anderes bedeuten, als: nichts Böſes gethan haben. Sieh, wenn meine ſelige Mutter oder meine ſelige Schweſter mich „du unſchuldiges Kind“ nannten, ſo klang mir das immer, als wollten ſie ſagen: „Du einfältiges Ding,“ und wahrhaftig, ſie ſagten's auch jedesmal in einem ſo halb mitleidigen Tone, wie heut' Abend Deine Mutter, als ſie lächelnd das Geſicht abwandte und vor ſich hinflüſterte: „Die liebe pure Unſchuld.“ Du kannſt glauben, wenn ſie geſagt hätte: „Das dumme Gänschen,“ es würde mich nicht mehr verdroſſen haben. Nun kläre mir das auf: wenn man ſich ſeiner Unſchuld ſo ſchämen muß, und ſo verſpöttelt wird damit, ſo kann ſie doch unmöglich daſſelbe ſein, was ein gutes Gewiſſen iſt; nicht wahr?“

Roderiken's Scharfſinn reichte nicht aus, ſie eine Antwort auf dieſe verfängliche Frage finden zu laſſen, und Learoſa, nachdem ſie ein wenig gewartet hatte, fuhr fort: „Da beſinn' ich mich, daß meine Mutter in demſelben Tone, in welchem ſie meine Unſchuld zu belächeln pflegte, einſt ſagte: „Und dies Kind ſoll heirathen?“ — Klingt das nicht ſo, als dürfe man nicht mehr unſchuldig ſein, wenn man heirathet?“

„Jetzt weiß ich, was die Unſchuld iſt!“ rief Roderike, deren Gedächtniß ihr zu einer befriedigenden Antwort verholfen hatte. „Die Unſchuld iſt die Tugend, das kann ich Dir gedruckt zeigen in den Breitkopfiſchen Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes *). Ich hab's auswendig lernen müſſen; hör' zu:

„O, hör' auf meinen Rath, du unſchuldsvolle Jugend,
Verſcherz' dein Glücke nicht, bewahre deine Tugend;
Weich' den Verführern aus, die Eitelkeit der Welt
Hat allezeit ihr Netz der Unſchuld aufgeſtellt."

„Iſt das aber eine Antwort auf meine Frage?" entgegnete Learoſa. „Ich will wiſſen, was die Unſchuld iſt, und Du ſagſt, ſie ſei die Tugend. Nun, belehre mich doch, was denn die Tugend iſt?"

„Die Tugend, nun, die iſt eine ſchöne Eigenſchaft der Seele," antwortete das verſtändige Mädchen.

„Wie kann uns aber eine Seeleneigenſchaft geraubt werden?" warf Learoſa zweifelnd ein.

„Von einem Raube der Unſchuld ſpricht man wol nur gleichnißweiſe," erwiederte Roderike. „Wir verlieren ſie im Umgange mit ſchlechten Männern, die uns verderben."

---

*) Eine Zeitſchrift, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Leipzig erſchien.

„Aber warum verlieren wir ſie nicht auch im Umgange mit ſchlechten Frauen?“ frug Learoſa. „Und warum legen die Männer, wie die Paſtorin Stramm mir zugeſchworen hat, es recht eigentlich darauf an, uns um unſere Unſchuld zu bringen? — Was denkſt Du Dir denn unter einem Verführer: einen Mann oder eine Frau?“

„Nun, allerdings einen Mann,“ verſetzte Roderike, und Learoſa fuhr fort: „Und was kann den Männern an unſerer Unſchuld liegen, wenn ſie nichts als eine Eigenſchaft der Seele iſt? Nein, Roderike, die Tugend und die Unſchuld müſſen zweierlei Dinge ſein! Die Tugend, das geb' ich Dir zu, iſt ein geiſtiger Vorzug, den wir einbüßen können durch ſchlechten Umgang; aber die Unſchuld iſt etwas Anderes, iſt etwas, das uns geraubt werden kann, und grade nur von Männern; denn eine Frau darf uns küſſen, unbeſchadet unſerer Unſchuld; aber ein Mann — kennſt Du nicht den Vers von Ramler:“

„Und wenn Ihr ihnen nur den kleinſten Kuß erlaubt,
So iſt Euch ſchon die Unſchuld halb geraubt.“

Roderike war offenbar um eine Entgegnung verlegen; ſie verſuchte wenigſtens nicht, Learoſa zu widerlegen, und dieſe fuhr fort: „Nicht wahr, nun ſiehſt Du auch ein, daß die Unſchuld etwas Anderes ſein muß, als eine bloße Eigenſchaft, und daß die Männer ihr deshalb ſo nachſtellen, weil ſie ſie zu irgend etwas anzuwenden verſtehen müſſen; — wozu aber? — Ich habe, ſeit meine alte Paſtorin Stramm mich ſo vor allen Männern gewarnt hat, oft darüber nachgedacht, welchen Vortheil es ihnen bringt, uns um unſere Unſchuld zu beſtehlen. Diebe bereichern ſich doch durch ihren Raub, und folglich ſollte man meinen, der Mann, der uns die Unſchuld nimmt, müſſe ſelbſt an Unſchuld gewinnen, nicht wahr?“

„Freilich,“ ſagte Roderike; „aber ich beſinne mich doch nicht, von einem unſchuldigen Manne gehört zu haben. Die Unſchuld mag wol nur ein Eigenthum unſeres Geſchlechts ſein.“

„Welches wir aber beſtimmt ſind, zu verlieren, wenn wir heirathen,“ fiel Learoſa ein. „Ich weiß das von meiner ſeligen Schweſter; kurz vor ihrer Verheirathung laſen wir in einem franzöſiſchen Buche eine ſehr ſchöne moraliſche Geſchichte von einem ganz armen, aber äußerſt tugendhaften Mädchen, deſſen Vater unverſchuldeter Weiſe in ein Gefängniß geworfen worden iſt, während die Mutter todtkrank liegt und keinen Biſſen Brot für ihre hungernden Kinder hat. Da entſchließt die älteſte Tochter ſich, zur Rettung ihrer Ältern und Geſchwiſter ihre Unſchuld zu verkaufen.“

„Was?“ fuhr Roderike hoch in ihrem Bette auf. „Ihre Unſchuld will ſie verkaufen? — Mein Gott, wer giebt ihr denn etwas dafür?“

„Ja, das weiß ich nicht, aber ſie mag wol klüger geweſen ſein als wir,“ verſetzte Learoſa. „Sie ſetzt ſich Abends auf einen Eckſtein an der Straße und weint bitterlich. Da kommt ein fremder Herr, der ſieht ſie ſitzen, und fragt, worüber ſie weine? — Sie erzählt ihm ihr Unglück und bietet ihm ihre Unſchuld zu Kauf an.“

„Aber ich bitte Dich, was ſoll denn der Fremde mit ihrer Unſchuld beginnen?“ frug Roderike immer geſpannter.

„Sieh, grade das Nämliche hab' ich meine ſelige Schweſter nach ihrer Verheirathung gefragt,“ ſagte

Learoſa. „Ich meinte, ſie ſolle ſich bei Pellgramm danach erkundigen, aber ſie wußte es ſchon. Ich wollte Dir noch das Geſicht malen, mit welchem ſie mir antwortete: „Gott behüte Dich, daß Du das früher erfährſt, als bis Dein künftiger Mann Dir die Augen darüber öffnet.“ — Ach, ſeit Pellgramm ſo ſchlecht gegen mich geweſen iſt, ſind mir dieſe Worte wol tauſend Mal eingefallen.“

Es entſtand eine lange Pauſe; endlich unterbrach Roderike, wiewol etwas zögernd, die Seufzerſtille: „Aber, liebe Learoſa, weißt Du denn gar nicht, was der häßliche Pellgramm Dir — wie er Dir — —“ Sie ſtockte und fand erſt einige Minuten ſpäter die Worte zu der ſchwierigen Frage: „Weißt Du nicht, wie er ſo ſchlecht hat ſein wollen gegen Dich?“

„Nein, ich weiß es nicht,“ antwortete Learoſa. „Aber das weiß ich, daß ich um meine Unſchuld hätte kommen können, und doch ohne Schuld geweſen wäre. Das hab' ich recht deutlich gefühlt, als ich glaubte, der Raub ſei wirklich begangen an mir.“

„Und woher weißt Du, daß er nicht begangen iſt an Dir?“ frug Roderike.

„Das hat mir die Paſtorin Stramm geſagt,“ entgegnete Learoſa. „Und eigentlich empfand ich es auch ſelbſt, denn mitten im Gefühl meines vermeintlichen Elends, welches das Herz meiner Mutter brach und meinen Vater zum Mörder, zum Selbſtmörder machte, war's mir immer, als tröſte ein himmliſcher Engel mich, denn wie hätt' ich ohne dieſen Troſt leben können, als Alles ſtarb, was mich liebte?“

Der reiche Thränenſtrom, welchen dieſe Erinnerung aus Learoſa's Augen lockte, erweckte auch Roderikens Mitgefühl; das Geſpräch war für ziemlich lange Zeit abgebrochen; aber die Quellen der Mädchenthränen verſiegen eben ſo leicht, als ſie aufſprudeln; Roderike war die Erſte, welche wieder auf den anziehendſten Gegenſtand der nächtlichen Unterhaltung zurückkam, indem ſie frug: „Hat denn der Herr, von welchem Du erzählteſt, wirklich die Unſchuld des armen Mädchens gekauft?“

„Nein, er mag ſie wol nicht anzuwenden gewußt haben," antwortete Learoſa. „Indeß hat ihn ihr Elend gerührt; ſie hat ihn zu ihrer Mutter führen müſſen, die hat er herſtellen laſſen, den Vater aus dem Gefängniſſe befreit, und endlich iſt ein Paar aus dem Mädchen und dem Fremden geworden; er hat ſie geheirathet und ſie dadurch zur Wohlthäterin ihrer ganzen Familie gemacht. — Aus dieſer Geſchichte kannſt Du recht deutlich ſehen, daß die Unſchuld ganz verſchieden von der Tugend, von einer Seeleneigenſchaft ſein muß, die weder verkauft noch geraubt werden kann."

„Freilich, wenn die Geſchichte wahr iſt," ſagte Roderike ſinnend.

„Wahr iſt ſie gewiß, es war kein Fabelbuch, in welchem ich ſie las, ſondern ein moraliſches," verſicherte Learoſa.

„Und wo hat ſich dieſe Begebenheit zugetragen?" forſchte Roderike.

„In London," antwortete Learoſa. „Und nun frag' ich Dich dann wieder: was iſt die Unſchuld?"

„Nun, wir werden es ja erfahren, wenn wir heirathen."

„Dann werd' ich es nie erfahren, denn ich heirathe nicht," ſagte Learoſa. „Aber doch — verſprich mir, daß Du es mir entdecken wirſt nach Deiner Hochzeit."

„Ja, das verſprech' ich Dir! — Aber darfſt Du es denn auch erfahren? — Hat Deine ſelige Schweſter nicht Gott gebeten, Dich zu behüten vor dieſem Geheimniß, ehe Dein künftiger Mann es Dir enträthſelt?"

„Ja, das iſt wahr," ſeufzte Learoſa. „Aber iſt's nicht traurig, daß wir Mädchen beſtimmt ſind, nicht eher zu erfahren, was die Unſchuld iſt, als bis wir ſie nicht mehr haben?"

„Nicht mehr haben?" wiederholte Roderike befremdet.

„Nun ja; mir wenigſtens ſcheint das ſo zu ſein," ſagte Learoſa. „Die Frauen verſpotten uns unſerer Unſchuld wegen; folglich haben ſie ſie nicht mehr; wer hat ſie darum gebracht? — Ihre Männer! — Und beinah' komm' ich auf den Gedanken, daß die Männer nur aus reiner Schadenfreude heirathen, um, wenn all' ihre Nachſtellungen vergeblich bleiben, uns um einen Schatz zu betrügen, deſſen Beſitz ihnen ſelber nichts nützt. Roderike, liebe Roderike, thu' mir den Gefallen; heirathe nie! — Iſt die Unſchuld, wie man aus allen Warnungen, ſie vor den Männern zu hüten, ſchließen möchte, wirklich ein hohes Gut, ſo können wir nur ſchlechter werden, wenn wir es verlieren; nicht wahr, das ſiehſt Du ein?"

„Nein, das ſeh' ich nicht ein," erwiederte Roderike. „Dann müßte ja meine Mutter auch ſchlechter geworden ſein durch meinen Vater, und Du zweifelſt doch nicht, daß meine Mutter eine tugendhafte Frau ſei?"

„Nein, nein, eine tugendhafte Frau iſt ſie, aber keine unſchuldige!" belehrte Learoſa die zur Vertheidigung ihrer Mutter gerüſtete Tochter. „Die Tugend können wir behalten bis an unſern Tod, aber die Unſchuld läßt uns der Mann nicht. Aus welchem Grunde denkſt Du denn, daß die Männer uns heirathen?"

„Sie heirathen uns, weil Gott den Eheſtand eingeſetzt hat, weil ſie uns lieben! Denke doch an die

Geſchichte, die Du mir eben erzählt haſt: warum hat der Mann das Mädchen geheirathet, wenn es ihm nur darum zu thun war, ſie um ihre Unſchuld zu bringen, die er ja für Geld haben konnte, wie Du ſagſt?“

„Wer weiß, ob ſie ihm nicht zu viel abgefodert haben mag?“ verſetzte Learoſa. „Ich will Dir indeß ſagen, warum die Männer heirathen: weil ſie Jemand haben müſſen, dem ſie das Leben ſauer machen; und da iſt's denn ihr erſtes Werk, uns zu beſtehlen um unſere Unſchuld aus Bosheit, aus Schadenfreude! O, Du kennſt die Männer nicht!“

„Nun, das kann ich Dir verſichern; mein Vater hat meine Mutter nicht aus Bosheit, um ihr zu ſchaden, geheirathet,“ ſagte Roderike. „Indeß kannſt Du in einem Puncte wol recht haben; die Unſchuld nämlich, welche meine Mutter an uns belächelt, die ſcheint ſie wol nicht mehr zu beſitzen, und keine Frau mag die auch wol mehr haben. Aber dieſe Art von Unſchuld zu verlieren, kann denn auch nichts Böſes ſein, und wenn wir ſie doch einbüßen müſſen, ſobald wir Frauen werden, ſo begreif' ich nicht, wie die

Poeten und Moraliſten uns ſo warnen können, ſie zu bewachen; und noch weniger begreif' ich, wie man etwas bewachen kann, was man nicht kennt, nicht ſieht, nicht hört, nicht empfindet."

Learoſa war eben bemüht, aus dem unerſchöpflichen Quell ihrer Ahnungen etwas Neues zu Tage zu fördern, als die Kammerfrau der Frau von Zſchechwitz, deren Schlafgemach die Kammer der beiden Fräulein von der Schlafſtube ihrer Gebieterin trennte, der lange belauſchten Unterhaltung ein Ende machte, indem ſie hineinrief: „Nun, das muß ich geſtehen: ſo Etwas haben meine Ohren noch nicht gehört! Ich werde morgen Ihro Gnaden fragen, ob es ihr Wunſch iſt, daß ihr unſchuldiges Fräulein ſolchen Unterricht empfangen."

Beide Mädchen wurden um ſo beſtürzter, je weniger ſie ſich einer Schuld bewußt waren. Doch ſuchten ſie die Enden des abgeriſſenen Fadens ihres Geſprächs nicht wieder auf, deſſen Inhalt indeß ſo nachwirkend ruheſtörend war, daß der erſte Schimmer der Herbſtſonne, welcher dieſe Nacht endete, die Augen der holden Grüblerinnen noch ungeſchloſſen fand.

Der junge Graf von Rottingerode hatte dieſe Nacht auf andere Weiſe als die beiden wißbegierigen Fräulein benutzt. Er eilte, nachdem es ihm, wie er nicht zweifelte, gelungen war, Frau von Zſchechwitz ſeinen Spätbeſuch verdächtig zu machen, in ſeine Wohnung, um ſchnell ſeinen Anzug herzuſtellen, und noch zeitig genug bei der Aſſemblée zu erſcheinen, welche heut' nach Beendigung des Schauſpiels bei Seiner Majeſtät angeſagt war.

Die Spieltiſche waren bereits arrangirt, als er in den um die Perſon des Monarchen gebildeten, meiſt aus Mitgliedern des Landadels beſtehenden Kreis einſchlich. — Sein erſtes Wort leitete die Frage nach dem Herrn von Troghauer ein.

Man wies ihm einen derben Vierziger, der von dem ihm unbequemen Galanteriedegen an ſeiner Seite, von dem feſtgeklemmten Chapeaubas unter dem Arme und von der ungewohnten ſteifen Haltung auf dem rückenloſen Polſterſeſſel beklemmt und geängſtigt, mit der lang ihm vom Halſe herabhängenden Spitzenkrauſe kämpfte, deren Enden bei jeder Bewegung des Nackens auf die L'hombrekarten niederflatterten, die er ſehr unſicher zwiſchen den in Glacéehandſchuhen gehüllten Fingern hielt. Der ihm angewieſene Spieltiſch befand ſich in der Nähe eines Fenſters, welchem er den Rücken kehrte.

„Hedemark, einen Liebesdienſt erweiſen Sie mir,“ ziſchelte der Graf einem jungen Jagdjunker zu. „Es iſt der kleinſte, den der Freund vom Freunde bitten kann. Ich werde mich dort an jenes Fenſter ſtellen; Sie kommen wie von ungefähr zu mir, und fragen mich, ohne meinen Namen zu nennen, wo ich ſo lange geblieben ſei. — Auf meine Antwort erwiedern Sie nichts.“

Herr von Hedemark drohte lächelnd mit dem Finger: „Das geht wol wieder auf eine neue Auflage unſerer alten Pagenſtreiche hinaus, nicht wahr? Einem Vater oder einem Ehemanne aus dieſem Cirkel der Krautjunker ſoll etwas anzuhören gegeben werden?

— Nun, ich verderbe keinen Spaß; gehen Sie auf Ihren Poſten.“

Der Graf ſchlich hinter dem Stuhle des beklemmten L'hombreſpielers, der die Rolle nicht ahnete, die ihm in einem andern Spiele angewieſen werden ſollte, hinweg, und faßte Poſto hinter der Gardine des Fenſters. Der Jagdjunker ließ nicht lange auf ſich warten. „So ſpät, Freund? — Welches Abenteuer hat Sie ſo lange aufgehalten?“ frug er.

„Ein verunglücktes,“ antwortete der Graf, zwar ziſchelnd nur, doch laut genug, um von ſeinem Manne gehört und verſtanden zu werden. „Alles war ſo gut angelegt, da muß die leidige Provinz ſich aufthun, und eine ehrbare Dorfdame, eine Frau von Zſchechwitz, mir in den Weg ſchicken! O, es iſt zum Verzweifeln!“

Herr von Troghauer wurde unruhig auf ſeinem Seſſel und wandte den Kopf dem Fenſter zu, aber der Graf hüllte ſich und ſeinen Freund dichter in den üppigen Faltenwurf der Gardine und fuhr fort zu reden:

„Das niedlichſte Mädchen, welches Leipzig — ja welches ganz Sachſen aufzuweiſen hat, wirft meine Fortuna mir in den Weg; es iſt keine Roſe zwar mehr zu brechen, denn das liebe Kind hat eine etwas landkundig gewordene Avanture mit dem eignen Schwager gehabt, und zur Herſtellung ihres Renommées nöthig gehalten, ſich unter den Schutz einer Duenna, derſelben Frau von Zſchechwitz, von welcher ich vorhin redete, zu begeben und der leichtgläubigen Dorfdame, ich weiß nicht was, von ihrer fleckenloſen Tugend vor- und aufzuſchwatzen. Doch, Sie wiſſen, ſehr difficil bin ich nicht im Punct der Liebe, und iſt ein Mädchen nur hübſch, ſo frag' ich nicht, ob ich der Erſte oder der Zehnte bin, der ſich ihrer Gunſt erfreut. Und ſo frug ich denn auch hier nicht, ſondern nahm das ganze Kunſtwerkchen von Lug und Trug, hinter welchem die kleine geübte Kokette ihre geheimen Sünden zu verbergen wußte, für baare Münze, ſtürmte aber dabei ſo ſchonungslos auf die liebe Unſchuld ein, daß ich zeitiger an's Ziel gelangte, als ich ſelbſt gehofft hatte. Die Sterne dieſes Abends ſollten Zeugen meines Glücks ſein, da muß unglücklicherweiſe ein Geſchäft mich aufhalten; ich verliere eine Stunde; eine zweite, noch koſtbarere, denn ich ſtand am Ziel, raubt mir die Ziererei der verſchlagenen Dirne, die ſich in den Kopf geſetzt hat; mir einzureden, daß ich der Beneidenswerthe ſei, dem ſie ihre Blüten bringe, und in der erkünſtelten Extaſe ſogar nach der Klingelſchnur greift. Aber als die Glocke anſchlug, da that es ihr leid, ſo weit gegangen zu ſein; ich mußte in das Vorzimmer gehen, um das gerufene Mädchen wieder zu entfernen; und nun denken Sie ſich mein Unglück: kaum bin ich zurückgekehrt zu meinem Engel, der jetzt über die Maßen ſchmiegſam geworden war, als der ſchadenfrohſte aller Teufel, die Duenna meiner Schönen, die Frau von Zſchechwitz, aus der Komödie zurückführt. Das Mädchen war außer ſich, und auch ich muß geſtehen, etwas conſternirt geweſen zu ſein; ſie kommt indeß zuerſt zu ſich, und ſchlägt mir vor, mich ihren Hausgenoſſen als einen Verwandten zu präſentiren; aber mir fiel ein, daß ich mich nicht aufhalten dürfe, weil unmittelbar an den Schluß der Komödie die Aſſemblée ſich reihte, zu deren Beiwohnung der Hofdienſt mich zwingt; und ſo flog ich denn, oder ſtolperte vielmehr über die Frau von Zſchechwitz hinweg, um — wie Sie bemerkt haben — eine halbe Stunde zu ſpät zu kommen. Ich will" — ſetzte er hinzu, indem er den Freund fortzog, ſich jedoch ſo hielt, daß ſein Geſicht durch dieſen dem Herrn an dem Spieltiſche verdeckt blieb; — „ich will hoffen, daß Niemand als Sie meine Verſpätung bemerkt hat."

Jetzt hielt der Herr von Troghauer ſich nicht länger, und innerlich lachend hörte der Graf ihn ſeine Mitſpieler nach dem Namen des Herrn in der rothen Uniform fragen, und noch freudiger ward ſein verbiſſenes Lachen, als Niemand den Frager zu beſcheiden wußte.

„Aber nun, Herzensfreund, nun bitt' ich mir zu beichten," hob der Jagdjunker an, als Beide ein anderes Zimmer erreicht hatten; geſtehen Sie mir: wem galt denn eigentlich die Erzählung von dem Engel und der Duenna? — Und — wenn ſie wahr iſt, die Geſchichte, darf ich mir dann wol die Adreſſe dieſes Engels erbitten?"

„Gern, aber ein andermal; jetzt muß ich eilen, mich dem Könige zu zeigen, in deſſen Nähe der

Dienſt mich ſchon lange gerufen hat,“ antwortete der Graf, und war mit Aalglätte dem Neugierigen entſchlüpft.

Den König hatte, zum großen Leidweſen der hohen Erbhofchargenträger, welche zu der Ehre berufen worden waren, mit ihm zu ſpielen, ſchon zum dritten Male die Langeweile gähnen gemacht; da nahm er, während der Erblandmarſchall ſehr ängſtlich den Erblandhofmeiſter, und dieſer noch ängſtlicher den Erblandpoſtmeiſter anblickte, an dem Taburet des Letzteren ſtehend, den Grafen Auguſtus von Rottingerode wahr. Das Geſicht des jungen Mannes, glatt und farblos wie immer, glich einem mit ſympathetiſcher Dinte beſchriebenen Blatte; der König verſtand ſich auf eine Schrift ſolcher Art; er winkte dem Kammerherrn vom Dienſt. — „Baron Seckendorf, nehmen Sie meine Karten; die Herren werden mich entſchuldigen, die Fontanelle am linken Arme wird mir unbequem.“

Er ſtand auf und verließ geräuſchlos den Salon. — Von einer andern Seite ging der Graf ab, und gelangte mittels eines Umweges in des Königs innerſtes Cabinet.

„Nun, Herr Pathe," hob dieſer mit ſeinem gnädigſten Lächeln an, „Sie haben mir etwas zu berichten; ich leſ' es auf Ihrer Stirn; nur heraus damit; ſind Sie reuſſirt?"

„Durchgefallen, Majeſtät, abgewieſen mit einem Korbe in beſter Form," ſagte der Graf achſelzuckend.

„Parbleu!" fuhr der König auf. „Alſo abgewieſen? Rein abgewieſen mit Allem? — Auch keine Hoffnung, ſie nach Dresden zu locken?"

„Und doch, wenn nämlich Eure Majeſtät mitwirken wollen —"

„Mitwirken wollen? Ich? — Reden Sie; wie ſoll ich mitwirken?" fiel der König ihm ins Wort.

„Eure Majeſtät entſinnen ſich des Prozeſſes, welchen mein Vater — "

„Graf, ich verbiete Ihnen ernſtlich, Ihre eigne Angelegenheiten in mein Spiel zu mengen," rief der König ungeduldig. „Laſſen Sie den Prozeß Ihres Vaters und alle Geſchäfte ruhen, und kommen Sie ohne Umſchweif zur Sache."

„Aber dieſer Prozeß gehört zur Sache, Eure Majeſtät,“ entgegnete der Graf.

„Er gehört zur Sache? — Nun ſo will ich Sie denn nicht unterbrechen. Fangen Sie Ihre Erzählung — aber, wenn ich bitten darf, nicht von Ledas Ei an.“

„Zu Befehl, Eure Majeſtät; ich will gleich bei dem Erfolge beginnen, den ich mir von der Ausführung meines Entwurfs verſpreche: meine Nichte, welche meine Hand ausgeſchlagen hat, muß ſich — mit meinem Vater vermählen, ihm, verſteht ſich, nach Dresden folgen, und — dort bürgt für die Erfüllung der Wünſche Eurer Majeſtät — der Stiefſohn.“

„Welch' eine Idee!“ rief der König. „Die grundloſeſte, auf welche je ein luftiger Projectenmacher ſeine Schlöſſer gebaut hat! — Wie ſoll man Ihren Vater vermögen, dies Mädchen — und noch mehr: wie ſoll man dies Mädchen vermögen, Ihren Vater zu heirathen?“

„Jetzt zwingen Eure Majeſtät mich, den Keim aus Leda's Ei zu entnehmen, um dieſe Frage zu beantworten," entgegnete der Graf. „Ich muß jetzt nämlich von dem Prozeſſe reden, den mein Vater begonnen hat, und den meine Nichte fortſetzen will. Mein Vater hat nämlich daſſelbe Majorat als Erbe in Beſitz genommen, deſſen Stiftung er als unrechtmäßig bis dahin auf dem Wege Rechtens beſtritten hatte; und all' die Gründe, welche er bisher zu ſeinen Gunſten angeführt, macht jetzt, da ihm daran liegt, ſie in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen, meine Nichte gegen ihn, und zu ihren Gunſten geltend. Die Sache ſteht höchſt mißlich für ihn, und nichts kann ihm gelegener kommen, als ein Vergleich, den meine Nichte aber ſchwerlich eingehen wird, wenn nicht eine mächtige Hand die Vermittelung deſſelben übernimmt, und wenn ſie nicht gleichzeitig ihres letzten Rückhalts beraubt wird. Das letztere Geſchäft hab' ich zu dem meinigen gemacht, und ihm bereits ſo nachhaltig vorgearbeitet, daß die junge Baroneß wahrſcheinlich ſchon am morgenden Tage ſehr einſam und rathlos werden wird. — Das erſtere Geſchäft würde am zuverläſſigſten in Eurer Majeſtät Händen ſich befinden. Mein Vater iſt nicht gleichgültig gegen die Baroneß; er hat ſchon die Abſicht gehabt, ſie zu ſeiner Gemahlin zu erheben, und ſich nur durch das Gerücht ihrer Verirrung abſchrecken laſſen, ſeiner Bewerbung Ernſt zu geben. Jetzt, da das Gewicht der Anſprüche des ſchönen Mädchens an ſeinen, ſehr freudig in Empfang genommenen neuen Grundbeſitz ſich der überredenden Macht ihrer Reize beigeſellen wird, jetzt kann es nicht anders als leicht ſein, ihn von ihrer Tugend zu überzeugen.“

„O, was Ihren Vater betrifft, da zweifle ich nicht, daß er ſehr geneigt ſein werde, ſein Alter durch eine ſolche Genoſſin zu erheitern, aber das Mädchen, das Mädchen!“

„Auch das Mädchen wird, hoff' ich, nicht unfügſam ſein,“ entgegnete der Graf. „Mein Vater hat mir betheuert, daß die Baroneß, unmittelbar nach dem Tode ihrer Ältern, durch ihren Bruder ihm auf ſeine kurz zuvor eröffnete Bewerbung bejahend habe antworten laſſen, und nach meinem heutigen Geſpräch mit ihr zu urtheilen, glaub' ich mein Nichtchen durchſchaut zu haben. Die Perſönlichkeit meines Vaters iſt es allerdings nicht, was ſie ihm geneigt macht, aber: ſein Rang — ſein Alter — ſeine Kränklichkeit, die geben ihm das wunderbare Gewicht. Die Baroneß, Eure Majeſtät, iſt ſchlau, über ihre Jahre gewitzigt; ſie berechnet die Möglichkeit, die ſechzehnjährige Witwe einer ſechsundſechzigjährigen Excellenz zu werden, und wenn ich an die Folgen der letzten Erkältung meines Vaters zurückdenke, ſo muß ich ihr den Preis der beſten Rechnerin zugeſtehen. — Geruhen Eure Majeſtät mir Urlaub zu bewilligen, ſo reiſ' ich noch in dieſer Nacht ab zu meinem Vater."

„Gut, reiſen Sie, Rottingerode," ſagte der König. „Was geſchehen ſoll, das muß ſchnell vollbracht werden, denn der Donnerſtag iſt der letzte Tag, den ich hier zubringen werde unter dieſem langweiligen Dorfadel, der mich mit ſeinen Feſten quält."

„Ich eile, Eure Majeſtät, und find' ich meinen Vater ſo, daß er nur das Bett verlaſſen kann, ſo verbürg' ich mich, ihn morgen hieher zu bringen."

„So bringen Sie ihn denn, und müßt' er auch in Betten gepackt transportirt werden!!" rief der König, nickte gnädig, und der Graf verließ das Cabinet und das Haus. — Nach Verlauf einer Stunde ſaß er auf ſeinem Pferde, und trabte, ſeinen Reitknecht hinter ſich, auf der Straße nach Borna fort.

Der helle Vollmond, der faſt tagähnlich den Weg beſchien, förderte ſeine Reiſe, deren Zweck ihn unabläſſig beſchäftigte. Gelang es ihm, die Verheirathung ſeines Vaters mit Learoſa zu Stande zu bringen, ſo glaubte er nicht mehr an den Erfolg ſeiner hierauf gebauten Entwürfe zweifeln zu dürfen. Seine Stiefmutter alsdann in die Arme des Königs zu liefern, dünkte ihm leicht, und ſein Verhältniß als Mitwiſſer und Bewahrer ihres wichtigſten Geheimniſſes mußte ihn ſelbſt für die Einbuße des Majorats entſchädigen, wenn ſein Vater gezwungen werden ſollte, daſſelbe zu Learoſa's Gunſten fahren laſſen zu müſſen. Eine zweite Schadloshaltung verſprach er ſich von der Dankbarkeit und der Gunſt des Königs, welche er zu verdienen hoffte.

Als kurz vor Anbruch der Morgendämmerung der Mond untergegangen war, erreichte der Graf ſein

Ziel; es befremdete ihn, Licht in einigen Fenſtern des Schloſſes wahrzunehmen.

„Schon munter, oder vielleicht noch munter dort?“ murmelte der junge Graf vor ſich hin. „Sollte der Alte vielleicht kränker geworden ſein? — Das könnte einen häßlichen Strich durch die Rechnung machen, oder — die Krankheit müßte ſchnell und tödtlich enden. — Ja, wenn er jetzt ſtürbe, ſo könnt' ich dreiſt den Erisapfel aufheben, der mir nun im Wege liegt; der Todte würde ſich nicht bewegen im Grabe, wenn ich Alles für erdichtet erklärte, was er angegeben hat bei ſeiner Eröffnung des unſeligen Prozeſſes.“

Der Reitknecht hatte inzwiſchen einen Diener herausgeklopft. „Was macht mein Vater?“ frug der Graf dieſen dringend.

„Seine Excellenz haben ſich eingeſchloſſen mit dem Herrn Gerichtshalter ſeit geſtern Abend um zehn Uhr,“ antwortete der Lakai, und der Graf befahl, ihm vorzuleuchten nach dem Zimmer des Vaters.

Er pochte; ihm ward aufgemacht. — „Du,

Auguſtus?“ rief die Excellenz, das Tiſchchen zurückſchiebend, welches mit Acten bepackt vor dem Lehnſtuhle ſtand, auf welchem er mehr lag als ſaß. „Wer hat Dich gerufen? Was willſt Du hier?“

„Ihnen hülfreich ſein, mein Vater, in einer Gefahr, die Sie vielleicht noch nicht ahnen mögen,“ antwortete der junge Graf. „Erfahren Sie, daß die junge Pfinzing einen Cabinetsbefehl vom Könige erwirkt hat, der ſie der vormundſchaftlichen Gewalt dieſes Herrn“ — er deutete auf Nauvogel — „enthebt, und daß ſie —“

„Wir wiſſen ſchon, wir wiſſen Alles,“ unterbrach Nauvogel ihn. „Ein guter Freund, ein geheimer Kanzleiſecretair des Oberhofgerichts, hat mir geſtern Abend einen Expreſſen zugeſchickt, mit der Nachricht, die Sie uns nun beſtätigen, und da hab' ich ſogleich mich aufgemacht mit allen in der betreffenden Sache verhandelten Acten, und wir haben die ganze Nacht hier geſeſſen und gerathſchlagt, denn die Angelegenheiten ſtehen ſchlimm, ſo ſchlimm, daß ich zweifle, die Hülfe, die Sie uns zu bringen vermeinen, werde benutzbar ſein für uns. Laſſen Sie ſich einmal die Sache geduldig auseinanderſetzen: Ihr Herr Vater, Excellenz, hat angegeben, daß der verſtorbene Baron von Pfinzing geſtändlich das Teſtament der ſeligen Gräfin unterſchlagen und ein anderes, ſelbſt verfertigtes, zu ſeinen Gunſten abgefaßtes, an deſſen Stelle geſchoben hat; da alſo das vorgefundene Teſtament erweislich verfälſcht, und folglich ungültig ſei, Niemand aber erweiſen könne, was das beſeitigte Teſtament enthalten habe, ſo müſſe es angeſehen werden, als ſei die ſelige Gräfin ohne Hinterlaſſung einer letztwilligen Verfügung verſtorben, und der Herr Vater, Excellenz, als nächſter Blutsverwandter der Erblaſſerin, ſei der alleinige Erbe ihres Nachlaſſes. Dagegen bin ich mit aller Kraft aufgetreten, habe die Unterſchlagung des echten Teſtaments geleugnet, die Rechtmäßigkeit des vorgefundenen behauptet, das Bekenntniß des verſtorbenen Barons, als in völliger Verſtandesirre, wofür ſein Selbſtmord auch zeugt, verworfen, und ſeine Befugniß, aus dem ihm zugefallenen Erbe ein Majorat zu gründen, vertheidigt. Nun muß ſich etwas zutragen, was kein Menſchenauge vorausſehen kann: der junge Majoratsherr ſtirbt. —

Dieſer Todesfall giebt der Sache eine ganz andere Wendung, und ich reiſe ſtehenden Fußes nach Dresden, um mich mit dem Herrn Vater, Excellenz, zu verſtändigen, und wir verſtändigen uns Beide. Der Herr Vater, Excellenz, läßt ab, das Recht des verſtorbenen Barons zu beſtreiten, aus dem Nachlaß der ſeligen Gräfin ein Majorat zu ſtiften, und ich, durch meine bisherige Vertheidigung dieſes Rechts gebunden, konnte mithin nicht umſatteln zu Gunſten meiner beiden noch lebenden Mündel. So nahm denn der Herr Papa, Excellenz, das nunmehr ihm zugefallene Majorat in Beſitz, und kein Einſpruch war gedenkbar; da fällt wie aus den Wolken des Himmels dieſer Schlag, der einen andern Vormund in meine Stelle ſchiebt. Ich meinerſeits, der ich die Rechtmäßigkeit des vorgefundenen Teſtaments vertheidigt habe, kann und werde nicht aufhören, es ferner zu vertheidigen; aber was hilft das, wenn der Herr Vater, Excellenz, mich nicht unterſtützen will? Und das will er nicht; und bei Lichte beſehen, iſt's auch eine mißliche Sache für ihn, zu erklären, er habe etwas gethan, was einem Andern als einer

Excellenz den ſchnurgraden Weg nach dem Königſtein gebahnt haben würde. So alſo ſtehen die Sachen jetzunder, mein Herr Graf; mein Rath wäre, einen Vergleich zu verſuchen, aber wenn man ſich's auch etwas koſten laſſen wollte, den neuen Herrn Vormund zu gewinnen, der Patron iſt ſchlau genug, um einzuſehen, daß dieſer Prozeß ihn fetter machen kann, als der fetteſte Vergleich. — Nun, fürcht' ich, werden Sie einſehen, daß es nicht leicht ſein wird, uns zu Hülfe zu kommen."

„Und doch," entgegnete der junge Graf; „ich will den Vergleich zu Stande bringen, wenn mein gnädiger Vater noch geſonnen iſt, wie er es war, alß er vor einem halben Jahre die Reiſe hieher antrat; ich würde alsdann vorſchlagen, die allerſeitigen Intereſſen durch eine Mariage zu verknüpfen."

„Wie?" fuhr der alte Herr mit leuchtenden Augen auf. „Du willſt die Baroneß heirathen? — Du willſt das Engagement aufgeben, welches Dich entehrt?"

„Das würd' ich mit Vergnügen bereit ſein, mein gnädiger Vater," verſetzte der Sohn; „auch hab' ich

— ich will es Ihnen geſtehen — ſchon verſucht, mich der Nichte zu nähern, aber — ſie hat mich zurückgewieſen.“

„Zurückgewieſen?“ rief der alte Graf. „Zurückgewieſen hat ſie Dich? Und dennoch hoffſt Du, ſie zu gewinnen.“

„Das hoff' ich, aber nicht für mich, ſondern — für Sie, mein gnädiger Vater,“ antwortete Graf Auguſtus.

„Für mich?“ rief der Grand maitre de la garderobe, und das Jünglingsfeuer, welches aus ſeinen Augen funkelte, ſetzte ſeine podagraiſchen Füße in Bewegung. „Für mich?“ frug er noch einmal, indem er aufſprang. „Ich ſoll Learoſa heirathen?“

„Das wär' in der That ein Meiſterſtreich der Politik!“ ſchaltete der Amtmann ein, während der junge Graf entgegnete: „Ja, gnädiger Vater, das iſt meine Meinung, welcher Sie, wie ich hoffe, Ihre Beiſtimmung um ſo weniger verſagen werden, als ich Grund habe, gewiß zu ſein, daß die Baroneß noch eben ſo günſtig gegen Sie geſinnt iſt, als ſie es war da ſie durch ihren Bruder ſich Ihnen antragen ließ.“

Die Gluth des alten Herrn ſchien indeß wieder etwas verdampft zu ſein; die Stirn hatte ſich wieder gefaltet und ſein Auge den Ausdruck der Bedenklichkeit angenommen. „Weißt Du denn, wie das Fräulein damals geſinnt war gegen mich, Auguſtus?“ hob er an. „Ich will's Dir ſagen: ſie bedurfte eines Deckmantels und dazu ſollt' ich ihr dienen, und zu einer ſolchen Dienſtbarkeit war und iſt noch heute mein Name mir zu gut.“

„Mein Vater, Sie thun dem Fräulein Unrecht, bitteres, himmelſchreiendes Unrecht!“ betheuerte der junge Graf. „Sie iſt unſchuldig, ich ſchwör' es Ihnen; fragen Sie hier den Herrn Amtmann auf ſein Gewiſſen, ob nicht Alles Verleumdung, abſcheuliche Verleumdung war, was das unglückliche Kind —“

„Freilich!“ fiel der Amtmann dem Vertheidiger der Unſchuld Learoſa's ins Wort, „freilich war Alles Verleumdung, das hat der Erfolg ja bewieſen.“

„Richtig, der Erfolg hat es bewieſen,“ fuhr der junge Graf fort, und wandte, um ſeinen Vater von Learoſa's Tugend zu überzeugen, all' ſeine Beredtſamkeit ſo kräftig auf, daß die Bedenklichkeiten deſſelben immer mehr und mehr wichen, und ſich zuletzt auf die einzige beſchränkten, Learoſa werde ſeine Hand verſchmähen.“

„Fürchten Sie das nicht,“ verſetzte der Sohn. „Entſinnen Sie ſich, daß die Baroneß von Anfang an ſich zu Ihnen hingeneigt hat; und in der That, ihre Wahl würde ihrem Geſchmack Ehre machen. Mein gnädiger Vater ſind zwar kein Jüngling mehr, aber ich will den Jüngling ſehen, deſſen Augengluth ſich mit der Ihrigen meſſen darf, den Jüngling will ich ſehen, der in ſeinen Zügen dieſen Ausdruck legen kann! Faſſen Sie Muth, mein gnädiger Vater! Faſſen Sie Vertrauen zu ſich ſelbſt, und ich verbürge Ihnen Ihren Triumph!“

Der Alte hatte wohl- und ſelbſtgefällig lächelnd zugehört. „Nun wohlan, ich will's verſuchen, was ich noch vermag,“ ſagte er und wandelte etwas hinkend vor dem Spiegel auf und ab, der — ein zu treuer Wahrheitsfreund — ſein Selbſtvertrauen eben nicht ſehr kräftig unterſtützte.

„Höre, Auguſtus, ich fürchte, die Zeiten ſind vorbei, in welchen ich mich vermeſſen durfte, zu kommen, zu ſehen, zu ſiegen,“ ſagte er ein wenig kleinlaut, und ſetzte ſich wieder auf ſeinen Sorgenſtuhl nieder, aber der Sohn betheuerte ihm, er werde nie aufhören, ein Cäſar zu ſein, und fügte zuletzt noch die Verſicherung hinzu, daß, wenn Learoſa wider Erwarten ſich ſträuben ſolle, der König ſelbſt ihm zugeſagt habe, das Brautwerberamt zu übernehmen.

In demſelben Augenblicke, als Graf Auguſtus ſich dieſe Ermuthigung hatte entſchlüpfen laſſen, belehrten die Falten, in welche die Stirn ſeines Vaters ſich plötzlich zog, ihn, daß er ſehr unweiſe ſich auf dieſen zweideutigen Heirathsvermittler berufen hatte. Und in der That kannte der Grand maître de la garderobe die Lieblingsneigungen ſeines Gebieters genau genug, um ihm nicht eine Braut verdächtig zu machen, welche dieſer ihm zu werben verhieß. — „Kennt denn der König die Baroneß?“ frug er.

„Er hat ſie flüchtig geſehen, als ſie im Moment ſeiner Ankunft ihm die Bittſchrift in den Wagen warf, deren Gewährung ſo nachtheilige Folgen für Sie gehabt hat,“ antwortete der Sohn. „Sie hat aber keinen vortheilhaften Eindruck auf ihn gemacht;

das Trauergewand entſtellte ſie ſo matronenähnlich, daß ich ſie ſelbſt nicht wieder erkannte."

„Wie kommt denn aber der Herr darauf, mich mit ihr verheirathen zu wollen?" frug der Vater mit immer noch wachem Mißtrauen.

„Ich äußerte dieſen Wunſch," antwortete der junge Graf, „und der König, dem es leid that, durch ſeine ſo ſchnelle Erfüllung des Geſuchs der Baroneß Sie, mon père, in Ihren Rechten gekränkt zu haben, verſprach mir auf jede Art mitzuwirken zu dem von mir vorgeſchlagenen Redreſſement. — Doch beſorg' ich nicht, daß er es ungnädig aufnehmen werde, wenn Sie ſeine Vermittelung, oder überhaupt das ganze von mir erſonnene Ausgleichungsgeſchäft von der Hand weiſen."

„Thun Sie das nicht, Ihro Excellenz, wenn ich Ihnen rathen ſoll. Weiſen Sie das Geſchäft nicht von der Hand, wenn Sie Majoratsherr von Thomsfelda bleiben wollen!" rief der Amtmann, der nun erſt ſeine alte bellende Stimme wieder gefunden hatte. „Bedenken Sie; dreierlei Wege ſtehen Ihnen auf: entweder Sie ziehen ſtill ab von Thomsfelda oder Sie heirathen ſich und Fräulein Roſinchen zugleich hinein, oder Sie erklären Alles, was Sie vorgebracht haben gegen das Beſtehen des Majorats für Lüge, und in dieſem Falle muß ich mich ſelber losſagen von Ihrer Sache, denn insgeheim könnt' ich zwar zweien Herrn zugleich dienen, aber dann müßt' ich nicht ſelbſt Einer von dieſen beiden Herrn ſein, und das wäre der Fall jetzunder."

„Auguſtus, klingle!" rief der Graf entſchieden. „Mein Kammerdiener ſoll mich ankleiden und der Kutſcher ſoll anſpannen. Wir fahren nach Leipzig."

Graf Auguſtus flog der Klingel zu, und der Amtmann klappte die aufgeſchlagenen Actenſtöße zuſammen.

In dem ganzen Pleißenthale gab es ſchwerlich mehr als zwei Paar Mädchenaugen, welche der Schlummer noch geſchloſſen hielt, und dieſe beiden Paare gehörten den Freundinnen, die erſt ſpät ſich von dem Schreck erholt hatten, den die keuſcheſte, ſittſamſte aller Kammerjungfern ihnen zugefügt. Sie ſchlummerten, ohne von den Wolken, die ſich über ihren Häuptern ſammelten, und ohne von den Blitzen zu träumen, welche in dieſen Gewölken ſich bargen, um niederzuſchießen zwiſchen ihnen.

Das Kammermädchen hatte nämlich Wort gehalten, und ihre Gebieterin, als dieſe kaum die Augen aufgeſchlagen hatte, durch die Entdeckung überraſcht, daß Fräulein Roderike ſich wol nicht in der beſten Geſellſchaft befinden möge, wie aus dem Geſpräche, welches ihr dieſe Nacht zur ſchlafloſen gemacht und hauptſächlich aus dem geſtrigen Abendbeſuche des angeblichen Oheims zu ſchließen ſei.

Frau von Zſchechwitz erſchrak heftig. Sie ließ ſich dieſen Oheim genau beſchreiben, und den Inhalt der zwiſchen beiden Mädchen geführten Unterredung ſo ausführlich als möglich mittheilen. Die Jungfer beſchrieb den Grafen ſo Verdacht weckend, ſchilderte ſein Benehmen in ihrer Gegenwart, als die Klingel ſie gerufen, ſo zweideutig, und hob die anſtößigen Seiten dieſes Geſprächs, beſonders Learoſa's Zweifel an der Tugend der gnädigen Frau und ihre Anſicht von der Verkäuflichkeit der weiblichen Unſchuld ſo nachdrücklich an's Licht, daß es der Scharfſicht der ſonſt ſo verſtändigen Frau entgehen mußte, wie ſchuldlos, wie ganz kindiſcher Natur dieſe Nachtunterhaltung ihres Töchterchens geweſen war. Sie entſetzte ſich bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß Learoſa ein eben ſo verſchlagenes als verdorbenes Geſchöpf ſein könne, und die Erkennung, daß ein ſolches Weſen um ſo gefährlicher ſei, je künſtlicher es die Flecken ſeiner Seele hinter dem erlogenen Heiligenſchein kindlicher Unſchuld zu verſtecken wiſſe, füllte ihr Mutterherz mit Ängſten. Sie befahl, ihre Tochter zu wecken.

Mit noch ſchlaftrunkenen Augen erſchien das Fräulein vor der ungewöhnlich ernſten Mutter, welche ſofort mit der Frage nach den Gegenſtänden der im Laufe dieſer Nacht mit Learoſa geführten Unterhaltung ein äußerſt peinliches Verhör eröffnete.

Roderike gab Alles, was ihr von Learoſa's Äußerungen noch im Gedächtniß haften geblieben war, ſo ungeſucht, ſo natürlich treu wieder, daß die gute Mutter, wenn nicht der geſtrige Beſuch des zweideutigen Oheims, der ihr ſogleich verdächtig geworden war, ihrem Argwohn zur Grundlage gedient hätte, ſich vielleicht völlig beruhigt haben würde. Aber in ihrer Gemüthsaufregung fand die Beſorgniß leichteren Zugang, daß dieſes Geſpräch vielleicht nur die Einleitung zu einer vollſtändigern Belehrung, einer überlegten und mit allmähligen Schritten vorbereiteten Einführung in die Myſterien habe ſein ſollen, deren gezeitigte Enthüllung zum Giftquell wird, an deſſen lockendem Rande die Scham, die Sittlichkeit — alle, alle Tugenden der werdenden Jungfrau verſiechen. Aber mitten unter dieſen Beängſtigungen drängte der guten gerechten Frau ſich das Urbild der Seelenreinheit entgegen, wie es aus Learoſa's Auge hervorleuchtete, aus jedem ihrer Worte redete; und von Beſorgniſſen zu Hoffnungen überſchwankend, rief ſie aus: „Nein, es kann nicht ſein, es iſt nicht möglich! Wenn dieſes Geſicht lügt, ſo darf ich keinem, auch dem meines eignen Kindes nicht vertrauen. — Ich will mit Learoſa reden, aber — wenn es ihr auch gelingt, ſich zu rechtfertigen, ſolche Geſpräche dürfen dennoch nicht zwiſchen Euch geführt werden; ich werde Euch ſtrenger im Auge behalten; auf jeden Fall ſchläfſt Du künftig bei mir, Roderike. — Ruft mir Fräulein Learoſa her.“

Die Kammerjungfer ging, und kam mit der Nachricht zurück, daß das Fräulein Beſuch von einem fremden Herrn habe.

„Von einem fremden Herrn?“ frug Frau von Zſchechwitz ſehr befremdet. — „Es iſt ja kaum zehn Uhr? — Iſt ſie denn ſchon angekleidet? — Wo hat ſie den Beſuch empfangen?“

„Im grünen Wohnzimmer; ſie hat nur ihr Morgengewand an. Wollen die gnädige Frau den Gaſt in Augenſchein nehmen, ſo bemühen Sie ſich nur in das Cabinet des Fräuleins. Sie können ihn dort durch die Scheiben der Glasthür erblicken.“

Frau von Zſchechwitz eilte in das Cabinet, aber eben als ſie eintrat, entfernte der Fremde ſich. Sie ſah nichts als ſeinen Rücken und das heiter glänzende Geſicht Learoſa’s, welche, ein großes Papierheft auf den Tiſch werfend, eben im Begriff war, zu ihr zu eilen, als ſie die Thüre öffnete. Ehe ſie das Geſpräch eröffnen konnte, hob Learoſa an: „Mütterchen, was ſagen Sie zu der Stirn meines Oheims, der, wie mir eben Herr Hellerbruth ſagt, ſeine Bewerbung um mich erneuern will!“

„Alſo Herr Hellerbruth war der Fremde, der Ihnen einen ſo frühen Beſuch abgeſtattet hat? Herr Hellerbruth, Ihr Vormund? Ihr Advokat?“

Learoſa bejahte, und theilte der mütterlichen Freundin all' die wichtigen Nachrichten mit, welche ſie dieſem frühen Beſuche dankte.

Kaum hatte nämlich Roderike das gemeinſchaftliche Schlafkämmerchen verlaſſen, als auch Learoſa geweckt und ihr Herr Hellerbruth gemeldet wurde, der ihr ſehr wichtige Botſchaften zu überbringen vorgegeben hatte. Sie ſäumte nicht, ihn zu empfangen, und ſein erſtes Wort war: „Gratulire, gnädigſte Baroneß! Wir victoriſiren! Der Feind ſchlägt Chamade! — Aber wir wollen keine Capitulation! Nicht wahr? Wir wollen den Sieg durch unſere Waffen! Wir laſſen uns auf keinen Vergleich ein! Sie ſollen nämlich wiſſen, daß Ihr Herr Widerpart, der Grand maitre de la garderobe, der Herr Reichsgraf, ſich herabläßt, Friedensvorſchläge zu machen. Eben hat mich der Herr Amtmann Rauvogel verlaſſen, und hat mir Summen geboten, Summen, die einen minder redlichen Mann, als ich bin, wohl hätten verführen müſſen, abzuweichen von ſeinen Pflichten. Aber bei mir ſind dergleichen Mittel nicht angebracht; meine gnädige Mündel ſollen ſich mit keiner Theilung begnügen, wo Ihnen das Ganze zuſteht von Rechtswegen. Wir wollen keinen Vergleich! Wir prozeſſiren! Nicht allein abziehen ſoll der Feind, nein ruinirt, ſoll er werden! Eingeholt ſoll er werden auf ſeinem Rückzuge, den er jetzt ſchon antritt, obgleich er noch nicht einmal weiß, wo ich ihn faſſen und zwicken will mit meiner Klage. — Dieſe Klage, das iſt ein Stück Arbeit — das wird mir Ruf machen, gnädigſte Baroneß! Ich habe ſie Ihnen mitgebracht, um Sie zu überzeugen, welch' eine Maſſe von Witz und Gelehrſamkeit ich aufgewandt habe für Ihre Sache."

„Ich bitte Sie, nehmen Sie den Haufen Papiere wieder mit, ich leſ' ihn doch nicht," rief Learoſa, als ſie das beinah' handdicke Actenheft erblickte, welches der Advokat aus ſeiner geräumigen Rocktaſche zog; aber er betheuerte ihr, ſie müſſe die Acten leſen, um den Scharfſinn zu bewundern, mit welchem er die ſchwächſte Seite des Gegners aufgefunden und gefaßt habe. „Nach Tiſche will ich mir die Acten wieder ausbitten,“ ſchloß er, „und werde Sie jetzt nur noch mit einer kleinen Belehrung verſehen, wie Sie ſich zu benehmen haben, wenn die Herrn verſuchen ſollten, unmittelbar auf Sie zu wirken. Sie laſſen ſich auf nichts ein, Sie erklären abhängig zu ſein von Ihrem Vormunde, das heißt von mir —“

„Fürchten Sie keine Übereilung von mir,“ fiel Learoſa ein. Ich werde erklären, abhängig zu ſein von einer mütterlichen Freundin, unter deren Schutz mich Gottes Fürſorge geſtellt hat, und welche ich übermorgen nach ihrem Gute in der Gegend von Chemnitz begleiten werde.“

Der Advokat ſtutzte, bezeugte ſich aber ſehr beruhigt, als Learoſa ihm ihre mit der Frau von Zſchechwitz neuangeknüpfte Verbindung auseinanderſetzte. „Verlaſſen Sie ſich darauf,“ ſetzte ſie hinzu, „daß ich keinen Schritt thun werde, ohne dieſe würdige Dame zu Rathe zu ziehen, die mich indeß, was den uns vorgeſchlagenen Vergleich betrifft, wol immer an Sie weiſen würde. Ich bin ja minorenn, und Sie ſind mein Vormund."

„Äußerſt ſcharfſichtig geurtheilt, gnädigſte Baroneß," verſetzte der Advokat. „Aber der Vergleich, der Ihnen dürfte angetragen werden, iſt ganz eigner Art und — man könnte mich leicht dabei zu übergehen vermeinen. Ein Wort, welches der Herr Rauvogel fallen ließ, läßt mich nämlich auf die Vermuthung kommen, daß man mit dem Projecte einer Verſchmelzung ſämmtlicher Intereſſen mittelſt einer Mariage umgeht. Verſtehen die gnädigſte Baroneß?"

„O, ich verſtehe," erwiederte Learoſa lächelnd. „Das Heirathsproject meines Oheims iſt mir nicht neu, aber bauen Sie feſt darauf, daß ich in Zukunft eben ſo wenig darauf eingehen werde, als ich bisher darauf eingegangen bin. Ich werde mich nie vermählen."

„So recht! — Das iſt die Sprache einer Weltweiſen! Ich wüßt' auch nicht, warum eine Dame, die eine Herrſchaft, hunderttauſend Reichsthaler werth, ſo gut wie in der Taſche hat, ſich einen Herrn darüberſetzen ſollte. Nein, Sie bleiben unvermählt, ich führe Ihre Geſchäfte, und Den will ich ſehen, der ſie treuer verwaltet als ich. — Sie reiſen übermorgen alſo ab mit der Frau von Zſchechwitz; ich werde Nachmittag noch die Ehre haben, der Dame mein Compliment zu machen, denn ich muß doch die verehrte Perſon kennen lernen, deren Händen ich meine gnädige Mündel anvertrauen ſoll.“

Mit dieſen Worten hatte der Advokat ſich empfohlen, und Learoſa wiederholte ihrer Beſchützerin mit möglichſter Treue die mit ihm gehabte Unterredung.

Frau von Zſchechwitz ließ, da ſie jetzt Gelegenheit zu erhalten hoffen durfte, den verdächtigen Oheim ſelbſt kennen zu lernen, ihren Entſchluß fallen, Learoſa über ihn zu befragen, und verlangte von dieſer, als ſie den Vorſatz äußerte, ihn abweiſen zu laſſen, durchaus, daß ſie ihn empfange.

Learoſa wagte keinen Widerſpruch. Sie ging, um ſich ankleiden zu laſſen, und ſich auf den widerwärtigen Beſuch vorzubereiten.

Noch fehlten einige Nadeln, um Learoſa's Trauerputz zu vollenden, als eine Caroſſe vorfuhr, und ein reich galonirter Heiduck Seine Excellenz den Herrn

Grand maître de la garderobe, Grafen von Rottingerode, meldete. — Frau von Zſchechwitz befahl, ihn einzuführen, und durch das Thürfenſter lugend, flüſterte ſie: „Das iſt nicht der Freier von geſtern! Es iſt ein alter Mann, der kaum gehen kann.“

„Ach Gott, es iſt der alte Großonkel ſelber, der zu werben kommt für ſeinen Sohn!“ ächzte Learoſa ängſtlich, und ihre Bangigkeit ſtieg, als Frau von Zſchechwitz ſich weigerte, ſie in das Zimmer zu begleiten. Vergebens flehte das geängſtigte Mädchen, das ſonſt ſo milde Mütterchen blieb diesmal unerbittlich und verſagte auch Roderiken die Erlaubniß, ihrer Freundin bei dem unangenehmen Geſchäfte ermuthigend zur Seite zu ſtehen.

Dem Großoheim mochte wirklich das Gehen und das Stehen ſchwer werden, denn er hatte ſich niedergelaſſen, als Learoſa eintrat. Sie ſah ihn im großen Coſtüm, das blaue Band über dem zimmetfarbigen Sammetrock, die Füße nicht wie gewöhnlich in Pelz, ſondern in ſeidene Strümpfe gehüllt, ſo ſah ſie ihn, ihr den Rücken kehrend, an dem Tiſche ſitzend, auf welchem Hellerbruth das Actenheft hatte liegen laſſen, und mit dieſem ſo emſig beſchäftigt, daß er ihren Eintritt nicht bemerkte. Einige Worte, welche er, mit ſich ſelber redend, fallen ließ, gaben ihr nicht nur ihr verlorenes Gleichgewicht zurück, ſondern trieben ſogar ein ſchadenfrohes Lächeln auf ihr Geſicht, und als ſie ihn zuletzt murmeln hörte: „Iſt's nicht, als wäre der Höllenfürſt ſelber der Rathgeber des kleinen liſtigen Mädchens geweſen? — Nein, dazu darf es nicht kommen! Um keinen Preis darf das public werden!“ — da konnte ſie ſich den Triumph nicht verſagen, grade in dieſem Augenblicke durch eine Bewegung ihre Gegenwart zu verrathen.

Der Großoheim fuhr etwas verlegen auf, aber die Spuren einer ihm widerwärtigen Überraſchung, welche eine Minute lang auf ſeinem Antlitz ſichtbar waren, wichen bald den Zeugen einer angenehmeren. Learoſa's Anblick übte mit alter Kraft den noch unvergeſſenen Zauber auf das zwar flammenloſe, aber noch ſehr begehrliche Herz des greiſen Weiberfreundes; er ſah ſie mit einem Blick an, der von Secunde zu Secunde zärtlicher — lüſterner wurde, verſuchte einen Schritt vorwärts zu treten, blieb aber doch in der Nähe des Stuhls ſtehen, um den Stützpunct nicht zu verlieren, welchen die Lehne deſſelben ihm bot, zupfte die Spitzenkrauſe zurecht, arbeitete das emaillirte Kreuz, welches an dem blauen Schulterbande an ſeiner Hüfte hing, aus dem Degengehenke heraus, mit welchem es ſich verwickelt hatte, deutete dann auf das Actenſtück, und ſagte: „Ich komme, meine theuere Nièce, dieſen Stein des Anſtoßes hinwegzuräumen, den die Habgier gewiſſenloſer Juriſten zwiſchen uns geworfen hat. Laſſen Sie uns Frieden ſtiften mit einander; doch es iſt ja nie Feindſchaft geweſen zwiſchen uns; mein Herz hat gegen Sie immer die zärtlichſten Geſinnungen gehegt, und nie würde mich eine Macht bewogen haben, gegen Sie aufzutreten. Was ich gegen Ihren ſeligen Herrn Bruder zu unternehmen gezwungen war, das war eine traurige Pflicht, welche die Sorge für die Erhaltung des Glanzes meines Namens mir auferlegte. — Sollt' ich hoffen dürfen, daß auch Sie Ihre mir ehemals ſo wohlwollenden Geſinnungen unverändert bewahrt haben, ſo darf ich mir ſchmeicheln, daß Sie meinem Wunſche, gemeinſchaftlich mit mir für die

Ehre dieſes Namens zu ſorgen, nicht entgegen zu werden."

Learoſa hatte während dieſer langen und ſehr langſam, mit der Förmlichkeit eines alten Hofmanns geſprochenen Rede hinlänglich Muße gehabt, ſich auf eine Antwort vorzubereiten. „Eure Excellenz reden von Geſchäften," erwiederte ſie, „und Niemand kann in Geſchäften unerfahrener ſein, als ich. Über Alles, was Sie in dieſer Angelegenheit wünſchen, wird mein Vormund Ihnen beſſer Rede ſtehen, als ich es vermag."

„Ihr Vormund, der Hofgerichtsadvokat, er iſt kein Vormund, wie er ſich für eine Dame von gräflich Rottingerodiſchem Geblüte ſchickt," antwortete der Reichsgraf mit wegwerfendem Tone. „Ich kann nicht zweifeln, daß meine Nièce nicht von dem Gefühl der ihr angeborenen Würde zu durchdrungen ſein ſollte, um nicht zu wünſchen, der Schmach der Abhängigkeit von einem ſolchen Menſchen enthoben zu werden."

Learoſa erröthete, denn ſie empfand den Druck dieſer Schmach wirklich. Der Großoheim glaubte dieſen Moment ihrer augenfälligen Anerkennung der Unwürdigkeit ihrer Stellung ſeinem Zwecke günſtig; er bemächtigte ſich Learoſa's Hand, blickte ihr zärtlich ins Auge, und hob an:

„Beſchuldigen Sie mich nicht der Übereilung, meine Theuerſte, wenn ich, einer Hoffnung eingedenk, die einſt die beſeligendſte meines Lebens war, wenn ich, ohne die übliche Förmlichkeit zu beobachten, und ohne zeitraubende Vorbereitungen, gewiſſen Wünſchen Worte geben, deren Erfüllung meine Lebensbahn mit Blumen beſtreuen würde. — Der unſelige Prozeß, zu deſſen Erneuerung man Ihre Unmündigkeit benutzen will, bezweckt nichts, als die Frage um ein elendes Mein und Dein; laſſen Sie uns durch ein gemeinſchaftliches Beſitzthum dieſes ſtreitigen Gutes — und aller Erdengüter, der Habgier Ihres Advokaten begegnen; dieſe Hand — dieſe ſchöne, theuere Hand — mein Sohn macht mir die Hoffnung, daß —“

Länger ſchwieg Learoſa nicht. „Dieſe Hand, Eure Excellenz,“ fiel ſie ſchnell ein — „dieſe Hand wird nie in die Wagſchale fallen, auf welcher das

Mein und Dein gewogen wird. Ich weiß, worauf Sie hinzudeuten im Begriff ſind; Herr Nauvogel hat meinen Vormund bereits darüber in Kenntniß geſetzt, und — Ihr Herr Sohn hätte nach der Antwort, die ich ihm geſtern ertheilt habe, Ihnen den Schritt erſparen ſollen, zu welchem er Sie veranlaßt hat. — Ich werde mich nie verheirathen.“

Das Geſicht des Großoheims färbte die Zornwallung bläulich, doch mit hofmänniſcher Gewandtheit ſich beherrſchend, verſetzte er mit einem leichten Lächeln: „Sie haben mich mißverſtanden, ſchöne Nièce; von einer Ausgleichung unſeres Streites durch eine Vermählung hab' ich nicht reden wollen; da hat Ihr Herr Advokat Sie falſch berichtet. Ich habe gewünſcht, Sie zu der Überzeugung zu bringen, daß Ihre Abhängigkeit von dieſem Manne Sie nicht ehrt, und gehofft, Sie geneigt zu finden, ſich der Fürſorge irgend eines Mannes von Geburt unterzuordnen. Für die Genehmigung eines ſolchen Tauſches würde mir die Gnade Seiner Majeſtät gebürgt haben, und was unſere gegenſeitige Verſtändigung hinſichtlich unſeres Rechtsſtreites betrifft, ſo zweifle ich nicht, daß

Sie, von einem **Edelmanne** berathen, willig Ihre Hand zu einem Vergleiche mit mir geboten haben würden.“

Learoſa war wechſelsweiſe erblichen und erröthet. Dieſe Wendung, welche der Graf ſeinem wirklich noch nicht unumwunden ausgeſprochenen Antrage gegeben hatte, traf ſie ſo unerwartet, daß ſie ſich keiner Antwort mächtig fühlte. Auch war die Äußerung ihres Großoheims, in Betreff ihres Verhältniſſes zu einem Manne wie Hellerbruth, nicht ohne Anklang bei ihr geblieben, und verlegen das Geſicht abwendend, um dem kundigen Leſer, der es feſt im Auge hielt, die Leſung in demſelben zu erſchweren, ward ſie an der Gardine des Thürfenſters den Schatten einer Zeugin ihres Geſprächs gewahr. Ihre Verlegenheit wuchs.

„Wünſchen Sie, ſchöne Nièce, Ihren Vormund wieder zu wechſeln?“ hob der Großoheim wieder an. „Es koſtet mich ein Wort, und Seine Majeſtät geruhen, auf meinen Antrag —“

„Nein, nein, ich will keine Gnade von dem Könige!“ fiel Learoſa ſchnell ein, durch den Gedanken geängſtigt, zu einer zweiten Audienz berufen zu werden. Der Graf ſah ſie verwundert an. „Sie wünſchen keiner zweiten Gnadenbezeigung gewürdigt zu werden von Seiner Majeſtät?“ frug er. „Ich ſollte meinen, die Leichtigkeit, mit welcher Sie die erſtere erwirkten, ſollte Sie ermuthigen.“

„Alſo auch Dieſer ſteht in ſeinem Solde? — Beide? Vater und Sohn?“ ſo flammte es auf in Learoſa's leicht entzündbarem Köpfchen. Sie maß den alten Herrn mit einem forſchenden Blicke, und ihre Aufwallung möglichſt niederdrückend, frug ſie: „Und wenn ich nun geneigt wäre, die Huld des Königs noch einmal in Anſpruch zu nehmen, würden Eure Excellenz mir rathen, die erfoderlichen Schritte in Perſon zu thun?“

„Nein, mein engliſches Kind,“ erwiederte der Graf freundlicher. „Das würd' ich Ihnen nicht rathen. Seine Majeſtät ſind zwar die Huld ſelbſt, aber dennoch kann ich einer jungen ſchönen Dame, deren Renommée mir theuer iſt, nicht den Rath geben, ihre Angelegenheit perſönlich bei dem allergnädigſten Herrn zu führen. Wünſchen Sie indeß, aus dem unnatürlichen Verhältniſſe zu dem Herrn Hellerbruth befreit zu werden, und wollen Sie ſich mir vertrauen, ſo verſprech' ich Ihnen, Sie ohne Ihr Zuthun in eine ehrenvollere, Ihrer Geburt und Ihrer Erziehung angemeſſenere Lage zu verſetzen, und werde mich freuen, wenn Sie Eins meiner Güter zu Ihrer Freiſtatt wählen wollen, bis es Ihnen und meinen Freunden gelungen ſein wird, den Streit zu ſchlichten, in welchen Andere, niedrige Seelen, uns zu verwickeln trachten."

„Nein, ſo ſchlecht als ſein Sohn iſt er nicht, aber falſch iſt er auch," dachte Learoſa. „Er will mich aus Hellerbruth's Händen reißen, um mich mit den ſeinigen rupfen zu können; o, ich durchſchaue Dich!" Und nun begann ſie laut zu reden: „Ich danke Eurer Excellenz unterthänig für Ihre wohlmeinende Abſicht, aber ich kann keinen Gebrauch von derſelben machen. Eine Freiſtatt hab' ich bereits bei einer wohlwollenden Freundin gefunden, und was mein Verhältniß zu Herrn Hellerbruth betrifft, ſo muß ich zwar bekennen, daß ich das Läſtige deſſelben fühle, aber ich hoffe, daß es mir minder drückend ſein wird, wenn ich nicht unmittelbar daran liege. Ich werde nämlich übermorgen Leipzig mit meiner Beſchützerin verlaſſen.“

Der Graf kniff die Lippen zuſammen und räusperte ſich. Es war ihm anzuſehen, daß er ſeine Beredtſamkeit erſchöpft hatte, und dennoch von der Nothwendigkeit durchdrungen blieb, ſeinen Zweck zu verfolgen. Das Lächeln, in welches Learoſa's zartes Geſichtchen ſich wieder faltete, verwirrte ihn aber noch mehr; er fühlte, daß er den Beiden, welche ihn zu dieſem ihn ſo unerwartet demüthigenden Schritte überredet hatten, ſeinem Sohne und Nauvogel gegenüber, beſſer auf ſeinem Platze ſein werde, als hier, und den Überſtrom der Galle, deren Bitterkeit er hier durch ein möglichſt ſüßes Geſicht zu verbergen ſuchen mußte, für Jene aufbewahrend, verkürzte er ſeinen Beſuch mit einer, einem Hofmanne ganz unangemeſſenen Eilfertigkeit.

Mit einem Geſicht voll kalter gemeſſener Mienen trat, indem der Graf durch die Hauptthür das Zimmer verließ, Frau von Zſchechwitz durch die Seitenthüre ein. „So viel ich aus Ihrem Geſpräche mit dieſem Herrn entnommen," begann ſie, „war Ihre Vorausſetzung, daß er als Freiwerber ſeines Sohnes komme, irrig. Vielleicht haben Sie auch den Herrn, der Sie geſtern beſuchte, falſch verſtanden."

Roderiken that die Froſtigkeit, mit welcher ihre Mutter redete, weh; ſie faßte Learoſa's Hand und ſagte: „Mütterchen hat den Herrn anders verſtanden als ich; ſie meint, der König habe ihn geſchickt, um —"

„Schweig, Roderike!" fiel die Mutter ſtreng ein, und blickte Learoſa forſchend an. „Wollen Sie mir wol einmal recht ausführlich erzählen, was dieſer Gaſt mit Ihnen geredet hat?"

„Ja, das will ich! Alles, Alles will ich Ihnen ſagen, nur blicken Sie mich ſo nicht an, ſo finſter nicht!" flehete Learoſa. Da trat eine neue Störung ein; ein Fremder kam, ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit einem mürriſchen Ausdrucke im Geſicht. Roderike eilte ihm entgegen und küßte ihm ehrerbietig die Hand; doch ohne den Gruß zu beachten, und ohne ſelbſt eine Höflichkeitsform nöthig zu halten, ließ der Gaſt ſeine Blicke ſcharf auf Learoſa ruhen und wandte ſich dann an Frau von Zſchechwitz: „Ein Wort, Schweſter, unter vier Augen.“ — Sie führte ihn in ein Seitengemach.

„Wer iſt das?“ frug Learoſa mit ahnungsvollem Herzklopfen.

„Mein Onkel Troghauer, Mütterchens Bruder,“ antwortete Roderike.

Learoſa verſtummte; es war ihr unausſprechlich bange; ſie wußte nicht, warum? Sie konnte den Blick nicht vergeſſen, mit welchem dieſer Mann ſie gemuſtert hatte; jetzt vernahm ſie auch ſeine Stimme. Sie fing an zu zittern. Auch Roderike fuhr zuſammen und blickte die erblaßte Herzensfreundin ängſtlich an, als ſie den Oheim ganz deutlich ſagen hörte: „Du darfſt nicht zweifeln, Schweſter, es iſt eine abgefeimte Dirne, die Deiner bedurft hat, um den Anſtand zu retten. Ich hab' es mit meinen eignen Ohren gehört, wie einer von den rothröckigen Wüſtlingen, die dem Kurfürſten hieher gefolgt ſind, Deine geſtern zu zeitig erfolgte Nachhauſekunft beklagt, und die Störung des Rendezvous bejammert hat, welches dieſe Creatur, dieſes Fräulein von Pfinzing, ihm in Deiner Abweſenheit zu bewilligen ſo gütig war."

„Gott, Gott, wie hat dieſes Mädchen mich getäuſcht! Welcher Gefahr hab' ich mein Kind ausgeſetzt!" jammerte Frau von Zſchechwitz.

„Ja, Du haſt Dich eines unverantwortlichen Leichtſinns ſchuldig gemacht," verſetzte der ſtrenge Bruder. „Glücklicherweiſe iſt's noch Zeit, den Nachtheilen vorzubeugen, welche die Folgen Deiner Unvorſichtigkeit hätten werden können. Ich habe im „grünen Baum" noch ein Zimmerchen für Dich ausfindig gemacht, welches Dich zwar nicht bequem, aber doch ſicher beherbergen wird während der wenigen Tage, die Du hier noch zubringen willſt. Kleide Dich ſogleich an; unten hält mein Wagen; ich nehme Dich und Roderike ſogleich mit. Deine Jungfer kann hier bleiben, bis ich die Leute nach Deinen Koffern ſchicken kann."

Learoſa ſtand wie ein Steinbild. In einen fernen Winkel geſchmiegt ſaß Hannchen und ſtarrte mit furchtſamen Seitenblicken die verbrecheriſche Schweſter an, deren Nähe Jeder floh. — Aus Roderikens

Auge brach ein Thränenſtrom; ſie umſchlang die regloſe Freundin und ſchluchzte: „Ach, Learoſa, ſage mir, was haſt Du denn eigentlich gethan?“

„An Glück auf Erden habe ich geglaubt und vergeſſen, daß es auch Männer giebt auf Erden! Das iſt mein Verbrechen, mein Einziges! — So wahr meine Seele faltenlos vor Gottes Auge liegt, ich habe nichts Böſes gethan! — Dein Oheim — lügt!“

Die Stimme, mit welcher Learoſa dieſe Worte ausſprach, war ſo klanglos, ſo ſichtbar anſtrengend hervorgeſtoßen aus ihrer Bruſt, daß Roderike faſt noch mehr von dieſem Tone, als vor der Bleiche erſchrak, welche dieſe ſtarren Geſichtsmuskeln bedeckte. „Learoſa, komm zu meiner Mutter,“ bat das geängſtigte Mädchen, „ſag' ihr, ſchwör's ihr, daß Du nichts Böſes gethan haſt, ich will's auch beſchwören, und ſie wird uns glauben. Komm!“

Learoſa drängte die Freundin ſanft zurück. „Ich gehe nicht zu Deiner Mutter,“ antwortete ſie mit feſter, aber immer noch tonloſer Stimme. „Alles, was ich ihr ſagen und ſchwören könnte, es würden verlorene Worte ſein. — Ja, wenn ſie allein wäre — aber der Mann, Dein Oheim, der ſich zwiſchen ſie und mich geſtellt hat — o, Roderike, als ich dieſen Mann eintreten ſah, da ahnt' ich — da wußt' ich, daß das Unglück, das Verderben mir nahe ſei. — Ja, Alles, was mich getroffen hat mit feindlicher Hand, das kam mir von der Hand eines Mannes! Ich war die Zielſcheibe des Piſtols meines Vaters! Mich ſuchte der Gatte meiner Schweſter zu verderben! Mir ſtellte der Lehrer meiner Jugend, der Mann nach, aus deſſen Händen ich das heilige Abendmahl empfangen. Auf meine Koſten ſchwelgte mein Bruder! Mich betrog mein Vormund! Mich will mein nächſter Blutsverwandter beſtehlen! — Kein Mann glaubt an meine Unſchuld — — glaube Du daran und geh'!"

Die Jungfer kam, um ihr Fräulein zur Mutter abzurufen. „Geh," flüſterte Learoſa, ſich loswindend aus Roderikens Umarmung, und Roderike, das Tuch auf die überſtrömenden Augen gedrückt, ſchwankte hinaus.

Es wurde ſtiller in dem angrenzenden Gemach;

die Scheidenden nahmen, um Learoſa auszuweichen, einen Umweg durch entlegnere Gemächer. Jetzt hörte ſie Roderikens Schluchzen auf der Treppe — jetzt rollte der Wagen hinweg; — ſie war allein. — —

Nein, noch war ſie nicht allein; ſie gewahrte des Kindes, welches aus dem helleren Winkel in den allerfinſterſten des ganzen Zimmers gekrochen war, und ſehnſüchtig, ein Menſchenherz an ihrem Herzen klopfen zu fühlen, flog ſie hin zu der Kleinen und preßte ſie an ihre Bruſt. — Da fing das Kind an zu zittern und ſuchte das Geſicht angſthaft abzuwenden von ihr. — Sie ließ es aus den Armen, und Hannchen eilte dem Kammermädchen zu, welche den Koffer der Frau von Zſchechwitz in dem Nebenzimmer packte.

„Iſt denn mein Hauch verpeſtet? — Trag' ich ein Kainszeichen an der Stirn? — Hat Gott den Fluch gehört und aufgezeichnet in ſeinem Buche, den die Raſerei meines Vaters in ſeiner Todesſtunde auf mein Haupt ſchleuderte?“ frug ſich das unglückliche Mädchen. — Da richtete ſie plötzlich ihr Haupt empor, blickte ſtolz, als wolle ſie das Schickſal herausfodern, um ſich her und rief: „Was frag' ich? Was zittre ich? — Wenn ich das Böſe gethan hätte, was die Verleumdung mir aufwälzt, dann müßt' ich zittern und beben; aber mein Gewiſſen iſt ja rein, und rein ſoll es bleiben, und dann wird die Zeit kommen, da all' dieſe Verleumder ſich demüthigen werden vor mir!“

Der Wagen kam, um die Kammerfrau der Frau von Zſchechwitz nebſt deren Koffer abzuholen. Der Bediente hatte ein Billet an Learoſa mitgebracht; es enthielt eine kühle Dankſagung für die gaſtfreie Aufnahme. Von Roderike kein Wort.

Learoſa ließ den Zettel fallen und ſank ſinnend auf den Sofa. Gedanken, Wünſche, Pläne kreuzten ſich in ihrem kleinen Köpfchen, aber die Gedanken glichen einem Wehruf des Wanderers in der Wüſte, deſſen Fußtapfen der Wind mit Sand überweht, und den nicht einmal ein Echo necken mag mit einer Antwort; ihre Wünſche glichen den Fühlhörnern der Schnecke; kaum aufgeſproßt aus ihrer Seele, ſtießen ſie blindlings an die engen Schranken der Bühne des menſchlichen Treibens, und fuhren gelähmt und entkräftet zurück, und mit ihnen ſanken die luftigen Grundlagen, auf welche ſie ihre Entwürfe für die Zukunft zu bauen angefangen hatte. „Schrecklich! ſchrecklich!“ ſtöhnte ſie grollend auf. „Wo ich hingreife, um mich feſtzuklammern mit meiner Hoffnung, wo ich hinſchreite, um mich zu verbergen mit meiner Hoffnungsloſigkeit — überall ſteht meine Abhängigkeit von den Männern mir entgegen! Männerlügen gelten wie Weibereide! Männer predigen und entſündigen! Männer ſitzen zu Gericht und ſprechen Recht nach ſelbſtgeſchaffenen Geſetzen; und wir — wir dürfen nicht einmal um unſer Eigenthum kämpfen ohne den Beiſtand der Männer! Wir ſind ſtimmlos wie die Kinder! Wir werden als Sklavinnen geboren und ſterben als Sklavinnen; und hat das Mädchen einen Schatten von Freiheit gewonnen, ſo muß es ihn verkaufen für den Schutz der Männer! — Aber ich will mich nicht verkaufen! Ich will frei werden und glücklich, wie keine Königin werden kann! Wenn ich meinen Prozeß gewonnen, und die fünf Jahre überlebt habe — ha, dieſe fünf Jahre, die ſoll ich noch verleben unter dem Gängelbande des Nichtswürdigen, den ich mir eingetauſcht habe gegen den Buben Nauvogel? — Doch ich habe ja ſo viel überlebt, und auch dieſe fünf Jahre werden vergehen, und dann will ich meine Freiheit benutzen, wie noch kein Mädchen ſie benutzt hat!“

Ihr Auge fiel auf das Actenheft, welches noch aufgeſchlagen, wie es der Großoheim entblättert hatte, vor ihr auf dem Tiſche lag; ſie entſann ſich der Worte, welche der alte Mann während dieſer Lectüre hatte fallen laſſen, und nun fiel es ihr ein, ſich auch mit dieſem Bürgen des Glücks ihrer reiferen Tage bekannt zu machen; kaum aber hatte ſie die erſten Zeilen des aufgeſchlagenen Blattes geleſen, als alles Blut aus ihren Wangen wich. „Das geht nicht, das muß geändert werden!“ rief ſie; ſie las weiter, und der Athem ſtockte ihr.

In dieſem Moment ward Herr Hellerbruth gemeldet.

Sie flog ihm glühend entgegen. „Herr Advokat,“ ſtammelte ſie, „Sie laſſen mich hier Dinge ſagen, die — wenn ich auch nur fähig geweſen wäre, ſie zu denken, mich reif gemacht haben würden zur

Hölle. — Hier — Alles, was hier ſteht, muß geſtrichen werden, gleich auf der Stelle!"

„Ei, was ſteht denn hier ſo Anſtößiges?" frug Hellerbruth, ſetzte die Brille auf und fing an zu leſen:

„Der verſtorbene Baron von Pfinzing hat alſo, wie Herr Kläger und Wiederbeklagter obangezogenermaßen ſelber angegeben und deducirt, das Teſtament der verſtorbenen Gräfin Lea Roſina von Rottingerode auf Thomsfelda betrüglicherweiſe unterſchlagen, wie derſelbe gedachte von Pfinzing kurz vor ſeinem verübten Selbſtmorde in Gegenwart des Paſtor —"

„Leſen Sie leiſe," rief Learoſa mit erſtickter Stimme und drückte das Tuch auf die vor Entrüſtung und Scham überſtrömenden Augen.

„Ich begreife die gnädige Baroneß nicht," verſetzte der Advokat. „Hier ſteht kein Jota, welches nicht eine genaue Copie der Klage iſt, welche der Herr Großoheim gegen den Herrn Bruder erhoben. Es war ja verabredet zwiſchen uns, daß dieſe Klage, ganz wie ſie der Herr Großoheim hatte fallen laſſen, aufgehoben und gegen ihn angewandt werden ſollte, und alſo iſt's geſchehen.“

„Ich habe dieſe Klage nicht gekannt,“ erwiederte Learoſa. „Hätt' ich ſie geleſen, nimmermehr würd' ich die Hand geboten haben — das Andenken meines Vaters — zu ſchänden — um eines elenden Geldgewinns willen.“

„Erlauben Sie, dieſer Gewinn iſt denn doch ſo elend nicht,“ entgegnete Hellerbruth. „Es handelt ſich um hunderttauſend Thaler; und was wir hier ſagen, das iſt ja reine lautere Wahrheit. Der Herr Papa haben ſich ja eines Betruges ſchuldig gemacht, und haben —“

„Schweigen Sie, Herr Advokat!“ fuhr Learoſa gebieteriſch auf. „Dieſe Stelle ſoll fortbleiben aus meiner Klage, und dieſe auch, und — laſſen Sie mir die Papiere hier; ich werde Alles ſtreichen, was meine Kindespflicht mir zu ſagen verbietet.“

„Da wird der gnädigſten Baroneß nichts übrig bleiben, als die ganze Arbeit zu durchſtreichen, und dann möcht' ich wiſſen, wie wir unſern Prozeß gewinnen ſollen,“ ſagte Hellerbruth.

„Er iſt verloren für mich, wenn ich ihn nur auf ſolche Art gewinnen kann,“ erwiederte Learoſa. „Ich will nicht als Klägerin wider meinen Großoheim auftreten, ich will mich vergleichen mit ihm, will nehmen, was er mir bietet, und wär' es noch ſo wenig!“

„Das darf ich nicht bewilligen!“ verſetzte der Advokat. „Ich habe die Ehre, Ihro Gnaden Vormund zu ſein und — Ihro Gnaden verzeihen, aber Sie haben keinen Willen, wenigſtens in den nächſten fünf Jahren nicht, und dann werden Sie mir danken, daß ich von Ihren Scrupuloſitäten und Subtilitäten und Pietäten keine Notiz genommen habe.“

Learoſa's Auge flammte, ihr Puls flog; ſie trat dicht hin vor den Advokaten, blickte ihn ſtarr an, und frug: „Menſch, haben Sie denn nie einen Vater gehabt? — Sind Sie —“

„O, mit Verlaub, meine Gnädigſte,“ fiel Hellerbruth ihr in die Rede. „Keine Injurie, das bitt' ich mir aus! Ich bin kein Jungfernkind, ſondern im rechtmäßigen Ehebett gezeugt! Das kann ich mit meinem Taufſchein beweiſen! Übrigens bin ich nicht gewillt, mich zur Zielſcheibe des Spottes unmündiger Jugend zu machen. Ich empfehle mich Ihnen; ſollt' ich vor Ihrer Abreiſe Sie nicht mehr ſehen, ſo wünſch' ich glückliche Ankunft auf dem Dorfe der Frau von Zſchechwitz, welcher ich ſchriftlich mein Compliment machen werde. Dieſe Acta" — er ergriff das Heft — „wird morgen Einem kurfürſtlichen Hochpreislichen Oberhofgericht eingereicht werden."

Er ging. Wie verſteinert blickte Learoſa ihm nach; dann legte ſie ſinnend die Hand an die Stirn; plötzlich ſprühte ihr ein erleuchtender Funke auf; ſie flog an den Schreibtiſch.

Der alte Reichsgraf hatte ſeinem Zorn wider ſeine Rathgeber in ungemeſſenen Ausſtrömungen Luft gemacht, und ſaß jetzt, ermattet von den Nachwehen des letztbeſtandenen Podagraanfalls, geängſtigt durch die Vorboten eines abermaligen Zuſpruchs dieſes Gaſtes, den Kopf voll Sorgen und im Herzen ein Gemiſch von Groll und Zärtlichkeit gegen ſeine junge reizende Feindin; ſo ſaß er ſchmollend und murrend auf dem ſeiner gewohnten Bequemlichkeit nicht entſprechend gepolſterten Kanapee, welches dem ſeinem Sohne zum Quartier angewieſenen Zimmer zur Zierde diente. Dieſer maß die Fehlſchlagung ſeiner Hoffnung der Eilfertigkeit bei, mit welcher man zu Werke gegangen war, ohne zuvor abzuwarten, ob ſein geſtriger Verſuch, den Herrn von Troghauer gegen Learoſa einzunehmen, den beabſichtigten Erfolg gehabt habe, und erbot ſich, noch eine Miene ſpringen zu laſſen, wenn die erſtangelegte wirkungslos bleiben ſollte; aber der zürnende Vater wollte dem Ungeſchick ſeines Sohnes nichts mehr anvertrauen, und wies auch die letzte noch unerſchöpfte Rathquelle von ſich, welche Rauvogel ihm öffnete, indem er die Meinung äußerte, die Excellenz behalte der Ehre noch genug, wenn ſie ſich auch hinwegſetzte über das Urtheil der Welt. Ihm dünke es daher das Beſte, mit dem Gleichmuth eines Stoikers den Gewinn der Ehre vorzuziehen, und Alles, was die Klage gegen den verſtorbenen Majoratsherrn enthalten habe, dreiſt für erfabelt auszugeben.

Graf Auguſtus war Anfangs nicht abgeneigt, dieſem Vorſchlage beizuſtimmen, der Vater hingegen wies ihn mit Heftigkeit von der Hand, und überzeugte endlich die beiden Vertheidiger deſſelben, daß ſelbſt eine ſolche gefliſſentliche Verzichtleiſtung auf den guten Leumund ihm noch keinesweges den Gewinn des Prozeſſes verbürge. Nun richtete die letzte Hoffnung des jungen Grafen ſich auf den Erfolg eines nochmaligen Verſuches, Hellerbruth zu gewinnen, und dieſe Hoffnung hielt er hartnäckig feſt, obgleich der Amtmann ihm bewies, daß ein geſchickter Advokat durch die Handhabung eines ſolchen Handels mehr gewinnen, als die Excellenz ihm geben könne, und daß kein vernünftiger Juriſt ſich durch Verheißungen locken laſſe. Der alte Herr fing jedoch an, ſeinen Sohn zu unterſtützen, und Nauvogel mußte in Beider Willen ſich fügen.

Je weiter der Amtmann fortſchritt auf der Gaſſe, je bedächtiger wurde ſein Gang. Er hatte den ſchlauen Hofgerichtsadvokaten beim erſten Blick für ſeines Gleichen erkannt und ſich überzeugt, daß er in der Stelle deſſelben dieſen ergiebigen, dehnbaren Prozeß um keinen Preis fahren laſſen werde; wie konnte er alſo von dieſem bevorzugten Collegen irgend ein Zugeſtändniß erwarten? — Da fiel es ihm plötzlich ein, ob es ihn nicht weiter führen werde, ſtatt ſein Heil bei Hellerbruth zu verſuchen, bei Learoſa's Beſchützerin, der Frau von Zſchechwitz, einzuſprechen, um hinzuhorchen, ob und wodurch dieſe wohl zu gewinnen ſein möge. Sein Geſicht entfaltete ſich, ſein Schritt wurde ſchneller, und binnen Kurzem ſtand er vor dem Hauſe, welches ſein verſtorbener Mündel bewohnt hatte.

Ein in Learoſa's Dienſt übergegangenes Mädchen, ihm aus dem Pfinzingſchen Hauſe wohlbekannt, kam ihm entgegen; er forſchte nach Frau von Zſchechwitz, und vernahm, er wußte ſelbſt nicht, ob gern oder ungern, die ſchleunig ſtattgefundene Entfernung derſelben. Auf's Neue zweifelhaft, was er nun beginnen ſolle, ward er endlich einig mit ſich ſelbſt, bei Learoſa unmittelbar zu verſuchen, was ſeine Überredungskunſt vermöge.

Learoſa hatte bald wieder die Feder niedergelegt, um einem Gedanken nachzuhängen, der ſie vom

Schreiben aufgeſchreckt hatte. Der Brief, mit deſſen Abfaſſung ſie beſchäftigt war, hatte nämlich die Beſtimmung, ihren heut zurückgewieſenen Großoheim wider den Verunglimpfer des Andenkens ihres Vaters zu Hülfe zu rufen, ſeine Mitwirkung zum abermaligen Wechſel des Vormundes, den ſie ſich aufgebürdet hatte, anzuſprechen und ſich zur Annahme eines Vergleichs willig zu erklären. Da war aber die Beſorgniß über ſie gekommen, daß dieſer Vergleich leicht zu ihrem und ihrer Schweſter Nachtheil gereichen, daß er ſie in Abhängigkeit von ihrem Gegner bringen, oder wol gar den verabſcheuten Sohn deſſelben veranlaſſen könne, ſeine Bewerbung zu erneuern. Jeder Blick auf ihre Verlaſſenheit beförderte den Anwuchs ihrer Beunruhigung. Sie ſtand auf, ſetzte ſich wieder, warf wieder, und noch entmuthigter, noch rathloſer, die Feder hin — und in dieſem Augenblick pochte es an ihrer Thüre.

„O Gott, wenn es ein Freund, ein Rathgeber, ein Helfer wäre, den Du mir ſendeſt!“ ſeufzte ſie und öffnete; da ſtand ein zerlumpter, ſchmuziger Bettelbube. Er lächelte das Fräulein mit der Vertraulichkeit eines genauen Bekannten an. Sie ſtarrte ihm in das noch mehr von Sommerſproſſen als von Schmuz befleckte Geſicht, da ſprach er: „Gnädiges Fräulein, kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin Martin.“

„Martin!“ rief ſie zuſammenſchaudernd. Jene Worte, welche die Paſtorin geſprochen hatte an dem letzten Tage ihres Aufenthalts in dem lobſtädter Pfarrhauſe, wurden ihrem Gedächtniſſe gegenwärtig. Der Knabe, der in ihres Vaters Livrée unter ſeine Dienerſchaft gemiſcht war — dieſer Knabe — es konnte kein anderer, als dieſer Martin ſein — war, wenn ſie recht gehört hatte, ihr Bruder, ihres Vaters Sohn. Sie ſchöpfte tief, als ſolle die Luftfülle ſie vom Erſticken retten, ſo tief ſchöpfte ſie Athem, wollte reden, konnt' es nicht, wollte ihn wenigſtens liebreich anblicken und vermocht' es nicht. Ihr Herz wandte ſich unſchweſterlich von dem ihr aufgedrungenen Stiefbruder ab.

Der Bube fing zuerſt an zu reden und zu erzählen. Er war als ein unnützer Zehrer der Erſte geweſen, den die Sequeſtratoren entfernt hatten vom

Edelhofe zu Thomsfelda; in der erſten Zeit ſeiner Verweiſung hatten die Bauern ihn gefüttert, dann war er hinausgeſchweiſt über die Grenzen des Dorfes, und ſein Bettelgewerb liebgewinnend hatte er ſeine Ausflüge von Tage zu Tage weiter erſtreckt, bis geſtern ſein Glücksſtern ihn nach Leipzig, und heute zu Learoſa's Thüre geleuchtet hatte.

„Ich kann ihn nicht verſtoßen!“ ſprach Learoſa tief aufſeufzend zu ſich ſelbſt; und tiefer noch ſeufzte ſie, als ſie fortfuhr: „Aber darf ich mir eine neue Sorge aufbürden? — Weiß ich denn, was aus mir und aus meiner leiblichen Schweſter geworden ſein wird in den nächſten vier Wochen? — Und dennoch“ — ſetzte ſie entſchloſſen hinzu: „Gott hat ihn mir geſchickt, ich will ihn nicht verſtoßen!“

Sie reinigte das Geſicht des Knaben, und ſuchte mit innerlichem Beben die Züge ihres Vaters in den ſeinigen; ſie fand ſie nicht. — Da — noch rieb ſie an der verfahlten Haut des Jungen — da überraſchte ſie die Meldung des Herrn Amtmann Nauvogel.

Die Betroffenheit, in welche ſie gerieth, beraubte ſie dennoch nicht aller Faſſung; ſie war ſcharfſichtig genug, um zu begreifen, daß Nauvogel als Bevollmächtigter ihres Gegners komme, daß deſſen Bedrängniß groß ſei, und daß ſie die ihrige verbergen müſſe, um ſich in der überwiegenden Stellung zu erhalten, welche ihr den Vortheil geſtattete, Bedingungen vorzuſchreiben, ſtatt ſich den vorgeſchriebenen unterwerfen zu müſſen. Sie bemühte ſich, einen nachläſſigen und doch würdevollen Anſtand anzunehmen, aber noch ehe ſich das Herzklopfen legen wollte, welches ihr die Einſtudirung der ihr ſo fremden Rolle erſchwerte, ſtand der rohe Amtmann, der nicht die Erlaubniß, zu erſcheinen abgewartet hatte, vor ihr, und ſchon ſein erſter Blick, derſelbe, mit welchem er von jeher gewohnt war, ſie ungeſtraft zu verletzen, noch mehr aber ſein erſtes Wort, weit entfernt, den unterwürfigen Abgeordneten eines friedeflehenden Gegners zu verrathen, warf ſie aus ihrer erkünſtelten Haltung.

„Ei ſeht doch!“ begann er, nachdem er auf ſein ſpaniſches Rohr gelehnt, den Oberleib vorbeugend, ſie mit unverſchämtem Blicke gemuſtert hatte, „Roſinchen iſt gewachſen, eine halbe Hand hoch beinah;

aber die vollen Backen ſind weg; nun, ſchadet nichts; dicke Geſichter ſind bäuriſch, und Fräulein Roſinchen iſt ja eine vornehme Dame geworden, die den alten Freund ihres Hauſes, der ſie noch in Windeln gekannt hat, nicht mehr unangemeldet empfängt und ſich auch ſogar einen Pagen zugelegt hat, wie ich ſehe."

Er deutete auf Martin und fuhr fort: „Iſt das Deine Staatslivrée, Musjeh? Die ſieht ja miſerabel aus; die will ſich nicht ſchicken für eine Antichambre. — Aber, was ſeh' ich, iſt das nicht der Martin aus Thomsfelda? Richtig! Armer Burſche, für Dich hat Dein Herr Papa auch ſchlecht geſorgt! Nun, Fräulein Roſine wird den Beutel wol aufthun; wenn's nur geht, wenn der Beutel nur lange ausreichen wird, die Jungemagd zu bezahlen, die den Portierdienſt verrichten muß, und den Pagen dazu! Doch Spaß beiſeit, Roſinchen, Ihre Rathgeber haben Sie wirklich zu einem dummen Streiche verleitet; das Teſtament Ihrer Großtante, wie es vorgefunden worden, und wenn es wirklich falſch wäre, ſo ſollt' es mir doch der Oberſte aller Teufel nicht umſtoßen! Und wie dieſes Teſtament, ſo feſt ſteht auch das Majorat; unſer Herrgott könnte Sonne und Mond und Erde darauf hinſtellen, und ſie würden nicht umfallen. Wie geſagt, es iſt ein dummer Streich, zu welchem Ihr Herr Hellerbruth Sie verleitet hat. Was für Sie gethan werden konnte, das war für Sie geſchehen; für Sie und für Ihre Schweſter lagen zwölftauſend Thaler bereit zur Auszahlung; die hätten Sie nehmen ſollen; jetzt, das prophezeih' ich Ihnen, werden dieſe zwölftauſend Thaler zu Waſſer werden; die gehen darauf bei Heller und Pfennig, und werden noch nicht reichen, um die Koſten zu decken, und am Ende müſſen Sie doch den Prozeß verlieren. Sie ſind ja ſonſt nicht ohne Mutterwitz; fragen Sie ſich alſo ſelber: was haben Sie für einen Spruch zu erwarten, wenn Ihr Großoheim die Erklärung abgiebt, daß Alles, was er wider die Berechtigung Ihres Vaters, ein Majorat zu ſtiften, erfunden, erdichtet geweſen ſei?"

„Das kann er nicht!" rief Learoſa erſchrocken aus. „Er kann ſeinen eignen Namen doch nicht der öffentlichen Schande preisgeben?"

„Er muß es ja wol, Sie zwingen ihn ja dazu," verſetzte der Amtmann. „Und was hat er, beim Lichte beſehen, denn eigentlich ſo Schandbares gethan? Nichts! Gar nichts! Was er geſagt hat in ſeiner Klage, das ſchiebt kein vernünftiger Menſch auf ſeine Rechnung; das hat ſein Advokat geſchrieben, der ſeine Inſtruction mißverſtanden hat. Lieber Gott, welcher Mandator lieſ't denn den Wuſt von Volumnen durch, den wir Juriſten zuſammenſchmieren? Sie mögen ſolch ein Ding, ich meine, ſolche gerichtliche Deduction wol noch nicht geſehen haben, aber ich wette, ein Grauen käme Ihnen an, wenn man Ihnen zumuthen wollte, es durchzuleſen von A bis Z.“

Jetzt entſank Learoſa nicht allein der erkünſtelte Gleichmuth, ſondern auch ihre ganze Hoffnung. Noch hatte ſie gar nicht an die Möglichkeit gedacht, daß ihr Großoheim ihren mit ſeinen eignen Waffen auf ihn gerichteten Angriff abwarten könne; jetzt, da ſie entdeckte, daß er dieſen Angriff nicht fürchte, was blieb ihr jetzt übrig, als ebenfalls jene Waffen wegzuwerfen, ohne ſich irgend einen andern Vortheil zu bringen, als den, den Namen ihres Vaters nicht mit eigner Hand brandmarken zu dürfen?

Glücklicherweiſe war Herr Nauvogel nicht fähig, das fromme kindliche Gefühl zu ahnen, welches Learoſa, ſchon eh' er kam, entwaffnet hatte und ſie bedingungslos zu ſeiner Beute gemacht haben würde, wenn er nur eine Minute noch geſchwiegen hätte; ſeine Unkenntniß eines reinen Menſchenherzens ließ ihn aber dieſen Zeitpunct ſeinen Abſichten günſtig erachten; er glaubte, ihn nicht entſchlüpfen laſſen zu dürfen und hob an: „Wenn ich Ihnen noch zur Seite geſtanden hätte, heut' Vormittag, Fräulein Roſinchen, ich würde Ihnen gerathen haben, zuzufaſſen mit beiden Händen, als die Excellenz ſich in Ihrem Garne befand. Der alte Herr iſt vernarrt in Sie, als wär' er ein Patrönchen von zwanzig Jahren, und für ein ſechzehnjähriges Mädchen, das nichts hat, als einen Prozeß, der eine wahre Vogelſcheuche für einen vernünftigen Freier iſt, und einen derben Klex auf das Renommée dazu, für ſolch ein Mädchen, und wär's noch dreimal zierlicher und niedlicher, als Sie, war es doch kein Pappenſtiel, die Gemahlin, und hoffentlich binnen Jahr und Tag die Witwe einer alten reichen Excellenz zu werden."

Learoſa war der Athem ausgeblieben; kaum war ſie im Stande, zu fragen: „Was? Für ſich ſelbſt warb mein Großoheim? — Nicht für ſeinen Sohn?“

„Ih, bewahre!“ verſetzte der Amtmann. „Der wird ſich hüten, für ſeinen Sohn zu werben; der denkt nur an ſich; der iſt verliebt wie ein Sperling; — und, Roſinchen, Sie glauben nicht, was ein geſcheidtes Mädchen mit einem verliebten Graubart machen kann!“

Blitzartig jagten und kreuzten ſich die Gedanken in Learoſa's Kopfe. Ein fürchterliches Nachtdunkel, in deſſen ſchwarzem Schooße nichts als die Gluthaugen der nach ihr züngelnden Ungethüme funkelten, ſo lagerte ihre Hülfloſigkeit ſich rings um ſie her. Mit dieſer Klaue hielt der Elende ſie feſt, der ſie zwingen wollte, das Gift ſeines Geifers auf den Namen ihres unglücklichen Vaters zu ſpritzen. — Jenes Schlangengleiten war der Schritt des lüſternen Heuchlers, der, in ein lügendes Prieſtergewand gehüllt, ihren Ferſen nachſchlich. — Dieſes finſtere, drohende Antlitz gehörte dem Verleumder an, der ſeinen Schatten auf den letzten Sonnenpunct ihrer Hoffnung geworfen, der ſie hinausgelogen hatte aus den Herzen der beiden einzigen freundlichen Weſen, die ihr gelächelt, ſeit ihre Mutter nicht mehr lächelte. — Und die eine dieſer lichten, von ihr hinweggeſcheuchten Geſtalten, ihre mütterliche Freundin, hatte ſie nicht erſt geſtern ihr ſelbſt den Rath gegeben, durch eine Heirath ſich eine feſte Stellung zu ſichern? —

Ihr Herz flog umher in ihrer Bruſt, als ſei es die Beute eines Raubthiers, welches es ſpielend werfe und fange und wieder werfe; ihre Kraft zu denken, zu überlegen, ward ſchwächer, ihre Beängſtigung ſtieg. — Nauvogel griff nach ſeinem Hute und machte Anſtalt, ſich zu empfehlen.

Da war es ihr, als weiche der Boden unter ihren Füßen, und ſie müſſe gleiten, ſtürzen, immer tiefer, immer ſchneller, wenn ſie den Haltpunct ſich entſchlüpfen laſſe, der ihren Händen noch erfaßbar war. „Herr Amtmann,“ ſtieß ſie hervor, „ich bin entſchloſſen — melden Sie meinem Großoheim, daß ich überlegt habe, daß ich — ſeine Gemahlin werden will.“

„Wirklich?“ rief Nauvogel, und die Freude funkelte aus ſeinem Geſicht. „Gratulire, gnädigſte Baroneß, gratulire aufrichtigſt! — Aber“ — ſeine Züge wurden wieder nachdenklicher — „aber — vor allen Dingen: das Teſtament bleibt doch in Kraft? — Die Majoratsſtiftung unangetaſtet?“ —

„Ja, ja, eben darum opfere ich mich ja!“ antwortete Learoſa mit fliegender Bruſt.

„So, ſo, nun ſchon gut,“ ſagte der Amtmann beruhigt. „Und was die aufgelaufenen Prozeßkoſten betrifft, die werden zu gleichen Theilen getragen?“

„Ja, zu gleichen Theilen,“ wiederholte Learoſa. „Aber — eilen Sie; morgen will Hellerbruth meine Klage einreichen; — beugen Sie vor!“

„Will ſchon vorbeugen, ſorgen Sie nicht. — Ich werde mich beeilen, Seiner Excellenz Meldung zu erſtatten und hoffe, er wird im Umſehen hier ſein.“

Er ging, und die Verbeugung, mit welcher er Abſchied nahm, trug das Gepräge einer noch nie an den Tag gelegten Ehrfurcht.

Wie aus einem ſinnzerrüttenden Traume erwachend, ſtand Learoſa da. „So iſt er denn gethan, der entſcheidende Schritt,“ bebte es über ihre Lippen. — „Nein, noch iſt er nicht gethan!“ rief ſie heftiger. „Noch kann ich zurücktreten. Noch iſt die Kette nicht geſchloſſen, die mich feſſeln ſoll an das Joch eines Mannes, bis ſein oder mein Grab ſie brechen wird — eines Mannes, der Vater des verächtlichſten Buben iſt, den die Erde trägt — eines Mannes, in deſſen rauhen Händen das edelſte Herz brach, das je in einer weiblichen Bruſt ſchlug — das Herz ſeiner Schweſter, der Wohlthäterin meiner Mutter!“

Sie zuckte nervig erregt zuſammen. „O, Gott, haſt Du unter den Millionen Herzen auf Erden denn kein's für mich erſchaffen zu Rath und Hülfe?“ wimmerte ſie. Da lenkte ihr Gedanke ſich auf ihre entführte Freundin. „Ja ſie will ich aufſuchen!“ rief ſie. „Sie ſoll erfahren, daß ihr falſcher Bruder mich verleumdet hat, daß ich unſchuldig bin, und dann will ich ſie fragen, ob es wirklich kein Mittel für mich giebt, mich von dem Zwange zu löſen, dem dieſer Hellerbruth mich unterwerfen will? — Ob ich, um eine Feſſel zu brechen, mich mit der andern beladen, ob ich, mit meinem Abſcheu gegen die Männer, das Eigenthum eines Mannes werden und bleiben muß?“

Kaum nahm Learoſa ſich Zeit, das Mäntelchen überzuwerfen und war binnen fünf Minuten auf dem Wege zu dem Gaſthofe des grünen Baums. Hier forſchte ſie nach Frau von Zſchechwitz; aber nicht die geliebten Züge dieſer Freundin, ſondern das mürriſche Geſicht des Mannes, der ihr Feind war, ohne von ihr befeindet worden zu ſein, Herr von Troghauer war es, welcher ſie mit dem Bedeuten empfing, daß weder ſeine Schweſter noch Roderike anweſend ſei.

Der Schmerz des Scheidens von der letzten Hoffnung wühlte in Learoſa's Bruſt; heiße, bittere Thränen entſtürzten ihren Augen. Sie trocknete ſie, um ihren Feind doch von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen und ſich zu überzeugen, ob denn keine Spur eines Menſchenherzens zu entdecken ſei. Sie fand keine, aber dennoch war es ihr nicht möglich, ihn zu verlaſſen, ohne einen Verſuch gemacht zu haben, ob der milde Geiſt, der ſeine Schweſter beſeelte, ihm denn gänzlich fremd ſei. — Sie hob an: „Was hab' ich Ihnen denn gethan, lieber Herr von Troghauer, daß Sie mich verfolgen?“

„Das gnädige Fräulein vergeben,“ antwortete Herr von Troghauer. „Mein Barbier wartet auf mich; ich kann den Menſchen nicht harren laſſen, ſein Waſſer wird ſonſt kalt, und ich werde halb geſchunden. Sie nehmen's nicht übel, wenn ich mich empfehle.“

Jetzt fing es an zu flammen in Learoſa's Seele. „Mein Herr, wenn noch ein Funken menſchlichen Gefühls Sie belebt, ſo hören Sie mich,“ rief ſie. „Ihre Verleumdung hat mich zum zweiten Male verwaiſ't, hat mich um die einzigen Herzen gebracht, die Liebe und Rath für mich hatten. Machen Sie es gut, ich beſchwöre Sie, ſagen Sie Ihrer Schweſter, daß ich verloren bin, wenn ſie ſich weigert, mich zu ſehen, daß ich nichts — nichts von ihr will, als ihren Rath, ob ich mich durchaus opfern, ob ich die Hand meines alten Großoheims annehmen muß, um befreit zu werden aus den Klauen dieſes Hellerbruth, der mich mißbrauchen will, um mir mein letztes Gut, mein Bewußtſein, ein gutes Kind gegen meine Ältern geweſen zu ſein, zu rauben.“

„Alſo Sie werden wirklich heirathen? — Nun, meine Schweſter wird ſich ausnehmend freuen; aber ſie iſt in der That nicht anweſend, und ich — ich kann unmöglich meinen Barbier länger harren laſſen.“

Learoſa blickte den herzloſen Verräther an ihrem Glück ins Geſicht; ſie fühlte ihr Blut an ſeiner Kälte vereiſen. — „Nun, ſo ſoll es dann ſein und ſo ſei es!“ ſprach ſie für ſich, wandte ihrem Feinde den Rücken, und ſchritt hoffnungslos, aber gefaßt, ihrer Wohnung zu.

Triumphirend hatte der Amtmann Nauvogel ſeine Siegesbotſchaft heimgetragen und durch die Worte: „Excellenz, gratulire zur Braut und zum Majorat,“ den gichtbrüchigen Greis zum leichtfüßigen Jüngling umgewandelt, der nicht genug eilen zu können glaubte, ſich ſeiner Eroberung zu verſichern. Nauvogel fand es nöthig, ihn zu begleiten, um erfoderlichenfalls die

Punctation einer Eheſtiftung zu entwerfen. Graf Auguſtus hingegen zog es vor, ſich ſeiner künftigen Stiefmutter noch nicht zu zeigen, ſondern, als ſein Vater die Staatscaroſſe beſtiegen hatte, ſich ungeſäumt zu dem Könige zu begeben, um dieſem Bericht über den Erfolg ſeiner geheimen Machinationen zu erſtatten und die weiteren Operationen mit ihm zu verabreden.

Learoſa empfing den erwählten Bräutigam mit einem ſo finſtern Ernſt, daß dieſer für den Beſtand ſeiner Hoffnungen zu fürchten anfing; auch Nauvogel beſorgte eine Umwandlung ihres Sinnes; und in der That hatte ſie ſich wenigſtens ſo weit geſammelt, als erfoderlich war, um ſich nicht ganz bedingungslos zur Beute ihres Großoheims zu machen; ſie fiel ihm, der etwas verlegen begonnen hatte, ſie anzureden, ins Wort, indem ſie ſagte: „Excellenz, ich habe Ihren Antrag erwogen, und erkläre mich bereit, ihn anzunehmen. Ich bitte Sie, mich nicht zu unterbrechen,“ ſetzte ſie hinzu, als der Bräutigam ſein Entzücken zu verlautbaren Anſtalt machte. „Ich halt' es für Pflicht, Ihnen den Beweggrund auseinanderzuſetzen, der mich zu dieſem Entſchluſſe bewogen hat. Zuneigung zu Ihnen iſt es nicht" — die Excellenz erblaßte, doch röthete ſich das verzogene Geſicht wieder, als Learoſa beifügte: „Zuneigung kann ich für keinen Mann empfinden! Um dem Zwange zu entgehen, Anklägerin meines eignen Vaters werden zu müſſen — deshalb will ich Ihre Gemahlin werden. Morgen will der Mann, der geſetzlich Herr meines Willens iſt, die Klage wider Sie einreichen, die mit einer Beſchimpfung meines unglücklichen Vaters anhebt; dieſem nahen Unheil muß auf der Stelle vorgebeugt werden; noch heute muß die Herrſchaft des Advokaten Hellerbruth über mich enden."

„In dieſer Stunde noch!" verſicherte der Graf. „Ich fahre ſogleich zum Könige."

„Zum Könige? — Muß das ſein?" frug Learoſa nachdenklich. — „Doch, es mag geſchehen," ſetzte ſie hinzu. „Jetzt eine zweite Foderung: ich entſinne mich, daß zwiſchen Ihnen und Ihrem Sohne eine Spannung eingetreten iſt; dieſe wird Ihnen die Gewährung meiner zweiten Bedingung erleichtern;

ich fodere nämlich: ſtreng getrennt von Ihrem Sohne zu bleiben, und auf keine Art mit ihm in Berührung gebracht zu werden.“

„Er ſoll Ihnen nicht beſchwerlich werden, meine Theuerſte, Schönſte, Geliebte,“ betheuerte der Bräutigam.

„Drittens beding' ich mir aus dem Nachlaſſe meines Vaters die Ausſetzung einer angemeſſenen Summe für meine Schweſter aus,“ fuhr Learoſa fort; da miſchte Nauvogel ſich ein, indem er ſagte: „Darüber beſtimmt das Statut der Majoratsſtiftung, nach deſſen vierundſechzigſtem Paragraphen jedem weiblichen Familienmitgliede ſechstauſend Thaler ausgezahlt werden; und ſollte etwa der vorhandene Baarbeſtand zu dieſer Abfindung nicht ausreichen, ei nun, ſo haben Seine Excellenz wol andere Mittel zur Schadloshaltung für Sie und Fräulein Hannchen in Händen.“

„Alles, was ich habe, das Beſte, das Schönſte, mein Simbach ſoll meiner engliſchen Braut zu Füßen gelegt ſein,“ betheuerte der Graf. „Herr Nauvogel, bringen Sie das ſogleich zu Papier.“

Nauvogel ſchritt zum Werke. „Alſo für das etwa nicht baar zahlbare Legat wird der Baroneß Learoſa Simmbach verſchrieben, und Baroneß Learoſa übernimmt es, ihre Schweſter zu entſchädigen. Iſt's nicht alſo, meine hohen Herrſchaften?“

„Ja, ja, ſo iſt's!“ verſetzte Learoſa ſchnell, und Nauvogel ließ ſeine Feder fliegen.

Bald aber unterbrach er ſich wieder: „Mir kommt noch ein Bedenken ein, Excellenz; wie dann, wenn wir der Baroneß ohne Bedingung die Herrſchaft Simmbach verſchreiben, und ſie ſpäter etwa ſich einfallen läßt, Veranlaſſung zu geben zur Unzufriedenheit, durch eine Liebſchaft — vielleicht gar durch bösliche Verlaſſung, und dann Anſpruch machen wollte auf die Ausantwortung der ganzen —“

Länger hielt Learoſa den Ausbruch ihrer Empörung nicht zurück. „Abſcheulicher!“ brach ſie aus, doch ſchnell ſich gewaltſam bemeiſternd, ſetzte ſie mit erzwungener Kälte hinzu: „Ich ermächtige Sie, niederzuſchreiben, daß ich auf Alles verzichte, wenn ich je fähig ſein ſollte, meiner ſelbſt unwürdig zu handeln.“

„Actum ut supra!" dictirte Nauvogel, nachdem er ein halbes Viertelſtündchen lang eiligſt geſchrieben hatte, ſich ſelbſt, las das Ehepactum vor, und beide Theile unterſchrieben.

„Jetzt ein Wort noch, Excellenz," begann er von Neuem. „Die Baroneß Braut hat ſich überall gewaltig ſichergeſtellt; wer ſteht uns dafür, daß — wenn ſie ihren Zweck erreicht, und ſich losgewunden hat aus den Klauen des Herrn Hellerbruth — ſie nicht andern Sinnes wird, und uns gradezu ein Näschen dreht? — Ich möchte rathen, ſich nicht früher bei Seiner Majeſtät in dieſer Angelegenheit zu bemühen, als bis Roſinchen Ihnen ein förmliches, unwiderrufliches Eheverſprechen ausgeſtellt hat."

Die Zorngluth fing wieder an, aus Learoſa's Augen zu flammen; ſie maß den frevelnden Zweifler an ihrer Worttreue mit ihrem verächtlichſten Blicke, flog dann an den Schreibtiſch, warf einige Zeilen auf das Papier, und frug, dem Grafen das Blatt überreichend, mit einem Seitenblick auf den Amtmann: „Mit meinem Blute werd' ich doch dies Pactum nicht unterſchreiben müſſen, wie es, der

Sage nach, gewiſſe Weſen fodern ſollen, die — wenigſtens nicht meinem Geſchlechte angehören?"

„Nein, nein, Dinte iſt gut genug dazu," antwortete gleichmüthig der Amtmann, indem er, über die Schulter des Grafen hinwegblickend, den Inhalt der Schrift halblaut las:

„Ich verſchwöre mich, die Gemahlin meines Herrn Großoheims zu werden, wenn er noch heute mich der Vormundſchaft des Advokaten Hellerbruth entreißt.

Learoſa von Pfinzing."

„Heute noch? — Hören Sie, Excellenz, das Ding hat doch einen Haken," kam Nauvogel mit einem neuen Bedenken. „Das geht ſo flink nicht, als die Baroneß es ſich einbildet. Wenn der König auch wirklich heute ſchon den Befehl an das Pupillencollegium erlaſſen ſollte, die Baroneß unter anderweitige Vormundſchaft zu ſetzen, ſo will ich mein Leben darauf verwetten, daß Hellerbruth Wind davon bekommt, und die Sache dermaßen zu verzögern wiſſen wird, daß Wochen vergehen, ehe er ſeiner vormundſchaftlichen Pflichten enthoben wird; und während dieſer Zeit wird er nicht ſäumen, Feuerbrände hinauszuſchleudern in die Welt, daß uns Sehen und Hören vergeht vor Angſt. — Ich wüßte wol noch einen Vorſchlag, aber der iſt nicht ausführbar, der vertrackten Trauerzeit wegen; — wäre der Bruder nur wenigſtens mit den Ältern zugleich geſtorben, da wäre jetzt wenigſtens die große Trauer vorüber; dann könnte man allenfalls ein Auge zudrücken, und dann würd' ich Ihnen rathen, Excellenz, ſich auf der Stelle trauen zu laſſen mit der Baroneß, und dann ſofort als der eheliche Curator der Frau Gemahlin aufzutreten und ihrem Sachwalter das Handwerk zu legen. Aber freilich, unter ſo bewandten Umſtänden geht das nicht; die Trauer will ihr Recht haben."

Ein tiefes Sinnen ſenkte Learoſa's ſchöne Augen. Endlich hob ſie das Antlitz empor und begann: „Herr Großoheim, ich begreife, daß Ihnen ſelbſt daran liegen muß, der Einreichung jener Klage gegen Sie vorzubeugen, und zweifle alſo nicht, daß Sie Ihr Möglichſtes thun werden, Hellerbruth entgegenzuarbeiten. Ich habe daher nicht zu befürchten, daß Sie mich täuſchen werden, und deshalb will ich —"

Sie hielt inne, als überſänne ſie noch einmal den ſchon gefaßten Entſchluß, dann, wie im Selbſtgeſpräch, fuhr ſie fort: „Die Trauer verbietet Freudenfeſte; es iſt kein freudiges, welchem mich der Schritt zum Traualtar entgegenführt; — mein Gewiſſen erlaubt mir alſo — ja, es verpflichtet mich ſogar, trotz meiner Trauer, dieſen Schritt zu thun. — Ich bin bereit, mich noch heute mit Ihnen trauen zu laſſen, wenn es keinen andern Weg giebt, Hellerbruth's Gewalt entzogen zu werden."

Das Auge des Grafen ſenkte ſich etwas länglich auf ſeine Füße nieder, deren Ermattung, eine Folge des langen Stehens, ihm jetzt ſehr fühlbar wurde, und ihn mahnen mochte, wie bedenklich die Schwäche ſei, die ſein letzter Podagraanfall ihm zurückgelaſſen. Er konnte indeß nicht umhin, den Vorſchlag ſeiner reizenden Braut, in deren Armen er eine zauberähnliche Verjüngung hoffen durfte, dankbar anzuerkennen. Sein Muth flackerte unter dem Verlobungskuſſe auch wirklich ſo kräftig auf, daß er, tändelluſtig werdend, die geringe Zahl der Stunden vergaß, die ihm zur Erfüllung der hauptſächlichſten Foderung ſeiner Braut noch übrig waren.

Auf Learoſa's Geſicht begann eine Art von Lächeln ſich zu regen. „Iſt mir's doch wahrhaftig,“ — hob ſie an, — „als herze mich meine alte ſelige Kinderfrau. Wenn Ihr Bart nicht ſtäche, Großoheimchen, ich wollte ſchwören, ſie wär' es leibhaftig, die mich ſo abſchmatzt. — Aber nun genug des Spaßes; vergeſſen Sie nicht, daß nimmermehr Ernſt daraus wird, wenn Sie nicht heut' noch den abſcheulichen Hellerbruth unfähig machen, mir die Klage gegen Sie in den Mund zu legen, die meinen Vater im Grabe beſchimpft.“

Mit einem etwas bitterſüßen Geſicht entließ der Graf die Braut aus ſeinen Armen, um Hellerbruth ohne Weilen das Handwerk zu legen.

Graf Auguſtus hatte, ſeit er von den Siegesſchritten der Fortuna ſeines Vaters unterrichtet war, nur die einzige Beſorgniß, daß die Abneigung ſeiner angehenden

Stiefmutter gegen den Aufenthalt in Dreſden leicht Unterſtützung an der Eiferſucht ihres künftigen Gemahls finden könne, und auf Mittel gedacht, dieſen zu verhindern, ſeine reizende Genoſſin in ländlicher, dem Könige ſchwer zugänglicher Abgeſchiedenheit zu vergraben. Mitten unter ſeinen Entwürfen überraſchte ihn ſein Vater mit der Nachricht von der ungehofften Beflügelung ſeines Glücks, und ſchnell war der Sohn mit ſich ſelbſt über die Wahl des Weges einig, der, vom Könige eingeſchlagen, ſicher zum Ziele führen mußte. Es ließ ſich nicht fürchten, daß der Neuvermählte, wenn er gezwungen werde, ohne Aufſchub nach Dreſden abzugehen, ſich von ſeiner Gemahlin trennen, und ſie zurücklaſſen werde, und auf dieſe Zuverſicht gründete Graf Auguſtus ſeinen Plan, den er, ſeinem Vater zuvoreilend, dem Könige mitzutheilen nicht ſäumte.

Wenig Minuten waren erfoderlich, den König von der Zweckmäßigkeit des Vorſchlags ſeines Vertrauten zu überzeugen; er ließ dieſen in ein Seitengemach eintreten, als ihm der Grand maitre de la garderobe gemeldet wurde, und empfing den Verrathenen mit ungewöhnlicher Freundlichkeit: „Sie ſind wieder Meiſter Ihrer Füße, Graf? Das freut mich herzlich; nun weiß ich doch, welchen Händen ich ein Geſchäft anvertrauen kann, deſſen Schwierigkeit ein paar Augen und einen Kopf fodert, wie ich ihn an meinem ganzen Hofe vergebens ſuche, wenn Sie mir fehlen. Sie wiſſen, daß der König von Preußen von meinen Gemälden hat Copien nehmen laſſen; er war ein Thor, der ſein Glück nicht zu benutzen verſtand; wer hätt' ihn hindern wollen, meine Kunſtſammlungen mit dem Recht eines Eroberers nach ſeinem Sansſouci ſchleppen zu laſſen? — Nun, wir wollen ſeiner Thorheit, oder Mäßigung, wie man's nennen mag, Dank wiſſen, aber die Spuren müſſen wir vertilgen, welche die Barbaren, die König Friedrich für Kunſtkenner hielt, in meinen Galerien hinterlaſſen haben, und das ſoll Ihr Geſchäft ſein, Graf. Die Bilder ſind nämlich ohne Rückſicht auf Licht und Schatten, noch weniger auf die Schulen ihrer Meiſter, ſo unvernünftig, ſo rein vandaliſch wieder aufgehängt worden, daß mir zu Muthe war, als führe mein Eintritt in die Schloßkirche mich in eine Polterkammer. Ihnen, lieber Graf, vertrau' ich die Sorge für die kunſtgerechte Aufſtellung meiner Gemälde; in meiner Kirche ſoll angefangen werden, damit ich dieſe in Ordnung finde, wenn ich Ende künftiger Woche von meinem Fluge durch meine erzgebirgiſchen Städte zurückkehre. Sie müſſen mir alſo vorauseilen und ſchon morgen, ja, wenn es möglich wäre, ſchon heute abreiſen. Iſt die Ordnung in meiner Hofkirche hergeſtellt, dann kommt die Gallerie im Schloſſe an die Reihe; darauf ſoll das grüne Gewölbe in Stand geſetzt werden; alsdann wenden wir uns zum japaniſchen Palais, und machen den Schluß in Pillnitz. Sie ſehen, daß ich wenigſtens auf ein volles Jahr Ihre Kräfte in Anſpruch nehme, und im Laufe dieſes Jahrs verbitt' ich den Beſuch Ihrer alten Gaſtfreundin, der Madame Podagra. Auch an Urlaub iſt in den nächſten zwölf Monaten nicht zu denken; Ihren Privatgeſchäften iſt ja Ihr Sohn gewachſen, und was Sie etwa noch auf Ihrer neuerworbenen Beſitzung zu thun haben könnten, das läßt ſich heute ja abmachen.“

„Eure Majeſtät,“ lächelte der Graf unter einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, „mir ſteht in der That heut' noch ein Geſchäft bevor, zu deſſen Verrichtung ich mich aber nicht des Beiſtandes meines Sohnes bedienen kann. Ich komme nämlich, Eure Majeſtät um die allergnädigſte Erlaubniß zu bitten, mich heut' noch mit meiner Nichte, der Baroneß von Pfinzing, vermählen zu dürfen.“

„Pfinzing? Pfinzing?“ wiederholte der König mit einem ſehr gut erkünſtelten Anſchein flüchtigen Nachdenkens. „Ach, ich beſinne mich, ich habe ja kürzlich der Baroneß ein Geſuch bewilligt. — Aber was ſoll ich zu Ihrer Wahl ſagen, Graf? — So wenig Politur — ein ſolcher Mangel an Grazie iſt mir noch nicht vorgekommen an einem Mädchen dieſes Standes. — Doch chacun a son goût! Der meinige wär's nicht. Aber wie iſt mir denn? Ich beſinne mich doch gar nicht, von Ihrer Verlobung gehört zu haben; iſt denn das Aufgebot ſchon erfolgt?“

„Nein, Eure Majeſtät; Verlobung und Hochzeit werden einander auf dem Fuße folgen müſſen, und deshalb wag' ich's, Eure Majeſtät unterthänigſt zu bitten, mir das Aufgebot zu erlaſſen."

„Nun, ich will hoffen," entgegnete der König mit huldvollem Lächeln, „daß weder Sie noch Baroneß Braut durch ältere Verpflichtungen gebunden ſind, und eine Ausnahme von der Regel geſtatten. Apropos, nehmen Sie Ihre junge Gemahlin ſogleich mit ſich nach Dresden?"

„Es iſt allerdings meine Abſicht, wenn Eure Majeſtät es allergnädigſt erlauben."

„Ich habe nichts dawider, vorausgeſetzt, daß die junge Frau Ihre Reiſe nicht aufhalte," verſetzte der König. „Nicht zu zeitige Nachtquartiere gemacht, Graf, das bitt' ich mir aus. Aber, wie ſteht's denn hier um Ihr Nachtquartier? Leipzig iſt überfüllt; ſind Sie auch zweckentſprechend logirt?"

„Meine Braut iſt im Beſitz einer ziemlich weitläuftigen Wohnung," erwiederte der Graf, nicht ohne einen leiſen Seufzer vernehmen zu laſſen.

„So, ſo; nun für das Hochzeitsmahl ſorg' ich, und die Ceremonie ſoll in der für mich hier eingerichteten Capelle vollzogen werden. Um zehn Uhr wird eine Hofcaroſſe Sie nebſt Ihrer Braut abholen.“

Dieſer Gnadenbeweis überraſchte den Bräutigam unangenehm, indem er ihm eine Quelle von Verlegenheiten öffnete; er wagte es, die ihn nächſtbedrängende zu äußern: „Eure Majeſtät, ich — mein Familienſchmuck — ich hab' ihn nicht zur Hand; und fürchte — daß meine Braut nicht mit Brillanten verſehen iſt.“

„Iſt's weiter nichts?“ lächelte der König. „Ich habe längſt ſchon Gelegenheit gewünſcht, Ihren Eifer für mein Haus zu belohnen; der Schmuck Ihrer Braut ſei meine Sorge; Sie ſollen Ihren Familienſchmuck nicht vermiſſen.“

Ein ſolches Übermaß von Huld überwand die Bedenklichkeiten des Grafen vollends. Er beugte ſich dankbar auf die Hand des gnädigen Monarchen nieder, und begann jetzt zu ſeinem zweiten Geſuche um Erlaß eines Cabinetsbefehls überzugehen, welcher das Pupillencollegium anwies, den zeitigen Vormund der Pfinzingſchen Geſchwiſter ſeiner Pflichten und Rechte zu entheben, und dieſe auf ihn, als den künftigen ehelichen Curator der älteſten dieſer beiden Minorennen, zu übertragen.

„Genehmigt, genehmigt!“ rief der König raſch. „Sie bedürfen alſo zweier Cabinetsbefehle, an deren unverzüglicher Ausfertigung Ihnen gelegen ſein wird, da Sie morgen ſchon abreiſen müſſen. — Warten Sie.“

Er klingelte, befahl, den Cabinetsrath zu rufen, und eh' eine halbe Stunde verging, war der Graf in Beſitz aller, ſeinen Zwecken entſprechenden Erfoderniſſe.

Mehr die Neuheit eines ſolchen ſeit ſieben Jahren nicht erlaſſenen landesherrlichen Befehls, als der eigentliche Reſpect vor dem gekrönten Haupte, war es, was die Vorſteher der weltlichen und geiſtlichen Behörden, an welche die Ordres lauteten, ſehr ſchnell fügſam machte, und flüchtige Schreiberfinger, ſo wie nicht minder flinke Botenfüße in ſo raſche Bewegung ſetzte, daß der Graf, noch bevor der Abend dunkelte, im Stande war, ſeiner Braut die Beweiſe ihrer Freilaſſung aus Hellerbruth's vormundſchaftlicher Gewalt vorzulegen, und ihr anzuzeigen, daß um zehn

Uhr der Caplan Seiner Majeſtät in dem zur Capelle des allergnädigſten Herrn einſtweilen eingerichteten Saale bereit ſein werde, die heilige Handlung zu vollziehen, die ihn zum beneidenswürdigſten aller Sterblichen zu machen verſpreche.

„Hören Sie, Eure Excellenz,“ hob Nauvogel an, der ſchon einigemale verſucht hatte, dem Grafen das Wort abzunehmen, „mit Ihrer Beneidung hat's noch Zeit; der Neid guckt noch nicht über Ihre Schwelle; wie die Sachen hier ſtehen, ſo iſt's die Frage, ob der Caplan nicht unverrichteter Sache wird zu Hauſe gehen müſſen. Die Baroneß Braut haben ſich nämlich in den Kopf geſetzt, nicht anders als in dieſem wollenen Trauerhabit, mit der Kappe auf dem Haupte ſtatt des Kranzes, vor den Altar zu treten.“

Der Graf wich erſchrocken zurück; ſeine Braut in dieſem Aufzuge an den Altar und zur königlichen Tafel zu führen, war platterdings unmöglich; von einem ſolchen Verſtoß wider die Etikette hatte man noch nicht gehört, ſo lang es Höfe gab auf Erden und Trauer und Hochzeiten. Er bemühte ſich, ſeiner Braut auseinanderzuſetzen, daß ihr Beharren auf einer ſolchen Foderung der Nagel zu ſeinem Sarge werden müſſe, aber ſein Schreck ſtieg zu einer noch ſchwindelndern Höhe, als Learoſa ihm mit Feſtigkeit erklärte, daß ſie die heut' ihr bevorſtehende Feier völlig geeignet finde, in Trauerkleidern begangen zu werden, daß ſie nicht in dem königlichen Betſaale, ſondern in einer Kirche getraut ſein wolle, daß ſie die Einladung zu Seiner Majeſtät Abendtafel ausſchlage, und daß ſie von ihrem Gemahl erwarte, er werde ſie nicht nach Dresden, ſondern auf eins ſeiner Landſchlöſſer führen.

Der Graf mußte ſich ſetzen; das Gewicht dieſer Erklärungen drückte ihn nieder an Körper und Seele. Nauvogel ſah ſein Erſtarren, ſein Verzagen; ſah die Nothwendigkeit, zu einem durchgreifenden Mittel zu ſchreiten, trat plötzlich dicht vor das Mädchen hin, ſtarrte ihr, als ſteh' er einem verſtockten Inquiſiten gegenüber, mit einem folterdrohendem Blick ins Auge und ſprach mit einer Stimme, deren Donner dann und wann den Grundton einer Fenſterſcheibe weckte: „Hören Sie mal, Roſinchen, in der Bibel ſteht geſchrieben: „Das Weib ſoll dem Manne gehorſam ſein!“ Das iſt Gottes Wort, und wer abweicht von Gottes Wort, den wird der Herr treffen mit Fluch und Verderben! Ich ſollte denken, Sie hätten ſich genug beladen mit Fluch, und genug Verderben angeſtiftet auf Erden!“

Learoſa fuhr erſchüttert zuſammen, aber ſtatt zermalmt zu werden, wie der Amtmann gehofft hatte, erhob ſie das Haupt mit Blicken, deren Flammenwurf von einer überraſchenden Kraft zeugte. „Gott erhalte Ihr Gewiſſen ſo rein wie das meinige iſt, dann werden Sie eine leichte Todesſtunde haben, Herr Amtmann, und — welcher Schuld Sie gegen mich ſich auch bewußt ſein mögen, Sie haben ſie geſühnt durch die Warnung, die Sie mir gegeben haben. Noch bin ich dieſem Herrn zu keinem Gehorſam verpflichtet, denn, Gott ſei Dank, noch bin ich nicht ſeine Gemahlin, und nie, nie will ich es werden!“

„Da haben wir die Beſcherung,“ rief, während der Graf, bleich vor Schreck ſich aufraffte von ſeinem Stuhle, der Amtmann. „Nun, es ſchadet auch nichts,“ ſetzte er gefaßter hinzu „Die Gemahlin

Seiner Excellenz ſind Sie freilich noch nicht, aber ſeine Mündel ſind Sie! Das hat er ſchwarz auf weiß; das haben Sie ſelber erbeten, und meinen Sie, daß Sie jetzt die Freiheit haben, ihm Ihr Wort zu brechen, weil Sie ſich ihm nicht mit Ihrem Blut verſchrieben haben? Meinen Sie, daß Sie Ihrem anverlobten Bräutigam keinen Gehorſam ſchuldig ſind, gut, ſo ſollen Sie Ihrem Vormunde gehorchen! — Kommen Sie her, Eure Excellenz, machen Sie Ihr Recht geltend! Zum Altar können wir freilich das Jüngferchen nicht zwingen, aber dahin wollen wir ſie noch bringen, daß ſie auf ihren Knieen Sie bitten ſoll, ſie zu heirathen!“

„Nein, keinen Zwang! Eh' wollt' ich mir ja ſelbſt ein Leid anthun, als dieſem engliſchen Kinde,“ entgegnete der Graf, indem er Learoſa's Hand ergriff, und ihr mit ſeinem ſüßeſten Blick ins Auge ſah, aus welchem der wildeſte Geiſt des Haſſes, der Rachluſt blitzte, der je ein Mädchenherz mit dem Gelüſt einer Furie erfüllt hatte. Eine Ahnung der Möglichkeit, mit einer Art von Wolluſt das Herz eines Feindes in Todeszuckungen zu ſehen, durchzitterte ihre Seele, denn ſie fühlte ſich beinah' fähig, den ihrigen, der mit hohnlachendem Auge auf ſie niederſah, zu erdroſſeln. Aber neben dieſem antreibenden Gefühl erwuchs das demüthigende Bewußtſein ihrer Ohnmacht. Er hatte wahr geſprochen, dieſer Verhaßte: ſie war der Gewalt dieſes Greiſes unterworfen, gleichviel, ob als ſeine Mündel, ob als ſeine Gemahlin. —

Ihr Auge fiel, ſeitwärts gewandt, auf dieſen Gewaltigen, der, um ſeine alterſchwachen Füße zu unterſtützen, die Stuhllehne zum Haltpuncte genommen hatte, und plötzlich glomm ihrem Gedächtniſſe die Erinnerung an die Anſpielungen auf, mit welchen Graf Auguſtus geſtern die Zeugen der Lebenskürze ſeines Vaters angedeutet hatte. — „Was bin ich denn jetzt, und was werd' ich ſein, wenn ich noch fünf Jahre lang unter dem Drucke eines Vormundes, gleichviel, welcher es ſei, geſchmachtet habe? — Eine Waiſe! Eine Verarmte, Beſtohlene!" antwortete ſie ſich ſelbſt auf die Frage. — „Und wenn ich nachgebe, was werd' ich ſein, wenn ich, vielleicht kürzere Zeit, als ich fürchte, mich geſchmiegt habe unter das Ehejoch? — Eine reiche, jugendliche, unabhängige Witwe! — Ich werde das ſein, was ich zu werden noch geſtern erſt gewünſcht habe."

Wer mag wiſſen und beſchreiben, welche Vorſtellungen ſich weiter noch in ihrem Köpfchen durcheinanderwirren mochten; vielleicht waren es die Erinnerungen an den geſtern empfangenen Rath der Frau von Zſchechwitz, nicht zu ſcharf unter ihren Bewerbern zu ſichten; vielleicht gedachte ſie auch der Wunderdinge, welche, verſteht ſich bei kluger Nachgiebigkeit, ſowol Hellerbruth als auch Nauvogel ihr verheißen hatten; genug, ſie beſchloß, ihren ſo ſelten gebrochenen Willen diesmal einem fremden zu beugen; doch war der Kampf, mit welchem ſie den Gedanken an Widerſtand aufgab, nicht leicht; ein heftiger Thränenſtrom begleitete ihre Unterwerfung, und mit den Worten: „So machen Sie denn mit mir was Sie wollen! Ich will Sie heirathen! Ich will Ihnen folgen! Ich will anziehen, was Sie Luſt haben!" duldete ſie die Umarmung des in Jünglingsentzücken erglühenden Greiſes.

„Haſt Du A geſagt, ſo ſollſt Du auch B ſagen," murmelte Nauvogel mit hämiſchem Lächeln und verließ alsdann das verlobte Paar, um die Glieder des kleinen Hausſtandes zuſammenzurufen und ihnen die künftige Gemahlin Seiner Excellenz vorzuſtellen.

Scheu das naſſe Antlitz der Schweſter anblickend, ſtand Hannchen von fern; mit offenem Munde ſtarrte Martin den dicken beſternten Herrn an, der ſich wieder auf den Lehnſtuhl niedergelaſſen und die Braut auf ſeinen Schooß gezogen hatte, indeß die Kammerjungfer die ſpähenden Augen ringsumher fliegen ließ, um das Brautkleid zu ſuchen, deſſen Beſchaffung, ihrer Meinung nach, die erſte Sorge des Bräutigams hätte ſein müſſen, und nicht geweſen war, wie es ſich jetzt auswies.

So trat nun eine neue, häßliche Verlegenheit ein. Learoſa war die Einzige, welche, neubelebt durch die Ausſicht, nun doch noch zur Durchſetzung ihres Willens zu gelangen, ſich heimlich der Entdeckung freute, daß unter allen Kleidungsſtücken, welche ihre ſpärliche Garderobe bildeten, keine einzige Robe gefunden wurde, und doch war ohne eine ſolche kein Erſcheinen an der königlichen Tafel gedenkbar. All' ihre

Kleider wurden ſtreng gemuſtert, allen den wenigen, welche einer eiligen Umformung geeignet ſchienen, war ſie während ihrer langen Trauerzeit ſo entwachſen, daß an deren Gebrauch kein Kunſtverſtändiger denken konnte. Alle Füße, welche zur Verfügung dem Grafen zu Gebote ſtanden, wurden in Bewegung geſetzt, um den unumgänglich nothwendigen Bedarf herbeizuſchaffen; aber zu jener Zeit war Leipzig noch nicht ſo weit vorgeſchritten als heutzutage; damals gab es noch keine Niederlage weiblicher Putzſtücke aller Art; damals hatte Paris ſeine Modiſten, ſeine Haar- und Zahnkünſtler noch nicht entſandt, um die Töchter des verrufenen Deutſchlands mit Zaubereile in Heben und Junonen umzuſchaffen; ſo ſtieg denn die Noth von Minute zu Minute, und der Bräutigam glaubte in die Erde zu verſinken, als er das Heranrollen einer Caroſſe vernahm und beim Scheine der Kutſchlaternen eine königliche Hofequipage erkannte, die, wie er nicht bezweifelte, zur Abholung des Brautpaars entſandt war.

Er irrte. Der Kommende war ein königlicher Leibpage, welcher dem nie mehr als heut' um ein

Garderobenſtück beſorgt geweſenen Grand maitre de la garderobe, ein königliches Handſchreiben nebſt einem Etuis überreichte. Ein Heiduck trug dem Boten eine große Schachtel nach. Jenes enthielt eine mit Edelſteinen beſetzte Uhr, Arm-, Ohr- und Halsſchmuck, ſo wie den mit einer Diamantenſchnur umwundenen Myrthenkranz für die Braut, und in der Schachtel fand man eine prachtvolle Robe von reichgeſticktem, ſchwerem lyoner Seidenzeuge. Das huldreiche Schreiben des Königs deutete den Wunſch an, die junge Grafenbraut heut' in dieſem Schmucke am Altare zu ſehen.

Im Begriff leicht aufzuathmen und ſeiner Sorgenentlaſtung ſich zu erfreuen, fühlte der Beſchenkte dennoch ſeine Bruſt plötzlich wieder von einer Bangigkeit anderer Art zuſammengeſchnürt; dieſes Übermaß von Gnade, dieſe Vorſorglichkeit ſeines huldreichen Herrn trieb ein Gewirr beunhigender Gedanken in ſeinem Kopfe zuſammen. Sollte dieſes Geſchenk des huldreichen Auguſtus vielleicht mehr als eine Äußerung der allerhöchſten Gunſt für ihn, ſollte es vielleicht eine Lockung für ſeine Braut ſein? — Und wer hatte dem Herrn die Noth dieſes Augenblicks verrathen? — Der Blick, mit welchem er Learoſa betrachtete, nährte ſeine innere Unruhe; das Staunen, in welches ſie das wahrhaft königliche Geſchenk verſetzte, wiſchte die Thränenſpuren aus ihrem Geſicht hinweg; das Auge, von den Brillanten gefeſſelt, unter deren Glanze ſie zu ſtrahlen beſtimmt war, funkelte, und das Verlangen eines freudig überraſchten Kindes ſchwebte in erſt leiſe, dann immer deutlicher lächelnden Zügen auf ihrem gerötheten Antlitz. „Ach wie gut iſt der König doch!“ dachte ſie, weit entfernt, den Wurm zu ahnen, den ihre unverhohlene Freude über einen Schmuck, deſſen Pracht ſelbſt ihren Ahnungen nie vorgeſchwebt hatte, weit übertraf, und ihre offenkundig an den Tag gelegte Dankbarkeit gegen den königlichen Geber in der Seele ihres Bräutigams einniſtete.

Lange ſtand das Paar, er mit dem Blicke des Argwohns, ſie mit dem Blicke des freudigen Staunens, ſich gegenüber, keins von Beiden ahnend, daß der Amtmann in den Stunden der jüngſten Sorge, ſeine Zuflucht zu dem jungen Grafen genommen, und durch dieſen den König veranlaßt hatte, der Verlegenheit der Braut abzuhelfen. — Und noch weniger ahneten Beide, welche Verabredung Graf Auguſtus mit dem Amtmann getroffen, um die angehende Stiefmutter durch eine erbetene Gnade ohne Verzug dem Könige zu nähern.

Das Paar ſchien, Jedes in ſeinem eignen Sinnen verſunken, der Eile der Zeit nicht zu gedenken; da glättete Nauvogel ſein rohes Satyrgeſicht, in welchem, verſtohlen auf Learoſa gewandt, ziemlich leſerlich der Gedanke geſchrieben war: „Angebiſſen am Köder? — Du biſt auf gutem Wege, Vögelchen,“ — und erinnerte die Braut an das beſchränkte Maß ihrer Zeit. Sie ergriff das Kleid und den Schmuck, winkte ihrer Jungfer und verſchwand.

Das Uhrwerk der nahen Thomaskirche war nicht weit entfernt, den Glockenhammer zum Schlage der zehnten Stunde in Bewegung zu ſetzen, als Learoſa, bräutlich geſchmückt, auf dem Wege aus ihrem Ankleidecabinet nach dem Wohnzimmer von dem Amtmann aufgehalten wurde, der hier ihrer gelauert hatte.

„Potz Fiſchchen, Fräulein Roſinchen, wie ſchön ſehen Sie aus!“ ziſchelte er. „Wer Ihnen heute etwas abſchlagen könnte, der müßte einen Kieſel in der Bruſt haben ſtatt des Herzens! — Hören Sie, Roſin — gnädige Baroneß, wollt' ich ſagen, Sie könnten heut' ein gutes Werk ſtiften, wenn Sie eine Fürbitte einlegten bei dem König, wenn ſich ein guter Augenblick trifft, da Sie ihn allein ſprächen, eine Fürbitte für den armen Schelm, der in vorigem Jahre ſeine Braut erſchlug und in künftiger Woche gerädert werden ſoll von oben herab.“

„Was? Für den Mörder ſeiner Braut ſoll ich bitten? Der Böſewicht ſoll leben, damit er noch mehr Unheil anſtiften, vielleicht noch mehr Mädchen tödten kann?“ fuhr Learoſa auf und wandte ſich, um zu gehen.

„Sein Sie doch nicht ſo hartherzig, Liebſte“ — ſo hielt Nauvogel ſie feſt. „Bedenken Sie doch, daß dieſer Unglückſelige ein geringeres Verbrechen begangen hat als ſeine Braut, und daß Beide heut' ein glückliches Paar ſein würden, wenn ſie ihren Eid ihm gehalten hätte. Denken Sie nur nach, wie es

Ihrem eignen Vater würde ergangen ſein, wenn er ſich ſelbſt nicht erſchoſſen hätte, nachdem er Pellgramm das Lebenslicht ausgeblaſen. Würden Sie ſich weigern, für ihn zu bitten? — Und was hat dieſer Roſer, Jakob Roſer heißt er nämlich, was hat er denn Übleres gethan, als Ihr Vater?"

Nauvogel fühlte die Hand der unglücklichen Tochter kalt werden und zittern in der ſeinigen. „Nun, Roſinchen, laſſen Sie ſich erweichen," fuhr er fort. „Geben Sie dem König ein gutes Wort; der junge Herr Graf wird Ihnen zu einer Gelegenheit verhelfen, den König unter vier Augen zu ſprechen."

„Der junge Herr Graf?" wallte Learoſa plötzlich umgeſtimmt auf, indem ſie dem Amtmann ihre Hand entreißend und in das Zimmer zu dem Grafen eilend, ihm zurückrief: „Ich bitte für keinen Mörder, Herr Amtmann."

Jetzt raſſelte die Hofequipage daher, um das Brautpaar abzuholen, und der mitgeſandte Page meldete ſich zur Begleitung an.

Noch ſaß der Bräutigam von ſeinen Grillen verdüſtert, wie Learoſa ihn verlaſſen hatte; jetzt erhob er ſich, ſchwankte ihr entgegen und blieb wie zauberfeſt beſchworen ſtehen vor ihr. So himmliſch ſchön wie in dieſem Augenblicke war ſie ihm nie erſchienen. Seine Augen taumelten vor dem tauſendfach gelockten Haupte, deſſen Flechtgewinde die ſchimmernde Brautkrone umringelten, zu dem edelgeformten Eirunde des lieblichen Mädchenantlitzes herab, bis ſie, tiefer abwärts gelockt, durch das Schillern der Edelſteine, die in reicher Goldeinfaſſung auf dem jungfräulichen Buſen ſich wiegten, zu glühen anfingen, als flamme die entfernte Ahnung einer längſt verdünſteten Gluthaufwallung in ſeiner Seele auf. Er glich eine Minute lang völlig einem Faun, der eine badende Nymphe belauſcht. — Schnell aber drückte der Sorgendämon, der ihn befallen hatte, ſein Faunengelüſt nieder; der Ausdruck ſeines Geſichts veränderte ſich, denn die Befürchtung, dieſen Schatz von Reizen vielleicht theilen zu ſollen, fiel mit nagender Pein ſeine Seele an; und Learoſa würde ſich zu retten verſucht haben von ihm, hätte ſie ihr Auge auf ſein Antlitz gewandt, in welchem der Gedanke an die Ketten nicht zu verkennen war, die er mit der

Geübtheit eines in ſeinem Fache ergraueten Kerkerſchließers ihr vorbereitete; aber Learoſa's Auge weilte nicht auf ihm; es war über ihn hinweggeglitten und hing an ihrem Bild, welches der große Spiegel ihr wiedergab, dem ſie bei ihrem Eintritte in das Zimmer zufällig gegenüber getreten war. Sie konnte ihr Auge nicht losreißen von dem Anblicke des ſchlanken Nymphenleibes, der, hervorragend aus einem wellenförmig ſie umſchwimmenden Gewande, von weißem, mit grüner Zweigdurchflechtung geſticktem Stoffe, über welches ein roſenfarbener, ihr weit nachſchleppender, talarartig gefalteter Überwurf herabfloß, ihr entgegenſchwebte; und ſo mit ſich ſelbſt beſchäftigt, überſah ſie die Verkünder ihrer ſchwer bedrohten Zukunft.

„Excellenz, was ſtehen Sie denn noch hier und gaffen?“ erinnerte Nauvogel. „Sehen Sie, der Page trippelt ſchon ungeduldig herum; ſteigen Sie ein in die Kutſche; ich werde unterdeſſen das Brautgemach in Stand ſetzen laſſen.“

— „Und Sie“ — wandte er ſich flüſternd an Learoſa, welche am Arme ihres Verlobten den verhängnißvollen Weg antrat, „und Sie ſein des armen Delinquenten eingedenk. Roſer heißt er, Jakob Roſer.“

Verhärtet wandte Learoſa ſich ab von dem Fürbitter und ließ ſchweigend ſich in den Wagen heben. Es war ihr ſo ſchwer geworden in der Bruſt, und je näher die Kutſche ihrem Ziele entgegenrollte, je beengter ward es ihr. Doch all' ihre drückenden Gefühle verſtoben, als die an der königlichen Wohnung poſtirte Leibwacht, welcher ſie vor wenig Tagen noch ſo ſcheu ausgewichen war, jetzt ins Gewehr trat, und als die Trommel, um die königliche Hofequipage mit den üblichen Ehren zu empfangen, mit erſchreckendem Getöſe dicht an ihrer Seite zu wirbeln begann. Die Vorſtellung, dieſer ehrende Gruß gelte ihr, der künftigen Gemahlin eines der Hauptwürdenträger des Kurhofes, ſchwellte zum erſten Male mit dem Dufte des Weihrauchs der Schmeichelei das jugendlich leichte Mädchenherz. — Den Kopf höher emporhebend, als ſie gewohnt war ihn zu tragen, überſchritt ſie die Schwelle des reicherleuchteten, mit Gobelins behangenen Saals, und als beim Anblick all' der weiblichen Köpfe, deren thurmartige Friſuren ſich ihr entgegenwandten, und bei dem Blick der auf ſie gerichteten männlichen Geſichter, unter welchen kein einziges freundliches ihr begegnete, eine Art von Bangigkeit ſie befiel, da ermuthigte ſie der hochmüthige Gedanke, daß ſie unter dieſen Häuptern des Landes eine der erſten Stellungen einzunehmen beſtimmt, und daß die Vornehmſten derſelben nichts weiter als ihres Gleichen ſeien. — Und ſtolz ſchritt ſie am Arme ihres Verlobten dem Platze zu, welchen ein reichgeſchmückter Cavalier des Hofes ihr unter ehrerbietigen Bücklingen anwies.

Jetzt miſchten die Sänger der königlichen Capelle ihre Stimmen in die Klänge der wunderbar ſchönen Inſtrumentalmuſik, durch deren Zauber die katholiſche Kirche die Sinne beherrſcht, indem ſie ihnen ſchmeichelt. Learoſa's Herz fing bewegter zu ſchlagen an; die Bedeutſamkeit dieſen feierlicher Stunde trat ernſt vor ihr hin, aber zu einer anhaltend würdigen Stimmung zu gelangen, hinderte ſie der Anblick des niegeſehenen Schauſpiels des hohen Meßamtes. Der orientaliſche Anputz der hohen Geiſtlichkeit, der Wechſel ihrer verſchiedenen Talare vor dem Altar, vor Allem aber der Dienſt der knabenhaften Miniſtranten, die in auffallende Trachten gehüllt, bald die Kniee beugten, bald ſich hinſtreckten, dann die Weihrauchfäſſer ſchwangen und endlich ein Geklingel ertönen ließen, deſſen Zweck Learoſa nicht zu errathen vermochte, kurz, die ganze heilige Handlung erſchien dem zu früh, zu unvorbereitet in die Welt hineingeriſſenen Mädchen, deſſen aus der Kinderſtube mitgebrachte Sinnesleichtheit noch nicht völlig durch die ſchwer überſtandene zehnmonatliche Lehrzeit niedergedrückt war, beinah' ſpaßhaft. Ein vorwitziges Lächeln ſpielte auf ihrem Antlitz, der Schalk in ihrem Innern machte ihr Geſicht zum Schauplatz ſeiner profanen Regungen, und noch ſchwebte das vorwitzige Lächeln ihr um Augen und Mund, als ihr Verlobter ſie bei der Hand ergriff, um ſie zum Altare zu führen.

Da, indem ſie ſich erhob, ſchreckte der Anblick ihres Stiefſohns den Spottgeiſt hinweg, den ſie zu verbergen nicht bemüht war. Ein Schauer überrieſelte ſie eiskalt, denn in dem lächelnden Geſichte, mit welchem Graf Auguſtus ſie ſchon lange betrachtet haben mochte, lag etwas ſo entſchieden Feindſeliges, ſo höhnend Hämiſches, daß ihr das Blut aus den Wangen trat. Vergebens ſuchte ſie, während ſie vor dem Altare ſtand, ſich durch den Gedanken, daß auch ihr bitterſter Feind ihr nicht ſchaden könne, wenn ſie nur ſtreng den Weg ihrer Pflicht verfolge, und durch das ſich ſelbſt abgelegte Gelübde zu beruhigen, nie von dieſem Wege abzuweichen; es war ihr nicht möglich, ihre Faſſung völlig wiederzugewinnen; das an ſie gerichtete Wort des bundweihenden Prieſters erklang ihrem Ohre wie Töne aus einem Grabe; zehn Minuten lang hörte ſie nichts als ſeine Stimme, das Picken ihrer Uhr und das Klopfen ihres Herzens. — Jetzt ging der Ringwechſel vor ſich; das bindende Wort ward ausgeſprochen; ihm folgte der Segensſpruch des Prieſters und ſein Amen.

Donnernd und ſchmetternd fielen die Pauken und die Trompeten ein; die Sänger ſtimmten den ambroſianiſchen Lobgeſang an, und die Gräfin von Rottingerode trat vom Altare zurück.

Dem jungen Paare ward die Stelle in dem

Zuge, der ſich nach dem Audienzſaale bewegte, zuvörderſt angewieſen. Dem erſten Glückwunſche, mit welchem Graf Auguſtus ſeiner Stiefmutter ehrerbietigſt nahte und ſich ſehr wortreich ihrer mütterlichen Gnade empfahl, folgten die Beglückwünſchungen der andern Cavaliere des Hofes. Mit wachſender Betäubung drängte Learoſa ſich dicht an ihren Gemahl; der Titel: Excellenz, mit welchem jede an ſie gerichtete Anrede begann und endete, machte ſie ungewiß, ob ſie träume, ob ſie Komödie ſpiele, ja, faſt war es ihr, als habe ſie aufgehört, ſie ſelbſt zu ſein.

Der Schauplatz veränderte ſich; ein weiter, reicherleuchteter Prachtſaal empfing ſie, und vor ihr, in der Mitte deſſelben ſtand, von den Mitgliedern des Kurhauſes umgeben, der König, den ſie im Hintergrunde der Capelle dicht an dem Altare ſitzend, dort nicht hatte wahrnehmen können. Der Graf blieb ſtehen mit ihr, aber der Hofmarſchall lud das Paar ein, ſich ein paar Schritte weiter vorzubewegen, um Seiner Majeſtät, dem Kurprinzen und der Kurprinzeſſin, ſowie den andern hohen Perſonen vorgeſtellt zu werden.

Die Feierlichkeit endete ſchnell und meiſt ſtumm; nur der König ſprach ein paar, jedoch nur oberflächliche Worte, welche keine andere Antwort, als eine ſchweigende Verneigung erfoderten, und noch hatte Learoſa kaum den Rock der jüngſten Prinzeſſin geküßt, als der König aufbrechend das Zeichen zum Anheben der Tafel gab.

Der Rang des königlichen Großmeiſters der Garderobe wies, trotz der Bedeutendheit deſſelben, ihm und ſeiner jungen Gemahlin doch nur einen der niedern Plätze an der meiſt mit Gäſten fürſtlichen Geblüts beſetzten und nur zwanzig Gedecke enthaltenden Tafel Seiner Majeſtät an. Die Neuvermählten waren indeß nicht getrennt worden; ſie ſaßen dem Könige ſchräg gegenüber, der, das Hauptende der Tafel einnehmend, beide Reihen ſeiner Gäſte überſehen konnte, und, wie einige derſelben wahrnehmen wollten, die junge reizende Gräſin auch keineswegs überſah, obgleich er kein Wort an ſie richtete.

Es ging überhaupt ſehr ſchweigſam zu an der königlichen Tafel; Niemand wagte ein Wort, ohne aufgefodert zu ſein von dem Könige, und keiner von allen ihrer puppenähnlichen Nachbarn und Nachbarinnen, welche ſtumm und ſteif, als wären es Wachsbilder, deren bewegliche Augäpfel ein verborgener Mechanismus zuweilen regte, um ſie her ſaßen, hinderte Learoſa, ihren Gedanken nachzuhängen. „Bin ich nicht ein Kind, mich zu fürchten, zu ängſtigen, und mich mit Schreckniſſen zu beunruhigen, die ich nicht einmal zu nennen weiß?“ frug ſie ſich, im Beſtreben, ihre Beklommenheit niederzuringen. „Dieſer garſtige Oheim, der mich angeſehen hat mit ſeinen Baſiliskenaugen, als hätt' er Luſt, mich zu verzaubern mit ſeinem Giftblick, was kann er mir denn Böſes thun? — Er iſt ja mein Stiefſohn und muß mir gehorchen; oder — noch beſſer — er darf gar nicht in meine Nähe kommen. Nein, ich will mich auch nicht mehr von meiner thörichten Furcht beunruhigen laſſen; was fehlt mir denn, um das glücklichſte Weſen auf Erden zu ſein? — Zwar frei bin ich nicht; aber geheirathet mußte doch werden, denn eine alte Jungfer konnt' und wollt' ich nicht ſein, und nun hat der Himmel mir einen Mann gegeben, recht wie ich ihn mir gewünſcht haben würde, wenn ich mir einen Mann hätte wünſchen können; reich, vornehm, verliebt in mich bis über die Ohren, und alt, ſo alt, daß ich hoffen darf, Witwe zu werden, ehe ein Jahr vergeht!"

Hier nahm ihr Selbſtgeſpräch eine andere Wendung. „Iſt's nicht ſündlich," frug ſie ſich, „daß ich meinem Manne den Tod wünſche? Hab' ich nicht Ja geſagt, als der Prieſter mich frug, ob ich ſein Eigen ſein wolle mit Gut und Blut, mit Leib und Seele, in Glück und Leid? — War dieſes „Ja" nicht ein Schwur, den Gott gehört hat? — Und iſt der Wunſch, daß mein Mann ſterben möge, nicht ſchon ein Bruch dieſes Schwurs?" —

Learoſa erblich unter dieſer Frage ihres ſtrafenden Gewiſſens, und einem wurzelloſen Hälmchen gleich, welches ein jäher Sturmſtoß mit ſich fortreißt, flog ihr Sinnen in einer plötzlich veränderten Richtung fort. Ihrer fleckenreinen Seele war ein Frevel gröberer Art, als der Bruch des angelobten Gehorſams, ſo fremd, daß ihre noch ſo arme Phantaſie nicht fähig war, ſie vor einem ſchwereren Verbrechen ſchaudern zu laſſen, als dem, deſſen ſie ſich ſchuldig wußte. „War denn“ — frug ſie ſich — „die Sündthat jener eidbrüchigen Braut, die unter den Händen des Verrathenen geſtorben, war ſie ſchwerer als die meinige? — Und jener Rächer, jener Jakob Roſer, deſſen Leben ich zu erbitten verſchmäht habe, hat er Schwereres verbrochen als ich, indem er Das that, was mir als verborgener Wunſch die Seele bewegte?“ —

Ihr ward, indem das Bild der Büßerin und des Rächers, der nun ſein todesſchuldiges Haupt unrettbar zum Rabenſteine tragen ſollte, vor Augen trat, entſetzlich angſt; ſie hatte den Schrecken des Blicks in den Todesſchooß noch nicht vergeſſen, den ihr die Mündung des einſt auf ſie gerichteten Piſtols öffnete, und kälter faßte dieſer Schrecken ſie jetzt an, als damals, da der Donner des losgebrannten Schuſſes ſie betäubte und die Pulverwolke ihr den Athem nahm. Die Erinnerung an die Mordthat, die ihr Vater begangen, milderte ihr die Strafbarkeit des Mörders Roſer; es war ihr, als werde ſie ihren Vater entſündigen, wenn ſie den gleich ihm Schuldigen ſtraflos mache. „O, könnt' ich doch reden mit dem Könige," bebte es angſthaft von ihren Lippen. „Oder wär' ich nur eine Minute lang Kurfürſt, damit ich den Roſer begnadigen könnte! — Es muß doch etwas Großes, Herrliches ſein, wie Gott zu einem Menſchen ſagen zu können: „Lebe!" —

„Graf Rottingerode," ſcholl es jetzt in die Ohren der Träumerin; ſie fuhr auf und ſah des Königs lächelndes Antlitz auf ſie gerichtet; er hob den Finger ſcherzhaft gegen ihren Gemahl auf, und ſagte: „Über Ihre Gemahlin ſcheint das bräutliche Bangen gekommen zu ſein; ſprechen Sie ihr doch Muth ein."

Der Graf konnte einen Anflug von Verlegenheit nicht ſofort durch den Verſuch, ein Lächeln zu erzwingen, verſtecken; er räusperte ſich einigemale und verſetzte, um doch etwas zu antworten: „Muth, Eure Majeſtät, iſt grade die Eigenſchaft, welche meiner Braut nicht mangelt. Werden Eure Majeſtät glauben, daß dieſes zarte Weſen fähig iſt, in der dunkelſten Mitternacht ohne Begleitung auf den Kirchhof zu gehen?"

„Parbleu, das hat ſie gethan?" rief der König verwundert. „Nun, zu dieſem Wagniß wird die Gräfin wol eine dringende Veranlaſſung gehabt haben; vielleicht geſchah's um dem Herrn Bräutigam entgegenzugehen; nicht wahr, Graf Rottingerode, Sie waren gewiß nicht weit?"

„Halten zu Gnaden, Majeſtät, die Veranlaſſung war anderer Art," erwiederte der Graf, und erzählte, der Auffoderung des Königs gehorchend, ziemlich weitſchweifig die Begebenheit jener Nacht, in welcher das geſpenſtiſche Trauergeläut, oder die Sturmglocke — denn er wenigſtens war nicht zweifelhaft, nur die letzte vernommen zu haben — den Tod geweiſſagt hatte, der kurze Zeit darauf das Vaterhaus ſeiner gegenwärtigen Gemahlin verödete.

Der König war, und mit ihm die ganze Tafelgeſellſchaft, in eine ſehr geſpannte Stimmung gerathen, die das allgemeine Intereſſe an der jugendlichen Heldin erhöhte, welche ſich nie weniger Heldin gefühlt hatte, als in dieſem, ſie unausſprechlich drückenden Augenblick. Dem Könige entging das martervolle Wogen ihrer Bruſt nicht, und um ſie herauszuheben aus den Schranken ihrer Erinnerungen, frug er ſie lächelnd, für welchen Preis ſie ſich entſchließen würde, auch dieſe Nacht auf einem Kirchhofe zuzubringen?

„Um keinen Preis mehr, Eure Majeſtät,“ antwortete ſie. „Ich habe kein geliebtes Menſchenherz mehr, welchem ich ein ſolches Opfer bringen könnte.“

„Ei, das iſt Ihr Ernſt nicht,“ verſetzte ſchalkhaft der König. „Das iſt nicht die Antwort einer liebeglühenden jungen Frau! — Nun, fürchten Sie nicht, auf eine Probe geſtellt zu werden; Sie ſollen dieſe Nacht auf keinem Kirchhofe verwachen.“

Er nahm das Glas, blickte auffodernd im Kreiſe umher, und ſprach: „Das Brautpaar lebe!“ — Während die Damen nippten, die Männer tranken, und der Graf von Rottingerode ſeine Gemahlin mit ſich emporzog, um ehrfurchtsvoll zu danken, wandte der König ſich zu dieſer und ſprach, das Glas wieder an die Lippen ſetzend: „Auf Ihre Hoffnungen, auf Ihre Wünſche, Gräfin! — Apropos, was wünſchen Sie denn? — Ich weiß zwar, es iſt eine delicate Sache, junge Frauen eine Stunde nach der Trauung um ihre Wünſche zu befragen, aber ich kann wahrſagen; ich verſtehe mich darauf, Bräuten ihre Wünſche von ihrem Geſichte abzuleſen; ſoll ich Ihnen die Ihrigen nennen?"

„Es würde Eurer Majeſtät ſchwer werden, den Wunſch zu errathen, der mir jetzt der nächſte von allen iſt," entgegnete Learoſa.

„Das ſollte mich wundern," verſetzte der König. „Jedoch laſſen Sie hören; bilden Sie ſich ein, Sie ſtänden vor einer mächtigen Fee, und die Erfüllung eines Wunſches wäre Ihnen zugeſagt; was würden Sie wünſchen?"

„Reden Eure Majeſtät im Ernſt?" frug Learoſa plötzlich ſehr dreiſt, und eine Flamme zuckte aus ihrem ſchönen Augenpaar. „Hat das Schickſal mich wirklich einer Macht gegenübergeſtellt, die ſo wohlthätig als umfaſſend iſt? — Darf ich einen Wunſch nicht vergebens nennen?"

Der König blickte die, ihm nie ſo reizend als in dieſem Augenblick erſchienene junge Gräfin mit unverhohlener Wohlgefälligkeit, aber doch etwas überraſcht an. „Gräfin, Könige ſind nicht Götter," erwiederte er, „aber, was ein Erdengott vermag, das ſoll geſchehen; reden Sie; was wünſchen Sie?"

„Eure Majeſtät, vor etwa einem Jahre erſchlug ein junger Zimmermann bei Borna ſeine wortbrüchige Braut," hob Learoſa an. „Nächſtens ſoll der Mörder hingerichtet werden; ich bitte um Gnade für den Unglücklichen. Sein Name iſt Jakob Roſer."

„Jakob Roſer? — Weiß irgend Jemand etwas von ihm?" frug der König im Kreiſe umherblickend, deſſen Verſtummung die Frage verneinte.

„Lüttchepſal," rief der König, ſich umblickend, und der hinter ſeinem Stuhle ſtehende Page, derſelbe, welcher heut' für Learoſa der Träger der königlichen Gnadenbezeigungen geworden war, trat vor.

„Lüttchepſal, geh' in mein Cabinet, ſchreib' mir den Namen auf und erinnere mich morgen früh daran, noch eh' ich in die Meſſe gehe." Mit dieſen Worten fertigte der König den Pagen ab und wandte ſich nun an Learoſa: „Gräfin, Ihr Wunſch iſt erfüllt; haben Sie keinen zweiten vorräthig?"

Ein Roth der Freude, des Entzückens überflog Learoſa's Wangen, indem ſie mit dem Ausdruck tieſer Dankbarkeit die Frage verneinend, ſich ſelber ſagte: „Er iſt doch gut, der König! — Und — auch daß ich geheirathet habe, iſt gut. Wie hätt' ich ein Menſchenleben retten können, wenn ich dieſen Schritt nicht gethan hätte zum Altare?“

Das ſchöne Selbſtgefühl einer Menſchenbeglückerin verbreitete einen Abglanz ihrer alten Heiterkeit über ihr ſchönes Antlitz, welchem nichts als dieſer Roſenſchmuck gefehlt hatte, um auch dem finſterſten Auge einen freundlichen Lichtblick mitzutheilen. Dennoch blieb ein einziges hier düſter, und dieſes einzige gehörte dem Kurprinzen Friedrich Chriſtian, welcher von dem Platze des Königs durch die Fürſtin Trautſon, Gemahlin des öſtreichiſchen Geſandten, getrennt, noch kein Wort, weder an ſeine Nachbarin noch an Learoſa gerichtet hatte. Dieſe war Anfangs durch ihre eigne Verſtimmung gehindert worden, das unfreundliche Geſicht des Kurprinzen zu beachten, und jetzt, als ſie zum erſten Mal ſeinem ſcharf auf ſie gerichteten Auge begegnete, ward ihre Aufmerkſamkeit auf einen andern, anziehendern Gegenſtand gelockt. Die zur Rechten des Königs, dem Brautpaare ſchräg gegenüberſitzende Kurprinzeſſin, Maria Antonia, wandte ſich nämlich an ihren zweiten Nachbar, den Bruder ihres Gemahls, Franz Xaver, mit der halblauten Frage, ob ihn das Geſicht der Gräfin nicht an ein längſt bekanntes erinnere? — Der Prinz verneinte die Frage, und der König, welchem dieſelbe nicht entgangen war, erkundigte ſich mit ſichtbarer Antheilnahme, wer es ſei, der ſich eines Schmuckes ähnlicher Züge rühmen könne?

„Ein junger Menſch, der nie ſo glücklich geweſen iſt, von Eurer Majeſtät geſehen zu werden,“ entgegnete die Kurprinzeſſin. „Es iſt der Sohn des braven Mannes, der, wie Eure Majeſtät ſich vielleicht entſinnen, ſein Leben für die Vertheidigung meiner Frau Mutter ließ, als ſie vor zwanzig Jahren mit mir und meinen Geſchwiſtern aus ihrer Reſidenz flüchten mußte. Unſer Vertheidiger hinterließ ein Kind, es lag noch an der Mutterbruſt; mein Vater, der Kaiſer, wurde durch ſeinen frühen Tod gehindert, an dieſem Kinde das Verdienſt ſeines Vaters zu belohnen; er hat mir dieſe Sorge als Erbtheil hinterlaſſen.“

Jetzt erhob, ehe Learoſa Muße hatte, ſich eine ihr dämmernde Erinnerung zu verdeutlichen, der Kurprinz zum erſten Mal ſeine Stimme. „Es würde mir ſchwer werden, auch nur die entfernteſte Ähnlichkeit hier zu finden, aber ich kenne eine Perſon, von welcher die Frau Gräfin dort ihr ganzes Geſicht geerbt zu haben ſcheint.“

„Ich rede eigentlich auch von keiner Ähnlichkeit,“ entgegnete die Kurprinzeſſin. „Es gibt aber Geſichter, welche an andere erinnern, ohne ihnen eigentlich ähnlich zu ſein, und ein ſolches hat die Gräfin.“

„Wer iſt denn,“ fiel der König ein, für welchen die Rettung der Familie Karl VII. und folglich auch der Sprößling ihres Retters wenig Intereſſe zu haben ſchien, „wer iſt denn die Perſon, deren Züge die Gräfin geerbt haben ſoll?“

„Der preußiſche General von Wylich, Eure Majeſtät,“ antwortete der Kurprinz mit ſcharfer Betonung.

Der König war ſichtbar unangenehm überraſcht durch dieſe Entgegnung, aber Learoſa, weit entfernt, zu ahnen, in welchem Andenken dieſer General von Wylich hier an dieſem Hofe ſtand, ſagte ſchnell: „Das war mein Oheim, Eure Majeſtät. Die Mutter meines Vaters war die Schweſter dieſes Generals von Wylich, und er war es, der meine Ältern wieder ausgeſöhnt hat mit meiner ſeligen Großtante.“

Ein ſtarker Druck an ihrem Knie — er kam von der Hand ihres Gemahls — hieß ſie ſchweigen, und jetzt bemerkte ſie an den verlängerten, theils finſtern, theils höhniſchen Geſichtern, beſonders aber an dem bitteren, faſt feindlichen Blick, mit welchem das Auge des Kurprinzen dem ihrigen vorüberſtreifte, daß ſie wol etwas Unpaſſendes geſagt haben möge. Ein allgemeines Schweigen war eingetreten; ſie ſchwieg auch, und vernehmlicher klang jetzt das Gläſergeklirr aus einem entfernteren Saale, in welchem an den Marſchalltafeln die minder hoch bewürdeten Gäſte Platz gefunden hatten, durch die Stille.

Wie es ſchien, war dieſe laute Freude dem König anſtößig; er befahl dem Pagen, nachzufragen, wem dort die Toaſte gebracht würden, und dieſer kehrte mit der Meldung zurück, daß man dort die Blütenhoffnung des gräflich Rottingerodiſchen Geſchlechts feiere.

Ein feines Lächeln zog ſich um den Mund des Königs; auch der Graf von Rottingerode verſuchte zu lächeln, aber der Verſuch mißlang. Learoſa war anderweitig beſchäftigt mit ihren Gedanken; ſie hatte die Meldung des Pagen gar nicht beachtet, ſah ſo wenig auf den König, als auf ihren Gemahl, denn ihre ganze Seele war voll von den letzten Worten der Kurprinzeſſin, welche ſie allmählig mit der Erzählung ihres jetzigen Gemahls von den Leiden der unglücklichen Wohlthäterin ihrer Mutter, und dem Ende des angeblichen Zeugen der jener edeln Frau angeſchuldigten Verirrung in Einklang brachte. Sie entſann ſich je länger je genauer jedes Wortes, welches ihr damaliger Großoheim, um ihre Ältern mit ſich zu verſöhnen, geſprochen; entſann ſich der Ängſtlichkeit, mit welcher ihre Mutter nach dem Kinde geforſcht hatte; und die Antwort, welche der Graf damals gegeben, ſtimmte ſo genau überein mit dieſer dem Könige durch die Kurprinzeſſin ertheilten Auskunft, daß ſie nicht zweifeln konnte, es ſei wahr, es habe ein Kind ihrer Großtante gelebt, und noch mehr, ein Enkelkind derſelben lebe noch heute, es ſei ihr ähnlich, und dieſe Ähnlichkeit war ihr ein neuer Bürge für ihre Verwandtſchaft mit dieſem Weſen. — Aber dieſes Weſen — war es ein Mädchen wie ſie? — War es — ein Mann? — Sie zitterte vor Verlangen, daß die Kurprinzeſſin noch einmal anfangen möge, von dieſem angekindeten Pfleglinge zu reden, aber die Kurprinzeſſin redete nicht mehr, wie denn überhaupt außer dem Könige nur der jedesmal von dieſem zu Antworten Aufgefoderte ſprach. So ſteif und ceremoniös erhielt der Ton ſich, ohne auch nur durch ein Lächeln unterbrochen zu werden, bis die Aufhebung der Tafel erfolgte.

Kaum ſah Learoſa ſich an der Seite ihres Gemahls in dem Wagen, als ihre Begierde, das möglichſt Umſtändliche von dem Pflegekinde der Kurprinzeſſin zu erfahren, ihr Züngelchen in lebhafte Bewegung ſetzte; aber die Laune des Grafen war ſeinem Glücke nicht angemeſſen; er verſicherte kurz, daß er von einem nachgelaſſenen Kinde des Sohnes ſeiner

Schweſter nichts wiſſe, und überließ ſich wieder der launenhaften Verſtimmung, welche während der Tafel über ihn gekommen war.

Der Wagen hielt; den Hoflakaien, welche den Schlag öffneten, geſellte ſich die Bedienung des Grafen, und an der Thür ſtand, des jungen Ehepaares gewärtig, Herr Nauvogel.

„Endlich, Eure Excellenz?“ fing er an zu bellen. „Das heiß' ich lange getafelt! Zu lange für ein Brautpaar, das heut' noch ein Ehepaar werden will. — Nun, ich habe wenigſtens Zeit gehabt, das Meinige zu thun in Ihrer Sache, und will Ihnen Zeit laſſen, auch das Ihrige zu thun.“

Er deutete auf das geöffnete Seitenzimmer, welches unter ſeiner Anleitung zum Schlafgemach der Neuvermählten eingerichtet war, und empfahl ſich. Einem launiſchen Zeus gleich lag der Graf auf dem Lehnſtuhl und grollte vor ſich hin; die Dienerſchaft entfernte ſich, und nun winkte er ſeiner jungen Gemahlin.

„Liebes engliſches Kind,“ hob er an, „Sie haben ſich und mir heute einen Schaden zugefügt, deſſen

Folgen kein menſchliches Auge vorausſehen kann. Sie waren ſtumm, wo Sie reden ſollten, und ſprachen, wo Verſtummung an ſeinem Orte geweſen wäre. Als wir dem Könige vorgeſtellt wurden, und ich ihm meinen Dank für die Gnadenbezeigungen abſtattete, mit welchen er Sie überhäuft hat, da ſprachen Sie kein Wort; warum ſchwiegen Sie denn nicht auch, als der Kurprinz Sie dem preußiſchen General Wylich ähnlich fand? Wiſſen Sie denn nicht, daß es an unſerm Hofe beſſer iſt, die Tochter eines Pandurenhäuptlings, als die Nichte dieſes Wylich zu ſein?"

„Nein, gewiß, das weiß ich nicht," verſicherte Learoſa ſehr überraſcht. „Was hat denn mein Oheim hier verbrochen? Er war doch ein ſehr geachteter Mann."

„Geachtet bei Seinesgleichen, bei ſeinem Volke, bei ſeinem Könige, aber bei uns nicht," erwiederte der Graf. „Er hat unſere Königin, die Tochter des römiſchen Kaiſers Joſeph, die Muhme der großen Maria Thereſia — die hat er —"

„Ermordet?" fiel Learoſa entſetzt ein.

„Ermordet, leiblich ermordet zwar nicht, aber angefaßt hat er ſie, als er —“

„Angefaßt?“ unterbrach Learoſa ihn wieder. „Angefaßt? — So mit den Händen? Nun, iſt denn das ein Verbrechen? — Oder — hat er ſie angefaßt wie Pellgramm mich? — Ach nein, das wird er gewiß nicht gethan haben.“

Dieſe Frage führte die Unterhaltung des Paars plötzlich auf einen Wendepunct; der Graf wollte wiſſen, wie Pellgramm Learoſa angefaßt habe, und Learoſa erzählte, was ſie der Paſtorin, was ſie dem Könige und der Frau von Zſchechwitz erzählt hatte.

Die kindliche Schuldloſigkeit des gemißhandelten Mädchens trat ſo unverkennbar an's Licht, daß ein Theil der ſtrengen Falten, die auf der Stirn des Grafen ſich gerunzelt hatten, ſich glätteten. Learoſa ließ ihm aber keine Zeit, ſich ihrer kindiſchen Unſchuld zu erfreuen, denn kaum hatte ſie ihre Erzählung beendet, als ſie auch ſchon wieder auf ihre noch unbeantwortete Frage zurückkam, ob ihr Oheim Wylich auf gleiche Weiſe, wie Pellgramm an ihr, ſich vergangen habe.

Jetzt zwang die Wiederholung dieſer Frage dem Grafen ein Lächeln ab. „Nein, Gott ſei Dank, mein engliſches Kind," verſetzte er, „die hochſelige Königin war zwar eine ſehr würdige und höchſt vortreffliche Fürſtin, aber doch ſchon zu weit vorgeſchritten in den Lebensjahren, um zu ſolch einem Frevel ermuthigen zu können. Setzen Sie ſich auf meinen Schooß, aber nehmen Sie ſich in Acht, nicht an meinen linken Fuß zu ſtoßen. — So; nun hören Sie mir zu: während des Friedens, den der preußiſche König nach ſeinem zweiten Eroberungskriege erzwungen hatte, ſchloß unſer Herr mit den europäiſchen Hauptmächten ein Bündniß, welches den emporgekletterten Markgrafen ſicherlich um ſeine winzige Königskrone gebracht haben würde, wenn —"

„Herr Oheim, reden Sie von unſerem Könige? Von dem großen Friedrich?" rief Learoſa aufſpringend.

„Schatz, um Heilands willen, denken Sie an meinen Fuß!" kreiſchte der Graf. — „Und den Herrn Oheim laſſen Sie aus dem Spiele, ſo wie Ihren ſogenannten großen Friedrich. Ihr König iſt unſer Auguſtus, und ich bin Ihr Gemahl. Nun ſetzen Sie ſich wieder und unterbrechen mich nicht. So war denn ziemlich das Erfoderliche vorbereitet zum allgemeinen Losbruch gegen König Friedrich, aber — ſiehe da, er bekam Wind von unſerem geheimen Vertrage, und kam uns zuvor, ehe wir noch völlig gerüſtet waren zum beſchloſſenen Angriff. Nun wurde eiligſt das grüne Gewölbe, die Kunſtkammer, kurz, Alles von Werth, was nur transportable war in der Kürze der Zeit, das wurde geflüchtet auf den Königsſtein, und nur Eins vergeſſen: das Archiv. Aber grade hierauf hatte es König Friedrich abgeſehen, denn hier lagen die Urkunden unſerer geheimen Verbindungen aufbewahrt. Hätten wir dieſe gerettet, ſo ſtand er als muthwilliger Friedensbrecher vor den Augen der Welt da, und ganz Europa mußte die Acht ausſprechen über ihn. Nun begreifen Sie wohl, wie viel ihm daran lag, dieſe geheimen Documente an's Licht zu bringen, um der Welt zu zeigen, daß ſein Angriff auf uns nur ein zuvorkommender, ein Begegnen unſerer gegen ihn gerichteten Entwürfe geweſen ſei. Dem Grafen Brühl gingen zu ſpät die Augen auf; indeß waren die Papiere gut verwahrt, denn die Königin, die zurückgeblieben war in Dresden, hütete das Heiligthum, gleich einem Engel mit dem feurigen Schwerte, gegen den General Wylich, den ſein König befehligt hatte, ſich der Documente zu bemächtigen. Und nun begiebt ſich das Unerhörte; die Königin ſtellt ſich vor den Schrank, in welchem die Urkunden lagen; der Kannibal, der Wylich, verſucht zwar erſt einen Fußfall, um ſie zu bewegen, ihm freies Feld zu gönnen, und als die heldenmüthige Fürſtin ſtandhaft bleibt und fortfährt, die Schrankthür mit ihrem allerhöchſten Leibe zu decken, da — mich ſchaudert, es auszuſprechen — da erfrecht ſich der raub- und mordgewohnte Soldat, ſeine Hand erſt an die Schleppe, und als das nicht fruchtet, an den Arm Ihrer Majeſtät zu legen, ſie zum Weichen zu nöthigen, und den Schrank zu erbrechen. — Wie dieſer Wylich alſo angeſchrieben ſein muß an unſerm Hofe, mit welchen Blicken man eine Perſon betrachten wird, die ſich ſelbſt als eine Verwandte dieſes Majeſtätsverbrechers bekannt hat, das wird Ihnen Ihr eigner Geiſt ſagen. Daß dieſe

Verwandtſchaft den König abneigt von Ihnen, das wollt' ich allenfalls ertragen, denn er kann mich als Kunſtkenner nicht entbehren, und das wird mich halten ſo lang' er lebt; aber wenn er die Augen ſchließt, und der Kurprinz Herr wird, der Kurprinz, den Sie für immer ſich befeindet haben — dann —"

„Nun dann, Herzensväterchen, dann ziehen wir fort von Dresden," tröſtete Learoſa den Beſorgten, indem ſie ihm freundlich die dicken Wangen ſtreichelte. — Ihm ward ſehr wohl unter ihren weichen Händen; er vergaß ſeine Beſorgniſſe, umſchlang ſie feſter, löſte tändelnd ihren Halsſchmuck, neſtelte das Uhrgehänge ihr von der Bruſt, und eine Nadel nach der andern fiel unter ſeinen ſpielenden Fingern zu Boden.

Mit weniger jungfräulichem Schamgefühl als kindiſcher Verſchämtheit wehrte Learoſa die Frechheit dieſer Frevlerhände ab, deren vermeſſenes Treiben ſie zu lebhaft an Pellgramm's Verrätherei erinnerte, um nicht ihren Widerſtand zu wecken. Der Graf lächelte, als ſie ihn einen noch ärgern Frevler ſchalt, als jener Böſewicht geweſen ſei, und bemühte ſich, ihr den Unterſchied zwiſchen Pellgramm's Raubverſuch und ſeinen Rechten an ihrem Beſitz zu verdeutlichen. Aufmerkſam hörte Learoſa ihm zu, während ſeine Hände immer dreiſter das begonnene unzarte Spiel fortſetzten. Ihr Auge, ihre Stirn bewölkte ſich, als er ihr die Verpflichtungen der Gattin und die Gerechtſame des Gatten auseinanderſetzte, und zur Beglaubigung der ſeinigen ſich auf Bibel und Katechismus, trotz dem beſten Lutheraner berief. — Immer ängſtlicher ward Learoſa's Athem und plötzlich brach ſie mit den Worten: „O wir armen unglücklichen Weiber!“ in ein lautes Schluchzen aus.

Es gelang der Zärtlichkeit des Bräutigams, die weinende Braut über die Duldungspflichten, welchen das göttliche Wort ſie unterworfen hatte, allmählig zu beruhigen, indem er ein von dieſem Gegenſtande ablenkendes Geſpräch begann. Er ſchilderte ihr die Herrlichkeiten Dresdens, die Oper, die Kunſtſchätze und endlich die glänzende Einrichtung ſeines eignen Palaſtes.

Und wirklich feſſelte er Learoſa's Aufmerkſamkeit. Sie ſchien die Nachricht der ihr auf morgen ſchon bevorſtehenden Abreiſe gern zu hören, und ſich der neuen Welt zu freuen, welche ihr die Zukunft zu enthüllen verſprach. Da, indem der Graf von dem Feenreich ſprach, welches ſie in ſeinem Palaſte erwarte, überflog der Ausdruck eines beunruhigenden Einfalls ihr Geſicht, und ſchnell frug ſie: „Wohnt denn Ihr Sohn etwa auch in Ihrem Hauſe?“

„Nein, Auguſtus iſt an die Perſon des Königs gefeſſelt, der ihn mit einer beſondern Gnade beehrt; er wohnt im Schloſſe,“ antwortete der Graf. „Aber warum, mein Schatz, ſind Sie denn ſo erzürnt gegen meinen Sohn?“

„Warum? Weil er mich heirathen wollte, ungeachtet er glaubte, daß ich mich wirklich verſündigt hätte mit dem abſcheulichen Pellgramm, und weil er lachte, ſo hämiſch, ſo höhniſch lachte, als ich dem Könige die Geſchichte erzählen mußte.“

„Dem Könige? Sie mußten dem Könige dieſelbe Geſchichte erzählen? — Wann? — Wo?“

Learoſa gab getreulich Auskunft über den Verlauf ihrer Audienz. Mit offenem Munde lauſchte der Gemahl ihren Worten. — „Ja, ja, es iſt mir klar!“ murmelte er, als ſie geendet hatte. „Ich hab' ihm einen Zuwachs ſeines Serails zuführen ſollen! — Aber warum hat mein Auguſtus mir nichts geſagt von dieſer Audienz?“

„Ihr Auguſtus taugt nichts!“ verſicherte Learoſa, ſich an den Gemahl ſchmiegend, wie ſie es wol bei Ihrem Vater gethan hatte, wenn es etwas von ihm zu erſchmeicheln galt. „Sie glauben nicht, Herzensväterchen, wie zuwider Ihr Sohn mir iſt; mehr, weit mehr noch als alle andere Männer. Sie, glaub' ich, ſind noch der beſte von Allen!“

„Und Sie ſind das reizendſte, unſchuldigſte, lieblichſte, vortrefflichſte Kind von allen Mädchen, die ich je in meinem Arme gehalten habe!“ verſetzte, wie elektriſirt von ihrem Streicheln, der feuerfangende Gemahl, indem er das volle Geſicht auf die Schulter ſeiner jungen Vermählten lehnte, und, ſchmunzelnd emporäugelnd zu ihr, fortfuhr: „Ja, mein allerliebſter Engel, viele Mädchen haben mir ſchon geſtanden, ich ſei der Beſte, der Gefährlichſte, der Unwiderſtehlichſte aller Männer! Und in der That hat noch kein Weib mir widerſtanden, denn Keiner war geübter in der Kunſt der Beſiegung weiblicher Herzen als ich! — Und Thränen ſind mir nachgeweint worden, Thränen — es giebt keine Zahl, um die Summe ihrer Tropfen auszuſprechen. Ich war ſo berühmt in der Töchterwelt als verrufen in der Welt der Mütter; bei jenen hieß ich der ſchöne Theſeus, dieſe nannten mich den ſchönen Verführer."

„Und damit rühmen Sie ſich? — Mit Ihrer Schande? Ihrem Verbrechen?" brach, zu des Selbſtlobredners Erſtaunen, Learoſa mit unverhohlenem Abſcheu aus. — „Mein Gott, was hab' ich — was hat das arme Weib denn verbrochen, einem Ungeheuer unterthan ſein zu müſſen, wie ſolch ein Mann iſt!"

Sie war aufgeſprungen und ſtürzte, ohne ſich zurückhalten zu laſſen, in das Nebengemach, welches der Graf zum Schlafzimmer eingerichtet wußte.

„So wahr ich lebe, es giebt kein zweites Mädchen wie dieſes! — Ein ſolches oder keines darf ich an den Hof meines lockern Auguſtus bringen."

Nach dieſer Selbſtbetheuerung blickte der Graf einige Male auf die Thüre hin, ſeufzte, lauſchte, ſeufzte wieder und ermuthigte ſich dann, ſeinen Kammerdiener kommen zu laſſen.

Er ließ ſich entkleiden, verabſchiedete nun den Gehülfen und ſchlich in das Schlafgemach, um die ſchöne Männerfeindin wenigſtens mit einem Manne zu verſöhnen.

„Es iſt ein Kind, das unkundigſte, unſchuldigſte unter der Sonne!“ ziſchelte der Grand maître de la garderobe ſeinem Sohne ins Ohr, als dieſer am folgenden Morgen ihm und ſeiner jungen Stiefmutter ſeine Ehrerbietung zu bezeigen kam. — „Nie,“ — fuhr der begeiſterte Greis fort — „nie hat ein Kinderherz wie dieſes unter ſolch einem jungfräulichen Buſen geſchlagen, und ein Göttergenuß muß es ſein, dieſes Himmelskind mit Kuß auf Kuß von Stufe zu Stufe tiefer hinabzuführen zur Erde, und ſie endlich die Augen öffnen zu ſehen im Allerheiligſten des Myſterientempels der gnidiſchen Göttin. — Nun“ — ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu — „dieſer Göttergenuß wird mir ja auch wol nicht entgehen; wenn ich nur erſt den Winter überſtanden habe, der vor der Thür iſt, dann ſoll Teplitz das Seinige thun, und bis dahin — bis dahin läßt, unter uns geſagt, die Kindesunſchuld meiner Gemahlin ſie nichts entbehren. Jetzt aber laſſ' uns auf ein anderes Capitel kommen: meine Gemahlin kann Dich nicht leiden; wodurch haſt Du ſie beleidigt?"

Graf Auguſtus zuckte die Achſeln. „Meine gnädige Mama iſt ſehr empfindlich, mon père, und ich — ich kann mich nicht freiſprechen von dem Vorwurfe, unvorſichtig geweſen zu ſein; ich mag wol meinen Zweifel an die Unſchuld der Gräfin zu deutlich an den Tag gelegt haben, und das vergiebt ſie mir nicht."

„Du haſt alſo gezweifelt an der Unſchuld meiner Gemahlin?" frug der Graf.

„Gezweifelt gleich Ihnen, mon père," erwiederte der Sohn. „Und wie konnt' ich anders, da ſie ſelbſt es war, die ſich als das Opfer der Verführungskunſt ihres eignen Schwagers anklagte? — Erſt als ich ſie dem Könige gegenüber ſah, erſt da kam mir der Glaube an ihre Tugend.“

„Dem Könige haſt Du ſie gegenüber geſehen? Wo? Etwa als ſie, um ihm ihre Bittſchrift zu überreichen, ſeine Pferde ſcheuchte?“

„Nein, Tags darauf in der Audienz, welche der König ihr gewährte. Sollt' ich vergeſſen haben, mon père, Ihnen von dieſer Audienz zu reden? — Nie hab' ich die Würde des ſchuldloſen Weibes lebendiger ausgedrückt geſehen, als an dieſem Tage in den edeln Zügen der jungen Baroneß. Aber dem Könige ſchien ihr Betragen weniger zu gefallen; Sie wiſſen, der Herr liebt eine gewiſſe Raffinerie der Sitten, beſonders der weiblichen, und — die Gräfin hob eigenmächtig die ihr verwilligte Audienz auf; ſie entrann bei dem erſten Scherzworte, welches dem König entfiel. — So etwas verſchmerzt der Herr ſchwer; und noch entſchiedener hat ſie geſtern ihm mißfallen, wie ich aus guter Quelle, durch des Königs Günſtling nämlich, den Leibpagen Lüttchepfal, weiß. Doch dies Mißfallen dürfte Sie, mon père, wol nicht beunruhigen, denn für einen Ehemann iſt —"

„Ich weiß, was Du ſagen willſt, und Du haſt Recht," unterbrach der alte Graf ſeinen Sohn. „Ich bin nicht unzufrieden damit, daß meine Wahl den Geſchmack unſers Herrn nicht anſpricht; aber die deutlich zur Schau getragene Abneigung des Kurprinzen gegen meine Gemahlin beunruhigt mich. Was ſoll aus mir werden, wenn er zur Regierung kommt, und ich nicht einmal die Hülfe meiner Frau benutzen kann, mich auf meinem Platze zu erhalten! Wie wär's, Auguſtus, wenn Du verſuchteſt, durch die Kurprinzeſſin zu meinen Gunſten zu wirken? — Durch die dritte, vierte Hand; Du wirſt ja Wege zu finden wiſſen. Sie iſt die Einzige, die Learoſa freundlich angeblickt hat geſtern an der Tafel."

„Gern, mon père, will ich all' meine Kräfte zur Erreichung dieſes Zweckes aufbieten, aber — ich bekenne Ihnen — ich glaube meine gnädige Mama nicht geeignet für das Leben am Hofe, und — wenn ich Ihnen rathen dürfte, ſo drängen Sie ſie nicht gewaltſam in dieſe gefahrvolle Sphäre hinein. Der König zwar iſt Ihrer Gemahlin nicht gefährlich, aber am Hofe giebt es andere, und, unter vier Augen geſagt, gewinnendere Männer als den König. Setzen Sie die Tugend Ihrer Gemahlin auf keine Probe, halten Sie ſie fern vom Hofe; bewahren Sie ſie, damit ſie nichts Anderes kennen und wünſchen lerne, als Das, was Sie ihr gewähren können. Glücklicherweiſe hat ſich Alles, dieſem Zweck entſprechend, hier vorbereitet; die Gräfin iſt geſtern en passant bei Hofe vorgeſtellt worden; auf eine zweite förmliche Vorſtellung wird Niemand dringen; Sie kommen ſechs Tage früher als der König, und drei Tage früher als die andern Herrſchaften in Dresden an, ſind folglich ſchon eingewohnt daſelbſt, wenn —“

Hier wurde der Rathgeber durch Learoſa's Stimme unterbrochen, welche aus einem entfernten Zimmer ſo leidenſchaftlich laut herüberdrang, daß beide Horcher erſchrocken von ihren Stühlen aufſprangen, doch eh' ſie noch die Thüre erreichten, flog dieſe auf, und Learoſa, das ſchöne Auge bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, die edeln Züge zerriſſen vor Zorn und Schmerz, ſtürzte ihnen entgegen.

Der alte Herr prallte zurück. „Was iſt Ihnen begegnet? — Um Heilands willen, was?“ —

„Mich, mich laſſen Sie fragen!“ fiel Learoſa ein. „Iſt's wahr, oder iſt's Lüge, was dieſer Elende“ — ſie deutete rückwärts — „was dieſer und ganz Leipzig ſagt: haben Sie mich geheirathet, um mich dem Könige als — Maitreſſe anzukuppeln?“

„Der Henker ſoll mein Wappenſchild zerbrechen, wenn ich dieſe Lüge nicht räche!“ rief entrüſtet der Graf. — „Wer — ſagen Sie mir, wer iſt der Nichtswürdige, der Sie hintergangen hat mit dieſer, meinen Namen ſchändenden Erfindung?“

„Hier,“ rief Learoſa, die Thüre aufreißend und hinausdeutend. Beide Grafen blickten über die Schwelle und gewahrten — Niemand. —

Als Learoſa mit dem Anbruch des heutigen Morgens ihr Nachtlager und ihren Nachtgenoſſen verlaſſen hatte, und die glühenden Wangen an den kalten Scheiben kühlend, am Fenſter ſtand, da glitt ihr von

Thränen verdunkeltes Auge auf eine Erſcheinung hinab, deren Anblick wie ein ſiegender Sonnenſtrahl durch die Nebelhülle brach, die ihre Seele verfinſterte. Sie riß das Fenſter auf und rief, die Arme verlangend ausbreitend: „Roderike!“

Roderike nickte mit einem Auge voll Trauer und Zärtlichkeit hinauf und ſchlüpfte hinein in das Haus. Learoſa flog ihr entgegen, und laut weinend warf die geliebte Freundin ſich an ihre Bruſt.

Lange hielten Beide ſich einander umfaßt ohne reden zu können. Roderike war die Erſte, welche die Sprache wieder gewann. „Ich habe mich hinweggeſtohlen,“ ſchluchzte ſie. „Meine Mutter hat mir verboten, zu Dir zu gehen; aber ſie rechnet jetzt mit dem Oheim, und da hab' ich mich hinweggeſchlichen, um Dich zu fragen, ob es denn wahr iſt — — ſage mir: haſt Du Deinen alten Großonkel geheirathet?“

„Ja, es iſt wahr!“ antwortete Learoſa, und ein kältendes Gefühl machte die Thräne in ihrem Auge erſtarren. „Ich bin verheirathet, aber frage mich nicht nach den Geheimniſſen, die ſich mir enthüllt haben in dieſer unſeligen Nacht. Alles Schmachvolle, was ich erfahren habe, ſelbſt Pellgramm's Schandthat, iſt nur ein Schatten von Schmach, die ich zu erdulden gezwungen war in dieſen Stunden. Heirathe nie, ich beſchwöre Dich, heirathe nie, wenn Du die Achtung vor Dir ſelbſt nicht verlieren, wenn Du nicht ſchlechter, nicht unedler werden willſt. Ja, Roderike, meine Ahnung trog mich nicht; das Recht, welches dem Manne der Prieſterſegen giebt, entwürdigt uns, verſchlechtert uns, und dennoch — macht es uns nicht klüger. Jedes edlere Gefühl, ſei es uns angeboren oder angebildet, muß unſerer Seele gleichgültig, muß ihr fremd werden unter den frechen Händen jenes ſchamloſen, ſittenloſen Geſchlechts. Es liegt mir ein Bild nah, welches Dir die Tiefe meiner Herabwürdigung verſinnlichen könnte, aber der Ekel vor dieſem Bilde raubt mir die Fähigkeit, es Dir zu deuten. Später vielleicht werd' ich auch dieſen Ekel, dieſes rein menſchliche Gefühl einbüßen, und dann, wenn mit meiner Verthierung auch mein thieriſches Wiſſen fortgeſchritten ſein wird, dann werd' ich Dir vielleicht andeuten können, wovor ich Dich warne, wenn ich Dich vor der Ehe warne."

Roderike war der fliegenden Zunge ihrer Freundin mit immer ängſtlicher ſchlagendem Herzen gefolgt; jetzt warf ſie ſich mit verdoppelter Inbrunſt in ihre Arme und rief: „Nein, nein, es iſt Lüge! Es kann nicht wahr ſein, was der Oheim ſagt! Nicht wahr, Du biſt unſchuldig!"

„Unſchuldig?" entgegnete Learoſa nachdenklich. „Weiß ich's denn ſelbſt, ob ich noch unſchuldig, noch tugendhaft bin? — Ach, noch mag ich's wol ſein, denn immer noch bin ich ſo einfältig wie ich geweſen bin; immer noch begreif' ich nicht, was die Unſchuld iſt, die man verkaufen, die man durch Raub verlieren kann."

„Ach, das war's nicht, was ich meinte," ſagte Roderike. „Es iſt etwas Anderes, wovon der Oheim ſpricht. Sage mir: hat der König Dir Juwelen und ein Kleid geſchenkt?"

„Ja," antwortete Learoſa geſpannt, und Roderike fuhr jammernd fort: „O Gott, alſo das iſt wahr? — Dies Kleid hatte die Gräfin Einſiedel beſtellt zum geſtrigen Soupé bei dem König, und als ſie ungeduldig ſchickt, um es holen zu laſſen, da läßt der Schneider ihr ſagen, er hab' es dem Könige ſenden müſſen, um eine ſeiner — Maitreſſen damit zu ſchmücken, die er heute verheirathen wolle an einen fügſamen —"

„Mit Verlaub, ich finde Niemand, der mich meldet," ſo unterbrach eine klare, höfliche Mannsſtimme das bebende Mädchen in ihrer Rede, und die noch bebendere Learoſa im Hören. — Der Kommende war Hellerbruth, der, angethan mit ſeiner Feſtkleidung, vor den beiden verſtummenden Freundinnen ſtand.

„Ihro Excellenz halten zu höchſten Gnaden," wandte er ſich an Learoſa; „ich will nicht ermangeln, meinen allerunterthänigſten Glückwunſch abzuſtatten zu der ſo überraſchend ſtattgefundenen hohen Vermählung. In der That hätten Seine Majeſtät keine beſſere Wahl treffen können für Ihro Excellenz, und ich ſelbſt war im Begriff, Ihnen einen ähnlichen Rathſchlag zu ertheilen, als ich die Ehre hatte, mit Ihnen zu ſprechen nach der Audienz; aber Sie verſchloſſen mir den Mund. Mögen Sie jedoch heute ein geneigtes Ohr für mich haben, wenn ich allerunterthänigſt bitte, in Betracht meiner, Ihro Excellenz geleiſteten Dienſte, Hochdero gnädiges allvermögendes Fürwort bei Seiner Majeſtät mir nicht zu verſagen. Es iſt nämlich das Generalſtempelfiscalat dermalen erledigt, und wenn Ihro Excellenz geruhen wollten, mich zu demſelben in Vorſchlag zu bringen, ſo wird die Zärtlichkeit, welche Seine Majeſtät zu Ihnen tragen, und welche ich mit ſtiller Freude nicht allein wachſen geſehen, ſondern auch genährt zu haben mich rühmen kann, zweifelsohne all' meine Widerſacher und Mitbewerber unſchädlich machen, und — wenn auch Ihro Excellenz gegenwärtig, wie nicht zu zweifeln, begabt ſein ſollten durch die Zärtlichkeit Seiner Majeſtät mit mannichfaltigen Reichthümern, ſo könnte doch eine Zeit kommen, wo dem Bedarf die Quelle nicht völlig entſpräche, und für ſolchen Fall bin ich erbötig, dankbarlichſt auszuhelfen mit meinen Mitteln, deren präſumtiver Anwuchs ſich doch hoch genug veranſchlagen läßt, um mich eine erkleckliche Beiſteuer verſprechen zu laſſen."

Ohne von Roderiken vorbereitet zu ſein, würde Learoſa ſchwerlich den verächtlichen Bittſteller ganz verſtanden haben; jetzt war es ſelbſt ihrer Kindeseinfalt unmöglich, ihn nicht zu begreifen. Sie trat dicht an ihn heran, und frug ohne weder durch ein Beben ihrer Stimme noch durch eine Bewegung ihrer Züge den Zuſtand ihrer Seele zu verrathen: „Ich entſinne mich Ihrer Rathſchläge, Herr Advokat; hatten Sie vielleicht den Auftrag, mich zur Maitreſſe des Königs zu machen?“

„Bitt' um gnädigſte Vergebung, eines ſolchen Auftrags hatt' ich mich nicht zu rühmen; es war nur mein ſelbſteigner geheimer Einfall,“ antwortete Hellerbruth.

Jetzt ward Learoſa's Zittern ſichtbarer. Sie kniff krampfhaft die Hände in einander und brach ſtammelnd in die Worte aus: „Und wenn's nun wäre; — wenn Dieſer, an deſſen Hand ich geſtern mich kettete auf ewig — wenn er der ſchändliche Kuppler wäre, der mich kaufte, um mich zu verkaufen — — Roderike, bleib' hier zwei Minuten nur, und Du ſollſt erfahren, ob ich in eine Hölle gerathen bin. —

Sie aber, Herr Advokat Hellerbruth“ — ihre Stimme ward jetzt lärmend — „Sie Elender, Nichtswürdiger, Sie kommen mit mir! Sie ſollen dem Grafen Rede ſtehen! Sie ſollen ihm ins Geſicht ſagen, daß er Ihres Gleichen, daß er der Kuppler des Königs iſt! Kommen Sie!“

Sie faßte den Advokaten beim Arme, der von ihr hinweggeriſſen, als ſie die Thür öffnete und zu ihrem Gemahl eindrang, den Augenblick erſah, um ſich eiligſt davon zu ſchleichen.

„Roderike,“ rief Learoſa, als ſie den verunglückten Bittſteller vermißte, „Roderike, komm und ſage hier, welcher Schandthat jener Bube und ganz Leipzig mit ihm dieſen Mann — meinen Gemahl beſchuldigt.“

Roderike kam, aber voll Angſt blieb ſie an der Schwelle des Zimmers ſtehen; Learoſa verſuchte, ſie hineinzuziehen, aber ſie warf ſich ihr an die Bruſt und ächzte: „Laß mich, laß mich, liebe, traute Learoſa! Ich weiß, Du biſt rein wie ein Engel, und meine Mutter ſoll es auch wiſſen! — Und gewiß, ſie wird mir glauben und zu Dir kommen — wenn es der Onkel Troghauer erlaubt.“

Sie küßte die Freundin zärtlich und flog die Treppe hinab.

Learoſa ſtand, an die Thürpfoſte gelehnt, und ſtarrte ihren Gemahl an, der, empört, wie ſie ſelbſt, ſeinem Sohne befahl, ihm den verleumderiſchen Advokaten zur Stelle zu ſchaffen; aber Graf Auguſtus hatte ſeine Faſſung hinreichend behalten, um den entrüſteten Vater zur Einſicht zu bringen, daß dieſer Advokat wol nicht eigentlich eine verleumderiſche Abſicht gehabt habe, und daß eine übereilte Behandlung dieſes Buben zu einem Prozeſſe führen könne, der das abſcheuliche Gerücht weiter umhertrage, als die verſchmitzteſte Bosheit es vermöge. Seinem Ermeſſen zufolge laſſe ſich kein weiſerer Entſchluß faſſen, als auch über dieſe Lüge mit verächtlichem Stillſchweigen hinwegzublicken, und den Beweis ihrer Gehaltloſigkeit der Zeit zu überlaſſen, welche denſelben vielleicht nachdrücklicher, als man wünſche, führen werde.

Den Vater traf dieſe Andeutung ſehr hart; er eröffnete ſeiner jungen Gemahlin, wie richtig ſeine geſtern ihr geäußerten Beſorgniſſe geweſen waren, welchen Anſtoß der König und die ganze kurfürſtliche Familie an ihrer voreiligen Erklärung, eine Nichte des Generals von Wylich zu ſein, genommen, wie unſicher ſelbſt ſeine Stellung dadurch geworden ſei, und wie wenig ſie von einer Annäherung des Königs für ihren Ruf zu beſorgen habe.

Learoſa verſank in Nachdenken; dann fuhr ſie, von einem erheiternden Gedanken ergriffen, lebhaft auf: „So laſſen Sie mich der ganzen kurfürſtlichen Familie vom Könige an bis zu der dreijährigen Prinzeſſin Maria Amalia, aus den Augen. Ich will nicht nach Dresden gehen! Auf mein Gut will ich, welches Sie mir verſchrieben haben, nach Simbach will ich mit meiner Schweſter.“

„Nach Simbach? — Nach Ihrem Gute?“ frug Graf Auguſtus hochaufhorchend.

„Allerdings, ich habe Simbach meiner Gemahlin verſchrieben,“ antwortete der Vater. „Es wird nach meinem Tode an ſie fallen als eine Entſchädigung für ihr aufgegebenes Anrecht an das Dir zufallende Majorat.“

„Nicht mehr als billig,“ entgegnete der Sohn ehrerbietig. „Alſo nach Simbach begeben ſich die gnädige Mama. O, Simbach iſt ſchön; zur Rechten aus dem Fenſter die Ausſicht nach dem böhmiſchen Mittelgebirge; vor Ihnen, über die Gottleube hinweg, die mit ihrem Geſchlängel den Schloßgarten zu einer Halbinſel macht, erhebt ſich das meißniſche Hochland, und zur Linken ſieht man bei klarem Wetter den Thurm der dresdner Frauenkirche ganz deutlich. Ein wahres Elyſium, dieſes Simbach.“

Learoſa blickte den Stiefſohn mißtrauiſch an; ſeine Beſchreibung Simbachs regte ihre Sehnſucht nach der Einſamkeit dieſes Paradieſes an, deſſen größter Reiz die Befreiung aus der unmittelbaren Nähe des widerlichen Gatten ihr dünkte, aber daß grade ſein noch verabſcheuterer Sohn es war, der ihr dieſes Eden empfahl, das machte es ihr verdächtig. Auch ihr Gemahl erwies ſich ihrem Wunſche, entfernt von ihm zu wohnen, abgeneigt, doch als er grade beſchäftigt war, ihr die Unmöglichkeit zu beweiſen, getrennt von ihr zu leben, ſprang Learoſa mit dem freudigen Ausrufe: „Da ſind ſie!“ auf von ihrem Sitze, flog zur Thüre hinaus, und lag in den Armen der Frau von Zſchechwitz.

„Sie kommen?“ rief ſie vor Entzücken ſchluchzend, „Sie glauben an meine Unſchuld? — O, hätten Sie geſtern daran geglaubt, dann wär' ich jetzt das glücklichſte aller ſterblichen Weſen! — Jetzt — jetzt“ — ihre Thränen wurden bitterer, ihre Stimme erſtickter — „jetzt giebt es kein elenderes als mich!“

Frau von Zſchechwitz drückte ſie beruhigend an ſich, und war eben im Begriff, ein freundliches Wort zu reden, als die Thüröffnung zwei Geſtalten ſichtbar werden ließ. Es waren die beiden Grafen, Vater und Sohn.

„Kommen Sie!“ rief Learoſa mit einem Zornblick auf die beiden Feinde ihres Glücks, und führte Frau von Zſchechwitz und Roderike in ihr entlegenſtes Zimmer. Sie verſchloß es hinter ſich.

„Das war Dein Gemahl? — der alte Herr mit dem Stern?“ — frug Roderike. — „Und der Junge? — Das iſt ſein Sohn? — Dein Oheim?“

„Derſelbe, der mich beſucht hatte vorgeſtern Abend,“ antwortete Learoſa.

„Wirklich derſelbe? Und der Einzige? — Kein Zweiter außer ihm?“ forſchte die Mutter.

„Kein Zweiter, Mütterchen, gewiß nicht,“ ſagte Learoſa, und ihr Auge zeugte für die Wahrheit ihres Worts.

„Das iſt doch ſeltſam; was hat mein Bruder denn gehört?“ ſprach Frau von Zſchechwitz nachdenklich.

„Ihr Bruder?“ rief Learoſa mit Bitterkeit in Ton und Miene. „Ihr Bruder, mein Mütterchen, iſt ein Mann, und mich haſſen, mich verfolgen alle Männer! — Und nun, Mütterchen, da Gott Ihr Herz wieder zu mir gewendet hat, nun ſagen Sie, rathen, befehlen Sie mir: muß ich meinem Manne folgen, wohin er mich führt? — Auch zum Böſen? — Iſt das Gottes Wille?“

„Nein, das iſt Gottes Wille nicht,“ erwiederte Frau von Zſchechwitz. — „Aber ehe Sie meine Antwort für eine entſcheidende nehmen, erwiedern Sie mir auf einige Fragen: „Warum haben Sie Ihrem Großoheim die Hand gegeben?“

„Um mich auf den Wiederanblick meines Vaters freuen zu können jenſeits des Grabes,“ antwortete Learoſa in neue, erſtickende Thränen ausbrechend, die ihr die genauere Mittheilung der Vorgänge, welche ihren Entſchluß veranlaßt hatten, lange erſchwerten.

Frau von Zſchechwitz war ſehr erſchüttert und wurde nur mit Mühe der Thränen mächtig, welche ſie mit dem frommen Kinde weinte. „Und nun eine zweite Frage: hat der König Sie mit beſonderer Auszeichnung behandelt?“

„Anfangs, ja, aber ſpäter iſt er und all' die Herrſchaften ſind ungnädig geworden auf mich, weil ich geſagt hatte, daß ich eine Verwandte des Generals von Wylich ſei, deſſelben, der die Königin, als ſie das Archiv bewachte, angefaßt hat.“

Frau von Zſchechwitz ſchüttelte bedenklich den Kopf. „Dieſer ſcheinbaren Ungnade des Königs möcht' ich nicht recht trauen. — Doch nun zum dritten: worin beſteht das Böſe, wozu der Graf Sie anleiten will, wie Sie befürchten?"

Learoſa erglühte. „Wie kann ich Ihnen das beſchreiben? — Wie kann ich Ihnen die Erniedrigung ſchildern, welche ich in dieſer Nacht erfahren habe? — Ich fühl' es, ich muß ſinken von Nacht zu Nacht, von Stufe zu Stufe, immer abgeſtumpfter für das Gefühl der Selbſtachtung, der Scham! — Ich muß — verderben — an meiner Seele verderben — reif werden zu jedem Verbrechen — denn ſchon ſeit wenig Stunden ſind mir Gedanken aufgeſtiegen, die ich nicht gedacht habe während meines ganzen Lebens! — Fragen Sie mich nicht, was ich gedacht habe; ich weiß es nicht. — Auch waren es nicht eigentliche Gedanken; auch Gefühle waren es nicht; — es war — ja es war, wie wenn man im Fiebertraum Stimmen hört ohne ſie zu verſtehen und doch ahnet, was ſie reden; Stimmen aus einer andern, aber keiner höheren Welt — von anderen — aber niederern, viel niederern Weſen als wir ſind!"

Frau von Zſchechwitz hatte Anfangs leiſe gelächelt, bald aber war ſie ernſter geworden. „Hüten

Sie ſich, mein theures Kind, dieſen Stimmen nachzuhängen. Suchen Sie nicht, ſie zu deuten; verbannen Sie alle Gedanken daran; und beſonders — Roderike, geh in das andere Zimmer —" unterbrach ſie ſich, und fuhr als das glühende Mädchen zögernd gehorcht hatte, leiſer fort: „Denken Sie in den Armen Ihres Gemahls, daß Sie den Himmel ſich erkaufen durch Ihr Dulden, und der Himmel wird mit Ihnen ſein. Laſſen Sie Ihrer Phantaſie nie willkührlichen Raum, auch den kleinſten nicht, und wenn dieſe Gauklerin anfängt, ſie mit lieblicheren Bildern zu umſpielen, dann reißen Sie ſich gewaltſam los von dem Anblick ſolcher lockenden Traumgeſtalten, und denken Sie den erhebenden Troſtgedanken, daß Gott Sie an Ihrem Grabesrande durch das Bewußtſein beſeligen will, Ihre Seele rein erhalten zu haben, in der Mitte der unlauterſten Quellen."

„Alſo muß ich — hab' ich Sie recht verſtanden? — Ich muß dieſer Entwürdigung auch ferner mich hingeben?" erinnerte Learoſa.

„Dieſe Hingebung, mein Kind, iſt unſere Beſtimmung," erwiederte Frau von Zſchechwitz. —

„Dieſer Entwürdigung, vor welcher Sie beben, ſind all' unſere Mitſchweſtern unterworfen; aber ſie wird den meiſten weniger fühlbar als Ihnen. Die meiſten betäubt eine wohlthätige Aufregung der Sinne, die Ihnen verſagt wurde, da — ich begreife das wohl — Sie ruhig — unerwärmt geblieben ſind. — Später vielleicht — — doch brechen wir davon ab. Haben Sie mich noch etwas zu fragen?"

Learoſa ſeufzte tief auf. „Ach, was ich fragen mag, Ihre Antwort iſt jedesmal eine Hindeutung auf ein unerträgliches, unnatürliches Pflichtgebot. Der Graf beſitzt ein Gut, bei Pirna glaub' ich, Simbach, welches einſt mein Eigenthum ſein wird, wenn er ſtirbt. Es iſt mir, als würd' ich glücklich ſein in der Abgeſchiedenheit dieſes Landſitzes, aber der Graf beſteht darauf, daß ich ihm nach Dresden folge."

„Und mit Recht," antwortete Frau von Zſchechwitz. „Der Graf iſt Ihr Gemahl; Sie ſind es ihm, und auch ſich ſelber ſind Sie es ſchuldig, nicht in einer zweideutigen Entfernung von ihm zu wohnen. Der König iſt häufig abweſend von Dresden, theis in Pillnitz, theils auf entfernteren Jagden;

wie bald würde ihn nicht das Auge des Argwohns bei Ihnen aufſuchen? — Und wer bürgt Ihnen dafür, daß er nicht wirklich durch einen Sie überraſchenden Beſuch der Verleumdungsſucht Nahrung gebe? — Nein, mein liebes Kind, erfüllen Sie die Pflicht, die Gott Ihnen zugewieſen hat, wie drückend ſie Ihnen auch ſein möge. Begleiten Sie Ihren Gemahl nach Dresden, und laſſen Sie mich, wenn ich nebſt meiner Roderike Sie dort, vielleicht bald, beſuche, Sie verſöhnter mit Ihrem Geſchick, und — ſelbſt unter ſcheinbaren Entwürdigungen veredelter — wiederfinden."

„So will ich denn dem Grafen folgen nach Dresden," rief Learoſa heftig aus. „Ich will es, weil Sie ſagen, daß ich es müſſe; aber mein Haus will ich mir zur Einſiedlei machen. Ich will ſeine Schwelle nicht verlaſſen, keine Bekanntſchaften anknüpfen, keine Zerſtreuungen ſuchen, keine —"

„Auch das dürfen Sie nicht," fiel Frau von Zſchechwitz ein. „Es iſt nicht die Beſtimmung des Menſchen, das Leben einer Auſter zu führen; nur unter Menſchen wird der Menſch, was er werden ſoll. Zudem ſind Sie den Verhältniſſen Ihres Gemahls Achtung ſchuldig; er iſt einer der höheren Hofbeamten, iſt gezwungen, ein Haus zu machen, welchem Sie vorzuſtehen verpflichtet ſind. Sie dürfen alſo nicht abweichen von der Bahn, auf welcher Sitte und Herkömmlichkeit Ihnen ſehr genau jeden Schritt vorgeſchrieben hat. Laſſen Sie ſich bei Hofe vorſtellen; machen und empfangen Sie die üblichen Beſuche, aber bewachen Sie Ihre Lebhaftigkeit; reden Sie nie ungefragt, und halten Sie jeden Mann, vor Allen aber den König, in einer ſo ehrerbietigen Entfernung, daß die lauernde Bosheit auch nicht einmal zu einer Lüge Anlaß finde."

Jetzt kündeten die Hörner der harrenden Poſtknechte den Augenblick der Abreiſe an; Learoſa warf ſich verzweifelnd in die Arme der mütterlichen Freundin. „Eine Minute noch, mein Kind," bat dieſe. „Sie ſagten mir, daß Ihr Gemahl Ihnen ein Landgut als Eigenthum überwieſen habe; beſitzen Sie etwas Schriftliches über dieſe Schenkung?"

Learoſa ſann nach; dann ſuchte und fand ſie in einer Schublade ihres Schreibtiſches das ihr geſtern ausgefertigte Document.

Frau von Zſchechwitz durchlas es aufmerkſam. „Armes Kind,“ ſeufzte ſie mitleidig, „ſo viel ich von dergleichen Dingen verſtehe, ſo ſcheint mir dieſe ganze Verhandlung ſo auf Schrauben geſtellt zu ſein, daß auch der waghälſigſte Wucherer ſich beſinnen würde, Ihnen Ihr vermeintliches Eigenthum für hundert Thaler abzukaufen. — Sie ſind — finden Sie ſich darein — Sie ſind völlig abhängig von Ihrem Gemahl. Sein Sie ſanft, ſein Sie nachgiebig gegen ihn! Ach, es iſt ja das allgemeine Loos unſers Geſchlechts, ſich beugen zu müſſen unter dem Willen des Stärkeren.“

Krampfhaft drückte Learoſa die weißen Zähne auf ihre Lippe; da wiederholte der Hornruf ſich und ſie taumelte empor. — „Folgen Sie mir, ich werde Sie zu Ihrem Gemahl führen,“ ſagte Frau von Zſchechwitz, ſie bei der Hand faſſend, aber um ſich herblickend blieb ſie ſtehen. „Sie wollen reiſen und haben hier noch nichts eingepackt?“ frug ſie. „Dieſe Geräthe, dieſe Betten ſind Ihr einziges unbeſtreitbares Beſitzthum; wem werden Sie es anvertrauen?“

„Ich weiß es nicht," ſchluchzte Learoſa. „Doch ja, der Amtmann Nauvogel ſoll ja kommen," ſetzte ſie, ſich beſinnend, hinzu. „Aber der — o, der iſt auch ein Bube! Vielleicht der ärgſte von Allen."

„Wenn Sie das meinen, ſo will ich hier bleiben und für die Sicherung Ihres Eigenthums Sorge tragen," verſetzte Frau von Zſchechwitz, und führte ſie, von Roderiken begleitet, deren Verweiſung in das Nebenzimmer der Hornruf geendet hatte, an den Wagen.

Der alte Graf drückte die ihm geſchenkte weiche Hand der willfährig ihm folgenden Gattin zärtlich an ſeine Lippen, ſprach einige verbindliche Worte zu Frau von Zſchechwitz und ließ ſich in den Wagen heben.

„Wir ſchreiben einander," flüſterte Learoſa der mütterlichen Freundin unter dem letzten Kuſſe zu, und zog, während der Schlag hinter dem unſeligen, in die fremde, liebeleere Welt geſchleuderten Weſen zuflog, ihre in lauten Jammer ausbrechende Tochter in das Haus zurück.

Lächelnd ſtand Graf Auguſtus an der Freithüre und ſah, behaglich das Haupt wiegend, erſt die Caroſſe mit dem Ehepaare, dann die Kutſche, in welcher Hannchen nebſt Learoſa's Jungfer ſaß, in der Gaſſenbiegung verſchwinden; da fuhr er erſchreckt aus ſeinen Gedanken auf, denn vor ihm ſtand, unbemerkt an ihn herangetreten, der Jagdjunker von Hedemark, derſelbe, welcher am vorgeſtrigen Abende ſo willig geweſen war, im Rücken des Herrn von Troghauer eine Statiſtenrolle zu ſpielen.

„So früh auf, Rottingerode?“ frug der Jagdjunker lächelnd. „Ha, ich errathe; ein ſpät beendetes Liebesabenteuer; nicht wahr? — Sie ſehen überwacht aus; haben Sie etwa in dieſem Hauſe Nachtquartier gehalten?“

„Was Sie nicht Alles errathen,“ ſpöttelte der Graf und machte Anſtalt, den läſtigen Frager allein zu laſſen.

„Halt, Freund,“ flüſterte der Jagdjunker, ihn feſthaltend. „Wäſcht eine Hand die andere, ſo ſoll die gewaſchene auch zu gleichem Dienſte bereit ſein. Vorgeſtern hab' ich Ihnen gedient mit einer Frage, heut' dienen Sie mir mit einer Antwort: wohnt Ihr

Schätzchen, deſſen Adreſſe Sie mir vorgeſtern ſchuldig blieben, etwa hier in dieſem Hauſe?"

„Wiederum errathen," entgegnete der Graf, und ſetzte, ſich losreißend, hinzu: „Freund, ſorgen Sie, daß der König von Ihrem Scharfſinn Kunde bekomme, und — Ihr Glück iſt gemacht!"

Er ging. — Hedemark blieb ſtehen und äugelte hinauf nach den Fenſtern; da ließ an den Scheiben ein niedliches, aber, wie es ſchien, ſehr verweintes Mädchengeſicht ſich ſehen. — „Alle Welt! Das Mädchen iſt allerliebſt!" rief Hedemark ſich ſelbſt zu. „Weint ſie dem Rottingerode nach? — Auf jeden Fall verdient ſie, daß man ſie tröſte. — Aber ob man auch wohl anklopfen darf? — Nun, ein Verſuch kann ja gewagt werden; mißglückt er, ſo zieht man ſtill ab."

Er ſchlüpfte in das Haus hinein.

192. 1265

Learoſa,

die Männerfeindin.

Ein Roman

von

Emerentius Scävola.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

Immer für Weiber und Kinder; ich dächte, man ſchriebe für Männer,
Und überließe dem Mann Sorge für Weib und für Kind.

Schiller.

Die Rathſchläge, mit welchen Graf Auguſtus ſeinen Vater am Morgen ſeiner Abreiſe von Leipzig ausgeſtattet hatte, waren auf fruchtbaren Boden gefallen; der durch ein ſeinen Jahren längſt zuvorgeeiltes Greiſenthum ſehr zeitig mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt gewordene Grand maitre de la Garderobe geſtand ſich die Zweckmäßigkeit einer ſtrengen Beaufſichtigung ſeiner jungen Gemahlin, und beſchloß, nichts zu verſäumen, um ſie in möglichſter Unbekanntſchaft mit den Verſuchungen zu erhalten, welche die Ruhe eines Gatten kaum in Verſailles unter dem vierzehnten Ludwig gefährlicher bedrohten, als an König Auguſt's üppigem Hofe. Aber unter keinen andern Verhältniſſen war die Bewachung einer ſchönen, ſechzehnjährigen Frau ſchwieriger, als in der Stellung dieſes Großwürdenträgers, der durch ſeine Hofcharge gezwungen war, ſein Haus dem ganzen Hofe zu öffnen. Dieſer Hof war jetzt zwar noch nicht verſammelt; der größte Theil deſſelben umgab den König auf ſeiner Reiſe; ein anderer war noch nicht wieder aus Warſchau eingetroffen, und nur die zum Hofſtaate der Prinzen und Prinzeſſinnen, welche den König nicht weiter als bis Leipzig begleitet hatten, gehörigen Perſonen waren gegenwärtig anweſend in Dresden; aber der Tag war ſehr nahe, der all' die ausgeflogenen Schwärme wieder zu ſammeln beſtimmt war, und dieſem Tage blickte der Graf mit gar großen Sorgen entgegen. Er beſchloß indeß, den Anforderungen, welche man an ihn zu machen gewohnt war, ſo wenig als möglich zu genügen, ſich lieber dem Spotte über ſeine Eiferſucht preiszugeben, als Gefahr zu laufen, ſeine Gemahlin auf Irrwege gerathen zu ſehen, und die gegenwärtige Verödung des Hofes zu benutzen, die reizende Learoſa an einen recht eng begränzten Horizont, und an ihn, als ihren wandellos treuen Trabanten, zu gewöhnen.

Das Glück wollte dem vielbeſorgten Schatzhüter wohl; ohne Sehnſucht, die nahen Gränzen des ringsum ſie gezogenen Kreiſes zu überſchreiten, ſchmiegte Learoſa, mit der Anhänglichkeit eines Kindes an ſeine Wärterin, ſich an den alten Wunderthäter, der ſie all' ihren Sorgen entrückt, und ſie hinein gezaubert hatte in dieſen Feenpalaſt, deſſen vergoldete Säle, deſſen beſpiegelte Wände ſie nicht müde ward, anzuſtaunen. So trug Alles, was ſie umgab, wie das Todte, auch das Lebende, das Gepräge des Wunderbaren; ein Schwarm unterwürfiger Diener und Dienerinnen lauſchte ihrer Winke; bejahrte Herren mit Ordensſternen geſchmückt, neigten ſich ehrerbietig zum Kuſſe auf die Hand der jungen Excellenz, welche noch vor einem Jahre demüthig hatte knixen müſſen, wenn ein Landjunker aus der Nachbarſchaft Thomsfelda's ihr huldreich die Backen kniff; und jeden freundlichen Blick, welchen ſie ihrem Gemahl zuwarf, lohnte er mit reichen Geſchenken. „Es iſt doch gut, daß ich geheirathet habe,“ ſagte ſie mehr als einmal an jedem Tage ſich ſelbſt. „Hellerbruth hatte recht; mit einem verliebten Graukopf kann man anfangen, was man will, und ich würde ganz glücklich ſein, wenn dieſer“ — ein leiſer Seufzer hing ſich jedesmal an dieſen Wunſch — „wenn er nicht gar zu ſehr zärtlich wäre.“ — „Doch,“ ſetzte ſie, ſich tröſtend, hinzu, — „er bläſ't mir wenigſtens keinen Tabaksrauch ins Geſicht, wenn er mich küßt, wie die alten Herren thaten, die meinen Vater beſuchten.“

Der Graf ward täglich mehr bezaubert von der Fügſamkeit ſeiner Gemahlin, und ſeine Furcht vor den Erfolgen der Verſuchungen, die ihr bevorſtanden, verſchwand ganz, als er entdeckte, daß Learoſa einen tiefeingewurzelten, unüberwindlichen Abſcheu gegen das ganze männliche Geſchlecht hege, und daß er von allen Männern der einzige ſei, den ſie liebe. Er that ſein Möglichſtes, ihr jenen Abſcheu und dieſe Zuneigung zu nähren, befliß ſich, nachgiebig und liebenswürdig zu ſein, und ihr, im Gegenſatze mit ſich, beſonders die Hofleute und Offiziere mit Farben zu malen, welche ihr Schaudern ſo heftig erregte, als ſie in der Galerie, bei dem Anblick des Bildes der verſtoßenen Hagar, vor Abrahams Grauſamkeit geſchaudert hatte.

Dieſer Ausflug in die Galerie, wohin der Graf, während ſeines Geſchäftes in derſelben, ſeine Gemahlin jederzeit mit ſich führte, um ſie nie außer Augen zu laſſen, war ihre einzige außerhäusliche Zerſtreuung, welche aber unvermuthet eine andere vorbereitete. Learoſa wünſchte — und ihr Gemahl mochte es ihr nicht verſagen — auch die in den Zimmern des Königs aufbewahrten Gemälde zu ſehen, und bei dieſer Gelegenheit war ſie ſo glücklich, einige Male der Kurprinzeſſin zu begegnen, deren Gemächer der Bildergalerie zunächſt lagen. Die hohe Frau nahm Antheil an Learoſa's Begeiſterung für die Kunſt, und bezeugte ihr denſelben jedesmal durch einige huldvolle Worte.

Dieſe Auszeichnung gab den Hoffnungen neue Nahrung, welche der Graf auf das ſchon in Leipzig geäußerte Wohlwollen der gütigen Fürſtin gegen ſeine Gemahlin geſetzt hatte; er glaubte von dieſer Gunſt zuverſichtlich eine gehaltvolle Rückwirkung auf den Kurprinzen ſich verſprechen zu dürfen, und verſah Learoſa mit Belehrungen über die Kunſt, ſich in der Gnade ihrer Gönnerin zu befeſtigen; aber ſie bedurfte dieſer Anweiſungen nicht; ihr eigenes Herz lehrte ſie, ſich der angebeteten Fürſtin werther zu machen, der

Einzigen, deren mildes, aber meiſt kummergetrübtes Auge liebreich auf ſie geblickt hatte, ſeit ſie in dieſe fremde Welt ſich hineingeworfen ſah.

Zu des Grafen Freude offenbarte nach wenig Tagen noch deutlicher die Gnade ſich, welche ſeine Gemahlin vor den Augen der Kurprinzeſſin fand; ſie empfing die Erlaubniß, ſich in den engern Zirkel einführen zu dürfen, den die Fürſtin um ſich gebildet hatte. — Dieſer Zirkel war gleich weit verſchieden von den vertrauten Kreiſen, welche die Säle von Marly und Trianon in Verruf gebracht hatten, als von den ſteifen Hofgeſellſchaften, welche ſeit Ludwig's XIV. Zeiten die Fürſtenſitze mit einem höchſtlangweiligen Nimbus umgaben; auch ſchloſſen außer den beiden jugendlichen Prinzen, Albert und Klemens, ſämmtliche Mitglieder des Kurhauſes ſich aus von dieſem Kreiſe, welchen die Kurprinzeſſin an jedem Dienſtage in ihren Gemächern zu verſammeln gewohnt war; nur der König nahm dann und wann, die Geſellſchaft durch ſeine unangekündigte Gegenwart überraſchend, Theil [illegible] erſelben, pflegte ſie aber bald wieder zu verlaſſen, da ſein durch die Kunſtleiſtungen ſeiner italieniſchen Tonkünſtler verwöhntes Ohr keine Befriedigung an derjenigen Gattung muſikaliſcher Unterhaltung fand, wie die Kurprinzeſſin ſie liebte und förderte. Heute jedoch war ſeine Gegenwart auf keinen Fall vorauszuſetzen, da er, obgleich ſeine Reiſe durch das Erzgebirge bereits beendet war, dennoch nicht füglich früher nach Dresden zurückkehren konnte, bis ein in ſeiner Abweſenheit vorgenommener Aufſchmuck ſeiner Wohnung beendet war. Er weilte daher auf ſeinem Luſtſchloſſe Moritzburg, in deſſen Nähe er auf den heutigen Tag eine große Jagd zu veranſtalten befohlen hatte. Faſt das ganze männliche Hofperſonale, wenigſtens der jugendliche Theil deſſelben, Graf Auguſtus von Rottingerode vor Allen mit eingeſchloſſen, befand ſich im Gefolge des Monarchen.

So war denn heute noch weniger, als es je hätte der Fall ſein können, in dem muſikaliſchen Zirkel der Kurprinzeſſin ein Gegenſtand vorhanden, der die Beſorgniß eines greiſen Gatten zu wecken vermocht hätte; auch war der Graf durchaus nicht beſorgt und verſicherte ſich ein über das andere Mal, daß ihm von den beiden jungen Prinzen keine Gefahr drohe, bedauerte es aber doch zum Erſtenmale, keinen Zutritt zu dieſem Abendzirkel zu haben, und überfüllte das Ohr ſeiner Gemahlin mit Vorſchriften über ihr Benehmen, bis die Karoſſe vorfuhr, welche ſie ihrem Sittenprediger entführte.

In einem Vorgemache empfing eine Hofdame die junge Gräfin, führte ſie durch einen Saal, in welchem ſie Vorbereitungen zu einem Concerte getroffen ſah, in ein drittes Gemach. Hier fand ſie die Kurprinzeſſin von einigen Damen umgeben. Der gütige Blick der Fürſtin ermuthigte die etwas Verlegene zu einem freieren Athemzuge. „Sie ſind eine geborne Baronin Pſinzing?“ frug die Prinzeſſin. — Learoſa bejahte.

„Ich habe einen Baron Pſinzing gekannt,“ fuhr die Fürſtin fort. „Er war preußiſcher Offizier und Adjutant des Generals Ziethen. — Sein Chef überwies ihn mir, um mich und meine Geſchwiſter an der Gränze der Erblande des Kaiſers, meines Vaters, in Empfang zu nehmen, deſſen Hauptſtadt am Tage ſeiner Krönung von den Truppen der Königin von Ungarn beſetzt wurde. — Es war eine traurige

Zeit, und daß ſie nicht noch trauriger für mich wurde, das danke ich den guten Anordnungen jenes Barons von Pfinzing, der mitten unter den bei Moldau-Tein zerſtreuten Öſtreichern mich hindurch an dieſen uns befreundeten Hof führte.“

Learoſa’s Herz hatte ſchneller und immer ſchneller geſchlagen und ſie faſt getrieben, der Kurprinzeſſin in die Rede zu fallen. Jetzt hielt ſie ſich nicht länger. „Das war mein Vater, Ihro Durchlaucht,“ rief ſie mit freudeglänzendem Auge. „Er hat uns oft erzählt von Ihren Gefahren, und wie Sie ſo muthig geweſen ſind, ſo ſtandhaft und ſo gut — o ſo gut!“

Die Fürſtin lächelte wehmüthig. Die Mienen der anweſenden Damen verzogen ſich zu einer andern Art von Lächeln; Learoſa hatte nur für das liebe, und ach — nicht glückliche Geſicht der Prinzeſſin ein Auge.

Es war eine Pauſe entſtanden; man hörte in dem Saale leiſe Tritte und das behutſame Stimmen der Inſtrumente. „Iſt’s ſchon bereit?“ frug die Prinzeſſin, und eine der Hofdamen verließ das Gemach.

„Ich höre, Sie führen den Pinſel mit den Händen einer Meiſterin," wandte die Prinzeſſin ſich zu Learoſa.

„Ach nein, gnädigſte Frau," entgegnete Learoſa beſchämt, denn in der That hatten ihre Verſuche ſich nie über das Mittelmäßige erhoben.

„Ich dächte, man hätte es mir geſagt," ſprach die Fürſtin. „Fräulein Beſſer, Sie ſagten es mir ja."

„Allerdings, Ihro Durchlaucht, der junge Graf Rottingerode hat mir ſeine Frau Stiefmutter als eine Meiſterin des Pinſels und als eine Virtuoſin auf der Harfe geſchildert," verſetzte das Fräulein.

Learoſa verſtummte; die Frage, was ihren Stiefſohn bewogen haben konnte, ihr Talente anzudichten, welche ihr faſt völlig fremd waren, brachte ſie aus ihrem Gleichgewicht.

„Nun alſo," fuhr die Prinzeſſin fort. „Ich liebe nichts Übertriebenes, alſo auch eine ausartende Beſcheidenheit nicht. Folgen Sie mir, Gräfin, ich will Ihr Urtheil über eine Dilettantenarbeit hören."

Sie begab ſich durch ein anſtoßendes Gemach in ein noch entlegeneres. Learoſa folgte. Die Prinzeſſin trat in die Nähe einer am Fenſter aufgeſtellten Stafſelei, doch ſtatt auf dieſen Gegenſtand Learoſa's Aufmerkſamkeit zu lenken, wandte ſie der Staffelei den Rücken und ſprach mit gedämpfter Stimme: „Gräfin Rottingerode, ich nehme Theil an Ihnen, es würde mir weh thun, einſt erfahren zu müſſen, daß Ihr Geſicht mich irre geführt haben ſollte. — Wollen Sie mir wohl ſagen, was Sie bewogen hat, ſich mit dem Grafen Rottingerode zu vermählen?"

Ein paar große Thränentropfen entdrangen Learoſa's Augen; ſie wiſchte ſie hinweg, doch immer neu ergoß ſich der reich gelüftete Quell. Es gelang ihr nur mühſam, eine gedrängte Mittheilung der Umſtände zu liefern, welche bei ihrer Wahl die entſcheidende Stimme geführt hatten.

Das Auge der Fürſtin ward feucht und immer feuchter. „Die Vorſehung hat Sie ſehr früh auf eine ſchwierige Bahn geworfen, meine Gute," flüſterte ſie. „Ich war auch ſechzehn Jahr alt, wie Sie, als ich heimatlos war und älternlos, wie Sie." —

Sie ſchwieg einige Augenblicke, dann hob ſie wieder an: „Ich ſage Ihnen, der Weg iſt glatt und dunkel, auf welchem Sie wandeln; Sie haben Feinde, viele und mächtige Feinde, und der gefährlichſte und mächtigſte iſt der, der am freundlichſten und am huldreichſten ſich herablaſſen dürfte zu Ihnen. Beten Sie zu den Heiligen um Beiſtand, wenn der Herr Sie in Verſuchung führen ſollte; — er wird Sie verſuchen; Sie werden gelockt werden durch alle Lockungen, welche die Menſchenſeele zum Abfall von Gott und Jeſus verleiten. Sein Sie ſtandhaft; ich werde Sie beobachten und warnen laſſen zu ſeiner Zeit. Ich kann den Gedanken nicht ohne tiefen Schmerz denken, ein ſchuldloſes Weib zur Beute eines Verderbers beſtimmt zu wiſſen."

Nie hatten Worte, von Menſchenzungen geſprochen, ſo tief Learoſa's Seele durchdrungen, wie dieſe Rede; faſt erſtickt von ihren Thränen, beugte ſie ſich nieder auf die Hand der Fürſtin und bedeckte ſie mit inbrünſtigen Küſſen.

„Faſſen Sie ſich, meine Gute," fuhr dieſe fort. „Es würde mir unlieb ſein, wenn man ahnete, was ich zu Ihnen geſprochen. Bewachen Sie Ihr Geſicht und vor Allem Ihre Worte. Ihr Vater war ein Preuße, ich begreife, daß ſein Vaterland Ihnen lieb iſt; aber hier hüten Sie ſich, an Ihre Abſtammung zu erinnern. Unter Allen bin ich an dieſem Hofe vielleicht die Einzige, ich, die Tochter Kaiſer Karls VII., für den König Friedrich ſein Schwert zog, um ihn auf ſeinem Erb- und ſeinem Wahlthrone zu erhalten — ich bin vielleicht die Einzige, die es nicht erbittert, an Preußen erinnert zu werden. — Und nun kommen Sie, meine Gute, übergeben Sie ſich dem Schutze der Heiligen, und — aber ich ſetze voraus, was ich zu bezweifeln Grund habe, — ſind Sie etwa keine katholiſche Chriſtin?"

„Nein, Ihre Durchlaucht, das bin ich nicht, ich bin eine Lutheranerin," antwortete Learoſa.

„So; — freilich, das hätt' ich mir ſagen können; doch da Ihr Gemahl ein rechtgläubiger Katholik iſt, ſo war ich der Meinung, Sie müßten auch — "

Hier brach die Kurprinzeſſin ab, denn die angelehnte Thür bewegte ſich leiſe. Auch Learoſa blickte hin und ſah einen Fremden eintreten, einen Mann, der ſchwarz, aber ſehr einfach gekleidet war, etwa ſechzig Jahre alt ſein mochte, und mit einer Dreiſtigkeit, als ſei er ein Glied der kurfürſtlichen Familie, auf die Fürſtin zuſchritt. Dieſe ward kaum ſeiner anſichtig, als ſie ſich zu ihm wandte, und auf Learoſa deutend, flüſterte: „Mein Vater, Ihrer Obhut empfehl' ich dieſe Seele.“

Sie verließ eilig das Zimmer.

„Das iſt ihr Vater? — Kaiſer Karl VII.?“ frug Learoſa ſich, dem Fremden in das blaſſe, hagere Geſicht ſtarrend, deſſen großes, ſehr mildes, aber doch nicht gluthloſes Augenpaar tief eingefallen unter buſchigen Brauen hervorblitzte. „Nein,“ ſagte ſie, ſich beſinnend, „der Kaiſer kann's ja nicht ſein, der iſt ja lange, lange todt! — Aber könnte es Geiſter geben, ich würde ſchwören, es müſſe ſein Geiſt ſein.“

„Das Concert wird gleich beginnen,“ ſagte der Fremde mit einer tiefen, aber ungemein ſanften, melodiſchen Stimme, indem er auf die Thüre deutete. — Learoſa ging; er folgte.

Bei ihrem Eintritt in den Concertſaal ward Learoſa von einem Hofcavalier empfangen, der ihr den Arm bot und ſie zu einem Stuhle führte, an welchen eine Harfe gelehnt war. Auf dem Notenpult vor dem Sitze lag eine Partitur.

„Mein Gott, ich ſoll ſpielen?“ frug Learoſa ängſtlich.

„Allerdings, Frau Gräfin, wir ſind neugierig auf Ihr Talent und beſonders auf Ihre Stimme gemacht worden,“ ſagte der junge Mann, in welchem ſie mit Schrecken den jüngſten Schwager der Kurprinzeſſin, den Prinzen Klemens erkannte.

„Ach ich kann nicht, wahrhaftig nicht, ich habe weder Uebung noch Stimme,“ ſeufzte Learoſa, immer ängſtlicher werdend.

„Die Stimme mahnt allerdings noch etwas an brandenburgiſches Idiom, doch wird dieſes, hoff' ich, der Ausſprache des Italieniſchen keinen Eintrag thun,“ entgegnete der Prinz.

„Italieniſch, ach Gott, ich habe in meinem Leben nie italieniſch gelernt,“ betheuerte Learoſa mit ſteigender Bangigkeit.

Jetzt trat die Kurprinzeſſin hinzu. „Meine Gute, keine Prüderie; Ihr Stiefſohn hat uns Ihre Talente verrathen; Sie dürfen ſie uns alſo nicht vorenthalten.“

„Mein Stiefſohn?“ frug Learoſa faſt wortlos vor Staunen. „Er hat mich ja nie gehört; die Harfe mag er vielleicht in meinem Zimmer geſehen haben, aber darauf kann ich nur klimpern, um mich zu begleiten, wenn ich ein deutſches Liedchen ſinge.“

„Alſo ein deutſches Liedchen ſollen wir hören? Wohlan, ſo beginnen Sie,“ ſagte der Prinz. — Learoſa blickte ihre Gönnerin flehend an, aber dieſe unterſtützte ihren jungen Schwager ſo nachdrücklich, daß eine Widerrede für Widerſetzlichkeit gelten mußte. „Nun, ſie ſollen's ſehen und hören, daß ich hierher nicht tauge,“ dachte Learoſa, griff nach der Harfe und hub an:

„Der König ſaß beim Feſttagsmahl
Und ſeine Augen flammten,
Als ſuch' er wen, umher im Saal
Auf ſeine Kronbeamten;
Und Jeder, fiel der Blick auf ihn,
Ließ ſcheu die Augen erdwärts fliehn,
Und einſam grollte der König.“

Da läuft ein heimlich Ziſchelwort
Von Mund zu Mund im Kreiſe
„Seht Ihr den alten Kriegsknecht dort?“
Frägt Ein's den Andern leiſe,
„Der Wacht hält an der Flügelthür;
Der wagt's, mit keckem Auge ſtier,
In's Auge zu ſchauen dem König!“

Das hört der alte Leibtrabant;
Das wurmt ihn, und im Grimme
Verläßt er kühnlich ſeinen Stand,
Und ſpricht mit lauter Stimme:
„Was ärgert ſich die Schranzenbrut
An eines alten Kriegers Muth,
In's Auge zu ſchauen dem König?"

„Ihr ahnt wohl nicht, was mich allein
So keck, ſo hoch gemuthet?
Wißt: er iſt mein, und ich bin ſein!
Ich hab' für ihn geblutet!
Und Blut iſt gar ein feſter Kitt;
Bricht der, ſo bricht das Leben mit;
Das wiſſen wir, ich und mein König!"

„Das weiß ich, ja, du grauer Held," —
Scholl's von des Königs Munde —
„Drum hältſt Du Wacht an meinem Zelt,
Nicht dieſe Tafelrunde.
— Streich aus der Stirn das Haar zurück;
An ſolcher Narb' — an ſolchem Blick
Erkennt die Seinen der König."

„Unſer Platz wäre uns alſo jetzt angewieſen, uns Hofſchranzen," flüſterte Einer der Herren vom Hofe ſeinem Nachbar zu. „Es iſt kein ſonderlich Hoher, er folgt unmittelbar nach der Schildwacht an des Königs Thür."

„Nun, dieſen Rang weiſ't wohl nur die Phantaſie des Poeten, oder allenfalls der preußiſche Soldatenkönig uns und unſres Gleichen an,“ entgegnete der Andere. „Für den Hof Seiner polniſchen Majeſtät iſt dies Lied ſicherlich nicht gedichtet. Ich möchte wetten, es iſt ein preußiſches; dort geht der Soldat vor dem Kammerherrn.“

„Und der Bauer vor dem Soldaten,“ fiel Learoſa ein, gereizt von den Sticheleien auf ihr urſprüngliches Vaterland und ihren urſprünglichen König.

„Immer beſſer,“ verſetzte Prinz Klemens. „Was würden unſre Herren zu dieſer Rangordnung ſagen? Voran der Bauer, auf der zweiten Thronſtufe, der Soldat, und im ehrerbietigen Hintergrunde die hohen Hofchargen! Welche Stelle würde uns Prinzen vom Geblüt eingeräumt werden, wenn ich fragen darf?“

Ehe Learoſa antworten konnte, nahm der hagere, bleiche Herr, der ſie in den Concertſaal begleitet hatte, das Wort:

„Die Prinzen vom Geblüt beruft ihre Geburt zu den unmittelbaren Werkzeugen der königlichen Gnade;

ihr Platz iſt alſo überall der erſte, wo es Segnungen zu verbreiten, und überall der letzte, wo es Gnaden zu empfangen gilt.“

Ein ehrerbietiges Schweigen folgte. Learoſa blickte den kühnen Rangvertheiler mit heimlichem Schauer an; dreiſter als dieſer ſprach, hätte Kaiſer Karl VII. ſelbſt aus ſeinem Grabe ſeine Stimme nicht erheben können. Er wandte ſich jetzt an ſie:

„Das Liedchen, welches Excellenz gewählt haben, um uns Ihre Kunſtfertigkeit beurtheilen zu laſſen, hat mich angeſprochen; ich errathe den Dichter; Kleiſt, nicht wahr?“

„Nein, Kleiſt nicht, aber einer ſeiner Freunde, der mit der Schweſter meines Vaters verheirathet war, der preußiſche Major von Blumenthal; er blieb bei Oſtritz gegen die Öſtreicher. Kleiſt hat ihm ein Denkmal geſetzt in ſeinen Werken.“

Vielleicht würde Learoſa noch nicht geendet haben, wenn nicht eine andere Stimme in ihrem Rücken ziemlich vernehmbar ſich erhoben hätte: „Alſo doch ein preußiſches Lied; ſehen Sie, ich hatte Recht.“

Jetzt ward Learoſa der Warnung der Frau von

Zſchechwitz eingedenk; ſie lehnte ſchweigend die Harfe an den Stuhl, und zog ſich ſtill zurück; der Fremde folgte ihr, ließ ſich neben ſie nieder und ſagte: „Ihre Stimme, Excellenz, wird viel Aufſehen erregen; es mangelt ihr nichts als Ausbildung, und für dieſe zu wirken, haben Sie hier Gelegenheit. Sie werden indeß heute nicht mehr aufgefordert werden, zu ſingen.“

Das Concert begann. Nie in ihrem Leben hatte Learoſa etwas Ähnliches gehört; aber wie mächtig auch der Zauber war, der ihre Sinne beherrſchte, die magnetiſche Kraft, welche ihr Nachbar auf ihre Gedanken übte, feſſelten dieſe immer wieder an ihn. Wer war dieſer Menſch, den die Kurprinzeſſin Vater nannte, vor dem die Prinzen ſchwiegen, der ſo demüthig den Blick zur Erde ſenkte und doch ſo gebietend umherſah, als ſei er einer der Gewaltigſten auf Erden? Sie wandte verſtohlen das Haupt ſeitwärts, um ihn unvermerkt anzublicken; er beachtete es nicht, und ſo hatte ſie Muße, ihn genau zu betrachten, wie er den Kopf geſenkt, das Kinn auf den goldenen Knopf ſeines ſpaniſchen Rohrs gelehnt, in tiefen Gedanken verloren da ſaß. Und nun, während ſie ungeſtört ihr Auge auf und nieder gleiten ließ an ihm, fiel ihr die ſeltſame Haartracht des Fremden auf, welche ungelockt, ungepudert, ganz von der Mode abweichend, beſonders durch eine glattgeſchorene Stelle auf dem Wirbel ausgezeichnet war. Sie hatte einen ſolchen Schmuck, oder vielmehr eine ſolche Entſtellung des Hauptes noch nie geſehen.

Ihre Spannung ſollte einen noch höhern Grad erreichen; während einer Pauſe wurden die vier älteſten Söhne der Kurprinzeſſin, ſämmtlich noch in dem Kindesalter zwiſchen fünf und zehn Jahren, in den Saal geführt; der Fremde verweigerte ihnen ſeine Hand zum Kuſſe nicht. — Jetzt ward Learoſa gewahr, daß ſie ſich einem hohen Anverwandten des Kurhauſes gegenüber befinde, und nun befiel ſie ein drückendes Bangen vor unausweichlichen Fehlſchritten in Betreff der dieſem räthſelhaften Manne gebührenden Begegnung; ihre Beklommenheit vermehrte ſich aber noch, als ſie bemerkte, daß — wie vorhin ſie ihn — er nunmehr ſie zum Gegenſtande einer ſehr aufmerkſamen Beobachtung gemacht hatte. Gern würde ſie ihren Platz mit einem andern, der ſie aus der Nähe dieſes Nachbars entfernt hätte, vertauſcht haben, aber ſie ſah keinen leeren Stuhl; die Nächſtſtehenden hatten die fürſtlichen Kinder eingenommen.

„Ja, die Kurprinzeſſin hat recht,“ fing der unheimliche Nachbar, nachdem ſein Auge eine Zeit lang an Learoſa's Zügen auf und abgeglitten war, halblaut, als red' er mit ſich ſelber, zu ſprechen an: „Es iſt wahr, dies Geſicht erinnert an das ſeinige.“

Learoſa's Blut gerieth in ſchnellern Umlauf; welchem Menſchen konnten dieſe Worte gelten, als demſelben, deſſen Andenken ſie ſo oft und ſo lebhaft beunruhigt hatte, ſeit an der königlichen Tafel in Leipzig ſeiner Erwähnung geſchehen war? — Ihr Nachbar ließ ihr indeß nicht Zeit, dem neuerweckten Gedanken nachzuhängen; bisher hatte er ſie noch nicht wieder angeredet; jetzt aber, als eine längere Pauſe der Muſik die Anknüpfung einer Unterhaltung möglich machte, richtete er mit ſehr gedämpfter Stimme das Wort an ſie: „Sie ſind alſo eine geborne Unterthanin des Königs von Preußen?“

Es gelang ihr, ziemlich geſammelt zu erwiedern, daß ſie zwar im Brandenburgiſchen geboren, aber ſchon völlig eingebürgert in Sachſen ſei.

„Das Letztere will man hier bezweifeln, da Sie noch nicht einmal Meiſterin Ihrer Ausſprache geworden ſind,“ entgegnete der Fremde. „Jedes Ihrer Worte hat noch einen preußiſchen Anklang, und man will behaupten, daß es mit Ihrem Herzen nicht beſſer ſtehe, daß es namentlich dem durchlauchtigſten Kurhauſe nicht ſonderlich zugethan ſei.“

„O gewiß, da thut man mir Unrecht,“ ſagte Learoſa mit verminderter Scheu. „Wie könnt' ich die gnädigſte Kurprinzeſſin, wie könnt' ich dieſe liebenswürdigen Kinder ſehen, ohne ſie zu lieben?“

„Ich glaube Ihnen, aber es giebt Andere hier, welche minder gläubig ſind, als ich,“ erwiederte der Unbekannte. „Es giebt Perſonen hier, welche Sie dem Könige und ſeiner ganzen Familie verdächtig zu machen beſliſſen ſind.“

„Ach, ich weiß das,“ ſeufzte Learoſa ſchmerzlich. „Ich weiß, daß ich Feinde habe; die gnädigſte Frau hat ſelbſt mich gewarnt vor meinen Verfolgern.“ — Und recht aus Herzensgrunde redend, ſetzte ſie hinzu: „O, wenn Gott mir doch eine Gelegenheit geben wollte der guten, großmüthigen Fürſtin zu zeigen, wie lieb ich ſie habe!" —

Der Fremde war ſichtbar ergriffen. „Gräfin, Sie ſind gut," ſagte er mit einer Wärme, welche der froſtige Ernſt ſeines Tons und ſeiner Züge bis dahin nicht verrathen hatte. „Ja, Sie ſind gut und edel, und verdienen Achtung und Beiſtand. Wenn Sie eines Freundes bedürftig ſein ſollten, dann, Gräfin, vertrauen Sie mir! Ich verkenne Sie nicht mehr."

Jetzt wallte Learoſa's Herz dem ehrwürdigen Greiſe mit der kindlichſten Rückhaltloſigkeit entgegen; ſie benutzte zu deſſen Erguſſe jede Pauſe der Muſik, und redete, wie ſie ſeit ihrer Mutter Tode zu keinem Menſchen geredet hatte, ſo offen, ſo innig, ſo herzgewinnend; da, während ſie ſprach, leiteten ihre Gedanken ſich wieder auf den einzigen Gegenſtand hin, der ihre Phantaſie beſchäftigte, und mit unverheimlichter Antheilnahme forſchte ſie, wer denn die Perſon ſei, welcher er ſie ähnlich finde?

„Es iſt," antwortete ihr neuer Freund, ſie ſeitwärts, aber ſehr ſcharf in's Auge faſſend, „es iſt ein junger, ſehr liebenswürdiger Mann, den die Kurprinzeſſin zum Gegenſtand ihrer ſorgſamen Gnade gemacht hat.“

Das Wort „Mann“ vernichtete Learoſa's Hoffnungen. „Ein Mann alſo iſt's?“ rief die Unmuthsſtimme ihrer Täuſchung. „Kein Mädchen iſt's, welches eine Freundin, eine Vertraute, eine Schweſter mir werden könnte?“

Der Nachbar mißdeutete dieſe Sprache ihres Gefühls, welche die Bewegung ihrer Züge ihn ahnen ließ. „Sie ſcheinen Theil zu nehmen an dem jungen Menſchen?“ frug er.

„O, nein! Jetzt nicht mehr!“ verſicherte Learoſa. — Da begann die Muſik wieder.

„Wie geht es mit dem Befinden des kleinen kranken Schweſterchens?“ frug der Greis, als wieder eine Pauſe eintrat, den ihm zunächſt ſitzenden jungen Prinzen, und erhielt den Beſcheid, das Kind ſchlafe jetzt. Learoſa erkundigte ſich beſorgt, ob die kleine Prinzeſſin krank ſei?

„Unbedeutend,“ antwortete der Nachbar. „Sie hat vor einer Stunde etwas zu fiebern angefangen; mir ſcheint, es ſei ein ſtarker Schnupfen im Anzuge, aber das Herz der zärtlichen Mutter will durchaus Gefahr fürchten; und wüßte ſie, welch' einen Unterlaſſungsſünde ich mir zu Schulden kommen laſſen, ſie würde am Leben des kleinen Lieblings verzagen, denn unter uns geſagt, die ſonſt ſo kluge Frau iſt nicht ganz frei von einem gewiſſen Aberglauben."

„Nicht frei von einem gewiſſen Aberglauben?" frug Learoſa. „Und der ſollte ihrem Verſtande zum Vorwurfe gereichen?"

„Allerdings, ſeiner Widerſinnigkeit wegen," verſetzte der Greis. „Kann ein vernünftiger Menſch glauben, daß einer Uhr ein prophetiſcher Geiſt inne wohne?" — Und das glaubt die Kurprinzeſſin. In der Hofloge der katholiſchen Kirche hängt dieſe Uhr, welche, der Sage nach, durch das Stillſtehen ihrer Pendüle den Tod eines Gliedes des Kurhauſes verkündet."

Eine lebhafte Erinnerung an das geſpenſtiſche Geläut der thomsfeldaer Thurmglocken bewegte Learoſa's Blut ängſtlicher. „Wer hat dieſe Uhr denn gemacht, und wie ſoll ſie die Eigenſchaft zu weiſſagen empfangen haben?" frug ſie.

„Wie Überlieferungen berichten," antwortete der Fremde, „iſt dieſe ominöſe Uhr das Werk eines wälſchen Künſtlers, deſſen Kaiſer Karl V. in Rom ſich bemächtigt haben ſoll, um ſich ſeines aſtrologiſchen und nekromantiſchen Wiſſens zwangsweiſe zu bedienen. Dieſen Künſtler ſoll Kurfürſt Moriz von Sachſen, während ſeines Feldzugs wider den Kaiſer, in Insbruck aus deſſen Gewalt erlöſ't haben, und zur ſchuldigen Dankbarkeit von dem Geretteten mit dieſer Uhr beſchenkt worden ſein. Unglücklicherweiſe iſt ſie, kurz vor den letzten Todesfällen, die ſich in der kurfürſtlichen Familie zugetragen haben, wirklich ſtehen geblieben, und dieſes zufällige Zuſammentreffen eines abgelaufenen Gewichts, oder eines verroſteten Rades, oder ſonſt eines natürlichen Ereigniſſes mit jenen darauf erfolgten Trauerfällen hat dieſer alten Uhr einen faſt mittelalterlich blinden Glauben zugewandt. — Ich habe, ſeit die Uhr aus Warſchau wieder zurückgebracht und in der Hofkirchenloge an ihrer alten Stelle aufgehängt worden iſt, mir die Obhut über dieſelbe vorbehalten, angeblich, um eine unrichtige Behandlung derſelben zu verhindern, eigentlich aber in der Abſicht, dem Aberglauben entgegen zu wirken, welchem ſich das ganze Schloß ergeben hat. Und dieſes Werk hab' ich heute vorbereitet; ich hab' es nämlich unterlaſſen, die Uhr aufzuziehen; um Mitternacht muß ſie ablaufen, und nach Verlauf dreier Tage werd' ich dieſe Stütze des Aberwahns niederwerfen, werd' ich öffentlich verkünden, was ich gethan, dieſen falſchen Propheten Lügen ſtrafen, und wenn Jemand zweifeln ſollte, mich auf Ihr Zeugniß berufen."

Learoſa ward unbeſchreiblich angſt. „O, geben Sie dieſen Verſuch auf, ich beſchwöre Sie!" flehte Sie. „Wiſſen Sie es denn ſo gewiß, daß Sie den Propheten Lügen ſtrafen werden? — Wiſſen Sie ſo zuverläſſig, daß nach drei Tagen noch all die Herzen ſchlagen werden, die mit feſtem Glauben an den weiſſagenden Geiſt dieſer Uhr hängen? — O freveln Sie nicht, achten Sie das nicht gering, was Sie nicht zu durchſchauen vermögen! — Ich habe ein Beiſpiel erlebt, ein ſchreckliches Beiſpiel in meiner eigenen Familie. — Gott, im Himmel, eiskalt macht mich der Gedanke, daß ein Mann ſich der Herrſchaft über Tod und Leben unſrer Fürſtenfamilie angemaßt hat, ein Mann, der fähig iſt, zu ſpielen mit dieſer Herrſchaft. Gehen Sie, ziehen Sie die Uhr auf, ich bitte Sie um Gottes willen! — Gehen Sie, oder — ich gehe! Ich verhindere die Gewichte, abzulaufen."

„Sie? — Nun, von einer Dame dürft' ich eine Störung meines Werkes wohl nicht zu fürchten haben," lächelte der Ungläubige. „Hören Sie, wie der Herbſtſturm brauſ't? wie der Regen an die Fenſter ſchlägt? Es gehört Muth dazu, in ſolch einer Geſpenſternacht den Gang in die Kirche zu wagen."

„Muth?" verſetzte Learoſa. Muth fehlt mir nicht, wenn es gilt, das Unglück theuerer Menſchen, wenn auch nur ein eingebildetes, zu verhüten. Geben Sie mir den Schlüſſel, und ich trete den Weg an."

„Den Weg? — Den kennen Sie ja nicht; Sie ſind ja fremd in dieſem Schloſſe."

„Nein, ich bin nicht fremd hier," erwiederte Learoſa. Ich habe meinen Gemahl mehrere Mal begleitet, als er die Gemälde in der Kirche ordnen ließ, und weiß genau, daß der Corridor, an welchen dieſe Gemächer grenzen, zu der Galerie führt, an deren Ende der Eingang zu der Hofloge ſich befindet. Auch die Uhr hab' ich geſehen, und weiß Uhren ſolcher Art zu behandeln. Geben Sie mir den Schlüſſel, oder ich entdecke der Kurprinzeſſin Ihre verwegene Abſicht."

„Frau Gräfin, ich muß geſtehen, Sie zwingen mir Achtung ab," ſagte der Fremde, ſie mit einem ehrerbietigen Blicke betrachtend. „Ich will Ihnen den Schlüſſel geben, aber nicht etwa, um Sie zu verhindern, meine Verwegenheit zu verrathen, im Gegentheil, ich werde der Erſte ſein, der ſich ſelbſt verräth und der Prinzeſſin Kunde gibt von dem Werthe des verkannteſten Herzens. Ich würde ja ſelbſt Hand an die Zerſtörung meines Werkes legen, würde ſelbſt die Uhr aufziehen, wenn ich wie Sie der Gelegenheit bedürfte, meine Anhänglichkeit an das Kurhaus unzweifelhaft darzuthun. — Hier übergebe ich Ihnen den Logenſchlüſſel; nehmen Sie ein Licht mit, und entfernen Sie ſich möglichſt unbemerkt. Wenn Sie zurückkehren, ſoll die Kurprinzeſſin und der ganze Hof erfahren, welch eines Opfers die Gräfin von Rottingerode für die Beruhigung ſämmtlicher Mitglieder des durchlauchtigſten Kurhauſes darzubringen fähig geweſen iſt."

Ein dankbares Gefühl glühte in Learoſa's Auge, als ſie den Schlüſſel aus der Hand des alten wohlwollenden Mannes empfing. — Eben fielen die Blasinſtrumente ſchmetternder ein; ſie benutzte den Augenblick, ſtand auf, ſchlich nach dem Hintergrunde des Saales, nahm einen Leuchter mit brennender Kerze, und ſchlüpfte geräuſchlos und unbeachtet zur Thür hinaus.

Bis zu dieſem Momente war Learoſa frei von jenem unheimlichen Gefühl geblieben, welches auch den beherzteſten Mann auf nächtlich einſamen Wegen, zumal zu einem ſolchen Ziele, anzugrauen pflegt; jetzt aber, als ſie den langen Corridor in ſeiner matten Lampenerleuchtung ſich vor ihren Augen ausdehnen ſah; jetzt, als das Schleppkleid hinter ihr rauſchte, als ſchliche Jemand ihren Ferſen nach; jetzt, als der Schatten ſie umſchwebte, der ihre Geſtalt auf die mit braunem Schnitzwerk verzierte Tafelwand warf; jetzt ergriff jenes Grauen ſie heftig. Damals, als ſie, von ihrer Kindesliebe angetrieben, ſich auf einem ähnlichen Wege beſand, hatte ihre überreizte Stimmung ſie über dieſe Empfindung hinweggehoben; heute gebrach dieſe Nervenſpannung ihr, und der Muth, deſſen ſie ſich fähig geglaubt hatte, entſank ihr von Schritt zu Schritt. Glücklicherweiſe ſtand der Wind auf dieſe Fenſter nicht, das Getöſe deſſelben würde ſonſt ihren Schrecken vermehrt und ihre geſteigerte Bangigkeit ſie unverrichteter Sache nach dem Concertſaal zurück geſcheucht haben.

Sie erreichte die Logenthür. Ein paar Minuten lang blieb ſie ſtehen, um ſich durch Hülfe ihrer Vernunft zu ermuthigen; und wirklich wurde ſie ruhiger und dreiſter; aber ſchon der Ton des raſſelnd im Schloſſe ſich drehenden Schlüſſels weckte ihr Grauen wieder, und als nun beim langſamen Öffnen der Thür die ſchwarze Spaltung weiter wurde; als über den Logenraum hinaus die unermeßliche Kirchenhalle ſich aufthat; — aus der Finſterniß die noch grauenhaftere Dämmerung ſich entwickelte, welche aus dem Lichtwurf vom Hochaltare ausging, als das Pfeifen und Sauſen des Sturms, der das Gebäude von allen Seiten faßte, mit dem Geklapper des Hagels an die ſchwarzen Scheiben und mit dem Geplätſcher der von den Simmsrinnen herabſtürzenden Regengüſſe verſchmolz, da ſchwindelte ſie eine Beängſtigung an, die ſo gewaltig noch nie der Faſſung ſie beraubt hatte. Sie würde geflohen ſein, wenn ihre Füße ſie getragen hätten. Sie ſank kraftlos auf einen, der Thür zunächſt ſtehenden Stuhl.

Allmälig wurden ihre Sinneskräfte wieder thätig; das Tiktak der geſpenſtiſchen Uhr war der erſte Ton, den ſie zu hören ſich bewußt wurde; ſcheu wandte ſie ihr Haupt, und nur eines viermal wechſelnden Hebens und Niederſetzens ihres Fußes und eines Ausſtreckens ihrer Hand bedurfte es, und das Werk war gethan, und ſie konnte dann freudig zurückkehren in die Region des Lichtes, des Lebens. —

Sie ermannte ſich, ſtand auf, und ſchritt leiſe, als könne der Schall ihres Fußtrittes einen Verfolger wecken, der Uhr zu; jetzt ſtand ſie dicht vor derſelben und ſuchte mit den Augen das niederzuziehende Gewicht; aber alle Gewichte waren in ziemlich gleicher Höhe; ſie war ungewiß, welches ſie faſſen müſſe, ohne dem Kunſtwerke Schaden zuzufügen. — Und wie ſie da ſtand und ſann, hörte ſie ein Geräuſch in ihrem Rücken; Entſetzen erſtarrte ihre Glieder; die Kerze und der Leuchter in ihrer zitternden Hand neigten ſich wagerecht, und das der Flamme zuſtrömende Wachs verdunkelte dieſe. Sie lehnte ſich entkräftet an die Wand und horchte.

Das Geräuſch ward vernehmlicher; jetzt dünkte es ihr, als unterſcheide ſie den behutſamen, aber dennoch ſchwerfälligen Auftritt eines männlichen Fußes, und plötzlich regte ſich das freudigſte Leben ihr wieder in Seele und Gliedern, denn an der Stimme, welche frug: „Wer iſt denn hier ſo ſpät noch in der Loge?“ erkannte ſie — den König.

„O, Sie ſind's? — Eure Majeſtät? — Gott ſei Dank! ſo bin ich denn doch nicht allein hier!“ ächzte Learoſa, kaum im Stande, die Frage des Königs nach ihrem Geſchäft an dieſem Orte genügend zu beantworten.

„Gräfin, fürwahr, Sie ſind ein Engel!“ rief der König, ſie neben ſich niederziehend auf den breiten Armſtuhl. „Welch' ein Glück, daß die durch einen Zufall gezeitigte Beendung meiner Jagd mich früh genug zurückführt, um Ihnen Beiſtand und Geſellſchaft leiſten zu können. — Aber Sie ſind ja noch ganz außer ſich; Sie können ja kaum athmen; der enge Anzug beklemmt Sie; — erlauben Sie, daß ich dieſen Panzer lüfte."

Learoſa verſtand den König nicht; ſie bemerkte auch nicht, daß er den Arm um ihren Leib geſchlungen hatte; erſt die kecke Beweglichkeit ſeiner Finger ſchreckte die Argloſigkeit hinweg, mit welcher ſie ſich neben ihm niedergelaſſen hatte. Sie ſprang auf, eine beleidigende Abſicht des Königs ahnend, und die freche Verwegenheit ſeiner Hand, welche dem leiſeren Verſuche folgte, beſtätigte ihre Ahnung. „Eure Majeſtät, ſind Sie ein Chriſt? Fürchten Sie Gott? — In einer Kirche wollen Sie ein Verbrechen begehen, welches — "

„Sie haben recht, engliſches Weib," flüſterte der König. „Zudem iſt's hier ſchaurigkalt, und ich bin noch durchnäßt und durchfroren vom Regen und Wind. — Folgen Sie mir; ich will Sie in ein anderes Klima führen."

Er umfaßte ſie, ſie riß ſich los, um der Thür zuzueilen, aber der König ſtand dieſer näher, und warf ſie ſo heftig zu, daß der Schlüſſel jenſeits klirrend zu Boden fiel und das Schloß einſchnappte. Angſtvoll rüttelte ſie an der geſchloſſenen Thür. Der König umſchlang ſie von Neuem, ihre Verwünſchungen wider ihn, immer ungemeſſener ausgeſtoßen, dienten nur, ihn noch mehr zu entflammen; ihr Hülferuf ward gellender, aber Niemand hörte ſie. — Da, um ſich greifend während er rang mit ihr, erfaßte ſie, um ſich zu halten, die Uhrgewichte, glitt — und ein ſchmetterndes Gepolter begleitete ihren Niederfall. Die Uhr, deren Gewichte ſie krampfhaft umfaßt hatte, lag zerborſten am Boden.

„Sie ſteht! Sie liegt! Sie iſt abgelaufen für immer!“ ſtammelte Learoſa, auf die Trümmer des geheimnißvollen Werkes deutend. „Lieber Gott, ſei dem Sünder gnädig, deſſen Herz ſtille ſtehn wird binnen drei Tagen, wie dieſer Pendel ſtillſteht auf ewig!“

Der König verſtummte. Noch ein Mal verſuchte Learoſa vergebens, die Logenthüre zu öffnen; da ſchimmerte ihr, als ſie die Augen angſtvoll umherwarf, unten aus weiter Ferne ein Lichtſtrahl entgegen; ſie entdeckte jetzt die abwärts in den Untergrund der Kirche führende Treppe, flog hinab und dem leuchtenden Punkte zu.

„Gräfin, bleiben Sie," flüſterte hinter ihr der König, aber ſein Zuruf beflügelte ihre Eile. Sie ſtürmte mitten durch die Kirche dem Ausgange zu.

Zwei in Mäntel gehüllte Geſtalten ſchienen die Außenthüre bewachen zu ſollen. Eine derſelben, die Laterne tragend, deren Schimmer der Flüchtlingin geleuchtet hatte, ſprang ihr entgegen. — Durch ihre Angſt übernatürlich gekräftigt, ſchleuderte ſie den Wachthalter zurück, und ſtand jetzt auf der Straße. Entathmet blickte ſie umher; zur Linken brauſ'ten die Elbewogen; rechts führte der dunkle Weg in die Altſtadt hinein. — Das war der ihrige. — Und von Neuem geſchreckt durch die Stimme des Königs, der ihr trotz des Regenguſſes mit ſeinen Begleitern in's Freie gefolgt war, warf ſie ſich hinein in die finſtere, menſchenleere Straße.

Der Graf von Rottingerode ſaß mit ſeinen Gäſten, einigen gleich ihm hochbewürdeten Hofcavalieren, welche ihm den Abend verkürzen geholfen, am L'hombretiſch, und horchte auf die Rückkehr der Karoſſe, welche ſeine Gemahlin abzuholen entſandt worden war. Jetzt erſcholl das Raſſeln, deſſen eigenthümlicher Ton einen ſolchen auf Rädern geſchaukelten Palaſt verkündete; es kam näher; es verſtummte dicht vor dem Palais des Grafen. Sie war es. Er gab ſeine Karten ab, und ging, ſie zu empfangen. — Aber ein lähmender Schrecken ergriff ihn, als der mitgeſandte Lakai ihm die Kunde zuſtotterte: die Frau Gräfin habe, zur höchſten Befremdungl aller Anweſenden, den Zirkel ſchon vor Beendigung des Concerts verlaſſen.

Der Graf war völlig unfähig, irgend etwas zu denken, noch weniger irgend einen Entſchluß zu faſſen. Entführung, Erkrankung, bösliche Entweichung und andere Unfälle und Unbilden flogen ihm, aber nur als träume er ſie, durch den Kopf. Liebesgluth, Eiferſucht, Angſt, Zorn durchſtürmten bald erhitzend, bald erkältend, wechſelsweiſe ſeine Seele. — Seine Gäſte vergaß er.

Etwa eine halbe Stunde hatte er zugebracht, ſich bald niederzuwerfen auf ſeinen Sorgſtuhl, bald ſich wieder aufzuraffen, um an das Fenſter zu hinken und in die ſchwarze, nur hie und da noch durch eine unverlöſcht gebliebene Laterne zweifelhaft erleuchtete, Herbſtnacht hinaus zu blicken, dann wieder völlig erſchlafft zu ſeinem Sitze zurückzuſchleichen, da ward es ſehr lebendig in der unteren Vorhalle; die Bewegung zog ſich die Treppe hinauf und athemlos ſtürzte der Kammerdiener mit den Worten herein: „Excellenz, Frau Gräfin ſind gekommen!"

Learoſa's Anblick erneuerte den Schrecken ihres Gemahls; ihr vom Sturm aus all ſeinen künſtlichen Fugen geriſſenes Lockengebäude hing triefend auf ihre entblößten Schultern herab; ihr Geſicht war todtenbleich; ihr Auge eingefallen; ihre Bruſt luftleer. Der Schuh des linken Fußes war ſtecken geblieben in der Tiefe eines Pflaſtergeleiſes und die Schleppe der Robe hatte ein vorüberſtreiſendes Wagenrad mit fortgeſchleift. Sie ſank fiebernd auf den Sofa.

Die Kunde von dem anfänglichen Ausbleiben der Gräfin hatte den Gäſten ihres Gemahls ſo wenig, als die ſpätere Nachricht von ihrer Heimkehr und von dem Zuſtande, in welchem dieſe erfolgt war, verheimlicht werden können; das gemeinſchaftliche Kopfbrechen führte zu mancherlei Muthmaßungen, deren einzelne zu lieblos waren, um anders, als durch eine verſteckte Andeutung zu Tage gefördert zu werden. Indeß ging keine, auch die gewagteſte nicht verloren, und Jeder nahm, als der Wirth vom Hauſe ſein Ausbleiben mit einer Unpäßlichkeit entſchuldigen ließ, einen reichen Schatz von Neuigkeiten, begierig ihn zu vertheilen, mit ſich nach Hauſe.

Inzwiſchen hatte der Born dieſer Schätze auch dem Grafen ſich aufgethan und ihn ſo reichlich überſtrömt, daß ſelbſt ſeine Zärtlichkeit für die unglückliche Najade dieſes Quells ſie nicht gegen den Erguß ſeiner Verzweiflung ſchützen konnte. Seine Gemahlin, die Gemahlin eines Grafen von Rottingerode, Nachts und allein auf der Straße — ein Gedanke, den er nicht denken konnte, ohne dem Wahnſinn nahe zu gerathen; ihr unſchickliches Entweichen aus dem Zirkel der Kurprinzeſſin, welches ſie in das zweideutigſte Licht werfen und ihn um alle Hoffnung bringen mußte, durch ſie in der Gunſt der künftigen Landesbeherrſcherin ſich feſtzuſetzen; und endlich ihr verhängnißvolles Zuſammentreffen mit dem Könige; — welche Folgen waren für ihn von dieſer Anhäufung ſchreckensvoller Schickſale zu fürchten? — Der Verluſt der königlichen Gnade und die mit dieſem Verluſte verknüpfte Entkleidung von all ſeinen Würden ſtand ihm zweifellos bevor, wenn der Monarch nicht einen wiederholten, reiflicher überlegten und ſchlauer ausgeführten Verſuch auf die Tugend ſeiner Gemahlin vorziehen ſollte. — Eine Beſorgniß, vor deren Geziſchel all die anderen Stimmen, deren Donner ihn faſſungslos machten, verſtummten.

Die Ermattung, in welche Learoſa verſunken war, gab ihr einen Anſchein von Ruhe, welche ſehr gegen den Sturm abſtach, der das Gemüth des Grafen bewegte. Sie hatte keine Ahnung, daß ihre Begegnung mit dem Könige vorbereitet geweſen ſein könne, und ſtatt, wie ihr Gemahl, den Verluſt der Gunſt der Prinzeſſin zu fürchten, zweifelte ſie nicht, daß der Fremde, welcher ſie mit ſo ſprechenden Beweiſen ſeiner Achtung entlaſſen hatte, ihr die Gnade der Kurprinzeſſin retten werde. Aber der Graf lachte mit verzweifelndem Hohne auf, als ſie dieſe Ueberzeugung äußerte. „Engliſches Kind, Sie ſind und bleiben kindiſch immerdar,“ rief er. „Sehen Sie denn nicht ein, daß dieſer Jeſuit, den Sie Ihren unbekannten Freund nennen, dieſer, der Beichtvater der Kurprinzeſſin, die, wie bigott ſie auch ſein mag, dennoch viel zu viel Verſtand hat, um an die vor zweihundert Jahren erfundene Sage von der Prophetenkraft dieſer Uhr zu glauben, ſehen Sie nicht ein, allerliebſter Schatz, daß dieſer Jeſuit den Auftrag hatte, Sie nach der Kirche zu locken? Sind Ihnen die beiden Schleicher, die im Hintergrunde mit der Laterne lauerten, noch nicht Beweis genug, daß der König nicht zufällig in die Kirche kam? Ich bin verloren, auf immer verloren! Der König wird ſich ſchämen, Ihnen und mir zu begegnen, und deshalb Mittel wiſſen, ſich unſre Begegnung zu erſparen; die Kurprinzeſſin iſt beleidigt, und ein Verſuch, ſie durch eine Eröffnung des Beweggrundes zu gewinnen, der Sie zu Ihrem kindiſchen Unternehmen trieb, würde nur ihr Lachen erregen. — Und der Jeſuit — der vergißt es nicht, daß Sie ihm aus der

Schlinge gegangen ſind; er wird Ihnen eine zweite, eine dritte aufſtellen, und nicht ermüden, bis Sie hineingeglitten ſind; und ſollte ich beſtimmt ſein, das Unglück zu erleben, dann, ja, wahrhaftig, dann weiß ich nicht, ob ich nicht wünſchen ſollte, Sie hätten ſich gleich jetzt auf der Stelle, da ich noch im Beſitze meiner Würden bin, nachgiebiger gegen den König zeigen und mich den Traum von Ihrer Tugend forträumen laſſen mögen."

Die Äußerung dieſes verzweifelnden Wunſches endete Learoſa's ſcheinbare Ruhe. Sie erwiederte ihrem Gemahl mit einer Verächtlichkeit, welche ihn erbitterte; und ſo verdüſterte denn den matten Sonnenſtrahl der Flitterzeit des Eheſtandes dem jungen Paare ſehr zeitig das erſte Gewölk. Der Graf verließ ſeine Gemahlin, um ungeſtört einem Hülfsmittel nachzugrübeln, die auf Learoſa fallende allerhöchſte Ungnade von ſich abzuwenden, und Learoſa ſann unter Fieberwallungen auf nichts, als auf die Erhaltung des Wohlwollens ihrer angebeteten Gönnerin.

So verging Beiden die Nacht.

Mit noch ein wenig wüſten Sinnen erwachte Learoſa aus einem kurzen Morgenſchlummer; aber ihr Entſchluß, der Kurprinzeſſin das ſie betroffene Ereigniß dieſer Nacht ohne Rückhalt zu entdecken, ſtand feſt in ihrer Seele. Noch wüſteren Sinnes, als ſie, aber auch mit ſich eins über den ihm von der Klugheit vorgeſchriebenen Weg, verließ der Graf ſein Bett, und war gerade bei der Toilette beſchäftigt, um ſich dem Könige vorzuſtellen, als Graf Auguſtus, eben, wie er vorgab, vom Schloſſe Moritzburg zurückkehrend, ihm die Nachricht brachte, daß der König, von dem geſtrigen Unwetter im Freien übereilt, unpaß hier in Dresden angekommen ſein ſolle, wie er vernommen.

Dieſe Kunde trieb die Unruhe des Grafen auf den höchſten Punkt; erkrankte der König in Folge ſeines Abenteuers, ſo wurde die Rettung ſeiner Gnade noch ſchwieriger. — Er rieb ſich die Stirn, ſtand auf, prüfte die Farbe ſeines Geſichts im Spiegel, hieß dann den Kammerdiener gehn, und hob leiſe und vertraulich an: „Höre, Auguſtus, ich fange an zu glauben, daß ich einen dummen Streich gemacht habe mit meiner Heirath.“

„Ei, nicht doch, mon père," verſetzte der Sohn. „Dieſer Heirath danken Sie den Beſitz von Thomsfelda."

„Und werd' ihr meine Entfernung vom Hofe danken," erwiederte der alte Graf. „Erfahre, daß der König ſich ſeine Unpäßlichkeit wohl nicht ſowohl auf der geſtrigen Jagd, als in dieſer Nacht in der Kirche geholt haben mag, wo er den Verſuch gemacht hat — meine Gemahlin zu — — nun, Du verſtehſt mich. Sie hat ſich losgeriſſen von ihm, gewaltſam, hat die Uhr herabgeſchleudert, welche — "

„Die Uhr? Die alte Wanduhr, die in der Hofloge hängt?" fiel Graf Auguſtus entſetzt ein, und ſchlug ſich, als der Vater bejahte, wie außer ſich mit der Hand an die Stirn. „Das iſt ſchrecklich!" ächzte er. „Etwas Schrecklicheres hätte nicht geſchehen können, und wenn der Rath dazu auch aus der Hölle ſelbſt gekommen wäre. Sie wiſſen, wie abergläubiſch der König an dieſer Uhr hängt; es iſt zu fürchten, daß die Einbildung ihn tödtet! — Und Sie wollen ſich getrauen, ihm jetzt unter die Augen zu treten? — Thun Sie das nicht, mon père; wenigſtens nicht früher, als bis ich Grund und Boden unterſucht habe. Ich kleide mich raſch an, und eile, mich bei der Umgebung des Königs nach ſeiner Stimmung zu erkundigen.“

Mit bangem Herzklopfen entließ der Graf ſeinen Sohn; die Folter der Frage, welche Folgen dieſe Häufung von Mißgeſchicken haben werde, zerriß jetzt noch gewaltiger als vorhin ſeine Seele, und ſchonungsloſer fiel er ſich ſelbſt mit Vorwürfen, ſeiner übereilten Wahl wegen, an. Da aber trat Learoſa’s Liebreiz, ihre Unſchuld, ihre Treue, der Vorzug, den ſie ihm ſelbſt vor dem Könige gegeben hatte, all dieſe Fürſprecher traten verſöhnend in den Schattenwurf ſeines Grolles. Er ward eingedenk, ſeine Worte nicht gewogen, ſie beleidigt zu haben in dieſer Nacht, und ſchon ſann er auf eine gute Art, ſie zu begütigen, als das plötzliche Rollen eines Wagens in dem Thorgewölbe des Palais ihn ſchreckhafter beſchäftigte. „Das iſt er, das iſt Auguſtus!“ ſtöhnte er beängſtigt, erhob ſich aus ſeinem Armſtuhl und eilte dem Kommenden entgegen, um ſeine Botſchaft ſo früh als möglich in Empfang zu nehmen.

Da öffnete ſich die gegenüberſtehende Thür, und Learoſa, hofmäßig gekleidet, trat heraus. — Der Graf erſtaunte. „Warum ſo in Schmuck, mein Schatz?"

„Ich werde zur Kurprinzeſſin fahren," antwortete Learoſa, im Begriff, ihrem Gemahl vorüberzugehen.

„Zur Kurprinzeſſin?" wiederholte dieſer ſeinen Ohren mißtrauend. „Alſo der vorgefahrene Wagen war der Ihrige? — Verſteh' ich recht? zur Kurprinzeſſin? — und — etwa um ſich zu entſchuldigen?"

„Um der edeln Frau zu beweiſen, daß ſie ihre Theilnahme an keine Unwürdige verſchwendete," erwiederte Learoſa. „Die Kurprinzeſſin ſoll erfahren, was mich bewog, ihren Zirkel zu verlaſſen, und wer mich hinderte wieder zurückzukehren. Ich will ihr nichts verheimlichen; auch das nicht, daß Sie glauben, der fremde Greis, den Sie einen Jeſuiten nennen, habe den Auftrag gehabt, mich hinzulocken nach der Kirche, um dem König entgegen geſandt zu werden."

„Um Gottes willen, welch' horrende Idee!" fiel der Graf höchſt erſchrocken ein. „Ein Wort, allerliebſter Engel, ein Wort nur noch ganz unter vier Augen." — Er zog ſie durch das Vorgemach zurück in ihr

Ankleidezimmer, ſtellte ſich an die Thür und hob händeringend an: „Schatz, Engel, theuerſtes Kind! wollen Sie denn ſich und mich unglücklich machen? Die Geheimniſſe des Königs wollen Sie verrathen? — Den Beichtvater der Kurprinzeſſin wollen Sie verklagen? Ahnen Sie denn nicht, wie gefährlich es iſt, dieſen Prieſter zu beleidigen?"

Learoſa fing an zu ſchwanken; ſie ſah ein, daß ſie ihre Anklage auf keinen Beweis zu ſtützen vermöge, und daß die Prinzeſſin ihrem Seelſorger unzweifelhaft mehr Glauben als ihr ſchenken werde; aber dennoch war der Gedanke ihr unerträglich, von der hochverehrten Fürſtin verkannt zu werden. — Da, während ſie ſann, erſchreckte ſie ein Klopfen an der Thür; der Graf ſah hinaus und erblickte ſeinen Sohn, der ihn ſchnell bei der Hand ergriff und in das Vorzimmer zog.

„Sie können den König nicht ſprechen," ziſchelte Graf Auguſtus. „Er läßt Niemand vor als den Leibarzt; ſeine Krankheit ſoll bedenklich ſein. Dieſe Nachricht iſt aber nicht die einzige und nicht die ſchlimmſte, die ich Ihnen zu bringen habe. Der Pater iſt mir begegnet. Die Kurprinzeſſin glaubt, und er ſelber fürchtet es, daß die Zuſammenkunft des Königs mit der gnädigen Mama zwiſchen Beiden verabredet geweſen ſei, daß ſie die zufällig ihr dargebotene Gelegenheit, in die Kirche zu kommen, deshalb ſo willig ergriffen, um mit guter Manier — Sie verſtehen mich! — Vergebens hab' ich widerſprochen; der Pater belächelte meine Gläubigkeit, und Alle, die mir begegneten, lächelten mich zweideutig an, denn leider iſt das Abenteuer des Königs kein Geheimniß mehr am Hofe, aber Niemand zweifelt, daß die abenteuerliche Flucht der gnädigen Mama nur durch eine unvorhergeſehene Störung veranlaßt worden ſei."

„Alſo mein Name, meine Ehre ſind mit Füßen getreten?" fuhr der alte Graf außer ſich auf, und verzweifelnd ſeinen Haarbau zerwühlend, ſetzte er hinzu: „O was iſt aus dem Namen Rottingerode geworden, aus meinem edeln Geblüt! Eine Lakaientochter die Gemahlin meines Sohns! Und meine Gemahlin — "

Da riß Learoſa die Thüre auf und mit den Worten: „Von Ihrer Gemahlin fürchten Sie nicht, daß ſie die Ehre Ihres Namens nicht zu retten wiſſen werde!" — ſchritt ſie eilend dem Zimmerausgange zu.

„Ich bitte Sie, meine gnädigſte Mama, was wollen Sie beginnen?" frug der Sohn, ſich ihr entgegen werfend.

„Was ich beginnen will?" entgegnete ſie, vergebens bemüht, ſich bei ihm vorbei zu drängen. „Zur Kurprinzeſſin will ich, und wenn ein Heer von Feinden mir den Weg zu ihr verſagte, ich will rufen, bis ſie mich hört!"

„Halte ſie feſt," ſchrie der alte Graf zitternd und bebend. „Sie iſt raſend! Sie wird mich verderben!" — Und nun lüftete er die Thür und ſchrie hinaus: „Ausgeſpannt! Excellenz werden nicht an Hof fahren!"

„Gut, ſo werd' ich nicht fahren," rief Learoſa flammend. „Aber gehen werd' ich! Sie ſind Herr Ihrer Dienerſchaft und Ihrer Pferde, aber nicht der meinige. Laſſen Sie ausſpannen, ich werde zu Fuße den Weg nach dem Schloſſe finden."

„Zu Fuße? — Sie?" Die Lippen des alten Mannes geriethen in convulſiviſche Bewegung während dieſes Aufkreiſchens, und der Geiſt der Galanterie, der ihn beherrſcht hatte ſeit ſeinem Knabenalter, wich von ihm. Er wickelte die Schleppe der Robe um ſeine Hand, und die Vorwärtsſtehende zurückzerrend, ſchrie er: „Sie iſt von Sinnen! Sie raſ't! Wir müſſen ſie einſperren! Hilf mir, Auguſtus.“

Graf Auguſtus bot achſelzuckend der Stiefmutter den Arm; ſie ſtieß ihn zurück und drängte ſich der Thür zu; aber kaum ſah ſie, daß ihr Widerſtand ein fruchtloſer ſein werde, ſo ließ ſie ab, wider die Übermacht zu ringen. Ihr wildbewegtes, in Gluth ſchwimmendes Geſicht ward plötzlich ſtarr und bleich, ihr rollendes Auge ſchien ſich zu verſteinern. „Bemühen Sie ſich nicht, meine Herren,“ ſagte ſie im kalten abgemeſſenen Tone. „Es iſt nicht nöthig, mich einzuſperren. Aber wähnen Sie nicht, daß ich dem Zwange nachgebe; nein, es iſt jetzt mein eigener Wille, keinen Verſuch zu machen, mich der Kurprinzeſſin zu nähern.“

„Die Trauben ſind ſauer, ſagt der Fuchs,“ ſo lächelte Graf Auguſtus hinter ſeinem Taſchentuche, während Learoſa ſich zurück in ihr Cabinet begab, und es hinter ſich verſchloß.

Bänglich blickte der Gemahl ihr nach. „Mein Sohn,“ flüſterte er, „ich habe mich übereilt, glaub’ ich; ſie iſt böſe, und ich muß geſtehen, ich hab’ ihr Veranlaſſung gegeben, es zu ſein. Was meinſt Du, ob es ſie wohl begütigen würde, wenn ich ihr das Äffchen kaufte, das kleine niedliche, welches ihr ſo gefiel in der Martiniſchen Menagerie?“

„Mon père, wo bleibt Ihre Weisheit?“ ziſchelte der Sohn dem verſöhnungsfertigen Vater in’s Ohr. „Wer eine zürnende Frau beſchenkt, um ſie zu verſöhnen, der hat — “

„Stille, ſtille, ich weiß, was Du ſagen willſt, und weiß, daß Du recht haſt; aber Du glaubſt nicht, welch’ ein Engel es iſt, und wie der Gedanke mich peinigt, daß ſie — doch horch: ſchluchzt ſie nicht?“—

So unterbrach der alte Herr ſich ſelbſt, trippelte der Thüre zu, und krümmte den Rücken ſo lange, bis ſein Auge das Schlüſſelloch erreichte. — „Sie weint, wahrhaftig, ſie weint!“ flüſterte er dem Sohne zu, und rief, ehe dieſer Zeit hatte, es zu verhindern, mit lauter, flehender Stimme: „Roſettchen, liebſtes Engelchen, entriegle das Schloß; ein Wörtchen, ein Küßchen; — es war ja nicht ſo böſe gemeint von mir. — Höre, mein Kindchen, was würdeſt Du ſagen, wenn ich Dir das kleine Äffchen kaufte, das poſſierliche Ding, welches ſo niedlich mit Deinen Schärpenenden ſpielte?“

„Vater, ich bitte Sie, ſie lacht Sie aus,“ ziſchelte der Sohn mit kaum verhaltenem Ärger, und wirklich wandelte Learoſa's Schluchzen ſich zum gellenden Hohngelächter um. Es gelang dem jungen Grafen, ſeinen Vater fortzuziehen.

„Sie gehen nicht den rechten Weg, mon cher père,“ hub er an, nachdem er den alten Herrn weit genug entfernt hatte, um ohne Rückſicht auf Learoſa's ſcharfes Ohr laut reden zu können. „Sie wiſſen, ich ſelbſt habe die Heirath geſtiftet, von welcher ich mir das Glück Ihrer ſpätern Jahre verſprach, und es iſt meine Pflicht, für die Aufrechthaltung dieſes Glückes zu wachen. Deshalb alſo, wahrlich in keiner andern Abſicht, nicht etwa, wie man vielleicht wähnen könnte, um Sie zu entzweien mit der Gräfin und Vortheil zu ziehen aus Ihrer Entzweiung, nein, lediglich um Ihr Glück unabhängig von den Launen Ihrer Gemahlin zu erhalten, beſchwör' ich Sie, dieſes Mal nicht nachzugeben. Es iſt das erſte Mal, daß die Gräfin den Verſuch macht, Ihnen zu trotzen; gelingt ihr dieſer Verſuch, ſo iſt Ihnen die Herrſchaft verloren auf immer. Sie müſſen dem Trotze Ihrer Gemahlin alſo einen männlichen, ſtandhaften Ernſt entgegenſetzen. Mault ſie, ſo bleibe ſie der Einſamkeit überlaſſen, bis die Langeweile ſie wieder zu Ihnen treibt. Schließt ſie ſich ein in ihr Zimmer, ſo ſchieben Sie auch von außen einen Riegel vor ihre Thür, und ſein Sie verſichert, daß eine ſolche Cur, die beſte und die einzige gegen die Launen einer jungen Frau, nur drei Mal wiederholt werden darf, um den Trotz, den Eigenſinn, kurz all die böſen Geiſter auf immer zu verbannen, welche das Weib, einem ſchwachen Manne gegenüber, ſo mächtig machen."

Der alte Graf hatte ſeinem Sohne ſehr aufmerkſam zugehört. „Es iſt wahr," hub er an: „Alles, was Du ſagſt, hab' ich Andern tauſend Mal ſelbſt geſagt, aber — Du haſt keine Ahnung davon, wie liebenswürdig, wie unwiderſtehlich dieſe kleine Zauberin iſt. Ich kann ſie nicht miſſen! Ich darf ſie nicht durch Härte kränken; ſie will anders behandelt werden, als Weiber gewöhnlicher Art. — Sage mir, was ich anfangen ſoll, wenn ſie nicht von ſelbſt herauskömmt aus ihrem Cabinet?“

„Sie wird kommen, mon père,“ antwortete der junge Graf. „Zweifeln Sie nicht, ſie wird kommen, wenn — der Appetit ſich einſtellt. Sechzehnjährige Frauen ſind keine Freundinnen von langem Faſten. Macht doch der Hunger ſelbſt das wildeſte Vögelchen kirre.“

„Freilich, ſehr richtig — aber ich wünſchte doch, daß ich es nicht zum Äußerſten treiben müßte,“ ſeufzte der alte Graf, und fuhr nach einer langen nachdenklichen Pauſe fort: „Was mag ſie jetzt machen? — Hilf mir auf, Auguſtus; ich will leiſe an ihre Thüre ſchleichen und einen Blick hineinwerfen durch das Schlüſſelloch.“

„Sie? — ſchleichen?“ lächelte der Sohn ſpöttiſch. „Sie vergeſſen, daß Ihr leiſeſter Fußtritt zum Gepolter wird. Bleiben Sie ruhig hier, ich will die Gräfin belauſchen und Ihnen Nachricht bringen.“

Er verließ das Zimmer.

Bang horchte der Vater ihm nach; die Minuten verlängerten ſich dem Erwartenden unerträglich und ſchon war er im Begriff, dem Sohne nachzugehen, als dieſer mit der Botſchaft zurückkehrte, Learoſa ſei am Schreibtiſche beſchäftiget.

„Sie ſchreibt?“ fuhr der Graf erſchrocken auf. „Sie ſchreibt? — Mein Himmel, an wen kann ſie ſchreiben? Sie hat ja keine menſchliche Seele auf Erden! — Jeſus, da fällt mir's ein, ſie ſchreibt an die Kurprinzeſſin!“

„Sie iſt ja in unſerer Hand,“ tröſtete Graf Auguſtus. „Der Brief, den ſie ſchreibt, und wenn er auch an die Kurprinzeſſin gerichtet ſein ſollte, muß doch einen Beſteller haben. Er ſoll uns nicht entgehen.“

Der Haushofmeiſter meldete jetzt, daß die Mittagstafel beſchickt ſei. Der Graf befahl ihm, die Gräfin einzuladen, und blickte, als er die Nachricht empfing, die Gräfin habe gedankt, faſſungslos und vorwurfsſchwer ſeinen Sohn an.

„Sie iſt noch nicht hungrig,“ flüſterte dieſer, und ſetzte, indem er den Vater in das Tafelzimmer begleitete, lächelnd hinzu: „Fürchten Sie nichts, der Zorn ſättigt nicht auf lange.“

Ein Klingelzug in Learoſa's Zimmer ſtörte die Speiſenden. Einer der aufwartenden Bedienten ward hineingeſchickt und kehrte mit der Nachricht zurück, daß die Frau Gräfin nach Fräulein Hannchen verlange.

Das Kind, getrennt durch eine faſt grauenhafte Scheu von der einzigen Schweſter, deren Andenken jedes Wort ihres verſtorbenen Bruders als die Mörderin ihrer Ältern gebrandmarkt, hatte ſeit dieſer Zeit immer nur ängſtlich die Nähe des einzigen Weſens ertragen, welchem es angehörte auf Erden, und Learoſa, gerade in der letzten Zeit zu viel mit ſich ſelbſt beſchäftigt, mochte es wohl verſäumt haben, das Vertrauen des Kindes zu gewinnen. Es erſchrak, als die Berufung zu der gefürchteten Schweſter eintraf, und machte keine Miene, dem Gebote zu folgen.

Graf Auguſtus bemerkte zum erſten Male die Scheu der Kleinen vor ſeiner Feindin, und überzeugte ſich bald, daß er dieſer ein für ihn benutzbares Werkzeug zuführe, wenn er Hannchen bewege, dem Gebot zu folgen. Das Kind gehorchte ſeinen Ermunterungen und begab ſich in Learoſa's entriegeltes, aber von Falkenaugen bewachtes Gemach.

Einige Minuten verfloſſen; da kam Hannchen, bemüht, dem ſpähenden Oheim vorüber zu ſchleichen, aus dem Zimmer ihrer Schweſter zurück; aber der Oheim vertrat ihr den Weg, und entlockte ihr das Bekenntniß, daß ſie Learoſa verſprochen habe, einen Brief ganz heimlich durch Martin auf die Poſt tragen zu laſſen.

Es war dem Grafen nicht ſchwer, die Kleine zu überreden, daß ſie einer neuen Übelthat ihrer Schweſter vorbeuge, wenn ſie ihm den Brief einhändige und der hinterliſtigen Schreiberin deſſelben verſichere, ſelbſt Gelegenheit zu deſſen Beförderung gefunden zu haben. Hannchen lieferte ihm den Brief aus; er war an Frau von Zſchechwitz überſchrieben. —

„Abſcheulich! Pfui, das heißt die Undankbarkeit über alle Gränzen hinaus treiben,“ ziſchelte der junge Graf ſeinem Vater zu, dieſem das entſiegelte Schreiben, nachdem er es ſelbſt überflogen hatte, hinreichend.

Der alte Herr las. Der Brief enthielt zuvörderſt eine ſehr lebendige Schilderung des Zuſammentreffens ſeiner Gemahlin mit dem Könige; und von Wort zu Wort mehr und unwiderſprechlicher drang ſich ihm die Überzeugung von Learoſa's Unſchuld auf. „Ein Engel iſt ſie, ich bleibe dabei!" rief er aus. Da deutete der Sohn auf eine andere Stelle des Briefes, und dem Auge ſeines Vaters von Zeile zu Zeile den Weg vorſchreibend, fing er an, halblaut ihm vorzuleſen:

„Verſuchen Sie nicht, mich zur Nachgiebigkeit zu bewegen! Wollt' ich es auch ertragen, mich einſperren zu laſſen wie ein widerſpänſtiges Kind, ſo iſt es mir doch unmöglich, die Schmach der Liebkoſungen zu erdulden, durch welche dieſer abſcheuliche Mann, den ich angebetet haben würde, hätte er ſich begnügt, mir Vater zu ſein, ſtatt ſeine grauen Haare zu entehren — — "

„Stille, ſtille," unterbrach der gereizte Greis den Vorleſer. „Ja, Du haſt Recht, es iſt abſcheulich, es iſt höchſt undankbar, und ich werde Maßregeln treffen — "

„Mon père," wir ſind noch nicht am Ende; leſen Sie hier, auf dieſer Seite," fiel Graf Auguſtus ein. „Hier werden Sie ſehen, daß Sie ſich darauf vorzubereiten haben, Ihre Gemahlin als Landſtreicherin auf der Heerſtraße zu ſuchen. Fahren Sie auf dieſer Stelle fort:“

„Mein erſter Gedanke war Flucht. Lieber als Bettlerin auf den Landſtraßen umherirren, als dem Augenblick entgegen leben müſſen, in welchem die Verſöhnungsſucht des grauen Sünders, der mit ſeinen Unthaten prahlt, ihn zu neuem Mißbrauche der widernatürlichen Gewalt treibt, die ein von Männern gegebenes Geſetz ihm über meine Schuldloſigkeit verleiht.“

„Grauer Sünder? — ich?“ ſtieß der ſchwer beleidigte Leſer zwiſchen den Zähnen hervor, und ſein nachfolgender Ausruf: „Wart’, du kleine Hexe, die naſeweiſe Anſpielung ſollſt du büßen!“ bekundete den hohen Grad ſeiner Entrüſtung, welche der ſchlaue Sohn, dem der aufgefangene Brief zur immer ergiebigern Fundgrube ſeinem Zwecke dienlicher Nährſtoffe ward, ſo zu ſteigern wußte, daß der gereizte, eitle Graukopf ſich blindlings ſeinen Rathſchlägen ergab und den Beſchluß faßte, ſeiner halsſtarrigen Gemahlin fühlen zu laſſen, daß er Herr ihres Schickſals ſei.

Es ſchien dem jungen Grafen gerathen, ſich vor der Hand zu begnügen mit dem Erfolge ſeiner Bemühung, den erſten Ätztropfen auf das lockere Band geſpritzt zu haben, welches ſeinen Vater an Learoſa knüpfte; er glaubte, jetzt gefahrlos ihn ſich ſelbſt überlaſſen zu dürfen, und nahm Abſchied von ihm, um in der Nähe des Königs zu ſein, wenn dieſer, wie er hoffte, nach ihm fragen werde.

Das erſte Geſchäft des einſamen Greiſes war, den Anklagebrief wieder zu durchleſen, der, wie Graf Auguſtus ſehr richtig berechnet hatte, je öfter ſein Vater ſich die ihm zugefügten Beleidigungen wiederholte, je reger ſeinen Grimm gegen die Beleidigerin entflammen mußte. Aber der vielgeübte Rechner hatte die Wirkung einer einzigen Zeile zu veranſchlagen vergeſſen, und auf dieſe Zeile ſtieß der Graf gerade in dem Augenblick, als ſeine Zornflammen am heftigſten um ſich gegriffen hatten. Sie hing ſich unmittelbar der Schilderung des Fluchtplanes an, und war folgendermaßen vorbereitet:

„Da lenkte Gott meine Gedanken auf Sie! Kommen Sie, retten Sie mich! — bis zu Ihrer Ankunft verlaß' ich mein Zimmer nicht, und wenn es mir zum Grabe werden ſollte.“

Das Blatt zitterte in den Händen des Erſchrockenen. „Grabe?“ ſtammelte er; „das Zimmer zu ihrem Grabe? — Mein Gott!“ brach ſeine Angſt los, „Sie will nichts eſſen! Sie will ſich ein Leides anthun, will verhungern!“ Und all die politiſchen Rathſchläge ſeines Sohnes vergeſſend, tappte er leichtfüßiger als ſeit manchen Jahren hinaus, um die Leute zur Eile anzutreiben, welche er beauftragte, ſeine Gemahlin mit Speiſe zu überladen.

Lauſchend blieb er an Learoſa's entriegelter Zimmerthür ſtehen, als die Frau ſeines Haushofmeiſters mit dem Gedeck ſich hineinbegeben hatte, und ſchwankte erbleichend zurück, als ſeine Sendbotin ihm die Nachricht brachte, Ihre Excellenz ſcheine krank zu ſein; ſie liege auf dem Sofa, und ihr Geſicht glühe fieberhaft; geantwortet habe ſie auf keine Frage.

„Krank?“ krank? — Um Heilands willen, der Arzt! alle Ärzte!“ ſchrie der Graf und drang in das Gemach der wirklich Kranken, die mit fliegenden Pulſen, brennender Stirn und verſchwollenen Augen auf dem Sofa lag, und zürnend von dem reuig-verzweifelnden Sünder das verweinte Geſicht abwandte.

Dem erſtgerufenen Arzte folgte der zweite, der dritte. Einer hinderte den andern, den Zuſtand der Patientin zu prüfen; die verſchiedenen Anſichten über die Natur der Krankheit entzweite die Collegen, und bleich und bang wie ein Verbrecher vor dem peinlichen Gericht ſtand der Gemahl, den letzten Grollfunken gegen ſeine Anklägerin erſtickend in der athemloſen Bruſt, neben den zankenden Äskulapjüngern. — Da kam, den Schreck im ſtieren Auge tragend, ſein Sohn vom Schloſſe zurück.

„Um Gotteswillen, meine Herren! der König wird ſterben!“ keuchte er aus luftleeren Lungen. „Das Podagra tritt in den Unterleib; die Leibärzte verſammeln all' ihre Collegen zur Conferenz! Eilen Sie auf das Schloß!“

Vergebens vertrat der alte Graf den Enteilenden den Weg, und warf ſich, als ſie ungeachtet ſeiner Beſchwörungen einander den Weg zu ihren Portchaiſen ſtreitig machten, ſchäumend vor Wuth ſeinem Sohne entgegen, der jetzt erſt entdeckte, daß an der kindiſchen Leidenſchaft ſeines greiſen Vaters ſein ganzer Plan zu ſcheitern drohe. Er verſuchte, ihn mit ſich hinauszuziehen, um ihm begreiflich zu machen, daß er ſich verhärten müſſe gegen die Liſt ſeiner Beleidigerin, die durch eine erheuchelte Krankheit ſich in Beſitz des Übergewichts zu ſetzen ſtrebe; aber der geängſtigte Alte ſprühte jetzt all ſeinen Zorn auf den verderblichen Rathgeber, den Entführer, den Helfer, den heimtückiſchen Miſcher des Giftes, an welchem ſein jugendliches Alterglück verſiechte, ſo ungemeſſen aus, ſuchte und fand Stoffe zu Schmähungen aus längſtvergangener und jüngſter Zeit in ſo reichem Maße, daß Graf Auguſtus es für das Rathſamſte hielt, die Grimmgährung ſeines Vaters ungeſtört vertoſen zu laſſen, und eine gelegnere Zeit zur völligen Niederdrückung ſeiner Stiefmutter abzuwarten.

Von Neuem ſetzte die Furcht des Grafen um den Verluſt ſeines geliebten Spielwerks ſeine geſammte Dienerſchaft zur Herbeibeſchwörung anderer Ärzte in Bewegung, aber die Namhafteſten beſchäftigte der bedenkliche Gang, den die Krankheit des Königs nahm, und nur ein alter Wundarzt ward endlich aufgetrieben, der, nach einer kurzen Prüfung, das vermeintlich tödtliche Übel für nichts, als ein völlig gefahrloſes Schnupfenfieber, wahrſcheinlich die Folge einer in dieſer Jahreszeit nicht ungewöhnlichen Erkältung, erklärte.

Learoſa ſelbſt empfand, daß ihre Unpäßlichkeit wohl nur von geringer Bedeutung, und wirklich nichts weiter, als die Folge ihres vornächtlichen Irrlaufs durch die Straßen in Sturm und Regen ſein möge; aber ein gewiſſer Inſtinct trieb ſie, ſich einen hohen Grad von Erſchöpfung anzulügen, der, ganz wie ſie gehofft hatte, die Verzweiflung des Grafen ſteigerte und ihm Anlaß gab, dem Scharfblick des umſichtigen Arztes zu mißtrauen, den er durchaus zwingen wollte, die geliebte Gemahlin mit den kräftigſten Heilmitteln dem Tode abzukämpfen. Dieſer ſprechende Zeuge der zärtlichſten Beſorgniß für ſie bewegte Learoſa um ſo lebhafter, als ſchon vorhin die auf den verabſcheuten Sohn ergoſſene Zornfluth des Vaters ſie geneigt gemacht hatte, dieſem zu vergeben; ſie fing an, ihre dermalige Lage mit der hoffnungsloſen, welcher ihre Heirath ſie entriſſen hatte, und ſelbſt mit derjenigen zu vergleichen, welche ſie als Hausgenoſſin ihrer Freundin, der Frau von Zſchechwitz, zu erwarten gehabt hatte, und mußte ſich eingeſtehen, mit ihrer an dieſe gerichteten Bitte um Rettung ſich übereilt zu haben. Mehr als ein Mal, von dieſer Vergleichung bewogen, war ſie im Begriff, ihrem gepeinigten Gatten freundlich die Hand zu drücken, mit welcher er die ihrige umfaßt hielt, aber ein kleines Teufelchen hatte ſich eingeniſtet in ihrem Köpfchen, ein Teufelchen, welches ihr den Rath zuflüſterte, nicht zu vorſchnell die gelegene Zeit zu verkürzen, deren richtige Anwendung ſie in Beſitz der völligen Herrſchaft über ihren Gemahl ſetzen ſollte, wie Hellerbruth es ihr verheißen hatte. Und ſo bezwang ſie ſich denn, ihr Auge finſter von ihm abzuwenden, ſeine Hand ungedrückt zu laſſen und mit immer tieferem Stöhnen ſeine Bruſt zu zerreißen.

Gegen Einbruch der Nacht ward es der kleinen Heuchlerin leichter, recht krank zu ſcheinen; ſie ward es wirklich; das Fieber verſtärkte ſich, und in ängſtliche Irreden ſich ergießend, ſchweifte willenlos ihre traumartige Erinnerung umher unter den Unbilden ihrer vorigen Nacht. Wechſelnd kämpfte ſie mit dem Könige, hörte die weiſſagende Uhr niederſtürzen und führte ihre Rechtfertigung ſo lebendig bei der verehrten Kurprinzeſſin, daß in des Grafen gepeinigter Seele der letzte Keim eines Zweifels an die Unſchuld ſeiner Learoſa ausgerottet wurde.

Der Morgen war ſchon im Begriff anzubrechen, als der Fieberſturm der Patientin nachließ; ſie entſchlief. — Ihr erſter Blick fiel, als ſie ſpät am Tage erwachte, auf ihren Gemahl, der, eine Jammergeſtalt, ihre Athemzüge zählend und wägend, an ihrem Bette ſtand. Der Anblick ihres freieren Auges verklärte das ſeinige; er verſuchte neben ſie niederzuknieen, aber der längſt nicht mehr gemachte Verſuch wollte nicht gelingen, und in ein gefährliches Schwanken gerathend, glitt er ſitzend nieder auf Learoſa's Lager.

Das abſichtslos vollbrachte Wagniß führte zu einem neuen; er bemächtigte ſich der Händchen, die ſchlaff auf der ſeidenen Decke lagen, und küßte und drückte Learoſa's Mitleid wach und immer wacher. Doch blieb ſie beſonnen genug, um einzuſehen, daß ſie die Gewährung ihrer Verzeihung von Bedingungen abhängig machen dürfe, deren Zugeſtändniß ihr Leben von allen Mißfarben zu entkleiden verſprach, die ihr eheliches Verhältniß ihm angeeignet hatte. — „Sie haben mir nicht Wort gehalten," hob ſie im Tone des Vorwurfs an. „Sie haben Ihrem Sohn Zutritt bei Ihnen und mir verſtattet, und das iſt wider Ihr Verſprechen."

„Er ſoll verbannt ſein aus meinem Hauſe, verwieſen von Ihrem Angeſicht, allerliebſter Engel!" betheuerte der Graf und neigte ſeine Lippen Learoſa's Munde zu.

Sie wich ihm aus. „O, wie viel haben Sie mir nicht verſprochen, und wie wenig halten Sie mir! Meinen Sie denn, daß Ihre Liebkoſungen mich verſöhnen? — Ich könnte Ihnen gut ſein, gewiß ſehr gut, könnte Ihnen alles Leid, was Sie mir angethan, vergeſſen und vergeben, wenn Sie lieber auf die Erfüllung meiner Wünſche dächten, ſtatt mich zu peinigen, gleichviel ob mit Ihren Unarten oder mit Ihren Zärtlichkeiten!"

Mit den großen Tropfen des Angſtſchweißes, welche der Kummer dieſer Nacht auf des Grafen Stirn geſammelt hatte, miſchte ſich jetzt der Schreckſchweiß. — „Peinigen? mit meinen Zärtlichkeiten?" bebte die Frage in holpernden Abſätzen von ſeinen Lippen.

„Ja freilich peinigen Sie mich mit Ihrer Liebe," verſetzte Learoſa. „Mein Vater hat mich doch auch geliebt, aber nie iſt es ihm eingefallen, mich unaufhörlich zu herzen. Wenn Sie mich wirklich lieb haben, ſo beweiſen Sie mir das auf eine andere Art."

„Und auf welche? frug lauernd der Graf.

„Nun, wie geſagt, daß Sie auf die Erfüllung meiner Wünſche denken."

„Und dieſe Wünſche? — Es iſt ſchwer, ſie zu errathen."

„Für's Erſte," fing Learoſa an zu zählen; „für's Erſte ſchreiben Sie an Frau von Zſchechwitz, und bitten ſie, daß ſie mir Roderiken, ihre Tochter, zur Geſellſchaft ſende."

„Kind, ſchönſtes Kind, ich bitte Sie, ziehen Sie ſich dieſe Leute nicht in's Haus," antwortete der Graf. „Dieſe Leute paſſen nicht für eine Gräfin Rottingerode, glauben Sie mir das. Es iſt mir unerträglich, wenn der niedere Adel durch ſeinen Geſchlechtsnamen die Abſtammung oder gar die Handthierung ſeines Ahnherrn zur Schau trägt. Dieſe Familie Zſchechwitz zum Beiſpiel; ſie iſt ſlawiſchen Urſprungs, und glauden Sie mir, von dem polniſchen und böhmiſchen niedern Adel iſt herzlich wenig zu halten. Ich begreife nicht, warum dieſe Familie, als ſie ſich nach Sachſen überſiedelte, nicht ihren Namen völlig verdeutſcht, und ihn von „Cechwicz,“ wie er urſprünglich heißen mochte, nicht in „Böhmendorf“ umgewandelt hat. — Und nun gar auf die Ahnen dieſer Frau von Zſchechwitz zu kommen, auf die Troghauer, die ihr urſprüngliches Handwerkszeichen, die Axt und den Trog im Wappen tragen — nein, es iſt nicht möglich, liebes Kind; wär's noch eine Streitaxt, und wäre der Trog nur eine Sturmhaube, dann — “

„Ach, Väterchen, Sie ſind der poſſirlichſte und demungeachtet der langweiligſte alte Mann, den ich kenne!“ Mit dieſem Ausruf machte Learoſa den Äußerungen der Bedenklichkeiten des ſtrengen Heraldikers ein ſchnelles Ende. „Ich beſtehe darauf,“ fuhr ſie fort, „Roderike ſoll und muß zu mir kommen, das iſt meine erſte Forderung, und nun die zweite: ich verlange ein eigenes Schlafzimmer.“

„Engliſches Kind! thun Sie mir das nicht an!“ rief der erſchrockene Eheherr, die ihm unentbehrliche

Gattin mit beiden Armen umſchlingend. — Da flog die Thüre auf, und entathmet ſtürzte Graf Auguſtus herein; aber die Botſchaft, welche ſichtbar auf ſeiner Lippe ſchwebte, verwandelte der Anblick des in Zwietracht zurückgelaſſenen, und Arm in Arm wiedergefundenen Paars in das, unverſtändlich zwiſchen den Zähnen hervorgeſtoßene Gemurmel: „Ruht denn ein Fluch auf meinen Mühen? Iſt denn der grauhaarige Geck von allen Liebesteufeln beſeſſen?"

„Was willſt Du hier? — Ich verbiete Dir mein Haus!" fuhr der Vater den verſtummten Sohn an, da ſank er plötzlich zuſammen, und auch Learoſa's Lippen entfuhr ein Schreckruf, denn ein wildes Trommelgelärm brach unter ihrem Fenſter los, und brauſ'te die Straße hinab.

„Jeſus! was bedeutet das?" frug Learoſa, und ſie ſtarr anblickend antwortete Graf Auguſtus: „Dieſe Trommeln verkünden der Stadt den gräßlichſten Mord, der je begangen iſt ſeit Judith's Zeiten. — Mon père, ich rathe Ihnen Vorſicht an, damit der Schlag, der unfehlbar die neue Judith treffen wird, nicht auch Sie fälle. — Die Trommeln, welche Sie in Ihrer Schäſerſtunde geſtört haben, wirbeln den Generalmarſch, der die Regimenter ſammelt, um dem neuen Kurfürſten, Friedrich Chriſtian Leopold, den Eid der Treue zu leiſten. — Die Uhr hat wahr geſagt; ſeit drei Tagen ſteht ſie, und ſeit zehn Minuten hat der König aufgehört zu leben."

Das Blut, welches Learoſa's Wangen geröthet hatte, ſchien in Waſſer verwandelt, ſo bleich ſtarrten ihre Wangen. Die Augen ihres Gemahls hingen wie verglaſ't an dem Antlitz ſeines Sohnes, der ihm jetzt näher trat und ihm zuflüſterte: „Mon père, wir werden uns auf ſchwere Erfahrungen gefaßt machen müſſen; mich zwar dürften nur die leichteren treffen, denn ich kann mich des Steins des Anſtoßes entledigen, den ich glücklicherweiſe noch nicht unabwerfbar auf meine Schultern geladen habe; aber Sie, mon père, fürcht' ich, werden niedergezogen werden von der Laſt der auf Sie gewälzten Bürde. Verſtehen Sie mich? Ich kann meine Verbindung mit der Tochter des Miniſters von Hennicken aufheben, aber Sie — ich bedaure Sie, mon père."

Der Blick, welchen der junge Mann, bevor er das

Zimmer verließ, auf ſeine Stiefmutter warf, bedurfte keines Verdeutlichers. — Dieſer Blick — er war bildlich dem Geklapper zu vergleichen, durch welches die furchtbarſte Schlange, die Hornringe ihres Schweifes an einander ſtoßend, den Pilger vor ihrem Giftſtachel warnt.

Learoſa unterbrach zuerſt die Todtenſtille, welche der Unheilverkünder zurückgelaſſen hatte, dem Mörder gleich, der nach vollbrachtem Werke dem Schauplatze ſeiner That den Rücken kehrt. „Ich will fort, an Hof!“ rief ſie aus. „Zur Kurprinzeſſin will ich!“ O, hättet Ihr mich gehen laſſen, ſogleich, dann wüßte ſie jetzt, daß ich ſchuldlos bin, daß ich — o Gott! — nichts Böſes gewollt, nichts Böſes geahnet habe!“

„Noch nicht! — Noch iſt's zu zeitig,“ ſagte nach einer Pauſe langen Überlegens der Graf. „Ich ſelbſt werde zuvor ſondiren, ob es nöthig, ob es räthlich iſt, daß Sie reden. Ohnehin ruft mein Amt mich unverzüglich in die Nähe des neuen Landesherrn. Warten Sie meine Rückkehr ab, und iſt Ihr Auftreten das kleinere Übel von allen, die ich zu fürchten habe, wohlan, mag es geſchehen; dann mögen Sie verſuchen, ob es Ihnen möglich ſein wird, ſich dem Jeſuiten gegenüber zu ſtellen.“

Die Leiche des letzten Königs, der die polniſche Wahlkrone neben dem ſächſiſchen Kurhute auf ſeinem Haupte getragen hatte, ſtand auf dem Paradebette; die Truppen hatten dem neuen Landesherrn den Eid der Treue geleiſtet, und jauchzten, gleichſam ihrer ſchwarzbeflorten Fahnen ſpottend, begeiſtert von den ihnen geſpendeten Extrarationen, auf Straßen und Plätzen, ſowie in ihren Kaſernen und Wachthäuſern, während im Schloſſe die Hofcavaliere ſcheu umherſchlichen und ſich kaum getrauten, ganz leiſe einander die Neuigkeiten zuzuziſcheln, welche — eine die andere jagend — aus dem Cabinete des bisher ſo wenig beachteten Machthabers, wie Blitze aus der ſchnell emporgeſtiegenen Gewitterwolke, ſich entwickelten. Brühl’s Macht war geſtürzt; ſein Anhang theils verwieſen, theils verhaftet; die Beſchränkung der Hofämter auf das Nothdürftigſte war ausgeſprochen, und zagend fragte ein Jeder ſich, ob er zu der übermäßigen Zahl der

Entbehrlichen gehöre, oder ob ein kräftiger Arm ausgeſtreckt ſei, ihn aufrecht zu erhalten in dem allgemeinen Schwanken. — Bald wurden die Namen der Vorderſt-Fallenden bekannt, und Alles lauſchte beklommen auf die Namen der Zunächſt-Stürzenden; aber als ſei er ſicher, nicht den ſeinigen auf der ſchwarzen Liſte zu wiſſen, ſtand, wie ein kugelfeſter Kriegsmann im Kampfe, Graf Auguſtus von Rottingerode mitten unter ſeinen zagenden Genoſſen und hörte unbewegt von der Verhaftung des Vaters ſeiner Braut flüſtern, von der Verabſchiedung ſeines eigenen Vaters und von dem, an dieſen ergangenen Befehl, ſeine Gemahlin binnen vier und zwanzig Stunden aus der Reſidenz zu entfernen. — Und lächelnder noch entfaltete ſich das Geſicht des vielgeübten Lauſchers, als er den Namen der Schuldträgerin an dem ſchnellen Tode des Monarchen auf jeder Lippe vernahm, der, wie längſt ſtadtkundig geworden, in feuchten Kleidern zu der ihm gewährten Zuſammenkunft in die Kirche geeilt war, um die Umarmung der ſchönen Sünderin mit der Umarmung des Todesengels zu vertauſchen.

Jetzt entſtand ein Gedränge an der vielbeſetzten Thür; die Bereitwilligkeit, mit welcher man einem Eintretenden Platz machte, kündete einen Mann von Bedeutung an; es war der bisher ganz überſehene Kammerherr des nunmehrigen Kurfürſten. — Ein unheimliches Gefühl kam über den lächelnden Grafen, als er die Augen des Kammerherrn ſuchend umherfliegen und auf ihn haften ſah. Er wandte mit beſtürzt fragender Miene ſeinen Kopf nach ſeinem Nachbar um, dem Beichtvater der Kurfürſtin Maria Antonia, aber das marmorne Geſicht des Prieſters hatte keine Antwort für ihn.

Inzwiſchen hatte der Kammerherr ihn erreicht. — „Herr Graf von Rottingerode,“ — der Graf wandte wie überraſcht, aber mit verbindlichem Ausdruck in den Zügen, ſich gegen den Redenden, und dieſer fuhr fort: „Seine Durchlaucht haben mir aufgetragen, Sie Ihrer amtlichen Stellung als Hof- und Kammerjunker zu entbinden. Sie werden jedoch Ihre Gage bis nach Ablauf des Monats beziehen.“

Graf Auguſtus bemühte ſich vergebens, wieder zu lächeln, und den Blick, den er umherwarf auf die

Geſichter, in welchen der Triumph, unberührt geblieben zu ſein von dem nah getroffenen Schlage, unverkennbar war, den Anſchein der Gleichgültigkeit zu geben. Seinen Nachbar fand er nicht mehr an ſeiner Seite; der vorſichtige Prieſter hatte ihn bei dem erſten Worte des Unheilverkünders gemieden und ſtand jetzt fern von ihm in der Nähe der Ausgangsthür.

Lautlos, aber doch ſichtbar preßte ein bitterer Groll die Zähne des Grafen aneinander. Er verließ ſeinen Platz und wußte ſeine Schritte ſo geſchickt zu lenken, daß er den Raum zwiſchen der Thür und dem Jeſuiten gewann; jetzt konnte ihm dieſer nicht entrinnen, und er hielt ihm Stand.

„Hier nicht! Hier kein Wort! Auf einander Mal; heute Abend!“ ſo hauchte es, nur dem Grafen verſtändlich, über die unbewegten Lippen des Beichtvaters, als Jener ihn erreicht hatte und ihm die Frage zuraunte: „Wußten Sie darum? — und Sie beugten nicht vor?“

Der Prieſter hatte indeß mit einer anderen Frage ſich an einen Dritten gewandt; der Graf trillerte mit den Fingern ſeiner Linken auf ſeinem Degengefäß, während die Rechte mit der Agraffe ſeines Chapeau bas ſpielte, bis das gleichgültige Geſpräch ſeiner Nachbaren geendet hatte; da nahte er mit den Lippen dem Ohre des Prieſters und flüſterte: „Ich gehe, um ſofort meine Verbindung mit Fräulein von Henniken aufzuheben, aber ich rechne darauf, daß es Ihr erſtes Geſchäft ſein werde, die Kurfürſtin davon zu benachrichtigen.“

Der Blick, mit welchem der Prieſter dieſen Auftrag empfing, hatte etwas ſehr Ermuthigendes. Er ſprach aber kein Wort, und war, während der Graf einen Augenblick lang ſich umſah, um zu gewahren, wer es ſei, der ihn bei der Hand ergriffen hatte, ſchon faſt zehn Schritte weit von ihm entfernt.

„Bon jour, Freund Hedemark,“ beantwortete der Graf den Händedruck ſeines Freundes, der ihn ſeit Beider Trennung in Leipzig von Learoſa's verlaſſener Wohnung noch nicht wiedergeſehen hatte.

„Herrlich, daß ich Sie treffe, Rottingerode,“ hob der Jagdjunker an. „Ich habe ein Hühnchen mit Ihnen zu pflücken: was für einen Streich haben Sie mir in Leipzig geſpielt, als Sie mich hinaufwieſen zu Ihrer angeblichen Schönen! Doch davon nachher.

Zuvor will ich Sie von dem Ritterdienſte, der Ihrer harrt, benachrichtigen: „Ihr Fräulein Braut — “

„Braut? — Ich habe keine Braut mehr,“ fiel der Graf ſeinem Freunde ſehr laut in die Rede.

„Deſto beſſer,“ verſetzte dieſer, „denn da ich vorausſetze, daß Sie auch an Ihrer Frau Stiefmutter nicht übermäßig großen Antheil nehmen, ſo kann ich Ihren Ohren einen Schmaus und Ihren Augen eine Weide verſprechen. Beide Damen hat nämlich das Verhängniß auf einen und denſelben Weg zuſammen geführt, und Beide belagern mit Bitten und Beſchwörungen die verſchloſſene Gnadenthür unſerer Allergnädigſten, die plötzlich zur Allergeſtrengſten geworden iſt. Kommen Sie mit mir; es ſoll bei Ihnen ſtehen, ob Sie unſichtbarer Zuſchauer des Drama's bleiben, oder als handelnde Perſon einſchreiten wollen.“

Der Graf ließ ſich willig fort und die kleine Treppe hinabziehen, welche den obern Corridor mit dem damals ſpottweiſe „das neue Serail“ genannten Theile des Schloſſes verbindet. Unterwegs ſprach Hedemark, der mit dem Schickſal ſeines Freundes noch unbekannt ſchien, viel von den Ent- und Verſetzungen, welche ſeit geſtern den Hof ſeines Glanzes und ſeiner Stützen beraubten, und beklagte vor Allen ſeinen Stiefbruder, den Leibpagen von Lüttchepfal, der ſein kurzes Glück, Liebling des verſtorbenen Königs geweſen zu ſein, durch eine traurige Verbannung zu büßen verurtheilt worden ſei. „Mir freilich,“ ſetzte er hinzu, „kann ſeine widerwärtige Beſtimmung von unberechenbarem Vortheil ſein; doch dies bringt mich auf unſer Straußkapitel zurück, welches ich Ihnen vorhin angekündigt habe: Sagen Sie mir, was fiel Ihnen ein, als Sie mich in Leipzig in den April ſchickten zu dem Fräulein von — “

„Still, ich bitte Sie, ſtill!“ mit dieſen Worten drückte der Graf dem Jagdjunker die Hand auf den Mund und blieb horchend an der großen Treppe ſtehen, welche Beide jetzt erreicht hatten.

„Ich ſag' es Ihro Excellenz zum letzten Male,“ ſo ward dieſelbe Stimme vernehmbar, welche dem Grafen die Entlaſſung von ſeinem Hofamte angekündigt hatte: „Ihro Durchlaucht haben ausdrücklich verboten, Sie ſowohl als das Fräulein von Hennike anzumelden. Ich hoffe, Ihr Herr Gemahl wird nicht unterlaſſen haben, Sie vor einer Zudringlichkeit zu warnen, welche für ihn, wie für Sie, nur von nachtheiligen Folgen ſein kann."

Jetzt ſcholl ein lautes, konvulſiviſches Schluchzen herab, doch ſchnell miſchte ſich in dieſe Schmerztöne Learoſa's feſtere, faſt gebietende Stimme: „Stehen Sie auf, Fräulein. Vor Gott wollen wir unſere Kniee beugen, vor dieſem Herzloſen nicht. Ihre Seele iſt rein von Schuld wie die meinige; daß Gott es weiß, das ſei unſer Troſt, wenn auch die Menſchen es nicht wiſſen wollen. Kommen Sie mit mir; ſo lange ich eine Heimath habe, ſoll Ihnen die Ihrige nicht fehlen."

„Bravo!" murmelte der Graf, indem ein freudiger Strahl ſeinem Auge entblitzte; dann ergriff er ſchnell Hedemark's Hände, drückte ſie bittend, und flüſterte: „Nur noch einen Liebesdienſt, Freund Hedemark: halten Sie die beiden Damen ein wenig hier auf; je länger, je beſſer! Meine Hand ſoll gelegentlich die Ihrige freunddankbarlichſt wieder waſchen."

Er huſchte hinaus zum Portale; hier fand er die Staatskaroſſe ſeines Vaters, welche, wie er errieth, ſeiner Stiefmutter harrte. „Die Gräfin kommt noch nicht; raſch fort, nach Hauſe!" rief er befehlend dem Kutſcher zu, indem er ſich hineinſchwang in die Kutſche.

Der Lakai drückte den Schlag zu, und der Kutſcher gehorſamte. —

„Da iſt ſie!" fuhr der entamtete Hofwürdenträger auf, als er das Rädergeroll ſeiner Karoſſe an ſeinem Palaſte verſtummen hörte. Er verſuchte, ſich aufzuraffen, um der vermeintlichen Gnadenbringerin entgegen zu hinken und einige Secunden früher das Wort der wiedergewonnenen allerhöchſten Huld zu vernehmen; aber der Schrecken des Banns, der einem Donnerkeile gleich ihn niedergeſchmettert, und der Wechſel von Furcht und Hoffnung, der, ſeit er nach langem Kampfe Learoſa entlaſſen, um für ihn und für ſich das Wort vor der erzürnten Kurfürſtin zu reden, mit ſeiner Seele ſpielte, wie zwei einander begegnende Windſtöße mit der gepreßten und gewirbelten Welle, hatte ſeinen Gedanken die Spannkraft ſo völlig geraubt, daß er, unfähig ſich zu erheben, an den Lehnſtuhl gefeſſelt blieb. Er heftete das Auge an die Thür, da flog ſie auf, und — nicht Learoſa, ſondern ſein Sohn trat ein.

„Du? — Du?“ — keuchte der Überraſchte dem unerwarteten Gaſte entgegen und ſtreckte den Arm aus, um ihn abzuwehren von ſich. Da ſtürzte der junge Graf, ſich in der ihm angedeuteten Ferne haltend, auf die Kniee nieder, hob flehend die Hände auf, und rief: „Vergebung, mein Vater! Keinen Groll mehr gegen mich Unſeligen! Ich bin hinlänglich gezüchtigt für meine wahnſinnige Anmaßung, Ihr Glück geſucht zu haben in Ihrer Vereinigung mit jenem — o, Himmel! wie ſoll ich es nennen, jenes unheilbringende Weſen, das Sie und mich hinabgeſchleudert hat in den Abgrund des Verderbens, und nicht eher ruhen wird, bis wir Beide vergeſſen und verkümmert ſind in unſerm Dunkel. Ich bin meines Hofamtes entlaſſen wie Sie; ich bin nichts mehr, als Das, was ich am wenigſten zu ſein fähig bin: „Soldat! Hauptmann der Grenadiergarde.“

„Das dankſt Du Deiner Verbindung mit Henniken!“ rief der beſtürzte Vater; aber ſchnell fügte der junge Graf hinzu: „Nein, mon père, Ihrer vermeintlichen Gefälligkeit gegen den verſtorbenen König dank' ich meinen Sturz! Der Sohn muß mit dem

Vater leiden, wie der Gatte mit ſeiner Gattin! Wir würden noch ſtehen, wo wir ſtanden, wenn ich Unſeliger in meiner Verblendung Sie nicht ſelbſt zu Ihrer Verheirathung mit dieſem weltverrufenen Fräulein von Pſinzing zu bewegen mich vermeſſen, und dadurch den ſchrecklichen Wahn begründet hätte, daß dieſe Heirath des Königs Werk geweſen ſei. Ja, mein theuerſter, gnädigſter Vater, es iſt dahin gekommen, daß Niemand zweifelt, die letzte Zuſammenkunft Ihrer Gemahlin mit dem Könige ſei von Ihnen begünſtigt — vorbereitet worden, und ſelbſt mich würde die Verläumdung vielleicht des Antheils an dieſem ehrloſen Kupplergeſchäft beſchuldigen, wenn ich an dieſem Abende glücklicherweiſe nicht fern von Dresden geweſen wäre. Meine Feinde können daher nichts an mir rächen, als daß ich — Ihr Sohn bin, denn meine Verbindung mit dem Fräulein von Henniken iſt aufgelöſ't."

Es hatte mehrere Male den Anſchein gehabt, als wolle der alte Graf ſeinem Sohne in's Wort fallen, aber jedes Mal, wenn er zu reden anheben wollte, wußte Graf Auguſtus durch einen neuen, erſchütternden Schlag ſeine Zunge zu lähmen. Er lag jetzt wie fühllos in ſeinem Armſtuhle und machte keine Bewegung, dem Sohne ſeine Hand zu entziehen, welcher dieſer ſich bemächtigt hatte.

„Ihr Geſicht iſt ſo bleich, mon père; Sie zittern; Ihre Hand iſt kalt wie Eis,“ hob dieſer wieder an. „Wie hat man die Sorgloſigkeit, die Liebloſigkeit ſo weit treiben können, Sie allein zu laſſen? — Wo iſt denn die Gräſin?“

Es erfolgte keine Antwort. „Mein Gott,“ fuhr Graf Auguſtus fort, „Ihr Zuſtand ängſtigt mich! — Sehen Sie, die Herbſtſonne ſcheint ſo warm dort auf die Scheiben, und hier trifft Sie kein Strahl; erlauben Sie, ſo rück' ich Ihren Stuhl an das Fenſter.“ Er ſchob, ohne die Erlaubniß abzuwarten, den leichtbeweglichen Rollſtuhl an die Spiegelſcheiben, und ſpähte hinaus auf die Straße.

Der wärmende Strahl belebte die gebundenen Geiſter des Greiſes; ſein Geſicht verlor ſeine Schlaffheit und ward einer mit Hieroglyphen bekritzelten Steinplatte ähnlich; jetzt fing er an zu reden, und ſcharf aufhorchend theilte der Sohn ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen den Worten ſeines Vaters, und den Ereigniſſen, welche, wie er erwartete, ſich auf der Straße begeben mußten.

„Es waren ihrer Zwei noch außer dem Könige in der Kirche, ſagte ſie,“ murmelte der alte Graf vor ſich hin, und fuhr dann, zu ſeinem Sohn aufblickend, fort: „Auguſtus, ich habe Dir viel zu vergeben, und noch nie etwas zu verdanken gehabt; ſchaff’ mir heraus, wer die Beiden waren, die den König begleitet haben in die Kirche, und ich verſpreche Dir, Dich zu erheben mit mir zugleich.“

„Ich zweifle, mon père, daß der Erfolg meiner Bemühung Ihren Wünſchen entſprechen würde,“ entgegnete Graf Auguſtus. „Die Namen jener beiden Männer zu erfahren, dürfte nicht ſchwer ſein, aber — Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, daß dieſe Beiden nicht die Begleiter, des Königs, ſondern die zufälligen Störer ſeines Abenteuers geweſen ſein ſollen.“

„Das iſt Lüge, boshafte, ſchändliche Lüge!“ rief der alte Graf entrüſtet. „Eh’, als dieſe Verläumdung, wollt’ ich es glauben, wenn man mir ſagte, Learoſa habe den König ermordet. Sie iſt rein wie ein Diamant, aber eben ſo kalt wie dieſer und —

glaub' es mir: ſie haßt Alles, was männlich iſt; und davon hoff' ich die Kurfürſtin zu überzeugen, wenn ich nur erſt die beiden Schelme kenne und faſſen kann, die unter ihrer Nebelkappe ihr Spiel mit meiner Ehre treiben. Die Beiden ſchaff' mir heraus, und ich will, wenn es ſein muß, ſelbſt meinen Segen ſprechen zu Deiner Heirath mit Henniken's Tochter."

„Ihre Güte rührt mich bis zu Thränen, mon père, aber ich werde, ohne ſie zu mißbrauchen, Ihren Befehlen gemäß zu wirken ſtreben," ſagte der junge Graf. „Sie haben, wie es ſcheint, mich nicht verſtanden, als ich Ihnen vorhin erklärte, daß ich meine Verbindung mit dem Hennike'ſchen Hauſe auf eine ſehr öffentliche Weiſe abgebrochen habe."

„Haſt Du? Das fügt meinem Leben ein Jahrzehend hinzu!" rief der Graf mit freudig funkelnden Augen. „Nun, ſo iſt denn ein großer Stein des Anſtoßes für Dich aus dem Wege geräumt, und nun hilf mir auch an dem rütteln, der mir im Wege liegt, wenn es nämlich meiner Gemahlin nicht in dieſem Augenblicke ſchon gelungen ſein ſollte, uns ſeiner zu entledigen. Ich habe ihrem Dringen nachgegeben und ihr erlaubt, ſelbſt zu verſuchen, ob ſie die Kurfürſtin von ihrer Unſchuld zu überzeugen vermöge. Gelingt ihr das nicht, wie ich faſt fürchte, dann — "

„Mon père, Ihre Furcht iſt ſehr richtig begründet," fiel der junge Graf ein. „Ich muß Ihnen die niederſchlagende Nachricht mittheilen, daß die Kurfürſtin Ihre Gemahlin hat abweiſen laſſen, und daß dieſer Abweiſung, da die Gräfin mit unſchicklicher Hartnäckigkeit auf ihrem Verlangen beharrte, unter ſehr entwürdigenden Maßregeln Nachdruck gegeben wurde. Entrüſten Sie ſich nicht, mon père; es iſt der Gräfin nicht als Verbrechen anzurechnen, daß ihre Erziehungsmängel ſie nicht die Gränze zwiſchen edelm Stolze und beleidigender Frechheit erkennen laſſen. Aber eben dieſe Erziehungsmängel eignen ſie auch nur für das Land, aber nicht für den Hof; und darum möcht' ich Ihnen vorſchlagen, ſie der Verbannung zu unterwerfen, welche der Kurfürſt über ſie verhängt hat. Schicken Sie ſie zurück nach Thomsfelda, und benutzen Sie jede Gelegenheit, ſich dem Kurfürſten und der Kurfürſtin zu zeigen. Sie werden dadurch Ihre Antheilloſigkeit an dem Verbrechen, deſſen man die Gräfin bezüchtigt, an den Tag legen, und für die Entbehrung Ihres häuslichen Glücks hoffe ich Sie zu entſchädigen, indem ich Sie anflehe, der Schöpfer des meinigen zu werden, und mir eine Gemahlin Ihrer Wahl zu ſchenken."

Der alte Graf blickte bekümmert vor ſich nieder; es war nicht zu verkennen, daß er mit einer Antwort kämpfe, die ihm auf den Lippen ſchwebte. Er ſeufzte, und räuſperte ſich einige Male, dann begann er: „Mein Sohn, es geht nicht; ich kann — faſt ſchäm' ich mich, es zu geſtehen — ich kann Deine Stiefmutter nicht miſſen! — Sieh, mein Sohn Auguſtus, tauſend Mal hab' ich unſere erſte Reiſe nach Thomsfelda verwünſcht, denn von dem Augenblick an, da dieſe Learoſa mir vor Augen trat, war's vorbei mit meiner Ruhe, und wenn es mir auch ſpäter gelang, mich dann und wann zu verhärten gegen ihr Andenken, ſo war ſchon die Nennung ihres Namens hinreichend, mich wieder neu und jedes Mal heftiger zu entflammen für ſie. Hätte mich damals, als wir vorauseilten nach Sachſen, das Podagra feſtgehalten in Warſchau, dann hätt' ich ſie nimmer geſehen, dann hätte ihr

Bruder ungeſtört ihren Vater und ich ihren Bruder beerbt, und ich wäre heut Beſitzer von Thomsfelda, und Grand-maître de la Garderobe Friedrich Chriſtian's, und wüßte von der verwünſchten Liebe nichts Anderes, als was Coudray und Crebillon, la Tarre und Benſerade davon geſchwatzt und geſungen haben. — Aber jetzt — ſpotte nicht über mich — jetzt iſt's zu ſpät! Ich bin verliebt — vernarrt, und kann nicht von ihr laſſen!"

„Sie können nicht, mon père?" frug Graf Auguſtus. „Auch dann nicht, wenn die Sorge für Ihre Ehre dieſe Rückſicht fordern ſollte? Auch dann nicht, wenn Sie Gewißheit erhielten, daß die vermeintlichen Verläumdungen, mit welchen Hof und Land auf Koſten des Ruf's Ihrer Gemahlin ſich umherträgt, keine Verläumdungen ſind?"

„Das ſind ſie aber!" rief der Graf heftiger. „Auf meine Ehre, das ſind ſie! Hab' ich Dir nicht ſchon geſagt, daß Deine Stiefmutter einen unnatürlichen Widerwillen gegen unſer Geſchlecht hat, und daß der einzige Mann, dem ſie nicht völlig abgeneigt iſt, ich bin? — Hat ſie mich nicht Dir und ſelbſt dem Könige vorgezogen? — Und würde ſie, wenn ſie eines Deckmantels bedurft hätte, nicht einen willigeren Träger ihrer Schande als mich gewählt haben?"

Das Geſicht des jungen Grafen mochte ſeine Verzweiflung über den Köhlerglauben ſeines Vaters etwas zu deutlich zur Schau tragen, denn Jener maß ihn mit einem mißtrauiſchen Blicke und ſagte: „In der That, mein Sohn, hätteſt Du nicht ſelbſt die Hand geboten, um mich mit Deiner Stiefmutter zu vereinigen, ich würde auf den Verdacht gerathen, es läge Dir an meiner Trennung von ihr."

Der Sohn biß die Lippen verbittert zuſammen und blickte, die Dienſtfertigkeit ſeines Freundes Hedemark verwünſchend, der das antichambrirende Paar zu lange aufhielt, immer ſehnſüchtiger zum Fenſter hinaus. Inzwiſchen bedachte er, daß es nothwendig ſei, den Argwohn ſeines Vaters von ſich abzulenken.

„Mon père," begann er, „wenn ich Ihre Gemahlin einſtweilen zu entfernen wünſche, ſo dürfen Sie mir zutrauen, daß ich im Stande bin, einen ſolchen Wunſch mit meiner Liebe für Sie zu rechtfertigen, und daß ich Dinge wiſſen muß, die Sie nicht ahnen. Halten

Sie, zum Beiſpiel, Ihre Wiedereinſetzung in die Ihnen genommene Würde für möglich, wenn Sie den Schein geben, irgend eine Verbindung mit der Familie des Miniſters von Henniken zu unterhalten?"

„Du ſprichſt wohl im Fieber, mein Sohn? Wo hätt' ich je zu einem ſolchen Wahne Anlaß gegeben?" frug der alte Graf.

„Sie ſind im Begriffe, ihn jetzt zu geben," antwortete der junge Mann, „jetzt, da Sie von der offenkundigen Trotzbieterin der allerhöchſten Ungnade, von der erklärten Beſchützerin jener Familie ſich nicht loszuſagen das Herz haben."

„Von wem redeſt Du?" frug der Vater höchſt beſtürzt.

Der Graf Auguſtus verzögerte einen Augenblick die Antwort. Er hatte nämlich die Abſicht gehegt, ſeinen Vater nicht auf die Erſcheinung der neuen Freundin und Leidgenoſſin vorzubereiten, um ihn deſto heftiger durch den unerwarteten Anblick treffen und aufbringen zu laſſen; jetzt aber entmuthigte ihn bei dem langen Ausbleiben ſeiner Gegnerinnen die Beſorgniß, daß Beide ſich von einander getrennt haben möchten, und daß ſein Vater ihn der Lüge zeihen und neues Mißtrauen gegen ihn faſſen werde, wenn er von der dieſem zugedachten Vermehrung ſeines Hausſtandes rede, und dieſe nicht erfolge. Da trat, während er vor dem forſchenden Blicke des alten Grafen unſicher die Augen niederſchlug, das Verhängniß, ſeine Erwartungen weit überbietend, mit ihm in Bund. Ein vielſtimmiger Lärm wälzte ſich die Straße hinauf, und die todesbleiche Louiſe mit Feſtigkeit unterſtützend, ſchritt Learoſa daher, umwogt und bewegt von einem Volkshaufen, welcher mit aller Frechheit, der ein aufgewiegelter Pöbel fähig iſt, der vermeintlichen Buhlerin des Königs und der Tochter des gefallenen Landesplünderers das Geleite gab.

„Hier, mon père, ſehen Sie, von wem ich rede,“ rief Graf Auguſtus mit kaum unterdrückter Freude, indem er ſeinem Vater behülflich war, ſich aufzurichten, um einen Blick zum Fenſter hinaus zu werfen.

Der Eindruck dieſes Hinblicks wirkte faſt ſchlagartig auf den entnervten Greis. Er fing an zu zittern, zu lallen, und ſank, von ſeinen brechenden Knieen nicht mehr getragen, in die Arme ſeines Sohnes zurück, der ihm die Schläſe mit dem Inhalt ſeines Flacons badete, und durch das ſtarke Riechmittel ihn zu ſich ſelbſt brachte.

„'s iſt wahr! 's iſt wahrhaftig wahr! Ich hab's mit meinen eigenen Augen geſehen!“ keuchte der Graf. Sie bringt mir die Schande, das Elend, das Verderben, ſie bringt mir alles Unglück in's Haus! — Auguſtus, mein Sohn, gehe, fliege! Laß Thor und Thüren ſchließen! Laß die Polizei zur Hülfe rufen! — Fort! Fort!“

Freudig gehorſamte der Sohn dem väterlichen Befehle, aber — er kam zu ſpät; die Dienerſchaft des Hauſes hatte es für ihre Pflicht gehalten, die bedrängte Gebieterin ihrem Drangſale zu entziehen, und ihr den Weg zu dem Palaſt zu bahnen. Der Graf blieb ſtutzend ſtehen, als er ſeiner Stiefmutter und ihrer Begleiterin, Louiſe von Henniken, bei ſeinem ſchnellen Umbug um den Treppenpfeiler in unausweichbarer Nähe begegnete.

„Auguſt! Auguſt!“ hauchte das Mädchen, und ſtreckte, das Herz wieder erwärmt von Lebenshoffnungen, den Arm aus nach dem geliebten Verlobten. — Da wich er einen Schritt zurück, und Louiſen's Hand ſank auf das eiskalte, metallene Treppengeländer. Sie ſchrak zuſammen; der Anflug von Lebensgluth, den ſein Anblick auf ihre Wangen gehaucht hatte, zerfloß wie flüchtig angeſtrahlter Dunſt in ein weißes, von der Sonne unbeſchienenes Gewölk' ſich verläuft; ihr Auge blickte ſtarr und immer ſtarrer, und plötzlich brach ein unbeſchreiblich ſchneidender Wehruf aus ihrer Bruſt: „O, meine Ahnung! meine ſchreckliche Ahnung! — Das — das alſo ſind die Paradieſe, die er mir verſprach in meinen bangen Stunden?“

„Ich bedaure, gnädigſtes Fräulein, ſtatt Ihnen das gehoffte Paradies öffnen zu dürfen, gezwungen zu ſein, es gleich einem Engel mit dem feurigen Schwerte zu bewachen,“ verſetzte der abtrünnige Bräutigam.

„Einem Teufel gleich, dem ſchwärzeſten, abſcheulichſten, den die Hölle ſchuf!“ ſchrie Learoſa in unbeſchreiblicher Aufregung. „Kommen Sie, Liebe! Nicht alle Menſchen gleichen dieſem verhärteten Böſewicht! Sein Vater iſt, Gott ſei Dank! nicht ein ſolches Ungeheuer wie dieſer! Kommen Sie.“

„Gräfin, ich rathe Ihnen, geben Sie die Komödie auf, zu welcher weder der Schauplatz, den Sie wählen, paßt, noch das Perſonale, welches Sie hineinzuziehen gedenken. Ich bin im Auftrage meines Vaters hier, um Sie mit Hülfe der Polizei zu verhindern, ſein Haus zum Sammelplatz der Sippſchaften eines Staatsverräthers zu machen.“

„Das will ich von Ihrem Vater ſelbſt hören!“ rief Learoſa, deren Geſicht der Ingrimm in dunkle Gluth tauchte, und faßte die Hand Louiſens, welche, wie gelähmt an Geiſt und Sinnen, nichts von dem Geſpräche ihrer Beſchützerin mit ihrem Verläugner vernommen, wenigſtens nichts verſtanden zu haben ſchien. Der Graf ſah ſie der Aufforderung ſeiner Stiefmutter mechaniſch folgen, und ſchnell ſprang er Beiden voraus, um ihnen einen, ſeinen Anſichten entſprechenden Empfang bei ſeinem Vater vorzubereiten.

„Mon père, ich kann die Damen nicht aufhalten,“ rief er im eiligen Eintritt. „Die Rückſichten, welche mir für die Gemahlin meines Vaters obliegen, binden mir die Hände; ich muß Ihnen folglich die Wahl der Maßregeln ſelbſt überlaſſen, durch welche die

Gräfin verhindert werden kann, den Verdacht, daß Sie ſich zum Beſchützer der Familie eines Feindes des durchlauchtigſten Kurhauſes aufwerfen wollen, von Ihnen zu entfernen. Liegt Ihnen daran, Ihr ehrenvolles Verhältniß mit dem Hofe wieder herzuſtellen, ſo ſein Sie ſtandhaft, und vergeſſen Sie nicht, daß Ihre Feinde nur auf einen Schritt lauern, der Sie zerfallen läßt mit dem Kurfürſten auf immer. Bedenken Sie den Triumph des alten — "

„Nein, nein, ich will ſtandhaft ſein, will mich nicht zum Spotte werden laſſen, und ſollt' ich ſelbſt den Kurfürſten bitten müſſen, Deine Stiefmutter auf dem Sonnenſtein einſperren zu laſſen. — Da hör' ich ſie! Komm, hilf mir auf! Sie ſoll mit der Tochter des Staatsverräthers mir nicht dieſe Schwelle überſchreiten."

Er bemühte ſich, aufzuſtehen, doch ehe der Verſuch ihm völlig gelungen war, überſchwebte Learoſa die ihr verpönte Schwelle bereits, und plötzlich, von dem Zauber ihres Anblicks überwältigt, glätteten ſich die Falten auf der grämlich gerunzelten Stirne des Grafen, der auf den Empfang einer widerſpenſtigen Sclavin, aber nicht einer unwiderſtehlichen Engelgeſtalt vorbereitet war, die, das ſchöne Auge verweint, das Geſicht leidenſchaftlich geröthet, aber voll bittenden, kummervollen Ausdrucks in den herrlichen Zügen, ſich an ſeine Schulter lehnte und im Begriff zu reden, in Schluchzen ausbrach.

„Engelchen, allerſchönſtes Engelchen, weinen Sie mir nicht,“ bat der Alte, ſie umſchlingend, und indem er ſich auf ſeinen Rollſtuhl behutſam niederließ, ſie auf ſeinen Schooß zog. Da flüſterte ſie: „Sie ſind doch gut, Väterchen; nun, ich will es Ihnen auch vergelten, wenn wir in Simbach ſind; — wir müſſen hin. Denken Sie, ich bin nicht vorgelaſſen worden vor der Kurfürſtin.“

Der Graf machte ein ſüßſaueres Geſicht; man ſah den Unmuth auf ſeinen Lippen ſchweben, aber dennoch ſpitzte er ſie zum Kuſſe, ſtatt ſie in ihrer unholden Breite zu entfalten, und Learoſa entzog ihm die Wange nicht. „Nun, Väterchen, eine Bitte,“ flüſterte ſie, den Kuß duldend. „Allein kann ich doch in Simbach nicht ſein? nicht wahr?“

Die Stirn des Stiefſohns bedeckte die Beſorgniß, um alle Früchte ſeiner Mühen zu kommen, mit Angſtſchweiß; er ſtieß ſeinen Vater warnend an, und ziſchelte, nach der Thür deutend, ihm in's Ohr: „Mon père, ſehen Sie denn nicht? — Fräulein von Henniken ſteht dort."

„Ja, ja, Du haſt Recht," verſetzte der Alte, und wandte ſich dann, Learoſa's Wangen ſtreichelnd, zu dieſer: „Ei, ei, allerliebſtes Kind, was haben Sie da gemacht? Wen haben Sie mir in's Haus gebracht? — Wiſſen Sie denn nicht? Sie iſt ja in Ungnade gefallen, die ganze Familie!"

„Nun, was ſchadet das? Wir ſind ja auch in Ungnade gefallen," entgegnete Learoſa. „Die Kurfürſtin hat mich ebenſo ſtreng abweiſen laſſen, wie das Fräulein, und da hab' ich ihr verſprochen, ſie nicht zu verlaſſen, ſie mit mir zu nehmen nach Thomsfelda, oder nach Simbach, oder wohin Sie mich führen werden."

„Einzigſtes Engelchen, ich bitte Sie, Sie reden ja wie ein Romanenkind!" verſetzte der Graf eifriger. „Leuchtet Ihnen denn nicht ein, daß wir uns auf ewig die Gnadenthür der allerhöchſten Herrſchaften verſchließen, wenn wir die unſrige der Tochter eines Staatsverräthers öffnen?"

„Warum ſoll ſie denn büßen, was ihr Vater verbrochen hat?“ frug Learoſa mit etwas minder liebreichem Tone. „Sie hat den Staat gewiß nicht verrathen, wie ein Anderer ſie verrathen hat; ein Anderer, der ihr Paradieſe verſprach, als ſie noch reich und glücklich war, und ihr jetzt, ſeit ſie arm und unglücklich iſt, die letzte Zuflucht verſchließen will! — Sein Sie beſſer, mein Väterchen, als Ihr Ungeheuer von Sohn iſt!“

„Engelchen, Sie wiſſen nicht, was Sie reden,“ erwiederte mit etwas kreiſchenderer Stimme der Graf. „Sie kennen die Welt und die Menſchen und den Hof nicht. Mein Sohn Auguſtus würde allen Ausſichten entſagen, wenn er närriſch genug wäre, jetzt noch an eine Alliance mit der Henniken'ſchen Familie zu denken, allen Ausſichten, ſag' ich Ihnen, auf Ehren und Würden, und ſelbſt auf meine väterliche Gnade. Sein Zurücktritt allein hat ihn wieder eingeführt in mein Vaterherz.“

Nie hatten die Zornflammen funkelnder aus Learoſa's Augen geſprüht, als jetzt, indem ſie aufſprang von des Grafen Schooß und vor ihm ſich hinſtellend, ihm zurief: „Was? ſeine Selbſtentehrung ſoll ihn zu Ehren und Würden und zu Ihrem Herzen führen? O, pfui! pfui über Sie! Ich habe Sie für etwas Beſſeres gehalten als Ihren Sohn, aber ich habe mich geirrt! Nun, ſo räumen Sie ihm denn ganz Ihr Herz ein, ich habe nicht Luſt, es mit ihm zu theilen! Gehen Sie hin in die Antichambre und prahlen Sie mit ſeiner Schandthat, und verklagen Sie die Närrin, die Ihrer Ehren und Würden ſpottet, und lieber ihr Brot am Waſchtroge erarbeiten, als von dieſer Unglücklichen, Verlaſſenen weichen will! — Kommen Sie, Fräulein, kommen Sie in mein Zimmer, deſſen Schwelle, das ſchwör' ich Ihnen, weder dieſer Vater, noch dieſer Sohn überſchreiten ſoll."

Mit dieſen Worten eilte ſie zu Louiſe und verſuchte ſie mit ſich fortzuziehen; aber ſchnell vertrat Graf Auguſtus ihr den Weg, indem er ſeinem Vater zurief: „Sie macht uns unglücklich, mon père; wir müſſen andere Maßregeln ergreifen, um das Fräulein von Henniken aus Ihrem Hauſe zu entfernen. Sie befahlen mir vorhin, die Polizei holen zu laſſen; erlauben Sie, ſo —"

„Ja, ja, laſſen Sie ſie holen, die Polizei,“ ſchrie Learoſa. „Laſſen Sie die Braut Ihres Sohnes hinauswerfen auf die Straße! Laſſen Sie ſie an den Pranger ſtellen, aber das ſein Sie verſichert, ſie geht und ſteht nicht allein! Ich begleite ſie! Ich theile ihr Schickſal. Laſſen Sie die Polizei holen und geben Sie dem Pöbel das Feſt, die Gemahlin des Grand-maitre de la Garderobe Seiner weiland polniſchen Majeſtät, eine Gräfin von Rottingerode, am Pranger zu ſehen!“

„Halt, halt, keine Polizei!“ kreiſchte der alte Graf faſſungslos ſeinem Sohne zu; der bereits die ſilberne Klingel zu ergreifen im Begriff war, und jetzt, nach einem kurzen Überlegen, zu ſeinem Vater eilte. „Eine Frage, mon père,“ flüſterte er; „ſind Sie geneigt, Ihrer Gemahlin nachzugeben und förmlich dem Hofe den Krieg anzukündigen?“

„Nein, nein!“ ſtammelte der Graf. „Meine tolle Liebesgluth iſt verglüht! Ich will die Furie beſtrafen; aber — ſie trägt meinen Namen; keine Öffentlichkeit.“

„Sehr richtig, mein theurer, gnädiger Vater!“ bekräftigte Graf Auguſtus. „Sie ſollen befreit werden von ihr; der Hof hat die Gräfin verbannt; verbannen auch Sie ſie! Das Fräulein mag ſie mitnehmen in ihr Exil, aber um deſto ſtrenger müſſen Sie alle Gemeinſchaft mit ihr aufheben, um ſich außer Verdacht einer Theilnahme an dem Trotz der Gräfin wider den Kurfürſten zu ſetzen. Erlauben Sie, ſo laſſ' ich den Reiſewagen anſpannen, und das Paar geht auf der Stelle nach Thomsfelda ab."

„Ja, ja, fort mit ihnen nach Thomsfelda!" rief der alte Graf, und freudig fuhr Learoſa auf: „nach meinem Thomsfelda! Gott ſei Dank!"

Der junge Mann ſtutzte; er bog ſich wieder hinab zu dem Ohre ſeines Vaters und flüſterte zu vorſichtig, als daß Learoſa ihn hätte verſtehen können: „Nein, nicht nach Thomsfelda; die Gräfin möchte dort Freunde finden, und das kann Ihr Wunſch nicht ſein, mon père, nicht wahr?"

Das Pagodenhaupt des Vaters ſenkte ſich zuſtimmend. Graf Auguſtus zog die Klingel, befahl dem eintretenden Kammerdiener, ſofort den Reiſewagen vorfahren zu laſſen, und ſetzte ſich an den Schreibtiſch.

Bis zu dieſem Augenblicke hatte das Fräulein von

Henniken, mit einer an Stumpfheit gränzenden Gleichgültigkeit an dem Thürpfeiler gelehnt, umher geſtarrt; und jetzt, als Learoſa, freudig über die ihr bevorſtehende Ausſicht, erlöſ't zu werden, die ſchlaffe Hand des Mädchens ergriff, erſchrak ſie über das Zuſammenzucken und die Gluth derſelben. „Ach Gott, das Fräulein iſt krank!" rief ſie ängſtlich.

„Thut nichts; die Bewegung auf der Landſtraße wird ſie herſtellen," warf Graf Auguſtus hin, ohne von dem Schreibtiſche aufzublicken.

Learoſa ſchauderte; es war ihr, als könne es nur ein Todesurtheil ſein, was dieſer Menſch ſo emſig niederſchrieb, und ein ſehr beklemmendes Gefühl ergriff ſie, als ſie von der Ahnung ergriffen wurde, ſein Schreiben möge ihre Beſtimmung betreffen. Sie blickte ihren Gemahl, der mit gallig verzerrtem Geſichte, wie ſie ihn noch nie geſehen, vor ſich hinbrütete, und dann Louiſen an, deren Hand in der ihrigen immer heftiger pulſirte. Der Blick in die Zukunft ward ihr beängſtigend; Alles, was ſie zurückgelaſſen hatte in und um Thomsfelda, die Gruft ihrer Ältern, die Gedächtnißmale an Pellgramms That und Tod, an

Ihrer Schweſter Leiden und Ende, und endlich die Erinnerungen an die Lebenden, die dort ihrer harrten, an Rauvogel und den Paſtor Stramm, traten beunruhigend aus dem Dunkel ihrer Vergangenheit hervor. Ein Grauſen befiel ſie bei dem Gedanken, daß ſie nur Teufel gegen Teufel vertauſche, und überall eine Hölle voll Männer ihrer lauere, ſie möge ſich bergen, wohin es ſei. Da lenkten ihre Blicke ſich auf ihre Freundinnen in Oberwerda, und der Vorſatz, dieſen ihr Herz auszuſchütten, ſobald ſie angekommen ſein werde in Thomsfelda, gab ihr den Muth, ihren Feinden zu trotzen.

Es war todtenſtill in dem Zimmer; der junge Graf war der Erſte, der dieſe bängliche Stille unterbrach, indem er aufſtand, den Brief ſiegelte und ihn hinaustrug. Da, indem er ihr vorüber ging, faßte Louiſe convulſiviſch Learoſa's Arm, ſchwankte, und ſank in die Kniee.

„Mein Gott, ſie ſtirbt!“ ſchrie Learoſa, und warf die Augen angſtvoll Hülfe ſuchend umher; da hob ihr Gemahl, der bisher, wie an einem inneren Gifte zehrend, weder ſein Haupt noch ſein Auge bewegt hatte, ſein Angeſicht ſchnell zu ihr empor, und ſchrie: „Was? ſie ſtirbt? Hier in meinem Hauſe? — Auguſtus, Auguſtus! komm', ſchaff ſie hinaus! Ich wäre verloren, wenn das Gerücht ſich verbreitete, daß ich der Tochter Hennikens in ihrer letzten Stunde ein Obdach gegeben hätte."

„Gott im Himmel, iſt das ein Menſch?" jammerte Learoſa. „Nein, fort, fort von hier! Einen ärgeren Teufel als ihn kann keine Hölle mir ſenden!"

„Ha, Teufelskind, das will ich Dir gedenken!" kreiſchte der ergrimmte Alte; da trat, von ſeinem wiederholten Rufe zur Eile getrieben, ſein Sohn ein. „Auguſtus, fort mit den Beiden! ohne Gnade, ohne Erbarmen!" ſchrie er. „Auf die Straße hinaus, wohin es ſei! Alle Beide!"

Das Gekreiſch des Greiſes ward bei dieſen letzten Worten zum Geröchel, welchem ein langer, erſtickender Huſten folgte. „Ich beſchwöre Sie, mon père, ſchonen Sie ſich," bat der theilnehmende Sohn. „Alles iſt bereit, Sie von der Schlange zu befreien, die Sie mit Ihrer Liebe genährt haben. Der Wagen wartet. — Iſt's gefällig, meine Damen?"

Es war Leqroſa inzwiſchen gelungen, Louiſe aufzurichten, wie machtlos ſie auch ſelbſt der letzte erſchütternde Auftritt gemacht hatte. „Kommen Sie," hauchte ſie Louiſen zu, und bebend, mit fliegender Bruſt ließ das Mädchen ſich hinwegziehen. — Da blieb Learoſa plötzlich wieder ſtehen. „Gott im Himmel, Hannchen, Hannchen!" rief ſie. „Meine Schweſter! O, wie elend muß ich ſein, da ich ſie habe vergeſſen können!"

„Sie ſoll Ihnen nicht vorenthalten werden," verſetzte der junge Graf, und gab einem Lakaien den Befehl, das kleine Fräulein zu rufen.

Es vergingen zehn Minuten; ſie wurden Learoſa zu Stunden; da kam endlich ihre Kammerfrau, das weinende, widerſtrebende Kind auf dem Arme tragend. Kaum erblickte es die gefürchtete Schweſter, als es, das Antlitz von dieſer abwendend, die Hände dem Grafen entgegenſtreckte und ihm ängſtlich die Bitte zuliſpelte, es hier zu behalten.

Eine unausſprechlich bittere Empfindung trat in Learoſa's Herz. Sie blickte das Kind ſtrafend an, welches ſein Geſicht in der Buſenkrauſe des lächelnden Oheims verbarg, und verließ dann, ſchnell Louiſen mit ſich fortziehend, das Zimmer. —

„Mein Traum — der Traum meines Alterſchlafs iſt ausgeträumt!“ ſprach ſchreckhaft auffahrend, als der Wagen der Thorhalle entrollte, der alte Graf mit tiefer, tonloſer Stimme. „Nein, nein, es war der Traum eines Kindes!“ ſetzte er, ſich ſelbſt verbeſſernd, hinzu.

„Der Traum eines kindiſch gewordenen Greiſes,“ lachte der junge Graf heimlich in ſich hinein, ging aber ſchnell zu der ernſteren Erwägung über, ob er den Augenblick der gegenwärtigen Aufregung ſeines Vaters zur Erreichung ſeiner verborgenen Zwecke benutzen, oder ob es vortheilhafter für ihn ſei, ſein eigenes Intereſſe ſcheinbar zu verläugnen, und Andere für ſich arbeiten zu laſſen? — Er beſchloß indeß, vorſichtig zu prüfen, was er dem Augenblick anvertrauen, und was er der Zukunft überlaſſen dürfe.

„Mon père, meine Arbeit für Sie iſt gethan,“ hob er an. „Wollen Sie mir jetzt mittheilen, was Sie über die Gräfin zu verfügen beſchloſſen haben?“

Der Greis blickte verdüſtert vor ſich nieder. „Was ich verfügen werde über Learoſa?“ frug er, und beantwortete nach einigen Augenblicken die wiederholte Frage mit Heftigkeit ſich ſelbſt: „Ausſtreichen will ich ihren Namen in meinem Herzen, in meinem Gedächtniſſe, und wenn es möglich wäre, auch in meinem Teſtament!“

„O, reden Sie von Ihrem Teſtamente nicht, mon père,“ flehte der Sohn. „Freilich trifft der Schlag von einer geliebten Hand doppelt hart, doch niederſchlagen wird dieſer Sie nicht; Sie werden noch Ihrer Enkel ſich freuen, und ſteigen werden Sie noch von Würde zu Würde! Ich werde ſogleich Anſtalt treffen, Ihre Trennung von Ihrer Gemahlin bei Hofe bekannt werden zu laſſen; aber wenn man mich nun über die Zukunft befragt, welche Sie der Gräfin beſtimmt haben, was ſoll ich dann antworten?“

„Wär' ich noch Proteſtant, dann freilich läge die Antwort Dir nah',“ entgegnete der Vater. „Jetzt aber ſichert die Kirche, der ich mich zuzuwenden für gut befunden, und die mir den ihr geleiſteten Dienſt auch reichlich vergolten hat, meiner Gemahlin das Recht, meinen Namen zu führen, und dieſer Name wird ihr

Schild bleiben wider den höchſten Grad des Elends. Eine Gräfin Rottingerode darf nicht ganz ohne Glanz erſcheinen in der Welt.“

„Aber es iſt ja gar nicht nöthig, daß ſie erſcheine in der Welt,“ verſetzte der junge Graf. „Ich halte ſie jetzt äußerſt gut aufgehoben, und will mich anheiſchig machen, ihren Unterhalt mit einem Aufwande von kaum hundert Thalern jährlich zu beſtreiten.“

„Das kann ich!“ antwortete der Graf. „Ich kann meine Gemahlin züchtigen; Du biſt verpflichtet, die Witwe Deines Vaters zu ehren; es ſei denn, daß ſie ſich unwürdig mache, meinen Namen zu führen. Für dieſen Fall werd' ich in meinem Teſtamente etwas feſtſetzen.“

„Aber hat ſie ſich denn nicht ſchon unwürdig gemacht, Gräfin von Rottingerode zu heißen?“ frug Graf Auguſtus. „Ihr Verſtändniß mit dem verſtorbenen Könige —“

„Iſt unerwieſen und — unglaublich,“ fiel der alte Graf ein. „Beweiſ' es mir; ſtelle mir Zeugen auf für ihren Verrath an mich, glaubhafte Zeugen, und ſie ſoll all' ihrer Rechte an mich und an meine Güter verluſtig ſein."

Eine ziemlich lange Pauſe folgte dem Geſpräch. — Graf Auguſtus bemerkte, daß der Abend nahe, und daß er eilen müſſe, wenn er noch heute, durch die Verlautbarung der Trennung ſeines Vaters von Learoſa, deſſen Steigen in der Hofgunſt vorbereiten ſolle. Der alte Graf hielt ihn nicht auf.

Die ſchwere Reiſekutſche, welche die Verwieſenen entführte, hatte den holperigen Steindamm, der damals die Gaſſen der dresdner Neuſtadt zu gefahrdrohenden Engpäſſen machte, mit dem vertieften Fahrgeleiſe der noch ungebauten Heerſtraße vertauſcht; und jetzt fing allmälig in Learoſa's Innerm der letzte Sturm zu verbrauſen an, der, ihre leicht erweckbare Leidenſchaftlichkeit erregend, ſie aus ihrem Gleichgewicht gehoben, und die Stützen niedergeriſſen hatte, auf denen das Verhängniß im Augenblicke ihres drohenden Sturzes in eine unabſehbare Tiefe, ihr ein Dauer verſprechendes, Neid erweckendes Glücksgebäude gründete. Der Blick, mit welchem ſie die hinter ihr liegenden Trümmer des zerſtörten Bau's betrachtete, ward kühler, aber er blieb befangen; es überkam ſie keine Ahnung einer eigenen Schuld an dem Herabſturz von ihrer Höhe; ſie wollte ſich nicht erinnern, wie leicht es ihr geworden ſein würde, auch dies Mal ſich das Obgewicht über ihren einzigen Feind, ihren Stiefſohn, zu ſichern, und den durch das letzte Aufflackern ſeiner Sinnengluth betäubten Greis ſpielend zu zügeln und zu lenken; ſelbſt das wollte ſie ſich nicht geſtehen, daß ihre zum Trotzmuth umgewandelte Großmuth gegen die Tochter des Veruntreuers der ihm anvertrauten Pflichten ihren Gemahl in eine ſehr beengte Stellung, ſeinem Landesherrn gegenüber, ſetzen mußte, und ſo warf ſie denn alle Vorwürfe, von welchen ihre Erbitterung überquoll, auf ihn, und ſuchte ſogar ſich zu überreden, daß ſie freudig auf die Ruinen, die ihr ſchimmernder Kerker geweſen waren, zurückblicke; aber dieſer Verſuch ſcheiterte an der Bangigkeit, welche ſie bei dem Blicke in ihre Zukunft überfiel, die, wie ſie ſich nicht verbergen konnte, von nun an dem Einfluſſe ihres Stiefſohns offen ſtand. Die

Ungewißheit über die Gränzen der Beſchränkung, welche ſie erwartete, beſchäftigte ihre Phantaſie mit marternden Bildern; ſie rief ſich die Erinnerung an die Rohheit Nauvogels zurück, der, wie ſie mit Zuverſicht befürchtete, das Hüteramt bei ihr zu verſehen beſtellt ſein, und ſie vielleicht gar hindern werde, der einzigen Freundin, auf deren Beiſtand ſie zählen durfte, Nachricht von ſich zu geben. Sie vergegenwärtigte ſich den Schrecken der edeln Frau, wenn dieſe, von ihrem jüngſt geſandten Briefe erreicht, ihr zur Hülfe eilen, und, ſtatt ſie zu finden, all' die Gerüchte vernehmen werde, welche ihren Namen brandmarkten; wenn vielleicht gar ihre jetzige, übereilte Entfernung eine eigenmächtige, heimliche Flucht genannt und ihrer Retterin der Ort ihrer Verbannung verläugnet werden ſollte.

Dieſe Verkettung von Beſorgniſſen, ſtatt Learoſa zu entwaffnen, feuerte ſie vielmehr, wenn auch nicht zur Gegenwehr, doch zum Nachſinnen über ein Mittel, die ihr drohenden Gefahren abzuwenden, an, und ſie beſchloß, ihre Zufluchtnahme zu Frau von Zſchechwitz nicht bis zu ihrer noch immer vorausgeſetzten

Ankunft in Thomsſelda aufzuſchieben, ſondern noch an dieſem Abende, in dem zu ihrem Nachtlager erwählten Orte eine unbewachte Stunde aufzuſuchen, um ihrer Freundin wenigſtens eine flüchtige Nachricht von ihrem Schickſale zu geben.

Sie ward ruhiger, ſeit ſie dieſen Entſchluß gefaßt hatte, deſſen Ausführung ihr um ſo weniger Schwierigkeiten zu unterliegen ſchien, wenn das Schickſal es ihr vergönnen ſollte, dieſe Nacht in demſelben Städtchen und in demſelben Wirthshauſe zubringen zu dürfen, welches auf ihrer Reiſe nach Dresden ihr letztes Nachtlager geweſen war. Der Name des Städtchens — es war Noſſen, welches erſt ſpäter von der großen Straße zwiſchen Sachſens Hauptſtädten verdrängt worden iſt — war Learoſa hauptſächlich durch die Freundlichkeit der Wirthin jenes Gaſthofes eingedenk geblieben, und von dieſer glaubte ſie alle Unterſtützung, deren ſie bedürftig war, erwarten zu können, wenn ſie nur Noſſen heut noch erreichte.

Von bänglicher Ungeduld getrieben, blickte ſie jetzt ſchärfer hinaus in die Gegend, um einen ihr vielleicht noch erinnerlichen Gegenſtand zu ſuchen, der ihr zum

Maßſtabe der Entfernung von Roſſen dienen könne; da, bei einer Biegung des Weges, gewahrte ſie, daß dieſer ſich zweien, einander gegenüberſtehenden, abgeplatteten Bergen entgegenrichte, welche, das wußte ſie gewiß, nicht auf ihrer Reiſe von Leipzig hieher, wohl aber während einer Fahrt nach Pillnitz, ihr ſichtbar und bekannt geworden waren, und mit einem Schreckruf fuhr ſie auf: „Jeſus, wo fahren wir hin? Das iſt ja der Königſtein!“ Da ſchlug ihre Begleiterin, die bisher zu Learoſa's Befremden, antheillos, ohne ein Wort zu reden, mit trockenem Auge und unbeweglichen Zügen vor ſich hingeſtarrt hatte, ein lautes, gellendes und unnatürlich lange anhaltendes Gelächter auf.

Ein kältendes Entſetzen fiel Learoſa an; ſie blickte der Lachenden in das — ſie wußte ſelbſt nicht, ob höhnend, ob ſchmerzvoll verzerrte Geſicht und fuhr ſchaudernd vor ſeinem Ausdruck zurück; ein unklarer Argwohn blitzte ihr auf: wie, wenn dieſe vermeintliche Unglückliche nichts war, als ein ihr in den Weg geworfenes Werkzeug ihres Stiefſohns, dienſtbar ſeinem Zweck, ſie zu entzweien mit ſeinem Vater, ſie hineinzuſchleudern in den finſteren Bereich ſeiner Gewalt? — Sie ward in fliegend vorüberzuckenden Gedankenblitzen des, an Gefühlloſigkeit gränzenden Gleichmuths eingedenk, der dieſes Mädchen fähig gemacht hatte, eine ruhige Zeugin ihres Kampfes für ſie zu ſein; mit keinem Worte einzugreifen in die abwärts rollenden Räder ihres Geſchicks, und unbewegt die Fülle von Schmach zu erdulden, die, auf ein wahrhaft zartfühlendes Weſen geworfen, es zu Boden geſchmettert oder von dannen getrieben haben müßte, um Zuflucht im Grabe zu ſuchen.

Und gellender noch als vorhin, als leſe ſie in der Seele der Geängſtigten und weide ſich mit ſchadenfrohem Kitzel an ihrer Angſt, brach das Gelächter der Beargwohnten von Neuem los. Da fuhr Learoſa auf: „Um Gotteswillen, wer ſind Sie? Was wollen Sie beginnen mit mir?"

„Stille, ſtille, nicht ſo laut!" ziſchelte das Mädchen, und tuſchte warnend mit der Hand. „Der Königſtein hat Ohren überall, und finſter iſt's in ſeinen Mauern, und wo es am finſterſten iſt, da ſitzt mein Vater und neben ihm an ſeiner Kette liegt mein

Bräutigam, und Beide fallen einander an und zerfleiſchen ſich mit den blutigen Nägeln; und wir — wir müſſen ihn retten, meinen Bräutigam retten, und auch unſere Hände müſſen wir färben mit dem Blut meines Vaters! Da liegt er, da ſteht er und grinſ't, und ſeine Augen leuchten wie feurige Kohlen! — Die brennen — die brennen — hier! hier!"

Sie hatte bei den letzten Worten, welche ſie kreiſchend hervorſtieß, Learoſa's Hand ergriffen und ſie an ihr Herz gedrückt. — Learoſa's Angſt war in eine Art von Bewußtloſigkeit übergegangen; erſt als der Wagen hielt, als der Schlag geöffnet wurde, und die Bedienten, durch Louiſens Gekreiſch von ihren Sitzen gelockt, hineinblickten, ſpannten ihre Sinnkräfte ſich wieder an; aber eh' ſie zu reden vermochte, flog der Schlag wieder zu, und ſie hörte den Einen zum Andern ſagen: „Sie iſt verrückt; nun, die Mauern, die auf ſie warten, wird ſie nicht einrennen mit ihrem tollen Kopfe."

Die Kraft zu athmen verſagte ſich Learoſa; ſie ſchielte furchtſam ſeitwärts nach ihrer Begleiterin hin, die jetzt wieder in Schweigen verſunken, aber, das

Gepräge der Geiſtesirre in all' ihren Zügen, vor ſich niederſtarrte. Mit Grauſen faßte der Gedanke an den Entſetzlichen ſie an, der mit der Kälte eines berechnenden Satans in dieſer Seele das Ebenbild der Gottheit vernichtet und es herabgewürdigt hatte zur niedrigſten Thierclaſſe, und noch grauſender fröſtelte der zweite Gedanke ihr durch Mark und Adern, daß ſie ſich rettungslos in der Gewalt dieſes Teufels befinde. Da fiel ein tröſtender Lichtfunken in ihre Seele: es fiel ihr ein, daß auf dem Königſtein — denn ſie zweifelte nicht, daß dieſe Veſte ihr Ziel ſei — ein Commandant regiere, und daß folglich die Macht ihres Verfolgers an den Thoren ihres Gefängniſſes ende, und das Reich der Willkühr eines Andern beginne. Dieſer Andere, wie verhärtet, wie rauh er auch ſein mochte, ſo entmenſcht wie ihr Feind, konnte weder er, noch ein anderer Mann auf Erden ſein.

Dieſer Troſt begleitete ſie in das Dunkel der jetzt anbrechenden Herbſtnacht; ihre Begleiterin verhielt ſich ruhig und ſtörte ſie nicht, ſich in Gedanken an ihre Zukunft zu verſenken; daß ſie verurtheilt ſei, allen Bequemlichkeiten zu entſagen, konnte ſie aus dem Mangel an Sorge für ihren unentbehrlichſten Bedarf ſchließen; man hatte ſie den Wagen beſteigen laſſen, ohne ſie mit dem geringſten Vorrath von Wäſche und Kleidungsſtücken zu verſehen. Sie zitterte, indem ſie ſich die Schilderung von den lichtloſen und dennoch überall hinhorchenden Mauern des Königſteins in's Gedächtniß zurückrief, welche die irre Phantaſie ihrer Genoſſin vorhin erſchöpft hatte, dieſe Mauern, in deren Nacht ſie, eine lebendig Todte, verſchollen und verloren ſein ſollte auf immer; bewacht und gehütet von Männern vor dem Begegnen eines mitleidigen, hülfbereiten Weibes; und faſt laut brach ſie in den Wehruf aus: „O Gott, wenn du gerecht biſt und allgütig, wie kannſt du dieſes hölliſche Geſchlecht auf deiner Erde dulden? Welch' ein Paradies wäre ſie, wie glücklich, wie unausſprechlich glücklich würd' ich ſein, wenn du die Männer verſchloſſen hielteſt bei den andern Teufeln in der Hölle!"

Jetzt hielt der Wagen; die Lakaien verließen den Bock und ſchlugen an das Thor der erreichten Veſte. Hundegebell antwortete von Innen; bald darauf drang das Licht einer Laterne durch die Finſterniß der regenbunkeln Nacht und beleuchtete, näher getragen, die benachbarten Gegenſtände. Learoſa erblickte ein thurmartiges Gebäude, aber ſtatt des wachthaltenden Soldaten an dem nunmehr ſich öffnenden Thorwege einen alten, tief in einen Mantel gehüllten Mann; Einer der Bedienten reichte ihm einen Brief, und während er dieſen bei dem Schein ſeiner Laterne las, warf Learoſa angſtvoll die Augen auf den ihr beſtimmten Kerker; da — ſie mißtraute ihrer Sehkraft, ſie glaubte, das zweifelhafte Licht täuſche ſie — aber ſie hätte darauf ſchwören wollen, das koloſſale, in Stein gehauene Wappen über dieſem Thorwege ſei daſſelbe, welches die Portalpfeiler an ihrem Vaterhauſe trugen, daſſelbe, welches ſie an dem Petſchaft führte, welches ihr Gemahl ihr an die Uhrkette befeſtigt hatte, die ſie an ihrem Hochzeitsabende empfing, ſo deutlich erkannte ſie die gekrönte Jungfrau mit dem goldenen Rade in der erhobenen Hand.

Jetzt verfinſterte eine Wendung der Laterne die Vorderſeite des Thores; Learoſa hörte die Lakaien mit dem Alten ſprechen, während er vorausleuchtete und der Wagen ihm folgte. Der Weg ſchien in einen innern Hof zu führen, deſſen Hauptgebäude, ein alterthümliches, gethürmtes Schloß, ſchwarz, als ſei es von einem Brande gefärbt, allmälig aus dem Dunkel auftauchte. Der Wagen hielt nun zum zweiten Male, und ein Diener riß den Schlag auf.

„Gott ſei Dank, ein Weib!" rief Learoſa freudig emporfahrend, als ſie unter den vier oder fünf Perſonen, die aus dem Schloſſe geeilt waren und neugierig um den Wagen herſtanden, eine bejahrte Frau und unmittelbar darauf auch ein junges Mädchen entdeckte; da hörte ſie fragen: „Welche von Beiden iſt's denn?" — Nun leuchtete der Alte in den Wagen hinein, und einer der Lakaien flüſterte den Leuten zu: „Dieſe hier zur Linken, die iſt's, die den hochſeligen Herrn in die Kirche beſtellt hat, wo er ſich den Tod geholt, und die Andere, das iſt die Tochter des Menſchenſchinders und Landausſaugers Henniken, des Handlangers und Helfershelfers von Brühl."

„Nein, nein!" ſchrie Learoſa, „nein, Ihr guten Leute, ich bin — " da brach, ihre Worte übergellend, das Gelächter der Wahnſinnigen los, und entſetzt ſprang Learoſa aus dem Wagen; aber ebenſo ſchnell ſprang Louiſe ihr nach, und miſchte ein bald von erſchreckendem Lachen, bald von herzzerreißendem Weinen unterbrochenes Geſchwätz in Learoſa's zehn Mal begonnenen Verſuch, ſich mit dieſen Leuten zu verſtändigen. „Ich will, daß man mich zu dem Commandanten führe!“ ſchrie ſie endlich ſo angeſtrengt, als ſie es vermochte, und wirklich drang ihre Stimme durch.

„Zum Commandanten?“ wiederholte der Greis, in einem undeutſchen Dialekt redend, und wandte ſich flüſternd zu den Andern: „Sie iſt verrückt wie Jene.“ — Mitleidig die Achſeln zuckend blickte die alte Frau ſie an, während der Mann ſagte: „Ja, ja, kommen Sie mit mir, wir wollen zu dem Commandanten gehen.“

Er ging mit einem Lichte voraus; Learoſa, Louiſe mit ſich fortziehend, folgte ihm; hinter Beiden wälzte ſich Alt und Jung, ein ziemlich ſtark angewachſener Troß, her.

Drei hohe Treppenabſätze zählte Learoſa. Jetzt ſtand der Alte ſtill, öffnete eine Thür und ſagte, zum Eintritt auffordernd: „Hier werden Sie den Commandanten finden.“

Learoſa ſah ihn zweifelnd an, und warf dann den

Blick in das vor ihr liegende Zimmer; es ſchien ſehr geräumig, und wiewohl etwas veraltet, doch glänzend eingerichtet; vergoldete Wand- und Möbelverzierungen ſchimmerten ihr entgegen; ein Kerker war es alſo nicht, der hier ihrer wartete. Sie trat ein; Louiſe zögerte an der Schwelle, aber der Alte drängte ſie der Vorangegangenen nach, und ſchnell flog die Thür hinter Beiden zu.

„Menſchen!“ ſchrie Learoſa, von dem tiefen Dunkel um ſich her und von dem Knarren und Raſſeln des Schlüſſels, der ſich im Thürſchloſſe drehte, außer ſich gebracht, „wenn Ihr Menſchen ſeid, ſo macht auf und hört mich an: ich bin nicht wahnſinnig! Ich bin keine Verbrecherin! Ich bin —“

„Ha — ha — ha — ha!“ ſchmetterte das Gelächter der Wahnſinnigen drein, und Learoſa verſtummte ſchreckhaft zuſammenfahrend. Sie ſtierte mit mehr krampfhaft geballten als betbereit gefaltenen Händen in das undurchſichtliche Dunkel hinein, und der erſte Gebrauch ihres wiederkehrenden Athems war der Jammerruf: „Erbarmender Gott, bin ich denn lebendig begraben?“

In dem Augenblick hörte ſie es heftig hinter ſich poltern und Louiſen's ſchmerzliches Gewimmer zerſchnitt ihr Ohr; ſie tappte einige Schritte umher und ſtieß mit dem Fuße an das beweinenswerthe Opfer männlicher Herzloſigkeit. Die Unglückliche ſchien, bei dem Verſuch vorzuſchreiten, geſtolpert und gefallen zu ſein; Learoſa richtete ſie auf, aber als habe ſie eine Schlange berührt, fuhr ſie zurück, denn warm rieſelte es wie ein voller Quell von Louiſen's Haupte auf ihre Hand nieder.

„Das iſt Blut!" ſchrie ſie. „Hülfe, um Gotteswillen, Hülfe! Es gilt die Rettung eines Menſchenlebens!" — Da war es, als erhebe ein Gezänk ſich außen; ſie horchte und unterſchied deutlich den vorwerfenden Ton einer weiblichen Stimme, welcher eine rauhere männliche vergebens Schweigen gebot. Nun verſtärkte Learoſa die ihrige, indem ſie ihre Wächter beſchwur, dem Fräulein, welches einen ſchweren Fall gethan habe und heftig blute, Beiſtand zu leiſten. — Ihr Flehen blieb nicht ohne Wirkung; die Thür wurde aufgeriegelt und geöffnet, und derſelbe Alte, welcher ſie heraufgeführt, jetzt aber ſeinen Mantel abgeworfen hatte, trat jägermäßig gekleidet mit dem Lichte ein.

Louiſen's jetzt ſichtbarer Zuſtand war in der That ſchreckerregend; ihr bleiches Geſicht, ihr Kleid waren mit Blut überſchwemmt, und ein großer Blutfleck am Boden, in der Nähe eines mit vielen vorſpringenden ſcharfen Ecken verzierten Schrankes, ließ auf die Tiefe der Wunde ſchließen, die unter ihrem linken Auge ſichtbar wurde, als der alte Jäger ihr das Geſicht zu reinigen anfing. Learoſa forderte dringend die Hülfe eines Arztes, oder wenigſtens den Beiſtand einer Frau, aber der Alte ſchüttelte den Kopf, und machte, nachdem er das Blut der Verwundeten geſtillt hatte, wieder Anſtalt, ſich zu entfernen. Da warf Learoſa ſich mit Ungeſtüm ihn in den Weg, und verſuchte, ihm das Licht zu entreißen, er aber ſtieß ſie mit muskelkräftigem Arm zurück und dröhnend flog die Thür, Beide trennend, zu.

Betäubt vor Zorn und Schmerz rang Learoſa nach Athem, da hörte ſie draußen reden: „Still, Närrin! verhungern ſollen ſie nicht, und die Betten ſind ja noch ſeit der Preußenzeit da oben in den Kammern;

die will ich ihnen geben; aber Licht? — das hieße, den Kindern das Meſſer in die Hand geben! Und mit dem Doctor iſt's auch nichts; wenigſtens heut noch nichts. Ich werd' erſt anfragen. — Und nun geh' hinunter und hol' die Bierſuppe herauf."

Nach zehn Minuten öffnete die Thür ſich wieder. Der Alte kam, von zwei Knaben, dem Anſchein nach, Jägerburſchen, begleitet. Der eine trug ein Licht und blieb, die Thüre hütend, an dieſer ſtehen; der andere war mit einem Korbe voll Speiſe beladen.

Der Greis deckte ein Tiſchchen und trug auf, dann ſchloß er eine benachbarte Kammer auf, brachte einige Betten heraus, belegte zwei einander gegenüberſtehende Canapee's damit, und ſchritt nun wieder der Thüre zu.

„Alter Mann, ein Wort noch," rief Learoſa ihm nach. Er blieb ſtehen. „Alter Mann," fuhr ſie fort, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie gewaltig die gebietende Majeſtät ihres Blicks mit dem kindlichen, gebetähnlichen Tone ihres Flehens ſich miſche; „ſeid barmherzig, bei dem Schrecken, der Euch heimſuchen wird in Eurer Todesſtunde beſchwör' ich Euch: ruft einen Arzt. Dieſe Unglückliche iſt vielleicht heut noch zu retten, morgen nicht mehr! Bedenkt, daß Gott ihr Leben in Eure Hände gelegt hat, und daß Gott Rechenſchaft fordern wird von Euch."

Der Alte glich einem Tauben. „Dort hab' ich das Eſſen hingeſetzt," ſprach er. „Die Kanne dort iſt voll guter Bierſuppe; Löffel ſind nicht vonnöthen, ich habe Taſſen mitgebracht. Die Butterſchnitte dort mit Wurſt und mit Schinken laſſen ſich auch ohne Meſſer und Gabeln eſſen. In jenem Kruge iſt Bier, ein guter Haustrunk. Wein wächſt hier zu Lande nicht. Morgen früh werd' ich wieder kommen und den Tiſch abräumen. — Nach Mitternacht geht der Mond auf, und Mitternacht iſt's ja bald; Licht brauchen Sie alſo nicht."

Er ſchob ſeine beiden Gehülfen hinaus und folgte ihnen.

Eine furchtbar lange Nacht verſchlich Learoſa. Ein wildes Fieber toſ'te in Louiſen's Adern, wie der durch ihre Verzweiflung erweckte Spukgeiſt in ihrem Hirne; ein ſchaueriger Wechſel von Gelächter und Schluchzen, von undeutbaren Irrreden und von jammerreichen Klagausbrüchen eines liebenden, von der entſetzlichſten aller Qualen zerriſſenen Herzens ſtürmte ſo fürchterlich auf das Gemüth der unſeligen Wächterin ein, daß ſie für ihr eigenes, vom ſteten Wirbeln ergriffenes Hirn zu fürchten begann. Alles, was ſie erfahren hatte im Laufe ihres Lebens dünkte ihr nichts gegen die Schrecken dieſer entſetzlichen Nacht, die von Stunde zu Stunde grauenvoller und am grauenvollſten dann ward, als die Mondſcheibe, dann und wann durch eine Wolkenſpalte blickend, das leichenhafte, blutige Geſicht der Wahnſinnigen beleuchtete, die den ihr von ungeübten Händen angelegten Verband längſt von ihrer Wunde herabgeriſſen hatte.

Endlich verblich das Mondlicht und die Morgendämmerung fing an ſich zu zertheilen. Learoſa ſchwankte an das Fenſter. Rechts unter ihr, tief zu ihren Füßen, ragte das Dach eines ſtallähnlichen Gebäudes aus dem Dunkel des Hofes empor; vor ihr lag, inmitten zweier baufälliger, jedoch, wie der aus ihren Schornſteinen aufſteigende Rauch bekundete, bewohnter ſteinerner Häuſer, der alte Thurm, durch deſſen Thorwölbung ſie geſtern eingelaſſen worden war. Die Seite zur Linken bedeckte eine noch unaufgeräumte

Brandſtätte. — Über dieſe hinaus entwickelte ſich aus dem Morgennebel eine reiche gebirgige Landſchaft, welche in tauſendfachen Biegungen ein Flüßchen durchſchnitt, und deren Hintergrund zwei wolkenanragende Felſen begränzten. Der Athem blieb ihr ſtocken, als ſie die letzteren entdeckte. Dieſer Felſen, es war der Königſtein, und jener entferntere, der Lilienſtein! — Sie war alſo nicht eine Gefangene in jener fürchterlichen Veſte? — „Aber, Gott im Himmel!" rief ſie aus, „wo bin ich denn?"

„In guten Händen, zweifeln Sie nicht," ſo ward in ihrem Rücken eine rauhe Stimme vernehmbar; der alte Jägersmann war geräuſchlos eingetreten und ſtand hinter ihr.

Der überraſchende Anblick der unbeweglichen Züge dieſes Greiſenangeſichts bannte das ſchwebende Wort auf Learoſa's Lippen feſt; ein Weilchen ſtand der Alte, ſie feſt anblickend, ebenfalls ſchweigend, ihr gegenüber; dann hob er an: „Ich komme, mich zu erkundigen, wie es geht mit der kranken Mamſell dort? Wenn ihr gedient wäre mit den Wundertropfen, die unſere halliſche Hausapotheke enthält, mit der Essentia mara zum Beiſpiel, die hält Leib und Seele zuſammen; oder mit der Goldtinktur, die ſtärkt und wärmt den Magen, und wenn der Magen geſund iſt, ſo —“

Er brach ab und ſchien Learoſa’s Befehle zu erwarten.

„Mein Freund,“ nahm ſie das Wort, „ich habe geſtern für dieſe Kranke einen Arzt gefordert; Ihr habt mir Euer Ohr verſchloſſen und Euer Herz verhärtet; dieſe Sünde wird gegen Euch zeugen am jüngſten Tage, wenn die Todten auferſtehen und dieſe Gemordete mit ihnen. Noch iſt’s vielleicht möglich, ſie zu retten, wenn Ihr —“

Sie hörte auf zu reden, denn der Alte hatte ſich gleichmüthig ſeitwärts, dem gedeckten Tiſche zugewandt, und hob jetzt, als habe ſie kein Wort geſprochen, ruhig an: „Nicht angerührt die liebe Gottesgabe? — So, ſo! — auch gut. — Soll ich Ihnen die Suppe wieder wärmen laſſen zum Frühſtück? oder befehlen Sie Milchſuppe? Kaffee haben wir nicht.“

„Nein, in dieſer Bruſt ſchlägt kein Menſchenherz!“

brach Learoſa halb jammernd, halb in ohnmächtiger Wuth aufbrauſend, ſo laut aus, daß Louiſe, welche bis jetzt in ſcheinbar tiefem Schlummer gelegen hatte, ſchreckhaft zuſammenfuhr, und nun in ihr ſchauerliches Gelächter verfiel.

„Ei, die Mamſell iſt ja recht luſtig,“ murmelte der Jäger, und begann den Tiſch abzuräumen.

Fiebernd flogen Learoſa's Adern; ihrer Gedanken, ihrer Gefühle ſich unbewußt, lehnte ſie das ſchwere Haupt an die Lehne des Sofa's, das Louiſen's Gelächter erſchütterte. Wie ein Thränenandrang preßte es aufwärts aus ihrer Bruſt; aber ihre Augen blieben trocken, und ihr krampfhaftes Schluchzen linderte ihren martervollen Zuſtand nicht. Als ſie, um Athem zu ſchöpfen, ſich emporrichtete, ſah ſie den Alten nicht mehr; er hatte das Zimmer verlaſſen. Louiſe war wieder in ihren ſchlafähnlichen Zuſtand verſunken.

Nach einer langen Weile — Learoſa hatte die Dauer der Zeit nicht gemeſſen — erſchloß das Gemach ſich wieder. Der alte Jäger brachte das Frühſtück. „Hier iſt Milchſuppe,“ ſagte er. „Sie iſt mit Weizenmehl abgerührt; behelfen Sie ſich vor der

Hand damit, bis der Kaffee und die Semmel gebracht worden ſind aus der Stadt.“

„Aus der Stadt?“ wiederholte Learoſa etwas lebhaft. „Alſo wir ſind in keiner Stadt? Wie heißt denn dies Dorf oder dies Schloß?“

„Das wiſſen Sie nicht? Nun, dann werden Sie es auch nicht wiſſen ſollen,“ erwiederte der Jäger, und ging zur Thür hinaus.

Von nun an ſchlich eine lange Reihe von Stunden vorüber, durch nichts unterbrochen, als durch den Wechſel der Wahnſinnsausbrüche Louiſen's. Lachend fuhr ſie auf aus dem Schlafe, und brach, wenn ſie kaum aufgehört hatte, die Luft durch ihr ſchneidendes Gelächter zu zerreißen, in ein ſo leidendes Weinen aus, daß Learoſa in ihrer Thränenarmuth faſt die Wahnſinnige um ihre Thränen und um ihren Wahnſinn beneidete. Dann aber, wenn die Unglückliche dem Schmerz, der ihren Geiſt zerrüttete, Worte gab, wenn ſie in Träumen ſeligen Glücks ſich wiegend, das naſſe Auge lächelnd, als feuchte die Freude es an, zum Himmel emporhob, und dann, wie plötzlich angerührt vom gewaltigſten Schmerz, ihre Züge ſich verzerrten, ihre holden Traumgenoſſen verſtoben, und der geliebte Theilhaber ihres erträumten Glücks zum zähnefletſchenden Ungethüm verwandelt, ſie mit ſeinem Schlangenleibe umringelte; und wenn ſie dann laut aufſchrie vor Entſetzen, weil ſie auf dem Rumpfe des Ungeheuers das Haupt des Geliebten erkannte, dann hörte Learoſa auf, ſie zu beneiden um ihre Thränen und um ihren Wahnſinn; aber lauter als je erhob in ſolchen entſetzlichen Momenten gegen den entmenſchten Begründer dieſes namenloſen Elends und gegen das ganze Geſchlecht, dem dieſer — vollendete Mann angehörte, ihr Haß, ihr Abſcheu die ewig unverſtummbaren Stimmen.

Zwei Drittel des Tages konnten ſo vorübergezogen ſein, als gerade eine ruhige Stunde über Louiſen kam, und gleichzeitig die niederſteigende Sonne einen freundlichen Blick durch die blinden Scheiben der Fenſter warf. Die Sehnſucht nach Rettung, nach Befreiung aus dieſem Kerker ward ſehr rege in Learoſa's Seele; ſie ſtand auf, öffnete leiſe das Fenſter und blickte hinaus; aber tief, ſelbſt für eine Verzweiſelnde, die ihr Alles auf einen Wurf zu ſetzen beſchließt — zu abſchreckend tief lag der öde Hof zu ihren Füßen; ein Sprung hinab konnte nur vernichten, nicht retten. — Schmerzlich ſeufzend war ſie im Begriff, das Fenſter zu ſchließen, da hörte ſie aus dem ſtallähnlichen Seitengebäude einen Ruf aus unverkennbar weiblicher Kehle ertönen; eine noch zartere Stimme antwortete, und ſchnell fußte Learoſa's Hoffnung auf feſterem Boden; wenn es ihr gelänge, ſich mit jener Matrone oder mit jenem Mädchen zu verſtändigen, deren mitleidige Blicke bei ihrem Eintritt in dieſes Haus ihr ſo wohl gethan hatten; warum ſollte ſie nicht hoffen, durch den Beiſtand dieſer menſchlichbeſeelten Weſen Mittel zu finden, ihren Freundinnen Nachricht zu geben von ihrem Aufenthalt, von ihrer Unſchuld, von ihren Leiden?

Der raſche Schlag eines Roßhufes, der beſonders von der Brücke jenſeits des Thores her vernehmbar wurde, zog ihre Aufmerkſamkeit hauptſächlich durch die Eilfertigkeit auf ſich, mit welcher eine ihrer Hausgenoſſinnen, die muthmaßlich den Kommenden ſah und erkannte, dieſem entgegenging, um ihm das Thor zu öffnen. Es war ein Reiter, der in den Hof ſprengte und mit der Frau zu reden anfing. —

Dieſer Anblick beraubte Learoſa ihrer Beſonnenheit. „Rettung! Rettung!" wimmerte es in ihrer wogenden Seele; „eine grauſamere Gefangenſchaft wie dieſe kann dir nicht werden; es müßte denn die Hölle ſelbſt ſich aufthun für dich!" und nun ſchrie ſie, die Arme ausſtreckend, die Hände flehend wie zum Gebete faltend: „Rettet mich! Ich bin eine unſchuldig Gemarterte! Ich habe —"

Da brach ſie zurückfahrend ab, denn in der Perſon des Fremden, der jetzt zu ihr auffah, erkannte ſie einen der beiden Jägerburſchen, welche als die Gehülfen ihres Kerkermeiſters geſtern ihre Abendmahlzeit beſchicken geholfen; und gleichzeitig fuhr Louiſe aufgeſchreckt durch ihr Geſchrei, empor, um gegen die verſöhnenden Traumgeſtalten die wildeſten Lebensbilder einzutauſchen.

„Nun iſt's vorbei mit meiner Hoffnung! Nun hab' ich, ich Unſinnige, meinen Kerkermeiſter ſelbſt gewarnt vor mir!" jammerte Learoſa, und warf verzagend ſich nieder auf den Stuhl, an deſſen vergoldeter Lehne Louiſe ihre brennenden Wangen kühlte.

„Warum hab' ich geſprochen?“ fuhr Learoſa fort mit ſich zu hadern. „Sah ich denn nicht, daß ein **Mann** es war, den ich um Rettung anrief? — Und wußt' ich nicht, was ich von einem Manne zu erwarten hatte? — Warum harrte ich Sinnloſe nicht, bis die Frau allein war? bis —“

Sie erſchrak, denn ihr Auge fiel auf einen langen Schatten, den ein hinter ihr ſtehender Körper auf den Fußboden warf. Sie ſah ſich um, und erſtarrte, denn der alte Jäger ſtand unſern ihres Stuhls.

„Die Frau möchte wohl niemals allein zu finden ſein; dafür werd' ich zu ſorgen wiſſen,“ ſagte der Alte. — Learoſa rang verzweifelnd die Hände.

„Es gefällt alſo Ihro Excellenzen hier nicht?“ begann der alte Mann wieder. „Glaub' es wohl; es iſt auch jetzt nicht ſchön hier. — Doch wenn es Ihro Excellenzen hier nicht gefällt, ſo dürft' es Ihro Excellenzen nur ein paar Zeilen koſten, und Ihro Excellenzen könnten ſammt der kranken Mamſell ſpazieren, wohin es Ihnen gefällig iſt.“

Learoſa horchte hoch auf; der Alte ſah ſie forſchend an, aber er redete noch nicht weiter; ſie mußte ihn auffordern, ſich näher zu erklären.

„Ihro Excellenzen haben — — es iſt zwar weltbekannt — — aber Ihro Excellenzen haben es doch noch nicht ſelbſt geſtanden,“ ſtotterte der Waidmann und hielt inne.

„Was hab' ich noch nicht geſtanden?“ frug Learoſa geſpannt.

„Nun, das — Verſehen — in der Kirche mein' ich,“ verſetzte Jener. „Wenn Ihro Excellenzen ſich ein Herz faßten, an Seine Excellenz zu ſchreiben, Ihr Vergehen offen zu bekennen, und um Vergebung zu flehen, dann würden Seine Excellenz ſich erweichen laſſen, und Alles wäre vergeben und vergeſſen.“

Ein Lichtſtrahl zuckte leuchtend auf in Learoſa's Hirn. Schreiben ſollte ſie; die Milde Gottes wollte ſie mit den Werkzeugen verſehen, ſich den geliebten Menſchen mitzutheilen, von denen ſie einzig Rettung hoffen durfte. — „Bringen Sie mir Schreibzeug, ich will an den Grafen ſchreiben,“ ſagte ſie.

„Hier iſt Alles, was Sie brauchen,“ verſetzte der

Alte, zog aus einem Korbe, welcher das verſpätete Mittagsmahl enthielt, ein Blatt Papier, eine Schreibfeder und ein kleines Arzneigläschen halbvoll Dinte heraus, und wünſchte, ſich entfernend, gute Verrichtung und beſſern Appetit als bisher.

Learoſa flog an den Schreibtiſch; ſparſam drängte ſie die Zeilen auf dem kleinen Blatte zuſammen, um ihrer Freundin kein zu oberflächliches Abbild ihrer Lage entwerfen zu müſſen. Wie dies Blatt in die Hände der Frau von Zſchechwitz zu bringen ſei, darüber ſann ſie noch nicht; auch den Namen ihres Gefängniſſes war ſie gewiß, noch zu erfahren; wie? — das ließ ſie dem Walten Gottes anheimgeſtellt ſein; genug, ſie konnte ſchreiben von dem Verrath des Königs, des Jeſuiten, von der Unmenſchlichkeit ihres Stiefſohns, der ſeine verſtoßene Braut zum Verſchmachtungstode und ſie zur ewigen Gefangenſchaft verurtheilt hatte; von der Erbärmlichkeit ihres Gemahls, der —

Hier legte ſie die Feder hin und horchte; der Klang eines Poſthorns dröhnte hinauf zu ihr. Sie flog an das Fenſter und ſah einen blaſenden Poſtillon daher ſprengen, welchem ein Mann in einem gelben, mit Silbertreſſen beſetzten Kleide folgte. Sie ſah genauer hin; der dreieckige Treſſenhut, der Hirſchfänger an dem ſilbernen Bandelier, nein, ſie täuſchte ſich nicht; das war die ihr wohlbekannte Montur der kurfürſtlichen Hofcouriere.

Es war Learoſa, als wiſſe ſie gewiß, die Botſchaft, welche dieſer Courier brachte, könne nur ſie betreffen und nur eine gute, eine rettende ſein. Sie horchte und horchte, ob ſich nicht bald das Thürſchloß bewegen werde; aber obgleich es geräuſchvoller auf den Treppen wurde, ſo ſchien doch Niemand ihrer Thür ſich nähern zu wollen. Endlich vernahm ſie Fußtritte in der Nähe, die Thüre wurde geöffnet, und der alte Waidmann trat ein, das Geſicht beunruhigt, einen Brief in den Händen hin und herdrehend, indem er ſtockend anhob: „Ihro Excellenzen, da bringt ein Courier einen Brief von unſerer gnädigſten, jetzt regierenden Kurfürſtin; ich weiß nicht, ob —“

Learoſa's Augen funkelten; ſie entriß dem Alten den Brief und entſiegelte ihn, eh' er mit den Worten ihr in die Hände greifen konnte: „Mein Gott, Excellenzen, der Brief iſt ja nicht an Sie; leſen Sie doch die Aufſchrift; er iſt ja an das Fräulein von Henniken.“

„Nicht an mich?“ ſtammelte Learoſa, indem ſie den Inhalt des Briefes überflog. Er lautete:

„Meine Liebe!

Ich bin benachrichtiget worden, daß die Chancen, ſo eingetreten in der Situation Eures Vaters, Euch der Avantagen beraubt haben, welche Ihr mittelſt Eurer vorſeienden Mariage Euch verſichert hattet für die Zukunft. Ich will Euch hiemit Meine aufrichtige Compaſſion an Euerm gehabten Malheur zu erkennen geben, Euch aber auch gleichzeitig zu wiſſen thun, daß Ich Euch bei Meinem durchlauchtigſten Gemahl, Liebden, die Expectance auf die zunächſt vacant werdende Stelle in dem gräflich von Campani’ſchen Fräuleinſtift zu Barſchau erwürkt habe, Euch auch ermuntern will, Eure Zuflucht zu Meiner Gnade zu nehmen, wenn Ihr dereinſtens bei etwa vorkommenden Occaſionen derſelben bedürftig werden ſolltet. Mag Euch jedoch nicht verhalten, daß Ich auf anderweitige Glieder Eurer Familie Meine landesmütterliche Fürſorge zu etendiren weder vermag, noch geneigt bin. Wollte Euch aber ſchließlich nicht verhehlen, daß Ich die Generoſité derjenigen Familie, ſo ſich Eurer angenommen, wohlgewogentlichſt anerkenne und bin Eure

Dresden den 6. October 1763.

wohlaffectionirte
Maria Antonia Ch. v. S."

„Maria Antonia! Engel! Gott ſei mit Dir! — O, Du biſt ein Weib wie ich!" ſo drang das Entzücken aus Learoſa's Seele; doch da fiel ihr Blick auf Louiſen's Leichenantlitz. — „Nun, Du grauer Unmenſch," fuhr ſie auf den Jäger los, „ſieh Dieſe an; Du haſt ſie gemordet, und Du ſollſt Rechenſchaft geben von Deiner Unthat!"

„Ach mein Gott, ſie iſt ja noch nicht todt," verſetzte ängſtlich der Alte. „Mein Sohn ſoll ſogleich fort nach Pirna zum Herrn Doctor; doch das iſt zu weit; Pirna iſt zwei Meilen von Simbach; Berggieshübel iſt näher, und der Feldſcheerer, der dort wohnt, iſt ein geſchickter Mann. Mein Kummer iſt's nur, wie ich's werde verantworten können bei dem jungen Herrn Grafen, wenn ich ohne ſeine Erlaubniß —"

„Fort, Alter, fürchteſt Du den Elenden mehr als Gott?“ fiel Learoſa ihm in’s Wort, und trieb ihn hinaus. „Alſo in Simbach bin ich.“ Sie hob den Umſchlag des Briefes der Kurfürſtin auf und las: „An Louiſe von Henniken in Simbach.“ — Alſo auch ſie, die Kurfürſtin ſelbſt weiß, wo wir ſind? — o dann bin ich gerettet! — Wir? — o nur ich! Dieſe Unglückliche kann kein König, nur dein Todesengel, himmliſcher Vater, kann ſie retten!“

Sie beugte ſich zu Louiſen nieder, da ſchmetterte das Poſthorn wieder, und ſchnell beſann ſie ſich, durchaus mit dem Courier ſelbſt reden zu müſſen. Sie ſtürmte der Thür zu, aber der vorſichtige Alte hatte nicht vergeſſen, ſie zu verſchließen; ſie flog an’s Fenſter, und eben ritt der Courier, dem Poſtillon folgend, durch das Hofthor davon.

Zagend ſenkte Learoſa das Haupt, da hob ſie es wieder, denn der Arzt fiel ihr ein, der jeden Augenblick zu erwarten war, und, wenn ſie ſich auf das neu ausgeſprochene Wohlwollen der Kurfürſtin berief, ihr ſeinen Beiſtand nicht verſagen durfte.

Sehnſüchtig warf ſie, des Helfers harrend, die

Blicke ſo weit wie möglich über die Dächer der Hofgebäude hinaus; da ſprengte der Erſehnte daher. Näher, immer näher; jetzt hatte er den Hof erreicht, und — erblaſſend trat Learoſa zurück, denn der Reiter, der eben vom ſchäumenden Pferde ſprang, trug die Livree ihres Hauſes; — es war — ſie erkannte ihn ganz deutlich — ein Diener des jungen Grafen.

Bebend, aber ſehr behutſam, ſchloß ſie das Fenſter; ſie ahnete, daß ſie etwas Ungeheueres zu befürchten habe, und unwillkührlich blickte ſie umher im Zimmer nach einem Schlupfwinkel, um ſich verbergen zu können; aber eh' ſie ein Plätzchen fand, das ihr einen Verſteck gewährt hätte, ward es außen laut von Mannestritten; beängſtigt blickte ſie dem neuen Feinde entgegen, aber es war der Wohlbekannte, der alte Jäger, der nur ſein Geſicht in fremdartige Falten gelegt hatte.

„Meine beiden Söhne ſind unterwegs,“ hob er an, „der eine nach Berggieshübel zum Herrn Feldſcheerer, der andere nach Pirna zum Herrn Doctor.“

Learoſa blickte ihn forſchend an; es war nicht zu verkennen, daß er noch etwas Anderes zu ſagen habe, und nur gefragt werden wollte; aber ſie hielt es zweckmäßig, nicht zu verrathen, wen ſie geſehen habe, und ihn ungefragt reden zu laſſen. Er that es nach einigem Zaudern auch wirklich:

„Ich habe zwar den Befehl, Ihro Excellenzen nichts zukommen zu laſſen, als was unentbehrlich iſt zu Leibesnahrung; aber da hat ſich etwas Sonderliches zugetragen; ein fremder Menſch hat einen Brief gebracht für Ihro Excellenzen und mich beſchworen, ihn in Ihre Hände zu geben. Ich weiß nicht, ob ich recht thue; aber — meine Frau hat ſich erbitten laſſen.“

Er zog einen Brief hervor; neugierig griff Learoſa darnach und las:

„Eine wohlmeinende Freundin räth der Frau Gräfin von Rottingerode, ſo lieb das Heil Ihrer unſterblichen Seele Ihr iſt, ſich nicht wieder zur Vereinigung mit Ihrem Gemahl zu verſtehen. Man will Sie dem Glauben Ihrer Väter abtrünnig und katholiſch machen; angeblich, um Sie wieder feſtzuſtellen in der Gunſt des Hofes, in der That aber, um durch den Nachlaß des Grafen von Rottingerode die Kirche zu bereichern, indem man ſeine dereinſtige Witwe einem bambergiſchen Kloſter einverleibt.“

Ein Gewoge von Licht und Schatten wallte auf und ab vor Learoſa's Augen, als ſie dieſen ununterſchriebenen, ſcheinbar von einer ungeübten Hand gekritzelten Zettel entziffert hatte. Daß es das Machwerk ihres Stiefſohns und eben von ſeinem Reitknecht überbracht worden ſei, um ihr auf eine geheimnißvoll ſcheinende Art in die Hände geſpielt zu werden, das lag ihr am Tage; aber welchen Zweck hatte dieſes lichtſcheue Werk? Einer Verſöhnung mit ihrem Gemahl entgegen zu arbeiten; ſie konnte nicht daran zweifeln. Aber lag dem hier angedeuteten Sühnungsverſuche wirklich die vorgeſpiegelte Abſicht, ſie katholiſch und zur Nonne zu machen, zum Grunde? oder war die Bekehrung, welcher man ſie unterwerfen zu wollen beabſichtigen ſollte, nichts, als eine Erfindung ihres raſtloſen Feindes? — und war dies der Fall, was mußte vorgegangen ſein, um ihn zu einem Angriff ſolcher Art zu veranlaſſen?

Fragen anderer Art folgten dieſer. Was ſollte ſie beginnen, wenn der Graf wirklich den Verſuch machte, ſein abgebrochenes Verhältniß mit ihr wieder herzuſtellen? Ihm trotzen? — Ihre Gefangenſchaft verewigen? — oder ihm nachgeben? — Wieder ſeine Leibeigne werden? Abhängig bleiben von ſeinem abſcheulichen Sohne? —

Der Alte, wahrſcheinlich um ſie aufmerkſam zu machen, daß er eines Beſcheides gewärtig ſei, bewegte ſich geräuſchvoll. Learoſa fuhr auf, aber gleichzeitig mit ihr auch die Kranke, deren Wahnſinnsausbruch, durch den Schreck und den Anblick des Alten aus ihrem Scheinſchlaf erweckt, von Minute zu Minute an Heftigkeit wuchs, und um die Zeit des Nachteinbruchs ſo drohend wurde, daß der alte Jäger es nöthig hielt, ſeine beiden Söhne, welche, ohne einen Arzt heim gefunden zu haben, zurückgekehrt waren von Pirna und Berggießhübel, zu Wächtern an dem Bette der Tobenden zu beſtellen, zu deren Bändigung zuletzt kein anderes Mittel übrigblieb, als ihr die Hände und die Füße zu binden. Der Lärm ihres Gekreiſches rief alle Bewohner des Hauſes herbei; die Thür blieb offen, Niemand beachtete Learoſa, in deren Seele plötzlich der Gedanke, ſich durch die Flucht zu retten, erwachte. Die Frage, wie ſie den nie betretenen Weg nach Oberwerda, dem Landſitze der Frau von Zſchechwitz, finden und zurücklegen ſolle, ohne Geld, ohne Beiſtand, ſelbſt ohne hinlänglichen Schutz vor der Witterung? — dieſe Frage verſtummte vor ihrer Sehnſucht nach Rettung, und ſchon hob ihr Fuß ſich, um die Schwelle ihres Gefängniſſes zu übertreten, als unten vor dem Hofthore ein heftiger Lärm erhoben wurde; Schläge an das Thor und ein lautes Rufen, vom Gebell der Hofhunde beantwortet, ſcholl herauf, und die Furcht, von dieſen Wächtern des Hauſes angefallen zu werden, hielt Learoſa von dem Fluchtverſuch zurück. — Der Jäger, begleitet von ſeinen Söhnen, eilte hinaus, und nach kurzer Zeit hörte man einen ſchweren Wagen in den Hof rollen.

Die Feier des großen Seelmeßamtes war geendet, als der Beichtvater der Kurfürſtin, die Reihe der Verſammlung ſchließend, welche die Kirche verließ, ſich hinterrücks berührt fühlte; er wandte das Haupt, und der Hofmann, Graf von Rottingerode ſchlüpfte aus dem dunkeln Winkel der Galerie, die ihn barg, hervor.

„Sie haben — “ flüſterte er — „mir Aufſchluß verſprochen; aber —“

„Stille! Hier nicht und heute nicht,“ fiel der Prieſter mit ſo vorſichtig gedämpfter Stimme ein, daß ihr Laut kaum für etwas Anderes, als für ein Räuſpern der leiſeſten Art gelten konnte. „Morgen nach dem Lever, im Corridor neben dem Schweizerſaale.“

„Nur eine Frage noch, wir ſind ja allein,“ wiſperte der Graf. „Wußten Sie —“

„Nichts wußt' ich von Ihrer Entlaſſung; auch die Kurfürſtin war überraſcht. — Morgen mehr.“

Er wollte ſich entziehen, aber der Graf hielt ihn feſt. „Es hört uns ja Niemand; haben Sie der Kurfürſtin mitgetheilt, daß ich mich losgeſagt habe von Henniken?“

„Sie weiß Alles,“ bejahte der Prieſter, ernſtlicher bemüht, ſich loszuwinden von dem Überläſtigen, der aber, ſtatt ihn zu entlaſſen, ſeinen Arm noch feſter hielt und ihm zuziſchelte: „Alles? — O, Alles wiſſen Sie ſelbſt noch nicht; daß ich am Ziele meines Strebens ſtehe; daß es mir gelungen iſt, meinen cher papa von meiner chère belle-mère zu trennen; daß er ſie nicht begleitet hat und nicht begleiten durfte in ihr Exil, das Alles und viel mehr noch wiſſen Sie nicht; ich mußt' es Ihnen aber ſagen, um Sie in den Stand zu ſetzen, nachdrücklich und ohne Verzug für mich zu wirken bei der Kurfürſtin.“

„Wie?“ verſetzte der Beichtvater, jetzt ohne gehalten zu werden, ſeinem jungen Freunde das Ohr leihend. „Alſo die Gräfin iſt abgereiſ't? — Wohin? — Nach Simbach? — So? — Und der Papa haben ſie allein reiſen laſſen? So? — Aber wird die Trennung von Beſtand ſein? — Ich beſorge von der Schwäche des Grafen — Sie haben ja genugſame Erfahrungen gemacht —“

„Fürchten Sie nichts, ſo lang' ich in Dresden bin,“ unterbrach ihn Graf Auguſtus, „ſo lange ich meinen Vater bewachen kann, bürg' ich Ihnen für ſeine Standhaftigkeit. Zudem hat meine Stiefmama ſelbſt einen Rückfall in ſeine kindiſche Liebeskrankheit unmöglich gemacht; ſie hat nämlich in einem Anfall romanhafter Großmuth ſich zur Beſchützerin meiner Erbraut aufgeworfen, und da mein Glücksſtern gerade hinreichend einflußreich geweſen iſt, die Durchſetzung ihres Willens zu befördern, und Beider Vereinigung zu Stande zu bringen, ſo kann mein Vater, ohne völlig mit dem Hofe zu brechen und all' ſeine Hoffnungen aufzugeben, unmöglich an die Herſtellung ſeines Verhältniſſes mit ihr denken."

„Hm! da möcht' ich doch das Gegentheil fürchten," ſagte der Prieſter bedenklich. „Sie ſind irriger Meinung, wenn Sie glauben, daß die auf den entſetzten Miniſter von Henniken geworfene Ungnade der Kurfürſtin ſich auch auf deſſen Tochter erſtrecke. Sie kennen das chriſtliche Herz dieſer hochbegabten Frau nicht; Sie würden ſonſt wiſſen, daß es hinreichend iſt, unglücklich zu ſein, um ein Gegenſtand ihrer Fürſorge zu werden, und daß folglich die anſcheinende Thorheit Ihrer Stiefmutter eine ſehr weltkluge Maßnahme geweſen ſein dürfte."

„Um Himmels willen laſſen Sie das meinen Vater nicht ahnen," flüſterte der Graf hochbeſtürzt. Da ſtieß der Prieſter, ihm Schweigen gebietend, ihn an, und aufhorchend vernahm er die Tritte eines Kommenden, zugleich aber auch ſein Trällern eines Liedchens, an welchem er den Pagen erkannte. „Bleiben

Sie, es iſt Lüttchepfal, unſer Verbündeter," ziſchelte er dem Prieſter zu.

„Unſer Verbündeter? — Der Ihrige, wollen Sie vielleicht ſagen," verbeſſerte dieſer.

„Auch der Ihrige," behauptete der Graf. „Meinen Sie, daß der verſtorbene König ihm Ihren Antheil an ſeinem Abenteuer verheimlicht habe?" Und nun ging er dem näher gekommenen Pagen einige Schritte entgegen, und hob an: „Wie, Freund, noch in Dresden? — Ich denke, Ihre Functionen haben, wenigſtens hier im Schloſſe, geendet."

„Die gebotenen allerdings, aber die freiwilligen halten mich noch feſt," entgegnete der Expage. Überdem hab' ich einen Wink erhalten, meine fernere Beſtimmung hier noch abzuwarten; es ſcheint Manches ſich ändern zu können. — Doch wiſſen Sie, daß ich Sie ſuche, um Ihnen zu ſagen, daß Ihre Cameraden, mit Schärpe und Ringkragen angethan, ſchon nach dem Leichenſaale ſpaziert ſind. Der Kurfürſt hat nämlich befohlen, die Schweizer zur Nacht ablöſen zu laſſen durch die Grenadiere."

„Wieder etwas Neues!" ſchalt der Graf, und frug, im Begriff zu enteilen: „Aber, wenn Sie mich ſuchten, Lüttchepſal — wußten Sie mich denn hier zu finden?"

„O, was wittert ein Page nicht! könnt' ich antworten, wenn der Scherz mir nicht verbittert wäre ſeit zwei Tagen; doch will ich meiner Spürnaſe keine unverdiente Lobrede halten; es iſt Zufall, daß ich Sie finde. — Aber warum weilen Sie noch?"

„Ich gehe ſchon," ſagte der Graf, und flüſterte, dem Prieſter vorüberſtreifend, dieſem zu: „Morgen alſo nach dem Lever, im Corridor neben dem Schweizerſaale."

Der Jeſuit ſetzte ſich langſam in Bewegung, und hob während des Gehens an, mit ſich ſelbſt zu reden: „Ja es iſt eine ſchwere Zeit, in welcher wir leben."

„Ich dächte, Hochwürdigſter, Sie trügen leicht an Ihrer Bürde," erwiederte vorlaut der kecke Page.

„Ich? — Meinen Sie, junger Mann? — Sie wiſſen alſo nicht, wie die Sorge des Freundes für ſeine Freunde ein fühlendes Herz drückt? Wiſſen vielleicht auch nicht, daß Sie ein Gegenſtand meiner Sorgen ſind? — Ihre Verbannung, bauen Sie auf mich, wird bald enden.“

„O, Sie Gütigſter!“ rief der boshafte Page aus, den Hohn ſeines Herzens hinter dem dankbarſten Blicke bergend. — Der Jeſuit ſah ihn ſcharf an, nahm ihn vertraulich bei der Hand und ſagte tief ſeufzend: „Leider kann ich nicht alle Fallenden aufrecht erhalten, leider nicht alle Gefallenen erheben; vielmehr hat — drei Mal leider! muß ich ausrufen — die Vorſehung in meine Hände die traurige Machtvollkommenheit gelegt, Nichtswürdige der Strafe auszuantworten; Verläumdern — Verräthern ein Schweigen aufzuerlegen, ſtarr und ewig wie die Mauern des Königſtein! — Und nun, mein lieber Jüngling, müſſen wir uns trennen. Schlafen Sie wohl.“

„Verſtanden, Monſieur Mazarin, wohlverſtanden, Herr Baſtillenſchließer und Himmelsöffner!“ murmelte der Page, mit leiſen, aber langen Schritten entfliehend. — Doch plötzlich machte er in dem Schatten einer vorſpringenden Pfeilerecke Halt und beugte vorſichtig den Hals vorwärts. — Eben verſchwand der Prieſter in dem Vorgemach der Kurfürſtin.

„So, ſo; dahin alſo! — Nun, ich bin doch neugierig, ob ich mich jetzt ſchon vorzubereiten habe auf mein königſteiner Mundſchloß,“ ſprach der verwaiſ'te Königsgünſtling zu ſich ſelbſt. „Ob ich's heut' verſuche, hinzuhorchen, was die kleinen Prinzen gehört haben? — oder ob ich warte, bis morgen nach dem Lever, und als unſichtbarer Dritter zu der Zwieſprache in der Galerie am Schweizerſaale mich einfinde? — Nun, verſuchen kann man ja Beides.“

Und leichtfüßig huſchte er vorwärts und verlor ſich am Eingange zu den Kammern der kurfürſtlichen Kinder, entſchlüpfte nach Verlauf einer halben Stunde wieder und umging auf einem Umwege den Leichenſaal, um dem wachthaltenden Hauptmann, Grafen von Rottingerode, nicht zu begegnen, der in dem Cabinette, welches neben dem Saale ihm eingeräumt war, mit den andern Officieren die Nacht bei der Tokaier Flaſche verwachte, ahnungslos, was der dieſer Nacht folgende Tag ihm zu bringen beſtimmt ſei.

Der erſte Gegenſtand, der ſeine üble Laune erregte, war der Sohn des alten Förſters aus Simbach, der den Auftrag hatte, ihn von dem Zuſtande des Fräuleins von Henniken zu benachrichtigen und Erkundigung einzuziehen, ob der Kranken ärztliche Hülfe geleiſtet werden dürfe?

Der Graf ward ſehr bedenklich. Die Zuziehung eines Arztes konnte Louiſen's Zuſtand zur Kenntniß der Kurfürſtin bringen, und das mußte vermieden werden; wie aber, wenn die Kurfürſtin einſt erführe, daß er der Leidenden den Arzt verſagt habe? — Er beſchloß, den Prieſter entſcheiden zu laſſen, und fertigte den Burſchen mit der Weiſung ab, das kranke Fräulein vor jedem fremden Auge zu hüten, bis er ſelbſt andere Anordnungen erlaſſen werde.

Das Selbſtgeſpräch, welches ſeine nächſte Stunde ausfüllen mochte, fand keinen Lauſcher; es ging daher der Geſchichte dieſes Tages verloren; doch mußte es ſeine Sinneskräfte ſehr in Anſpruch nehmen, denn er bemerkte den leiſe eintretenden Oberſten von Schwarzberg, ſeinen Commandeur, nicht eher, bis dieſer ihn mit den Worten anredete: „Graf, ich habe den heutigen Parolebefehl von Seiner Durchlaucht empfangen;

er betrifft Sie! — Der Kurfürſt hat Sie nach Chemnitz zu dem Stamme des neu zu bildenden Infanterieregiments des Prinzen Xaver verſetzt. Die mündliche Meldung iſt Ihnen erlaſſen. — Ich habe geeilt, Ihnen dieſe Mittheilung zu machen, um Ihnen Zeit zu geben, ſich zur Reiſe vorzubereiten, denn heut' Mittag um ein Uhr ſollen Sie als Auspaſſirter von der Thorwache gemeldet werden.“

„Das iſt mehr als türkiſcher Deſpotismus!“ ſchrie der Graf erhitzt. — „Ich bin kein Sclave, ich gehe nicht nach Chemnitz!“

„Freund, Sie ſind kein Sclav, aber Soldat ſind Sie, und ſo lange Sie es ſind, müſſen Sie gehorchen,“ erinnerte der Oberſt.

„Nun, ſo will ich denn aufhören, Soldat zu ſein! Ich fordere meinen Abſchied!“ fuhr der Graf, noch heftiger durch ſeine Geberden als durch ſeine Worte, den Umfang ſeiner Entrüſtung äußernd fort. „Ich will ſogleich mit meinem Vater reden; er wird den Entſchluß ſeines einzigen Sohnes billigen, ſich nicht zum Spielball einer fürſtlichen Laune hinzugeben.“

„Wohl,“ ſagte der Oberſt, „reden Sie mit dem alten Herrn, aber bedenken Sie, daß die Ertheilung Ihres Abſchiedes nicht das Werk eines Tages iſt, und daß Sie, bis er Ihnen bewilligt wird, Soldat bleiben und Ihrer Ordre pariren müſſen; vor einer Reiſe nach Chemnitz rettet Sie nichts. — Doch gutes Muths, lieber Graf; ich wette mit Ihnen, wir werden uns bald wiederſehen, und dann vielleicht unſers alten, in Warſchau zu Tage geförderten Plans eingedenk werden, den Brühl hintertrieb, als er die Henniken zwiſchen uns ſchob."

Der Graf erzwang den freundlichſten Blick, deſſen er fähig war, und verdüſterte, nachdem der Oberſt ihn verlaſſen hatte, um ſo rückſichtsloſer ſeine Stirn, während er ſinnend und grübelnd den Nebel zu zerwühlen ſuchte, in deſſen Schleier die Schlange ſich bergen mochte, der er dieſen geheimen Stich dankte; aber das Dunkel war undurchdringlich, und der Blitz ſeines Auges, welcher bald dieſes, bald jenes verdächtige Antlitz beleuchtete, verflackerte überall, ohne ihm das klare Anſchauen eines Verrathſchuldigen zu gewähren.

Endlich — um eilf Uhr — war die Stunde der

Ablöſung da; der Graf übergab den Schweizern ſeinen Poſten, und ſchickte ſich an, zu ſeinem Vater zu eilen. Da erinnerte ihn das Gedränge der Karoſſen am Portal an das geendete Lever und an ſein verabredetes Zuſammentreffen mit dem Pater. Er ſtürmte durch den Schweizerſaal der angränzenden Galerie zu. — Die Bewegung einer ſeitwärts führenden Tapetenthür erregte ſeine Aufmerkſamkeit; er riß ſie auf, und Lüttchepſal ſtand vor ihm.

„Sie ſind's? — Sie allein? Das iſt gut,“ ziſchelte der Page. „Ich lauere hier, um Ihnen viel — viel mitzutheilen. Der Pfaffe betrügt uns Beide. Ich bin als Gefreiter-Corporal in das neuerrichtete Regiment Prinz Xaver einrangirt; Mittags um ein Uhr ſoll ich abgehen; und jetzt iſt's eilf; folglich hab' ich nicht viel Zeit, Ihnen zu erzählen, was Ihnen zugedacht iſt; aber unterwegs. Sie nehmen mich doch mit. — Man hat uns nicht trennen wollen, um nicht zwei Spione zu unſerer Bewachung verwenden zu müſſen; die Sache wird ſich aber ändern; nur den Muth nicht verloren; mich tröſtet das Sprichwort: geſtrenge Herren regieren nicht lange. Betrachten Sie einmal unſern gewaltigen Landesvater; ſein eigener Rückgrat biegt ſich ja unter ſeinem eigenen Genick. Was gilts: der liegt, eh' ein Jahr vergeht, wo ſein Vater liegt, und dann nimmt, während der Minderjährigkeit des künftigen Auguſtus, Prinz Xaver den Zepter einſtweilen in die Hand, und dann marſchirt unſer Regiment in Dresden ein.“

„Aber ſo laſſen Sie doch Ihre Prophezeihungen, und reden Sie von Ihren Entdeckungen,“ rief Rottingerode ungeduldig. —

„Unterwegs, unterwegs, Freund,“ erwiederte der Page. „Hier können wir überraſcht werden; doch warten Sie: ich faſſe Poſto dicht vor dem Schlüſſelloch; dort kann ich den Saal überſehen, und ohne Furcht, beſchlichen und belauſcht zu werden, mit Ihnen ſchwatzen.“

„Eine Frage vor Allem,“ begann der Graf, während Lüttchepſal ein Knie vor dem Schlüſſelloch bog und das Auge an das Gucklöchlein heftete: „hat der Jeſuit die Rollen verrathen, welche wir bei dem letzten Abenteuer des Königs geſpielt haben?“

„Das glaub' ich nicht,“ verſetzte der Page. „Schwerlich würden wir mit heiler Haut davongekommen ſein, wenn man wüßte, daß wir dem hochſeligen Herrn das Licht gehalten haben bei jener ominöſen Komödie. Nein, ehe dem Pfaffen nicht das Meſſer an der Kehle ſteht, verräth er uns nicht, denn er iſt zu ſchlau, um ſelbſt von den Kaſtanien zu ſprechen, die er mit unſern Katzenpfoten aus der glühenden Aſche zu holen meinte."

„Aber was hat er denn geklatſcht von mir, um meine — ich möchte ſagen — Degradation zu erwirken?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Lüttchepfal, das Auge nicht abwendend vom Schlüſſelloch. „Wie mir ſcheint, mag er wohl eine andere Perſon vorgeſchoben haben; — Ihren Vater." —

„Meinen Vater?" fuhr Rottingerode auf.

„Still, Sie ſchreien ja, als ſtänden Sie ſchon vor Ihrer Musketiercompagnie," ſagte der Page. „Ich ſchließe das aus mancherlei Anzeichen, als da ſind: erſtens der Bote, der geſtern aus dem Cabinet der Kurfürſtin an Ihren Vater entſendet wurde, und zweitens, die Audienz, die der alte Herr heut' bei dem Kurfürſten nachgeſucht und erhalten hat."

„Mein Vater eine Audienz! Heute?"

„Ja freilich heute," bekräftigte Lüttchepfal. „Was ich mir aus all den Umtrieben zuſammenleſe, iſt Folgendes: Ihre Stiefmutter ſoll katholiſch, und nach ihres Vaters Tode ſo kirre, ſo fromm gemacht werden, daß ſie mit Allem, was ſie hat und dereinſt haben wird, ſich der lieben Kirche in den Schooß wirft."

„Was? und dieſe Schändlichkeit weiß und begünſtigt die Kurfürſtin?" rief der Graf empört.

„Ei, nicht doch," antwortete der Page. „Sie ſollen erfahren, wie der Pfaffe ſie behandelt. Sein erſter Gang geſtern, nachdem wir uns getrennt hatten, war zur Kurfürſtin; dieſer entwirft er ein Bild von dem gränzenloſen Elend, in welches Ihre Braut verſunken iſt, läßt nebenbei einige Blicke auf die Grauſamkeit fallen, mit welcher Sie ſich losgeſagt haben von der Bejammernswerthen, nachdem ihr die Stützen geſtürzt ſind, an welchen Sie empor zu klimmen gehofft; ſtellt dann die aufopfernde Großmuth Ihrer Stiefmutter gegen die Unglückliche an's Licht, und beklagt, als er die Theilnahme der Fürſtin an Beiden erweckt ſieht, nichts mehr, als daß die Trennung Ihres Vaters von Ihrer belle-mère ihm keine Gelegenheit gebe, das irre geleitete Ketzerſchäflein in den allgemeinen Schafſtall der alleinſeligmachenden Kirche zu führen; kurz, die Kurfürſtin muß nolens volens ſelbſt auf den Wunſch kommen, die Verſöhnung des Ehepaars, der Sie in Wege ſtehen, zu befördern, nun dem alten Herrn das Bekehrungsgeſchäft in die Hände zu legen. — Hören Sie, Graf, ich gäbe ein Ohrläppchen darum, wenn ich ſehen könnte, wie der cher papa ſich ausnehmen wird bei dem heiligen Werke. — Meiner Treu, ich ſchöbe mich gern als wandernden Apoſtel an ſeine Stelle. — Doch — pſt! — Er kommt, der Schleicher! — Unterwegs mehr!"

Und windſchnell, aber lautlos wie ein Wimperfall, ſchlüpfte der leichtfertige Jüngling in ſeinen Verſteck zurück, und mit der Gewandtheit einer geübten Wäſcherin, unter deren Händen die zerknitterte Buſenkrauſe gefällige Formen annimmt, glättete der Graf die zerwühlten Züge ſeines Geſichts.

„Alſo Sie kommen doch, mein ehrwürdiger Freund?"

redete er den leiſe eintretenden Jeſuiten an. „Schon fürchtete ich, Sie würden mich vergebens harren, und ohne den Troſt eines Lichtes in meine Lebensnacht zu werfen, mich abreiſen laſſen. Sie wiſſen doch, daß ich verbannt bin?“

„Ich weiß es,“ antwortete der Pater. „Mit Beſtimmtheit zwar erſt vor wenigen Augenblicken. Ich hoffte, den drohenden Sturm abgewandt zu haben.“

„Wirklich? Erſt ſeit wenig Augenblicken? So war die Kurfürſtin wohl unterrichtet?“

„Wenigſtens vor einer Stunde war ſie es noch; der Schlag fällt unmittelbar aus der Hand des Kurfürſten, der, wie längſt vorauszuſehen war, nicht geneigt iſt, ſeine Gemahlin bei ſeinen Beſchlüſſen zu Rathe zu ziehen.“

„Und Sie ahnen nicht, wer mir dieſen Dienſt geleiſtet haben könnte?“ forſchte der Graf.

„Ja, ich ahne es,“ antwortete der Prieſter nach einigem Bedenken, und ſetzte, den jungen Mann ſcharf anblickend, hinzu: „Graf, Sie haben bis jetzt in der ſchwierigſten Lage Ihres Lebens eine beſonnene Haltung bewahrt, welche Sie immer ſiegreich hervorgehen ließ aus all Ihren Kämpfen; wollen Sie mir verſprechen, dieſer Ruhe auch jetzt Meiſter zu bleiben, ſo will ich Ihnen entdecken, wem Sie, meiner Vermuthung zufolge, dieſe Wendung Ihres Geſchicks beizumeſſen haben."

„Ich werde mich zu beherrſchen wiſſen," verſicherte Rottingerode. Der Prieſter ſah ihm feſt in's Auge, und hob dann an:

„Geſtern Abend nach zehn Uhr erhielt ich eine dringende Einladung von Ihrem Vater. Ich fand ihn in einer bedenklichen Gemüthsverfallenheit; er klagte Sie als den Störer ſeines häuslichen Glücks an, und forderte mich auf, entweder auf Sie, oder gegen Sie zu wirken, um Ihre Entfernung von Dresden zu veranlaſſen. Er hatte ſehr richtig Ihren ganzen Plan durchſchaut; er entwickelte ihn mir Zug für Zug, wie Sie Anfangs, um das ſtreitige Majorat in Ihren Familienbeſitz zu bringen, ſeine Verheirathung mit ſeiner Großnichte betrieben, und nun all Ihre Kräfte an die Störung ſeines glücklichen Verhältniſſes ſetzten, um ihn zu verhindern, durch ſeine Sorgfalt für ſeine dereinſtige Witwe Ihr Erbe zu ſchmälern. Es gelang mir, ihn wieder mit Ihnen zu verſöhnen, und ihn zu überzeugen, daß das Unglück ſeiner Ehe nicht Ihr Werk, ſondern die naturgemäße Folge der zu ausgedehnten Verſchiedenheit des Alters ſeiner Gemahlin von dem ſeinigen ſei; daß ſeinen Jahren nicht mehr ein ähnliches, ſondern ein väterliches Glück ſich eigne, und daß ein ſolches ihm nicht fehlen werde, wenn er ſeinem einzigen Sohn, dem Erhalter ſeines uralten Geſchlechtsſtamms, die Gefährtin wähle. — Als ich ihn verließ, hatte ich keine Veranlaſſung mehr, für Ihre Zukunft beſorgt zu ſein; aber wer mag wiſſen, welch eneue Ängſten die Träume dieſer Nacht dem alten Manne ausgebrütet haben, die ihn, wie ich vermuthe, zu dem Schritte bewegen, deſſen Folgen indeß ſchwer auf ihn ſelbſt zurückfallen ſollen, wenn Sie meinen Rathſchlägen folgen."

„Die werd' ich mir nachher erbitten," verſetzte der Graf. „Für's Erſte eine Frage: warum benachrichtigten Sie mich nicht ſofort von dieſem merkwürdigen Sinneswechſel meines Vaters?"

„Die Beantwortung dieſer Frage, ſollt' ich denken, läg' Ihnen ſehr nahe," verſetzte der Prieſter.

„Haben Sie vergeſſen, daß Sie bis vor wenig Minuten im Bereich der Augen und Ohren Ihrer Wachmannſchaft waren? Was ich thun konnte, das iſt geſchehen; der Wink des Oberſten von Schwarzberg kam von mir.“

Der Graf machte eine anerkennende Bewegung, und fuhr dann, wie in Gedanken, fort: „Wo begegneten Sie doch meinem Vater, als er Ihnen ſein Herz aufſchloß? — Mich dünkt, Sie ſprachen von einer Begegnung.“

„Begegnung? daß ich nicht wüßte; er lud mich ein zu ſich durch dies Billet.“

Rottingerode muſterte mit prüfenden Blicken das Billet, welches der Prieſter jetzt hervorzog; es war die kritzliche Schrift ſeines Vaters unverkennbar. — Ein kurz abgebrochenes Aufathmen verrieth ſeine Überraſchung. Dann faßte er den Prieſter feſter in’s Auge und ſagte: „Nun die letzte Frage: weiß oder ahnet mein Vater, oder die Kurfürſtin oder, außer uns Dreien, irgend ein anderer Menſch in der Welt, daß ich den König begleitet habe von Moritzburg hieher?“

„Weder Ihr Vater, noch irgend ein anderer

Menſch; verlaſſen Sie ſich darauf; Ihr Geheimniß ruht wie ein Leichnam im Grabe.“

„Mein Geheimniß nennen Sie es? — Ich dächte, es wäre das unſrige!“ ſagte der Graf, der Schärfe des Worts durch einen ſcharfen Blick Nachdruck gebend.

„Das unſrige? Nein, lieber Graf,“ entgegnete der Jeſuit ruhig. „Wenigſtens hab’ ich keinen Grund, es zu hüthen. Dem Kurfürſten iſt es bekannt, und er weiß es mir Dank, daß ich es war, der die Sinnlichkeit ſeines Vaters, welche weder von Moral noch Vernunft ſich beherrſchen ließ, auf eine möglichſt unſchädliche Art zu beſchäftigen ſuchte; unſchädlich ſeiner Geſundheit und ſeiner Caſſe. Glauben Sie mir, ich habe die Beleuchtung dieſes Geheimniſſes nicht zu ſcheuen.“

Der Graf biß ſich auf die Lippen. „Ja freilich,“ ſagte er. „Und welche That, die von einem Laien verübt, eine Todſünde iſt, läßt ſich nicht durch das Pflichtgebot rechtfertigen, welches unſere Kirche ihren Prieſtern auferlegt, wenn es die Rettung einer Seele gilt? — Doch meine Zeit eilt; Sie waren ſo gütig, mir gewiſſe Rathſchläge zu verſprechen; darf ich Sie daran erinnern?“

„Erwarten Sie nichts, als die Stimme einer in faſt ſiebzigjährigen Stürmen gereiſten Vernunft zu hören,“ antwortete der Greis. „Die erſte Forderung derſelben iſt die, ſich unweigerlich Ihrem Verhängniſſe zu fügen, Ihre Reiſe anzutreten und von meinen Bemühungen das —“

Der Prieſter brach aufhorchend ab; auch der Graf verfärbte ſich, denn gellend erklang aus der benachbarten Wand der zwölf Mal ſich wiederholende Schlag eines Hämmerchens an ein Silberglöcklein. — Es war die Repetiruhr in Lüttchepfals Taſche.

„Herr Graf, ein Spaßvogel will mich necken, oder ein Freund Sie erinnern, daß Sie nur noch eine Stunde Zeit haben, ſich auf Ihre Abreiſe vorzubereiten. Jeden Falls bemerke ich, daß dieſe Wände reden können, folglich auch wohl zu hören vermögen. Da aber das, was ich Ihnen zu ſagen habe, nur für Ihr Ohr taugt, und ich keine Gelegenheit weiß, es Ihnen unbelauſcht mitzutheilen, ſo will ich es bis zu unſerem Wiederſehen für Sie aufbewahren.“

Und leiſe drehte er den in der Tapetenthür ſteckenden Schlüſſel herum, ſteckte ihn unvermerkt ein, und verließ das Zimmer, den Grafen mit ſich fortziehend, der, unbekannt mit den geheimen Gemächern dieſes Schloßtheils, nicht ahnete, daß Lüttchepfals Verſteck ausganglos und er folglich abgeſchnitten ſei von hülfreichen Händen. — An der Thür trennte der Prieſter ſich von dem Grafen, der jetzt zu ſeinem Vater eilte.

Er hatte befürchtet, daß ſeine Einlaſſung Schwierigkeit haben werde, aber das war nicht der Fall; vielmehr ſchien der alte Graf ihn erwartet zu haben „Du kommſt ſehr ſpät, mein Sohn," empfing er ihn. „Es ſcheint Dir wenig an einer Verſtändigung mit mir zu liegen. Nimm Platz, mein Sohn."

Graf Auguſtus ſtarrte den Vater an. „Nein, es iſt nicht möglich!" rief er aus. „Ich kann es nicht glauben! Sie, Sie ſelbſt wären es, der an meinem Glücksgebäude rüttelte mit unväterlicher Hand? — Der meine Degradation, meine Verbannung ſelbſt nachgeſucht hätte?"

„Du haſt gute Berichterſtatter gehabt, mein Sohn," verſetzte der Alte. „Ja, es iſt ſo, wie Du ſagſt. Sieh: wie wir ſtanden, ſo ſtanden wir einander im Wege; Einer mußte den Platz räumen, und hoffentlich ſiehſt Du ein, daß der Sohn dem Vater nachſteht.“

„Schrecklich, ſchrecklich!“ ächzte der junge Mann. „Welche Kräfte müſſen in Bewegung geſetzt worden ſein, um das Herz des gütigſten Vaters gegen ſeinen einzigen Sohn ſo zu verhärten! — Sagen Sie mir, mein Vater: iſt's wahr, daß Sie geſtern eigenhändig an den Jeſuiten geſchrieben und ihn eingeladen haben?“

„Du biſt ſehr gut unterrichtet, ja es iſt wahr,“ antwortete der Graf. „Ich habe Veranlaſſung gefunden, ihn zu mir einzuladen, und hoffentlich wirſt Du —“

„Vergeben Sie, mon père, daß ich Sie unterbreche; wer gab Ihnen dieſe Veranlaſſung?“ fiel der junge Graf dringend ein.

„Du nimmſt den Ton eines Inquiſitors an, mein Sohn,“ entgegnete der Alte. „Ich will indeß weit entfernt ſein, Dir irgend etwas vorzuenthalten. Nimm Platz und höre: Geſtern Abend überbringt man zu meinem höchſten Erſchrecken mir die Nachricht, ein

Laufer der Kurfürſtin komme, um ſich Namens der durchlauchtigſten Frau nach dem Befinden des Fräuleins von Henniken zu erkundigen. Ich mißtraue dem Verſtande des Bringers dieſer Botſchaft, und laſſe den Laufer zu mir ſelbſt beſcheiden, der nicht allein ſeine Frage wörtlich wiederholt, ſondern auch hinzufügt, daß Ihro Durchlaucht viel Antheil an dem Fräulein nehmen, und die Sorge für daſſelbe Ihrem eigenen Gewiſſensrath anheim gegeben, da, dem Vernehmen nach, mir dieſelbe läſtig geworden. — Der Schreck, in welchen dieſe unvorhergeſehene Gnade für die Tochter des Staatsverbrechers mich verſetzte, lähmte meinen Geiſt; ich weiß nicht, was ich dem Laufer geantwortet habe; er ſelber ſchien mich auch nicht zu verſtehen, denn er ſchlug mir vor, mich lieber ſelbſt mit dem Beichtvater Ihrer Durchlaucht zu verſtändigen, und erbot ſich, ein Einladungsbillet an dieſen mitzunehmen. Ich ſchrieb es, und mein erbetener Gaſt, den ich erſt heute früh erwartete, war ſo eilig, mich zu überraſchen, als ich eben im Begriffe war, mich zur Ruhe zu legen. Ich entdeckte ihm nunmehr die Aufhebung Deiner nie von mir gebilligten Verbindung mit dem Fräulein, ſtellte aber ihre Entfernung nach Simbach in ein mir möglichſt günſtiges Licht; aber male Dir mein Staunen, mein Erſtarren, als er mir entdeckte, die Kurfürſtin wiſſe ſehr wohl, daß meine angebliche Großmuth eigentlich auf Rechnung meiner Gemahlin komme, daß dieſe edle Handlung ſie einen beträchtlichen Schritt näher dem Herzen der allergnädigſten Frau geführt habe, und daß er es mir beinah' verbürgen möge, ſie werde es ſein, die durch ihren leichtzugewinnenden Einfluß auf die Kurfürſtin mich wieder herſtelle in meiner Hofwürde. Nun brach mein Zorn aus wider Dich, der Du die Kluft gewühlt hatteſt zwiſchen mir und meiner Gemahlin; er verſuchte Dich zu rechtfertigen, mußte aber dennoch eingeſtehen, daß ſie die Wiederanknüpfung des zerriſſenen Bandes ſchwerlich genehmigen werde, wenn Du nicht zuvor aus dem Wege geräumt worden ſei'ſt. Du ſiehſt jetzt ein, mein Sohn, daß ich Deine augenblickliche Entfernung veranlaſſen mußte."

Gern hätte Graf Auguſtus ſeinem Ingrimm den Zügel ſchießen laſſen und den hinterliſtigen Prieſter, wie er ihm vor Augen ſtand, entlarvt, aber die Erinnerung, daß dieſer gefährliche Gegner von ſeinen verderblichſten Waffen noch gar keinen Gebrauch gemacht, ſie aber in Bereitſchaft habe, ſich ihrer im Falle des Bedarfs zu bedienen, legte ihm die Pflicht auf, dieſen Widerſacher nicht zur nothgedrungenen Abwehr insgeheim gegen ihn geführter Streiche zu zwingen. Er beherrſchte daher die Gährung in ſeinem Innern, und ſein Umblick ward wieder frei.

„Ja, mein theuerer Vater, ich ſeh' es ein, Sie konnten nicht anders; Sie thaten weiſe; aber dennoch wünſcht' ich, Sie hätten vor Ausführung Ihrer Maßregel mit mir Rückſprache genommen. Ich würde Ihnen alsdann entdeckt haben, daß die Henniken — verrückt geworden iſt; daß ſie von nichts als von der Polizei ſpricht, mit welcher Sie ſie bedroht haben. Beurtheilen Sie ſelbſt, welchen Eindruck dieſes Unglück des armen Mädchens auf die Kurfürſtin machen muß, wenn ſie Kunde von demſelben erhält."

„Die darf ſie nicht erhalten," rief der alte Graf. „Wer wird ihr verrathen, was vorgefallen iſt? Niemand weiß es, als Du und ich."

„Und — die Gräfin!“ fiel der Sohn ein. „Und glauben Sie, daß die Gräfin ſchweigen werde, wenn ſie Gelegenheit zu reden, ſich zu rächen an uns Beiden erhält?“

Der Vater ſaß in bänglicher Verſtummung da, und der Sohn fuhr fort: „Am beſten dünkt es mich, es bliebe vor der Hand, wie ich es eingeleitet habe. Überdem ſcheint der Einfluß mir übertrieben, den Sie von der Gräfin erwarten; ſie iſt nicht wohlgelitten von dem Kurfürſten; er hat ſie verwieſen.“

„Verwieſen nun wohl nicht,“ entgegnete der Vater. „Er hat mir ſeinen Wunſch andeuten laſſen, ſie einſtweilen auf eines meiner Schlöſſer zu ſenden; und glaub' es mir, er wird mir nicht wehren, ſie zurück zu führen; ja mit offenen Armen wird er ſie empfangen, wenn ſie — unter uns geſagt — changirt hat.“

„Allerdings, der Übertritt der Gräfin zur katholiſchen Kirche öffnet ihr alle Gnadenthüren Himmels und der Erden,“ rief Graf Auguſtus. „Aber, mon père, was nützt dieſer Gewinn Ihnen? — oder eigentlich: was haben Sie nicht von demſelben zu fürchten? Sie haben ſich die Gräfin befeindet, und können nicht zweifeln, daß ſie begierig die Gelegenheit ergreifen wird, Ihnen zu ſchaden. Geben Sie ihr dieſe Gelegenheit nicht; wenigſtens nicht früher, als bis die Anordnungen, die ich in Ihrem Namen getroffen habe, durchgeführt worden ſind. Ich habe ihr nämlich durch den alten Roſtowski den Vorſchlag machen laſſen, durch ein offenes Bekenntniß ihrer Verſündigung, die den König in's Grab und uns um unſere Ehre gebracht hat, ſich wieder in Beſitz —"

„Was?" fiel der Alte heftig ein, „Du glaubſt alſo an ihren Ehebruch?"

„Ruhig, mon père, ich bitte Sie," begütigte Graf Auguſtus den Vater. „Es kömmt hier ja nicht auf meine Überzeugung, ſondern auf den Vortheil an, den Sie aus dem Beſitz eines Anerkenntniſſes der Schuld Ihrer Gemahlin, ſelbſt wenn es erzwungen ſein ſollte, ziehen können; Sie beraubte ſich dadurch der Mittel, gegen Sie feindſelig zu wirken."

„Aber auch der Mittel, für mich zu wirken, würde ſie ſich dadurch berauben," unterbrach der Graf ſeinen Sohn. „Wo iſt Dein heller Geiſt, Dein Muttererbe, Auguſtus? — Deiner Mutter, die — ja, anno 54 war's — die Gebieterin aller Landboten, den ganzen polniſchen Reichstag regierte? — Nein, Deine Diplomatie taugt nichts! Ich werde meine Gemahlin durch Güte gewinnen."

„Und auf mich alle Schuld werfen!" rief heftiger der junge Graf aus. „Die Vergebung der geliebten Sünderin werden Sie durch Opfer erkaufen, die," — die mich verarmen werden, war er im Begriff hinzuzuſetzen; er bemeiſterte ſeine Wallung, und fuhr gemäßigter fort: „Doch gern will ich mein Glück dem Ihrigen opfern, wenn ich es nur wirklich begründet ſehe; aber wie, wenn Ihre Gemahlin ſich weigert, dem Glauben ihrer Väter abzuſagen?"

„Das wird ſie nicht," antwortete der alte Graf zuverſichtlich. „Das wird ſie nicht, wenn man ihr in dieſem Wechſel einer Ceremonie mit der anderen ein Mittel zeigt, die Gunſt der Kurfürſtin zu erwerben."

„Aber wenn ſie dennoch — Sie kenn'en ihren Trotz, — wenn ſie dennoch auf gütliche Weiſe nicht zu bewegen iſt nachzugeben, welche Mittel werden Sie dann wählen?"

„Dann, mein Sohn, werd' ich des ganzen Geſchäfts mich entſchlagen, und es einer andern Perſon überlaſſen, die geübt iſt in der Behandlung der Gewiſſen," erwiederte der Vater.

Graf Auguſtus erſchrak heftig. Wer konnte dieſe andere Perſon ſein, als der Beichtvater der Kurfürſtin? „Um Gottes willen, mein Vater, ſein Sie vorſichtig!" bat er. „Vertrauen Sie Ihr Glück keinem Fremden, wer es auch ſei! Warten Sie noch einige Zeit ab, bis wir einander wieder geſprochen haben; bis die Henniken todt iſt; hoffentlich endet es bald mit ihr, und dann iſt wenigſtens eine Zeugin gegen Sie weniger; und ihren Tod kann man dem Grame um ihren Vater beimeſſen. Verſprechen Sie mir —" — „Was ſoll's? was ſtört Ihr uns?" fuhr er, ſich unterbrechend, einen eintretenden Haiducken an, der ihm einen Brief überreichte, den die Ordonnanz des Oberſten zur ſchleunigſten Abgabe gebracht hatte.

Der Brief enthielt nur zwei, aber ſehr gewichtige Zeilen:

„Ich rathe Ihnen, ohne Verzug abzureiſen. Der

Gefreite-Corporal von Lüttchepfal, der wie Sie geſäumt hat, iſt bereits verhaftet.

Dresden den 8. October 1763.

Czarnolowski von Schwarzberg.

Die Züge des Leſers verſtarrte der Schreck. „Ich muß fort, mon père!" ziſchelte er. „Leſen Sie, Lüttchepfal iſt ſchon arretirt." — Der Vater warf einen Blick auf das Blatt, und der Sohn fuhr troſtlos fort: „Geredet hat er mit mir; von dem Jeſuiten hat er geredet! — Ha, dahin iſt's gekommen, daß ein Wort von ihm gleich einem Verbrechen gebüßt wird! — Mein Vater, ich beſchwöre Sie: trauen Sie dieſem Pfaffen nicht! Miſchen Sie ihn nicht in Ihre Angelegenheiten ein, denn er wird, glauben Sie mir das, mit Rieſenfäuſten um ſich greifen, und ſollte er es übernehmen, die Gräfin zu unſerer Kirche überzuführen, ſo geſchieht's, um ſeinen Orden zum Erben Ihrer Güter zu machen. Aber um Gottes willen, verrathen Sie ihm nicht, daß ich Sie gewarnt habe vor ihm! — Und überhaupt, vermeiden Sie, mit ihm von mir zu reden; und bis wir uns wiedergeſehen, oder wenigſtens ſchriftlich mit ein=

ander verſtändigt haben, unternehmen Sie keinen Schritt. Verſprechen Sie mir, die Einrichtungen, die ich in Simbach getroffen habe, nicht zu ändern, nicht hinzureiſen, keinen Brief anzunehmen von der Gräfin; verſprechen Sie mir das, mein theurer Vater."

Den alten Grafen hatte die Nachricht von Lüttchepfals Verhaftung und die Erkennung des ungeheuern Einfluſſes, welchen der Jeſuit durch die gegenwärtige Thronveränderung gewonnen, äußerſt beſtürzt und ängſtlich gemacht; es war in dieſem Augenblicke ſein feſter Vorſatz, ſich nicht allein von ihm, ſondern für's Erſte auch von allen Welthändeln überhaupt in vorſichtiger Entfernung zu halten, und ſelbſt den Verſuch, ſeine Gemahlin für ſeine Zwecke zu benutzen, noch aufzuſchieben; und ſo leiſtete er denn, völlig mit ſich ſelbſt und ſeinem Sohne einverſtanden, dieſem das Verſprechen, welches er forderte.

Die gährende Galle in der Bruſt des Grafen Auguſtus trieb eine toſende Fluth wilder Geiſter durch ſein Hirn, während ſein Reiſewagen ſchneckengleich in dem herbſtlich aufgeweichten Wege dahin glitt, ſeiner neuen ſibiriſchen Heimath zu. Mit einem Lachen, welches mit Zähneknirſchen endete, beſtrafte er ſeine kindiſche Thorheit, ſeinem ſchwachen Vater ein Verſprechen abgefordert zu haben, welches in ſeinen Beſten noch leichter zu erſchüttern war, als der Eid, dem ein Jude dem Chriſten ſchwört. Er reihte ſein jüngſten Erfahrungen zuſammen, und folgte mit angeſtrengtem Sinnen ihren Fingerzeigen. Der erſtere deutete ihm an, all' ſeine Kräfte in Bewegung zu ſetzen um ſeine Stiefmutter unluſtig zur Verſöhnung mi ſeinem Vater zu machen. Der zweite mahnte ihn den Prieſter unſchädlich zu machen; — jener war fü den Augenblick der dringendſte. In einem Wirthshauſe an der Straße ließ der Graf halten, ſchrie mit verſtellter Hand das warnende Blatt an Learoſ überzeugt, ſie dadurch im Voraus zu waffnen gege ſeinen Vater, und entſandte mit der Zwietrachtſa einen gewandten Diener, den er anwies, ihn in Fre berg wieder zu ereilen.

Dann ſetzte er ſeine Reiſe fort.

Die auf die Schwäche ſeines Vaters begründete Sorge des jungen Grafen bewährte ſich gleich nach ſeiner Abreiſe als ſehr richtig; der Greis überzeugte ſich nach kurzem Überlegen, daß ſein beſchloſſenes Verſöhnungsgeſchäft durch den Rath und die Mitwirkung ſeines Sohnes nichts weniger als gefördert werden dürfe, daß es vielmehr weit ungehinderter von Statten gehen werde, wenn er Learoſa die Verſicherung geben könne, daß er ſeinen Sohn der Fähigkeit, auf ſie zu wirken, gänzlich beraubt habe. Nicht minder trug die Schwere der unausſprechlich langweiligen, letztverſeufzten achtzehn Stunden dazu bei, ihn zu überreden, daß er keine Zeit verlieren dürfe, der Einwurzelung des Grolls ſeiner Gattin gegen ihn vorzubeugen, denn von dem ſeinigen hatte ſeine Liebesſehnſucht geſtern ſchon die letzte Spur verwiſcht, obgleich er von dieſer ſchnellen Verkühlung ſeines Zorns dem Sohne inſtinctmäßig nichts verrathen hatte, und es ſich auch ſelbſt gern geleugnet hätte, daß eben jene Sehnſucht die hauptſächlichſte Triebfeder des gegen den Widerſacher ſeiner Learoſa erwirkten Verbannungsurtheils geweſen war. — Der Kampf ſeiner

Spätlingsliebe gegen ſeine Vaterpflicht endete ſchnell und zum Nachtheile der letztern. — Das Geroll ſeiner Kutſche, über den Hof des Schloſſes Simbach heranraſſelnd, war es, was Learoſa's Wangen mit dem Roth des Schrecks bedeckt hatte.

„Seine Excellenz, Seine hochreichsgräfliche Excellenz! Unſer gnädigſter Herr!“, ſo ſcholl, nachdem der Graf glücklich aus dem Wagen gehoben worden war, die Kunde der mit beklemmtem Athem harrenden Learoſa zu. — „Er allein, oder ſein Sohn mit ihm?“ frug ſie zitternd.

„Seine Excellenz allein,“ verſetzte die Tochter des Hauſes. „Der junge Herr,“ fügte ſie leiſer hinzu, „der iſt fort, munkeln die Lakaien; verſetzt ſei er in's Erzgebirge.“

Jetzt athmete Learoſa frei, und noch kühner hob ihre Bruſt ſich, als der alte Jäger kam und ſie verſtört, ſein Frau achſelzuckend anblickend, ſich ſehr tief vor ihr verbeugte, dann ſie bat, ſich zu ihrem Gemahl zu verfügen, der zu angegriffen von der Reiſe ſei, um ihm die Erſteigung dieſer Treppen zumuthen zu können.

„Bin ich nicht gezwungen worden, ſie zu erſteigen?“ entgegnete Learoſa ſtolz. „Meldet Euerm Herrn, daß ich dies Zimmer, dies Gefängniß nicht verlaſſen werde.“

„Jeſus Maria! Ihro Excellenzen, haben Sie Barmherzigkeit!“ flehte der Jäger. „Wenn Ihro Excellenzen nicht hinuntergehn, ſo kommen Seine Excellenzen herauf, und wenn Seine Excellenzen Ihr Quartier in Augenſchein nimmt, und wenn er ſieht, wie es ſteht mit der kranken Mamſell dort, dann bin ich verloren, und doch hab' nichts gethan, als dem Befehle des jungen Herrn gehorcht.“

„Herr Jeſus, hab' ich Dich nicht gewarnt?“ fuhr die Frau vorwerfend auf. „O liebe, gnädige Excellenz, thun Sie ein gutes Werk an mir und gehen Sie hinunter, ſonſt komm' ich noch in meinen alten Tagen um's Brot mit meinen Kindern! Rechnen Sie es meinem Manne nicht zu hart an; er iſt ein Polak, der nicht weiß, was ſich ſchickt, und nicht ſchickt; und eigentlich iſt er auch wohl unſchuldig; man weiß ja nicht, wem man dienen ſoll, wenn man zwei Herren hat, einen alten und einen jungen.“

„Freilich," fügte der Alte bei. „Allwiſſend iſt man ja nicht; der junge Herr befahl, und den alten konnt' ich ja nicht erſt fragen, ob es ſein Wille ſei, daß Ihre Excellenzen eingeſperrt würden in dies Erkergemach."

Learoſa hatte genug gehört, um zu wiſſen, daß die Wahl ihres Kerkers und der Anblick ihrer erduldeten Behandlung den Grafen gegen ſeinen Sohn aufbringen werde; und nun erklärte ſie, taub für alle Bitten, daß ſie nichts bewegen werde, dieſes Zimmer zu verlaſſen.

Das Ehepaar machte jetzt Anſtalt, in dem Gemache ein wenig aufzuräumen, es heller zu erleuchten, und Louiſen, welche wieder ruhiger geworden war, ihrer Bande zu entledigen; aber Learoſen lag daran, dem Grafen die Grauſamkeit ſeines Sohnes recht anſchaulich zu machen. Die beiden Alten mußten von ihrem Verſuche abſtehen, und zum erſten Male durch das Gefühl einer befriedigten Rache ihr Herz gegen das Flehen Verzweifelnder verhärtend, trieb Learoſa den Jäger zu ſeinem Gebieter hinab.

Die Schwerfälligkeit des Grafen, welche ihn auf jedem Treppenabſatz zu raſten zwang, gab Learoſa hinreichend Zeit, ſich auf ſeinen Empfang vorzubereiten; ſie nahm an dem Lager Platz, auf welchem Louiſe mit ihrem blutbefleckten Geſichte, in völliger Abſpannung, der Leiche einer Gemordeten ähnlich, lag. Der Anblick mußte entſetzen, und wirklich fuhr der Graf ſchaudern zurück, als ſein zitternder Führer ihm die Thüre öffnete.

„Was iſt das?“ frug er, in das Zimmer hineinſtarrend, deſſen armſelige Beleuchtung die in wilder Unordnung umhergeworfenen Betten und Geräthe kaum erkennen ließ. „Wo iſt die Gräfin? Wo iſt das Fräulin von Henniken? Doch nicht in dieſer Mördergrube?“

Da richtete Learoſa ſich langſam empor und ſprach mit Nachdruck: „Ich, Herr Graf, bin hier, und dieſe Jammergeſtalt, welche Sie, wenn Sie es der Mühe werth halten, näher zu treten, mit Blut bedeckt und an den Händen und Füßen geknebelt erblicken werden, dieſe Gemißhandelte iſt die verſtoßene Braut Ihres Sohnes, die Tochter eines Mannes, dem vor kaum hundert Stunden ganz Sachſen das Knie beugte; Louiſe von Henniken iſt’s! — Schwerlich würde die edle Kurfürſtin in dieſer Unglücklichen den Gegenſtand Ihrer, ihr in dieſen Zeilen zugeſicherten Fürſorge erkennen.“

Sie hielt das Handbillet, welches der kurfürſtliche Hofcourier überbracht hatte, dem Grafen hin. Er las. — Eine heftige Beängſtigung verkürzte ſeinen Athem. Wenn es der Kurfürſtin gefiel, ihre Nachfrage nach dem Befinden der Kranken zu wiederholen, was ſollte er antworten? — Wenn ihr Sendbote Kunde von dieſer Behandlung ihrer Schützlingin erſchnappen und zurückbringen ſollte, wie konnte er ſich rechtfertigen? — Und wie ſollte er jetzt noch hoffen, Learoſa mit ſich zu verſöhnen? — Es blieb ihm nichts als der Verſuch übrig, alle Schuld auf den Vollſtrecker des mit gewiſſenhafter Knechtstreue vollzogenen Befehls zu werfen; aber Learoſa erſchwerte ihm den Gebrauch dieſes Hülfsmittels, indem ſie nach ſeinem erſten rauhen Worte ihm in die Rede fiel: „Ihr Zorn macht Sie blind, Herr Graf; dieſer“ — ſie deutete auf den Jäger — „dieſer iſt nur das Werkzeug; der Werkmeiſter iſt — Ihr Sohn!“

Dieſer unerwartete Schutz ermuthigte den Alten, ſelbſt ſeine Vertheidigung, und durch offene Darlegung zweier Briefe den Beweis zu führen, daß er auf eigene Gefahr von der Strenge der ihm gegebenen Vorſchriften abgewichen ſei, und namentlich Sorge getragen habe, der Kranken die ihr verſagte ärztliche Hülfe zu gewähren. Aber der Gebieter fand es nicht angemeſſen, auf dieſe Belege der Schuld ſeines Sohnes zu achten; er befahl dem Theilhaber derſelben zu ſchweigen, und übertrug ihm, als die letzte Ausübung ſeines Dienſtes, das Geſchäft, auf der Stelle einen Arzt für Louiſen herbeizuſchaffen. Da riß ihm Learoſa die Briefe, deren Zeugniß ſein ungerechter Gebieter verworfen hatte, aus der Hand, blickte mit geſpannter Erwartung hinein, und ſteckte ſie unmuthig zu ſich, denn ſie waren in polniſcher, ihr unverſtändlicher, Sprache geſchrieben.

Jetzt verſuchte der Graf den erſten annähernden Schritt; er bat ſeine Gemahlin, dieſes abgelegene, unheizbare Gemach mit einem andern, ihrer Bequemlichkeit entſprechenden zu vertauſchen; aber ſie erklärte, daß ſie ihr Gefängniß nur verlaſſen werde, um ſich und ihre Leidgenoſſin unmittelbar unter den Schutz der Kurfürſtin zu ſtellen, zu deſſen Anrufung die wahrſcheinliche nahe Wiederankunft des Hofcouriers ihr Gelegenheit geben werde.

Der Angſtſchweiß trat auf die Stirn des Grafen; er erſchöpfte ſeine Überredungsgabe, um Learoſa ſeine Unſchuld an der ihr widerfahrenen Behandlung einleuchtend zu machen, und mußte endlich, wie ſein Sohn vorhergeſehen hatte, ſich entſchließen, dieſen als den Urheber derſelben anzuklagen. Aber auch dieſes Opfer blieb erfolglos, und ſelbſt ſeine Verſicherung, daß ſein Sohn auf immer verbannt ſei, brachte in Learoſa's kalten Zügen keine andere Veränderung als ein flüchtiges, bitteres Lächeln hervor.

So war eine fruchtloſe Stunde verſchwunden, da kam der ſogenannte Arzt aus Berggieshübel, deſſen Kunſt ſich jedoch nicht viel weiter, als auf die Abnahme eines Bartes erſtreckte. Obgleich unfähig, Louiſen's Zuſtand zu beurtheilen, ſah er doch ein, daß dieſes Gemach mit ſeinen undichten Fenſtern, in einem vorſpringenden, von drei Seiten dem Winde preisgegebenen Erker gelegen, ſich nicht zum Krankenzimmer eigne. Der Graf pflichtete ihm bei; ein Prachtzimmer im Hauptgeſchoß wurde eilig in Stand geſetzt, und Learoſa kam in Zwieſpalt mit ihren nun einander widerſprechenden Entſchlüſſen, ihr Gefängniß nicht zu verlaſſen, und doch auch von ihrer Gefährtin ſich nicht zu trennen. Sie hielt jedoch nach einer kurzen Berathung mit ſich ſelber an dem letztern feſt, und begleitete Louiſen, deren Wohnungsveränderung ſie als nothwendig anerkennen mußte.

Zu voreilig baute der Graf auf die nunmehr bewirkte Näherung ſeiner Gemahlin, die Hoffnung, ihr das Geſchehene vergeſſen zu machen; Learoſa's Kühle war nicht die einer ſchmollenden Verliebten; ſtatt durch die dringenden Vorſtellungen des Grafen, welche ſein Tags darauf herbei beſchiedener Arzt ſehr bündig unterſtützte, ſich bewegen zu laſſen, die ſchwierige Pflege der Wahnſinnigen aufzugeben, beharrte ſie noch eifriger in dieſer traurigen und ſelbſt Gefahr drohenden Erfüllung einer Pflicht, welche ſie, mehr einer eigenſinnigen Laune, als einem edleren Antriebe nachgebend, übernommen hatte.

Dieſer Feuereifer konnte jedoch, ſeiner Natur nach, nicht von Dauer ſein, und würde vielleicht ſchon in den erſten vierundzwanzig Stunden ſeines Beſtehens ſich ſelbſt verzehrt haben, wenn der Graf es über ſich hätte gewinnen können, ihn nicht durch ſeinen Dazwiſchentritt zu nähren; durch ſeine Ungeduld aber, und durch die Spannung der ſteten und ſtets getäuſchten Erwartung eines neuen Beweiſes der Theilnahme der Kurfürſtin an Louiſen's Schickſal, wurde das Erlöſchen dieſes Eifers um einige Tage verzögert; da aber verdrängte ihn mehr und mehr ein ſehr ernſtes Nachdenken. Der Arzt hatte Louiſen's Cur übernommen, aber nicht ihre Heilung verſprochen; daß dieſe im glücklichſten Falle ſich in die Länge ziehen müſſe, war vorauszuſehen. — Durfte Learoſa dieſen ganzen, unabſehbaren Zeitraum hindurch ihre Kräfte der Pflege dieſer Fremden aufopfern und ſie ihrer näheren Pflicht, der Beaufſichtigung ihrer Schweſter, entziehen, die ſie pfleglos in Dresden zurückgelaſſen hatte, und unmöglich an das Bette einer ſolchen Kranken wie Louiſe war, feſſeln konnte?

Die Pflicht für dieſes liebloſe und auch wenig geliebte Kind alſo war es, hinter welcher Learoſa's Sehnſucht nach einer Aenderung ihres beengenden

Verhältniſſes mit der ſophiſtiſchen Erfindſamkeit einer mit ihren Launen und ihren Wünſchen zerfallenen Mädchenſeele ſich barg. Sie benutzte den nächſten Zuſpruch ihres Gemahls, die Gegenwart ihrer Schweſter von ihm zu verlangen.

Der Graf ſchien überraſcht durch dieſe Forderung und ungeneigt, ſie zu gewähren; Learoſa wiederholte ſie gebieteriſcher, und nun machte er ſie auf den Nachtheil, den die Nähe der Wahnſinnigen auf das Gemüth des Kindes äußern könne, und auf die Schwierigkeit aufmerkſam, welche die Erziehung der Kleinen hier auf dem Lande habe. Er ſchloß indeß mit dem Vorſchlage, ihm wieder nach Dresden zu folgen, und dort, wenn es ihr nicht gefallen ſolle, ihn durch die Herſtellung des geſtörten Verhältniſſes ferner zu beglücken, ihre Lebensweiſe nach eigener Wahl zu ordnen.

Der Gedanke einer ſolchen noch ungekannten Selbſtſtändigkeit erweiterte Learoſa's Herz, doch ſchnell ſchnürte ein anderer Gedanke es wieder zuſammen. „Nach Dresden ſoll ich zurückkehren?" frug ſie. „Sie ſpotten meiner wohl; ich bin ja — verwieſen aus Dresden."

„Ich Ihrer ſpotten, mein allerliebſtes Engelchen? — Ei, ei, wie wenig kennen Sie mich, und — wie wenig kennen Sie Ihre eigene Macht? — Ahnen Sie denn nicht, wie leicht es iſt, den Bann zu heben, der auf Ihnen ruht?“

„Und wodurch?“ frug Learoſa hoch aufhorchend.

„Ja, mein allerliebſtes Schätzchen,“ antwortete der Graf, etwas ungewiß, ob er ſchon, und wie er beginnen ſolle, „Sie kennen die Erdengötter nicht, die Fürſten; ſie fühlen den Drang, ſich feſtzuſchließen an Herzen, an niedriger Stehende meine ich; aber ſie werden häufig getäuſcht, betrogen; kein Wunder, wenn das Mißtrauen einwurzelt und das Vorurtheil einkehrt bei ihnen, wie es ganz beſonders der Fall iſt bei unſerer nunmehrigen allergnädigſten Kurfürſtin. Sie hat viele traurige Erfahrungen gemacht, iſt zurückgeſetzt und verleumdet worden, namentlich bei ihrer hochſeligen Schwiegermutter, der Tochter Kaiſer Joſeph's. — Das hat denn die hohe Frau — ſie ſtammt, wie Sie wiſſen, aus einem erzkatholiſchen Lande — das hat ſie denn argwöhniſch gemacht gegen die Glieder anderer Kirchen. — Wären Sie ihres

Glaubens, mein allerſchönſtes Kind — Sie würden — das möcht' ich Ihnen prophezeihen — vor Allen gelten am Hofe."

Faſt blutig biß Learoſa ihre Lippen, um ſie zuſammenzukneipen und ſich ſelber zu wehren, ſchreiend in die Worte, die in ihrer Seele laut wurden, auszubrechen: „Ha, du heimtückiſcher Verräther! Alſo diesmal haſt du nicht gelogen? Dein Vater will mich katholiſch machen!"

Trotz Learoſas erzwungenem Schweigen mußte etwas dieſem Ausruf Ähnliches auf ihrem Geſichte lesbar ſein, denn der Graf verſuchte ſchnell einzulenken, indem er ſagte: „Ich, mein allerbeſtes Engelchen, ich bin weit entfernt von ſolchen Thorheiten; ich frage nicht, ob mein Freund kniet oder ſteht, wenn er betet, frage nicht, ob er an Mahomed glaube oder an die Jungfrau Maria, an Jupiter oder an Luther, denn ich glaube an Keinen von Allen. Ich ſchicke mich mit Jedermann, wenn er nur von altem gutem Reichsadel iſt; und nota bene, kein Jude darf es ſein. Und ſo muß man auch denken, wenn man nicht anſtoßen will überall an den ſcharfen Ecken der großen Welt. Das Leben und Opfern für eine andere Welt — hm, das ſind — für Perſonen unſers Standes nämlich — ſind es Poſſen! Wenn wir todt ſind, ſo ſind wir todt; das heißt: Nichts, und Keiner wird uns zur Rede ſtellen, ob wir an Gott oder an den Teufel geglaubt haben."

Learoſa entſetzte ſich. Nie hatte ſie in ihrem Leben über die ihr eingeprägten Glaubensſätze gegrübelt, nie die Wahrheit derſelben bezweifelt, kaum von Andersglaubenden, von Freigeiſtern, von Gotteslängnern gehört, und nie an ihren Gott geglaubt und an ſeinen eingeborenen Sohn, der, um die Menſchen von der Macht des Teufels zu erlöſen, ſelbſt niedergeſtiegen war zur Hölle und ſie vernichtet hatte. So glaubte ſie, wie ihre Mutter es ihr gelehrt, nur an dieſen ewigen Segenſpender, nicht an die Hölle, die nicht mehr war, ſeit Jeſus ſie bezwungen hatte; und nun that das Reich der Finſterniß ſich auf vor ihren Augen, und der Feind, der das Unkraut ſäet unter den Waizen, der umhergeht und ſuchet, wen er verſchlinge, der Feind, den ſie niedergeſchmettert gewähnt hatte auf ewig, ſtand jetzt vor ihr und ſtreckte die Krallen aus nach ihr.

Mitten in den Schrecken ihrer Gedanken, die ſie durchfröſtelten, ſchwoll ein neuer Schreckgedanke ihr empor. „Jeſus! Meine Schweſter!" ächzte ſie. „Mich ſoll er nicht haben, der züngelnde Löwe, aber das Kind iſt in ſeinen Händen; iſt umſtellt von ſeinen ſchwarzen Gehülfen! Das Kind muß ich retten!" — Und heftig ſprang ſie auf und ſchrie: „Meine Schweſter ſoll nicht in Dresden bleiben! Ich will meine Schweſter haben! Auf der Stelle!"

„Ja, ja, wenn Sie es wünſchen, allerliebſtes Engelchen, ſo will ich ſie holen laſſen, die Kleine, und eine Bonne wollen wir ihr halten, eine Pariſerin, und einen Tanzmeiſter. Alles, womit ich Ihnen dienen kann, ſoll geſchehn, unweigerlich."

Er klingelte, und eine Stunde ſpäter war der Poſtzug unterwegs, Hannchen ſammt ihrer Wärterin zu holen.

Fünf Tage waren vorüber; Learoſa ſaß in tiefem Mißmuth verſunken, in ihrem, zwiſchen Louiſens und Hannchens Zimmer gewählten Gemach und ſtarrte hinaus auf den öden Schloßhof, deſſen Brandſtätte grade aufgeräumt wurde; ſie öffnete das Fenſter, um ſich zu ſonnen an dem matten Strahle des freundlichen Octobertages, und konnte die Arbeiter reden hören.

„Ja, ja," ſagte Einer zu dem Andern, „das waren böſe Tage, als die Reichsvölker von Freiberg nach Böhmen liefen, und ſengten und brennten und ſtahlen, als wären ſie in Feindes Land. Ich ſehe noch, wie der Stall hier in Flammen ſtand; es ſah aus, als wenn der ganze Hof eine Lohe wäre. Ein Glück, daß der Wind von Abend kam und die Flamme nach dem alten ſteinernen Schloſſe hinjagte; wär' er vom Morgen gekommen, ſo wäre von all unſeren hölzernen Häuſern keine Spur mehr vorhanden."

„Ja, Gott iſt immer der alte Gott noch," erwiederte ein Anderer. „Er hat uns errettet aus ſechs

Trübſalen, und in der ſiebenten ſollen wir nicht umkommen.“

Ein paar große Thränen drangen aus Learoſa's Augen. „Du glücklicher, hoffnungsreicher Menſch!“ hauchte ſie. „O, wer doch hoffen könnte wie Du?“ — Sie gedachte der Trübſale, die ſich mehrten rings um ſie her, und muſterte die troſtarmen Bilder ihrer Gegenwart; entfremdet war Hannchen ihr entgegengetreten, als ſei ſie Jahre lang getrennt gewesen von dem Kinde, welches keine ihrer Fragen nach ſeinen Beſchäftigungen, nach ſeinen Geſpielen, nach ſeinen Lehrern und Leitern in Dresden, ſeit ihrer Abweſenheit, genügend beantwortete, ja, oft auf Widerſprüchen, auf unwahren Angaben ſich ertappen ließ, und jede Gelegenheit benutzte, ſich dem Augenbereich der ſtrengforſchenden Schweſter zu entziehen und die Zuflucht zu dem Grafen zu nehmen, deſſen Nähe ſie dem Einfluſſe einer dämoniſchen Macht zu unterwerfen ſchien.

Nicht minder freudlos war die andere Seite der Schranken, welche Learoſa ſich erbaut hatte mit eigner, trotzkecker Hand. Die heftigen Fieberanfälle, welche Louiſens Nervenabſpannung begleiteten, waren gewichen, aber mit ihnen war auch der Reſt der ſchwachen Hoffnung vertilgt, daß ihre Geiſtesirre den Urſprung in ihren krankhaft ergriffenen Organen haben möge, und daß ihre Seele geneſen werde mit ihrem Körper. — Ihr Wahnſinn trat, zwar nicht mehr in heftigen Ausbrüchen ſich äußernd, aber um deſto tiefer in ſeiner Stille, täglich hoffnungraubender an das Licht.

So ſtand Learoſa in einer martervollen Einſamkeit, ohne Beſchäftigung, in der Mitte einer fürchterlich engen Welt; ihre einzige Zerſtreuung war der Blick auf die Arbeiter unter ihrem Fenſter und auf die Kinder, die gruppenweiſe auf den Schutthaufen ſpielten; aber auch in dieſem Blicke fand ſie Nahrung für ihren Groll gegen die immer deutlicher erkannten Widerſacher ihres entwürdigten Geſchlechts. Es war die Mittagsſtunde; die Weiber kamen mit Töpfen beladen, und jede blieb ſtehen, den Mann bedienend, während er aß und mäkelte an der mühſam bereiteten Speiſe. Und als eine der Frauen in ihrem Unmuth in die Worte ausbrach: „Dir ſind die Erbſen zu trocken, iſt denn mein Brot fetter? — Woher ſoll ich den Speck nehmen, um ſie Dir zuzurichten? Deinen letzten Arbeitslohn, ſo wie den geringen Erlös von dem Garne, welches Du mir nahmſt und verkaufteſt, haſt Du in die Schenke getragen, und geſtern ſchon hab' ich den letzten Sechſer ausgegeben, den ich übrig hatte von meinem Botenlohn für meinen Gang nach Pirna mit der Poſttaſche.“

Da griff der rohe Mann nach einem Holzſcheite und warf es der Dulderin nach, die kaum dem tödtlichen Wurfe auswich, und heulend auf die Scherben ihres, vielleicht letzten Topfes niederſtarrte, den der Wüthrich bei ſeiner heftigen Bewegung umgeſtürzt, und zerbrochen hatte.

Empört, verbittert gegen Gott ſelbſt, wandte Learoſa ihr Antlitz ab von dem Anblick des ſchnöden Mißbrauches einer überlegenen Körperkraft; da richtete ein lautes Kindergezänk ihr Auge auf einen andern Gegenſtand hin: ein Mädchen, kaum acht Jahre alt, hatte ſich müde getragen an einem, etwa vierjährigen Buben, und, um auszuruhen, ihn niedergeſetzt auf den Boden; vergebens ſuchte ſie den ſchreienden Jungen durch ein Spielwerk mit aufgeleſenen Steinbrocken zu beſchäftigen; ſein Gekreiſch ward immer gellender, und rief endlich ein Rudel in der Nachbarſchaft ſpielender Knaben herbei, welche unter Stößen und Schlägen die ermattete Wärterin zwangen, ſich wieder mit ihrer Laſt zu beladen, und dann lachend zu ihrem Tummelplatze zurückeilten.

Dieſer Anblick lockte die Galle der gemißhandelten Frau, der Mutter dieſer Kinder, wie es ſchien, zum Ausbruch. „Hierher Ihr übermüthigen Buben!" ſchrie ſie, und indem ſie nach einem Strafwerkzeuge umherſuchte, ſah Learoſa ihre Schweſter aus dem Garten kommen und neugierig ſtehen bleibend den ſich vorbereitenden Zwiſt der Mutter mit ihren Söhnen belauſchen.

„Hierher, Ihr Buben!" ſchrie die nun ſtraffertige Mutter. „Ihr ſollt ſchmecken, wie es dem Schwächeren thut, gequält zu werden von dem Stärkeren! Kommt her, ich will keine Weiberquäler erziehen an Euch!"

„Gehſt Du?" frug Einer der kleineren Knaben den größeren. — „Daß ich närriſch wäre," verſetzte dieſer lachend, und ſetzte, der Mutter ſpottend, mit leichtem Sprunge über die jenſeitige Umzäunung der Brandſtelle.

Da ſetzte die Frau ſich in Bewegung, die widerſpenſtigen Knaben zu ereilen, doch plötzlich feſſelte ein donnernder Haltruf ihre Schritte. Es war ihr grollender Gatte, der, auf ſein Grabſcheit gelehnt, ihr drohend zurief: „Ich will Dir rathen, Deine Hand nicht an die Buben zu legen! Sie haben ganz recht gethan, das Mädchen nicht in ihrer Faulheit zu beſtärken! Sie ſoll andern Schlages werden, als Du, und früh lernen, dem Manne gehorſam zu ſein, wozu ſie Gott erſchaffen hat auf Erden!"

Der gewaltigſte Ingrimm übermannte Learoſa: „Was? dazu hätte Gott uns erſchaffen, mit Leib und Leben unterthan zu ſein dieſen Böſewichtern? dieſen hinterliſtigen, gewinnſüchtigen Läugnern Gottes und Verächtern des Heilandes? — Nein! Nein! — und doch —" unterbrach ſie ſich mit ſinkender Stimme, „und doch iſt's ſo! — Bin ich nicht gezwungen, dieſem Elenden unterthan zu ſein? dieſem greiſen Schwächling, der in der einen Stunde mich mit Füßen tritt, und in der andern den Staub von meinen Sohlen küſſen möchte? — Aber warum hab' ich geheirathet? Warum hab' ich es nicht vorgezogen, für mich und meine Schweſter das Brot auf den Straßen zu erbetteln? — Ha! wie bewahr' ich ſie, elend zu werden, wie ich es bin?" —

Sie ſchlug ſo heftig an die Scheiben, daß ſie beinah zerſprangen, und winkte ihrer erſchreckt aufblickenden Schweſter. Zögernd folgte das Kind dem Rufe. Mit rollenden Augen ging Learoſa der Kleinen entgegen, ergriff ſie bei den Schultern, drückte ſie nieder auf die Kniee und rief in ihrem gebieteriſcheſten Tone: „Schwöre mir, bei dem Andenken an unſere Mutter, an unſere gemordete Schweſter, ſchwöre mir: nie — nie zu heirathen!"

„Ja, ja," ächzte das geängſtigte Kind. „Wie Du befiehlſt, ich will in meinem ganzen Leben nicht heirathen! das will ich Dir zuſchwören!"

„Nun, ſo halte Deinen Eid und werde glücklich!" ſetzte Learoſa hinzu. — Das Kind blieb noch eine Weile auf den Knieen liegen, ſtand dann auf, und ſchlüpfte zum Zimmer hinaus, um dem Grafen zu verkünden, was vorgegangen ſei zwiſchen ihr und ihrer unnatürlich aufgeregten Schweſter.

Allmählig löſ'te ſich Learoſa's Geiſtesſpannung; ſie fing an, bedachtſamer nachzugrübeln, ob es für ſie denn keine Rettung gebe von den Banden, in deren Umſtrickung ſie ſich gefeſſelt hatte in ihrer kindiſchen Bedachtloſigkeit. Zweimal ſchon hatte ſie ihrer mütterlichen Freundin, und als dieſe nicht antwortete, Roderiken ihr Leid geklagt und Beide um Rath und Hülfe beſchworen; aber auch Roderike war verſtummt. Hatte Frau von Zſchechwitz das Gerücht vernommen, daß ſie einverſtanden mit dem König geweſen ſei an jenem ſchrecklichen Abend, deſſen Sturmhauch die letzte Blüte ihrer jugendlichen Hoffnungen zerſtört hatte? Sie entſann ſich, wie leicht täuſchbar die edle Frau ſchon früher ſich gezeigt, und gewiß auch jetzt wieder der Verleumdung ein williges Ohr geliehen und Roderiken zur Aufhebung der Verbindung mit ihr gezwungen hatte; aber dennoch war ſie überzeugt, das Vertrauen der ſo mütterlich milden Frau wieder zu gewinnen, wenn es ihr nur vergönnt werde, an ihrem Buſen zu weinen. Aber wer ſollte ſie den Weg zu ihr führen? Eine heimliche Flucht? Sie ſchüttelte den Kopf; ein ſolches Mittel konnte Frau von Zſchechwitz nicht mit ihr verſöhnen. — Sie brach, unfähig einen Hülfsweg auszufinden, der ſie aus dieſer Irre leite, in einen Strom bitterer Thränen aus.

Während Learoſa aus jenem erfolgloſen Grübeln zu dem ihrem Geſchlechte eigenthümlichen Schmerzlinderungsmittel überging, hatte der Graf mit Schrecken aus Hannchens Berichte geſchloſſen, daß der Geiſt ſeiner Gemahlin durch die ſtete Nähe ihrer Geſellſchafterin gefährdet ſei, und nach reiflichem Erwägen, welchen Weg er zu ihrer Rettung einſchlagen ſolle, begab er ſich zu ihr.

Schnell trocknete Learoſa ihre Thränen und gab ihrem Geſichte den ernſt kalten Ausdruck, den ſie jedesmal, wenn ihr Gemahl gegenwärtig war, ſich eigen zu machen gelernt hatte. — Nach einigen einleitenden Hin- und Widerreden, welche dem Grafen jedoch nichts von der gefürchteten Geiſtesabweſenheit ſeiner Gemahlin verriethen, rückte er ſeinem

Zwecke näher, ſprach von ihrem fruchtloſen Opfer, ihre Kräfte für die Pflege einer Unheilbaren zu verſchwenden; von dem Reichthume der diesjährigen Weinernte; von der Annehmlichkeit, welche die Umgegend von Meißen gegenwärtig darbiete, und endete mit dem Vorſchlage einer Luſtreiſe in jenes nahgelegene Weinland Sachſens.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf,“ ſagte Learoſa kalt. „Meine Pflicht feſſelt mich an dieſes unſelige Opfer Ihrer Gemüthshärte und der grauſamen Habſucht Ihres Herrn Sohnes. Ich werde Simbach nicht verlaſſen. — Doch,“ — ſetzte ſie, ſchnell von einem gottgeſandten Gedanken ergriffen, hinzu: „laſſen Sie ſich von dieſer Luſtreiſe nicht abhalten; und glauben Sie für meine Zerſtreuung ſorgen zu müſſen, ſo laden Sie Frau von Zſchechwitz ein, mich zu beſuchen.“

Auf einen ſolchen Vorſchlag einzugehen, lag weniger als je in des Grafen Sinne, ſeit er den ihm untergeſchobenen Plan aufgefaßt hatte, durch Learoſa's Hinüberführung zur katholiſchen Kirche ſie und mit ihr auch ſich ſelbſt dem Kurhauſe möglichſt eng zu verbinden, ein Plan, deſſen Unterſtützung er von Frau von Zſchechwitz und ihrer Tochter nicht hoffen durfte; er antwortete daher, Learoſa's Vorſchlag, ohne ihn zu berühren, ablehnend, daß er nicht auf ſein, ſondern auf ihr Vergnügen Bedacht genommen, als er ihr eine zerſtreuende Luſtreiſe vorgeſchlagen habe.

„Nun, ſo will ich denn, wenn Sie durchaus eine Luſtreiſe nöthig erachten, mich zu einer ſolchen entſchließen,“ ſagte Learoſa; „aber nicht nach Meißen will ich fahren, ſondern zur Frau von Zſchechwitz nach Oberwerda bei Chemnitz.“

„Bei Chemnitz?“ frug der Graf. „Sie vergeſſen, mein allerliebſter Schatz, daß Chemnitz jetzt die Garniſon meines Sohnes iſt, daß er Ihnen begegnen könnte; daß er —“

„Genug, Herr Graf, und ſchon mehr, als nöthig iſt, um mich von meinem Verlangen zurückzubringen,“ verſetzte Learoſa, und machte Anſtalt, dem Grafen vorüber in das angränzende Zimmer der Wahnſinnigen zu gehen, wohin er ihr nie zu folgen pflegte, weil ſein Anblick ſchon mehrere Male Louiſen in eine ihn bedrohende Stellung verſetzt hatte.

„Kind, Roſettchen,“ flehte er, die ihm nähere Thür ihr vertretend, „liebſter Engel, wollen Sie denn Ihrer gereizten Stimmung gegen mich nicht endlich einmal ein Ende machen? Ich habe ja gethan, was ich vermochte, um Ihrer Gnade wieder werth zu werden; auf meine Bitte hat der Kurfürſt meinen Sohn verbannt; ich habe mich losgeſagt von ihm, um Ihnen gefällig zu werden. Geben Sie mir Ihr liebes Händchen wieder; nennen Sie mich wieder Ihr Papachen; bitte, bitte! Ich will Sie hegen und pflegen wie meinen Augapfel.“

„Herr Graf, Sie wiſſen, wie ich Ihnen vertraut, wie bedingungslos ich mich Ihnen überliefert und wie Sie meine Hingebung belohnt haben,“ verſetzte Learoſa. „Sie entſinnen ſich, daß Sie durch dieſelben Verſprechungen, durch welche Sie mich heute zu verlocken ſuchen, ſchon einmal mich bewogen, Ihnen zu vergeben. Ich will nicht die dritte Gelegenheit herbeiführen, für meine kindiſche Leichtgläubigkeit, für mein eigenmächtiges Beſchließen in meinen wichtigſten Angelegenheiten, mich beſtrafen zu müſſen. Ich will meine Freundin, die Frau von Zſchechwitz, um Rath fragen, ob es meine Pflicht iſt, mich Ihren Launen, Ihren Gelüſten ſo unterthan zu machen, daß ich aufhöre, Gebieterin meiner perſönlichen Freiheit zu ſein, und ungeachtet meines anſehnlichen Erbes, deſſen ich mich zu Ihren Gunſten entäußert habe, nicht einmal über ein einziges Geldſtück verfügen zu können, hinreichend, um einer Armen, gleich mir Gemißhandelten, ein armſeliges Geräth zu erſetzen, deſſen Verluſt ſie morgen vielleicht unter den Händen ihres Tyrannen büßen muß."

„Geld? — Geld wollen Sie? Allerliebſter Schatz; meine ganze Kaſſe ſteht Ihnen zu Gebot! Hier iſt der Schlüſſel, kommen Sie, ich will Sie in mein Kabinet führen."

„Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich es auf ein Geſchenk von Ihnen abgeſehen habe," entgegnete Learoſa ſtolz, ſeinem Arme ausweichend. „Mit Frau von Zſchechwitz will ich mich berathen, ob das Gebot meiner Pflicht das Gebot meiner Ehre über=

wiegt, ob und unter welchen Bedingungen ich mich entſchließen darf, meine Ketten wieder anzulegen?“

„Ketten? Liebſter Engel, Roſenketten, Liebesketten! Ich —“

„Laſſen Sie die Tändeleien!“ fiel Learoſa verächtlich ein. „Antworten Sie kurz: wollen Sie einen Boten mit einem Briefe, den ich an Frau von Zſchechwitz ſchreiben werde, noch heute abſenden? — Ja oder Nein?“

„Einzigſtes, ſchönſtes Täubchen, ich bitte Sie, laſſen Sie die fremden Leute aus dem Spiel! Ich ſchwöre Ihnen —“

Learoſa ließ ihn nicht enden; ſie ſchob ihn verächtlich bei Seite und ging in Louiſens Zimmer.

„Hinweg, hinweg von hier!“ riefen alle Stimmen ihrer Seele. „Hinweg! — Aber wie? — wohin? — Wo iſt ein Winkel auf dieſer Erde, den der Mann nicht zur Hölle gemacht hätte?“ — Da ſprühte plötzlich ein leuchtender Gedanke ihr auf: „Klöſter giebt es ja; Nonnenklöſter; — und wahrhaftig, Der war mein Feind nicht, — der — wenn mein hinterliſtiger Warner nicht log — den Gedanken gefaßt hat, mich in ein Kloſter zu retten.“

Den ganzen Tag hindurch hallten die Laute dieſer Stimmen in Learoſa’s Innerm wieder; ſie ſuchte das Zettelchen hervor, welches, wie ſie feſt überzeugt war, Niemand anders, als der von ihr entdeckte Diener ihres Stiefſohns für ſie überbracht hatte, und ließ, während ihre Augen darauf weilten, ihre Seele umherſchweifen und ſich verlieren in Sinnen und Grübeln. Alſo Katholikin ſollte ſie werden? — Hing von dieſer Bedingung unerläßlich die Gewinnung eines Aſyls ab? — Beben ergriff ſie; der Übergang zur katholiſchen Kirche ſchien ihr eine gotteslåſterliche Handlung, die um ſo ſicherer mit dem Verluſte der ewigen Seligkeit gebüßt werden mußte nach ihrem Wahn, ſeit der Graf, in ſeiner unvorſichtigen Verlautbarung der ihm eigenen Religionsverachtung, ſie nicht zweifeln ließ, daß er die Lehrgrundſätze ſeiner Kirche ausgeſprochen habe. Katholiſch alſo konnte ſie nicht werden, ohne die Hoffnung auf den Himmel aufzugeben; ſie haderte mit Luther, daß er die durch ihn begründete Kirche der Zufluchtsorte für verfolgte Weiber beraubt habe, und verlor ſich in Entwürfen, dereinſt dieſes Schloß, welches ihr zum Eigenthum verheißen war, ihren ruhbedürftigen Mitſchweſtern zu öffnen, und den Störern ihres ſtillen Glücks es ſtreng zu verſchließen.

Am Abend dieſes Tages ſaß Learoſa mit der Unglücklichen, deren Wahnſinn immer ſtiller geworden war und mehr durch Blicke und Geberden, als durch Worte ſich äußerte, allein in ihrem Zimmer und ließ ihre Gedanken bei der ſchweren Frage weilen, wie lange ihr jetzt ſchon unerträglicher Zuſtand anhalten, und wie er enden werde. Da erſchreckte ſie plötzlich ein gellender Aufſchrei Louiſens, welche vom Stuhle aufgeſprungen war und das ſtiere Auge auf das Fenſter gerichtet, einer Geiſterſeherin ähnlich, daſtand. Learoſa folgte ihrem Blicke mit den Augen, und erſchrak noch heftiger, denn das Licht, welches das Gemach erleuchtete, fiel mit mattem Scheine auf einen Gegenſtand, der erſt nach und nach als ein menſchliches Antlitz hervortrat. Die zitternden Füße wehrten ihr zu fliehen, und die ſchreckgelähmte Zunge verſagte ihr den Dienſt zum Hülferuf.

„Ich bin's, erſchrecken Sie nicht!“ — So drang eine heiſer klingende Stimme an Learoſa's Ohr; ſie ermuthigte ſich, die Erſcheinung genauer anzublicken, und ihr geronnenes Blut gewann ſeine Triebkraft wieder, denn ſie erkannte — den kleinen Martin.

„Martin, Du? Wie haſt Du den Weg zu mir gefunden?“ frug ſie das Fenſter öffnend, und leicht wie der leichteſte Vogel ſchwang der Knabe ſich hinein, umklammerte und küßte, wie wahnſinnig vor Freuden, ihre Kniee, und ſein erſtes Wort war: „Iſt's wahr? ſind Sie eingeſperrt? — Ich bin ſeit vorgeſtern Abend dreizehn Meilen weit gelaufen, um Ihnen zu helfen.“

Learoſa's Rührung brach in wohlthuende Thränen aus, die immer reicher floſſen, als ſie erfuhr, daß der Knabe, der nach Thomsfelda zurückgeſchickt und im Dienſte des dortigen Verwalters beſchäftigt worden war, vorgeſtern die von Nauvogel mitgebrachte Neuigkeit vernommen hatte, daß man ſie in Simbach eingeſperrt habe, und auf der Stelle aufgebrochen ſei, um ihr Gefängniß zu theilen, oder ihr zur Flucht behülflich zu ſein. Erſt nach manchen Irrgängen hatte er ſein Ziel erreicht, es aber nicht gewagt, Irgend Jemand zu fragen, wo er ſie finde, ſondern ſich ungeſehen in den Garten geſchlichen und hier emporzuklettern verſucht an dem Weingeländer, bis zu dem einzigen, auf dieſer Seite des Schloſſes erleuchteten und glücklicher Weiſe nicht hochgelegenen Fenſter.

Das troſtloſe Gefühl, völlig freundlos zu ſein auf Erden, war von Learoſa gewichen; nie hatte ſie ihren Bruder, wie jetzt dieſen Knaben, mit ſchweſterlicher Innigkeit umfaßt gehalten; es war der erſte glückliche Augenblick, den ſie verlebte ſeit ihrem verhängnißvollen letzten Geburtstage. Aber nicht lange blieb dieſes beglückende Gefühl ungemiſcht; die Drangſale ihrer Lage traten in ihr Gedächtniß, doch mit ihnen die Erkenntniß einer Gelegenheit, ihrem Schickſale eine längſt erſehnte Wendung zu geben. Gab es einen ſichern Boten, deſſen ſie ſich mit Zuverſicht bedienen konnte, Nachricht von ihren Freundinnen einzuziehen, und ihnen Nachricht von ſich zu geben, ſo war es Martin! Ihre Briefe an Frau von Zſchechwitz konnten dieſe verfehlt haben; Martin, das wußte ſie, werde ihre Spur ſuchen von Ort zu Ort, und nicht ruhen, bis er ſie gefunden. — „Martin,“ frug ſie mit bittendem Tone, „Martin, biſt Du müde? — ſehr müde?“

„Sehr müde und ſehr hungrig,“ antwortete der Knabe, und wies auf ſeine durchlaufenen Schuhe und ſeine Füße voller Blaſen.

Learoſa erſchrak, aber ſie faßte ſich. „Und dennoch mußt Du fort; es gilt meine Rettung, aber ruhen ſollſt Du zuvor, ruhen und eſſen. Komm!“

Sie führte ihn in ihr Schlafgemach, hieß ihn, ſich auf ihr Bett legen, zog die Vorhänge zu, und die Müdigkeit, den Hunger des Knaben überwiegend, drückte ihm ſogleich die Augen zu. — Learoſa wußte unvermerkt eine tüchtige Portion von ihrem Abendeſſen zu beſeitigen, entfernte ſobald als möglich die Bedienung, und eilte dann, an Frau von Zſchechwitz Alles zu ſchreiben, was ihr begegnet war ſeit ihrer Trennung, was ihr noch drohte, und erflehte den Beiſtand ihrer einzigen Freundin auf Erden.

Vor Tagesanbruch weckte ſie den Knaben und hieß ihn ſich ſättigen. Während er mit dem Eifer eines Überhungerten ihrem Befehle gehorchte, wies ſie ihm den Weg nach Ober-Werda an. „Es liegt,“ belehrte ſie ihn, „zwiſchen Zſchoppau und Chemnitz, und iſt acht Meilen weit von hier. Heut Abend mußt Du dort ſein, und dieſen Brief der Frau von Zſchechwitz oder ihrer Tochter eigenhändig übergeben. Findeſt Du die Herrſchaft nicht zu Hauſe, ſo eilſt Du ihr nach, ſie mag ſein, wo ſie will; doch nach Chemnitz begiebſt Du Dich nur im äußerſten Nothfall, und hüteſt Dich, dem jungen Grafen von Rottingerode zu begegnen. Gehen kannſt Du nicht; Du ſollſt fahren; baares Geld kann ich Dir zwar nicht mitgeben, aber meine Uhr nimm; verkaufe ſie unterwegs und verwende das Geld zu Deinem ſchnellſten Fortkommen. Morgen Abend kann Frau von Zſchechwitz hier ſein; Du kömmſt mit ihr zurück; ich werde bis Mitternacht Eurer harren. — Jetzt geh, wie Du gekommen biſt, durch’s Fenſter und über die Gartenmauer, und ſorge, daß Niemand Dich ſehe.“

Sie öffnete das Fenſter, drückte den Knaben noch einmal an ihre Bruſt, und er ſchwang ſich hinaus. Sie verlor ihn aus den Augen.

Auf Louiſens Zuſtand hatte die geſtrige Erſcheinung einen nachtheiligen Eindruck gemacht, der jetzt erſt ihrer Freundin ſichtbar wurde. Sie war ſehr aufgeregt, und nannte, was ſie ſeit ſechs Wochen nicht mehr gethan hatte, häufig den Namen ihres bundbrüchigen Verlobten; doch ließ es ſich nicht ermitteln, ob ſie das Geſicht am Fenſter, welches ſie geſtern in Schreck geſetzt hatte, für das ſeinige oder für eine ihm gefahrdrohende Spukgeſtalt halte. Es ſchien, als werde ſie wechſelsweiſe von beiden Ideen beherrſcht. Learoſa war dieſe Folge der geſtrigen Überraſchung aus mehr als einer Hinſicht unangenehm; ſie befürchtete, und nicht ohne ſcheinbaren Grund, daß die Wahnſinnige ihren nächtlichen Beſuch, an deſſen Geheimhaltung ihr lag, verrathen könne; ferner beſorgte ſie, daß die vermehrte Aufſicht, welche der Arzt für die Unglückliche anzuordnen nöthig fand, ſie hindern werde, den Knaben ungeſtört zu empfangen, wenn dieſer vielleicht allein von ſeinem Botenlauf zurückkehren ſollte; und endlich fing Louiſe, die bis dahin wenigſtens ein Gegenſtand ihres Mitleids geweſen war, durch die unbegreifliche

Zärtlichkeit, mit welcher ſie an ihrem Verächter, an dem verabſcheuungswürdigſten aller Männer hing, ihr widrig zu werden an, und mit verdoppelter Sehnſucht ſah ſie der Wendung ihrer Lage entgegen, welche ſie von der unbezweifelt nahen Ankunft ihrer Freundin ſich verſprechen durfte.

Der Tag, auf welchem Learoſa's Hoffnung ruhte, der zweite nach Martins Entſendung, verging indeß erfolglos, und Learoſa hütete am dritten um ſo ſehnſüchtiger das Fenſter, welches den Schloßhof überſehen ließ, mit ihren Augen. Da — es war unfern der Mittagszeit — rollte eine Kutſche über die Thorbrücke, und jubelnd flog Learoſa den kommenden Geliebten entgegen. Doch verbleichend taumelte ſie zurück in das Schloß, denn aus dem herabgelaſſenen Kutſchfenſter blickte ihr das Geſicht des Beichtvaters der Kurfürſtin entgegen. — Ein inſtinctmäßiges Gefühl weiſſagte ihr, daß dieſer Beſuch ihr gelte, daß dieſer Prieſter komme, um förmlich zu beginnen, was der Graf angedeutet und jener warnende Zettel verkündet hatte; daß er ſie abtrünnig machen wolle von dem Gotte, in deſſen Vaterarmen ihre Mutter ausruhte von den Stürmen ihres Lebens.

Die Erkennung des Zwecks ihres Gegners waffnete ſie mit Muth, ihm kampfbereit entgegenzutreten, aber der erwartete Angriff erfolgte nicht. Sie hatte nämlich geglaubt, daß der Prieſter ſeinen Bekehrungsverſuch ſehr ſchnell beginnen und mit Eifer betreiben werde, und hatte auch, nicht ohne eine kleine boshafte Freude zu empfinden, ſich ſchon an dem im voraus empfundenen Anblick ſeiner Beſtürzung geweidet, welche ihn überraſchen werde, wenn ſie, ſich zaghaft ſtellend, Anfangs ihm einen leichten Sieg verheiße, und dann ihn plötzlich erkennen laſſe, mit welch' einer Gegnerin er es zu thun habe. Aber der Angriff erfolgte nicht. Stumm und kühl begrüßte der Prieſter ſie bei ihrem Erſcheinen, und ſetzte, ohne ſie weiter zu beachten, ein vor ihrem Eintritt mit dem Grafen begonnenes Geſpräch ſehr ruhig fort.

Als ſie nach aufgehobener Tafel ſich entfernt hatte, trat er ſeinen Rückweg an, ohne, wie es ſchien, ſie vermißt, wenigſtens ohne Abſchied von ihr genommen zu haben.

Gegen Abend ward der Graf krank; die Vorboten eines Podagraanfalls ſtellten unter ſehr bedrohenden Anzeichen ſich ein; er erbat ſich Learoſa's Gegenwart; ſie verſagte ſich ihm und erfuhr am folgenden Morgen, daß der Arzt den Patienten auf eine langwierige, vielleicht den ganzen Winter hindurch andauernde Niederlage vorbereitet habe. Auch an dieſem Tage war Learoſa nicht zu bewegen, ihrem Gemahl Geſellſchaft zu leiſten, und auch dieſer Tag verging, ohne ihr eine Botſchaft von Frau von Zſchechwitz, noch weniger ſie ſelbſt zu bringen.

Die ungeſtörte Muße dieſer letzten vierundzwanzig Stunden füllte Learoſa mit Nachdenken über das Benehmen des Jeſuiten aus, welches unmöglich ſeinen Zweck fördern konnte, wenn derſelbe nämlich der war, auf welchen ſie ſich vorbereitet hatte. Ein Zweifel an die Glaubwürdigkeit ihres anonymen Correſpondenten begann ſich in ihr zu regen; täuſchte ſie ſich nicht über die Perſon des verkappten Zuträgers jener Warnung, war dieſer wirklich ihr Stiefſohn, ſo ſchien ein Fallſtrick, deſſen ſie ſich nicht verſah, weit eher, als die ihr offen angedeutete Gefahr zu beſorgen, die, wenn ſie nur von Seiten des alten Grafen ſie bedrohte, ihr verächtlich dünkte. Der Jeſuit aber ſchien ihr weit geeigneter, dem Sohne in ſeinen geheimen Plänen, als dem Vater förderſam zu ſein. Das gefliſſentliche Schweigen dieſes Prieſters, wo er, ſeinem Verſprechen zufolge, hätte reden und ſie ſchützen müſſen gegen die Verunglimpfungen ihres Namens, konnte nicht das Werk ihres Gemahls ſein; dieſes Verſtummen hatte der feindſeligſte ihrer Feinde, hatte ihr Stiefſohn ihm vorgeſchrieben, und mit dieſem im Bunde konnte ſie auf ſeine Mitwirkung, ihr auf eine noch unerkannte Art zu ſchaden, ſchließen, wenn ſie auch gleich keinen Verſuch, ſie zu bekehren, von ihm zu fürchten hatte.

Da fiel ihr wieder die angebliche Abſicht ihrer Feinde, ſie in ein bambergiſches Kloſter einzuſperren, in's Gedächtniß; aber das konnte der Plan des alten Grafen nicht ſein. — War dieſe Angabe eine Lüge? — erfunden, um ſie zurückzuſchrecken von ihm? — o, dann war dieſe Lüge ſchlecht berechnet! Wie gern würde ſie ihr jetziges Sklaventhum gegen die Freiſtatt in einem Kloſter vertauſchen, wenn einer Lutheranerin dieſe Zuflucht geboten werden könnte.

Während Learoſa lange ſo fruchtlos gegrübelt, und nicht zu ergrübeln vermocht hatte, welcher Art von Feindſeligkeit ſie von dieſem Prieſter gewärtig ſein durfte, fiel ihr ein, daß der alte Jäger, der häufig ſchon um ihre Verzeihung und um die Wiedereinſetzung in ſein eingebüßtes Amt ſich bemüht hatte, gewiß ganz im Beſitz des Vertrauens ſeines jungen Gebieters und über deſſen Verhältniß zu dem Beichtvater der Kurfürſtin unterrichtet ſei. Sie ließ den Menſchen rufen, um unter Drohungen und Verheißungen ihn zu befragen, was ihm von dem Verhältniſſe ihrer beiden Feinde zu einander bekannt ſei, um aus ſeinen Antworten die Anſchläge des Prieſters gegen ſie zu errathen, welche ſie, wie von einem geheimen Inſtincte geleitet, vorausſetzte.

Statt des alten Jägers, der ſeit mehreren Tagen, um irgend ein Amt zu ſuchen, abweſend war, kam ſeine Frau, augenſcheinlich durch Kummer oder Krankheit mitleiderweckend niedergebeugt. Sie machte keine Schwierigkeit, Learoſa's Fragen zu beantworten, doch ihr Bericht führte zu keiner Lichtſpur. Ihr Mann, verſicherte ſie, ſei gewiß nicht unterrichtet, in welcher Beziehung der junge Graf zu dem geiſtlichen Herrn ſtehe, da er, während der langwierigen Anweſenheit der Herrſchaft in Warſchau, dies Schloß nicht verlaſſen habe.

Learoſa's hauptſächlichſte Erwartung war alſo getäuſcht, aber dagegen erhielt ſie manchen Aufſchluß anderer Räthſel. Sie erfuhr nämlich, daß der erſte Brief des jungen Grafen an ihren Mann, welcher mit ihr zugleich eingetroffen war, die Vorſchrift der ihr widerfahrenen Behandlung enthalten habe. In dem jüngern dieſer in polniſcher Sprache geſchriebenen Briefe habe er die Frage des alten Jägers, ob er für die kranke Dame einen Arzt beſorgen dürfe, ſehr rauh verneint, dagegen aber die Weiſung gegeben, der Gräfin ein ſchriftliches Bekenntniß der ihr angeſchuldigten Verirrung zu entlocken, ſie aber unmittelbar nach Ablegung deſſelben noch härter einzuſchränken und noch ſtrenger zu bewachen. — Den dritten Brief mit der in deutſcher Sprache an die Gräfin ſelbſt gerichteten Ueberſchrift, habe der Reitknecht des jungen Grafen abgegeben und gleichzeitig ihrem Manne vorgeſchrieben, den Schreiber wie den Überbringer deſſelben zu verheimlichen.

Die Berichterſtatterin ließ Learoſa keine Zeit, ſich im Nachſinnen über die empfangene Auskunft zu vertiefen; ſie beſchwur die beleidigte Gebieterin um Begnadigung ihres Mannes, und verhieß ihr ſeine treueſten Dienſte. — Learoſa blickte die Flehende vorwerfend an, und ſagte: „Ihr ſeid thöricht, für Euern Mann zu bitten, der, als Ihr ihn für mich batet, Euch rauh zurückſtieß. Ihm kann ich nicht verzeihen, aber Euch will ich wohl, Euch und Eurer Tochter. Trennt Euch von Eurem Manne, und ich will Euch Beide in meine Dienſte nehmen.“

Die Frau ſah der harten Gräfin traurig in's Auge. „Ach, das geht nicht, Ihro Excellenz,“ ſeufzte ſie ſchmerzlich. „Seit unſer gnädigſter Herr Graf meinen Mann aus Polen mitbrachte — es ſind jetzt einunddreißig Jahre her; er konnte noch nicht Deutſch; er hat es erſt von mir gelernt — ſeit dieſer Zeit hab' ich das Gute mit ihm genoſſen, und ſollte mich jetzt von ihm trennen in ſeiner böſen Zeit? Ach nein, das geht nicht.“

„Thörin!“ fuhr Learoſa auf. „Das Gute haſt Du mit ihm genoſſen? Gab er es Dir? Nennſt Du die Rohheit, mit welcher er Dir unter meinen Augen begegnete, etwas Gutes?“

„Nun freilich, rauh iſt er,“ verſetzte die Frau. „Ich hab’ ihn etwas verwöhnt; ich weiß es; nachgeben mag er nicht gerne; aber er iſt doch ſonſt gut, wenn er nämlich gerade nicht in ſchlechter Geſellſchaft geweſen iſt, die ihn verführt hat zum Trunke. — Und mag er auch ungeſtüm und hart ſein, es iſt doch beſſer, als wenn er ſich gängeln ließe von einer herriſchen Frau, als wäre ſie der Mann und er ein altes Weib!“

„Raſ’t Sie?“ rief Learoſa in faſt wildem Zornerglühen. „Gott im Himmel! dahin iſt’s gekommen mit der Schwäche, mit der wahnſinnigen Schwäche des Weibes, daß ſie einen milden Mann, wenn es einen ſolchen giebt, zu beſchimpfen glaubt, wenn ſie ihn Weib nennt, und ſich ſelbſt herabgewürdigt wähnt durch die Kraft zu herrſchen, zu gebieten! — — Fort, Unglückliche! Fort aus meinen Augen, du elende, du freiwillige Sklavin!“

„Schreckliche, raſende Verblendung!“ fuhr Learoſa in fort und fort wallender Empörung auf, nachdem die Frau ängſtlich, wie aus einem Irrenhauſe, entronnen war. „Iſt das Zauberei? — Iſt das ein fürchterlicher, endlos währender Rauſch? — Jene Gemißhandelte dort nennt in ſchwindelndem Wahnſinn nur ſeinen Namen, den Namen des Elenden, der ſie zu lieben ſchwur, als ihr Vater zu Füßen des Throns ſtand, und ſie mit Füßen tritt, ſeit ihr Vater von den Thronſtufen hinabglitt in die Nacht des Kerkers. Von ihm nur träumt ſie, läßt Alles untergehen und rettet nur ihn, wenn in ihren angſthaften Träumen die Erde ſich ſpaltet und alles Leben hinabſchlingt in die finſtere Kluft, oder das Waſſer ihr daherbrauſ't, das Feuer in himmelhohen Wogen emporwallt und in Gluthklumpen herniederſtürzt; nur er iſt ihr Gedanke in allen Gefahren, die der Wahnſinn ihr erfindet; — und jenes Weib mit der Magdſeele, jene Schänderin des Namens Weib, die ſich rühmt, ihren Tyrannen ſich ſelber erzogen zu haben, die ſeine Güte preiſ't, wenn er ſie zu Boden tritt im Trunke; — Gott im Himmel, muß das ſo ſein? liegt das im Plane Deiner Schöpfung? — Ja, dann möcht' ich wünſchen, daß nie Dein beſeelender Blick auf die Atome gefallen wäre, aus welchen ich, — ich als Weib zuſammengefloſſen bin! — Aber warum ward ich nicht Mann? — nicht jener Stolzen, Mächtigen Einer, die Dich ſelbſt zu ihrem Geſchlecht zählen, die überall, wo ein Bildhauer meißelt, ein Maler malt, dem Höchſten aller Weſen männliche Formen geben? — Warum ward ich nicht Mann wie dieſe? — Nein, das konnt' ich nicht werden! Ich würde mich ſelbſt gehaßt, mich ſelbſt verachtet, mich ſelbſt vernichtet haben!"

In ſolchem Sprudel krafterſchöpfender Gedanken und Gefühle befangen, der, als wär' er unverſiegbar, auch in ihrem nächtlichen Traume fortbrauſ'te, verlor Learoſa ihre Feinde aus den Augen. Als ſie am folgenden Morgen etwas wüſt erwachte, empfing ſie die Nachricht, daß der Graf im Laufe der Nacht kränker geworden ſei, und ſeinen Poſtzug nach Dresden geſandt habe, um den Beichtvater der Kurfürſtin holen zu laſſen, wahrſcheinlich, um die bei den Katholiken gebräuchlichen Sterbeſacramente zu empfangen. Eine Regung des Mitleids war das erſte Gefühl, welches ſich Learoſa's bemeiſterte; ſie würde, alles Grolles vergeſſend, hingeeilt ſein zu dem Kranken, wenn ſie nicht eben erfahren hätte, daß er gegen Morgen eingeſchlummert ſei und nicht geſtört werden dürfe. Sie fing an, ſich bewußt zu werden, daß der jetzt erfolgende Tod des Grafen ſie in eine noch hoffnungsloſere Lage verſetzen müſſe. Verkannt von den Beſſern, verfolgt von den Schlechtern, ihres Unterhalts beraubt — was ſollte aus ihr und ihrer Schweſter werden, wenn der Graf jetzt die Augen ſchlöſſe auf immer? — Im Vorgefühl der Lebensöde, welche ſie alsdann erwartete, ergriff ſie das bange Sehnen nach ihrer Freundin noch angſthafter. Wo weilte ſie? — Wo blieb Martin? —

Der Prieſter kam. Learoſa ſchlich an die Thür des Krankenzimmers, und hörte, ohne jedoch von dem Geſpräch etwas auffaſſen zu können, den Grafen mit einer Stimme reden, die kein Todesnahen verrieth. Nun verflüchtigte ſich ihr Mitleid für ihn, an deſſen Stelle das alte gehäſſige Gefühl wider den Stifter ihrer Hülfloſigkeit trat, der ſie um ihre Hoffnungen und nun ſo weit gebracht hatte, ſeine Erhaltung wünſchen zu müſſen.

Sie hörte Jemand der Thür nahen, und eilte zurück in ihr Gemach — Ihr folgte — der Prieſter.

Nie in ihrem Leben hatte Learoſa ein tiefer dringender, ſtrafenderer Blick aus ihrem Gleichgewicht gebracht, als der war, mit welchem das dunkle eingefallene Augenpaar des bleichen, hageren Greiſes auf ihr ruhte, und nie hatte eine Stimme ſie heftiger erſchüttert, als der Ton der ſeinigen, indem er ſprach:

„Frau Gräfin! ich habe gehofft, mein müdes Haupt zur Ruhe zu tragen, ohne noch einmal veranlaßt zu werden, ein Wort an Sie zu richten; ich muß indeß, ſo ſchwer es mir wird, einem höhern Pflichtgebot gehorchen, und Sie erinnern, daß Gottes Auge auch auf Sie herabblickt, auch Ihre Thaten wägt, und ſie wägen wird am Tage des Gerichts.“

Beſtürzt ſah Learoſa den Bußprediger an, ohne zu begreifen, welche ihrer Thaten ſo ſchwer in's Gewicht falle, um eine ſolche Mahnung zu rechtfertigen. — Der Prieſter ſchien in ihrer Seele zu leſen, und fuhr, ſeinem Blick und ſeiner Miene noch mehreren Ausdruck, aber einen milderen, våterlichen, gebend, nach einer Pauſe fort:

„Sie haben, indem Sie vor Gottes und unſeres Heilandes Augen dem Greiſe, der dort auf ſeinem Siechlager wimmert, Treue gelobten, den Eid geleiſtet, mit ihm auszudauern in Glück und Leid; dieſen Schwur haben Sie gebrochen! Ihr Gatte, der Pflege einer liebenden Hand bedürftig, ſucht vergebens die Gattin, die unchriſtlich zürnend, ſich hinwegwendet von ihm in ſeiner — vielleicht letzten — Erdennoth.“

„Das alſo war der Zweck ſeiner Sendung?“ rief Learoſa innerlich mit gelichtetem Blick. „Er will mich hineinlocken zu dem erbärmlichen Sünder! Nun weiß ich doch, woran ich bin mit ihm.“ Und laut antwortete ſie: „Bemühen Sie ſich nicht, mein Herr; der Graf hat ſich von mir geſchieden; ich bin ſchuldlos an meiner Trennung von ihm und ſehe getroſt der Wägung meiner Thaten entgegen.“

Eine tiefe Erſchütterung ward ſichtbar in den Zügen des Greiſes; er wandte ſich, um Learoſa zu verlaſſen, doch — als gebe er, mit ſich ſelbſt kämpfend, einer gebietenden Stimme nach — kehrte er zurück, blickte ſie wehmüthig an, und ſagte: „Unglückliche! Irrende! Verblendete! Ich darf Sie nicht dem Feinde zum Raube werden laſſen, der Ihre Seele verfinſtert, um ſie zu verderben! — Es iſt nicht der katholiſche Prieſter, der zu Ihnen ſpricht; der Verkünder Gottes, des Vaters aller ſeiner Kinder, der Prieſter aller Religionen iſt's, der ſeine Hände aufhebt für Sie und betet: „Vater im Himmel, erleuchte die Blinde! führe die Irrende! rette Dein verlorenes Kind!“

Noch eine Minute lang nach dieſer ergreifenden Beſchwörung war Learoſa gleichſam aus ſich ſelbſt herausgeriſſen; nun aber entwölkte ihr Geſichtskreis ſich von Neuem. „Ha, der Heuchler!“ ſo fuhr ſie in ſtillem Selbſtgeſpräch auf; „ſo will er dich doch katholiſch machen? — Aber er betet ja zu Gott als wär' er ein Chriſt; — ſollt' er Gottes ſpotten wollen? — Nein, das iſt ja unmöglich!“

Die wechſelnden Bewegungen ihrer Seele malten ſich, ihrer unbewußt in ihrem Antlitz, und deutend und leſend lag das Auge des Prieſters auf dem vor ihm ausgebreiteten Seelenbuche.

„Ich kann mich nicht losreißen von dieſem Angeſicht,“ hob er wieder an. „Wie es mich auch getäuſcht hat, es zieht mich an, wie einſt den Welterlöſer das Leichenantlitz der Tochter Jairi anzog, ihr das verlorene Leben wieder zu geben.“

Er hielt ein, und fuhr dann mit ſichtbar erzwungener Ruhe fort: „Frau Gräfin, als ich mich zu Ihnen begab, um Sie zur Pflege Ihres Gemals aufzufordern, war ich nicht auf eine ſo weite Ausdehnung unſeres Geſprächs gefaßt, als ich durch Ihre Verkennung Ihrer Pflichten demſelben zu geben veranlaßt werde. — Sie beſchuldigen Ihren Gemahl, er ſei es geweſen, der ſich getrennt habe von Ihnen; — Sie rühmen ſich der Standhaftigkeit, mit welcher Sie der Prüfung Ihrer Thaten entgegenſehen; — o, wie furchtbar kurz iſt Ihr Gedächtniß? — wie unſelig ſtumm iſt Ihr Gewiſſen? — Wer war's, der die gottgebotnen Pflichten verletzte: Ihr Gatte, als er Sie von Dresden entfernte um Sie an einer Unbeſonnenheit zu verhindern, die ihm Gefahr drohte? — oder waren Sie es, indem Sie die Ihnen zufällig dargebotene Gelegenheit, ein gutes Werk zu üben, mißbrauchten, um in der unmittelbaren Nähe des Altars, an deſſen Stufen tauſend Seelen ſich zu Gott erheben, ein Werk der Nacht — wir nennen es Todſünde — in verabredeter Gemeinſchaft mit dem großen Sünder, der jetzt vor Gott ſteht, zu begehen?"

Da flammte Learoſa auf: „Was reden Sie? Verabredet? meine Begegnung mit dem Könige in der Kirche nennen Sie verabredet? — Sie, der Sie vor Allen wiſſen, wie fern der Gedanke mir war, daß der König in Dresden ſei! -- Sie, der Sie ſelbſt mich liſtig hineingeſchwatzt hatten in die Kirche! — Sie, der Sie meinen Ruf, meine Ehre hätten retten können durch ein einziges Wort, und der Sie ſchwiegen aus Tücke, aus Hinterliſt, aus — o, Gott, wie kann ich errathen, warum Sie mich verderben wollten?"

Der Jeſuit war unausſprechlich überraſcht. „Gräſin, Gräfin, glauben Sie, daß Ihr Verſuch, Ihre Schuld auf mich zu wälzen, Sie reinige vor Gott? — Nein, das können Sie nicht wähnen, das iſt nicht möglich! Ein ungeheurer Mißverſtand ſcheint uns Beide getrennt, uns irre gemacht zu haben an einander. Wiſſen Sie, daß kurze Zeit nach Ihrer Entfernung aus dem Zirkel der Kurprinzeſſin ich Ihnen folgte, um Ihnen nahe zu ſein, wenn Ihre Entmuthigung Sie etwa der Unterſtützung bedürftig machen ſollte. Ich fand die Thür der Hofloge verſchloſſen, vernahm aber ein heftiges Geräuſch im Innern derſelben, welches meine Beſorgniß für Sie erregte. Da bemerkte ich einen am Boden liegenden Schlüſſel; es war derſelbe, den ich Ihnen mitgegeben hatte; ich öffnete die Thür, und die Loge war leer. Im Unterraum der Kirche nahm ich aber Menſchen wahr, und fand, als ich herunterkam, den jungen Lüttchepſal, den Lieblingspagen des Königs, der auf mein dringendes Befragen mir vertraute, daß die Gräfin von Rottingerode dem Könige in der Kirche eine Zuſammenkunft bewilligt, daß aber ein Geräuſch, wahrſcheinlich das von mir verurſachte, das zärtliche Paar geſtört habe. Nun urtheilen Sie ſelbſt, ob es mir möglich war, Ihre Vertheidigung zu übernehmen, als man nach dem Concert Ihr Verſchwinden entdeckte, und als ſpäter das ungeheure Ereigniß ruchbar ward, welches den Tod des Königs zur Folge hatte?“

„Schrecklich! ſchrecklich!“ röchelte Learoſa mit der von einer Art Weinkrampf ihr zugeſchnürten Kehle. „Ich bin unſchuldig! So wahr Gott lebt! So wahr ich hoffe, daß meines Erlöſers Blut meinen Vater vertreten hat vor dem Richter: ich habe die Anweſenheit des Königs nicht geahnet! Der ſchändliche Page hat gelogen! — O, retten Sie mich! — Um Gottes willen, ſagen Sie dem Engel, den Gott jetzt erhoben hat zum Mutterengel der geſegneten Sachſen, ſagen Sie der milden, gnädigen Kurfürſtin, daß meine Seele rein iſt von Verbrechen! — Und Sie, o, vergeben Sie mir den frevelnden Zweifel an Ihrem Edelmuth! Sein Sie edler als ich; vergeben Sie mir, und retten Sie meine Ehre!“

Sie hatte ſich auf die Kniee geworfen und badete die feſt umſchlungenen Hände des Prieſters mit ihren Thränen.

„Stehen Sie auf, meine Tochter,“ ſagte er mit ſehr bewegter Stimme. „Unter dieſer Bruſt toben keine Leidenſchaften; dieſes Herz kann nicht zürnen; es vergiebt, wenn es blutet; wie ſollte es nicht vergeben, wenn die ſeligſte Freude es bewegt, die Freude über die Schuldentlaſtung einer Seele wie die Ihrige? — Und — o, wie freudig wird das Herz der edeln, tief über Ihren Verluſt gebeugten Kurfürſtin ſich der wiedergefundenen Lieblingin öffnen, wenn ich ihrem Auge den täuſchenden Schleier nehme, und den mir gewordenen Lichtſtrahl öffentlich vor Aller Blicken in die Nacht werfe, deren Dunkel das Werk einer gottesläſternden Verleumdung iſt!“

Learoſa drückte die Hand des verkannten Freundes dankbar an ihre Bruſt; ihr war ſo leicht, ſo wohl; ſie hätte dem Himmel, der eingezogen war in ihr Innerſtes, um kein Gut der Erde vertauſchen mögen. Das Antlitz des Jeſuiten ſpiegelte ſeine tiefe Rührung wider; ſein Blick hatte etwas ſo Väterliches, daß Learoſa das Auge nicht losreißen konnte von ihm. — Es war eine ſchöne heilige Stille, welche über dieſer Minute waltete.

Der Prieſter fing endlich wieder an zu reden: „Der Menſch, meine Tochter, iſt nur dann, was er ſein ſoll: das Ebenbild Gottes, wenn ſeine Leidenſchaften verſtummt ſind; die Ihrigen ſchweigen jezt; laſſen Sie uns dieſen Moment Ihrer heiligen Ruhe zu einem ernſten Blicke auf Ihre Pflichten gegen Ihren Gatten benutzen: blicken Sie auf.“ —

„Meinen Gatten?“ fiel Learoſa ſchnell ein, und ihr veränderter Geſichtsausdruck verrieth die entgegengeſetzte Richtung, welche dieſes Wort ihrem Gefühle und ihren Gedanken gab. „Meinen Gatten? — O, nennen Sie jenen Gemüthsarmen, Herzloſen, jene gebrechliche Windfahne, lenkbar von dem Hauche jedes Böſewichts, nennen Sie den Vater meines bitterſten Feindes nicht ſo! Der Gatte muß doch wenigſtens der Gegenſtand der Achtung ſeiner Gattin ſein, und wie vermöcht' ich dieſen greiſen Schwächling zu achten, der — der — o, fragen Sie mich nicht, was er gethan hat, um ſich mir verächtlich — ekelhaft zu machen, und mich

— mir ſelbſt zu entwürdigen! Fragen Sie mich nicht, denn ich könnt' es Ihnen nicht ſagen, und vermöcht' ich's zu ſagen, Sie könnten mich nicht verſtehen. Alſo von meinen Pflichten gegen dieſen Feind meines Glücks, meines Selbſtgefühls, reden Sie mir nicht; verſuchen Sie nicht, mich wieder zu vereinigen mit ihm; laſſen Sie ſich nicht täuſchen durch ſeine Verſprechungen; ein Wort ſeines laſterhaften Sohnes, und er bricht ſie! — Dieſer Sohn — Sie kennen ihn nicht; Sie ſollen ihn kennen lernen; dieſe Briefe" — ſie eilte, die Blätter zu holen — „dieſe Briefe an ſeinen vertrauten Miethling — Sie werden ſie nicht leſen können, denn die Sprache iſt polniſch, aber ich will Ihnen ſagen, was ſie enthalten."

„Ich leſe polniſch," entgegnete der Prieſter, deſſen Blick, während Learoſa ſprach, unverwandt auf das dritte Blatt, welches ſie mitgebracht hatte, ruhte. Es war das namenloſe Warnungsbriefchen; er las indeß, ohne das letztere zu erwähnen, die beiden erſtern, an den Jäger gerichteten Blätter durch.

„Es iſt wahr, Sie ſind fürchterlich gemißhandelt worden von dieſem jungen verhärteten Manne," ſagte der Prieſter, und ſetzte tiefaufſeufzend, als verletze ihn eine ſehr wehthuende Erinnerung, hinzu: „Ich kenne ihn auch; er iſt böſe und gefährlich; aber ſein Vater hat ja Sorge getragen, daß er Ihnen unſchädlich werde."

„Trauen Sie ſeinem Vater nicht mehr, als ihm und allen Männern!" rief Learoſa. — „Doch ich vergeſſe, daß auch Sie ein Mann ſind! — Aber welch' ein Mann? — Der Einzige ſeines Geſchlechts, der mich zwingt, ihn zu ehren! O, gliche der Graf Ihnen, mit den Händen einer treuen Tochter wollt' ich ihn, einem geliebten Vater gleich, durch's Leben führen, und nicht, wie ich es jetzt muß, meine Stunden mit Fluchtgedanken füllen, und mit Grübeln, wo es ein Aſyl giebt, das mich von ihm trennt und von allen Männern auf Erden."

Ein auffallender Mienenwechſel, der jedoch kaum während der Dauer eines Athemzuges das Geſicht des Jeſuiten veränderte, blieb Learoſa nicht unbemerkt. „Wie ſehen Sie mich an?" frug ſie lebhaft. „Wiſſen Sie einen Rath für mich, eines ſolchen

Aſyls theilhaftig zu werden? — — O, reden Sie! — Aber katholiſch machen Sie mich nicht! Sie nennen ſich ja ſelbſt einen Prieſter aller Religionen, alſo rathen Sie auch mir, und ſtrafen Sie den Böſewicht Lügen, der mich heimtückiſcher Weiſe warnt vor einem Anſchlage, mich katholiſch zu machen und mich einzuſperren in ein bambergiſches Kloſter. O, der Böſewicht kennt mich nicht, wenn er mit ſeiner Warnung vor einem Kloſter mich zu ſchrecken glaubt. Hätten die Lutheraner Klöſter, noch heute begrüb' ich mich in den Mauern einer Zelle."

„Ich ſehe dort noch ein drittes Papier," ſagte wie von ungefähr hinblickend, der Jeſuit. „Weſſen Handſchrift iſt denn dieſe?"

„Von dieſem Blatte red' ich ja eben," verſetzte die Gräfin. „Und Sie kennen die Handſchrift nicht? Sie haben nicht errathen, von wem ich ſpreche? Ha, wen könnt' ich meinen, wenn ich von dem elendeſten, mißrathenſten Geſchöpfe Gottes rede, als den Grafen Auguſtus von Rottingerode? Er hat mir dieſen Brief auf eine geheimnißvolle Weiſe zuſtecken laſſen.

Der Prieſter knittete, als geſchehe es unwillkührlich, während eines tiefen Nachſinnens, die Papiere zuſammen in der Hand, und ließ ſie, nachdem er Learoſa's Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand ſeines Geſprächs gefeſſelt ſah, unvermerkt in ſeine Taſche gleiten. „Mein Kind,“ begann er dieſes Geſpräch von neuem, „ich beſtehe nicht mehr auf Ihre Ausſöhnung mit dem Grafen, wenigſtens darf ſie nicht früher erfolgen, als bis ich Sie ſichergeſtellt weiß vor dem Einfluſſe ſeines gefährlichen Sohnes.“ —

„Seinen Verfolgungen werde ich immer unterworfen bleiben, ſo lang' ich in dieſem Hauſe weile,“ rief Learoſa. „Ich hab' eine Freundin, eine liebe, herrliche Freundin, die Frau von Zſchechwitz in Oberwerda! Zu ihr retten Sie mich hin, und ich bin geborgen!“

„Das ſind Sie nicht,“ entgegnete der Prieſter. „Wiſſen Sie nicht, daß die Geſetze Ihren Gemahl berechtigen, Sie wieder zurückzufodern, wenn Sie entfliehen? Wiſſen Sie nicht, daß Ihre Freundin der Strafe des Geſetzes unterliegt, wenn ſie in der Verletzung Ihrer Pflichten Sie unterſtützt? — Und begreifen Sie denn nicht, daß Ihre offenbare Begünſtigung Seitens Ihrer Freundin, auch dieſe den Verfolgungen Ihres Stiefſohns ausſetzen würde?"

„Ach, Sie haben recht!" brach Learoſa jammernd aus. „Ich darf das Auge jenes abſcheulichen Menſchen nicht auf meine Freundin lenken. Unglücklicher Weiſe wohnt er ihr jetzt ſchon nah genug, um mich beben zu laſſen vor ſeinen Anſchlägen auf ſie oder auf Roderike. Aber hat denn Gottes weite Erde keinen Winkel, um mich zu bergen? — Doch," beantwortete ſie freudig auffahrend, ihre Frage ſich ſelbſt, „wenn die Kurfürſtin erfährt, daß ſie mir Unrecht gethan hat mit ihrem entwürdigenden Verdachte, ſollte ſie nicht ſich meiner annehmen?"

„Um Sie gegen das Geſetz in Schutz zu nehmen? — dazu reicht die Macht der Kurfürſtin nicht aus," entgegnete der Jeſuit.

„Das fodere ich auch nicht," ſagte Learoſa. „Ich will mich glücklich ſchätzen, wenn ich eine Stiftsſtelle erhalte wie Louiſe von Henniken."

„Glauben Sie denn, daß ein proteſtantiſches

Stift Sie Ihrem Gatten vorenthalten dürfe, wenn er Sie fodert? — Wiſſen Sie etwa nicht, daß die ſogenannten Fräuleinklöſter der Proteſtanten allen Männern offen ſtehen und Sie folglich den Verfolgungen Ihrer Feinde eben ſo ſchutzlos, als das Haus Ihres Gemahls, ausſetzen? — Nur die katholiſche Kirche, in ihrer mütterlichen Sorgfalt für ihre leidenden Bekenner, hat dem Unglück ein Aſyl erbaut, deſſen Pforte jedem Verfolger geſchloſſen iſt. Es giebt nichts Geheiligteres, als die Schwelle eines Kloſters. Ihnen aber wird dieſe Zufluchtſtätte ſich nicht öffnen, denn Sie ſind nicht Katholikin und dürfen es nicht werden. Zwar iſt die große Mutter aller Gnaden und aller Erbarmung immer bereit, dem heimatloſen Waiſenkinde die Arme entgegen zu breiten, welches, überzeugt, ein Mutterherz gefunden zu haben, ſich ihr in den heiligen Schooß wirft; aber kein gewiſſenhafter Prieſter unſrer Kirche wird in dieſem Heiligthum eine glaubenloſe Flüchtlingin einheimiſch machen, die nur um ihren Verfolgern unſindbar zu werden, die angeerbte Religion und das verrathende Kleid gleichmüthig mit einem fremden Glauben und einem ſchutzverleihenden Gewande wechſeln will.“

Learoſa ſah dem greiſen Gottesdiener mit ehrerbietigem Staunen in das altergetrübte und dennoch ſo klare Auge, daß ihr Blick — ſie zweifelte nicht — leſend in die Tiefen ſeiner Seele drang. Was waren alle lutheriſchen Geiſtlichen, die ſie geſehen und gehört hatte, gegen dieſen Apoſtel, der, gleich Einer der heiligen Bibelmänner, deren Kernſprüche noch aus ihrer Einſegnungsvorbereitung ihr im Gedächtniſſe waren, vor ihr ſtand! — Ihr Mißtrauen gegen die Kirche, welcher er vorſtand, entwich; das wenigſtens wußte ſie gewiß: er wolle ſie nicht hinüberführen. Aber zu helfen vermochte er ihr auch nicht. Sie ſchlug die Augen trüb ſinnend nieder, und Beide ſtanden ſchweigend einander gegenüber.

Nach einer Pauſe hob Learoſa wieder an: „Wie man ſich doch täuſcht in ſeinem Wahne; ich habe mir die Fürſten immer ſo gottähnlich an Gewalt vorgeſtellt, und unſre Kurfürſtin hat nicht einmal die Macht, mich in Schutz zu nehmen gegen meine Unterdrücker. — Wenn ſie mich doch wenigſtens zu ihrer Hofdame machte, damit ich wohnen könnte im Schloſſe, und nicht gezwungen wäre, beſtändig in der Geſellſchaft des Grafen zu ſein.“

Sie ſah den Prieſter, auffodernd, ihr eine Hoffnung zu geben, an; ſeine Miene ſchien anfangs ihr dieſe zu verſprechen, doch ſchnell umwölkte ſein Auge ſich wieder, er zuckte die Achſeln und ſagte: „Dieſem Wunſche könnt' ich zwar Gewährung verſprechen, aber dieſe Gewährung würde Ihr Glück nicht dauernd begründen. Ich will Ihnen im Vertrauen entdecken, daß der Geſundheitszuſtand des Kurfürſten ſein baldiges Ableben befürchten läßt, und daß die Kurfürſtin als Wittwe nicht an dieſem Hofe bleiben, ſondern ſich als Laienſchweſter in ein Kloſter zurückziehen und nur ihre vertrauteſten Freundinnen mitnehmen wird. Sie würden alſo nach dem Eintritt dieſer Kataſtrophe wieder der Gewalt Ihres Gemahls anheimfallen und noch ſchutzloſer ſein, als Sie jetzt ſind.“

„Laienſchweſter? Was iſt denn eine Laienſchweſter?' fragte Learoſa.

„Laienſchweſtern ſind theils Dienerinnen des

Kloſters, theils Perſonen höhern Ranges, die, um unter gleichgeſtimmten Weſen der Ruhe, der Sorgloſigkeit, der Freundſchaft zu leben, die Aufnahme erlangen, ohne den Ordensregeln unterworfen zu werden.“

Sehnſuchtsvoller und hoffnungsreicher fing Learoſa's Herz an zu ſchlagen. „Und können denn Lutheranerinnen nicht ſolche Laienſchweſtern werden?“ fragte ſie.

„Allerdings verſagt dieſe Art von Schutz die katholiſche Kirche keiner Schutzbedürftigen,“ antwortete der Jeſuit. „Das Kloſter beut jeder Unglücklichen, ohne zu fragen, was ſie glaube, eine unantaſtbare Freiſtatt; doch zur hohen Würde einer Braut Jeſu kann nur eine römiſchkatholiſche Chriſtin gelangen.“

„Auf dieſe Würde verzicht ich,“ rief Learoſa. „Einmal in meinem Leben, acht Stunden lang, bin ich Braut geweſen, und will es nie wieder werden! Aber zur Laienſchweſter machen Sie mich, und in demſelben Kloſter, welches die Kurfürſtin zu ihrer

Zuflucht erwählt hat. Das bitt' ich! das Einzige! Mehr nicht!"

Der aufzuckende Blitz, welchen dieſe Bitte Learoſa's aus den Augen des Prieſters lockte, flammte nur einen Augenblick. Der kalte Schlag des berechnenden Geiſtes, der unter dieſem ſilberfarbenen Hirnſchädel wohnte, tödtete ihn im Moment ſeiner Belebung. „Meine Tochter," begann der Greis, „mein Herz müßte verſteint ſein, wenn ich Ihnen meine Hülfe verſagen wollte. Ich verſpreche Ihnen die Aufnahme als Laienſchweſter in demſelben Kloſter, in welches die Kurfürſtin ſich zurückzuziehen gedenkt. Wann die Stunde ſchlagen wird, in welcher ich Ihren Wunſch erfüllen kann, das weiß ich jetzt noch nicht; machen Sie ſich aber auf einen überraſchenden Abruf gefaßt. Und nun eine ſtrenge Warnung: ſchweigen Sie von Ihrer Hoffnung, oder ſie iſt Ihnen verloren."

* * *

Die Neuheit der Gegenſtände, mit welchen Learoſa's Phantaſie ihre Zukunft ausſtattete, beſchäftigte ſie unausgeſetzt; kein Roman — denn die damalige Zeit war nicht reich an Lectüre ſolcher Art, und die ängſtliche Sorgfalt der damaligen Mütter hütete die Töchter vor allen Büchern weltlichen Inhalts — kein Roman alſo hatte Zaroſa mit dem Kloſterleben bekannt machen können; die Dürftigkeit ihrer Begriffe von der Lebensbeſchränktheit der Weltentſagerinnen ließ daher ihrer Einbildungskraft einen ſehr weiten Spielraum. Ihr war das Kloſter ein Vereinigungsplatz heiterer, harmloſer Jungfrauen, welche, um ihre Selbſtändigkeit zu retten, entflüchtet waren dem lauten Gewühl der Welt, deren Scepter der Mann führte mit ſeiner rohen Willkühr, mit ſeinen unſinnigen Launen, mit ſeinen ſchamloſen Gelüſten, und dieſes Eldorado mädchenhafter Freuden bevölkerte das leichtblütige Kind mit Weſen, die ihm glichen an Seelenfrohmuth, an Freiheitsliebe, und vor Allem an Verachtung der Männer. — Mit dem Seufzer des Zweifels an der Erreichung des ſehnlichſten Wunſches ſann die arme Schwärmerin nach, welche Mittel ſie anwenden müſſe, um auch die geliebteſte ihrer Freundinnen, ihre Roderike, geneigt zu machen, Theilnehmerin ihres erträumten Glücks zu werden.

In dieſer Beſchäftigung, welche dann und wann auch ein Blick auf Hannchens Erziehungsrichtung unterbrach, ſtörte Learoſa der Eintritt des Prieſters, der den größten Theil des Nachmittags in dem Krankenzimmer zugebracht hatte. „Der Graf verſichert mir,“ hob er an, Sie in Beſitz eines Documents geſetzt zu haben, welches — eine Art von Ehevergleich — Ihnen an Ihrem Hochzeitstage ausgefertigt ſein ſoll; iſt das der Fall? Beſitzen Sie wirklich ein ſolches Document?“

Learoſa bejahte die Frage. Der Prieſter verlangte das Papier zu ſehen; ſie brachte es ihm.

Er ſchüttelte unwillig und immer unwilliger während des Leſens den Kopf. „Dieſe Verhandlung,“ ſagte er, „iſt ſo geſtellt, daß ich faſt glauben möchte, Ihr bitterſter Feind habe ſie abgefaßt.“

„Das iſt auch der Fall geweſen,“ bekräftigte Learoſa. „Ein ſehr böſer Menſch hat dieſe Bogen geſchrieben, der Gerichtshalter Nauvogel aus Lobſtädt."

„Wirklich, wären Sie in Räuberhände gefallen, man hätte Sie nicht ärger berauben können," rief der Prieſter. „Dieſes Document ſtellt Sie ja völlig der Willkühr Ihres Gemahls bloß, und was noch wichtiger iſt, es giebt nach ſeinem Ableben ſeinem Sohne höchſtgefährliche Waffen wider Sie in die Hand. Sie haben ja nicht allein auf das Legat verzichtet, welches den Töchtern Ihres Hauſes von dem Erben Ihres Familienmajorats gezahlt werden ſoll, ſondern für die gleichfalls aufgegebenen Gerechtſame Ihrer Schweſter die Entſchädigung übernommen, und ſich abgefunden erklärt durch Verſprechungen, die noch leichter, als ſie gegeben worden, über den Haufen geworfen werden, wenigſtens zu einem Prozeſſe mit Ihrem Stiefſohn führen können, deſſen Dauer unabſehbar iſt und Sie nebſt Ihrer Schweſter der Gefahr ausſetzt, zu verhungern."

„Eine ähnliche Beſorgniß für meine Zukunft hat Frau von Zſchechwitz ſchon geäußert," ſagte Learoſa, „aber ich habe nachher dies Papier aufmerkſam geleſen und gefunden, daß es mir nach des Grafen Tode Simbach verheißt, und Simbach iſt doch ein ſchönes großes Gut.“

„Gräfin, Sie ſind fremd mit den Ränken der Juriſten,“ entgegnete der Prieſter; „dieſem Documente fehlt noch viel, um rechtskräftig zu ſein; doch wär' es das auch, ſetzte es Sie auch unbeſtreitbar in den Beſitz des großen, ſchönen Simbach, wiſſen Sie denn, wie groß der Antheil iſt, den die Gläubiger an dieſem Gute haben, und können Sie den Grafen hindern, es täglich mehr zu Ihrem Nachtheile zu verſchulden? — Vertrauen Sie mir das Document an, ich verſpreche Ihnen, für die Sicherung Ihrer Gerechtſame zu ſorgen.“

Er ſteckte das Actenſtück ein und begab ſich zum Grafen zurück, ohne ſich weder durch den Ausdruck der Dankbarkeit ſeiner jungen Freundin, noch durch ihren Wunſch, auf eine Menge Fragen, ihr künftiges Verhältniß betreffend, befriedigende Antworten zu erhalten, feſſeln zu laſſen. Sie ſah ihn im Laufe dieſes Tages nicht wieder und fing ſchon an, zu beſorgen, daß ſie vielleicht Tage lang an ihren Fragen werde ſammeln müſſen, da er wohl ſchon nach Dresden zurückgekehrt ſein möge, beruhigte ſich aber, als ihr gemeldet ward, daß ein Zimmer für ihn in Stand geſetzt, und er die Nacht hier bleiben werde.

Die tiefe Einſamkeit dieſer nächtlichen Stunden brütete Learoſa ganz neue Gedanken und Gefühle bei näherer Betrachtung der ihr eröffneten neuen Zukunft aus. Welches Mittels konnte ihr väterlicher Fürſorger ſich bedienen, um ſie zu retten? Ein Machtgebot der Kurfürſtin war nicht zu erwirken, das hatte er ſelbſt eingeräumt; daß ihr Gemahl ſich freiwillig ihrer entäußern werde, ließ ſich eben ſo wenig hoffen; es blieb ihm nichts übrig, als ihre heimliche Flucht zu vermitteln; aber in welchem Lichte mußte ſie den beiden einzigen Weſen, deren liebevolles Andenken ihre ganze Seele erfüllte, der guten Zſchechwitz und Roderiken, erſcheinen, wenn ſie zu einem ſolchen Schritte ihre Zuflucht nahm, ohne ihnen die mindeſte Andeutung ihres Beginnens zukommen zu laſſen? — Sie wurde mit ſich eins, an ihre Freundinnen zu ſchreiben, jedoch der Warnung ihres Rathgebers eingedenk, ſeiner Pläne nur oberflächlich, und ſeines Namens gar nicht zu erwähnen, den Brief aber auf der Stelle zu ſchreiben, um ihn in Bereitſchaft zu haben, wenn die Stunde ihrer Abberufung in ihr Aſyl vielleicht überraſchend ſchlagen ſollte. Sie ſchrieb:

„Sprechen Sie kein hartes Urtheil über mich aus, meine geliebte mütterliche Freundin, wenn Sie vernehmen, daß ich, verlaſſen von meinen Hoffnungen, geängſtigt durch meinen Feind, fern von Ihnen einen Zufluchtsort wähle. Gern hätt' ich mich abhängig gemacht von Ihren Rathſchlägen, aber es iſt ja nicht möglich! — O, hätten Sie mich doch nie hinweggeſtoßen von ſich! Hätte Ihr harter Bruder ſich nie zwiſchen uns gedrängt! Hätten Sie doch nur auf meine Briefe mir geantwortet! — Und du, meine Roderike, wie konnteſt Du ſchweigen? — O, wärſt Du jetzt hier, ich würde Dich nicht aus meinen Armen laſſen, bis Du mir geſchworen hätteſt, nie, nie zu heirathen! — Ich bin ſehr unglücklich, meine mütterliche Freundin! Beruhigen Sie ſich indeß mit der Verſicherung, daß ich einer höchſtglücklichen Zukunft entgegeneile, daß ein treuer einſichtsvoller Freund mir rathend zur Seite ſteht, und fürchten Sie nichts für meinen Glauben, wenn Sie erfahren, daß mein Zufluchtsort ein Kloſter iſt. Sie werden bald mehr von mir hören. Learoſa."

Sie überflog das Geſchriebene, und während des Leſens vergegenwärtigte ſie ſich ihre Freundinnen im Augenblicke des Empfangs dieſer Zeilen, und ſo trat der Anblick der beſchloſſenen Flucht gleich einer vollbrachten ihr warnend vor Augen. Wenn auch das Vertrauen der Frau von Zſchechwitz nicht von ihr wich, welch' einen Stoff zu Verleumdungen gab ſie durch ihre Flucht nicht ihren Feinden? Was konnſte ihrem Stiefſohne willkommener ſein, als ihr heimliches Entlaufen? Welche Gelegenheit, Lügen über ſie zu verbreiten, gab ſie dem abſcheulichen Nauvogel? — „Nein!" rief ſie aus, „nein, zu einem ſolchen Hülfsmittel will ich meine Zuflucht nicht nehmen! Ich will ja meinen Namen retten von der Schmach, die ihm anklebt, und ihn nicht mit neuer Schande beladen. — Oeffentlich vor den Augen der ganzen Welt will ich dies Haus verlaſſen! Jeder ſoll wiſſen, warum ich es verlaſſe und wo ich bin!“

Sie warf den Brief in ihren Secretair zurück, und verließ ihren Platz, um auf- und abgehend im Zimmer nachzudenken, ob denn wohl ein andres Hülfsmittel, und welches? — ihrem vorſorglichen Freunde zu Gebote ſtehen möge. „Ja, ja, er muß einen minder zweideutigen Weg als den der Flucht für mich in Bereitſchaft haben!“ verſicherte ſie ſich, und fing faſt an, ſich zu ſchämen, ihrem edeln Freunde einen ſo unedlen Anſchlag, ſie zu retten, zugetraut zu haben; und je genauer ſie ſich jedes Wort, das er geſprochen, in’s Gedächtniß zurückrief, je öfter ſie ſeinen Vertrauen erweckenden Blick ſich vergegenwärtigte, je tiefer gründete ihre Überzeugung ſich, der Weg, den er zu ihrer Beglückung wähle, könne kein Anſtoß erregender ſein.

Als Learoſa am folgenden Vormittag weit ſpäter als gewöhnlich erwachte, fand ſie das Schloß ſehr lebhaft bewegt und erfuhr auf Befragen, der Gerichtshalter aus Gottleube ſei ſammt Amtsſchreiber und Actuar gekommen, und jeden Augenblick erwarte man die Ankunft einiger Herren aus Dresden. Und in der That rollte eben eine zweite Kutſche heran. Learoſa, in ihrem Nachtgewande hinter die Gardinen des Fenſters ſich bergend, ſah zwei unbekannte Männer, beide ſehr ſauber, aber in einen Putz, der einer ältern Mode angehören mochte, gekleidet, aus der Kutſche ſteigen. Der Jeſuit empfing ſie.

Learoſa's Athemzug ward ſchwerer. — Waren dieſe Männer ihretwegen hier? — Eine Ahnung bejahte die Frage, und die Nachricht, die ihre Jungfer ihr gab, daß der Prieſter geſtern Abend bis ſpät in die Nacht geſchrieben und zwei Boten nach Dresden und nach Gottleube abgefertigt habe, verbürgte ihr, daß dieſe Ahnung ſie nicht trüge. Aber war das der Fall, warum kam der Freund nicht, ihr zu ſagen, was hier vorgehen ſolle? — Und überhaupt, warum kam er nicht zu ihr? Ahnete er denn nicht, wieviel ſie ihn zu fragen, ihm zu ſagen habe? —

Es ward Mittag. Die Gäſte tafelten in einem Saale, der jenſeits des Grafen Zimmer lag; Learoſa ſpeiſ'te wie gewöhnlich mit Hannchen und Louiſen.

Faſt trieb die Unruhe ihrer Neugier ſie, den aufwartenden Lakaien um die Geſprächsgegenſtände der Fremden zu fragen; ſie bezwang ſich indeß und ſchwieg.

Am ſpäten Nachmittag endlich erſchien der Prieſter. „Ich wünſche Ihnen Glück, meine Tochter,“ hob er an. „Der Graf hat eben ſein Teſtament und Ihnen, ſo wie Ihrer Schweſter, die Schadloshaltung für die Legate verſichert, welche er als Majoratserbe von Thomsfelda Ihnen vorenthielt.“

„Das alſo war's? — Nur ein Geldgeſchäft? — Doch ich danke Ihnen, mein ehrwürdiger Freund,“ entgegnete Learoſa. „Aber noch inniger werde ich Ihnen danken, wenn Sie mich einer Sorge überheben, welche ſeit geſtern mich unausſprechlich drückt. Nicht wahr, meine heimliche Flucht von dem Grafen liegt doch nicht in Ihrem Plane?“

„Heimliche Flucht? Nein, meine Tochter,“ antwortete der Greis. „Flucht würde Sie entehren, und Sie müſſen, getrennt von Ihrem Gatten, rein daſtehen, gerechtfertigt vor Aller Augen.“

„Das hab' ich mir auch ſelbſt geſagt, daß Sie kein erniedrigendes Mittel zu meiner Erlöſung wählen würden," ſagte Learoſa erheitert. „Aber wie wollen Sie es denn bewerkſtelligen, meine Lage zu verändern?"

„Das will ich Ihnen entdecken," ſagte der Jeſuit. „Sobald der Frühling die Gebirgswege fahrbar macht, wird der Graf zu ſeiner Kur ein berühmtes Bad beſuchen, und Sie mitnehmen. Dort." —

„Im Frühling erſt?" fiel Learoſa ein. „Wie, den ganzen Winter hindurch ſoll ich in dieſem Kerker ausdauern?"

„Es iſt — damit tröſten Sie ſich — die letzte Kerkerluft, die Sie athmen," entgegnete der Greis. „Unterbrechen Sie mich nicht, denn meine Zeit iſt gemeſſen; wie ich eben erfahre von den Fremden, iſt der junge Kurfürſt, der ſeit Jahren ſchon bedenklich kränkelt, bettlägerig geworden, und leicht könnt' ich unerwartet zurückgerufen werden. — In jenem Badeorte werden Sie mächtige Freunde und Unterſtützung zu einem offenen Schritte finden. Mehr kann ich Ihnen heute nicht ſagen; wir ſprechen einander bald wieder."

„Und wo ſoll ich dieſen Winter verſeufzen?“ frug Learoſa betrübt. „Bei der Unglücklichen dort, an deren Leben der Wahnſinn zehrt? oder unter den Baſiliskenaugen jenes Böſewichts, den ſein ſchwacher Vater bald wieder rufen wird, um mir das Leben zu vergiften?“

„Fürchten Sie das nicht; der Graf wird ſeinen Sohn nicht wieder rufen,“ antwortete der Prieſter; „aber ein Opfer muß ich allerdings von Ihnen fodern: Sie werden Ihre Zeit zwiſchen dem Unterricht Ihrer Schweſter und der Pflege — Ihres Gemahls theilen.“

„Meines Gemahls? des alten Grafen?“ fuhr Learoſa, faſt des Athems beraubt durch den Schreck der Ueberraſchung dieſes Antrags, auf.

„Des alten, kranken Grafen,“ wiederholte der Jeſuit mit Nachdruck Learoſa's Worte, und ſetzte dann mit eindringlichem Tone hinzu: „Sollt' ich mich geirrt haben? Sollten Sie weniger gut, weniger verſtändig ſein, als ich glaubte? Fühlen Sie denn nicht, daß es dem Grafen ein Leichtes geweſen wäre, Sie für Ihre Liebloſigkeit zu beſtrafen und Ihnen eine

Stelle in ſeinem Teſtamente zu verſagen? daß er mithin ein Recht auf Ihre Dankbarkeit erworben hat?"

„Nein, das fühl' ich nicht," antwortete Learoſa lebhaft. „Er würde einen Raub an mir und an meiner Schweſter begangen haben, wenn er uns nicht entſchädigt hätte für das Legat. Soll ich ihm alſo dankbar dafür ſein, daß er uns nicht geplündert hat?"

„Meine Tochter, Sie waren geſtern beſſer als ich Sie heut finde," ſeufzte der Prieſter mit Wehmuth. „Nun, wenn ich denn meine Hoffnung von Ihrem Herzen abwenden muß, ſo laſſen Sie mich wenigſtens einen beſſern Erfolg von einem Verſuche erwarten, Ihre Einſicht zu erwecken: wenn Sie fortfahren, Ihren Gemahl zu vernachläſſigen, ſo —"

„Aber, mein theurer, ehrwürdiger Freund," fiel Learoſa ein, „geſtern noch fanden Sie ja ſelbſt meine Weigerung, mich dem Grafen zu nähern, gerechtfertigt, und heute wollen Sie mich zwingen, das zu thun, was Sie geſtern verwarfen?"

„Meine Tochter, nicht ich habe mich mit mir, ſondern die Verhältniſſe haben ſich mit einander in Widerſpruch geſetzt," antwortete der Prieſter. „Geſtern fand ich den Grafen ſo erbittert gegen Sie, wie Sie es gegen ihn ſind; heut beherrſcht ihn ein milderer Geiſt, der Geiſt der Liebe, deſſen Gewalt ihn gebeugt hat zu Ihren Füßen, ſeit er ſie ſah. — Geſtern hofft' ich noch einen ſchneller an Ihr Ziel führenden Weg zu finden; heute ſah ich, daß eine, wenigſtens ſechs Monate dauernde Friſt erfordert wird, ehe ich Ihnen zur Erreichung Ihres Wunſches förderlich ſein kann. Dieſe Zeit dürfen Sie nicht in offener Feindſeligkeit mit Ihrem Gemahl verleben; Sie müſſen im Gegentheil Alles anwenden, um ihn nicht zu einer neuen Erbitterung gegen Sie zu reizen, die anhalten, ihn verkühlen und ihn wohl gar bewegen könnte, Sie unter der Aufſicht ſeines Sohnes zurück zu laſſen, wenn er die Reiſe antritt, deren Ziel auch das Ziel Ihrer Wünſche iſt. — Dies war es, wofür ich Sie warnen wollte, als Sie mich unterbrachen. — Sie ſind Proteſtantin; Sie leſen die Bibel; ich will von Ihrem Verſtande und Ihrer Erziehung vorausſetzen, daß Sie eine

Ausnahme von Ihren Glaubensgenoſſinnen machen und dieſes Buch der Bücher verſtehen; Sie wiſſen daher die heilſamſte Lebensregel, die der göttliche Sohn in ſeiner Ermahnung: ſeid klug wie die Schlangen, und ohne Falſch wie die Tauben, den Bedrängten hinterlaſſen hat, auch auf ſich ſelbſt in Ihrem ſchwierigen Verhältniſſe anzuwenden; oder ſollten Sie nicht ahnen, daß in dieſen Worten das große Geheimniß gelehrt wird, deſſen Enträthſelung die Weiber zu den Herrſcherinnen der Welt macht? — Verſuchen Sie es einmal, Ihrem Taubengemüth die Schlangenvorſicht zur Führerin zu geben; nähern Sie ſich dem Grafen mit der Ihnen eignen kindlichen Freundlichkeit; zwingen Sie ſich, aufmerkſam auf ſeine beginnenden Wünſche zu werden, und kommen Sie dieſen zuvor; und droht das ſchwere Werk Sie zu ermüden, dann kräftigen Sie ſich durch den Anblick des Ihnen bevorſtehenden Lohns zu neuen Anſtrengungen. Aber hüten Sie ſich, zu verrathen, daß Sie die Stunden der Dauer Ihrer Dienſtbarkeit zu zählen vermögen und mit geheimer Freude über ihre ſchwindende Zahl ſie wirklich zählen."

Ein drückendes Gefühl — Learoſa wagte nicht, ihm einen Namen zu ſuchen — war in ihr rege geworden, während der Prieſter ihr den Lehrſpruch des Heilands deutete. Sie ſchüttelte traurig den Kopf und ſagte: „Ich habe zwar alle Tage ein Capitel aus der Bibel leſen müſſen; es war ſo Gebrauch in meinem älterlichen Hauſe, indeß — ich will's Ihnen geſtehen — große Aufmerkſamkeit hab' ich nicht verwandt auf Das, was ich las. Auch über den Spruch von den Tauben und den Schlangen hab' ich nicht nachgedacht, und ich weiß nicht, ob ich ihn, ſo wie Sie, mir ausgelegt haben würde; wenigſtens ſcheint mir's, als müßte, wenn ich ihn nach Ihrer Vorſchrift anwenden ſollte, mehr von dem Schlangenſtachel, als von der Taubeneinfalt mir eigen ſein."

Es lag etwas Bekümmertes in dem Blicke, mit welchem der Jeſuit die Gräfin anſah. „Sagen Sie mir, meine Tochter," hub er an, „haben Sie Ihre Mutter recht — recht innig geliebt?"

„O, wie unſäglich!" brach Learoſa in Thränen aus.

„Und achteten Sie Ihre Mutter als eine edle, muſterhafte Frau?“

„Es giebt keine Zweite wie ſie!“ ſchluchzte Learoſa.

„Und haben Sie“ — ſetzte der Jeſuit ſeine Fragen fort, „Ihre Mutter, dies Muſter aller Frauen, nie auf einem kleinen Widerſpruche mit ſich ſelbſt betroffen? — nie wahrgenommen, daß ſie, wenn gleich andern Sinnes als Ihr Vater, dennoch zuweilen ſich ſchweigend ihm fügte? — oder gar wohl zu billigen ſchien, was ſie mißbilligte?“

Learoſa verſtummte; ſie wußte, daß ihre Mutter wirklich, wenn ihr Vater gereizt war, ihm in Dingen nachgegeben hatte, wider welche ihre eigne Ueberzeugung ſich ſträubte. Aber ſie wußte auch, daß ihre Mutter einen ſpätern, ruhigern Moment ihres Vaters zu benutzen verſtanden hatte, ihn zu ihrem eignen, ſcheinbar aufgegebenen Beſchluſſe hinzulenken. Sie fing an, die eigentliche Stärke ihres Geſchlechts, die Vereinigung der Waffen der Schlange und der Taube, zu ahnen, aber gleichzeitig, doch noch dämmernder im Gedränge ihrer verſchiedenartig beſchäftigten Gedanken, ſtieg auch eine zweite Ahnung ihr auf: daß die Verläugnung, welche der Prieſter von ihr foderte, anderer, unedlerer Art ſei, als die Klugheit ihrer Mutter geweſen war.

Der Jeſuit ließ ihr nicht Zeit, das ihr aufgehende Licht von ſeiner Nachtverwebung zu trennen. Er faßte ihre Hand und zog ſie mit den Worten mit ſich fort: „Ich leſe aus Ihrem Antlitz, daß die ſiegende Stimme Ihres zwiefachen Pflichtgebots Ihre Zweifel zerſtreut, daß ich Sie zu dem Grafen führen und überzeugt ſein darf, Sie vertraut und befreundet mit dieſen Pflichten wieder zu finden, wenn ich zurückkehre.“

„Nein, nein,“ ſträubte Learoſa ſich. „Er wird mich wieder quälen mit ſeinen Liebkoſungen.“

„Nicht doch, er iſt krank und kann ohne Schmerz ſich nicht regen,“ verſicherte der Jeſuit, ſich der Thür nähernd.

„So wird er verſuchen, mich katholiſch zu machen,“ ſagte Learoſa noch ängſtlicher.

„Auch das wird er nicht,“ entgegnete der Jeſuit, und ſetzte, immer den Rückſchritt ihr vertretend, hinzu: „Ich will es Ihnen nicht bergen, daß Ihr Gemahl die Abſicht hatte, Sie in den Schooß der katholiſchen Kirche zu führen; ſein Sohn hatte ihn überredet, daß Ihr Uebertritt die Kurfürſtin der ganzen Familie befreunden werde; aber ich hab' ihn überzeugt, daß ein ſolcher Schritt die edle Frau empören, ſtatt ſie gewinnen werde. Sie haben alſo auch von dieſer Seite nichts zu fürchten; und nun kommen Sie, damit ich der Kurfürſtin, wenn ich ihr die Nachricht bringe, daß nichts ſie hindert, ihr altes Vertrauen und ihre ganze Liebe wieder auf Sie zu werfen, zugleich betheuern kann, daß keine einzige Tugend Ihnen gebricht; daß Sie auch der ſchwerſten Pflicht mit der Demuth einer wahren Chriſtin Ihr Herz beugen."

„Aber wenn es die Kurfürſtin erfreut, daß ich zu dem Grafen zurückkehre, wie ſollte ſie es denn billigen, daß ich mich ganz trenne von ihm?" frug Learoſa.

„Die Kurfürſtin würde es mißbilligen, wenn Sie, ſo lange Sie Gattin ſind, Ihre Pflichten gegen Ihren Gemahl verabſäumten," antwortete der geiſtliche Freund.

„Sie würde verachtend das Antlitz von Ihnen wenden, wenn Sie, zur Erreichung irdiſcher Zwecke, das heilige Band, welches Sie an ihn knüpft, zu löſen gedächten; aber ſie wird Sie ehren, wenn Sie, um dem Himmel ſich anzunähern, dem Flimmer irdiſcher Hoheit entſagen.“

„Nun noch eine Frage, die letzte:“ ſo hielt Learoſa den Prieſter zurück, „wo liegt denn das Kloſter, welches die Kurfürſtin gewählt hat?“

„Dieſe Wahl wird ſich erſt nach dem Tode des Kurfürſten entſcheiden, der, nach dem Urtheil aller Aerzte, dieſen Winter nicht überleben kann,“ erwiederte der Prieſter. „Sogleich nach dem Eintritt dieſes traurigen Ereigniſſes wird die Kurfürſtin, die, im Vertrauen geſagt, mit dem Prinzen Xaver, ihrem Schwager, dem künftigen Vormunde ihres Sohnes, geſpannt iſt, eine Zuſammenkunft mit ihrem Herrn Bruder, dem Kurfürſten Max Joſeph von Baiern, veranſtalten, von deſſen Rathſchlägen die Wahl ihres künftigen Aufenthaltsortes abhängt.“

„Alſo künftig werden wir wahrſcheinlich in Baiern wohnen,“ ſagte Learoſa, als rede ſie mit ſich ſelbſt.

„In Baiern!“ wiederholte ſie nachdenklich und nachdrücklich, und zutraulich das Köpfchen hebend, frug ſie mit dem Unbedacht eines Kindes, das jeden Gedanken ſeiner Seele preisgiebt: „Da wird die Kurfürſtin den jungen Menſchen, den ſie mitgebracht hat aus Baiern, auch wohl wieder mit ſich dahin nehmen?“

„Welchen jungen Menſchen?“ frug der Pater lauernd.

„Nun, den Sohn des Mannes, der für ſie, bei ihrer Vertheidigung nämlich, als die Öſtreicher ihr nachſetzten, gefallen iſt,“ verſetzte ſie.

„Ah, ſo, den; ja allerdings, ſehr wahrſcheinlich wird ſie ihn mitnehmen,“ erwiederte er, und fügte, wie bedeutungslos, die Frage hinzu: „Kennen Sie dieſen jungen Mann?“

„Ich hab’ ihn nie geſehen, aber bei tauſend Anläſſen muß ich ſeiner gedenken,“ antwortete ſie treuherzig. „Es findet ein gar eignes Verhältniß zwiſchen ihm und mir ſtatt; wir ſind gewiſſermaßen Blutsverwandte, wir Beide, und eigentlich gehört der ganze Nachlaß meiner ſeligen Großtante ihm.

Laſſen Sie ſich einmal von dem Grafen ausführlich erzählen, wie die Geſchichte dieſes jungen Menſchen mit der unſrigen verwebt iſt. Aber veranlaſſen Sie das in meiner Gegenwart; ich möchte gern mehr von ihm hören, und der Graf weicht meinen Fragen nach ihm immer aus.“

„So?“ verſetzte der Jeſuit. — „Nun, da haben wir ja einen Unterhaltungsſtoff für den heutigen Abend. Kommen Sie, der Graf ſoll uns erzählen.“

Learoſa ſchritt jetzt ſchnell dem Prieſter voran; kaum gelang es ihm, ſie an der Thür noch einzuholen, um mit den Worten: „Herr Graf, ich erfülle mein Verſprechen: hier bringe ich Ihnen Ihre verſöhnte Gemahlin,“ ſie an ſein Bett zu führen.

„Sie kömmt? — Sie kömmt wirklich zu mir?“ rief der Kranke, indem er der Kommenden das Geſicht mit einem freudigen, ja faſt ſeligen Ausdruck, deſſen ſie ſeine Züge nie fähig gehalten hatte, entgegenwandte. — Unter der harten Oberfläche ihres Herzens regten ſich weichere Gefühle; faſt die Gefühle einer guten Tochter, welche den rauhen Vater auf ſeinem Siechlager jammernd, ſehnſüchtig die Arme ihr entgegenſtrecken ſieht.

„Ach Gott, ſie blickt mich gütig an," fuhr der Graf fort, mit einem Blicke zu ihr aufſchauend, als traue er ſeinem Auge nicht, und wirklich mocht' es nicht ganz ſicher ſein, ob es deutlich ſehe, denn es ſchimmerte feucht.

Die Stimme der Rührung, welche Learoſa's Seele bewegt hatte, wurde von einer anderen, von der ſchneidenden Stimme ihres Gewiſſens, überhallt. Dieſem Manne, der ſie empfing, als trete eine wohlthätige Gottheit an ſein Bett, wie ſtand ſie dieſem Manne gegenüber? — ſie, voll des ihr aufgedrungenen, erſt jetzt recht klar in den Lichtpunkt ihres Geſichtskreiſes tretenden Entſchluſſes, ihn durch eine erheuchelte Freundlichkeit zu täuſchen, zu bethören, und ihn in Sorgloſigkeit einwiegend, um das Höchſte ſeiner Güter, um ihren Beſitz zu berauben? —

Unläugbar mißkannte der Jeſuit die Natur des Geiſtes, der über ſie gekommen war, um ihr Antlitz unfreundlich zu umwölken; er mochte dieſe Äußerung deſſelben für die Wirkung ihres nicht hinlänglich verſteckten inneren Grolls wider ihren Gemahl halten, und um ſie durch einen Wink an die Nothwendigkeit, ihre Regungen verborgen zu halten, auf eine feine Art zu erinnern, ſagte er ihr, indem er ihr das Arzneiglas und den Löffel bot: „Frau Gräfin, es iſt fünf Uhr; Sie werden Ihrem Gemahl jetzt von dieſer Arznei geben und gewiß nicht verſäumen, von Stunde zu Stunde damit fortzufahren.“

Learoſa nahm den Löffel und das Glas, und der Graf empfing aus ihren Händen den Heiltrank. — Der Zwieſpalt ihrer Seele mit ſich ſelbſt trieb die Wolken auf ihrer Stirn noch finſterer zuſammen, als der Graf, hingeriſſen von Dankbarkeit, ſeine dickverſchwollenen, in Pelzwerk gehüllten Hände erhob, um, trotz des Schmerzes, den er bei dieſer Bewegung empfand, die ihrigen zu ſtreicheln. — „Ach Gott!“ brach ſie, den Jeſuiten anblickend, innerlich aus, „ich kann nicht bei ihm bleiben, und — ich kann ihn doch auch nicht verlaſſen.“

Der Pater winkte ihr ermuthigend zu und fing an, eine Unterhaltung einzuleiten; doch kaum hatte er dieſe in Gang gebracht, als ein von Dresden entſandter Eilbote die Nachricht brachte, daß der Zuſtand des Kurfürſten plötzlich hoffnungslos geworden und die gnädigſte Frau nach der ſchleunigſten Rückkehr ihres Beichtvaters verlange.

Der überraſchend ſchnelle Ziellauf des kranken Herrſchers beſtürzte den Prieſter; es mochten jetzt Dinge von größerer Wichtigkeit als Learoſa's Bekehrung ſein, die ihn beſchäftigten, denn er ſchien ihrer ganz zu vergeſſen. Erſt beim Abſchiede näherte er ſich ihr, um ihr zuzuflüſtern: „Sein Sie ſtandhaft, Gräfin, und prägen Sie es ſich feſt ein, daß, wenn Sie Ihren Gemahl mit ſich entzweien, mir ſchwerlich Mittel zu Ihrer Befreiung zu Gebote ſtehen dürften."

Learoſa wollte antworten, aber er wandte ſich ſchnell ab von ihr und dem Grafen zu, um ihm einige Worte ganz leiſe zuzuflüſtern, und empfahl ſich dann mit der Verheißung, ſeinen Beſuch unter allen Umſtänden binnen wenig Tagen zu wiederholen.

Stumm, uneins mit ſich ſelbſt, und wie nimmer noch vertieft in ſchweren Gedanken, ſaß Learoſa neben ihrem Gemahl, ohne der Geſprächigkeit zu achten, mit welcher er ſeiner Freude Worte gab, ſie wieder verſöhnt zu ſehen; von den Hoffnungen ſprach, die ihn über den qualvollen Winter, der ihm bevorſtehe, hinwegzuflügeln verhießen, und von der Dankbarkeit, die er im Voraus ſchon bethätigt habe gegen die Spenderin dieſer Freuden, dieſer Hoffnungen.

So verging die erſte Stunde. Learoſa, aufgeſchreckt aus ihrem Grübeln und an ihre Pflicht gemahnt durch den Schlag der Wanduhr, ſtand auf, um dem Patienten die Arznei zu reichen; dieſe Aufmerkſamkeit, dieſe Fürſorge erweiterte ſein Herz noch mehr. — „Und wenn der Papſt ſelbſt einen Bannfluch darauf gelegt hätte, ich muß es Ihnen entdecken, mein geliebtes Engelchen!“ rief er aus. — „Sie ſind ja bereits aufgeſtanden; bemühen Sie ſich gütigſt drei Schritte nach meinem Secretair; in dem unterſten Schubfache zur rechten Hand liegt eine zuſammengefaltete Schrift; ſein Sie ſo gnädig, ſie herauszunehmen. — Richtig, das iſt ſie; nun treten Sie hinter den Schirm und leſen Sie.“

Geſpannt that Learoſa nach dem Willen des Grafen; ſie trat dem Lichte näher, welches hinter dem

Schirm ſtand, entfaltete das Papier, und ſah, daß es das Teſtament des Grafen war. Da der Prieſter ſie bereits mit dem Inhalte deſſelben bekannt gemacht hatte, ſo hielt ſie es nicht nöthig, ſich zu einer ermüdenden Lectüre zu entſchließen, und trat wieder vor, um das Document wieder an ſeinen Ort zu legen. Aber der Graf bat ſie, es zu behalten. „Ich habe zwar die Sache feſt genug gemacht,“ ſagte er, „dieſe Schrift iſt dreifach ausgefertigt; ein Exemplar liegt in Dresden; ich hab' es ſelbſt in die Hände des Präſidenten niedergelegt; ein zweites Exemplar liegt bei meinem Patrimonialgerichte, und dies iſt das dritte; die Finger ſchmerzen mich noch von der Anſtrengung bei meiner Unterſchrift. Alſo feſt iſt die Sache, kein Advokat kann ſie umſtoßen, aber dennoch will ich dieſes Exemplar lieber Ihnen zur eignen Aufbewahrung geben, wenngleich der Jeſuit es mir verboten hat. Reden Sie nicht mit ihm davon; er will nicht, daß Sie darum wiſſen.“

Learoſa begriff nicht, warum ihr Freund ein Verbot ergehen laſſen, welches er durch ſeine eigenen geheimen Mittheilungen zwecklos gemacht hatte. War es vielleicht die Redſeligkeit der Altersſchwäche geweſen, welche wider ſeinen anfänglichen Willen ihm das Geheimniß entlockt hatte? — Oder enthielt das Teſtament eine Beſtimmung, von welcher er ſie nicht unterrichten gewollt? —

Das nächſte Geſpräch, welches der Graf eröffnete, beſtärkte ſie in dieſer letzten Muthmaßung. „Sie ſind,“ hub er etwas zögernd an, „ſo ſtumm, ſeit Sie das Teſtament beaugenſcheinigt haben; ich will hoffen, nicht Ihr Mißfallen erregt zu haben durch die beiden Klauſeln, die es enthält. — Nicht etwa, daß ich fürchtete, Sie könnten Gelegenheit geben, dieſe angehängten Beſtimmungen in Anwendung zu bringen; nein, gewiß nicht, aber da ich Ihre Abneigung kenne gegen die Männer, und da der Schleicher, wollte ſagen mein Freund, der Beichtvater der gnädigſten Frau, mich ſelbſt dazu aufforderte, ſo —“

Der Schlag der ſiebenten Stunde unterbrach — wahrſcheinlich ihm ſehr erwünſcht — ſeine ungeläufige Rechtfertigung einer für Learoſa unerrathbaren Nebenbeſtimmung in dem Teſtamente, welche, wie ſie nicht zweifelte, nach des Prieſters Willen, ihr hatte geheim bleiben ſollen. Sie hätte jetzt gern ſorgfältiger das Papier durchleſen, doch ſchämte ſie ſich, ihre Neugier zu verrathen, und verſchob, das Document einſteckend in die geräumige Taſche, das Geſchäft bis zu dem nächſten einſamen Augenblick.

Der Graf ſchien das harte Wort, welches ihm in Bezug auf den Prieſter entwiſcht war, in Learoſa's Gedächtniß tilgen zu wollen. Er hub an, ihn ausnehmend zu loben, verwickelte ſich aber bei dieſer Gelegenheit zuweilen in Widerſprüche, welche ſeine wahre, dem angeblichen Freunde nicht günſtige Geſinnung verriethen. „Allerdings, Schwachheiten hat jeder Menſch,“ lenkte er beſchönigend ein, nachdem er gerade einen ziemlich verdächtigenden Seitenblick auf den Charakter des Jeſuiten geworfen hatte. „So zum Exempel hat dieſer würdige Mann die Eigenheit, Alles, wobei er die Hand mit im Spiele hat, in einen geheimnißvollen Nebel zu hüllen. Hat er mir doch ſogar ſtreng unterſagt, Ihnen den langweiligen Winter durch eine heitere Ausſicht auf ein Ihnen bevorſtehendes Sommervergnügen zu verkürzen; auf ein Vergnügen, wie Sie es noch gar nicht kennen. — Errathen Sie wohl, was ich im Schilde führe? — Ich wette: nein! — Nun, ſo will ich's Ihnen denn entdecken: im Juni werden wir eine Reiſe antreten, eine herrliche Reiſe. Haben Sie von dem Gaſteiner Wildbade ſchon gehört? — Das ſind Quellen, die einen Methuſalem wieder verjüngen können, wie der Jeſuit mir ſchwört und der Arzt auch beſtätigt. Und wenn wir uns die edle Geſundheit geholt haben in Gaſtein, dann, mein allerliebſter Engel, wär's nicht unmöglich, daß wir noch ein Katzenſprüngchen mehr verſuchten, und Venedig in Augenſchein nähmen. Die Hälfte des Weges hätten wir dann ſchon gemacht und es käme nur auf das Wetter an, denn wenn Zeus Pluvius regiert im Himmel, ſo iſt's ſchlecht reiſen auf Erden."

„Gaſtein?" „Gaſtein?" wiederholte Learoſa ſich den nie gehörten Namen. Alſo das Reiſeziel war ſchon beſtimmt? und doch hatte der Prieſter ihr verſichert, noch nichts feſtgeſetzt zu haben über die Wahl ihres künftigen Wohnortes? — Wie war dieſer Widerſpruch zu löſen? — Nach einigen erfolglos durchgrübelten Minuten frug ſie: „Gaſtein liegt wohl in Baiern?“

„Nein, mein Engelchen, im Salzburgiſchen liegt es,“ antwortete der Graf. „Ein Pfäfflein hat ſich eingeniſtet an dieſem Segensquell; ein gar pfäffiſches Pfäfflein; und doch, unterm Krummſtab iſt gut wohnen, ſagt das Sprichwort.“

„Im Salzburgiſchen liegt Gaſtein?“ frug Learoſa geſpannter. „Alſo gehört es dem fanatiſchen Erzbiſchof, der, wie mein Vater erzählt hat, ſeine proteſtantiſchen Unterthanen von Haus und Hof jagte, und die verhungert wären, wenn nicht der König von Preußen ihnen ſein Land geöffnet hätte?“

„Das war ſein Vorfahr,“ belehrte ſie der Graf, und fing an, der Leutſeligkeit des gegenwärtig regierenden Erzbiſchofs eine langwierige Lobrede zu halten.

Learoſa hörte nicht auf ihn; ihre Gedanken ſuchten ihren künftigen Wohnort in dem Raume zwiſchen Sachſen und Salzburg, und als der Graf am Ende ſeiner Lobrede war, hatte ſie die abweichenden Angaben des Prieſters und ihres Gemahls miteinander ausgeglichen. „Wir werden wohl durch Bayern reiſen?“ frug ſie.

„Durch Baiern? Nicht doch, mein Engelchen,“ antwortete der Graf. „Ich hoffe nämlich, daß Sie es nicht wünſchen, nicht befehlen werden, denn des großen Umwegs nicht zu gedenken, den wir durch Baiern machen würden, ſo dürft' es ſchwer zu vermeiden ſein, uns am münchner Hofe vorzuſtellen, und damit könnten wir hieſigerſeits wieder anſtoßen, da unſere Kurfürſtin mit ihrem Herrn Bruder, dem regierenden Kurfürſten von Baiern, nicht auf dem beſten Fuße ſteht. Ich würde rathen, den nächſten Weg, nämlich den durch Böhmen, zu nehmen.“

Dieſe Eröffnung befremdete Learoſa noch mehr; die Kurfürſtin war entzweit mit ihrem Bruder, und doch ſollte von ſeinem Rathſchlage die Wahl ihres künftigen Aufenthaltortes abhängen? — Wer ſprach hier unwahr: der Graf oder der Prieſter? — Zuverläſſig der Erſtere, wenn auch nur aus Unkenntniß der vielleicht ſeit Kurzem veränderten Sachlage. Der Zwieſpalt der fürſtlichen Geſchwiſter mochte ohne ſein Wiſſen ausgeglichen worden ſein. Aber auffallend war es doch, daß die beiden Berichterſtatter in all ihren zufälligen Begegnungspunkten von einander abwichen; am auffallendſten dünkte es Learoſa jedoch, daß der Jeſuit, nach des Grafen Verſicherung, ihn ſelbſt ermuntert hatte, nicht nur ſeinem Teſtamente eine ſo beſchränkende Clauſel anzuhängen, ſondern auch darauf gedrungen, ihr ein Geheimniß aus dieſer Beſchränkung zu machen. Ihre Neugier, dieſe ihr vorenthaltenen Nachſätze kennen zu lernen, ward unbekämpfbar; ſie nahm den Augenblick wahr, in welchem ſie das eben wieder gebrauchte Arzneiglas hinter dem, zu Häupten des Bettes ſtehenden Schirme beſeitigte, um, von dieſem gedeckt, in der Nähe des Lichtes zu verſuchen, ob ein zweiter, etwas minder flüchtiger Blick ſie zu einer befriedigenden Entdeckung führen werde.

Eben war ſie im Begriff, das Papier unter ihrer Poſche hervorzuziehen, als ſie ſehr vorſichtig die Thür öffnen und den Grafen laut fragen hörte: „Was will Er?“ — Nun bog ſie das Haupt etwas vor, konnte aber, von ihrem lichteren Standpunkte in die dunklere Gegend des Zimmers ſchauend, nur undeutlich einen Mann ſehen, der etwas — ihr ſchien es ein Brief zu ſein — auf das Bett des Grafen niederlegte, und nach den leiſe geziſchelten Worten: „Leſen Eure Excellenz gleich, ſo lang Sie noch allein ſind“ — wieder enteilte.

Es war Learoſa, als könne nichts Ungewöhnliches ſich hier zutragen, was nicht Bezug auf ſie haben müſſe, und beſonders dünkte ihr das in Betracht dieſer Sendung der Fall zu ſein, zumal da die Stimme des Boten ihr die des alten, ihrer Meinung nach verabſchiedeten Jägers zu ſein ſchien. Die Gewalt der jüngern Neugier überwog die ältere; ſie ließ das Teſtament ungeleſen und trat hinter dem Schirme hervor, um zu erwarten, was der Graf von der geheimnißvollen Sendung ihr mittheilen werde.

Der erſte Blick, den ſie auf das Bett warf, weiſſagte ihr wenig Ausbeute für ihre Neugier; der Brief war verſchwunden und der Graf ſichtbar verlegen. Zwar redete er viel, doch offenbar geſchah es, um ſich den Anſchein der Unbefangenheit zu geben, die er ſelbſt bei ſich vermißte. Er ſetzte ſeiner Gemahlin den Unterſchied der beiden Hydern, die zum erſtenmale in ſeinem Leben vereinigt ihn angefallen hatten, des Podagra und des Chiragra nämlich, auseinander, entwickelte ihr die von Ludwig XIV. erfundene Hofrangordnung, erzählte, wie nah er daran geweſen ſei, den Orden des goldenen Vließes zu erhalten, als er die Vermählung der Prinzeſſin Maria Amalia mit dem damaligen ſpaniſchen Infanten, jetzigen Könige beider Sicilien, zu Stande gebracht, kurz er redete von hundert Dingen, aber von dem, jetzt faſt mehr Argwohn als Neugier erregenden Briefe nicht ein Wort. Learoſa beſchloß endlich, ihm Gelegenheit zu geben, ſich ſelbſt mit dem Inhalte deſſelben bekannt zu machen, und zu erwarten, ob er alsdann noch ein eben ſo tiefes Schweigen als jetzt über dieſe Angelegenheit beobachten werde.

Sie fand einen Vorwand, ſich zu entfernen, und hörte, kaum angelangt in ihrem Zimmer den Glockenzug in dem Krankengemach ertönen. Leiſe ſchlich ſie, in der Abſicht, an der Thür zu lauſchen, zurück, aber als ſie in das Hannchen eingeräumte Zwiſchenzimmer trat, fand ſie in demſelben das Kind im Entkleiden begriffen, um zu Bett gebracht zu werden. Unmuthig blickte ſie die Störerin an. „Du willſt ſchon ſchlafen gehn, und es iſt noch nicht neun Uhr?“ fragte ſie ſcheltend. „Was haſt Du denn heute ſchon vollbracht? Du haſt nicht geſchrieben, nicht geleſen, und keinen Blick in den Katechismus geworfen. Komm mit mir, Du ſollſt noch eine halbe Stunde arbeiten.“

Sie hieß die Wärterin gehen, gab dem Kinde eine Beſchäftigung an ihrem Secretair und eilte zurück an die Thür, welche zu der Krankenſtube führte. — Sie hörte leſen; es war der Kammerdiener, welcher dem Grafen den geheimnißvollen Brief vorlas, aber wie angeſtrengt ſie auch horchte, ſie verſtand kein Wort. Die Vorleſung dauerte lange; der Brief konnte nicht kurz ſein; der Graf ſchien zu ſprechen über deſſen Inhalt, aber Learoſa wurde nichts deutlich, als daß ihr derſelbe geheim zu bleiben beſtimmt war.

Beunruhigt, gleich einer von Träumen irregeführten Nachtwandlerin, ſchlich Learoſa nach ihrem

Kabinet zurück, da ſah ſie das vergeſſene Kind noch an dem Schreibtiſche ſitzen, ahnete aber nicht, daß es während ihrer Abweſenheit wohl mit andern Dingen, als mit dem Einmaleins beſchäftigt geweſen ſein möge, welches es nun, einen eiſernen Fleiß heuchelnd, mit dem größten Eifer ſtudirte.

Learoſa ließ die ſpäte Lehrſtunde enden ohne die Schülerin eines Examens zu unterwerfen; die Kleine ſchlüpfte hinaus und ließ ihrer Schweſter Zeit, ſich wenigſtens mit dem Geheimniſſe bekannt zu machen, welches ſie in ihrer Taſche trug.

Als gehe mit jedem Blick auf jede Seite ein beunruhigender Dämon nach dem andern in Learoſa's Seele über, ſo ſeufzerähnlich ward ihr Athem, ſo eng ihre Bruſt, während ſie das Teſtament las. Es begriff eine faſt völlige Enterbung des Grafen Auguſtus in ſich; nur die Stiftung ihres Vaters, das dem männlichen Erben nun unentziehbare Majorat, war beſtimmt, an ihn zu fallen. Simbach, der ganze Befund an baarem Nachlaſſe, an Prätioſen, Hausrath, kurz, den ganzen ſchaltbaren Nachlaß, mit alleiniger Ausnahme des Ritterpferdes, hatte der Graf ſeiner Wittwe vermacht, welche dieſes Erbe ohne Einſchränkung genießen ſolle, falls ſie nicht zu einer neuen Ehe ſchreite, oder ein erweisliches Vergehen ſich zu Schulden kommen laſſe, welches ihrer Ehre Eintrag thue. In jedem dieſer Fälle war ihr Erbantheil beſtimmt, auf die Erben des Grafen Auguſtus überzugehen. Den Zeitpunkt ihrer Volljährigkeit hatte der Graf auf den Beginn ihres zwanzigſten Lebensjahres feſtgeſetzt, und zu ihrem Vormunde, wenn ſein früher erfolgender Tod vor jenem Termin eintreten ſollte — den — Beichtvater der durchlauchtigſten Kurfürſtin ernannt.

Das halb frohe, halb ſchmerzliche Gefühl, welches Learoſa's Seele, bald freudig über ihr Glück, bald vorwerfend, ihren Undank gegen den Grafen rügend, bewegte, ward verwiſcht durch den Schlußparagraphen des Teſtaments. All die gefürchteten Beſchränkungen, unter welchen ſie dereinſt ihr reiches Erbe beſitzen ſollte, das Verbot einer zweiten Heirath, die Verpflichtung, ihre Ehre aufrecht zu erhalten, dünkten ihr nicht der Rede werth; auch die Wahl des ihr beſtimmten Vormundes würde ihren

Beifall gehabt haben, wenn er ſelbſt ſie von dieſer Beſtimmung unterrichtet hätte. Aber daß er nicht allein den Inhalt des Teſtaments ihr verſchwiegen, ſondern ihn entſtellt, und von ſeinem künftigen Verhältniß zu ihr gar nichts erwähnt hatte, das war's, was ſie beunruhigte, was ſogar einen Zweifel an ſeine Redlichkeit ihr erweckt haben würde, wenn das Gewicht der Perſönlichkeit dieſes Mannes einen ſolchen Zweifel in ihrer Seele hätte aufkommen laſſen können. Mit ihm zu reden, von ihm ſelbſt die Löſung dieſes Widerſpruchs zu erfragen, dieſer Wunſch verdrängte für den Augenblick ſogar die Sehnſucht nach ihren Freundinnen; aber ſie hatte ja auch den Wunſch des Grafen, der ihr Wohlthäter geworden war, zu beachten, ihre Kenntniß von dem ihr beſtimmten Vermächtniſſe dem Prieſter zu verſchweigen. Und in noch drangſalvolleren Widerſpruch gerieth ſie mit ſich ſelbſt, als ſie ſich ihres Vorſatzes erinnerte, den Grafen zu verlaſſen. Wie dieſer Greis ſie liebte, das war ihr nie klarer geweſen als jetzt, da ihr Blick auf dem Papier, dieſem Zeugen ſeiner Liebe zu ihr, ruhte, die mächtig genug war, all ſeine

Vaterregungen gegen den einzigen Sohn niederzuſchlagen. „Nein, ich will nicht undankbar ſein!“ rief ſie. „Ich will ihn nicht verlaſſen, will ihn wieder lieben und ehren und ihn pflegen, wenn er — ach Gott, wenn er doch immer ſo geduldig läge auf ſeinem Krankenbette!“ ſetzte ſie hinzu, der ihr ſo verhaßten Liebkoſungen eingedenk, welche ihr wieder bevorſtanden nach ſeiner Geneſung. — Ein Weilchen blieb ſie nachſinnend ſtehen, dann ging ſie, um ſeine Pflege nicht zu verſäumen.

Als ſie Hannchens Stube betrat, hörte ſie laut reden im angränzenden Gemach; es war des Grafen Stimme, deſſen Worte ſie deutlich verſtand: „Und wenn Du das Pferd todtjagen ſollteſt, Du mußt morgen früh bei ihm ſein! Schriftlich kann ich ihm nicht antworten, aber er ſoll kommen, und wenn man ihm den Urlaub verweigert, ſo ſoll er ohne Urlaub reiſen! Ich will's verantworten! Nur fort!“

Learoſa ſtutzte. „Wer ſoll kommen? — Wer ſoll ohne Urlaub reiſen? — Nur von einem Soldaten kann die Rede ſein; und welchem Soldaten hatte er zu befehlen, als — — ſeinem Sohn?“

Sie ſtand und ſtand, als warte ſie auf ein beſſeres Licht, aber je länger ſie ſann, je finſterer ward’s ihr vor den inneren Augen; da fiel in die äußeren ihr ein Gegenſtand, der ſich bewegte, der ſich verſtecken zu wollen ſchien hinter Hannchens Bettvorhängen. Sie ging darauf zu, ſchob die Vorhänge zurück, und zitternd ſtand das Kind ſelbſt vor ihr.

„Warum verbirgſt Du Dich?“ frug Learoſa.

„Ach, ich fürchte mich,“ antwortete die Kleine. „Der Graf iſt ſo erzürnt.“

„Erzürnt? — Wem zürnt er?“

„Ich weiß es nicht,“ war Hannchens Antwort.

„Wer ſoll denn kommen? und wer iſt es, den er entſendet?“ fuhr Learoſa fort zu fragen, aber Hannchen behauptete, nichts zu wiſſen; da ermuthigte ſich Learoſa und ging in das Zimmer zu dem Grafen.

Sein Anblick erſchreckte ſie; ſo kirſchbraun hatte ſie ſein Geſicht, ſo ſtier ſein Auge noch nicht geſehen; ſie würde ſeine Züge vom Todeskampfe entſtellt geglaubt haben, wenn ſie nicht eben noch Zeugin der

Kraftäußerung geweſen wäre, welche er bei der Abfertigung jenes Boten entwickelt hatte.

Sie näherte ſich ſeinem Bette; er wandte das Antlitz von ihr ab. — „Alſo mir gilt ſein Zorn?“ frug ſie ſich befremdet, und ſann nach, welche neue Lüge zur Störung ihres kurzen Friedens erfunden ſein könne, aber ihr Auge reichte nicht weit; es verlor ſich in Dunkel, ohne irgendwo eine Beſtätigung ihres auf ihren Stiefſohn geworfenen Verdachts zu finden.

Es ſchlug elf Uhr; Learoſa griff nach dem Arzneiglaſe. — „Bemühen Sie ſich nicht, mein Kammerdiener iſt in der Nähe,“ ſagte der Kranke, und wirklich trat der Kammerdiener, durch den Glockenſchlag der Uhr gerufen, hinein, und übernahm das Geſchäft.

„So bin ich denn hier überflüſſig und will nicht hindern,“ fuhr Learoſa mit überwallender Empfindlichkeit auf, und eilte, ſich kalt verneigend, hinaus.

An Hannchens Bette blieb ſie ſtehen, das Kind ſchlief ſchon. Sie erweckte es, um ihm eine Angabe deſſen abzubringen, was während der kurzen Zeit, die ſie auf die Leſung des Teſtaments verwandt hatte, vorgefallen war. Aber Hannchen betheuerte nochmals, nichts zu wiſſen.

Nach einer ſehr beunruhigten Nacht aus einem lang anhaltenden Morgenſchlummer erwachend, fing Learoſa von Neuem zu grübeln an, wer der Erwecker des böſen Geiſtes ſei, der ſich ſo plötzlich des Grafen bemächtigt hatte? — Daß der ihr ſo ſorgfältig verheimlichte Brief es geweſen war, welcher dieſem Spukgeiſte die Bahn geöffnet, daran konnte ſie nicht zweifeln, und faſt eben ſo gewiß dünkte es ihr, daß kein Anderer als ihr Stiefſohn der Schreiber dieſes Briefes geweſen ſein könne. Aber was enthielt dieſer Brief? — Sie fing an, ſich Vorwürfe über die Eilfertigkeit zu machen, mit welcher ſie geſtern den Grafen, ohne einen Verſuch, begütigend auf ihn zu wirken, verlaſſen und ihrem Feinde einen freien Spielraum geräumt hatte, und ſchnell faßte ſie den Vorſatz, das Verſäumte noch jetzt einzuholen.

Sie begab ſich zu dem Grafen. Die Spuren einer martervoll durchwachten Nacht lagen auf ſeinem Angeſicht. Sie näherte ſich und forſchte freundlich nach ſeinem Befinden.

Er antwortete nicht; da ließ ſie mit ſanftem Streicheln ihre Hand über ſeine Wangen hingleiten und ſagte mit ſüßer Stimme: „Väterchen, ich habe Ihr Teſtament geleſen, und mit dankbarer Rührung die Beweiſe Ihrer Fürſorge für mich erkannt.“

Die Stirne des Grafen verfinſterte ſich. „Ja,“ murmelte er, „ja ich habe eine Schlange mit meinem Herzblut genährt.“

„Eine Schlange? — mich?“ fragte Learoſa, mehr beſtürzt als zornig. „Nein, mich können Sie nicht meinen, Väterchen,“ fuhr ſie fort. „Ich mein' es gut mit Ihnen, und habe den feſten Vorſatz gefaßt, Ihre Lebenstage zu erheitern nach meinen beſten Kräften. Aber erſchweren Sie ſelbſt mir dieſes Geſchäft nicht; ſein auch Sie gut und freundlich gegen mich, und vertrauen Sie mir! Geben Sie keinem Dritten Raum, ſich zwiſchen uns zu drängen mit boshaften Lügen! Verſprechen Sie mir das, mein gutes Väterchen!“

Das Wangenroth des Grafen ward zum Violett, und ſtatt etwas auf Learoſa's Bitte zu erwiedern, hob er nach einer Pauſe an: „Bringen Sie mir etwa die Papiere zurück, die ich Ihnen geſtern gegeben habe?"

„Sollt' ich das?" fragte ſie. — Der Graf nickte, und ſie ging, um die Abſchrift des Teſtaments zu holen.

Der Ton eines Poſthorns drang von unten herauf, als ſie ihr Zimmer betrat; ahnungsvoll flog ſie an's Fenſter, aber es war nur ein Poſtreiter, der abſtieg. Der Kammerdiener nahm ihm einen Brief ab. Beklommen ſtarrte Learoſa vor ſich hin. Welchen neuen Beitrag zu der Menge ihrer Mißgeſchicke mochte dieſer Brief liefern? — Sie nahm zögernd das Teſtament, und ging zurück zum Grafen. Als ſie leiſe die Thür ſeines Gemachs öffnete, ſah ſie den Kammerdiener, ihr den Rücken kehrend, an ſeinem Bette ſtehen; er hatte eben den Brief entſiegelt und begann ihn vorzuleſen:

„Ich melde Euer Excellenz, daß ſo eben der Kurfürſt verſchieden iſt."

„Alſo er iſt todt?" unterbrach der Kranke den

Vorleſer. „Nun, dann iſt's auch vorbei mit meiner Hoffnung auf die Fürſprache der Kurfürſtin; ſo muß ich denn andere Wege einſchlagen, und bin nicht mehr gezwungen, mein Palais zum Irrenhauſe herzugeben. — Sie ſoll morgen, ja wo möglich heut noch fort nach Waldheim, die Verrückte. — Nun lies weiter; was ſchreibt der heuchleriſche Wolf im Schafskleide?"

„Ich bin" — lautete der Brief — „gefeſſelt hier für heut und morgen; ſobald die Kurfürſtin meiner auf einige Stunden entbehren kann, eil' ich zu Ihnen. Sie iſt bereits von dem Spiel, welches Haß und Habſucht mit der Ehre Ihrer Frau Gemahlin getrieben, unterrichtet; geben Sie Ihre Hoffnungen auf die Mitwirkung der durchlauchtigſten Wittwe zur Wiederherſtellung Ihrer eingebüßten Charge keinesweges auf. Wir haben ſichere Wege zu einer wirkſamen Thätigkeit für Sie gefunden, aber dem Briefe mag ich die Bezeichnung derſelben nicht anvertrauen. Uebermorgen ein Mehreres. — Bis dahin ermahn' ich Sie, eingedenk zu bleiben, daß Ihr Glück von Ihrer Worttreue abhängig iſt, und daß nichts für Sie gethan werden kann, wenn Sie Ihre, in Betreff der Frau Gräfin mir gegebenen Zuſagen nicht treulich halten. Sie werden mit Verwunderung erfahren, wie unentbehrlich Ihnen die Gunſt derſelben iſt."

Bis hieher hatte der Graf den Vorleſer häufig durch einzelne Äußerungen einer ſehr weitgetriebenen Verachtung ſeines Correſpondenten unterbrochen, und die Schmähworte: „heuchleriſcher Pfaffe! — abgefeimter Betrüger! — hinterliſtiger, habſüchtiger Verführer!" laut werden laſſen; die letzten Worte des Briefes ſtimmten ihn aber ſichtbar um. Er ließ ſich denſelben reichen, überlas ihn ſehr bedächtig, und brach dann in die Worte aus: „Wenns doch möglich wäre! — wenn er —"

Jetzt ſah Learoſa, daß der Kammerdiener, welcher ſie bemerkt hatte, ihm ein Zeichen gab. Nun trat ſie vor. „Sie haben Ihr Teſtament zurückverlangt; ich bring' es Ihnen," ſagte ſie, und legte das Papier ihm auf das Bett hin.

Der Graf machte eine Bewegung, als wolle er das Teſtament zurückweiſen, aber augenblicklich ſchien er andern Sinnes zu werden. „Ich danke Ihnen,“ ſagte er mit einer unverkennbar erzwungenen Freundlichkeit.

Die Gegenwart des Kammerdieners peinigte Learoſa. Gern hätte ſie die veränderte Stimmung des Grafen benutzt, um das Geſpräch auf dieſen Brief und dann, wo möglich, auch auf den weit bedenklichern Vorläufer deſſelben, den geſtrigen, zu bringen; aber zu einem ſolchen Verſuch mußte ſie eine zeugenloſe Stunde abwarten.

Sie wartete alſo. Niemand ſprach ein Wort; der Graf war in tiefes Sinnen verloren, und auch Learoſa verſank in Gedanken. Daß dieſer Brief von dem Jeſuiten kam, war gewiß; aber war die Verſicherung, daß ihre Gunſt dem Grafen unentbehrlich ſei, wahrſcheinlich zur Wiedererlangung ſeiner eingebüßten Hofwürde, war dieſe Verſicherung nur eine Vorſpiegelung, erfunden, um den wetterwendiſchen Alten in ſeinem und ihrem Intereſſe zu erhalten, oder gründete ſie ſich auf eine glückliche Wendung ihrer Angelegenheit? — Und dieſe Wendung, welcher Art konnte ſie ſein? — War ſie etwa hervorgebracht worden durch ihren Plan, die Kurfürſtin in das Kloſter zu begleiten? — Aber wie konnte die Ausführung dieſes Plans dem Grafen eine vortheilhafte Ausſicht eröffnen? — Täuſchte der Prieſter dieſen? — War eine ſolche Täuſchung zu entſchuldigen? und konnte ſie bei ſich ſelbſt ihre Theilnahme an derſelben rechtfertigen? — Sie empfand, daß ſie nicht ruhig ſein könne, bevor ſie ſich verſtändigt habe mit dem Prieſter; aber wie war eine ſolche Verſtändigung zu erwirken? Wen konnte ſie entſenden mit einem Briefe an ihn?

So hatte ſie wohl eine Stunde lang geſonnen, als man ſie abrief, weil das kranke Fräulein ſehr unruhig geworden ſei. Sie war die Einzige, welche Louiſens irren Geiſt in den Stunden wilderer Erregung zu zähmen und zu lenken verſtand, und ſo eilte ſie denn, um die Bändigung des wahnſinnigen Mädchens durch Verſpätung derſelben ſich nicht zu erſchweren.

Die Einſamkeit, in welcher die Unglückliche ungewohnter Weiſe den ganzen Vormittag zugebracht, hatte ihr trübe, ſehr aufregende Bilder erweckt, deren Verdrängung Learoſa's Aufgabe war. Das heute beſonders ſchwierige Werk beſchäftigte ſie faſt den ganzen Nachmittag hindurch, und als ſie nun wieder zu dem Grafen ſich begeben wollte, wies man ſie mit der Entſchuldigung zurück, daß er eingeſchlafen ſei.

„O, Gott, was geht vor?“ rief ſie geängſtigt. „Alles waffnet ſich wider mich, und ich ſtehe allein ohne Schutz, ohne Rath! Alles verläßt mich; ſelbſt die beiden einzigen Weſen, auf die ich meine letzte Hoffnung geſetzt habe! — Wo bleiben ſie? — Wo bleibt Martin? Was ſoll aus mir werden, wenn der Hülfsgenoß, den der Graf herbeſchieden hat, wirklich der iſt, den ich vor Allen fürchte: ſein Sohn, ſein verabſcheuter Sohn!“ —

„Ich muß an den Prieſter ſchreiben!“ fuhr ſie nach langem, peinlichem Bedenken fort. „Aber wer bringt ihm meinen Brief?“ fragte ſie ſich, hinausblickend zu dem Fenſter, über die Brandſtätte hinweg, die ſie ſchon oft mit heitern Zellen bebaut hatte für Flüchtlinginnen aus der Welt, wie ſie es zu werden wünſchte; und ihr Auge ſchweifte ſuchend über die öden Thäler hinweg, der Gegend zu, in welcher Dresden lag. — Ein Heer wilder Gänſe zog dahin; ein Schwarm von Sperlingen durchſchwirrte die Bäume; eine Taubenflucht kreiſte hoch in den Lüften. — „O, ihr Glücklichen, hätt' ich Flügel wie ihr!" ſeufzte Learoſa und ſenkte trübe das hoffnungsloſe Auge.

Plötzlich klärte ſich ihr Blick; zu den Arbeitern da unten auf dem Platze geſellte ſich die Frau, welche vor einigen Tagen der Gegenſtand einer rohen Mißhandlung ihres Mannes geweſen war. Learoſa entſann ſich, daß dieſe Frau von ihrem Botenverdienſt geſprochen hatte, und nun wußte ſie, weſſen ſie ſich bedienen konnte, um dem Prieſter Kunde von ihren neuen Sorgen zu geben. Sie wartete ab, bis die Frau ſich von den Männern entfernt und ihrem Fenſter genugſam genähert hatte, um, ohne behorcht zu werden, einen Auftrag empfangen zu können, der keine Öffentlichkeit vertrug. — Jetzt winkte ſie; die Frau kam, ließ ſich verſtändigen, und verſprach, heut nach Eintritt der Dunkelheit den Brief abzuholen und ihn noch im Laufe der Nacht nach Dresden zu befördern.

Nun eilte Learoſa, ihrem Freunde zu ſchreiben, aber dieſes Geſchäft ward ihr auf mehrfache Weiſe erſchwert; ſie mußte Anſtand nehmen, ihm zu verrathen, daß ſie wiſſe, was er ihr geheim zu halten dem Grafen vorgeſchrieben hatte, und während ſie durch dieſe beengenden Schranken ſich hindurch zu winden bemüht war, fiel ihr mehr als je das Räthſelhafte, ja, faſt Zweideutige auf, welches ſie in dem verſteckten Treiben dieſes Greiſes wahrgenommen hatte. Es gab Momente, in welchen ihr Vertrauen zu ihm einer Kräftigung bedurfte. Sie beſchränkte ſich daher darauf, ihrem Freunde zu melden, daß Dinge von der höchſten Wichtigkeit ſich zugetragen, welche die Beſchleunigung ſeiner Rückkehr nach Simbach dringend foderten, und daß ſie hoffe, er werde ſeine Anweſenheit in Dresden benutzt haben, der Kurfürſtin das Gewebe von Verleumdungen zu entwickeln, welches der Leibpage des verſtorbenen Königs, Lüttchepfal, zu ihrem Verderben geſchürzt hatte.

Die beſtellte Botin fand ſich zur rechten Zeit ein; ſie verſprach Verſchwiegenheit und möglichſte Eile, und äußerte nur die Beſorgniß, daß man ihr den Eintritt in das kurfürſtliche Schloß erſchweren werde, in welchem Learoſa ſie den Prieſter aufzuſuchen anwies.

Die Nacht war inzwiſchen völlig eingebrochen; gedrückt von Beſorgniſſen ſaß Learoſa neben ihrer wahnwitzigen Geſellſchafterin und blickte über den Saum ihrer dunkeln Gegenwart hinweg in die noch lichtloſere Zukunft. — Da kam der Kammerdiener des Grafen, der ſie einlud, ſich zu ſeinem Gebieter zu begeben. Mit unruhig klopfendem Herzen, denn ſie ahnete die Nähe eines Wendepunkts ihres Geſchicks, ging Learoſa. Schon an der Thür fiel es ihr noch ein, Louiſen nicht das Licht ohne Aufſicht zu überlaſſen; ſie kehrte noch einmal um und nahm die brennende Kerze mit. Dieſer Aufenthalt trennte ſie von dem Kammerdiener, der, als ſie ihr Zimmer betrat, daſſelbe bereits durchſchritten hatte. Sie folgte ihm, aber als ſie der Thür des Nebengemachs nahe war, ging dieſe auf, und — ihr Stiefſohn trat ihr entgegen.

Learoſa taumelte zurück bis an den Speiſetiſch, der in der Mitte des Zimmers zum Abendeſſen gedeckt war; ſie lehnte ſich an eine Ecke deſſelben. Mit ſchnellen Schritten folgte ihr der Graf. „Fürchten Sie nichts, Gräfin,“ ſagte er, ſeine Stimme dämpfend. „Ich komme nicht in feindlicher Abſicht; ich komme, Ihnen und meinem Vater einen Dienſt zu leiſten; Sie Beide haben ſich einem Manne überliefert, der, — — bleiben Sie, Gräfin, hören Sie mich an,“ bat er, als ſie Miene machte, ihren Platz zu verlaſſen, und bemächtigte ſich ihrer Hand. „Sie haben ſich“ —

„Auguſt!“ erklang es mit ſchmetternd gellendem Tone, und mehr der Schlange, die auf ihre Beute ſtößt, als der Liebenden ähnlich, welche der Bruſt des Geliebten entgegenfliegt, ſtürzte Louiſe aus ihrem Zimmer, und hing, den Hals des Grafen umklammernd mit ihren Armen, feſt an ihm.

Er verſuchte ſich loszuwinden von ihr, aber ihre Hände mußten ſich mit krampfhafter Feſtigkeit in einander geſchlungen haben; er vermochte nicht, die Verſchlingung ihrer Finger zu löſen. Anfangs nahm er zu milden Maßregeln ſeine Zuflucht; dann glaubte er härtere Mittel, ſich von der zudringlichen Verrückten zu befreien, anwenden zu müſſen; er hörte auf, ihr gütlich zuzureden, und erlöſte ſich durch einen heftigen Stoß von ihr. Sie taumelte auf den Stuhl; dieſen Augenblick wollte der Graf benutzen, Learoſa mit ſich hinaus in das Nebengemach zu ziehen; da ſprang mit furchtbar ausbrechender Raſerei das Mädchen auf, ergriff eins der neben den Gedecken liegenden Meſſer und drang auf den Grafen ein mit den Worten: „Ha, Du biſt's nicht! Du biſt nicht er! Du haſt ihn mir geſtohlen und ihn hinuntergeſchlungen, und lügſt mir nun ſeine Geſtalt! Gieb ihn mir wieder! Stirb! Ja ſterben ſollſt Du und ſterbend Dich löſen von ihm und ihn wieder gebähren."

Der erſchrockene Graf hatte vor Beginn dieſes Angriffs die Thür zu gewinnen geſucht, aber Louiſens furiengleicher Schnelligkeit war es geglückt, ihn abzuſchneiden von dieſer Zuflucht, da ergriff er ſeine

Stiefmutter, und hinter dieſer ſich bergend, hielt er ſie, einem Schilde gleich, der Wüthenden entgegen. — Todesangſt lähmte Learoſa's Kräfte; nur eines kreiſchenden Geſchreis war ſie fähig, das noch durchdringender wurde, als ſie einen brennenden Schmerz an ihrer Schulter empfand und das Blut ihren Arm, ihr Kleid überrieſeln ſah.

In dieſem Augenblick klirrte ein zerſchmetterter Fenſterflügel zur Seite der Kämpfenden, und unmittelbar darauf ſtand Martin zwiſchen ihnen und griff der Raſenden in den tödtlich bewehrten Arm. — Sie ſtarrte ihn an; der Schrecken jenes Abends, da ſeine Erſcheinung ſie entſetzt hatte, ſchien ihr wiederzukehren und ſie zu lähmen; ſie ließ das Meſſer ſinken.

Jetzt fühlte Learoſa ſich nicht mehr gehalten; der Graf war entflohen, und jetzt ſchwankte, taumelte und ſank ſie. Das Letzte, was ſie vernahm, war Martins Stimme: „Sterben Sie nicht! Um Gotteswillen, ſterben Sie nicht! ich bringe die Frau von Zſchechwitz; ihre Kutſche hält am Thore.“

Als Learoſa die Augen öffnete, ſaß Frau von Zſchechwitz an ihrem Lager; an der Thür ſtand der lauernde Kammerdiener, und mit dem Ruf: „Gott ſei Dank, das giebt meinem Herrn das Leben wieder!“ eilte er, dem Grafen die Botſchaft von Learoſa’s Wiederbelebung zu bringen.

Aus den Armen der mütterlichen Freundin rang Learoſa ſich los, um die ſchweſterliche zu ſuchen. „Wo iſt Roderike?“ frug ſie beſtürzt.

„Bei meinem Bruder, liebes Kind.“

„Bei dem Herrn von Troghauer? — Warum dort? — Warum nicht bei Ihnen? — Warum nicht hier?“

„Davon nachher, liebe Learoſa, — jetzt — doch ſehen Sie, da kommt der Graf, Ihr Gemahl.“

Und wirklich hatte den Greis ſeine tödtliche Angſt um Learoſa und ſein Entzücken über ihr Erſtehen aus dem Grabe gekräftigt, über ſein körperliches Gebrechen zu ſiegen. Er ſank nieder neben ihrem Bette und küßte die Blutſpuren ihres Gewandes.

Learoſa war lebhaft bewegt; ſie ſtreichelte ihm die bleichen Wangen und als er mit zitternder Stimme fragte: „Nicht wahr? Sie haben Barmherzigkeit mit mir und verlaſſen mich nicht bis der Tod mich ruft, Sie zu verlaſſen?“ da flüſterte ſie: „Nein, nein, ich verſprech' es Ihnen, ich verlaſſe Sie nicht.“ Da, als reue ſie die bedachtlos gegebene Zuſage — fuhr ſie empor, umherſuchend mit den ängſtlich fliegenden Blicken; es war ihr Stiefſohn, den ſie ſuchte.

Frau von Zſchechwitz, beunruhigt durch das fieberhafte Auffahren ihrer jungen Freundin, und auch für den Grafen der Folgen wegen beſorgt, welche von der Unterbrechung ſeiner Kur auf ſeinen Geſundheitszuſtand zu befürchten waren, drang in ihn, ſich zu entfernen, und verhieß ihm die baldige Geſellſchaft ſeiner Gemahlin, deren Wunde glücklicherweiſe nicht ſo gefährlich ſei, um ſie an das Bett zu feſſeln.

„O, mein Gott, was haben Sie, was hab' ich verſprochen!“ rief Learoſa leidenſchaftlich erregt aus, nachdem der Graf ſie verlaſſen hatte. „Warum hat das Meſſer nicht mein Herz getroffen? — Glauben Sie mir, ich wäre im Grabe beneidenswerther, als mein Leben unter dieſen Menſchen mich macht.“

„Das muß ſich ändern,“ verſetzte Frau von Zſchechwitz. „Die Wahnſinnige muß entfernt werden, und dann läßt von der Liebe, die Ihr Gemahl für Sie trägt, ſich eine recht günſtige Stellung Ihres Verhältniſſes vorausſetzen.“

„Günſtig? eine günſtige Stellung für mich?“ rief Learoſa. „Haben Sie denn die Briefe nicht geleſen, die ich an Sie ſchrieb, und um Rettung, um Rath flehte?“

„Ihre Briefe? ich habe keinen einzigen erhalten,“ verſicherte die Freundin.

„Keinen einzigen erhalten? — Das iſt nicht möglich! — Hannchen! Hannchen!“

Dieſem durchdringenden Rufe der gefürchteten Schweſter mußte das Kind gehorchen, und von peinlichen Fragen gedrängt, eingeſtehen, die empfangenen Briefe Anfangs dem Oheim Auguſtus, und ſpäter, nach deſſen Entfernung, dem Großoheim ſelbſt ausgeliefert zu haben.

Die Zornflamme, die Learoſa's Augen entſprühte, verloſch unter den Thränen des herbſten Schmerzes. — „O, dieſe Böſewichter!“ fuhr ſie auf; „dieſe Un=

menſchen, die ſich nicht begnügten, mich um die Liebe der Kurprinzeſſin, um die Achtung aller guten Menſchen zu bringen, mich einzuſperren mit dieſem unglücklichen, von dem ärgſten aller Teufel betrogenen Mädchen, mich meines Glaubens, meines Gottes berauben zu wollen, nein, die auch dies Kind, für welches ich mich geopfert habe, verführen, mich zu betrügen, mich der Hülfe der einzigen Weſen zu berauben, die Gottes Gnade mir gegeben hat zu meinem Troſt, zur Stütze meiner Hoffnungen! — Und mit jenen heilloſen Feinden meines Lebens und meines Glücks ſollt' ich mich je wieder vereinigen? — O, meine mütterliche Freundin, Sie könnten der Engel nicht ſein, der Sie ſind, wenn Sie auf meine Vereinigung mit dieſen entſetzlichen Menſchen beſtänden."

Frau von Zſchechwitz war bemüht, den Sturm, der die Seele ihrer jungen Freundin ſo leidenſchaftlich bewegte, zu beſchwichtigen, da er aber immer von neuem durchbrach, ſo hielt ſie es für das Beſte, ihm, nachdem ſie Hannchen entfernt hatte, Raum zu geben, aber ihn in eine gewiſſe Richtung zu lenken, um mit ihren Gedanken ihm folgen zu können von einem Klagequell zum andern. Und ſo gelang es ihr denn, Learoſa die Geſchichte ihrer beiden letzten Monate abzufragen.

Das Auge der denkenden, vielerfahrenen Frau haftete ſogleich mit völliger Sicherheit an dem Grundübel, welches Learoſa's Ehe freudenlos machen mußte, und dieſem Übel drohte die Zeit einen noch bedenklicheren Wachsthum. Dennoch ließ ſich die Vorbeugung einer wirklichen Gefahr hoffen, wenn, bis zum Tode des Grafen, Learoſa in einer friedlichen Abgeſchiedenheit von der großen Welt, und vergeſellſchaftet mit einem ſittenreinen, ihr befreundeten weiblichen Weſen, in einer zerſtreuenden Thätigkeit erhalten werden konnte. Zwei Perſonen mußten jedoch ſtreng von ihr geſchieden, und eine dritte, das Kind, unter anderweitige Aufſicht geſtellt werden. Jene Beiden waren der jüngere Graf und der Jeſuit, wenngleich den Letzteren Learoſa's Mittheilungen nur verdächtig machten, ihn nicht der Schuld überführten.

In dieſem Sinne ſprach Frau von Zſchechwitz ſich aus gegen ihre junge Freundin, aber kaum ließ dieſe ſie enden. „Um Gotteswillen,“ rief ſie beſchwörend, „Sie kennen dieſen Mann nicht; Sie wiſſen nicht, was ſein verbrecheriſcher Sohn über ihn vermag, der, wie hoch auch der ſchwache Alte ſich vermeſſe, ihn für immer zu entfernen, dennoch zu ſchlau iſt, um nicht Mittel zu finden, ſich der Herrſchaft über ihn zu ſichern! Nehmen Sie mich mit ſich; die Geſetze können Sie ja nicht hindern, ſich meiner anzunehmen, da mein Leben hier in Gefahr iſt und — was ich freilich nur Ihnen ſagen kann — mehr noch als mein Körper iſt meine Seele in Gefahr zu verderben, wenn Sie ſich meiner nicht erbarmen und mich erlöſen.“

Frau von Zſchechwitz glaubte Learoſa zu ermuthigen, wenn ſie ihr verſichere, daß ſie für ihre Seele nicht fürchten dürfe, da der Graf ſeine Bekehrungsverſuche nicht wiederholen ſolle; aber nun überzog eine dunkle Schamglut Learoſa's Wangen, und ſtammelnd entgegnete ſie: „Sie mißverſtehen mich; nicht des Grafen Bekehrungsverſuche ſind es, die ich fürchte, denn dieſe kann ich verlachen; aber — die Gefühle, die er durch ſeine — Zudringlichkeiten mir erweckt; die Bilder, die ſeine Unverſchämtheit mir erſcheinen läßt — die — die ſind's, die mich zum Abſcheu treiben, zum Abſcheu gegen ihn — gegen mich ſelber! — die Gedanken, Träume in mir aufregen, wie kein Mädchen — kein Weſen, wie ich bin, ſie denken, ahnen, empfinden kann, ohne ſich ſelbſt zu haſſen, zu verachten!"

Tiefbekümmert blickte die vielerfahrene Freundin die nun errathene jungfräuliche Frau an; ſie begriff vollkommen den beängſtigten Zuſtand einer Bruſt, die der Schauplatz eines ſolchen Kampfes der, zur Ahnung ihres Daſeins erwachten Sinne mit reinem Gemüth geworden war. Aber wie ließ ſich hoffen, daß der Graf in eine Trennung von ſeiner kindiſch geliebten Learoſa willigen werde, und doch war nur durch eine ſolche Trennung ein Abbruch jenes Kampfes zu bewirken. Sie ſetzte das Geſpräch mit Learoſa nicht fort, und begab ſich zu dem Grafen, um dieſen zu prüfen, ob ſie auf ſeinen Beiſtand zu rechnen habe, um das völlige Zerfallen ſeiner jungen Gemahlin mit ihm und mit ſich ſelber zu verhindern.

Der anfängliche Erfolg ihrer Unterredung mit dem Grafen richtete ihre ſehr geſunkene Hoffnung wieder etwas auf; wenigſtens ließ das Licht, welches ſie über manche Gegenſtände empfing, die Learoſa ihr nicht beleuchtet hatte, ſie erkennen, daß unter tauſend hochbejahrten Gatten wohl Keiner mit geringerer Schwierigkeit von der gewandten Hand einer jugendlichen Frau zu lenken ſein dürfe, als dieſer Greis, der mit der möglichſten Willigkeit jede Verſchuldung an ſeinem geſtörten Eheglück auf ſich ſelber lud und die Erhaltung des Beſitzes ſeiner Gattin durch jedes Opfer zu erkaufen ſich bereit erklärte. Er geſtand ein, den Vorſpiegelungen des Beichtvaters der Kurfürſtin ſein Ohr geliehen und gehofft zu haben, Learoſa werde das höchſte Vertrauen der Kurfürſtin, und er die Wiedereinſetzung in ſeine Würden gewinnen, wenn ſie vermocht werden könne, ihre Religion zu wechſeln; da ihm aber ein ſolcher Verſuch fehlgeſchlagen, ſo habe er denſelben ſeinem Rathgeber ſelbſt übertragen, welcher nach einem kurzen Zwieſprach mit Learoſa ſie, ſeiner Verſicherung nach, nicht ungeneigt gefunden habe, der Kirche, zu welcher die Kurfürſtin ſich bekenne, ſich anzuſchließen, wenn es ihr nämlich vergönnt werde, unmittelbar unter den Augen ihrer ehemaligen hohen Gönnerin zu dem Übertritte vorbereitet zu werden, und zu dieſem Zwecke ſogleich nach Dresden zurückkehren zu dürfen. In dieſe Bedingung habe der Graf aber nicht willigen wollen, da ihm noch mehr an Learoſa's Verſöhnung mit ihm und an ihrer Geſellſchaft, während er an ſein Siechlager gefeſſelt ſei, als an der Wiedererlangung ſeiner Hofämter liege. Der Prieſter begann daher ſeine Unterhandlungen von Neuem, und brachte bald die Kunde, daß Learoſa bereit ſei, allen Wünſchen des zärtlichen Gatten zu genügen, wenn er den ihr ſchon zugeſagten Erſatz für die ſtattgefundene Aufgebung ihrer Anſprüche an den urſprünglich auf ſie vererbten Nachlaß ihrer verſtorbenen Großtante, durch ein förmliches, unwiderrufliches Teſtament ihr verſichern wolle. Mit Freuden hatte der Graf eingewilligt, und nun verabredete der Prieſter mit ihm, daß, um das Ärgerniß zu vermeiden, welches der Übertritt der Gräfin in einem durchaus proteſtantiſchen Lande geben könne, ſie, ſobald es die Jahreszeit erlauben werde, unter dem Vorwande einer Badereiſe, nach dem Erzſtift Salzburg zu führen, deſſen geiſtlicher Oberhirt, ſein vertrauter Freund, die letzte Hand an das Werk legen und Learoſa der katholiſchen Kirche einverleiben werde.

Bis hieher hatte der Graf, obgleich der Prieſter nie in beſonderem Beſitz ſeines Vertrauens geweſen war, dennoch keinen Verdacht gegen ſeine Abſichten gehegt, ſondern feſt geglaubt, daß er aus religiöſem Eifer, nämlich um ſeiner Kirche eine Proſelytin von Bedeutung zuzuführen, für ihn arbeite; und ſo hatte er denn nicht allein in ſeinen Vorſchlag gewilligt, den Bekehrer zum Vormunde der Gräfin zu ernennen, ſondern ihm auch das Verſprechen gegeben, über keinen einzigen Gegenſtand des verabredeten Plans und die gepflogenen Unterhandlungen mit ihr zu reden, um nicht ihren leicht erregbaren Widerſpruchsgeiſt durch ein unvorſichtiges Wort zu erwecken. Dieſe Zuſagen zu halten, war jedoch dem ſchwachen Manne nicht möglich geweſen; er hatte ſie in der Hoffnung gebrochen, Learoſa freundlicher gegen ſich zu ſtimmen durch den Verrath der Geheimniſſe, deren Bewahrung der Jeſuit ihm empfohlen hatte, und war gerade im Begriff geweſen, ſeine vertraulichen Eröffnungen noch weiter auszudehnen, als ein Brief von ſeinem Sohne ihm den Argwohn erweckte, daß der ſchlaue Prieſter geheime Nebenpläne, ſeinem Orden erſprießlich, hegen möge. Dieſen Brief, welchen er Learoſa verheimlichen zu müſſen geglaubt hatte, um ſie nicht auf den Gedanken zu bringen, daß er gegen ihren Willen die Verbindung mit ſeinem Sohne unterhalte, reichte er Frau von Zſchechwitz, um ſie mit dem Theile ſeines Inhalts, der ihm die Augen geöffnet hatte, bekannt zu machen; dieſer lautete:

„Vertrauen Sie, mein Vater, nur diesmal noch meinem, durch Ihre väterliche Güte ſo oft über Verdienſt erhobenen Tiefblick, der — wie auch dieſer Jeſuit ſeine Abſichten verſtecken mag — ihn dennoch durchſchaut. Es iſt ihm bisher nicht gelungen, dem Zwecke ſeiner Sendung zu entſprechen; er fürchtet, nach dem Tode des Kurfürſten Sachſen verlaſſen zu müſſen, ohne die katholiſche Kirche durch einen Proſelyten, und ohne ſeinen Orden durch ein Vermächtniß bereichert zu haben; da wirft ſein Glücksſtern ihm Ihre Gemahlin entgegen, jung, unbedacht und — Ihre Erbin! Dieſe beſchließt er, ſich nicht entgehen zu laſſen; er will und wird ſie umſpinnen, und einen doppelten Raub an Ihnen begehen, wenn Sie Ihr Ohr meiner Warnung ſchließen. Freilich wird er hier in Sachſen keinen Aufſehen erregenden Schritt wagen, aber er wird ſich bemühen, Sie hinauszulocken; wahrſcheinlich nach Bamberg oder nach Würzburg, denn dieſe Bisthümer ſind ihm die nächſten. — Macht er Ihnen alſo den Vorſchlag zu einer Reiſe dahin, oder verſucht er, Sie zu bewegen, Ihrer Gemahlin außerordentliche Vergünſtigungen im Falle Ihres Todes zuzugeſtehen, dann machen Sie ſich gefaßt auf die Nähe der Erfüllung meiner Prophezeihung, für deren Richtigkeit Sie alsdann die Belege in Händen haben. Um die Geheimhaltung dieſes Briefes fleh' ich Sie an; erfährt von dem Inhalte deſſelben der Jeſuit auch nur das Mindeſte, ſo wird ſeine Rache mich zu verderben ſuchen, und wahrſcheinlich damit beginnen, mich durch Verleumdungen um Ihre väterliche Liebe zu bringen."

Nunmehr folgte der Schluß dieſes Briefes, und der Graf erſchöpfte ſich, um den Eindruck zu ſchildern, welchen dieſe, faſt in allen Punkten ſchon erfüllte Weiſſagung auf ihn gemacht hatte. „Ich ſuchte" — fuhr er fort — „nach einem Mittel, auf diplomatiſchem Wege — Ihro Gnaden verſtehen mich — Learoſa eine Äußerung zu entlocken, aus welcher ſich entnehmen ließe, auf welche Art der Jeſuit ihr Vertrauen zu gewinnen gewußt, und wie weit er gediehen ſei mit ſeinen Anſchlägen auf ſie; da — denken Sie ſich: da bringt das Kind, Hannchen, mir einen flüchtig geſchriebenen Brief, wahrſcheinlich für Ihro Gnaden beſtimmt — wenn Sie ſich gnädigſt bemühen wollen — er muß dort liegen auf dem Tiſche an der ſpaniſchen Wand." —

Mit bänglich klopfendem Herzen ſtand Frau von Zſchechwitz auf, aber ſie ſuchte vergebens nach dem Briefe; er fand ſich nicht.

„Mein Sohn wird ihn vielleicht zu ſich genommen haben," ſagte der Graf. „Thut nichts; ich weiß ihn auswendig, dieſen Brief. Learoſa verkündet in wenig Zeilen ihrer mütterlichen Freundin, daß ſie berathen und begleitet von einem treuen Freunde, dem einzigen, den das Verhängniß ihr gegönnt, ſich durch die Flucht aus der ſie befeindenden Welt retten und ihre Zuflucht in ein **Kloſter** nehmen werde."

„In ein Kloſter?" ſchrie Frau von Zſchechwitz erbleichend auf, denn die Verläſterungen des Gemahls und des Stiefſohns, bei welchen Learoſa ſich erſchöpfte, hatte dieſe nicht dazu kommen laſſen, ihre Freundin über die volle Ausdehnung ihres Verhältniſſes zu dem Jeſuiten zu verſtändigen.

„So wie Sie, erblich auch ich, als ich dieſes entſetzliche Blatt las," ſeufzte der Graf. „In meiner Seelenangſt um einen Wächter verlegen für die Fluchtbereite, um einen Gegner, den ich dem Prieſter entgegen zu ſtellen vermochte, beſchied ich meinen Sohn hieher; er kam, aber ich muß es rühmen, er rieth mir milde Maßregeln gegen den Verführer und die Verführte. Er unternahm es, ſie von den verſteckten Entwürfen des Heuchlers zu unterrichten. Ihro Gnaden iſt es bekannt, wie unſelig die Dazwiſchenkunft der wahnſinnigen Henniken ihn unterbrach in ſeinem Geſchäft."

Das Entſetzen der Kunde, Learoſa habe ihren Glauben abſchwören und Nonne werden wollen, hielt lange den Geiſt der Frau von Zſchechwitz gefeſſelt, und ein neuer Schrecken übergoß ſie mit Eiſeskälte, als das erſte Wort, welches ihre Gedanken wieder aneinander zu knüpfen vermochte, eine Freudenäußerung des Grafen über das Glück ſeiner Zukunft an der Hand ſeiner Learoſa enthielt. Was ſollte ſie von der naturwidrigen Vereinigung dieſes dem Leben ſchon abſterbenden Greiſes mit jenem zum Leben erſt aufblühenden Weibe hoffen? — Und wenn dieſe Vereinigung nicht erfolgte — welches Loos ſtand Learoſa, der öffentlich beſchimpften, verarmten — der um Ehre und Eigenthum beraubten unglücklichen Learoſa bevor?

Sie warf einen prüfenden Blick auf den Grafen; ach, es war der Blick, mit welchem der lachende Erbe den Lebensfaden des hinfälligen Erblaſſers mißt, und dennoch lachte ihr Auge nicht, wie kurz auch dieſer Faden ihr ſchien. — „Sie muß ausharren bei ihm," ſagte ſie mit niedergedrücktem Seufzer zu ſich ſelbſt. „Die Geſetze, wenigſtens die Geſetze der Menſchen, wenn auch die göttlichen nicht, binden ſie an ihn. Kein irdiſcher Richter wird den Grund finden zu einer Trennung von ihm; ſie muß alſo ausharren, und damit ſie nicht flüchtend ihre Ketten breche, will ich die Wächterin ihr zur Seite ſetzen. Hoffentlich bricht Gott ihre Ketten bald; in dieſem Leichnam kann die Seele nicht weilen."

„Excellenz bebauen Ihre Zukunft ſehr reich," hob ſie an. „Fürchten Sie denn nicht, daß Ihrer jungen Gemahlin Erinnerungen an den Jammer erwachen dürften, den Ihre Hände und die Hände Ihres Sohnes auf die beiden jüngſtverlebten Monate der unglücklichen Frau gehäuft haben? — Erinnerungen an das Elend, welches ihre Seele unempfindlich gemacht hat für die Schrecken eines Fluchtgedankens?"

Der Graf ſah ſeine ernſte Geſellſchafterin mit offenem Munde, ſtarren, glotzenden Augen, kurz, mit allen Zeichen hoher Beſtürzung an. Sie fuhr fort:

„Dieſe Erinnerungen ſind ſchon erwacht. Learoſa beſteht auf Trennung von Ihnen . . .“

„Ihro Gnaden, tödten Sie mich nicht!“ wimmerte der Graf. „Sie hat mir ja verſprochen, mich nicht zu verlaſſen, hat mich geſtreichelt! Eh’ will ich dem Leben entſagen, als dieſer kleinen, weichen, ſüßen Hand! — Was ſoll ich thun für ſie? — Hier iſt mein Teſtament; leſen Sie; ich will es beſtätigen in allen Punkten! Leſen Sie; was ſoll ich noch hinzufügen?“

Frau von Zſchechwitz entfaltete das Actenheft; ihr Auge flog von Zeile zu Zeile; plötzlich ſtockte es in ſeinem Lauf; der trauernde Zug ihres Geſichts ward zum finſtern, ſtrafenden, und zürnend rief ſie aus: Das iſt grauſam, das iſt unmenſchlich! — Sie verbieten Ihrer Wittwe, zu einer zweiten Heirath zu ſchreiten?“

„Ihro Gnaden — bitte, bitte; es iſt ein Gefühl — ein Gedanke — es könnte mich tödten, mir die Möglichkeit zu denken, meine Learoſa, dieſes himmliſche Weſen, ſollte entwürdigt werden durch die Umarmung eines Mannes, der —"

„Alſo Ihre Umarmung, wähnen Sie, entwürdige dieſes reine Weſen nicht?" fragte Frau von Zſchechwitz, als der Graf ſtockte, und ſetzte, nachdem ſie vergeblich eine Antwort erwartet hatte, hinzu: „Herr Graf, ich will mich der Mühe unterziehen, Ihr Verhältniß mit Learoſa herzuſtellen, jedoch nur dann, nachdem Sie ſich anheiſchig gemacht haben werden, jede Bedingung zu erfüllen, die ich Ihnen vorſchreiben will."

„Sie haben zu befehlen," ſagte der Graf kleinlaut, und horchte bänglich auf.

„Fürs Erſte," begann Frau von Zſchechwitz, „wird das Fräulein von Henniken morgen auf eine ſchickliche Art entfernt."

„Die Voranſtalten ſind bereits getroffen," ſagte der Graf. „Sie hat eine Verwandte mütterlicher Seits, welche die Sorge für ſie übernehmen ſoll."

„Zweitens ſenden Sie Ihren Sohn auf Reiſen, die ihn auf wenigſtens drei Jahre entfernen."

„Auf immer!" betheuerte der Graf. „Ich kann ihn fürder nicht ſehen, ſeit er das Leben meiner Learoſa preisgegeben hat dem Meſſer jener Wahnſinnigen. Mag er reiſen; mag er ſich die Braut anſehen, die ich, väterlich für ihn ſorgend, ihm ausgeſucht hatte. Ihre Gnaden haben vielleicht vernommen von der reichen Gräfin von Ratulinska auf Ratulin bei Bydgoſt in Großpolen; es iſt eine Couſine des Oberſten Schwarzberg von Czarnolowski; ihr Vater iſt kürzlich geſtorben; man hat nicht geglaubt, daß der alte Kaſtellan ſoviel geſammelt habe für ſeine beiden Kinder; der junge Caſtellanicz muß ſeiner Schweſter funfzigtauſend Dukaten herauszahlen; die mag mein Sohn ſich holen; von mir hat er nichts zu erwarten, und könnt' ich auch Thomsfelda ihm nehmen, es ſollte noch heute geſchehen."

„Drittens" — begann Frau von Zſchechwitz von Neuem — „geſtehen Sie Ihrer Gemahlin das Recht zu, ihre Dienerſchaft ſelbſt zu wählen, geſtatten ihr, ſich eine Wohnung im Schloſſe auszuſuchen, Beſuche nach Gefallen zu geben und zu empfangen, und ſetzen ihr ein Jahrgehalt von dreihundert Reichsthalern aus."

„Zwölf — Zwölfhundert,“ rief der Graf, aber Frau von Zſchechwitz lehnte den Ueberfluß, als verlockend zur Aneignung unnöthiger Bedürfniſſe, und zur Verſchwendung verführend ab, ſtellte aber durch ihre nächſte Foderung die Opferfähigkeit des großmüthigen Gebers auf eine deſto härtere Probe, indem ſie die Umgeſtaltung ſeines Verhältniſſes zu Learoſa in ein väterliches verlangte.

„In ein väterliches?“ wiederholte der Graf bedeutend.

„Ja, Excellenz, ein anderes iſt der Verſchiedenheit Ihres beiderſeitigen Alters nicht angemeſſen. Learoſa wendet ſich widerwillig ab von dem Gemahl, aber dem Vater wird ſie auf ihren Händen tragen.“

„Aber grade um eine Gemahlin war es mir zu thun, und nicht um eine Tochter,“ klagte der Graf. „Ihro Gnaden kennen die Schwäche der Sterblichen, und ich —“

„Iſt denn Learoſa ein körperloſes Weſen?“ fuhr Frau von Zſchechwitz dazwiſchen, indem ein züchtiges Roth ihre Wangen überhauchte. „Graf, Sie ſind ein Greis; ſollte Ihr langes Erdenleben Sie ganz erfahrungslos gelaſſen haben? — Sollten Sie nicht begreifen, daß Ihre Sorge für Ihren eignen Vortheil mein Verlangen unterſtützen muß? daß Sie die Phantaſie Ihrer Gemahlin nicht mit der Ahnung ihr noch unbekannter Bilder beſchäftigen können, ohne Gefahr zu laufen, ein Sehnen nach der Verwirklichung dieſer Bilder in ihrer Seele zu wecken? — Learoſa iſt ein Kind; weh' ihr und weh Ihnen, wenn dieſe, Sie Beide beglückende Kindheit enden ſollte unter der bedachtloſen Führung Ihrer Hände. — Ich gehe von dieſem Punkte nicht ab. Learoſa wird Ihnen eine Tochter, oder — eine Fremde! — Jetzt verlang' ich zum Fünften, daß Sie in Ihrem Teſtamente des Beichtvaters der Kurfürſtin gar nicht erwähnen, ſondern ſtatt ſeines Namens den meines Bruders einrücken laſſen."

„Ihres Herrn Bruders? — des Herrn — von Troghauer?" fragte der Graf gedehnt.

„Meines Bruders, des Herrn Hanns Dettlef von Troghauer, Erb- und Lehnbeſitzer auf Mäkſchütz. Er wird ſich, hoff' ich, erbitten laſſen, Learoſa's Vormund zu werden, wenn Sie ſterben ſollten, ehe ſie volljährig iſt. — Jetzt zu meiner ſechſten Foderung: Sie verſprechen mir, weder in eigner Perſon, noch durch beſtellte Hülfsgenoſſen, Learoſa in Betreff ihrer Religion zu beunruhigen, und der Hoffnung zu entſagen, durch ihre Verläugnung ihres Gottes einen irdiſchen Vortheil zu gewinnen. Learoſa paßt nicht an den Hof, und auch Sie, Excellenz, haben die Jahre erreicht, die den Menſchen mehr zur Beſchäftigung mit Gott und Ewigkeit, als zur Theilnahme an dem Treiben der Welt eignen."

„So denk' auch ich ſeit dem verhängnißvollen geſtrigen Abend," verſetzte der Graf. „Ich weiß es, meine Carriere hat geendet; ſeit der Kurfürſt die Augen geſchloſſen, ſeit der Jeſuit mich betrogen hat, iſt's aus mit meiner Hoffnung auf mein Hofglück. Und da hatt' ich es mir nun ſo ſüß geträumt, mit meiner Learoſa im Schooße der ländlichen Einſamkeit meinen Lebensabend in ſanfter beneidenswerther Ruhe zu genießen, ungeſtört von Innen und von Außen."

„Das ſollen Sie auch,“ unterbrach ihn Frau von Zſchechwitz. „Learoſa's Leben ſoll zwar kein klöſterliches, aber doch ein ſehr einſames ſein. Sie ſollen ſie nicht einſperren, aber ſie dennoch an ihr Haus feſſeln. Die Beaufſichtigung Ihrer Wirthſchaft nimmt die Thätigkeit einer Frau völlig in Anſpruch; dieſe übertragen Sie Ihrer Gemahlin, und —“ „Was? — eine Gräfin von Rottingerode — eine Excellenz ſollte —“

„Soll ihrem Hausweſen vorſtehen,“ fiel Frau von Zſchechwitz dem Grafen ebenſo ſchnell, wie er ſie unterbrochen hatte, wieder in die Rede. „Dieſe Beſchäftigung wird ihren Körper kräftigen, ihr die Gelegenheit rauben, ſich aus Langerweile in gefährliche Träume zu vertiefen, und ihr dennoch Muße gewähren, ihr Väterchen zu pflegen und zu hegen. — Nun hab' ich meine Hauptfoderungen erſchöpft; ſollte mir ſpäter noch etwas beifallen, ſo einigen wir uns darüber. Es iſt jetzt an Ihnen, ſich zu erklären, ob meine Vorſchläge Ihnen genehm ſind?“

„Alle, alle bis auf den erſten,“ antwortete der Graf. „Glauben Sie mir, ich werde im Grabe keine Ruhe haben, wenn ich mir denke, wie in den Zeitungen die Annonce ſich ausnehmen wird, die Annonce von der Wiedervermählung der verwittweten Reichsgräſin von Rottingerode! Laſſen wir das Clauſelchen ſtehn in dem Teſtamente; ſein Sie verſichert, Learoſa denkt nicht daran, eine zweite Heirath zu ſchließen; ſie haßt alle Männer, das betheure ich Ihnen. Fragen Sie ſie ſelbſt; Sie werden hören, daß ich der Einzige bin, der ihren Beifall erhalten hat, und mein Wort darauf; ich will ihn mir zu erhalten wiſſen."

Die Stimmung der guten, von ihren mütterlichen Sorgen für ein ihrem Herzen überwieſenes ſchutzloſes Weſen bedrängten Frau erlaubte ihr nicht, die lächerliche Seite dieſer Aeußerung des eiteln Greiſes aufzufaſſen. Sie ſeufzte ſchmerzlich, ſtand auf und begab ſich zu Learoſa, welche ſich eben durch Martin von den Unfällen unterhalten ließ, die ihn aufgehalten hatten auf ſeinem Wege nach Oberwerda. Ein Gaſtwirth in dem Städtchen Frauenſtein, welchem er Learoſa's Uhr zum Verkauf angeboten, hatte nicht allein auf dieſe, ſondern auch auf ihn ſelbſt, als des Diebſtahls dieſer Koſtbarkeit verdächtig, Beſchlag legen laſſen, und erſt vorgeſtern war es ihm gelungen, durch ſeine Angaben, er gehöre zur Dienerſchaft der Frau von Zſchechwitz, und dieſe Uhr ſei die ihrige, ſeine Transportirung nach Oberwerda zu erliſten.

Das kummervolle Geſicht der eintretenden Freundin erſchreckte Learoſa; ſie entfernte den treuen Knaben, und forſchte, was ſie zu erwarten habe. Frau von Zſchechwitz faßte ihre Hand, und hob mit mildem, aber doch ſtrafendem Tone an: „Was hab' ich erfahren müſſen, liebes Kind? — Sie haben Nonne werden — Sie haben den Glauben verlaſſen wollen, der glücklich macht auf Erden und ſelig im Himmel?"

„Welche ſchändliche Lüge!" fuhr, ſie unterbrechend, Learoſa auf. „Die hat der Graf erdacht, um mich Ihrer Liebe, Ihrer Theilnahme zu berauben. Glauben Sie dem Verläumder nicht, ich beſchwöre Sie!"

„Wollen Sie mich täuſchen?" frug Frau von Zſchechwitz. „Der Beichtvater der Kurfürſtin hat dem Grafen Alles vertraut, und Ihr eigener Brief —"

Sie redete nicht aus, denn die Erwähnung dieſes Briefes mußte einen neuen Verrath Hannchens an der Schweſter zu ihrer Kenntniß bringen; doch ohne ihr Stocken zu beachten, fing Learoſa an, ihr auseinanderzuſetzen, was zwiſchen ihr und dem Prieſter verhandelt worden war.

„Gott im Himmel, in welchen Händen ſind Sie geweſen, armes, verlaſſenes, betrogenes Kind!“ jammerte Frau von Zſchechwitz. „Dieſer Jeſuit iſt der argliſtigſte aller Ihrer Feinde! Es iſt nicht wahr, daß Lutheranerinnen in katholiſchen Klöſtern Zuflucht finden; es iſt nicht wahr, daß die Kurfürſtin ſich in ein Kloſter zurückziehen will; ſie ſinnt vielmehr, wie allgemein behauptet wird, darauf, ſich Antheil an der Regierung, während der vormundſchaftlichen Verwaltung des Landes zu verſchaffen. Sie ſollen es erfahren, welches Loos dieſer hinterliſtige Verführer Ihnen zugedacht hat: der Graf war überredet, mit Ihnen eine Reiſe nach einem erzkatholiſchen Lande anzutreten; dort ſollten Sie in ein Kloſter gebracht und zum Übertritt zur katholiſchen Kirche gezwungen werden; und damit neben der Gier des Fanatismus auch die Habſucht befriedigt werde, mußte der Graf Ihnen Alles vermachen, worüber ihm die Verfügung zuſteht, und den abgefeimten Anſtifter dieſes ſchwarzen Anſchlags zu Ihrem Vormunde, zu dem Vollſtrecker ſeines Teſtaments ernennen."

„Nein, nein, das iſt nicht möglich!" ſagte Learoſa in dumpfer Betäubung ſinnend. — „Nein, ſolche Teufel kann's nicht geben auf Gottes Erde! — Wie könnte unter dieſem frommen Auge dieſe hölliſche Seele lauern? — Nein, es läßt ſich ja auch nicht denken, daß der Graf ſich geduldig berauben laſſen würde; nein, Sie werden ſehen, daß dieſer Jeſuit — — und doch — iſt er denn weniger ein Mann, als all' die andern Befeinder meines Lebens und meines ganzen unglücklichen Geſchlechts es ſind?"

„Ich begreife die Möglichkeit Ihres Zweifels an eine ſo weit getriebene Verleugnung der göttlichen Natur der Menſchenſeele," ſagte Frau von Zſchechwitz. „Sie kennen weder Welt noch Menſchen, aber das ſollt' Ihnen doch einleuchten, daß die geiſtige und körperliche Schwäche Ihres Gemahls Ihren Feind keine ſtandhafte Vertheidigung ſeiner höchſten

Lebensgüter fürchten laſſen durfte. Reihen Sie einmal all' Ihre Rückblicke auf Ihre Geſpräche mit dieſem Prieſter aneinander, und ſagen Sie mir, ob denn keine ſeiner Belehrungen in Widerſpruch getreten iſt mit Ihrem richtigen Gefühl für das Rechte und Gute? — Ob Sie ihn immer ſo heilig, ſo Jeſusähnlich auf dem Wege, der zu Gott führt, auf dem Wege der Wahrheit gefunden haben, daß Sie mit dem völligen Vertrauen, er führe Sie zu Gottes Himmel, ihm hätten folgen mögen?"

„Nein, nein!" ſchrie Learoſa, unfähig, der Klarheit des ihr zuſtrömenden Lichtes ihre Augen zu verſchließen. Sie entſann ſich, wie die Auslegung der Mahnung Jeſu: „ſeid klug wie die Schlangen, aber ohne Falſch wie die Tauben," zu einer Unterweiſung in der Kunſt zu täuſchen, zu betrügen, entwürdigt, ſie verletzt hatte; ſie entſann ſich der Doppelzüngigkeit, mit welcher der Jeſuit, Verrath gegen den Grafen im Herzen bergend, Sorgfalt für ihn zur Schau getragen und auch ſie ermuntert hatte, zur verrätheriſchen, heuchleriſchen Freundlichkeit; — und nun brach der Orkan ihres Jammers, ihres wilden Zorns, die ihr aufgedämmerten Lichter mit verdunkelnden Wolkenmaſſen durcheinanderwirbelnd, aus ihrem Innern. „Gott, Gott, welch' eine Welt haſt du erſchaffen!" rief ſie. „Und was hab' ich verbrochen, daß du mich hineinwarfeſt in dieſe fürchterliche Welt? — Womit hab' ich es verdient, dieſen Ungeheuern, mit welchen du deine Welt bevölkert haſt, zur Beute vorgeworfen zu werden, wie ein Lamm den Wölfen? — Mir grauſ't, wenn ich ſie anblicke, dieſe Scheuſale, dieſe Männer! Dieſer züngelt nach meinem Blute; Der ſtiehlt mir meinen guten Namen; Jener will mich zum Abſcheu machen vor mir ſelber, und Dieſem ſoll ich zur Wünſchelruthe dienen, und lebendig begraben werden, wenn ich ſeinem Geize gefröhnt habe! — Welche von dieſen Mißgeſtalten iſt nun die ſcheußlichſte? Pelgramm oder der König? — Hellerbruth oder Nauvogel? — Paſtor Stramm oder der Jeſuit? — Mein Mann oder ſein ſchändlicher Sohn? — Großer Gott, es iſt ja kein Einziger, der verdient, dein Sonnenlicht zu ſehen!"

Frau von Zſchechwitz unterdrückte einen verſtohlenen Seufzer. „Es iſt wahr, liebe Learoſa, das

Verhängniß hat Sie manchen trüben Erfahrungen früh ausgeſetzt, Sie haben früh vereinzelt geſtanden, und Ihre Schutzloſigkeit hat Sie zur Zielſcheibe unedler Männer gemacht; Sie haben aber unrecht, das ganze Geſchlecht der Männer, jener Einzelnen wegen, die Ihnen weh thaten, zu verabſcheuen, und namentlich über Ihren Gemahl ſich zu beklagen, der ſchon um ſeiner Liebe willen für Sie eine Ausnahme von der Regel verdient, die Sie zur allgemeinen machen wollen."

„Wie, auch Sie?" rief Learoſa, aus deren flammenden Augen die Thränen brachen. „Auch Sie reden ihm das Wort? — Auch Sie hat er gewonnen gegen mich? — Sie billigen die Behandlung, die ich erdulbet habe von ihm? — O, Gott, wohin ſoll ich mich jetzt wenden? — Iſt's denn dein Wille, daß das elendeſte deiner Geſchöpfe, dieſer greiſe Schwächling, meine Seele verderben ſoll? — Nein, das kann dein Wille nicht ſein! — Aber zu wem ſoll ich nun meine Zuflucht nehmen? — Meine Freundin ſtößt mich von ſich! Meine Landesmutter ſchenkt meinen Verleumdern ihr Ohr! Mein Landesvater hat mich gehaßt, weil ich meinem ſeligen Oheim Wylich ähnlich ſah. — Aber war denn der Kurfürſt von Sachſen mein Landesvater? — Bin ich nicht eine geborne Unterthanin des einzigen Friedrichs? — Ja, ihm will ich ſchreiben, wie man ein Kind ſeines Stammlandes behandelt, und Friedrich müßte Friedrich nicht ſein, wenn er mich verderben ließe, da er zu meiner Rettung nichts Schwereres zu thun hat, als ſeinen Arm auszuſtrecken, der Europa gebändigt hat, und alſo auch dieſe Handvoll Elender zittern zu machen wiſſen wird."

„Seltſam, Sie haſſen die Männer, und dennoch haben Sie zu Ihrem Abgott gerade einen Mann gewählt," ſagte Frau von Zſchechwitz. „Was werden Sie ſagen, wenn ich Ihnen beweiſe, daß Ihr vergötterter König von Preußen, gerade in ſeinem Verhältniſſe zu Ihnen, weit unter Ihrem herabgewürdigten Gemahl ſteht? — Ihr Gemahl liebt Sie über Alles, und der große Friedrich haßt Sie — weil Sie ein Weib ſind. — Sollten Sie noch nichts von Friedrichs Verachtung unſeres Geſchlechts gehört haben? —

Mit gebrochenem Muthe ſtarrte Learoſa die Freundin an, die mit Feindeshand den Todesſtoß gegen ihre kaum erſt aus dem Nichts emporgetauchte letzte Hoffnung geführt hatte, und jetzt ſanft, als wolle ſie eine ſchönere in die Stelle der getödteten ſetzen, wieder zu reden anhub:

„Meine gute Learoſa, ſuchen Sie nicht in der Ferne den Ihnen ſo nahen Weg, der Sie, wenn auch nicht zur Zufriedenheit mit Ihren Verhältniſſen, doch zur Zufriedenheit mit ſich ſelbſt führen ſoll. Ich habe durch die Leichtigkeit, mit welcher ich mich zur Trennung von Ihnen bewegen ließ, als Sie meines Rathes am meiſten beburften, den verzweifelten Schritt veranlaßt, der Sie zur Gefährtin eines Greiſes gemacht hat, und dadurch hab' ich mein Gewiſſen mit einer Schuld beladen, die ich um jeden Preis abzutragen, wenigſtens zu verringern ſuchen muß. Sie werden alſo nicht zweifeln, daß ich Ihr Beſtes will, wenn ich darauf dringe, daß Sie ſich beugen unter Gottes Hand, und ſich den von den Geſetzen unterſtützten Foderungen Ihres Gemahls fügen.“

Da hob Learoſa das thränennaſſe Antlitz empor und ſchluchzte: „Ich weiß es, daß Sie mein Beſtes wollen, aber ich weiß auch, daß Sie fehlgreifen in Ihrer Wahl; und wollt' ich zweifeln an Ihrem Fehlgriff, Ihre Berufung auf dieſe Geſetze würde es mir beweiſen. Dieſe Geſetze, wer hat ſie erdacht? Wer hat ſie uns aufgezwungen? — Männer! — Und wer ſind dieſe Geſchöpfe? — Weſen ſind's, ſtärker als wir, Weſen, die uns beugen, weil wir ſchwächer ſind als ſie; — Weſen, die Gott in die Welt geſetzt haben mag, um uns durch Leiden zu reifen für unſere Beſtimmung in einer höhern! — O, beben möcht' ich vor jener Welt; wünſchen möcht' ich, der Schlaf im Grabe ſei ein ewiger, wenn ich es möglich glauben könnte, daß auch das Männergeſchlecht beſtimmt ſei, jenſeits fortzuleben mit uns."

Frau von Zſchechwitz war bleich geworden. „Wahrlich, der Graf hat recht! Sie dürfen nie wieder heirathen," rief ſie. „Aber noch ſind Sie verheirathet, und ehe Gott Ihr Eheband löſ't durch den Tod, darf es nicht gelöſ't werden. — Ich bin in dieſer Stunde nicht hinreichend geſammelt, um Ihnen darzuthun, daß Gottes Vaterhuld und Weisheit nirgends klarer dem Menſchenauge zur Anſchauung gegeben iſt, als in der Vertheilung ſeiner Gaben an beide Geſchlechter. Später vielleicht, wenn wir uns wiederſehen, wenn Sie ruhiger geworden ſind und ich es bin. Für jetzt, um Sie das Ungerechte Ihres Männerhaſſes erkennen zu laſſen, will ich Sie nur erinnern, daß wir alle Annehmlichkeiten unſerer Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft dem Edelmuthe des männlichen Geſchlechts verdanken, welches, ſtatt uns niederzudrücken in die ſchmachvollſte Sklaverei, die Rohheit ſeiner Kraft durch Geſetze feſſelte, die es ſelbſt ſich gab. Dieſe Großmuth der Männer im Allgemeinen müſſen Sie anerkennen, und eben ſo müſſen die Vortheile Ihnen einleuchten, durch welche Sie bevorzugt ſind vor Millionen Weibern. Kein Mann hat mehr, als Ihr Gemahl, ſich ſeines phyſiſchen Übergewichts zu Gunſten ſeiner Gattin entäußert; kein Mann kann ſeiner Gattin mit vergötternderer Liebe zugethan ſein, als der Ihrige Ihnen."

Ein bitteres Lächeln verdrängte den weinenden Zug von Learoſa's Geſicht. „Ha, dieſe Liebe! —

wie widert ſie mich an!“ rief ſie. „O, Sie wiſſen nicht, wie ſie mich martert, dieſe Liebe, und wie beweglich ſie iſt; wie ſie wechſelnd mich erhebt, als hätte Gottes Himmel keinen Seraph wie ich, und bald mich entwürdigt, als trüge die Erde in ihren ſchmutzigſten Klüften keine Mißgeſtalt wie ich.“

Schluchzen erſtickte ihre Stimme, und Frau von Zſchechwitz nahm das Wort wieder: „Sie haben mich ſchon unterrichtet von dieſem Wechſel der Gefühle des Grafen, oder vielmehr von ſeiner Lenkbarkeit; aber warum verſagten Sie es ſich, ihn zu lenken? — Daß die Gewalt dazu vor Allen in Ihren Händen lag, das beweiſ't mir der Glaube Ihres Gemahls an Sie. Als Ihre Feinde Sie anklagten, dem verſtorbenen König die Zuſammenkunft in der Kirche bewilligt zu haben, deren Folgen ihm das Leben koſteten, da war es einzig Ihr Gemahl, der ſich die Überzeugung Ihrer Tugend nicht rauben ließ. — Ein ſolcher Beweis von Liebe, wie dies Vertrauen, wird ſchwer — ſelbſt bei jüngern Männern ſelten gefunden. — Und als Sie heut bei Ihrem Erwachen aus der Ohnmacht im glücklichen Vergeſſen Ihres

Grolls ein freundliches Wort ihm ſpendeten, wie belebte, wie beglückte dieſes Wort ihn? — Ein Mann, deſſen Seele ein Wort ſeiner Gattin beſeligen kann, der iſt der ihre, wenn ſie nicht ſelbſt der Herrſchaft über ihn entſagt."

„Sie mögen Recht haben," ſagte Learoſa tiefſinnig. „Ja, noch mehr, ich weiß, daß es mir leicht ſein würde, den Grafen zu beherrſchen, wenn ich es über mich gewinnen könnte, falſch zu ſein, zu heucheln, mich zu entwürdigen, und wenn ſein Sohn ſich nicht immer zwiſchen ihn und mich drängte."

„Das wird anders werden," verſetzte die Freundin. „Der junge Graf wird auf Reiſen gehen und heirathen; Sie aber werden nicht nöthig haben, falſch zu ſein und ſich zu entwürdigen. Ihr ganzes Verhältniß zu dem Grafen wird ſich umgeſtalten; Sie werden ihm eine geliebte Tochter ſein, und gewiß nicht nöthig haben, einem väterlichen Freunde Liebe zu heucheln."

Die Thränenſpuren wichen von Learoſa's Wangen; ſie hörte immer aufmerkſamer der treuen Fürſorgerin zu, welche ihre Rede fortſetzte:

„Sie werden, ſobald Ihr Zuſtand es Ihnen erlaubt, die Führung aller häuslichen Geſchäfte übernehmen; der Graf geſtattet Ihnen, ſich nach Gefallen eine Wohnung im Schloſſe auszuſuchen, Ihre Dienſtboten ſelbſt zu wählen; er bewilligt Ihnen ein monatliches Taſchengeld von fünfundzwanzig Reichsthalern, und beſtätigt das ihm abgeliſtete Teſtament, bis auf den einzigen Paragraph, welcher Ihnen den Beichtvater der Kurfürſtin zum Vormunde beſtimmt, an deſſen Stelle mein Bruder hoffentlich treten wird.“

„Ihr Bruder?“ — frug Learoſa, deren allmählig klar gewordene Augen ſich wieder verdunkelten.

„Ja, mein Bruder,“ antwortete Frau von Zſchechwitz. „Er iſt kein feiner, aber ein ſehr rechtlicher und rechtsverſtändiger Mann, der väterlich für Sie ſorgen wird.“

„Ach mir bangt vor aller väterlichen Fürſorge,“ hob Learoſa wieder an. „Ich begnügte mich ſo gern mit Ihrer mütterlichen.“

„Die würde nicht hinreichen, Sie in Schutz zu nehmen, wenn Sie des Schutzes, wie wohl zu fürchten iſt, bedürfen ſollten. Um Sie indeß ſchon vorläufig mit meinem Bruder zu befreunden, will ich Ihnen verſprechen, daß er Ihnen etwas ſehr Liebes mitbringen ſoll: meine Roderike."

„Roderike!" jauchzte Learoſa, und bemerkte erſt, als Frau von Zſchechwitz ſie aus den Armen ließ, daß ihre Wangen von Thränen naß waren, die ſie nicht geweint hatte, von Thränen, die aus den Augen der geliebten Frau geträufelt waren. „Sie weinen, Mütterchen? — o, warum?"

„Es ſind nicht Thränen der Freude, die ich weine, mein gutes Kind," lautete die Erwiederung. „Ich beweine das Unglück meiner Roderike, nicht mit einem ganz kleinem Theil Ihrer Herzenskühle begabt zu ſein. — Ich will Ihnen erzählen, was uns begegnet iſt, ſeit wir uns trennten von Ihnen. — Sie wiſſen, daß ich mit Roderiken in Ihrer Wohnung in Leipzig zurückblieb, um den Herrn Nauvogel nicht aufſichtslos bei Ihrem noch ungezählten Eigenthum zu laſſen; ſeit Ihrer Abreiſe mochte kaum eine halbe Stunde verfloſſen ſein, als ich in dem Nebenzimmer ein, wie es ſchien, ſehr angelegentlich geführtes Geſpräch vernahm, und als ich eintrat, meine Tochter mit glühenden Wangen, und neben ihr einen jungen Mann fand, der ſich mir als den Jagdjunker von Hedemark ankündigte. Dieſer junge Mann hat, zu meines Bruders Verdruſſe, der ihm keinen Geſchmack abgewinnen konnte, ſo lange unſer Aufenthalt in Leipzig dauerte, uns mit ſeinen Beſuchen täglich beläſtigt, und nachdem wir kaum acht Tage nach Oberwerda zurückgekehrt waren, auch dort uns heimgeſucht. Daß dieſe Aufmerkſamkeit meiner Tochter galt, konnte mir nicht verborgen bleiben, und noch weniger war es zu verkennen, daß Roderikens Theilnahme an ihm größer ſei, als mir lieb ſein konnte, da ich von dem wüſten Treiben unſrer Hofkavaliere hinlänglich unterrichtet war, und um ſo weniger Grund hatte, zu hoffen, daß Hedemark eine Ausnahme von ſeinen Gefährten mache, als meine Kammerfrau mir entdeckte, daß er bei ſeinem erſten Zuſpruche ſehr dreiſt, ſehr keck gegen Roderiken geweſen ſei. Was mich noch mehr vor dieſem jungen Herrn warnte und mich fürchten ließ, daß Roderikens nicht unanſehnliches Vatererbe der Hauptantrieb ſeiner Bewerbungen um ſie ſein möge, war die von verſchiedenen Seiten mir zugeſandte Verſicherung, daß er mit Schulden überladen ſei. Nun entſchloß ich mich, den Hoffnungen dieſes Bewerbers auf die entſcheidendſte Art zu begegnen, und brachte Roderiken zu meinem Bruder, wo ich ſie gewiß vor den Zudringlichkeiten ihres Verehrers geſichert wußte. Aber leider ließ die Verzweiflung des armen Mädchens mich entdecken, daß ich dies Hülfsmittel zu ſpät ergriffen hatte, daß ſie Hedemark mit einer Glut liebe, welche ihr Leben zu verzehren drohe. Sie hat ſeit unſrer Trennung mir zweimal geſchrieben, und jeder Brief iſt ein Dolch für mein Mutterherz geweſen. Es iſt mein einziges Kind; der Wunſch, ſie glücklich zu wiſſen, iſt mein ſehnlichſter, und dennoch weiß ich, daß ſie gerade jetzt, wo ſie der zarteſten Schonung am bedürftigſten iſt, eines liebevollen Schweſterherzens bedarf, an welchem ſie ihren Schmerz ausweinen kann, daß ſie gerade in dieſem qualvollen Zuſtande nicht zart und ſanft geführt und getröſtet wird. Mein Bruder iſt gut, aber rauh; meine Schwägerin iſt geneigt, das unglückliche Mädchen gleich einer Verbrecherin zu behandeln; und da hoff' ich denn, mein Kind werde beſſer aufgehoben ſein an dem Herzen ihrer Learoſa."

Learoſa — antwortete nicht. — Mit angſthafter Spannung hatte ſie das Unbegreifliche, das Unmögliche, wie durch einen Zauberſchlag hervorgerufen, entſtehen ſehen vor ihren Augen, und hielt dieſe nun feſtgerichtet auf das, durch die Liebe zu einem Manne, ſeines angeborenen Adels beraubte Weſen. — Ihre Achtung, ihre Freundſchaft, die Hauptſtützen ihrer Schweſterliebe für Roderiken, waren geſunken.

Frau von Zſchechwitz hatte das Tuch auf die Augen gedrückt, und nicht Acht auf den Froſthauch, der, aus Learoſa's Innerm brechend, ihr Geſicht verſtarrte. „Ich werde noch heut an meinen Bruder ſchreiben," fuhr ſie fort, nachdem ſie ſich geſammelt hatte. „Ich hoffe, daß er nicht zögern wird, zu kommen, da er ohnedies eine Reiſe nach Dresden beſchloſſen hatte. Er wird Roderiken mitbringen, und dann, liebe Learoſa, verlaß ich Sie Beide, überzeugt, daß Ihre Vereinigung eine Wohlthat für

Sie Beide iſt; zwar wird meine Tochter in der erſten Zeit keine erheiternde Geſellſchafterin für Sie ſein, aber zerſtreuen wird ihre Gegenwart Sie doch, und erheben wird Sie das Geſchäft, mit liebender Schweſterhand ein gutes, von trügender Leidenſchaft irregeleitetes Weſen auf den Weg der Vernunft zu ſich ſelbſt zurück zu führen.“

„Ja,“ rief Learoſa, entflammt durch den Gedanken, einem Manne ſeinen Raub abjagen zu können; „ja, dies Geſchäft will ich übernehmen! Ich will Roderiken hüten vor ihrem Verderber! Die Schwelle dieſes Hauſes ſoll ſein Fuß nicht berühren! — Und die Augen will ich ihr öffnen; ſie ſoll das Geſchlecht kennen lernen, dem ihr Friedenſtörer angehört, und — ich verſprech’ es Ihnen: ſie ſoll geheilt, ſie ſoll ſehend werden und ſelbſt ſchaudern vor der Blindheit, mit welcher Gott ſie geſchlagen hat.“

„Nein, Learoſa, ſoweit ſollen Sie das Geſchäft nicht ausdehnen, welches ich Ihnen anvertraue,“ entgegnete die ſorgende Mutter. „Ich verlange nichts, als daß Sie meine Tochter zerſtreuen, erheitern, ihren Klagen ein williges Ohr leihen, ohne ſich mit einer

Belehrung über einen Ihnen ſelbſt noch fremden Gegenſtand, oder gar mit einer Art von Obhut, von Aufſicht über Roderiken zu bemühen, die Ihren Jahren und Ihrer beiderſeitigen Stellung zu einander nicht entſpricht. Das Einzige, worauf ich Ihre Wachſamkeit hinweiſe, betrifft die Verhinderung eines Verſuchs des Herrn von Hedemark, ſich Zutritt in Ihrem Hauſe zu verſchaffen.“

„Den Verſuch ſoll er nicht wagen!“ betheuerte Learoſa mit blitzenden Augen, und würde den Eifer ihrer Dienſtbegier vielleicht noch deutlicher kundgegeben haben, wenn ein Geräuſch an der Thür ihre Aufmerkſamkeit nicht dorthin gelenkt hätte. Es war Martin, welcher anklopfte, und als Frau von Zſchechwitz ihm öffnete, eine Frau meldete, welche Bericht über die Beſtellung eines ihr anvertrauten Briefes zu erſtatten kam.

Erſt jetzt erinnerte Learoſa ſich des Briefes wieder, den ſie geſtern Abend an den Jeſuiten geſchrieben hatte, und unterrichtete ihre Freundin von deſſen Inhalt. Die Frau berichtete, daß ſie den Brief, um deſſen Empfänger zu ermitteln, an der Schloßwache vorgezeigt, und daß ein junger Herr, nachdem er ſie um die Entſenderin deſſelben befragt, ihn zu beſtellen verſprochen habe.

„Nun, wenn der Brief“ — ſagte Frau von Zſchechwitz — „ſonſt nichts, als die Einladung des Prieſters enthält, ſo kann es uns gleichgültig ſein, in weſſen Hände er gefallen iſt, und verfehlt er ſeine Beſtimmung nicht, wohlan, ſo mag der Jeſuit kommen! Wir wollen uns auf ſeinen Empfang vorbereiten, obwohl es mir lieber wäre, wenn mein Bruder ihn bewillkommnen könnte. Ich eile, an dieſen zu ſchreiben.“

Ein Zeitverlauf von acht Tagen hatte auf dem Schloſſe Simbach die bisherige Ordnung der Dinge weſentlich umgeſtaltet, und namentlich war das durch Frau von Zſchechwitz eingeleitete kindliche Verhältniß Learoſa's zu ihrem Gemahl durch ihre treue Pflege des Kranken befördert worden, den die Unvorſichtigkeit, mit welcher er das Bett verlaſſen, um Learoſa zu verſöhnen, an den Rand des Grabes gebracht hatte. Der Jeſuit, deſſen geiſtlichen Beiſtand er ablehnte, als ſein Kammerdiener ihm denſelben aufzubringen verſuchte, war nicht wieder gekommen; ein Gerücht nannte ihn krank. — Fräulein von Henniken war der Wartung einer Verwandten übergeben und entfernt worden, und Learoſa, durch ihre faſt ſchon geheilte Wunde nicht mehr gehindert, die Leitung der häuslichen Geſchäfte zu übernehmen, würde durch ihr neues Verhältniß ſich völlig befriedigt gefühlt haben, wenn ſie noch mit der alten Innigkeit des Wiederſehns ihrer Roderike, und ohne eine bängliche Beklemmung der Ankunft des Herrn von Troghauer hätte entgegenſehen können.

Endlich erfolgte Beider Ankunft, und wirklich war der Anblick des ihr beſtimmten Vormunds nicht geeignet, die Vorurtheile zu zerſtreuen, welche Learoſa gegen ihn gefaßt hatte; deſto inniger aber ſtellte ſich das Verhältniß zu Roderiken in dem Augenblicke der erſten Umarmung wieder her, und der Wunſch, ſie untrennbar zu beſitzen, wurde noch heißer, als am nächſten Tage der rauhe Oheim ſie mit der Möglichkeit einer neuen und dann immerwährenden Trennung von der geliebten Buſenfreundin bedrohte. Dieſe Drohung war der Erfolg einer langen Unterredung des Herrn von Troghauer mit ſeiner Schweſter, welche ihm Learoſa's Unglücksfälle mit möglichſter Genauigkeit entwickelte, und ihn beſchwur, der Beiſtand der ſo vielfach befeindeten jugendlichen Frau zu werden.

„Eine ſeltſame Geſchichte,“ hob Herr von Troghauer, nachdem ſeine Schweſter geendet hatte, an; „eine höchſtſeltſame Geſchichte, aber leider nicht ſo glaubhaft als ſeltſam. Eine Unſchuld, die ſich überreden läßt, Mama zu ſein; eine Lutheranerin, die ſich von einem katholiſchen Pfaffen beſchwatzen läßt, mit ihm in die weite Welt zu laufen; — eine tugendhafte Frau, die Nachts in die Kirche geht, um zufällig mit dem Könige zuſammen zu treffen; ei, es gehört ein ſtarker Glaube dazu, um an ſolch eine Unſchuld, ſolch eine Tugend zu glauben, und ein noch ſtärkerer Muth, ſeine Tochter, beſonders wenn ſie ſelbſt ein liebeſieches Ding iſt, ſolcher Obhut anzuvertrauen; indeß bin ich doch neugierig, der

Sache auf den Grund zu kommen, und zwar des Pfaffen wegen, der, wenn ſeine heimlichen Schliche ſich beſtätigen, nicht mit heiler Haut davon kommen ſoll, und müßt' ich auf dem Landtage die Sache zur Sprache bringen. — Wenn's wahr wäre; ſolch ein Proſelytenmacher; — mitten in unſerm lutheriſchen Sachſen? das wollen wir unterſuchen! — Schweſter, ich reiſe ſtehenden Fußes nach Dresden zum Prinzen Xaver, der die Zügel des Regiments im Namen ſeines minderjährigen Neffen mit kräftiger, verſtändiger Hand lenken zu wollen ſcheint, und wenigſtens dem Pfaffen ſeinen Antheil an der Regierung beſchneiden wird. Ihm will ich die Zuſammenkunft der Gräfin mit dem Könige in der Kirche nach Deiner Erzählung ſchildern, und wenn, nach vollſtändiger Unterſuchung der Sache, ſie ſich ſo verhält, wie Du ſagſt, dann will ich die Vormundſchaft der Gräfin übernehmen, und darein willigen, daß Deine Tochter bei ihr bleibe."

Frau von Zſchechwitz ſah mit Bangigkeit ihren Bruder in Begriff, den gefährlichen Kampf mit einem Prieſter der Hofreligion zu beginnen, aber er verſpottete ſie mit ihrer Ängſtlichkeit, und erinnerte ſie, wie er ſich nicht gefürchtet hatte, den Feldprediger des le Noble'ſchen Freibataillons, der trunkenen Muthes gegen ſeine Gattin einer Frechheit ſich ſchuldig gemacht, inmitten aller preußiſchen Offiziere zum Hauſe hinauszuwerfen, und befahl anzuſpannen.

Noch ſchwerer als Frau von Zſchechwitz athmete Learoſa, nachdem ſie vernommen, was vom Erfolge ſeines Unternehmens abhängig ſei, und faſt laut betete Roderike für einen glücklichen Ablauf des Kampfes, zu welchem ihr Oheim ſich vorbereitete, der nicht ſäumte, ſogleich nach ſeiner Ankunft in Dresden ſich in ſeine, ſeit der großen Aſſemblee in Leipzig nicht angelegte Hoftracht zu werfen und eine Audienz bei dem Prinzen Regenten nachzuſuchen. — Sie ward ihm für den folgenden Vormittag bewilligt.

Der große Vorſaal war vollgedrängt von Supplicanten; Herr von Troghauer fand unter dieſen mehrere ſeiner Bekannten und nahm keinen Anſtand, ihnen zu entdecken, welcher Umtriebe der Kaplan der Kurfürſtin ſich ſchuldig gemacht, und ſich mit ihnen zu berathen, welche Mittel man anzuwenden habe, die Gefahr abzuwenden, welche dem Lutherthum in Sachſen drohe, wenn der Prinz die Unterſuchung, die er zu fodern im Begriff ſtehe, verweigern ſollte? Während der eifrige Mann in ſeiner Redſeligkeit ſich ſelbſt und ſeine Zuhörer mehr und mehr erhitzte, bemerkte er kaum, daß ein junger Offizier, in der Uniform des Regiments des regierenden Prinzen, ſchon zwei kurze Geſprächspauſen benutzt hatte, ihn auf ſich aufmerkſam zu machen. Jetzt, als eine längere erfolgte, nahm der junge Mann den Augenblick wahr, ſich ihm zu nähern, und ihn leiſe um eine Unterredung unter vier Augen zu bitten. Herr von Troghauer folgte ihm in ein Seitenkabinet.

„Herr Landesälteſter, es iſt mir angenehm, aus Ihrem nicht verſtohlen geführten Geſpräche entnommen zu haben, daß ich im Stande bin, Ihnen in der Angelegenheit der Gräfin von Rottingerode einige nicht unwichtige Dienſte leiſten zu können," hob der Fremde an. „Ich kann es beweiſen, daß die Gräfin betrügeriſcher Weiſe nach der Kirche gelockt worden iſt, ohne zu ahnen, daß der König dort ihrer harre, und daß der Beichtvater der damaligen

Kurprinzeſſin es übernommen hatte, ſie dorthin zu locken. Ich kann ferner beweiſen, daß dieſer Geiſtliche ſpäter das Vertrauen der Gräfin auf eine ſehr verdächtige Weiſe zu gewinnen gewußt hat, aber eh' ich Ihnen dieſe Beweiſe liefere, muß ich wiſſen, welches die Verleumdungen ſind, die man dem ehemaligen Leibpagen des verſtorbenen Königs, von Lüttchepſal, angeſchuldigt hat."

„Mit Vergnügen will ich Ihnen dienen auf Ihre Frage, mein verehrter Herr Lieutenant," antwortete Troghauer, „aber zuvor werde ich mir Ihren werthen Namen erbitten."

„Ich bin," antwortete der Offizier, „dieſer Lüttchepſal ſelbſt, und eben von der Feſtung entlaſſen, zu deren Bewohner ich geworden war — angeblich: weil ich nicht zur beſtimmten Zeit meine Verweiſung aus Dresden angetreten; in der That aber, weil ich dem Kaplan der Kurfürſtin einige ſeiner geheimen Entwürfe abgelauſcht hatte. Sie werden jetzt nicht Anſtand nehmen, meine Frage zu beantworten."

„Nicht die mindeſte, mein verehrter Herr von Lüttchepſal," verſetzte der Landesälteſte. „Der Jeſuit, den ich mir aufs Korn genommen habe, hat der Gräfin Rottingerode verſichert, Sie wären es geweſen, der das Gerücht verbreitet, ihre Zuſammenkunft mit dem Könige habe verabredeter und nicht zufälliger Weiſe ſtatt gefunden."

„Das hab' ich mir gedacht," entgegnete Lüttchepſal. „Berufen Sie ſich bei dem Prinzen auf mein, und — wenn es ſein muß, noch auf eines Dritten Zeugniß, den ich aber ungern nennen würde, daß die Gräfin unſchuldig, und daß der Pfaffe ein Verleumder iſt. Auf jeden Fall, ſelbſt wenn der Prinz Ihnen ausweichen ſollte, wird er mich dennoch fragen, wenn ich allein mit ihm bin, was noch an dieſem Vormittage geſchehen wird; ich bin nämlich hier, um ihm für meine Arreſtentlaſſung und für meine Erhebung in den Offizierſtand zu danken."

„Sie ſprachen von einem Beweiſe für ein zweites Factum, Herr von Lüttchepſal," hob Troghauer wieder an.

„Ja wohl, hier iſt er," verſetzte der Offizier, einen Brief hervorziehend. „Geſtern Morgens, als ich eben meine Reiſe vom Königsſtein hieher beendet hatte, und vom commandirenden Offizier der Schloßwache meinen Degen in Empfang nahm, kam eine Bauerfrau mit dieſem, von einer Damenhand mit Damenleichtigkeit verſiegelten Briefe. Das Lack war aufgeſprungen, und ein Page iſt neugierig wie ein Mädchen. Ich las, und behielt den Brief. — Hier, leſen Sie ihn."

Troghauer las:

„Mein Hochehrwürdiger Freund.

„Ich beſchwöre Euer Hochehrwürden, wenn Ihnen an meiner Erlöſung wirklich ſo viel liegen ſollte, als Sie ſo gütig ſind mich hoffen zu laſſen, ohne Verzug zu mir zu kommen, da hier Dinge von der größten Wichtigkeit vorgefallen ſind, welche der Ausführung unſres Projects leicht hinderlich ſein können. Ich hoffe, Sie werden mir die Nachricht mitbringen, daß es Ihnen gelungen iſt, die gnädigſte Kurfürſtin von den ſchändlichen Verleumdungen des Pagen Lüttchepſal zu unterrichten, und die gnädigſte Frau geneigt zu machen, mich in die Zahl Derer aufzunehmen, welche ſie würdigt, ihre gottgeweihte Einſamkeit zu theilen. Ich bin —"

„Herr Landesälteſter von Troghauer!“ erſcholl die Stimme des Kammerherrn du jour, und Troghauer, nun mit verdoppeltem Eifer zur Vertheidigung der ſchuldlos verläſterten Freundin ſeiner Schweſter gerüſtet, durchſchritt muthig den Saal. Hinter ihm ſchloſſen ſich die Kabinetsthüren.

Er hob ſeine Rede mit der Kühnheit eines Mannes an, der ſeiner guten Sache ſich bewußt iſt, trug ohne die mindeſte Scheu die Veranlaſſung der Begegnung des verſtorbenen Königs mit der Gräfin von Rottingerode vor, welche dieſer die Verbannung vom Hofe zugezogen, entdeckte dem Prinzen den Verſuch des Jeſuiten, die Gräfin dem Kloſter, und das Vermögen ihres Gemahls ſeinem Orden zuzuführen und machte den ſtaunenden Herrn auf die unabſehbaren, aber unausbleiblich nachtheiligen Folgen aufmerkſam, die ein ſolcher Verſuch, wenn er ungeſtraft bleibe, auf die getreuen, aber der katholiſchen Kirche durchaus abgeneigten Unterthanen haben dürfte.

Des Prinzen Stirn runzelte ſich bei jedem Worte des Klägers mehr zuſammen, und als dieſer ſich auf das Zeugniß des Herrn von Lüttchepfal berief, gebot er, den Fähnrich rufen zu laſſen, welcher augenblicklich erſchien, und dem Fürſten folgenden Bericht erſtattete:

„Es war am dritten October, als der hochſelige König während der letzten Jagd, die er in Moritzburg veranſtaltete, in der Gegend des Vogelhauſes mir winkte, und mir befahl, ſein Gefolge zu veranlaſſen, nach Moritzburg zurückzukehren, ihm aber alsdann nach dem Säugarten zu folgen. Von hier aus fuhr der König mit mir und einem Hofcavalier auf dem Schwanenphaeton nach Dresden, und befahl uns, unten in der Kirche Wacht zu halten, während der Beichtvater der durchlauchtigſten Kurprinzeſſin ihm eine Geſellſchafterin in der Hofloge zuführen werde. Ich machte Seine Majeſtät auf deren naſſe Kleider und auf die Kühle in der Kirche aufmerkſam, aber Seine Majeſtät behaupteten, Mittel zu wiſſen, ſich zu erwärmen, waren überhaupt ſehr aufgeräumt und ſcherzten über den geiſtlichen Herrn, der in einem ſo fremdartigen Handwerk, wie das gegenwärtige, ſo trefflich Rath wiſſe.

An der Kirche ſtiegen wir aus; Seine Majeſtät hatten den Schlüſſel, öffneten und ließen uns allein. — Gegen halb elf Uhr ward es laut auf der Loge; eine Damenſtimme ſchrie um Hülfe, und nun merkt' ich wohl, daß die Geſellſchaft keine freiwillige war. Plötzlich hörten wir etwas klirrend fallen; es war die Uhr, und unwillkührlich hob ich die Laterne in die Höhe, mit welcher ich mich hatte verſehen müſſen. Da ſtürmte es die Treppe hinab, und die Dame flog uns entgegen, ſtieß mich zurück und gewann die Thür. Der König eilte ihr nach; wir hielten ihn zurück, begleiteten ihn in ſein Kabinet und brachten ihn in ſein Bett, denn er fieberte. Ich eilte zu dem Leibarzt; als ich zurückkam, fand ich den Beichtvater bei Seiner Majeſtät, der die Vorwürfe, die der König ihm machte, von ſich abzulehnen ſuchte und betheuerte, daß er es an ſeiner Mühe nicht habe fehlen laſſen, und daß die Gräſin von Rottingerode — hier erfuhr ich erſt, wer die Dame geweſen ſei — ſich gewiß minder ſpröde erzeigt haben würde, wenn ſie nicht hartnäckig den Punſch verſagt hätte, welcher ihr gereicht worden.“

„Menſch, Er lügt! Er lügt!“ rief der Prinz mit flammenden Augen. „Es iſt der Haß, die Rachluſt gegen den Prieſter, die aus Ihm ſpricht! Ich weiß es!“

„Euer Durchlaucht, auf meine Ehre, ich rede die Wahrheit! Ich will mein Portdepee verwirkt haben, wenn ich mich der Lüge ſchuldig mache,“ betheuerte Lüttchepſal.

Der Prinz durchſchritt mit heftigen Schritten einige Male das Zimmer, dann blieb er vor dem Fähnrich ſtehen und fragte: „Der zweite Begleiter, wer war's?“

„Durchlauchtigſter Prinz,“ ſtammelte Lüttchepſal, „ich bitte unterthänig, mir die Antwort zu erlaſſen auf dieſe Frage.“

„Wer war Sein Helfershelfer?“ — rief er, „oder Er ſoll bereuen, ein Wort geſprochen zu haben!“ donnerte der Prinz.

„Euer Durchlaucht befehlen, ich muß alſo gehorchen,“ entgegnete der Fähnrich. „Der zweite, oder vielmehr der erſte Begleiter Seiner Majeſtät war der Kammerherr Graf Rottingerode.“

„Jeſus Maria, der Sohn?“ entfuhr es dem erſchrockenen Prinzen. Er trat an das Fenſter, und blieb dort, den Anweſenden den Rücken kehrend, ein paar Minuten lang ſinnend ſtehen, dann rief er zur Thür hinaus: „Ich will ſogleich den Hauptmann meines Regiments, Grafen Rottingerode, ſprechen.“

Er kehrte zurück und wandte ſich nach einer Pauſe wieder an Troghauer: „Sie haben eines Beweiſes Ihrer Verſicherung erwähnt, daß der Gewiſſensrath meiner Frau Schwägerin die Gräfin Rottingerode zu bekehren verſucht. — Ich wünſche, den Beweis kennen zu lernen.“

„Ich bin mit demſelben verſehen, durchlauchtigſter Prinz,“ nahm der Fähnrich das Wort, und überreichte Learoſa’s an den Jeſuiten gerichteten Brief dem Prinzen, über deſſen Inhalt und Bedeutung ihn Troghauer nach ſeinem beſten Wiſſen belehrte.

Die Ankunft des berufenen Grafen ward gemeldet. Der Prinz nahm ihn an, nachdem er den

Kläger nebſt deſſen Zeugen in ein benachbartes Zimmer hatte abtreten laſſen.

„Graf Rottingerode,“ begann der Prinz, „auf welchem Fuß ſtehen Sie mit dem Gewiſſensrath meiner Frau Schwägerin?“

„Durchlauchtigſter Prinz,“ antwortete der Graf, „er iſt auch der meinige und mir mit väterlicher Freundlichkeit zugethan geweſen, bis er vor ganz kurzer Zeit bewogen wurde, meinen Vortheil dem ſeines Ordens nachzuſetzen. Er hat meinen Vater veranlaßt, mir ſein ganzes disponibles Vermögen zu entziehen und es ſeiner Gemahlin zu beſtimmen, welche der Pater zum Uebertritt zu unſerer Kirche und zur Annahme des Schleiers zu bewegen hoffte.“

„Alſo das iſt wahr?“ knirſchte der Prinz. ‚Wiſſen Sie: dieſer Plan kommt zur Sprache; mir wird gedroht, ihn zum Gegenſtand der Erörterungen des Landtags zu machen.“

„Das wäre allerdings nicht wünſchenswerth, obgleich ich dadurch nur gewinnen könnte, indem alsdann mein Vater ſich wahrſcheinlich bewegen ließe, das ihm abgeliſtete Teſtament zu ändern," verſetzte der Graf.

„Wodurch hat denn der Pater ſich ein ſolches Uebergewicht über Ihren Vater zu Ihrem Nachtheile zu verſchaffen gewußt? etwa durch Verleumdungen?" fragte der Prinz nach einer Weile.

„Wahrſcheinlich durch Verleumdungen, gnädigſter Herr; dieſelben vielleicht, welchen ich den Verluſt meiner Hofcharge zuſchreiben muß," antwortete der Graf.

„Ich habe nie etwas hören wollen von dieſem Geträtſche und Geklätſche," ſagte der Prinz, „aber, da wir einmal davon reden, ſo ſagen Sie mir: hat der Pater wirklich die Hand mit im Spiele gehabt bei dem tête-à-tête Ihrer Stiefmutter mit meinem hochſeligen Vater?"

„Durchlaucht, ich könnte nur Muthmaßungen äußern, da ich in jener unglücklichen Nacht in Moritzburg war," antwortete der vorſichtige Graf.

„Alſo Sie gehörten nicht zu den Begleitern des Königs in jener Nacht?" forſchte der Prinz dringender, und öffnete, als der Graf standhaft verneinte, die Thür des Seitengemachs.

„Graf Rottingerode,“ sprach Lüttchepfal heraustretend, „ich habe für die Wahrheit der mir abgedrungenen Angaben mein Ehrenwort verpfändet; Sie werden begreifen, daß ich keinen Widerspruch dulden darf, ohne mich selbst zu verderben.“

Lüttchepfal's Erscheinung hatte den Grafen bestürzt, aber noch heftiger Troghauer's Anblick ihn erschreckt. Er verstummte, doch der Blick, den er dem Fähnrich zuwarf, sprudelte von Gift; da näherte dieser sich ihm und sagte leise: „Graf, zwingen Sie mich nicht, mehr zu entdecken, als ich entdeckt habe. Gestehen Sie Ihre Begleitung ein; mehr ist nicht nöthig.“

Das Auge des Grafen verkühlte sich. „Gnädigster Herr, ich will es nicht in Abrede stellen, daß Seine Majestät mir befahlen, Ihnen auf dem verhängnißvollen Wege zu folgen,“ hob er gefaßter an. „Ich habe Anstand genommen, dies Bekenntniß abzulegen, weil — die Gattin meines Vaters —

was ich, Gott ſei mein Zeuge, erſt ſpäter entdeckte — daß meine eigne Stiefmutter es war, welche—"

„Genug!" fiel der Prinz heftig ein, und eine drückende Pauſe folgte; er kämpfte ſichtbar mit einem Entſchluſſe; dann wandte er ſich an Troghauer: „Herr Landesälteſter, ich habe Ihre Beſchwerden nicht unbegründet gefunden, aber dennoch darf ich ſie nicht zum Gegenſtande offenkundiger Beleuchtung werden laſſen. Ich hoffe, es wird Ihnen genug ſein, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich die Unſchuld der Gräfin Rottingerode anerkenne, und Ihnen das Verſprechen gebe, daß der Beichtvater der verwittweten Kurfürſtin keinen Verſuch mehr machen ſoll, ſie zum Uebertritt zur katholiſchen Kirche zu nöthigen."

„Nein, gnädigſter Herr, das iſt mir nicht genug," verſetzte Troghauer. „Hat die Verunglimpfung der Gräfin öffentlich ſtatt gefunden, ſo muß auch ihre Ehrenerklärung eine öffentliche ſein, und hat der Beichtvater der gnädigſten Kurfürſtin ſich auf Proſelytenmacherei ertappen laſſen, ſo muß er beſtraft, wenigſtens hinausgejagt werden aus unſerm ſächſiſchen Lande. Darauf beſteh' ich, und davon geh ich nicht ab."

Der Prinz erſchöpfte all ſeine Beredtſamkeit, um den ſtarrköpfigen Landedelmann andern Sinnes zu machen, aber es war vergebens; ſelbſt der Widerruf der Verweiſung Learoſa's aus Dresden genügte ihm nicht; er verlangte, daß ſie förmlich eingeladen werde, am Hof zu erſcheinen, und daß der Jeſuit das Land räume.

„Nun, wenn der Landesälteſte von Troghauer unerbittlich iſt, ſo wird doch gewiß der Kammerherr von Troghauer ein Ohr für die Wünſche ſeines Fürſten haben," ſprach der Prinz, öffnete ein Fach eines Tapetenſchranks, nahm einen großen goldenen Schlüſſel heraus, und überreichte denſelben dem überraſchten Landjunker mit den Worten: „Herr Kammerherr von Troghauer, Sie werden heute Mittag bei mir ſpeiſen und Ihren Freunden erklären, daß Sie den Auftrag von mir haben, mich der Gräfin Rottingerode achtungsvoll zu empfehlen. Etwas Mehreres find' ich und finden gewiß auch

Sie jetzt zur Befriedigung unſerer gegenſeitigen Wünſche nicht erforderlich.“

„Nein, in der That; — die Gnade Euer Durchlaucht; — es würde Vermeſſenheit ſein, auf mein Verlangen, — dem Wunſche entgegen — zu beſtehen.“

Der Prinz lächelte dem Geſchmeichelten huldreich zu: „Schon gut, lieber Kammerherr; und das Geheimniß, welches wir hier erfahren haben, bleibt ein Geheimniß für Jeden, beſonders aber für die Gräfin und deren Gemahl. — Graf Rottingerode“ — wandte er ſich an dieſen, — „Sie haben Urlaub nach Polen nachgeſucht; ich erlaube Ihnen morgen ſpäteſtens abzureiſen und zuverläſſig den ganzen Winter dort zu bleiben. — Er, Fähnrich von Lüttchepfal, verfügt ſich morgenden Tages in Seine Garniſon.“

Er gab das Entlaſſungszeichen, und die drei Herren traten ab. — Noch einen Drohblick ſchleuderte der Graf dem Fähnrich zu, und verſchwand.

„Gratulire, Herr Kammerherr,“ ziſchelte Lüttchepfal Troghauer in's Ohr. „Und nur noch ein Wort eh' wir ſcheiden: Sie haben ſich erweichen laſſen, dem Pfaffen Gnade zu ſchenken, aber mich hat kein Menſch zu beſtechen verſucht. Sie haben ihn losgelaſſen, ich werd' ihn feſthalten mit meinen Augen, mit meinen Ohren. Zwar muß ich morgen nach Chemnitz, aber dort wird meines Bleibens nicht lange ſein. Sagen Sie alſo der Gräfin Rottingerode, ſie möge nichts befürchten von dem Pfaffen; er hat mich zu ihrem Verbündeten gemacht, aber zugleich auch meines ehemaligen Verbündeten mich beraubt. — Haben Sie die Blicke geſehen, mit welchen der Graf mich anglotzte? — Es war nicht klug von ihm, mich ſo warnend heraus zu fodern und mich vorzubereiten auf ſeinen Angriff. — Ich wollte, daß er jetzt Frieden und Freundſchaft und Bündniß machte mit dem Pfaffen gegen mich und gegen uns, und will hervorſuchen, was ich noch behalten habe von meiner alten Spionierkunſt. Leben Sie wohl, ich wünſche wohl zu ſpeiſen mit dem großen Löffel, Herr Kammerherr."

„Spionieren wollen Sie? Wo wiſſen Sie denn den Grafen zu finden?" flüſterte der Kammerherr dem Eilfertigen nach.

„Ei, wie hätt' ich denn dem König Auguſtus dem Dritten als Leibpage dienen können, wenn ich nicht mit allen Winkeln dieſes Schloſſes und allen Schlichen ſeiner Bewohner vertraut wäre," antwortete Lüttchepſal, und verſchwand, während Troghauer wohlgefällig ſich beglückwünſchen und beneiden ließ um das fürſtliche Gnadenzeichen, deſſen Begabung ihm eine nie beſeſſene Redſeligkeit mitgetheilt hatte, welche er treulich im Sinne des hohen Gebers in Anwendung brachte.

Gleich einem ſchweren Traume, nur durch ſeine Erinnerungen noch beunruhigend, lag die Zeit der Trübſal hinter Learoſa. Ihr Gemahl, den ganzen Winter hindurch an ſein Siechbette gefeſſelt, blickte zu ihr wie zu einem höhern Weſen auf; die beleidigende Zweifelſucht des Herrn von Troghauer war ſeit ſeiner Rückkehr aus Dresden ſpurlos gewichen; er hatte zwar, dem Befehl des Prinzen gemäß, das Verbrechen des jungen Grafen geheim gehalten, aber bereitwillig der Pflicht ſich unterzogen, welche die

Sorge für Learoſa's Zukunft, dem Wunſche ſeiner Schweſter zufolge, ihm aufbürdete, und dieſe, welche zweimal im Laufe des Winters ihr Töchterchen heimſuchte, erfreute ſich jedesmal mehr der klareren Äuglein derſelben. Ihr ſchien das junge Herz geheilt, und ſelbſt Learoſa zweifelte nicht, daß es unter ihrer Hand aufgehört habe, zu bluten und zu ſchmerzen.

Anfangs zwar hatte die etwas unſanfte Berührung dieſer ungeübten Hand Roderikens Herz in heftige convulſiviſche Bewegung geſetzt, und namentlich war dies der Fall, als Learoſa's Neugier zum erſten Male die Schmerzquelle lüftete, welche Roderike vor Mutter und Oheim zu verdecken ſuchte; es geſchah am Tage der Abreiſe dieſer Beiden, und die erſte befremdende Entdeckung, welche Learoſa machte, war die veränderte Sprache ihrer Freundin, als dieſe, vor wenig Monden noch ein ſchlichtes, unverkünſteltes Landmädchen, jetzt die ihr entlockte Schilderung ihrer Bekanntſchaft mit folgenden Worten ſchloß: „Wie hätt' ich es ahnen können, daß in derſelben Minute, da meine Augen noch naß waren von den Thränen um Dich, ein Zauberhauch ſie trocknen werde, ſo ſanft, ſo mild, als weh' er aus dem Himmel hernieder, und dennoch ſo gewaltig, daß das Rad meines Schickſals, von ihm bewegt, aus ſeinem Geleiſe weichen mußte für immer! O, wenn ich es Dir beſchreiben könnte, wie es mir war, als ich zum Fenſter hinaus, den Weg entlang ſtarrte, auf welchem Du mir entführt worden warſt, und ich plötzlich die Hand berührt fühlte, in welcher ich das naßgeweinte Tuch hielt, und in der Meinung, es ſei die mütterliche, ſanft der fremden Hand den Druck wiedergab, den ich empfand — und nun eine Stimme an mein Herz drang, eine Stimme, deren Klang wiederhallen wird in meiner Seele, ſo lange ſich meine Seele ihrer bewußt bleiben wird. — Und wie ich mich nun umſah — und in ſein Auge ſah! — Ich weiß weder, was er, noch was ich ſagte; nur das weiß ich, daß, als die Kammerfrau mich abrief zu meiner Mutter, es mir war, wie es mir einſt in meiner Kindheit geweſen, als ich im Traume mit Engeln geſpielt hatte, und erwachend die offene Paradiesthür verſchwunden, und mich allein ſah, allein auf der armen leeren Erde."

„Aber mein Gott, wie viel anders biſt Du geworden?“ rief Learoſa, die mit Verwunderung der Rede des liebebegeiſterten Mädchens gelauſcht hatte.

„Anders findeſt Du mich geworden? O, ſo hat denn ſein Weſen mich durchdrungen; Er iſt's, mein Anton, den Du findeſt in mir! — Haſt Du denn nie gehört, daß Mann und Weib Eins ſei? — Sieh, ſo ſind wir Eins, wir Beide, er und ich! — So hat die Liebe, die Himmliſche, uns zuſammen verſchmolzen, unlösbar, ſelbſt durch den Tod.“

Mit wachſendem Erſtaunen betrachtete Learoſa die Schwärmerin. „Alſo Deine Verwandlung iſt das Werk der Liebe?“ hob ſie an. „Aber wir Beide lieben einander doch ſchon lange; wie geht es denn zu, daß Deine Liebe zu mir dieſes Wunder nicht gewirkt hat?“

Roderike ließ das Auge mit einem mitleidigen Lächeln auf Learoſa ruhen. „Weil Du biſt, was ich bin, ein Weib, und weil, um ein Wunder zu wirken, die Kraft eines höheren Weſens erfordert wird, als wir Beide, als alle Weiber auf Erden, ſind.“

Da flammte Learoſa heftig auf: „Ein höheres

Weſen als das Weib nennſt Du den Mann? — O, Du Blinde, Du Beſtochene, Du Entwürdigerin Deines eigenen Werthes! Den Mann, den Erniedriger, den Unterjocher unſeres Geſchlechtes, dies Geſchöpf, deſſen Seele zuſammengeſetzt iſt aus Lüge und Trug, aus Härte und Grauſamkeit, aus Gleißnerei und Heuchelei, dies Geſchöpf nennſt Du ein höheres Weſen?"

„Learoſa, ich kenne nur einen Mann, und liebe in ihm ſein ganzes Geſchlecht," ſagte Roderike mit ſehr bewegter Stimme. „Ob ich Recht thue, ſein Geſchlecht auf Koſten des unſrigen zu erheben, das kannſt Du am wenigſten beurtheilen, denn Du kennſt keinen Mann."

„Wie? ich ſollte keinen Mann kennen?" frug Learoſa beinah gereizt durch dieſen Vorwurf.

„Nein," antwortete Roderike. „Erſt die Liebe zu einem Manne würde Dich fähig machen, ihn kennen zu lernen."

„So?" verſetzte Learoſa ſpöttiſch. „Das iſt ja ſeltſam! Ich ſollte meinen, erſt die Erkenntniß des Werthes einer Perſon könnte die Seele ihr liebevoll zuneigen; doch ich vergeſſe, daß die Liebe ein wunderthätiges Ding iſt, das ſeine Wunderbauten, ungefähr wie die jüdiſchen Bücher geſchrieben ſind, beim Ende anfängt und beim Anfang endet. O, Roderike, beſchreibe mir doch dieſes Wunderding; bitte, bitte, was iſt denn eigentlich die Liebe?"

„Ich ſoll die Liebe Dir beſchreiben?" frug Roderike. „Iſt's nicht, als fodre eine Ungläubige mich auf, ihr den Himmel anſchaulich zu machen, der mein Ziel iſt, wie mein Glaube mich lehrt?"

„Roderike, Du läſterſt!" rief Learoſa erſchrocken.

„Nein, ich läſtere nicht!" entgegnete Roderike. „Wenn die Seligkeit etwas Anderes iſt, als der höchſte Grad des Liebeglücks, ſo mag ich nicht ſelig werden!"

Learoſa erſtarrte vor Entſetzen; ſie konnte kein Wort hervorbringen. — Nach einigen Minuten hub Roderike wieder an: „Höre, liebe Learoſa, möchteſt Du meinen Anton kennen lernen? — Er wird Dich verſöhnen mit meiner Liebe zu ihm; — willſt Du? — Es koſtet mich einen Wink, und er kömmt."

Da brach Learoſa's Unwille in entfeſſelten Flammen aus: „Roderike, was denkſt Du von mir? Ich ſollte Deine Mutter betrügen? — ſollte Deiner Sehnſucht nach dem Störer ihres Friedens und Deines Glücks Nahrung geben? — Ha, wie kann ein Gefühl Dich beglücken, das die Seele Deiner Mutter mit Sorgen füllt? — O, Roderike, die Liebe, die Dein Herz abgewandt hat von ſeiner alten Liebe, ſeinem alten Streben, Wünſchen und Hoffen, die Dich freveln läßt an Gottes Himmel und an der Seligkeit ſeiner Engel, dieſe Liebe zum Manne mag eine Wunderthäterin ſein, aber keine Wunderthäterin göttlichen Urſprungs! Hölliſcher Abkunft iſt ſie, wie der Mann es iſt, der ſie entflammt hat.“

Roderike ſtürzte ſchluchzend zum Zimmer hinaus.

Mehrere Tage hintereinander ward Learoſa nicht Meiſterin ihres Zürnens; vergebens verbarg ſich Roderike vor ihr; die jugendliche Predigerin verfolgte die Unbußfertige unaufhörlich mit ihren bittern Ausfällen auf die Männer und auf den Mann, dem die Seele des liebenden Mädchens gehörte. Lange ertrug Roderike dieſe kalte Hand nicht an ihrem wunden Herzen; ſie preßte das naſſe Antlitz an die

Bruſt der ſtrengen Richterin und ſchluchzte: „Learoſa ich habe gehofft, ſanft weinen zu dürfen an einem befreundeten Herzen, und Du wirfſt das meine auf ſchärfere Dornen, als mein Oheim es gethan hat. Sende mich zurück zu meinem Oheim; von ihm hab' ich nur Härte erwartet; er kann mich wenigſtens nicht täuſchen."

Auf dieſen Vorwurf, auf dieſe Foderung des gemarterten Herzens der unlenkſamen Freundin war Learoſa nicht vorbereitet. Ihre Reue, ihr Verſprechen, mit keinem ſchmähenden Worte fürder des Irrführers der geliebten Verirrten zu gedenken, verſöhnte dieſe ihr wieder. „Du willſt die Liebe bannen, und ahneſt das Weſen der Liebe nicht," ſagte Roderike. „Du weißt nicht, wie das Leid die Liebe ſtählt, und wie jede Schmähung des Geliebten ihn der Liebenden vergöttlicht. Gleich unbekannt mit dieſem Gefühl, und gleich unweiſe iſt mein Oheim, wenn er ſich bemüht, Hedemark zu verkleinern in meinen Augen, und mir zum Beiſpiel erzählt, daß er mehr auf unſer Gut als auf mich ſeine Augen werfe; daß er wild ſei und ausſchweifend; ja, als der Oheim ihn ſah, da behauptete er ſogar, daß Hedemark der Buſenfreund des lügenhaften Hofcavaliers geweſen ſei, der in Leipzig ſo viel Schlechtes von Dir erzählt hat. Aber all' dieſe Erfindungen verfehlen ihren Zweck, denn jedes Weh, das die Meinigen meinem Geliebten anthun, muß ich ihm durch ein größeres Maß von Innigkeit vergüten; und ſo bringt Ihr Alle, die Ihr meinen Anton ſchmäht, es nur dahin, daß ich mich immer kühler von Euch ab, und immer zärtlicher zu ihm hinwenden muß."

Ein ſolcher innerer Zwang war Learoſa, vermöge der ihr ſelbſt zugetheilten Gabe von Eigenſinn, begreiflich; ſie erkannte, daß ſie, in Roderikens Stelle, eben ſo feſt als dieſe bei ihrer angefochtenen Neigung beharren werde; aber wohin ſollte dieſe Beharrlichkeit führen? —

„Wohin die Beharrlichkeit unſerer Liebe uns führen ſoll?" fragte Roderike, und beantwortete ſogleich die Frage durch die Verſicherung, daß ſie Hedemark heirathen werde.

„Heirathen? gegen den Willen Deiner Mutter?“ fragte Learoſa.

„Nein, ſie wird einwilligen, trotz des Widerſpruchs ihres Bruders, wenn ſie ſieht, wie unzerſtörbar unſere Liebe iſt,“ erwiederte Roderike. — „Und wenn“ — ſetzte ſie nach einigem Nachdenken hinzu — „und wenn ſie dennoch ihren Seegen uns verſagte, dann bleibt uns nichts übrig, als auszuharren, bis die Stunde ſchlägt, die ich freilich nicht ohne Schmerz denken kann, bis — —“

„Bis Deine Mutter todt iſt?“ fuhr Learoſa entſetzt auf.

Roderike ſchwieg. — Ihr Schweigen war eine Bejahung der Frage, deren Schwere Learoſa's Bruſt entathmet hatte.

Lange kämpfte ſie mit dem übermächtigen Abſcheu vor der Tochter einer ſolchen Mutter, die ſolch eine Liebe entartet hatte. Sie gewann es über ſich, ihrem Entſetzen Verſtummung zu gebieten, aber ganz zu ſchweigen vermochte ſie nicht. „Roderike, Du haſt mir verboten, von Deinem Geliebten Böſes zu denken, aber ſage mir, ſage Dir ſelbſt: iſt der Menſch ein höheres oder ein niederes Weſen, der Dich gewöhnen kann, ohne Thränen, ohne Verzweiflung die Todesſtunde Deiner Mutter die Geburtsſtunde Deines Glücks zu nennen?"

„Wer ſagt Dir denn, daß mich ſelbſt nicht ein Todesſchauer bei dieſem Gedanken ergreift?" entgegnete Roderike erbleichend. „Aber unſere Beſtimmung iſt's, zu heirathen; es giebt nur einen Mann, den ich wählen kann, und wenn dieſer Einzige mir verſagt wird —"

„So iſt es ein Fingerzeig Gottes, daß Du unvermählt Deine Erdenwallfahrt vollenden ſollſt," fiel Learoſa ein. „O, liebe, liebe Roderike, heirathe nicht! Erfülle den Wunſch Deiner Mutter! Laß Dich warnen durch —"

„Den Wunſch meiner Mutter?" unterbrach Roderike ſie. „Du irrſt ſehr, wenn Du meinſt, meine Mutter wünſche, daß ich unverheirathet bleiben möge. Sie denkt und träumt nichts Anderes, als von meiner künftigen Ehe. Meine ganze Ausſtattung liegt ja ſchon bereit, auch ſelbſt —" Roderike erröthete— „ſelbſt ein Kinderbettchen hat ſie ganz heimlich dazu gelegt; ich ſoll heirathen, aber einen Andern als Hedemark.“

Noch dunkler als Roderike, erglühte Learoſa; ſie ſchwieg, und vermied lange Zeit hindurch die Erneuerung eines Geſprächs wie dieſes. Oft ſaß ſie, neben Roderiken ſowohl, als am Bette des Grafen in tiefer Zerſtreuung, ohne ſich Rechenſchaft über die Ideen geben zu können, die in ihrem Innern rege wurden. Es war ihrem Sinnen ein neuer Brütſtoff untergeſchoben worden, der, noch eh’ er zur deutlichen Erkennbarkeit entfaltet wurde, mit geheimnißvoller Wirkungskraft ihr ganzes Weſen durchdrang. — Kein Auge belauſchte im Zeitpunkt ihrer Entwickelungsvollendung die jungfräuliche Pſyche.

Es war am Abend vor dem Feiertage ihrer Geburt, dem Jahresfeſte jenes verhängnißvollen Tages, deſſen Sonne ihr zum letzten Male von ungetrübter Fröhlichkeit geröthetes Antlitz beſtrahlt hatte, als Roderike ſpät noch bei der Freundin ſaß, welche mit ihrer ſchönen Stimme und einer noch ſchönern Bewegung ihres Herzens, die Geſchichte der kurzen Ehe Klopſtock’s und ſeiner Trennung von Meta las. Ihre Augen verdüſterte ein großes Thränentropfenpaar, und kaum konnte ſie verſtändlich die Grabſchrift leſen, die der Zurückgebliebene der Vorangegangenen geſetzt hatte:

„Saat, geſäet von Gott
Dem Tage der Ernte zu reifen.“

„Welch ein Menſch! — welch ein Mann!“ rief Roderike ergriffen, und ihres Vorſatzes vergeſſend, Learoſa's ſchlummernden Widerſpruchgeiſt nicht zu wecken, ſetzte ſie hinzu: „welches Weib vermöchte zu der Höhe dieſes Mannes ſich empor zu ſchwingen?“

Wie weggeſtürmt, war jede Spur von Rührung verſchwunden aus Learoſa's Antlitz. „Zweifelſt Du, daß dieſen Klopſtock erſt Meta zu Dem gemacht hat, was er iſt?“ fragte ſie. — „Und wenn ſie die Schöpferin ſeines Geiſtes war, mußte ſie nicht auf einer höhern Stufe, nicht Gott näher ſtehen, als er? — Sie war berufen, ihn zu erheben; ſie erfüllte ihr Werk, und ging zurück zur Heimath mit ihrem Kinde!“

Roderike antwortete nicht, um die Freundin nicht zu reizen, doch dieſe fing nach einer Pauſe von ſelbſt wieder an: „Es iſt doch traurig, daß ihre Beſtimmung auf Erden keine andere, edlere war, als die, einen Mann zu erheben! — Von ihm wird man reden ſo lange die Erde ſteht, ſie würde ſchon vergeſſen ſein, wenn er ihren Namen nicht niedergeſchrieben hätte. — Es giebt doch nichts Ungerechteres wie die Welt iſt! — Nun, Roderike, ſtimmſt du nicht ein mit mir?“

„Wenn Du mich fragſt, ſo muß ich die Wahrheit ſagen: nein!“ antwortete Roderike. „Und wenn Du Dich nicht abſichtlich verblinden willſt, ſo zähle mir doch für all die großen Helden, die Seefahrer und Länderentdecker, die Himmelsbeobachter, die Völkererleuchter, nur zehn, nur drei Weiber auf, die Du ihnen gegenüber ſtellen kannſt.“

„Und ahneſt Du denn nicht, ſagt Dir Dein eignes Gefühl nicht, daß Weiber es waren, welche dieſe Begeiſterung, das Unſterbliche zu vollbringen, in jenen Männern wirkten? — und daß wir, wir Weiber, wenn wir nicht niedergedrückt würden in der Kinderſtube, beim Strickſtrumpf, in der Küche, und dann wieder in der Kinderſtube, daß wir all jene

Helden überflügeln würden? und daß dieſe Helden, von Jugend auf in eine Schnürbruſt gezwängt, an den Nähtiſch gebannt, dreimal erbärmlicher ſein würden, wie das erbärmlichſte Weib? — O, könnt' ich's doch der Welt zeigen, was das Weib vermag; könnt' ich mich unſichtbar in die Hörſäle drängen —"

Roderike fing laut an zu lachen. „Höre, Learoſa, es mag recht gut eingerichtet ſein, daß uns die Univerſitäten verſchloſſen ſind; indeß, wenn irgend eine Frau Gelegenheit hat, der Welt zu zeigen, wie weit ein Weib es bringen kann in Wiſſenſchaft und Kunſt, ſo biſt Du es; Du bekömmſt monatlich eine Menge Geld, welches Du nicht anzuwenden weißt; halte Dir Lehrer oder meinetwegen Lehrerinnen, und male, dichte, lerne Latein und Mathematik und Griechiſch und Aſtronomie. Was meinſt Du dazu?"

Der Scherz der Freundin weckte Learoſa's Ernſt; der Gedanke, ſich hinweg zu flügeln über die ganze Männerwelt, begeiſterte ſie flammender wie irgend ein Gedanke ſie begeiſtert hatte. — Sie griff, nachdem Roderike Abſchied von ihr genommen hatte, wieder nach dem Buche, um Andeutungen zu ſuchen, wie Meta's Geiſt der Erheber Klopſtock's geworden ſei. Aber der ſtolze Mann ließ eine ſolche Spur nicht finden, und Learoſa, des Schlummers noch nicht bedürftig, ließ ſich von der Schilderung der werdenden und der — ſcheidenden Mutter feſſeln. — Die vorhin verſcheuchte Rührung kehrte ihr wieder; es war ihr, als ſehe ſie die todte Mutter mit dem todten Kinde im Arme. — — Da ſchlug die mitternächtliche Stunde; ſie zitterte. — Jetzt war das Jahr vollendet, welches zwiſchen dieſer Minute und dem ſchrecklichen Tage gelagert war, deſſen Schreckgeburten in furchtbarer Reihefolge in ihren Geſichtskreis traten; Pellgramm an ihrer Spitze, und wieder Pellgramm, wie ein Geſpenſt, das nicht Ruhe hat in ſeinem Grabe, all die Andern durchkreuzend. Sie gedachte, wie er ſie überredet hatte, Mutter zu ſein, und die Erinnerung an ihre Angſt trat der eben geleſenen Schilderung der Seligkeit Meta's, als ſie ſich Mutter fühlte, erſchütternd gegenüber.

Vergebens ſuchte Learoſa Ruhe in ihrem Bette; ſie verſank in einen Zuſtand zwiſchen Traum und

Bewußtſein ihrer ſelbſt. — Und im Traume war es ihr, als ſei ſie Meta und Mutter; und halb wachend war ſie wieder ſie ſelbſt, und — Mutter wie damals, und die alte Angſt fiel ſie wieder an. Dann war es ihr, als tröſte Roderike ſie mit der Beſtimmung ihres Geſchlechts, der ſie unterworfen ſei, wie ihre Mutter es geweſen, und alle Mütter auf Erden; und nun verwebten ihre Erfahrungen ſich mit längſt ihr nicht mehr fremden Ahnungen, dieſe, Nahrung ziehend aus Jenen; und die Heiligkeit, die Lieblichkeit ihrer Beſtimmung, Mutter zu werden, ging hell ihren Sinnen auf, als der Traumgeiſt die Quelle der Verzweiflung und die Quelle der Seligkeit einer Lebenſpenderin ſchied; als ihre eigne Mutter es war, welche das kleine Bettchen bereitet, und als es ihr eignes Kind war, das Meta geboren, aber kein todtes, ſondern das lieblichſte der lebendigen, welches je das Roſenantlitz an dem Mutterbuſen gewiegt hat. — Sie ſtreckte den Arm aus, um es zu umfaſſen mit unausſprechlichem Liebesgefühl; — die Heftigkeit ihrer Bewegung verſcheuchte das Traumglück, und das leere Leben ſtand vor ihr.

Als ſie matter erwachte wie ſie geweſen, eh ſie ſich gelegt hatte, ſtand Roderike vor ihr, das Angebinde ihr darreichend, welches ſie in heimlich ihrem Schlafe abgedarbten Stunden der geliebten Freundin gearbeitet hatte. „Aber was iſt das?“ — fragte ſie, ſich emporrichtend aus der innigen Umarmung. „Dein Kiſſen iſt ja naß? — Deine Augen brennen, ſind verſchwollen; Du haſt geweint?“

„Ich weiß jetzt“ — flüſterte Learoſa, das Geſicht an Roderikens Bruſt lehnend, „ich weiß jetzt, was die Liebe iſt.“

„Das weißt Du? Wer hat es Dir geſagt?“ fragte Roderike lebhaft.

„Ein Traum!“ hauchte Learoſa.

„Ein Traum? — Du haſt geliebt im Traume? — O, liebe Learoſa, Du darfſt ſo nicht träumen, von Deinem Manne kannſt Du es nicht, und von einem Andern —“

„Nein, nein, Du verſtehſt mich nicht,“ fiel Learoſa ein. „Mir hat geträumt, ich hätte ein — Kind.“

„Nun, und wen träumteſt Du Dir als den Vater Deines Kindes?“

Learoſa ſann; ihre Stirne verdüſterte ſich; dann ſagte ſie: „Niemand, Roderike. „Ich hatte mein Kind, und mein' Kind war mir genug.“

„Arme Learoſa,“ ſagte Roderike, mitleidig die Wange der Freundin ſtreichelnd. „Solchen Traum mußt Du nie, oder, — Du mußt immer, immer träumen.“

„Nie? warum nie?“ fragte Learoſa geſpannt.

„Weil das Erwachen aus ſolchem Traume doch weh thun muß, und — weil er nie in Erfüllung gehen kann,“ ſagte Roderike traurig. „Ich will Dir erzählen, woher ich das weiß: als meine Mutter den Oheim zu bewegen ſuchte, ſich Deiner anzunehmen, da ſprach ſie auch von Deiner freudenleeren Zukunft, der jede Ausſicht auf reines, menſchliches Glück, auf das Glück einer Gattin, einer Mutter verſagt ſei, durch die Grauſamkeit Deines Mannes, der nicht allein, ſo lang' er lebt, Dich an ſeinen Leichnam gefeſſelt, ſondern auch nach ſeinem Tode noch Dich verdammt hat, allein durch's Leben zu gehen.“

Es war das Erſte mal, daß Learoſa ein ſolches einſames Leben nicht als ein erſehntes pries; ſie ſchwieg ſehr lange; dann ſagte ſie: „Dir ſcheint mein erträumtes Glück nicht das Höchſte; Du ſcheinſt eine andere Liebe höher als die Mutterliebe zu halten; ich bat Dich ſchon einmal, mir Deine Liebe zu beſchreiben; ſag' es mir, ich bitte Dich: was iſt denn die Liebe?"

„Die Liebe iſt ein Kelch mit unausſprechlich ſüßem Rande," antwortete Roderike. „Den Inhalt kenn' ich nicht; ſeine Neige mag wohl aufbewahrt ſein für die Seligen im Himmel; — das hab' ich geahnet — unter Anton's Küſſen."

„Wie, du haſt ihn geküßt?" fuhr Learoſa erſchrocken auf. „Haſt Du denn Ramler vergeſſen?"

„Wen? Ramler?" fragte Roderike zerſtreut.

„Nun ja, Ramlers Warnung."

„Und wenn Ihr ihnen nur den kleinſten Kuß erlaubt,
So iſt Euch ſchon die Unſchuld halb geraubt."

Roderike beantwortete die Frage nicht. Nach einer langen Pauſe hob ſie, wie im Kampfe mit ſich ſelbſt, langſam das geſenkte Haupt empor, und ſagte: „Learoſa, Du entſinnſt Dich wohl noch unſres letzten nächtlichen Geſprächs in Leipzig; Du biſt jetzt Frau, und mußt es wiſſen; ſage mir, ich bitte Dich, ſage mir: was iſt die Unſchuld?“

„Frage mich nicht!“ rief Learoſa heftig, und ſuchte ſich loszuringen von Roderiken, welche ſie bei beiden Armen gefaßt hatte und ihr ſtarr in das unſtäte Auge ſah; aber Roderike hielt ſie feſt und rief: „Nein, ich muß Dich fragen, und Du mußt mir antworten! Ich muß wiſſen, ob — ich — noch unſchuldig bin?“

„Frage Dich ſelbſt! Frage Deine Träume!“ antwortete Learoſa, ihr Antlitz abwendend. „Wer träumen kann wie ich — der iſt's nicht mehr!“

„O, dann iſt es ſüß, unausſprechlich ſüß, es nicht mehr zu ſein!“ ſprach Roderike mit ſchwärmeriſch glühendem Auge. — „Und,“ fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort, „und dieſe himmelvollen Träume, wem danken wir ſie, als den Weſen, die Du zu verabſcheuen Dir einredeſt, die ich vergöttere — den Männern!“

„Laß mich!“ rief Learoſa, halb entrüſtet, halb verwirrt, und griff nach der Klingelſchnur. — Ihre Jungfer trat ein.

Die Frühlingsſonne ſchmückte die Thalgebiete des Zwieſelflüßchens und der Gottleube mit dem Reize eines Feengartens, aber ein verwelkender Herbſtnebel lag ſchwer auf Learoſa's Seele. Sie war unbeſchränkte Herrin des Hauſes; ihrem Wink gehorchte mit gleicher Bereitwilligkeit der Graf, wie der niedrigſte ihrer Dienſtboten; unter ihrer Anleitung erhob ſich auf der Brandſtätte ein freundliches Seitengebäude, einfach von außen, phantaſtiſch eingerichtet in ſeinem Innern; eine Gruppe zuſammenhängender Einſiedeleien; einige nichts als tiefe lichtloſe Niſchen, erſonnen, ihre Bewohnerin um den Tag zu betrügen und ihre Träume zu nähren; andere Clauſen faſt laubenähnlich, die hohen, kaum durch eine ſchmale Pfeilerwand geſchiedenen Bogenfenſter der Mittagsſonne zugewendet, aber vergittert durch Rankengewächſe, deren Dickicht den Lichtſtrahl zu mildern beſtimmt war; in der Mitte dieſer Gemächer ein heller hochgewölbter Saal, deſſen Fenſterſeite zirkelförmig gebogen war, um aus jedem ſeiner Fenſter einen andern Theil der herrlichen Landſchaft überſchauen zu laſſen. Hier bildete den Mittelpunkt der Gegend die Kuppe des Borsberges; zur Rechten war es das Haupt des großen Winterberges, und um das Felsgeſchwiſterpaar des König- und des Lilienſteins rundeten ſich all die Thäler und Berge von Tetſchen hinauf bis Pillnitz hinunter, wenn man zu der großen Mittelthür des Saales hinaustrat auf den Altan, den eine Treppe mit dem urſprünglich in franzöſiſchem Geſchmack angelegten, jetzt wechſelsweiſe durch fliehende Panduren und verfolgende Preußen verwüſteten Garten verband, deſſen Begränzung die Gottleube bildete, welche in der Mitte eines kleinen Laubwäldchens eine Steinſchicht gezwungen hatte, ſich zu theilen, und das reich umbüſchte Haupt des Granitlagers zu umſchlingen. — Noch ſtanden auf dieſem lieblichen Inſelchen die Rudera einer zerſtörten Fiſcherhütte; Learoſa ließ ſie herſtellen, und ſchmückte das Innere derſelben ſo unbeſchreiblich reizend aus, daß ſelbſt der Graf, der mehrmals zu ihren Anordnungen den Kopf geſchüttelt und nur ungern ſeinem Plane entſagt hatte, die altfranzöſiſche Herrlichkeit ſeines Gartens wieder herzuſtellen, die Bäume ſtutzen, und das Haupt dieſes Inſelbergs mit einem bunten, flimmernden, klingelnden Kiosk krönen zu laſſen, ſich verſöhnt mit ihren Schöpfungen erklärte, deren Gedeihen er mit freigebiger Hand förderte. —

Aber der ſchaffende Geiſt, der Learoſa bewegte, war kein erheiternder, wiewohl ſeine fried- und freudloſe Natur Niemand, auch Frau von Zſchechwitz nicht erkannte, als ſie um die Pfingſtzeit, zu Rath und Beiſtand beſchieden, ankam, um gegenwärtig zu ſein, wenn Graf Auguſtus das ihm ſo lange verſchloſſen geweſene Vaterhaus wieder beſuchen werde, um ſeine junge Gemahlin, die er im Begriff war, aus Polen heimzuführen, ſeinem Vater vorzuſtellen. Die Erlaubniß, ſie in Simbach einzuführen, hatte ihm nicht füglich verſagt werden können, obgleich Roderike ihrer Freundin dringend anlag, den Beſuch abzulehnen, ja, ſogar einſt äußerte, daß ſie ein Mittel wiſſe, die Wiederannäherung des gefährlichen Sohnes an ſeinen ſchwachen Vater zu verhindern; doch verlegen werdend, als ſei dieſe Hindeutung ihr wider Willen entſchlüpft, wich ſie Learoſa's Fragen nach dem ihr zu Gebote ſtehenden Hülfsmittel aus, und ließ ſich endlich zu dem Verſprechen bewegen, es ſpäter mitzutheilen, wenn der ſchadenluſtige Geiſt des Stiefſohns ſich wieder äußern ſolle.

Frau von Zſchechwitz kam; ihr erſter Blick weilte auf dem Geſicht der Tochter; es lag etwas Unzutrauliches, etwas Verſtecktes in dieſem ſonſt ſo offenen Geſicht; aber es blühte in vollerem Schmucke als je, und gab der Mutter die beruhigende Überzeugung, daß das kränkelnde Gemüth der geliebten Tochter wenigſtens nachgelaſſen habe, ihren Körper zu verkränkeln, und daß gewiß das allmählig verheilende Herz wieder mit der alten Liebe und dem alten Kindesvertrauen zurückkehren werde zu dem ihrigen.

Noch befriedigender weilte ihr Auge auf Learoſa; zwar entging ihr keineswegs manche ungewöhnliche Erſcheinung in dem Weſen ihrer jungen Freundin, doch maß ſie den ſchnellen Wechſel ihrer Launen, ihren oftmaligen Übergang aus einer dumpfen Sinnenverſunkenheit in eine ſo ruhloſe Sinnenbewegung, als wolle ſie ſich ſelbſt entfliehen, nur der Unruhe bei, in welche Learoſa durch die bevorſtehende Ankunft und die künftige Nähe ihres Stiefſohns um ſo augenſcheinlicher verſetzt werden mußte, als dieſer von nun an ſeinen Aufenthalt wieder in Dresden nehmen durfte, wohin Prinz Xaver ſeit wenig Wochen ſein Regiment wirklich verlegt hatte. Daß es ein anderer, weit gefährlicherer Geiſt ſei, der hier, wo er verbannt ſein ſollte auf immer, die Schwingen zu regen begonnen hatte, das blieb der ſonſt ſo ſcharfſinnigen Frau dieſes Mal verborgen.

Learoſa war Willens geweſen, ſich dem jungen Ehepaare gar nicht zu zeigen, aber Frau von Zſchechwitz drang in ſie, ihren Feind weder durch die Schautragung eines gehäſſigen Andenkens zu reizen, noch ihn durch einen Anſchein von Furcht zu neuer Keckheit zu ermuthigen, dagegen aber darauf zu denken, dem wieder anzuknüpfenden Verhältniſſe zwiſchen Vater und Sohn vom Anfang an möglichſt enge

Gränzen zu ſetzen. Sie ſchlug dem Grafen vor, ſeiner Schwiegertochter nicht ſeinen häuslichen Kreis zu öffnen, ſondern ſie mit einem glänzenden Gepränge zu empfangen, welches jeder vertraulichen Annäherung wehren mußte.

Den Grafen ſprach dieſer Vorſchlag an; es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, die Gemahlin ſeines Sohnes mit fürſtlichem Prunke in ſein Haus einzuführen; überdem hatten in Dresden eine Menge polniſcher Großen, die der Lenz nach den deutſchen Bädern lockte, ſich verſammelt, theils alte warſchauer Bekannte, theils Verwandte der jungen Gräfin; auch hatte der Graf, ſeit ſeiner noch immer nicht verſchmerzten Entfernung vom Hofe, dem benachbarten Landadel noch nicht den Glanz ſeines Haushalts gezeigt; lauter Beweggründe, auf den Entwurf der Frau von Zſchechwitz einzugehen. Das Feſt, das erſte, deſſen Anordnerin Learoſa war, wurde beſchloſſen, der Tag feſtgeſetzt, und die Gäſte wurden geladen.

Learoſa war auf die Erſcheinung einer hohen, ſtolzblickenden Frau vorbereitet geweſen, und ſehr überraſcht, als Graf Auguſtus eine kleine, gedrückte Geſtalt, deren rechte Schulter weit die linke überragte, mit einem platten, jedes Reizes entbehrenden Geſicht, ihr als ſeine Boleslawna vorſtellte. Sie ſuchte den Verräther ihres Erſtaunens aus ihrem Antlitze zu verbannen, und ſie ſo freundlich als möglich zu bewillkommnen; doch ſchon bei dem erſten Worte, welches ſie an dieſe unſelige Trägerin eines allſeitig ſchweren Geſchicks richtete, unterbrach ihr Stiefſohn ſie durch die Belehrung, daß ſeine Gemahlin kein deutſches Wort verſtehe und auch der franzöſiſchen Sprache nur wenig mächtig ſei, da ſie nach dem frühzeitig eingetretenen Tode ihrer Mutter das Unglück gehabt habe, aus den Händen ihrer Tante, der Äbtiſſin des Kloſters Byslaw in der tuchelſchen Haide, ihre dürftige Erziehung zu empfangen.

Ein tiefes Mitleid mit der von Menſchenhand, wie von der Natur gleich hart Mißhandelten regte ſich in Tearoſa; ſie zog die unter ihrer Diamantenlaſt Seufzende neben ſich nieder, und gelangte endlich zur nothdürftigen Einleitung eines Geſprächs, deſſen Inhalt — der Stolz dieſer Bemitleideten auf den Beſitz ihres — erkauften Gatten war.

Die Tafelſtunde ſchlug. Der Grandmaître de la garderobe bot, den Zweck des Feſtes andeutend — der Königin deſſelben, ſeiner Schwiegertochter, den Arm. Graf Auguſtus erkannte den väterlichen Wink, der ihm für heute, ohne Berückſichtigung der Etikette, ſeine Stellung anwies, und nahte mit leichtem Anſtande ſeiner Stiefmutter. Schaudernd nahm ſie ſeinen Arm.

Bei Tafel ſaß ſie ihrer Stieftochter ſchräg gegenüber; ſie konnte das Geſicht nicht abwenden von dem unſeligen Weſen, welches der Tod ſeines Vaters hinausgeriſſen hatte aus ſeiner engbeſchränkten Clauſe, um — gleich einer Märtyrin auf ihrem glühenden Roſt — an dieſen Mann gefeſſelt zu werden.

Als leſe ihr Nachbar die Gedanken ihr vom Geſicht, ſo hob er an: „Gräfin, wen bemitleiden Sie? meine Gemahlin oder mich?“ — Und als Learoſa zu überraſcht war, um gleich eine Antwort finden zu können, fuhr er fort: „Gräfin, mich bemitleiden

Sie, und verklagen Sie sich! Sie sinds, die mich geſchmiedet hat an dies Monſtrum!“

„Ich?“ fragte Learoſa erſchrocken.

„Ja, Sie, Gräfin,“ antwortete der Graf. „Meine Enterbung iſt Ihr Werk! Sie haben mich gezwungen, alle Hoffnungen meines Lebens für einen Geldhaufen hinzugeben, den ich zwar ſchon beſaß durch das Recht meiner Geburt, den aber mein Vater mir nahm, um denſelben Ihnen zuzuwenden. Das Vermögen, durch welches mein Vater dieſe Herrſchaft Simbach ſeinen Gläubigern entriß, ſtammt von meiner Mutter.“

Dieſe Eröffnung beſtürzte Learoſa höchlich; eh' ſie aber etwas entgegnen konnte, nahm der Graf das Wort wieder: „Sie ſind edel, Gräfin, ich habe das leider zu ſpät erkannt, und das ſicherſte Hülfsmittel, auf Ihren Edelmuth meine Hoffnung zu richten, zu lange zu ergreifen verſäumt; aber noch iſt's ja nicht zu ſpät; — meine Frau wird Mutter werden; ſollten Sie das rechtmäßige Eigenthum meiner Kinder beſitzen wollen?“

„Nie, nie!“ verſetzte Learoſa lebhaft.

„Das hab' ich erwartet!" ſagte der Graf. „Sie werden ſich Ihres Obgewichts über meinen Vater nicht bedienen, um ihn zu einer Ungerechtigkeit zu veranlaſſen; Sie werden ſich nicht des Beſitzes eines Gutes erfreuen wollen, welches das Eigenthum Anderer iſt; Sie werden meinen Vater beſtimmen, ſein Teſtament zu ändern, und Ihnen eine jährliche Rente auszuſetzen, welche Sie aus meiner Hand empfangen. — Darf ich hoffen, meine Erwartung von Ihrem Edelmuth nicht zu hoch geſpannt zu haben?"

„Herr Graf, Sie haben mich überzeugt, daß ich Simbach nicht beſitzen darf," ſagte Learoſa, jetzt Meiſterin der Überraſchungen, welche ihre Urtheilskraft beſchränkt hatten. „Indeß ſo wie Simbach urſprünglich Ihr Eigenthum iſt, ſo iſt Thomsfelda das meinige. Simbach iſt reizender, weit reizender, und es koſtet mich viel, ihm zu entſagen; aber dennoch will ich darauf dringen, daß Ihr Vater ſeine Beſtimmung über beide Güter ändere. Mag er das Majorat, welches auf Thomsfelda ruht, übertragen laſſen auf Simbach."

„Das geht nicht an,“ verſetzte der Graf. „Thomsfelda iſt Majorat und kann der Familie nie entzogen werden, ſelbſt wenn ein Gewinn dadurch erzielt würde.“

„Das thut mir leid,“ ſagte Learoſa. „Doch ſollte ſich nicht ein Mittel finden laſſen? — Ich will den Kammerherrn von Troghauer um Rath fragen.“

„Der — der ſoll Sie berathen?“ fragte der Graf. „O, Gräfin, Sie wiſſen nicht, wem Sie ſich anvertrauen! Ein Mann, der fähig iſt, die ihm aufgetragene Ehrenrettung einer Frau für einen Kammerherrnſchlüſſel zu verkaufen, der —“

„Von wem reden Sie?“ fragte Learoſa.

„Von dem Kammerherrn von Troghauer, der, als Prinz Xaver, nach Anerkennung Ihrer Unſchuld, dennoch ſich weigerte, ſie durch ein öffentliches Merkmal ſeiner Achtung zu beglaubigen, aufhörte, für Sie zu reden, nachdem der Prinz ihn beſtochen hatte durch den goldnen Schlüſſel.“

„Gott, Gott im Himmel! ſind denn alle Männer, alle ohne Ausnahme, elende, verworfene Creaturen?“ rief Learoſa innerlich. — „Gut, Herr

Graf,“ ſagte ſie nach einer Pauſe. „Ich will Ihren Wunſch erfüllen und mit Ihrem Vater reden.“

Der Graf dankte feurig, mäßigte aber, nachdem er einen Blick auf Boleslawna geworfen hatte, den Ausdruck ſeiner Dankbarkeit. „Gräfin, vergeben Sie, ich muß aufhören, mit Ihnen zu reden; zu den Eigenſchaften, durch welche jenes Monſtrum mich peinigt, gehört eine furchtbare Eiferſucht, vor deren beleidigenden Ausbruch ich Sie ſelbſt nicht ſicher ſtellen kann, wenn ich nicht meine Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände richte.“

Learoſa blickte verſtohlen hinüber zu der Unholdin, aber kein leidenſchaftlich erregtes, nur ein ſehr trauriges Geſicht ſenkte ſich vor ihrem Blicke. — ‚Nein, ſie iſt nicht böſe,“ ſeufzte ſie. „Sie iſt nur unglücklich — iſt ein Weib!“

Die Tafel wurde jetzt mit Armleuchtern bepflanzt, deren Lichter die Pocale beglänzten, welche nach der aus Polen mitgebrachten Sitte, kreiſ'ten bis die Luſt der Gäſte bacchantiſch ward. — Nie hatte Learoſa eine ſolche Menge trunkener Männer geſehen; der Ekel übermannte ſie; ſelbſt ihr Stiefſohn rieth ihr, ſich unbemerkt zu entfernen, und es nicht abzuwarten, daß ihr zweiter Nachbar, ein polniſcher Magnat, ſeiner vaterländiſchen Sitte eingedenk, ſich ihren Schuh erbitte, um ihn mit Tokaier zu füllen, und den zierlichen Humpen auf ihr Wohl zu leeren. — Und als nun wirklich der Pole das Tiſchtuch lüftete, um, wie ſie fürchtete, nach ihrem Fuße zu greifen, da ſtand ſie ſchnell auf und enteilte dem Gewirr der toſenden Stimmen.

„Das alſo iſt die Freude der Männer? — O, Gott, welche ſcheußliche, verächtliche Creaturen! Gleich abſcheulich in ihrer Freude, wie in ihrem Grimm, in ihrem Haſſe, wie in ihrer Liebe!“ ächzte ſie, während ſie durch die Vorhalle ihren Zimmern zueilte. Da trat plötzlich aus dem dunkeln Winkel der aufwärtsführenden Treppe eine Mannsgeſtalt ihr entgegen und ergriff ſie bei der Hand. — Sie bebte zurück und entriß ſich dem Fremden; er folgte ihr, und jetzt fiel der Lampenſtrahl auf ſein ſehr jugendliches, äußerſt feines, ſchlaues Geſicht.

„Was wollen Sie?“ ſchrie ſie. Da flüſterte er: „Nicht ſo laut, Frau Gräfin; ich ſuche Gelegenheit, Sie allein zu ſprechen, und können Sie mir dieſe nicht gewähren, ſo leſen Sie dies."

Er drückte ihr ein Papier in die Hand, aber mit den Worten: „ich will nichts leſen von Ihnen!" ſchleuderte ſie das Blatt ihm vor die Füße und entrann.

„Gräfin, ein Wort nur! Mein Gott, ſie hört nicht," rief der Fremde mit gedämpfter Stimme ihr nach, und wirklich vernahm ſie auch kaum mehr ſeine letzten Worte: „So laſſen Sie ſich doch warnen vor einem gefährlichen Anſchlage; hüten Sie ſich vor —"

Jetzt klappte die Thür hinter ihr zu, und das Getöſe des Wurfs verſchlang vollends den gewichtigen Nachſatz. — Mit ſtockendem Athem ſtand ſie in ihrem Zimmer. — „Hüten ſoll ich mich? — vor wem? — Ich hätte doch warten und ihn hören ſollen," ſagte ſie ſich ſelbſt.

Als ſie ſpäter nach dem Geſellſchaftszimmer der Damen durch die Flurhalle ging, war dieſe leer, und von dem räthſelhaften Fremden keine Spur zu finden.

Als Learoſa am folgenden Morgen erwachte, war ihr erſter Gedanke der, welcher ſie geſtern vor dem Einſchlafen am ſpäteſten verlaſſen hatte, der Gedanke an die muthwillig verloren gegebene Warnung. Sie theilte ihr Abenteuer ihren beiden Freundinnen mit; Roderike war außer ſich über Learoſa's Flucht vor dem warnenden Fremden, aber Frau von Zſchechwitz, obgleich ſie zwar auch den Verluſt einer vielleicht nicht unwichtigen Mittheilung beklagte, billigte dennoch Learoſa's Vorſicht, einer Unterredung mit einem fremden Manne unter ſo zweideutigen Umſtänden ausgewichen zu ſein, und beruhigte ſie über die ihr neuerweckte Furcht vor neuer Verfolgung durch die Verſicherung, daß gewiß keiner ihrer Widerſacher ihr wirklich zu ſchaden vermögen werde, ſo lange ſie ſelbſt auf dem Wege ihrer Pflicht ausharre.

Während Frau von Zſchechwitz den Beweis für den Gehalt ihres Troſtgrundes mit einiger Weitläufigkeit führte, erſchien der Graf; der Vorfall wurde ihm mitgetheilt, und erregte eben ſo ſehr ſeine Neugier als ſeine Ängſtlichkeit; die Dienerſchaft des

Hauſes wurde befragt, ob irgend Jemand einen nicht zu der Geſellſchaft gehörigen Fremden bemerkt habe, aber Niemand wußte einen genügenden Beſcheid zu geben, und der Graf ſtimmte Roderikens Behauptung bei, daß Learoſa durchaus den Unbekannten hätte anhören müſſen.

Frau von Zſchechwitz widerſprach; ſie ſuchte den Grafen zu überführen, daß gerade ſeine Gattin, von Feindesaugen bewacht, und von ihm ſelbſt ſchon mehr als einmal beargwohnt, den höchſten Grad der Behutſamkeit anwenden müſſe, um die Möglichkeit einer neuen Befleckung ihres Namens zu verhindern. Aber der Graf verſicherte, jetzt zu genau mit dem Schatze bekannt zu ſein, den er an ſeiner Roſette beſitze, um ſo einem Zweifel an ihrer Tugend Raum geben zu können, und ſah, außer dem unſchädlich gemachten Jeſuiten, auch keinen Gegner mehr, den ſie zu fürchten habe, da es ihr gelungen ſei, ſeinen Sohn mit ihr zu verſöhnen, wie er aus ihrem geſtrigen anhaltenden Geſpräche mit demſelben geſchloſſen.

Erſt jetzt erinnerte Learoſa ſich wieder des Inhalts jenes Geſprächs, deſſen Andenken durch die

Begegnung des geheimnißvollen Unbekannten in den Hintergrund ihres Gedächtniſſes gedrängt worden war. „Dieſes Geſpräch betraf ebenfalls einen Gegenſtand von Wichtigkeit,“ ſagte ſie. „Ihre Güte hat mir, um mich für meine aufgegebenen Rechte zu entſchädigen, die Herrſchaft Simbach zugetheilt; Graf Auguſtus hat mich aber geſtern belehrt, daß dieſe Herrſchaft durch ſeine Mutter an Sie gekommen ſei, und nach göttlichem und menſchlichem Rechte dereinſt auf ihn vererbt werden müſſe.“ Ich bin daher bereit, zu ſeinen Gunſten Verzicht auf dieſe Erbſchaft zu leiſten, und mich mit einem Jahrgelde zu begnügen.“

Der Graf lächelte ſehr freundlich. „Sie ſind ein unausſprechlicher Engel, mein geliebter Schatz!“ rief er aus. „Ich will es bekennen, ſeit mein Sohn ſich wieder Ihrer Gnade würdig gemacht hat, und ſeit ich weiß, daß er Hoffnung hat, mein uraltes Geſchlecht fortzupflanzen, ſeit dieſer Zeit iſt es allerdings mein geheimer Wunſch geweſen, die Stammherrſchaft meiner Familie auf meine Nachkommenſchaft zu bringen.“

„Liebe Gräfin, Ihre Großmuth übereilt Sie,“ hob Frau von Zſchechwitz an. „Sie wiſſen vielleicht nicht, daß der junge Herr Graf durch die Vertauſchung Simbachs gegen Thomsfelda gewinnt und nicht verliert. Ihr urſprüngliches Erbgut hat, wie mein Bruder verſichert, einen weit höhern Werth als Simbach.“

„Mag es ſein,“ entgegnete Learoſa, „dennoch will ich und kann ich nicht, wenn auch nur ſcheinbar, den Rechten eines Andern Eintrag thun, der —“

„Learoſa, ich bitte Dich, Du weißt nicht, welch ein Bube dieſer Andere iſt!“ brach jetzt Roderike ſtürmiſch aus, welche bisher mit Mühe ein nicht länger zu behauptendes Schweigen ſich abgezwungen hatte.

Alle ſahen das Mädchen verwundert an, und der Graf, nicht ohne Empfindlichkeit, nahm das Wort: „Ei, ei, mein gnädigſtes Fräulein, Ihre Äußerung iſt — — wie ſoll ich ſagen? — einen Edelmann — einen Grafen Rottingerode, in Gegenwart ſeines Vaters einen Buben zu nennen; ei, ei; — gnädige Frau, ich bitte Sie, belehren Sie das Fräulein Tochter." —

„Excellenz ſind allerdings berechtigt, die Beſtraſung des vorlauten Mädchens zu fordern," ſagte Frau von Zſchechwitz ſehr aufgebracht und wendete ſich mit Heftigkeit an ihre Tochter. „Roderike, Deine Freundſchaft für Learoſa hat Dich zu einer Unart hingeriſſen, welche der Herr Graf Dir ſchwerlich wird vergeben können. Wodurch haſt Du Veranlaſſung zu ſolcher beleidigenden Äußerung erhalten?"

Roderikens Geſicht glühte in den Flammen der Beſchämung und des verhaltenen Zornes; ſie antwortete nicht, an ihrer Statt nahm aber Learoſa das Wort: „Nichts mehr davon, Mütterchen, und auch Sie, Väterchen, vergeſſen ein Wort, das die Sorge meiner Freundin für mich ungewogen entfallen ließ. Wir wollen wieder auf unſere Angelegenheiten zurückkommen; alſo Simbach geht auf Ihren Sohn über, und mich entſchädigen Sie durch eine Summe, die hinreicht, mich und meine Schweſter zu verſorgen. — Ich — das wiſſen Sie — bedarf nicht viel.“

„Nun, da will ich ſogleich den Amtsſchreiber holen laſſen,“ ſagte der Graf; da fuhr Roderike auf und hielt ihn zurück. „Bleiben Sie, Excellenz!“ rief ſie; „ich würde ein Verbrechen begehen, wenn ich ſchwiege, und ſo will ich denn reden, mag auch daraus entſtehen was es ſei. Learoſa, dieſer junge Herr Graf, zu deſſen Gunſten Du Dich deines Eigenthums entäußern willſt, hat Dich heirathen wollen, um ſein Recht auf Dich — heimlich verabredeter Weiſe dem verſtorbenen König abzutreten, und — Herr Graf — als Learoſa die Hand Ihres Sohnes ausſchlug, da ſchob er Sie an ſeine Stelle, da vermittelte er Ihre Heirath mit Learoſa, um — ſeine Stiefmutter zur — Maitreſſe des Königs zu machen!“

Der Graf ſaß wie erſtarrt, Learoſa ſtand bleich, mit fliegender Bruſt neben ihm, und faſt entathmet vor Schreck drang Frau von Zſchechwitz auf ihre Tochter ein: „Roderike, woher weißt Du das?“

Ohne dieſe Frage zu beantworten, fuhr Roderike fort: „Um Learoſa dem Hofe zu nähern, wurde der damaligen Kurprinzeſſin ihr muſikaliſches Talent gerühmt; das kam vom Grafen Auguſtus. Sie wurde eingeladen zur Soirée bei der Kurprinzeſſin, und durch den Beichtvater derſelben beſchwatzt, in die Kirche zu gehen, wo der König ihrer harrte. Das Alles kam vom Grafen Auguſtus, der den König begleitet hatte, und Schildwacht ſtand in der Kirche, um die Gattin ſeines eignen Vaters unrettbar dem Verderben, der Schande preis zu geben.“

„Um Gotteswillen, woher weißt Du das?“ frug die beſtürzte Mutter zum zweiten Male und dringender.

„Noch mehr, Mutter,“ ſagte Roderike, der Antwort ausweichend. „Du beſinnſt dich, wie wir den Herrn Grafen fanden in Learoſa's Zimmer, als wir in Leipzig aus der Oper kamen; das war berechnet von ihm, um Learoſa Dir verdächtig zu machen; und um ſein Werk zu vollenden, eilte er an Hof, und vertraute in der Nähe des Spieltiſches, an welchem der Oheim ſaß, aber ſo laut, daß der Oheim es hören konnte, einem Hofcavalier, er habe eben ein galantes Abenteuer mit einem Fräulein von Pfinzing beſtanden, ſei aber geſtört worden von ihrer Hausgenoſſin, der Frau von Zſchechwitz. — Und dieſe Lügen hat er erfunden, um Learoſa Deines Schutzes, Deines Rathes zu berauben. Und er hat ſeinen Zweck erreicht! Gewiß wäre Learoſa jetzt in dem Beſitz ihres Erbgutes und wahrſcheinlich nicht die Gemahlin des Herrn Grafen hier, wenn Du auf meine Bitten, meine Thränen geachtet, und ſie nicht verlaſſen hätteſt, als der Oheim ſie verklagte."

Aus dem Geſicht des Grafen war alles Blut gewichen. „Mein Fräulein," hob er mit zitterndem Kinne, faſt unverſtändlich zu reden an: „haben Sie einen Beweis für die ehrenrührige Beſchuldigung, die Sie auf meinen Sohn häufen?"

„Reiſen Ihro Excellenz nach Dresden und fragen den Prinzen Xaver," fiel Roderike dem Grafen in's Wort. „Ihr Herr Sohn hat dem Prinzen in Gegenwart zweier Zeugen namentlich Das eingeſtanden, daß er Wacht gehalten hat in der Kirche, als der König Learoſa erwartete, die der Beichtvater ihm zu ſenden verſprochen hatte. Der Prinz kann und wird die Wahrheit nicht vorenthalten."

„Aber, Roderike, das haſt Du gewußt, und es mir verſchwiegen?" rief Learoſa aus.

„Und wer iſt's, der Dir dieſe Geheimniſſe entdeckt hat?" fragte die Mutter gebietend. „Ich frage Dich zum drittenmal und verlange Wahrheit."

„Gut, Mutter, Du ſollſt die Wahrheit wiſſen," verſetzte Roderike. „Dieſe Geheimniſſe hat mir Hedemark entdeckt."

„Hedemark?" ſchrie die Mutter. „Wann? — wo?"

„Lange ſchon; in Oberwerda," antwortete Roderike. „Hedemark war derſelbe Hofcavalier, deſſen Ohr der junge Herr Graf mißbrauchte, um meinen Oheim über Learoſa zu täuſchen, und Hedemarks Bruder iſt der ehemalige Leibpage des verſtorbenen Königs, der Herr von Lüttchepſal, der auch Schildwacht ſtand in der Kirche, und von dem ganzen Gewebe unterrichtet war, welches Graf Auguſtus, zu Learoſa's Verderben, aus Lug und Trug zuſammengeſchürzt hatte."

Der Erfolg dieſer ungeheuern Entdeckung war der Beſchluß des Grafen, ſie bis auf den Grund zu verfolgen, und alsdann ein gerichtliches Verfahren gegen ſeinen Sohn einzuleiten, um ſich völlig ſeiner entäußern und ihn anſpruchlos an jeden Gegenſtand ſeines jetzigen Beſitzthums zu machen. Der regierende Prinz war gegenwärtig in Pillnitz und eine Einwirkung des Grafen Auguſtus auf ihn nicht zu befürchten. Der Graf trat die Reiſe nach dem nahen Pillnitz auf der Stelle an.

Ein tiefes Schweigen herrſchte im Kreiſe der Zurückgebliebenen; unbemerkt konnte Roderike ſich entfernen; ihre Mutter brach endlich die Stille:

„Ich ſinne über Ihre Zukunft, mein liebes, geliebtes Kind! — Ich habe Ihnen viel zu vergüten; mehr als in meiner Macht ſteht. — Es iſt mir eingefallen, daß Ihr Wunſch, die Teſtamentsbeſtimmung des Grafen umzuändern — noch eine andere Quelle, wiewohl unbeſchadet Ihrer Großmuth, haben kann. — Sein Sie aufrichtig gegen mich, aufrichtiger, wie mein eignes Kind es iſt, ſagen Sie mir, ob Sie von dem Zwange, ehelos zu bleiben nach dem Tode Ihres Gemahls, entbunden zu ſein wünſchen? — Es iſt uns durch die heutigen Entdeckungen eine Gelegenheit gegeben worden, die Stimmung des Grafen zu benutzen, um ihn zu bewegen, Ihnen nach ſeinem Tode ein freies Schalten über Ihre Hand zu gewähren."

„Ich bitte Sie," fuhr Learoſa, das Antlitz mit Glut bedeckt, auf. „Ich, mit meinen Erfahrungen ſollte fähig ſein, mich zum zweiten Male an eine verachtete, gehaßte, verabſcheute Creatur zu ketten? Nie, nie, ſo wahr Gottes Auge gnädig walten möge über mir!"

„Meine Tochter, Sie ſtehen erſt an der Schwelle des Lebens und der Erkenntniſſe; Sie kennen nur wenig Männer, und dürften einſt den Mann kennen lernen, deſſen Anblick Ihr Herz berichtigen könnte über ſeine Irrthümer, und dann — dann in Ihrer Gebundenheit würden Sie unausſprechlich unglücklich ſein. Laſſen Sie uns einmal ruhig die Reihe Ihrer männlichen Bekannten durchgehen, und unterſuchen, ob Sie dieſe für die Repräſentanten des ganzen männlichen Geſchlechts erachten dürfen. Sie kennen ein paar Advocaten; das ſind freilich Menſchen, die, in der Regel verhärtet durch ihr Geſchäft, vom Zwiſte Anderer Vortheil zu ziehen, ſelten für ihre Veredlung Sorge tragen; aber nach dieſen werden Sie doch nicht Alle richten wollen? — Sie kennen ferner einen ſchwachen, wollüſtigen Fürſten, aber dieſer ſchwache, tadelnswerthe Fürſt war nicht ohne Herzensgüte, und würde durch eine geregeltere Erziehung veredelt, wahrſcheinlich ein Muſter für Fürſten geworden ſein. — Ihr Gemahl, deſſen Schwächen Sie ſo hart verklagen, hat gerechtere Anſprüche auf Ihre ſchonende Beurtheilung, als Sie meinen; er iſt großmüthig, leicht zum Vergeben geneigt, zart in der Behandlung Anderer, und — was nicht außer Betracht bleiben darf für Sie — lenkſam wie ein Kind; aber es giebt —"

„Hören Sie auf, ich flehe Sie an," rief Learoſa. „Eben dieſe erbärmliche Lenkſamkeit, dieſer gänzliche Mangel an eigner Kraft iſt es, was mich anwidert an dieſem Greiſe, der trotz ſeiner geprieſenen Großmuth mich mir ſelber geſtohlen hat! der trotz ſeiner geprieſenen Zartheit mich eingeſperrt, mich ſeinem elenden Sohne unterworfen hat! — Der mich — in Zwieſpalt mit mir ſelbſt geſetzt hat, und dem ich, was mich zur Verzweiflung, zur Selbſtverachtung bringt, jede Gewährung eines Wunſches entſchmeicheln muß!“

„Liebe Learoſa, Ihre letztere Beſchwerde würde jeden Mann treffen, von welchem Sie auch abhängig ſein ſollten,“ ſagte Frau von Zſchechwitz. „Es iſt das Loos des Schwächern, des Bedürftigern, den Stärkern, den Beſitzenden gewinnen zu müſſen, und wohl der Frau, deren Gatte ſo leicht zu gewinnen iſt als der Ihrige. Meine Ehe war eine recht beglückte, aber dennoch iſt es mir nicht möglich geweſen, meinem Manne immer die Gewährung eines mir oft ſehr wichtigen Wunſches zu entlocken. — Doch laſſen Sie uns zurückkehren zur Beleuchtung Ihrer Bekanntſchaften; mein Bruder mag an die Reihe kommen.“

„Ihr Bruder,“ unterbrach Learoſa ſie, doch bezwang ſie ſich, der Erwerbung ſeines Kammerherrnſchlüſſels nicht zu erwähnen, und ſagte: „Nun ja, Ihren Herrn Bruder ſchließen wir aus, und gehen zu dem Herrn Paſtor Stramm über.“

„Dieſer Paſtor Stramm iſt allerdings ein verächtlicher gleißneriſcher Mann; aber wie er iſt, ſo finden wir leider auch viele Frauen. Eben ſo ſchlecht, vielleicht noch ſchlechter als er ſind Pelgram und Ihr Stiefſohn; Beide hat der Eigennutz tief, tief herabgewürdigt; doch giebt es auch Frauen, die geſunken ſind wie dieſe Männer. Aber als eine ganz rein männliche Erſcheinung möcht’ ich den Jeſuiten betrachten; — ich wenigſtens kenne keine Frau, die fähig wäre, ohne von Geiz, Habſucht, Eitelkeit, Ehrſucht, kurz, ohne von irgend einer Leidenſchaft gelockt zu ſein, für die Bereicherung einer Stiftung, an welche kein Band des Blutes, nur die kalte Pflicht bindet, und nicht den mindeſten Vortheil gewährt, alle Gebote des Herzens, alle Pflichten der Menſchlichkeit zu unterdrücken. Ich will es Ihnen geſtehen, daß ich ein Weſen, wie dieſer Mann iſt, nicht begreife, daß ich es lieber ein unter- oder übermenſchliches als ein männliches nennen möchte, und Ihnen verſichern kann, daß es wenige giebt wie er.“

Das Geſpräch ſtockte ein Weilchen, dann erneuerte es Learoſa: „Mütterchen, Sie haben Ihre, Ehe eine beglückte genannt; folglich muß Ihr Gemahl einer der beſſeren Männer geweſen ſein. — Nennen Sie mir — ich beſchwöre Sie bei Ihrem Gewiſſen, bei Ihrer Mutterſorge für mein Glück — nennen Sie mir die Schwächen Ihres Gatten.“

„Alſo meinen Mann ſoll ich anklagen?“ rief die edle Frau in Thränen ausbrechend. „O, Sie ſind grauſam, Learoſa! — Doch es ſei! den Engel verunglimpft es ja nicht, einſt Menſch geweſen zu ſein. Ich will Ihnen die Schwächen meines ſeligen Gatten nennen, doch mit der Bedingung, daß Sie neben die ſeinigen ſich ſelbſt die Ihrigen ſtellen, und ſich, als ſtänden Sie vor Gott, fragen, ob die Schattenſeiten ſeines Weſens nicht verdunkelt werden durch die Ihrigen. Es wurde meinem Manne ſchwer, bei fröhlichen Gelagen dem Reiz des Weines zu widerſtehen, und noch ſchwerer, das Maß zu finden, welches er nicht überſchreiten durfte, ohne ſich ſelbſt entfrembet, ſtörrig, hart und jedesmal krank zu werden. Doch wähnen Sie nicht etwa, daß dieſe Neigung in eine Leidenſchaft, in ein Laſter ausgeartet ſei; mein Mann war in ſeiner gewöhnlichen Lebensweiſe höchſt mäßig, wie überhaupt ein Muſter der Ordnung, der Redlichkeit, der —"

„Es iſt genug!" rief Learoſa. „Sie ſind ein Engel, der ſich glücklich fühlt, indem er beglückt; aber ich — ich — Sie haben mir das Muſter der Männer geſchildert, und ich ſchwöre Ihnen, mein Elend würde gränzenlos ſein, wenn es mein Loos wäre, einen ſolchen Mann beglücken zu ſollen! — Und nun ſteht mein Vorſatz, frei zu bleiben bis an mein Lebensende, doppelt feſt, und einiger noch mit mir ſelbſt, als ich es je geweſen bin, wiederhol' ich Ihnen den Schwur: nie mich zu feſſeln durch eine zweite Ehe, wenn Gott die Bande meiner erſten bricht."

„Nun, da Sie dieſen Vorſatz mit ſo unumſtößlicher Feſtigkeit gefaßt haben, ſo will ich nicht verſuchen, Ihnen das Glück zu ſchildern, welches auch eine wenig ſegenreiche Ehe gewährt. Aber warnen will ich Sie vor dem Feinde des Seelenfriedens einer Ehelosen. Tauſend und aber tauſend mittelloſe Mädchen ſind gezwungen, einſam durch's Leben zu wallen, und dennoch kann ihr Loos ein friedliches, harmloſes ſein, wenn ſie ihrem Widerſacher in ihrer eigenen Bruſt zu erwachen wehren. — Und dieſer Widerſacher — ich will ihn Ihnen nicht nennen, aber die Mittel will ich Ihnen angeben, ſein Erwachen zu verhüten: ſein Sie thätig; ſetzen Sie all' Ihre Kräfte in Bewegung, um nützlich zu wirken; beſchränken Sie Ihren Schlaf, um weniger zu träumen und mehr zu wachen; und vor Allem: gewöhnen Sie ſich mit rechter Innigkeit zu beten! Dies ſind die Mittel, Sie glücklich zu machen; verſäumen Sie keins derſelben, und ſein Sie gewiß, daß Gott Sie nicht eher verlaſſen wird, bis Sie von ihm gewichen ſind, und daß ein vielleicht endloſer Zwieſpalt mit ſich ſelbſt die Folge Ihrer erſten Abtrünnigkeit von ſeinem Wege ſein wird."

Das Geſpräch der beiden Freundinnen dehnte ſich bis gegen Abend aus; da erfolgte die Rückkehr des Grafen von Pillnitz. Der Prinz hatte ihn gehört, und — jedoch mit laut ausgeſprochenem Unwillen gegen den Wiederträger, den Zwietrachtſtifter zwiſchen Vater und Sohn, den Fähnrich von Lüttchepſal — deſſen Angabe theilweiſe zwar beſtätigt, aber zugleich auch, bei Verluſt ſeiner Gnade, dem Grafen unterſagt, gegen ſeinen Sohn einen Schritt zu unternehmen, der nicht allein die Ehre der Rottingerodiſchen Familie, ſondern auch das Andenken des hochſeligen Königs zu beflecken drohe und ihm folglich alle Mitglieder des Kurhauſes befeinden müſſe.

Dieſer Drohung hatte der Graf allerdings weichen müſſen, und auch Frau von Zſchechwitz ſah ein, daß er ſeine Sorge für die Ruhe ſeines Hauſes nur auf eine gänzliche Entfernthaltung ſeines Sohnes ausdehnen könne.

Das einzige, dieſer Maßnahme entſprechende Mittel wurde in Anwendung gebracht; der Graf ſchrieb ſeinem Sohne, welche durch den regierenden Prinzen beſtätigte Entdeckungen er gemacht habe, und deutete ihm an, daß jeder Verſuch, ſich ſeinem Vaterhauſe zu nähern, die förmlich=gerichtliche Los=

ſagung ſeines Vaters von ihm zur Folge haben werde.

Die Erwiederung des jungen Grafen war ſehr ehrerbietig, ſehr gedehnt und dennoch ſtrotzend von vielen geheimnißvollen Stellen. Er ſprach von der enthüllenden Zukunft, von einem nimmer ſchlummernden Schutzgeiſt, der ſeinen getäuſchten Vater unſichtbar umſchwebe, und von der gewiß bevorſtehenden Entlarvung gewiſſenloſer Verleumderinnen. — Der Schluß war ein zärtlicher Abſchied, bis auf beſſere, lichtvolle Zeiten.

Der Graf wiederholte ſeine Betheuerung, nie irre werden zu können an ſeiner Learoſa, und Frau von Zſchechwitz, bevor ſie ſchied, ermahnte dieſe, auf ihrer Hut zu ſein gegen das Laurauge ihres Feindes, und der guten Meinung ihres Gemahls von ihr nicht mit einſchläfernder Zuverſicht zu vertrauen.

Einige Tage nach der Abreiſe ihrer Freundin hatte Learoſa ſpät des Abends eben Roderiken verlaſſen, und ſaß, noch zu erregt in ihrem Innern, um den Schlaf hoffen zu können, dem offenen Fenſter ihres Schlafgemachs gegenüber. Der kürzlich aufgegangene Mond warf ſein Licht über das Schloß hinweg, recht hell auf die Gegend; deſto undurchdringlicher war aber ihrem Auge der Schatten, den das hohe Gebäude auf ihre nächſte Umgebung, auf die dichten Laubgänge zu ihren Füßen warf.

Learoſa beachtete jedoch weder die Licht=, noch die Schattenpunkte, die vor ihren Augen lagen, ſie weilte bei einen ganz andern Gemiſch von Licht und Dunkel, welches ſich in ihren Gedanken durcheinander wirrte. Roderikens Behauptung, ſchon in Oberwerda durch Hedemark von den Geheimniſſen unterrichtet zu ſein, die ſie jetzt zu Tage gefördert hatte, war ihr unwahrſcheinlich geworden; wenigſtens mußte das dem Prinzen Xaver abgelegte Geſtändniß ihres Stiefſohns zu einer ſpätern Zeit erfolgt ſein, denn der Prinz war erſt nach Roderikens Entfernung aus ihrem Elternhauſe in Dresden angekommen. Wo hatte Roderike alſo die letzten

Zuſammenkünfte mit ihrem Geliebten gehabt: im Hauſe ihres Oheims? — oder — hier? —

Plötzlich polterte es, wie von einem fallenden Gegenſtande, zu ihren Füßen; ſie fuhr erſchreckt auf und ſah einen Apfel, der zum Fenſter hinein geworfen ſein mußte, auf den Fußboden rollen. Sie hob ihn auf und bemerkte, daß ein Blatt in einen Spalt deſſelben hineingeklemmt war. Sie zog es heraus, entfaltete es und las folgende Worte:

„Wenn Sie erfahren wollen, wie das Fräulein von Zſchechwitz Sie täuſcht, ſo halten Sie heut um Mitternacht die Thür des Gartenſaals im Auge und folgen dem Fräulein leiſe nach der Inſel zum Fiſcherhauſe."

Das verrätheriſche Papier ſank auf den Schooß der beſtürzten Leſerin. Wer hatte es geſchrieben? — Wer anders, als der Böſewicht, deſſen Hand einer immer für ſie geöffneten Pandorenbüchſe glich. — Aber welchen Zweck konnte er haben, ihr Roderiken verdächtig zu machen? — oder — was ſie als begründete Wahrheit zu fürchten begann — ihr warnend mitzutheilen, ihr die Augen zu öffnen über den Grad der Verirrung ihrer Freundin, der ihr ſchon aufgedämmert war in undeutlichen Ahnungen. — Sie ſah das Blatt wieder an; die Handſchrift war nicht zu erkennen. Der kaum mehr einem Zweifel unterworfene Argwohn, daß Hedemark auch hieher den Weg gefunden habe, daß Roderikens unſinnige Leidenſchaft ſie um das frohe Bewußtſein bringe, die Sorgenlaſt ihrer Mutter verringert zu haben, dieſe Gedanken entſetzten Learoſa, und ſchnell entſchloß ſie ſich, ſogleich zu dem leichtſinnigen Mädchen zu eilen, um es abzuhalten, dem Verführer die auch heut, wie es ſchien, verabredete Zuſammenkunft zu gewähren.

Sie begab ſich in Roderikens Schlafzimmer; — es war leer, das Bett unangerührt.

Athemlos blieb Learoſa ſtehen. — Sie beſann ſich, daß Roderike ſeit einiger Zeit Morgens faſt nie zu ermuntern war und auch im Laufe der Tage überwacht und ſchlafgeneigt geſchienen hatte. Dieſe Vergeudung ihrer Nächte währte alſo ſchon ſeit längerer Zeit. — Ein heftiger Grimm gegen den Verleiter des armen, verblendeten Mädchens zu dieſen, das Glück aller Ihrigen bedrohenden Schritten erwachte in Learoſa; der Entſchluß, die Unglückliche noch heut aus den Klauen dieſes Verderbers zu reißen, flammte ihr auf und riß ſie fort, dem Inſelchen zu.

Hell beſchien der Mond den Gartenpfad, bis er ſich in das wildere Gebüſch verlor, welches die Geſtade der Gottleube umſäumte. Jetzt hatte Learoſa ſich der kleinen Brücke genähert, welche das Feſtland des Gartens mit der Inſel verband, und plötzlich, indem ſie heraustrat aus dem Schatten der letzten Baumgruppe, ſtand ein hochgewachſener Mann vor ihr, das ſchöne jugendliche Geſicht, ganz deutlich vom Monde beſtralt, ihr zuwendend, und den Rücken, als erwarte er Jemand, an die Trauerbirke lehnend, welche vereinzelt hier ſtand, ihren Stamm und den ganzen Reichthum ihrer Aeſte dem Bache zuneigend.

Überraſcht ſtutzte Learoſa; ſie hatte den Verführer nicht hier ſchon und nicht allein erwartet; ihr Auge ſuchte Roderiken. Sie faßte ſich bald, trat noch einen halben Schritt vor und fragte mit feſter

Stimme: „Herr von Hedemark, was führt Sie um dieſe Zeit hieher in meinen Garten?“

„Ich bin nicht Hedemark,“ entgegnete der Fremde mit einer weichen, ſehr angenehmen Mannsſtimme, deren tiefer, gedämpfter Ton Learoſa auf eine ganz eigene Art bewegte. „Ich heiße Hochwart,“ fuhr er fort, „und bin ſo glücklich, Ihro Excellenz, der Frau Gräſin von Rottingerode zu begegnen?“

Learoſa antwortete durch eine leiſe, ihr ohne ihr Wiſſen entſchlüpfende Kopfſenkung. Der Name Hochwart hatte wie ein Lähmungsmittel auf ſie gewirkt. Ihr Auge hing wie zauberfeſt an den ſchönen männlichen Zügen des Jünglings, der, ebenfalls ſein großes dunkles Augenpaar auf ſie richtend, ſchweigend vor ihr ſtand, den Oberleib ein wenig vorwärts geneigt, als ſei er, in ehrerbietiger Verbeugung begriffen, feſtgehalten in dieſer Stellung, die ihr Auge dem ſeinigen näher brachte.

„Ich ahne den Zweck der Gegenwart Ihro Excellenz,“ hob er nach einer langen Stille wieder an. „Aber es iſt nicht möglich, daß unter dieſem Auge eine Seele wohnen könne, hart genug, um das ſtille

Glück eines liebenden, von rauher Hand verfolgten Paars zu ſtören, welches ſeine ſeligen, der Stille der Nacht abgeſtohlenen Minuten meiner Hut anvertraut hat. — Sein Sie der Engel, den Ihr Auge verkündet! Nehmen Sie ſich der unglücklichen Liebenden an, die nicht ahnen, wie nah in dieſem Augenblicke ihnen die Erfüllung Ihrer Wünſche ſein muß, wenn dies Antlitz wahr ſpricht! — Und wie ſollt' es täuſchen können? — Es würde Hochverrath ſein an Gottes Schöpfung, das Daſein eines Herzens zu bezweifeln, wo ſolch ein Antlitz Bürge für ſein Daſein iſt."

Ein Schwindel, den Kopf bis zur Gedankenloſigkeit wirbelnd, die Bruſt bis zur Entathmung beklemmend, ergriff Learoſa; ihr Auge hatte ſich geſenkt, und ſie mochte, wie ſie daſtand in ihrer Verſtummung, der hingeriſſenen Lauſcherin einer himmliſchen Muſik ähnlich ſein.

Hochwart ſchien ihr Schweigen ſeiner Fürbitte für das liebende Paar günſtig auszulegen. „Darf ich," hob er nach einer Pauſe an, „Hedemark und ſeine geliebte Freundin von Ihrer Nähe benachrichtigen und ihnen Ihren Schutz verſprechen?“

„Nein,“ fuhr Learoſa aus ihrem weſenloſen Traume auf. „Nein, kein Wort von mir! — Kein Menſch darf ahnen —“

Sie erſchrak vor dem Sinne der Worte, die auf ihren Lippen ſchwebten und verſtummte. „Wie Ihro Excellenz gebieten, ſoll es geſchehen,“ ſagte Hochwart mit noch leiſerer Stimme. „Kein Menſch ſoll ahnen, daß Frau Gräſin hier geweſen ſind. Ich verbürge das mit meiner Ehre.“

Learoſa war jetzt zur völligen Beſinnung gekom̃men, und der erſte Blick, den das wiedergewonnene Seelenlicht ihr geſtattete, fiel peinigend auf das Verhältniß, in welches der Zufall ſie zu dieſem Manne verſetzt hatte. Sie fühlte, daß es nöthig ſei, ohne Zögern das Geſpräch mit ihm abzubrechen, und konnte doch keine milde Wendung finden, mit welcher ſie ihn verabſchieden ſollte.

„Ich glaube, es iſt ſchon ſpät,“ hob ſie an.

Hochwart zog ſeine Uhr heraus, blickte ſie an und erwiderte: „Ein Viertel auf Zwei, Ihro Excellenz.“

„So ſpät? — Da muß ich eilen!“ hauchte Learoſa. — Noch einen Augenblick blieb ſie ſtehen; ſie fühlte, Hochwart ſowohl als ſeinem Freunde den nächtlichen Beſuch ihres Gartens unterſagen zu müſſen; aber es war ihr nicht möglich, ein Wort der Strenge über ihre Lippen zu bringen. — Sie entſagte dieſem Verſuche, verbeugte ſich unmerklich, wandte den Rücken und verſchwand in dem Schatten der nächſten Baumgruppen.

„Was iſt das?“ frug ſie ſich, nachdem ſie, auf ihrem Sofa niedergeſunken, ſich wiederfand. „Was iſt das?“ wiederholte ſie, die Hand auf ihr heftig ſchlagendes Herz legend. „Iſt das — die Liebe?“ — Ein heftiger Thränenſtrom brach aus ihren Augen.

Die Dämmerung fand ſie noch wach, die Sonne endlich im Schlummer. Der erſte Gegenſtand, der, als ſie ſpät die Augen öffnete, vor ihrer Seele ſtand, war — Hochwart.

Sie rang mit all ihren Kräften gegen den Zauder dieſer Erſcheinung; er hielt ſie feſt. — „Bin ich wahnſinnig?“ rief ſie, „bin ich nicht mehr ich? — Iſt dieſer Menſch mehr oder weniger Mann, als all die Unholde, die meine Vergangenheit zur abſchreckenden Wüſte gemacht haben? — Weiß ich nicht, daß dieſer Mann mit ſeiner lockenden Stimme, ſeinen ſchmeichelnden Augen nichts iſt, als ein Heuchler, der auf mein Verderben ſinnt, wie alle die Übrigen, die mein Leben ſeiner Blüten beraubt haben? — Ha, und ich ſollte mich täuſchen laſſen, — ſollte mir ſelber, meinen Überzeugungen, meinen Grundſätzen treulos werden? — Nein, ich will ihn nicht wiederſehen! Nie! — Und auch dem Verführer, den er begleitet hat, will ich die Gelegenheit nehmen, ſeinen Fuß wieder auf meinen Grund und Boden zu ſetzen.“

Wie mit ihrem Garten, ſo hatte Learoſa das Inſelchen auch mit dem jenſeitigen Ufer durch einen Steig verſehen laſſen; es war im Anfang dieſes Frühlings auf Roderikens Bitten geſchehen, welche jene höher anſteigende Gegend beſonders zu lieben vorgegeben hatte. Jetzt gebot Learoſa dem Gärtner, den von dem Inſelchen nach dem jenſeitigen Geſtade führenden Steig heut, während der Mittagszeit, ganz im Stillen abbrechen zu laſſen. — Das Bett der Gottleube war hier eng zuſammengepreßt, das Flüßchen alſo tief; es war nunmehr jeder Zuſpruch von außen verſagt. — Und ſtolz, und dennoch beinah unfähig, ihren Thränen zu wehren, blickte Learoſa auf ihr Heldenwerk hin. Roderike kam; ſie war unverändert, ſprach, ſcherzte, ſang, wie gewöhnlich ſeit der letzten Zeit. — Hochwart hatte alſo Wort gehalten und ihr nichts entdeckt. — Dieſe Überzeugung war Learoſa lieb, und dennoch beängſtigte es ſie, ein Geheimniß mit dieſem Manne zu theilen; nur in dem Gedanken fand ſie Troſt, jetzt durch die bewirkte Trennung der beiden Ufer auf immer eine Scheidewand zwiſchen ihn und ſich gezogen zu haben; aber dennoch war es ihr unmöglich, dieſen Troſtgedanken zu denken, ohne ein tiefes, geheimes Weh in ihrer Bruſt zu empfinden.

Der Tag verfloß wie gewöhnlich; die Bauleute bauten; die Mäher kehrten mit dem vollen Heuwagen von den Wieſen heim; die Wirthſchaftsgehülfin berechnete der Gebieterin den Tagesertrag; der Graf wiederholte die ſchon tauſend Mal erzählten Hofanekdoten, kurz Alles um Learoſa her war das Alte geblieben und nur in ihr war eine neue Welt entſtanden, eine Welt, ſo fremd ihr, und doch ſo unausſprechlich heimiſch.

Gegen Abend wußte ſie unbemerkt ſich zu verlieren und eilte nach dem Inſelchen. — Der Steig war verſchwunden; ſchwarz kräuſelte die Oberfläche des Baches ſich über ſeine Tiefe, aus welcher nur hie und da einzelne Steinhäupter gleich kleinen Klippen hervorragten. Sie blickte hinab von dem hohen Geſtade, ſeufzte, und ging.

An der zweiten, der erhaltenen Brücke blieb ſie ſtehen; unwillkürlich lehnte ſie das Haupt an den Stamm der Thränenbirke, an welcher Hochwart gelehnt ſtand, als ſie kam. — Sie drückte das Tuch auf ihre Augen und ſtillte die Thränen, aber unſtillbar ſtrömte das Blut aus der tiefen, tiefen Wunde ihres Herzens.

„Warum wein' ich denn? warum gräm' ich mich?" frug ſie ſich, dem dumpfen Schmerze zürnend, der ihren Buſen zerwühlte. „Wie würden meine Feinde jauchzen, wenn ſie dieſe Thränen ſähen! — Wie würde er, dem ſie fließen, frohlocken vor Stolz und Hohn, wenn er ihre Quelle ahnete? — Iſt er denn dieſer Thränen werth? — Iſt er nicht ein Mann? — Iſt er, der Freund jenes boshaften Verführers, er, der dem Böſewicht Wacht hält in der Stunde ſeiner ſchlechten That, iſt er nicht ſelbſt ein Böſewicht wie Jener? — Ja, das iſt er, und — Gott ſei Dank! — ich kann ihn haſſen wie alle Andern, ſeit ich ihn verachte wie all die Andern.“

Sie kehrte zurück in das Schloß, heiterer, luſtig ſogar in einzelnen Momenten. — Der Graf war entzückt über ſein göttlich-witziges Kind. —

Der Spätabend trennte wie gewöhnlich den Zirkel; mit Argusaugen hütete Learoſa aus dem Fenſter ihres Wohnzimmers die Saalthür. — Kurz vor Mitternacht öffnete ſie ſich, und eine weiße Geſtalt ſchlüpfte hinaus.

„Du gehſt vergebens!“ flüſterte Learoſa, ihr nachſtarrend, bis das Gebüſch ſie ihr entzog, und ſetzte ſich nieder an dem Fenſter, um Roderikens

Wiederkommen zu erwarten. — Sie kam nicht. — „Sie wartet, aber ſie wartet vergebens," ſagte Learoſa. „Die Brücke iſt zertrümmert, und kein Gott wird ſie wieder bauen. — — O, es muß doch ängſtlich ſein, ſo vergebens zu warten auf Jemand."

Sie verſtummte, und an den abgebrochenen Gedanken knüpfte ein zweiter ſich: „Und ſüß, namenlos ſüß muß es ſein, nicht vergebens ſo zu warten."

Sie ſenkte das Haupt auf den Arm und ſchloß die Augen. Wer ſie geſehn, er hätte gemeint, ſie ſchlummere, und ein unruhiger Traum bewege ihr die Seele. — Zur Hälfte möcht' er das Rechte errathen haben. Ein Nachtigallenpaar unter ihrem Fenſter weckte die Träumerin; eben ſchlüpfte eine weiße Geſtalt, aus dem Garten kommend, zur Saalthür hinein. — „Sie hat lange gewartet," ſeufzte Learoſa, und blickte auf die dämmergraue Gegend hinaus. Der Morgenſchauer fröſtelte ſie an; ſie warf ſich auf ihr Bett, und bald erwärmten ihre neuen Träume ſie. Der Schlaf aber ſuchte ihre Augen nicht, und als jetzt die Sonne hell und warm die Strahlen in ihr Fenſter warf, da hielt ſie es nicht aus in dem engen Bette, in dem beklemmenden Zimmer. Sie eilte hinaus in den Garten.

Unwillkürlich, als ſei der Gang, der ſie leitete, ein Flüßchen, und treibe ihren ruderloſen Kahn der Mündung, ſeinem einzigen Ziele zu, ſo ſchlich ſie auf dem Pfade fort, der zur Inſel führte. Sie erſchrak, als ſie ſich der Trauerbirke gegenüber fand; — langſam ſchlich ſie vorbei, über die Brücke hinweg, und öffnete die Thür der Hütte; — mit beklemmtem Athem trat ſie ein, und plötzlich ſtockte er ganz, denn in dem Winkel an dem Fenſter ſah ſie — einen Degen ſtehen.

Wie kam dies Mordwerkzeug in dieſe friedliche Hütte? — War es etwa ein Zeuge, daß Roderike nicht vergebens gewartet hatte im Laufe dieſer Nacht? — Ein kurz abgebrochnes „Ach!“ entrang der Schreck über ein Geräuſch in ihrem Rücken ihrer Bruſt; ſie wandte das Geſicht, und hinter ihr ſtand — Hochwart.

„Ihro Excellenz halten zu Gnaden, Herr von Hedemark hat ſeinen Degen vergeſſen; ich bin zurückgeeilt, ihn zu holen,“ ſagte Hochwart.

„Sie ſind alſo hier geweſen mit Herrn von Hedemark in dieſer Nacht?“ fragte Learoſa beſtürzt. „Wie war es Ihnen möglich, über den Bach zu kommen?“

„O, gnädigſte Gräfin, was iſt der Liebe unmöglich?“ entgegnete Hochwart mit einem Blick, der tiefer noch, wie geſtern ſeine Worte, in Learoſa's Herz drang. —

Seinem Freunde hatte die Liebe den Weg gebahnt über dieſe Untiefen — aber ihn, ihn — welcher Engel hatte ihn geführt? —

Sie zitterte bei dem Gedanken, dieſen Engel zu ahnen; aber ein Blick auf ihre Feinde, auf ihre Pflicht kräftigte ſie. „Hier iſt der Degen,“ ſagte ſie. „Ich hoffe und wünſche, nie wieder Spuren der Gegenwart Fremder hier zu finden.

Ein unverkennbar herzzerreißender Schmerz wölkte Hochwarts Auge.

„O, wenn ich doch“ — rief er, den Degen ergreifend — „wenn ich doch den Stein verfehlte, und das Waſſer zuſammenſchlüge über mir!“

Er verbeugte ſich tief und wandte ſich.

„Bleiben Sie! Um Gotteswillen, Sie können unglücklich werden!“ rief Learoſa ihm nach, und er blieb.

„Sie müſſen einen andern Weg ſuchen,“ fuhr ſie fort. „Dieſe Stelle ſoll gefährlich ſein.“

Gefährlich? — Ich kenne das Wort nicht,“ ſagte Hochwart, ſetzte aber ſogleich mit ſinkender Stimme hinzu: „doch ja, ich habe ſeine Bedeutung jetzt kennen gelernt.“

„Gott im Himmel, er fühlt wie ich fühle!“ rief Learoſa in ſich. — Lange ſprach weder er noch ſie ein Wort. — „Aber iſt's denn nicht natürlich, dieſes gegenſeitige Gefühl?“ fragte ſie ſich. „Es iſt die Stimme des Blutes, die uns gegenſeitig anſpricht. Er iſt der Enkel derſelben unglücklichen Todten, deren Enkelin ich bin! Unſere Liebe iſt keine Sünde!“

Und freier hob ſie das ſchöne, nun ruhigere Auge auf. „Sie heißen Hochwart?“ fragte ſie. — „Und ſind ein Baier, wie ich vernommen habe.“

„Ja, mein Vater war Handwerker in München; er ſtarb für die Familie ſeines Landesherrn. Ich hab' ihn nicht gekannt.“

„Auch nichts von ſeiner Herkunft gehört?“ fragte Learoſa.

„Nie Etwas. Ich wurde ſehr jung entfernt aus meiner Heimath. Die durchlauchtigſte Kurfürſtin hat für meine Erziehung geſorgt; ich bin für den Bergbau gebildet worden, aber ſeit die Herrſchaft aus Warſchau zurückgekommen iſt, zum Militair übergegangen, und bin jetzt als Lieutenant dem Mineurcorps auf dem Königſtein einverleibt.“

„Und wie ſind Sie zu der Bekanntſchaft mit dem Herrn von Hedemark gelangt, — zu der Freundſchaft, welche Sie zu ſolchen Opfern fähig macht?“

Der Lieutenant ſtockte verlegen. — Nach einer Pauſe antwortete er: „Mein Verhältniß zu der Kurfürſtin hat mich in Verbindung mit mehreren Hofcavalieren gebracht, und da Hedemark von Seiten ſeines Herzens und Geiſtes eine rühmliche Ausnahme macht von ſeines Gleichen —“

„Macht er die?“ fragte Learoſa ernſt. „Können Sie mir betheuern, daß Hedemark ein edler Menſch iſt?“

„O, gewiß, denn er kann lieben, und welcher unedle Menſch vermöchte das?“ rief Hochwart mit Wärme.

Learoſa's Herz goß all ſein Blut auf ihre Wangen aus. Sie ſammelte ſich. Und welches ſind Herrn von Hedemark's Abſichten auf meine Freundin?“ forſchte ſie.

„Er ſucht eine Anſtellung im diplomatiſchen Fache,“ erwiederte Hochwart. „Sobald ihm dieſe geworden iſt, wird er ſich bewerben um das Fräulein von Zſchechwitz, und wenn Ihro Excellenz Fürſprache die Liebenden unterſtützt, dann iſt an ihrem Glücke nicht zu zweifeln.“

„Ich will“ — ſagte Learoſa nach einigem Sinnen, „ich will mich verwenden bei Frau von Zſchechwitz; aber mein Verſprechen bleibt geheim unter uns Beiden.“

„Dank, meinen feurigſten Dank!“ rief Hochwart, ſtürzte nieder vor Learoſa und bedeckte ihre Hand mit den glühendſten Küſſen.

Mit jedem ſeiner Küſſe drang ein Glutſtrom in Learoſa's Herz; ihr unbewußt krümmte ihre Hand ſich zum Drucke, neigte ihr Haupt ſich, bis ihre Lippen die Spitzen ſeiner Haare berührten. — Plötzlich unterbrach eine laute Stimme ihr ſeliges Vergeſſen; es war die Stimme ihres guten Engels, der ihr zurief: „wenn jetzt dein Feind dich ſähe!“ — Und heftig ergriffen drängte ſie den jungen Mann zurück, ſprang auf, und ein kältender Schreck jagte das Blut aus ihren Wangen, denn ein zufällig durch das Fenſter geworfener Blick ließ in geringer Entfernung ſie den Gärtner entdecken, der mit einigen Gartenarbeitern redete.

„Fort, fort! da kommen Menſchen!“ ächzte ſie. Da faßte Hochwart ihre Hand wieder: „Ich gehe, aber — wenn ich wiederkomme — morgen um dieſe Zeit — darf ich hoffen? —“

Learoſa's Herz bewegte nickend ihren Kopf. Er drückte die Hand dankbar an ſeine Bruſt. — Ihr Blick verſchmolz in der Glut ſeines Auges. — Da umſchlang ſein Arm ſie. „O, Learoſa, bin ich Dir theuer?“ flüſterte er. — Ihr Seufzer ſtarb unter ſeinen Lippen!

„Du haſt mich zum Gott gemacht! — Ich

nehme meinen Himmel mit mir!“ jubelte er, und eilte an das ſtille Geſtade.

„Jeſus! Du gehſt unter!“ jammerte Learoſa mit ſterbender Stimme, als ſie ihn von einer Steinkuppe zur andern hüpfen und unter ſeinen Füßen den Tod gähnen ſah; aber er verfehlte die ſchmalen Spitzen nicht, erreichte glücklich das ſichere Ufer, ſchwenkte grüßend den Degen, und verlor ſich hinter einer vorſpringenden Bergwand.

Athemlos ſank Learoſa nieder. —

Menſchen kamen; es waren Gartenknechte. — Scheu hob Learoſa das ſonſt ſo ſtolz getragene Haupt empor, raffte ſich geräuſchlos auf, und ſchlich, furchtſam den Kommenden ausweichend, auf Umwegen dem Schloſſe zu. — Nur in den Souterrains regte ſich Leben; in den Oberräumen hielt der Schlaf noch Alles gefeſſelt. Sie warf die Kleider ab und ſich auf ihr Lager.

Ihre Adern flogen; ihre Augen brannten, und auf ihren Lippen glühte der Kuß noch, der erſte, der ihr Grundweſen durchdrungen und aufgelöſ't und verſchmolzen hatte mit einem Weſen außer ihr.

Sie begriff Roderikens Schilderung der Liebe; aber mitten unter den Wonnen der Anſchauung ihres neuen Daſeins befiel eine unſägliche Angſt ſie, bei dem Gedanken an ihre Gebundenheit. Mit einer nie empfundenen Gehäſſigkeit weilte ihr Auge, losgeriſſen von dem Anblick der Seligkeit eines Lebens unter ſolchen Küſſen, auf dem Kerkermeiſter, deſſen Hand ihr alle Pforten dieſes Himmels geſchloſſen hatte. — Aber wie, wenn ſie all ihre glänzenden Ausſichten in die Zukunft, die nach dem Tode dieſes Schließers ihr lächelte, von ſich warf? — Wenn ſie Verzicht leiſtete auf das ihr zugewieſene Erbe, um allen irdiſchen Glanz gegen ein mehr als himmliſches Glück zu vertauſchen? — Doch war nicht ihre Schweſter mit ihren Anſprüchen an ſie gewieſen? — Durfte ſie, um glücklich zu ſein, ihre Schweſter berauben? —

Ein wilder Schmerz zerriß die Seele der Liebenden, immer wilder wüthend, je mehr die Zahl der Widerſacher ihres Glückes ſich häufte; die Verleumdung hatte ihren Namen gebrandmarkt; durfte ſie dem Stachel der lauernden Schlangen eine Blöße geben? — Ihre Verhöhnung der Männerwelt war ſo laut, ihre Verſpottung der Schwächen ihres Geſchlechts ſo rückſichtlos geweſen; durfte ſie ſich jetzt als die Schwächſte der Schwachen offenbaren? — Warum hatte ſie vor wenig Tagen noch in ihrem wahnſinnigen Übermuth das Anerbieten ihrer Freundin zurückgeſtoßen, ſie zu befreien von den ewig feſſelnden Ketten? — Jetzt war der günſtige Augenblick vorüber, jetzt war die Rettung ihres Lebensglücks nicht mehr möglich.

Ihr fieberiſch bewegter Puls und die Glut ihrer brennenden Stirn bezeugten den vorgegebenen Kopfſchmerz, deſſen Heftigkeit ſie aufzuſtehen und Geſellſchaft um ſich zu dulden verhinderte. Zwar verſuchte der Graf mehr als einmal, ihr die ſeinige aufzudringen, aber die von innen verriegelte Thür öffnete ſich ihm nicht. — Endlich gegen Abend war Learoſa ruhiger geworden; eine Hoffnung war ihr zwar nur mit mattem, aber doch unausſprechlich erhebendem Lichte aufgegangen, die Hoffnung, daß Hochwart einen Rath finden dürfe, der die Schranken bräche, deren Enge ſie erdrückte. Sie wollte ihn ſehen, von ihm hören, ob er hoffe oder verzweifle, und wenn auch ihn ſein Blick in die Ferne rathlos und hoffnungslos laſſen ſollte, ſcheiden von ihm auf immer.

Sie erſchien bei der Abendtafel; ihr Gemahl empfing ſie mit ſeiner kindiſchen Freude; — Roderike war verſtimmt.

Der Poſtbote kam aus Pirna und brachte zwei Briefe mit; der eine war von dem Brunnenarzte aus Teplitz, welcher meldete, daß das für Seine Excellenz gemiethete Quartier von nächſtem Dienſtage an zu hohem Befehl ſtehe, und der Graf beſchloß, das Bewahrungsmittel vor den Anfällen ſeiner Krankheitszufälle nicht zu vernachläſſigen. Learoſa's und Roderikens Begleitung war ſchon früher beſprochen worden und keinem Zweifel ausgeſetzt.

Der zweite Brief war — von Louiſen von Henniken. Sie meldete Learoſa, daß ihre ſchreckliche Nervenkrankheit, — denn für etwas Anderes ſchien ſie den Wahnſinn, der ſie befallen hatte, nicht zu halten — den Anſtrengungen eines geſchickten Arztes gewichen ſei, daß ſie die ihr beſtimmte Stiftsſtelle erhalten habe, und jetzt, völlig verwaiſ't durch das Ableben ihres Vaters, in ihrem Stiſte wohne, aber ſich innig ſehne, ihrer wohlthätigen Freundin perſönlich den Dank für die menſchenfreundliche Aufopferung zu ſagen, mit welcher ſie ſich ihrer angenommen habe.

Weder der Graf noch Learoſa waren geneigt, das abgebrochene Verhältniß mit dem Fräulein wieder anzuknüpfen; es wurde verabredet, den Beſuch unter dem Vorwande der bevorſtehenden Badereiſe abzulehnen; und Learoſa, froh, eine Veranlaſſung zu finden, ſich entfernen zu können, verließ die Geſellſchaft ſogleich, um Louiſen zu antworten.

Kaum flammte der Himmel von den erſten Verkündern des anbrechenden Morgenroths, als Learoſa ſchon am Fenſter ſtand, um Roderikens Rückkehr von der Inſel, ihrem Zeichen, den Gang dahin antreten zu dürfen, abzuwarten. — Roderike kam, und Learoſa ging.

Die Nachtigallen klagten der verſchwundenen ſüßen Nacht in ſterbenden Tönen nach, und die Sänger des Tages jauchzten mit tauſend Stimmen der aufgehenden Sonne entgegen, als Learoſa das Fiſcherhäuschen betrat, und von dem ihrer ſchon harrenden Geliebten empfangen wurde.

Die Feier des Wiederſehens war ſtürmiſch, aber entzückend ſüß; erſt ſpät griff, wie eine kalte Rieſenhand, der Gedanke an die Schrecken der Zukunft in das feſtgezauberte Rad der Gegenwart und wälzte es in Umſchwung; das Paradies verſchwand unter Learoſa's bebenden Füßen. — „Hochwart!“ rief ſie mit verſagender Stimme, „richten Sie Ihren Blick hinüber über die Gränzen dieſes Augenblicks und ſagen Sie mir: was ſehen Sie jenſeits dieſer engen Gränzen für uns? — Welche Hoffnungen haben Sie für unſere Zukunft?“

Hochwart ſann; — „Ihr Gemahl,“ ſagte er nach einer Pauſe — „iſt hochbejahrt; eine kurze Friſt, und meine Learoſa wird ihrer Bande erledigt ſein.“

„Nein, nein, das werd' ich nicht ſein!“ rief Learoſa. „Meine Bande ſind feſt, ſind unbrechbar für die Dauer meines ganzen Lebens! — Dieſer Grund

und Boden iſt künftig mein; aber — verſtehen Sie wohl: er iſt nur beſtimmt, das Eigenthum der **Gräfin von Rottingerode** zu ſein, und fällt meinem Feinde anheim, wenn ich dieſen Namen vertauſche gegen einen andern, wenn ich nach dem Tode des Grafen mich wieder vermähle.“

Dieſe Nachricht beſtürzte Hochwart; er erkundigte ſich ſo lange und ſo genau nach allen früher obgewalteten Verhältniſſen Learoſa's, bis ihm ein ziemlich richtiges Bild ihrer Vergangenheit und ihrer gegenwärtigen Stellung vor Augen lag. Nun entwölkte ſeine Stirn ſich. „Learoſa, wir werden glücklich ſein,“ rief er. „Die Reichthümer, die Du einſt zu erwerben beſtimmt biſt, waren ja ſchon Dein, und Der, welcher Dich beſchränken will in dem Beſitz derſelben, wiederholt den an Dir begangenen Raub. Einem Diebe ſeinen Raub abnehmen, ſich den Beſitz deſſelben unbeſchränkt ſichern, das iſt keine Schandthat, das iſt Pflicht! — Wer will Dich hindern, nach dem Tode des Grafen Dein Dir zufallendes Eigenthum zu verkaufen, Deiner Schweſter den ihr beſtimmten Antheil auszuzahlen, und dann an meiner Seite ein neues Vaterland zu ſuchen, ein Land, in welchem Niemand unſere Namen nennen gehört hat, und Niemand, auch der geübteſte Späher nicht, uns zu entdecken vermag?“

Ein maßloſes Entzücken funkelte aus den Augen der dem ganzen männlichen Geſchlecht verſöhnten Männerfeindin; ihr ganzes Weſen löſte ſich in Dankbarkeit gegen Gott und in Liebe gegen den jetzt ihr unwiderruflich zum Eigenthum geſchenkten Geliebten auf. Es war eine ſelige Minute! — Welcher Sterbliche mag ſich rühmen, zwei ſolcher Minuten gezählt zu haben unter den tauſend Millionen, auf die er zurückblickt am Rande ſeines Grabes? —

Allmählig verſchäumte der brauſende Wonnebecher; wechſelſeitige Austauſchungen der beiderſeitigen Lebenserfahrungen verkürzten die Dauer der ſtummen Umarmungen des ſeligen Paares; Learoſa erfuhr, daß ihr Geliebter Franz Florentin heiße, der katholiſchen Kirche zugethan, zweiundzwanzig Jahre alt und dem Stande nicht hold ſei, den der Wille ſeiner fürſtlichen Wohlthäterin ihm zugewieſen hatte.

Learoſa erzählte ihm dagegen die traurige Veranlaſſung ihrer Trennung von dieſer geliebten Fürſtin, und bemerkte mit einem Male, daß ihr Freund, als ſie des Antheils erwähnte, welchen ihr Stiefſohn und der Jeſuit an dieſer Wendung ihres Geſchicks hatten, auf eine ſeltſame Art aufmerkſam ward und die Farbe wechſelte. Sie blickte ihn fragend an, aber er bat ſie, fortzufahren, doch als ſein Auge, während ſie all der Mißhandlungen gedachte, welche ſie erlitten hatte von dieſen beiden Unholden, ſich drohender verfinſterte, da bemächtigte ſich ihrer die Furcht, er werde ſich hinreißen laſſen, ihre Beleidiger zu züchtigen, und nun unterbrach ſie ſich in ihren Erzählungen, um ihn zu beſchwören, die Böſewichter der Strafe Gottes zu überlaſſen.

„Ja, Gott wird ſie ſtrafen!“ rief Florentin. „Dieſer Prieſter — ha, die Hölle hat kein fürchterlicheres Werkzeug als ihn!“

„Die Hölle?“ wiederholte Learoſa von einem Schauer überlaufen. „Sage mir, Florentin, glaubſt Du denn an eine Hölle? glaubſt Du an Teufel?“

„Ja,“ rief er, ſie feſter an ſich drückend, „wie ich an den Himmel glaube, den Du mir öffneſt, wie ich an Engel glaube, ſeit ich Dich ſah, ſo muß ich auch an die Hölle glauben, ſeit ich weiß, daß ich ſelbſt in den Klauen eines Teufels lag.“

„Du?“ fuhr Learoſa entſetzt auf. „Du ſelbſt? — Doch auch ich — auch ich lag ſchon in Teufels Klauen, mehr als einmal. — Aber, Florentin, unſer Heiland iſt ja niedergefahren zur Hölle und hat ſie vernichtet; wie hat ſie denn wieder mächtig werden können?

„Die Hölle wird täglich neu geboren und täglich vernichtet, wenn Heilande, wie Du biſt, niederſteigen in ihr Dunkel, um Licht zu bringen der lichtloſen Tiefe,“ antwortete er.

Learoſa ſah ihn ſtrafend an. „Sprich nicht ſo,“ ſagte ſie. „Solche Vergleiche ſündlicher Menſchen mit Gottes Sohn ſind Läſterung. — Du biſt ein Katholik, Florentin, belehre mich doch, was glauben denn eigentlich die Katholiken?“

„Was die Katholiken glauben, das hab’ ich vergeſſen, während mein Lehrmeiſter in Warſchau war, und mich nicht herſagen laſſen konnte, was ich auswendig gelernt hatte; frägſt Du mich aber, was ich glaube, ſo höre: ich glaube an einen einzigen Vater des Weltalls; wir nennen ihn Gott, das heißt urſprünglich: Gut; die Juden nennen ihn Jehova, die Muſelmänner Allah, die Hindoſtaner Brama; den richtigſten Namen für ihn hatten unſre heidniſchen Väter gefunden; ſie nannten ihn: Allvater. Ich glaube ferner an die Beſtimmung aller Lebendigen, Eins zu werden mit dieſem Vater Aller; ich glaube, daß der niedrigſte Wurm ſein Kind iſt, wie der erhabenſte Seraph, und daß der erhabenſte Seraph einſt Wurm war, und, durch den Bereich des Menſchenlebens gehend, zum Engel gereift iſt, daß wir folglich die mittlere Sproſſe zwiſchen Wurm und Seraph oder Dämon erklommen haben auf der großen Stufenleiter, die aus der Region des Staubes in die Region des Lichtes führt. — Hier haſt Du mein Glaubensbekenntniß."

„Wir ſtehen zwiſchen Wurm und Seraph oder Dämon?" frug Learoſa nachdenklich. „Das klingt ja, als wären Seraph und Dämon Dir einerlei."

„Zuweilen ſind ſie's," antwortete Hochwart. „Auch der Seraph iſt noch nicht Gott, und kann noch irren, kann, um des Einen Engel zu ſein, des Andern Teufel werden. Aber das war es nicht, was ich meinte; es ſterben Menſchen, die das Leben nicht ihrer hohen Beſtimmung gemäß gereift hat, die alſo, als entſchieden feindſelige Weſen gegen Gottes Weltordnung, in das Geiſterreich übertreten, und wie ſie hier dem Wahren, Guten und Rechten entgegengewirkt haben, auch dort den reinen Geiſtern, die das Menſchenſchickſal nach heiligen Geſetzen leiten, böswillig entgegentreten.“

„Florentin, das kann wohl ſo nicht ſein,“ ſagte Learoſa. „Mein ganzes Weſen ſträubt ſich wider den Gedanken, daß Gott mein Schickſal von Geſchöpfen abhängig gemacht habe, die einſt ſelbſt geweſen ſind, was ich bin, und die, auch wenn ſie das Beſte wollen, irren können, und dem Einfluſſe feindſeliger Geiſter unterworfen ſind. Mein einziger Troſt, daß Gottes Hand über mir walte, ginge mir ja verloren bei ſolchem Glauben.“

„Und doch ruht dieſer Glaube auf feſten Stützen,“ erwiederte Hochwart. „Hat Gott Dein Schickſal nicht ſchon von Menſchen ſelbſt abhängig gemacht, warum ſollt' es nicht eben ſo abhängig ſein von Weſen, die einſt Menſchen geweſen ſind? — Und findeſt Du jetzt, wenn Du unter der Bosheit oder dem Irrthum der Menſchen leideſt, einen Troſt in der Überzeugung, daß Gottes Hand über Dir walte, ſo wird dieſer Troſt Dir noch lebendiger werden durch den Glauben, daß ſelbſt der Irrthum des Seraphs, der für Dich wacht, und die Tücke des Dämons, der gegen Dich wirkt, nichts ſind, als die Dir entgegengeſchleuderten Bauſtücke, aus welchen Du die Brücke über die Kluft, die Dich von Gott trennt, zuſammenfügen ſollſt."

„Alſo ich wäre ein Wurm geweſen, — ein Thier?" ſagte Learoſa im Tone des Zweifels. „Da müßte mir doch wohl ein Anflug von Erinnerung geblieben ſein?"

„Was nützte die Erinnerung an jenen Zuſtand Dir?" frug der junge Mann. „Auf Deinen gegenwärtigen wird einſt der Rückblick Dir nicht fehlen."

Learoſa's Auge war trübe geworden; man ſah es ihr an, daß ſie wider eine ihr ſich aufdringende

Überzeugung kämpfe. „Florentin, haſt Du Dir dieſen Glauben erfunden?“ frug ſie nach einer Pauſe.

„Nein, meine Geliebte, nicht erfunden, aber gefunden hab' ich dieſen Glauben,“ antwortete er. „Du ſollſt wiſſen, wie ich ward, was ich geworden bin. Bis zu meinem ſechszehnten Jahre war ich Katholik und glaubte Alles, was man mich glauben hieß; da wurde mein Erzieher nach Warſchau zu dem dorthin geflüchteten Könige berufen; mich ſandte man nach Freiberg auf die Bergſchule. Hier fing ich an zu denken und hörte auf, Katholik zu ſein; aber auch Proteſtant vermocht' ich nicht zu werden, und ſchwankte, Licht und Troſt ſuchend, zuweilen mich überredend, den wahren Weg zu Gott gefunden zu haben, und doch unfähig, auf die Dauer Gott und mir ſelbſt zu heucheln. Da gerieth ich vor zwei Jahren in die Hütte eines alten Bergmanns, der als ſächſiſcher Mineur die beiden erſten Kriege mitgemacht hatte; dort fiel ein Buch mir in die Hände; ich ſchlug es auf und las ſehr überraſcht auf der erſten Seite deſſelben die Worte: „Chriſtian Hochwart. Küſtrin den 18ten Februar 1733.“

„Gott im Himmel!“ fuhr Learoſa auf, „der 18te Februar war ja der Geburtstag meiner ſeligen Großtante! — Und Hochwart? — Florentin, ſprich, was weißt Du von dieſem Hochwart?“

„Nichts, als daß er vor fünfundzwanzig Jahren preußiſcher Soldat war, den mein alter Bergmann, auf den Heerzügen, welche der Schlacht bei Chotuſitz folgten, tödtlich verwundet gefunden und ihn in eine Hütte getragen hat. Hier deutet der Sterbende auf ſeinen Torniſter; der Sachſe öffnet dieſen, und jenes Buch fällt heraus. Da fängt der Verwundete, als woll' er ihn bedeuten, was mit dem Buche geſchehen ſolle, zu lallen an; der Mineur verſteht ihn aber nicht, glaubt indeß, er ſolle es zum Andenken behalten und nimmt es mit ſich, hat es jedoch zu nichts benutzen können, weil es nicht gedruckt, ſondern von flüchtiger Hand ihm unleſerlich geſchrieben war. Er hat es mir gegeben.“

„Er hat es meiner Großtante bringen ſollen,“ rief Learoſa zuverſichtlich. „O, Gott, welch wunderbare Fügung! — Florentin, ja, jetzt glaube ich Dir, uns lebt ein Engelpaar im Himmel, das uns ſegnend leitet, das mein Herz ſo lange ſchon zu dem Deinigen gemacht hat! — O, wüßteſt Du, wie Dein Name, wenn ich ihn nennen hörte, mir das Herz beengt hat, wie innig —"

„Ach, das wußt' ich ja," rief er in freudiger Aufwallung, ihr den Mund ſchließend mit ſeinen Küſſen; da bog ſie überraſcht ſich zurück, und frug: „Wie? das wußteſt Du? und ich ſelbſt ahnet' es kaum? Wer hat Dir meine geheime Sehnſucht verrathen können?"

Eine Secunde lang ſchien Hochwart etwas befangen, dann aber umſchlang er ſie wieder und ſagte: „Forſche nach dem Dämon nicht, der, um mein Engel zu werden, irrgreifen mußte in ſeiner Tücke, der meine Sehnſucht nach Dir wecken mußte, damit er den Schatten von Herrſchaft über mich einbüße, der ihm noch geblieben war."

„Du verwechſelſt wohl wieder einmal Dämon und Engel?" fragte Learoſa. „Ich will Dir den geheimen Quell unſeres gegenſeitigen Sehnens nennen: die Stimmen der Natur waren es, die einander begegneten! Dein Blut, Florentin, iſt dem meinigen verwandt! Meine Großtante, meine Wohlthäterin, war — die Mutter Deines Vaters, und Dein Vater iſt der Sohn deſſelben Mannes, der ihren Geburtstag in ſein Buch geſchrieben hat."

Florentin hörte ſtaunend zu, als ſie Alles ihm umſtändlich mittheilte, was ihr von dem Falle ihrer unglücklichen Großtante und dem Schickſal des zweifellos hier wiedergefundenen Großvaters ihres Geliebten bekannt war. „Ja, ja," rief er, „er iſt's! Von einer Gräfin iſt die Rede in dem Buche, von einer Lea, von einem feindlich geſinnten, vielgehaßten Bruder! — O, wie wunderbar! Dem Enkel muß dies Buch in die Hände fallen, das wahrſcheinlich ſeiner Großmutter beſtimmt war! Dem Enkel mußt' es beruhigendes Licht über ſeine Beſtimmung, über ſein Verhältniß zu Gott und allen Weſen geben! Learoſa, Alles, was ich bin, verdank' ich dem Geiſte, der ſich mir kund gab in jenem Buche, und — glaub' es mir, reiner, ſeliger als ich würde kein Menſch dem Ziele aller Erſchaffenen entgegeneilen, wenn ich feſt an dieſem ſeraphiſchen Zielführer hielte und nicht abirrte, verlockt von meinen eigenen Leidenſchaften und den Einwirkungen anderer — dämoniſcher Weſen, die mir die Lichtbahn verdunkeln."

„Ach, auch mir verdunkelt die Lichtbahn ſich," ſeufzte Learoſa, von ihren Erinnerungen ergriffen. „Bringe mir das Buch mit, Florentin, morgen früh."

„Morgen früh?" — Seine Stirn verdüſterte ſich. „Nein, geliebte Learoſa, ich darf nicht mehr ſo keck ſein, als ich geweſen bin; unſer Geheimniß muß ſorgfältiger gehütet werden. Ich werde Dich von jetzt an ſeltener ſehen."

„O, vielleicht noch ſeltener, als Du ſelber ahneſt," ſagte ſie traurig; „ich werde verreiſen, Dienſtags, nach Teplitz. — Doch" — ſetzte ſie mit dem Blick erheiternder Hoffnung hinzu, „könnten wir dort vielleicht einander ſehen?"

„Nein, auch dort nicht," erwiederte er. „Die Leitung der Feſtungsarbeiten auf dem Sonnenſtein iſt mir übergeben worden, daher iſt meine Beurlaubung unmöglich. — Nur die erſten Frühſtunden jedes Sonntags ſind mein eigen, und nur dann darfſt Du mich erwarten. Hedemark werd' ich nicht mehr begleiten. — Sonntag früh alſo bring' ich das Buch und nehme Abſchied von Dir auf — vielleicht auf Monate. — Wann kehrſt du zurück von Teplitz?“

„Der Graf glaubt bei der Feier des Geburtstags des Prinzen Xaver nicht fehlen zu dürfen, und will Tag's vor demſelben zurückkehren,“ antwortete Learoſa.

„Wohl, der 25ſte Auguſt, des Prinzen Geburtstag, fällt gerade auf einen Sonntag, und wir dürfen dann länger ungeſtört zu bleiben hoffen. — Aber Du blickſt verdüſtert, meine Learoſa.“

Sie warf ſich ihm an die Bruſt. „Florentin, meine Feſſeln drücken mich,“ klagte ſie. „Ich fühl' es, meine Liebe zu Dir iſt eine Sünde. O, warum haben unſere Engel uns nicht früher vereint? — Es mag ein Dämon zwiſchen ihnen und uns getreten ſein!“

„Nein, Learoſa, unſere Liebe iſt rein wie die der Engel,“ tröſtete Florentin. „Dieſe Liebe haben unſere Eltern auf uns vererbt; es giebt kein geheiligteres Erbrecht als das unſrige aneinander. — Doch wie Du mir auch angehörſt, ich achte dennoch die Rechte eines Andern; ich will den Greis, der Dich Dir ſelbſt raubte, nicht berauben um Dich. Ich will harren, bis Gott Dich lö'ſt von Deinen Pflichten gegen dieſen Greis."

Da wallte Learoſa, von dem Andenken an den an ihr verübten Raub heftig ergriffen, auf: „O, Florentin, warum hab' ich nicht früher geahnet, wie groß der Raub ſei, den dieſer Räuber an Dir verübte; nicht allein das Recht, mich zu beſitzen, hat Deine Großmutter Dir erblich hinterlaſſen; auch ihre Güter ſind ja eigentlich Dein, und Das, was ich einſt von dem geſtohlenen Erbe retten und Dir zubringen werde, iſt ja nur ein geringer Theil Deines Dir entzogenen Eigenthums."

Hochwart ward aufmerkſam. „Soll denn der Räuber in Beſitz dieſes Raubes bleiben?" fragte er.

„Ja, er muß es," erwiederte Learoſa. „Um eine heilige Pflicht zu erfüllen, hab' ich mich ſelbſt und all meine Beſitzthümer geopfert. Meine Pflichten ſind jetzt ja die Deinen, und Du wirſt — den Namen meines Vaters ehren.“

Jetzt entlockte Florentin ſeiner Learoſa eine ganz genaue Auseinanderſetzung der Umſtände, welche ihr jene Opfer abgedrungen hatten, und hing, während ſie redete, mit immer leuchtenderen Blicken, die zuletzt in einen Thränenſchimmer verſtrahlten, an ihrem Antlitz. „Learoſa, welch’ ein Engel biſt Du!“ rief er mit erſtickter Stimme.

„Ach nein, nein, ich bin kein Engel,“ ſeufzte ſie. „Ich weiß es, ich bete nicht genug.“

„Du beten?“ fragte Hochwart mit dem Ausdruck vergötternder Liebe auf die Geliebte blickend. „Willſt Du denn die eigene Gottheit anbeten? — Du — mehr Gottheit als menſchliches Weſen!“

„Ach, ich bitte Dich, rede nicht ſo,“ flehte ſie ängſtlich. „Solche Rede iſt ja eine Herausſoderung Gottes, uns zu zeigen, was er iſt, und was wir ſind. — Da ſieh: zeigt er es uns nicht ſchon? — Sieh, wo die Sonne ſteht; jetzt iſt’s fünf Uhr. — Wir müſſen uns trennen.“

Sie trennten ſich; er hüpfte über den Bach, ſie ſchlich nach dem Schloſſe zurück.

Mit beängſtigender Gewitterluſt lag drei Tage lang der Himmel auf Learoſa. Es war ihr nicht möglich, des Gedankens an ihren Florentin froh zu werden, denn überall traten ihr heiteres Licht unheimlich verdüſternde Schatten ihr entgegen. Nie verbitternder als jetzt war ihr Groll rege geweſen, weil er den ſelbſtſüchtigen Beeinträchtiger ihrer Freiheit, der ſich nicht begnügte, ſie, ſo lange er lebte, feſtzuhalten mit ſeinen markloſen Armen, nein, der auch, um ſeinen Grabſtein mit einer Trophäe zu ſchmücken, ſie ſelbſt, einer Statue gleich, darauf feſt zu ſchmieden geſonnen hatte. Zwar dünkte der dereinſtige Bruch dieſer Feſſeln ihr leicht, aber die Opfer, durch welche ſie dieſe Freiheit erkaufen ſollte, ihr Sterben, ehe ſie ſtarb, die Bereicherung des verhaßten Auguſtus auf Koſten des geliebten Florentin, dem ſie weder Simbach noch Thomsfelda als Mitgift bringen durfte, dieſe Opfer empörten ſie, und regten auch ihren Unmuth gegen Frau von Zſchechwitz auf, welche auf die Verflüchtigung ihres Grolls gegen das männliche Geſchlecht hätte vorbereitet ſein, und ſie hindern müſſen, in ihre dauernde Feſſelung zu willigen. — Und in das Gewirr dieſer Stimmen miſchte wie ein fernes Donnergemurmel ihr Gewiſſen die ſeinige; ſie fühlte, daß die Ernährung ihrer Wünſche eine Pflichtverletzung, ein Betrug ſei; aber mitten unter ihrem Erbeben vor den Strafen ihrer Sünde ſtrebte ihr Herz ſehnſüchtig hinaus in die Zukunft, um prophetiſch die Länge des Lebensfadens ihres Gatten zu meſſen.

So bewegt verfloſſen Tag um Tag, bis an Florentins Bruſt das bange Herz ſeiner Sorgen, wenigſtens für die Dauer des erſten Wechſelkuſſes, ſich entlud, deſſen Lethekraft die Stimmen ihres Gewiſſens und ihrer Verfeindung mit dem Verhängniſſe ſo lange zum Schweigen brachte, bis Hochwart mit ſchmerzlichem Hinblick auf die ihm drohende Vereinſamung, die Geliebte an die Beiden bevorſtehende Trennung erinnerte; da zerfiel ſie wieder mit ihrem Verhängniß und lüſtete dem geliebten Freunde ihre ſorgenerfüllte Seele. — „Sieh, da frag' ich mich nun" — ſo ſchloß ſie ihre Klage, „warum läßt Gott des Jammers ſo viel ſein auf der Erde? und warum läßt er die Schuldloſeſten am härteſten anfaſſen von rauhen Händen? — Es heißt, wir ſollen gebeſſert werden durch Leiden; aber was hat der Käfer verbrochen, dem der Knabe im grauſamen Spiel die Flügel ausrupft, und die unſchuldige Waiſe, die unter den Schlägen der böſen Stiefmutter jammert? — Und das ſchuld- und ſchutzloſe Weib, wodurch hat es das Elend verwirkt, Sclavenketten tragen zu müſſen bis an das Grab, und — an ihrer Seele zu verderben in dieſen Ketten?"

„Darf ich ſtatt meiner meinen Lehrer antworten laſſen?" frug Hochwart, ein Buch, in der Form eines Stammbuches, aus der Taſche ziehend. Er blätterte in demſelben, und las:

„Wir ziehen einher wie würgende Banden; der Hülfſchrei verkündet unſere Nähe, der Fluch folgt unſern Schritten." — „Dies iſt," unterbrach ſich der Vorleſer — „während des erſten ſchleſiſchen Krieges geſchrieben; Du weißt, er war damals preußiſcher

Soldat, der unglückliche Mann. — „Ich ſehe den Säugling an der Bruſt ſeiner gemordeten Mutter verſchmachten; ich ſehe den Knaben von der Brandſtätte ſeiner elterlichen Wohnung flüchten, um unter Mordbanden zu erwachſen und zu verwildern; ich ſehe die blühende Jungfrau im Angeſicht ihrer verzweifelnden Eltern den viehiſchen Liebkoſungen des Troſſes erliegen, ſie hineinreißen in die Mitte des entmenſchten Haufens und ſinken, und ſinken von Stufe zu Stufe, bis die Sünde ihr lieb — das Laſter ihr Bedürfniß wird. — Ich wende bebend die Augen ab, aber ich frage nicht mehr: Vater, was haben dieſe Schuldloſen verbrochen, daß Du ihre Seelen verteufelſt? — Ich weiß ja, daß nicht allein Lebensqual und Todesmarter die Stufen ſind, die aufwärts führen zu Dir; ich weiß auch, daß durch die Tiefen der Hölle ein Weg zu Deinem Himmel leitet, daß Keiner Deiner Erſchaffenen verloren geht. Ich bin Dir ja nicht verloren gegangen, ich Abgeirrter von Dir; ich Verderber der reinſten Unſchuld, ich mit meinem Herzen voll Haß, voll Mordluſt; ich mit meinem wahnſinnigen Zweifel an dir, du ewiger Vater!"

Florentin umſchlug die geleſene Seite und ſagte, indem er nach einer andern Stelle blätternd ſuchte: „Jetzt ſollſt Du ſehen, wie der unglückliche Mann zurückgekehrt iſt zu Gott; er ſcheint, wie aus einigen Andeutungen zu ſchließen iſt, ſich unter den Baugefangenen auf der Feſtung befunden zu haben, als er Folgendes ſchrieb:

„Iſt denn, was ich geglaubt und gelehrt habe, eine Lüge? Trägt Menſchenleid und Menſchenthat nur ſamenloſe Früchte? Begräbt die Erde Alles, was der Menſch geſammelt hat, wenn ſie über ſeinen Leichnam zuſammenſtürzt? — Wird der Engel, deſſen Seele ich mit Leid belud, dieſer Engel, deſſen einzige Schuld ſeine Liebe zu mir war, einſt nicht mehr ſein? — Der Glaube dieſes Engels an Gott, ſein Leiden, Lieben und Ringen, Alles ſoll verloren ſein, wie das Weinen und Lächeln des Säuglings, der nicht weiß, warum er lächelt und weint? — Und ich — der Entzweier dieſes Herzens mit ſich ſelbſt; ich, der Räuber des Friedens dieſer Seele; ich mit meinem Sehnen nach Rache; ich, dem nichts fehlt um der verworfenſte Mörder zu ſein, als daß meine Hand ſo blutig ſei, als meine Seele, ich ſoll ſtraflos, wie ſie lohnlos von hinnen gehen? — Mein Weſen ſoll verdünſten wie das ihrige? — Nein, was der Menſch leidet und thut, das muß Folgen haben, die hinausdauern über das Grab. — Aber ich und dieſe Teufel, in deren Gemeinſchaft die Nemeſis mich geworfen hat, was können wir werden, wenn die Erde einſt weichen wird unter unſern Füßen? Dürfen wir hoffen, daß der Angſtſchweiß der Todesſtunde uns rein waſchen werde von den Gebrechen, die wir angeſammelt haben während der Dauer eines ganzen Lebens? — Was können wir werden, wir Widerſacher Gottes? — Und jener Engel, was muß er werden?"

„Um dieſe Zeit" — ſo brach Florentin ſeine Lectüre ab — „ſcheint dem mit ſeinem Gewiſſen zerfallenen Forſcher eine Beſchäftigung in dem Gefängniſſe des jetzigen Königs von Preußen übertragen zu ſein, welcher damals in Küſtrin auf den Tod vorbereitet wurde, den eben ſein Jugendfreund Katt erlitten hatte. Aus einigen dieſer Blätter geht hervor, daß der Schreiber derſelben Gelegenheit gehabt hat, Geſpräche des gefangenen Kronprinzen mit einem Feldprediger anzuhören, und daß dieſe den Grund zu ſeiner Einswerdung mit ſich ſelbſt gelegt haben. Er entdeckt, daß der Kronprinz eben ſo zerfallen mit ſeinem Gewiſſen, als er ſelbſt, iſt. Friedrich klagt ſich als den Verführer des unglücklichen Jünglings an, der um ſeinetwillen das Blutgerüſt beſtiegen hat; er zweifelt an Gottes Gerechtigkeit und fragt den Geiſtlichen, als dieſer ihn auf eine vergeltende Zukunft jenſeit des Grabes hinweiſ't, ob er denn glaube, daß auch dem Thiere, welches unter den unſäglichſten Martern ſein Leben getragen und verhaucht hat, eine vergeltende Zukunft, eine Erhebung in eine höhere Weſenreihe bevorſtehe? — Von einer ſolchen Seelenwanderung will der Geiſtliche nichts wiſſen, da ſagt der Prinz: „Soll ich an Gottes Gerechtigkeit, an ein vergeltendes Leben nach dem Tode glauben, ſo darf ich auch die Beſtimmung des niedrigſten Wurmes, der unter meinen Füßen ſich krümmt, verwandelt, veredelt fortzuleben, nicht bezweifeln, denn dieſer Wurm iſt Gottes Erſchaffener, wie ich, wie der erhabenſte Seraph, und kann nicht erſchaffen ſein, um verloren zu gehen, oder auch mich muß der Tod auflöſen in Nichts. Alle Weſen müſſen zur höchſten Vervollkommnung den Beruf in ſich tragen, oder die Lehre von der Beſeligung des Menſchen iſt eine Fabel, erdacht, um den Menſchen zu zügeln durch Hoffnung und Furcht. Und alle Weſen müſſen ihr Ziel erreichen; ſelbſt der ſcheußlichſte Verbrecher muß zurückkehren in Gottes Nähe, oder die Lehre von Gottes unermeßlicher Langmuth und Liebe und von der Schrankenloſigkeit ſeines Blickes iſt ein Märchen. Er kann den Irrwandel ſeiner Geſchöpfe nicht vorausgeſehen haben, wenn dieſer zur ewigen Verdammniß führt, ſonſt würd' er ſie nicht erſchaffen haben, oder er wäre nicht der Vater ſeiner Welt. — Und mußt' er ſie erſchaffen, weil er ſolcher Irrgänger bedurfte zur Förderung der Zwecke des Geſetzes, nach welchem er die Welten lenkt, ſo würd' er ſie zurückſchleudern in ihr Nichts, nachdem ſie ſeinen Zwecken gedient haben, oder er müßte der rachgierige Jehova ſein, durch deſſen Namen Moſes die Juden in Feſſeln ſchlug.“

„Von nun an wird es lichter in der Seele unſeres Forſchers,“ fuhr Florentin, einige Blätter umſchlagend und weiter leſend, fort:

„Es giebt weder Stillſtand noch Rückſchritt auf der Bahn, die aus der Nacht des Nichts zur Gottnähe führt; wer nicht vorwärts ſchreitet, der irrt ſeitwärts ab. —

„Alles Erſchaffene dauert ewig, wie es ſich auch verwandeln möge. —

„Alles Lebendige, — und Nichts iſt leblos in Gottes Welt — hat ein Ziel: Einswerdung mit Gott! —

„Dieſes Ziel — das Thier kennt es nicht, der Menſch ahnet es, der Seraph ſieht es! — Ohne Rückblick, ohne Vorausblick geht das Thier ſeinem Verwandelungspunkte entgegen; die ihm innewohnende, zur Erhebung reiſende Kraft — wer will ſich weigern, ſie Seele zu nennen — muß es inſtinctmäßig unter Sorgen für ſeine Nahrung, ſein Neſt und ſeine Brut entfalten, pflegen und ſchärfen.

Es ſtirbt; die Seele wird ſelbſtändiger in dem neuen Körper, den ſie anſammelt; ſie prüft, wählt, und blickt, ihren hohen Beruf ahnend, hinaus über das zweite Grab, welches ſie ihrer zweiten Hülle zu entkleiden beſtimmt iſt; aber der Erinnerung an das hinter ihr liegende Leben bedarf ſie noch nicht, darum iſt das inhaltloſe Räthſel ihres embryoniſchen Keimens ihr in Nacht gehüllt; nur einzelne Klänge tönen ihr herauf aus der verlaſſenen Welt; es ſind die Stimmen der thieriſchen Inſtincte, die einſt am mächtigſten ſie bewegten, und gleich einem Traumecho ihre Nachklänge herüberſenden. Je häufiger, je nachhalliger dieſe Laute ertönen, je näher verwandt iſt der Menſch dem Thiere noch geblieben, aus deſſen Reihe ſeine Menſchwerdung ihn ſchied; und je gieriger der Menſch die Neigungen des Thieres nährt, welches er einſt war, je gewaltiger arten ſie aus in menſchliche Gebrechen, und ſein dämoniſches Wirken auf Andere beginnt. Aber noch iſt der Zweck ſeiner Erdenwallfahrt ihm nicht verloren; er thut das Böſe noch nicht, weil es böſe iſt; nur dem gewohnten Zuge ſeines thieriſchen Triebes will er folgen, ſich rächen, weil die Rache ſüß iſt, die Unſchuld verderben, um ſeine Sinne zu vergnügen, rauben, um nicht zu darben, morden, um ſich eines Feindes zu entledigen; aber unvermerkt wird Böſesthun ihm Bedürfniß, und allmälig bilden die Neigungen, die er in ſeinem früheren Zuſtande naturgemäß nährte, der Neid des Hundes, die Hinterliſt der Katze, die Mordgier des Tigers, zu himmelentfremdenden Laſtern ſich aus, und ſo ſteht er, als Giftmiſcher, als Mordbrenner, als Freundesverräther, ein vollendeter Teufel, am Rande ſeines Grabes. — Dieſes entartete Weſen, was kann es werden in der Stunde ſeiner Verwandlung? Der weltbeglückenden Seraphim einer? — Dies wähnen, hieße der Weisheit und der Gerechtigkeit Gottes ſpotten. — Menſch? kann er Menſch wieder werden? Kann er noch einmal zurückkehren auf die durchlaufene Bahn, um, gewarnt durch den Anblick ſeiner verderblichen Abirrung, die Irrſchritte zu vermeiden, die ihn entfernt haben aus Gottes Nähe? — Das iſt unmöglich, denn um gewarnt zu werden, würd' er die Erinnerung an ſeine Erfahrungen bedürfen, und ein ſolcher Rückblick iſt dem Menſchen verſagt. Auch Thier kann er nicht werden, ohne die geiſtigen Kräfte, die er geſammelt hat, verloren zu geben, und Nichts geht verloren in Gottes Schöpfung; er kann alſo nur fortfahren, wie er geendet hat, und jetzt mit den Kräften der Seraphe gerüſtet, durchkreuzt er feindlich ihre Bahnen, hindert ſie dem in Nacht verirrten Menſchen den verlorenen Weg zu ſeinem Ziele zu beleuchten, und umgaukelt den Lichtloſen mit hölliſchen Blendwerken, erhitzt durch verführeriſche Traumbilder ſeine Sinne, bietet ſeinen Leidenſchaften ſüße Nahrung, um den Genoſſen ſich zu erziehen, den der Tod ihm zuführen ſoll. Aber auch dieſer vollendete Teufel iſt noch nicht verloren; die Marter ſeiner eigenen Hölle muß ihn zurückführen zu Gott; der erſte und immerwährende Stachel, mit welchem dieſe Hölle ihn anfällt, iſt ſein ſeraphheller Blick; er ſieht, was er als Menſch nur ahnete, ſein verlornes Ziel; er ſieht, wie Tauſende es erreichen, die er vergeblich lockte, ihm zu folgen; er ſieht, wie er ſeinen Feind, den er gemordet, um ihn zu vernichten, nur früher in Gottes beſeligende

Nähe geworfen hat. Verderben hat er ſäen wollen, und er ſieht: Segen iſt aufgegangen unter ſeiner Hand. Da hält der Neid ihn an, denn er ſieht, daß alle Ängſten des Lebens und des Todes nichts als die wohlthätigen Gewalten ſind, die das Thier entthieren und den Menſchen in die Reihe der Seraphim rücken; nun fängt er an, die Gequälten um ihre Qualen zu beneiden, nach tauſendjährigem Nagen veredelt der Neid ſich zur Sehnſucht, und nun iſt der erſte Schritt ihm zur Gottannäherung gelungen; allmählig unter namenloſen Mühen findet er auf zahlloſen Umwegen die Bahn, die er als Menſch zu gehen verſchmähte, bis endlich der Dämon ſich in den Gehülfen des Seraphs verwandelt, und der Teufel aufhört, Teufel zu ſein."

Florentin ſchlug das Buch zu, und blickte Learoſa fragend an, als wolle er auf ihrem Geſichte leſen, welchen Eindruck die ihr entfaltete neue Welt ihr zurückgelaſſen habe; ſie ließ ihn nicht lange in Zweifel. „Es muß ſchrecklich ſein," hub ſie an, „eine Sünde auf ſeinem Gewiſſen zu haben, wie Dein Großvater auf dem ſeinigen getragen. Er hat ſich beruhigen wollen, und in ſeiner Angſt ſeine That dem Einfluſſe übermächtiger, böſer Geiſter zugeſchrieben. Aber müßte man nicht beben, Menſch zu ſein, könnte man wohl Vertrauen zu Gott haben, wenn man es ſich möglich dächte, unter dem Einfluſſe eines ſolchen Weſens ſelbſt ein Ungethüm ähnlicher Art zu werden?"

„Vermindert ſich denn Dein Vertrauen auf Gott, wenn Du einen guten Menſchen entarten ſiehſt unter dem Einfluſſe eines Böſen, und ſiehſt Du das nicht täglich?" frug Florentin.

„Ja, ja," fuhr Learoſa ſchaudernd zuſammen. „Es iſt wahr, es gibt ſolche Teufel auf Erden, die den ſchuldloſen Menſchen mit Seelengebrechen beladen; und — Gott erbarme ſich meiner, ich ſelbſt ſchon bin ſchlechter geworden durch dieſe verderblichen Weſen! — O, Florentin! Wenn ich die Möglichkeit denke, daß ein übermächtiges Geſchöpf — ein böſer Geiſt — ſich meiner Seele bemächtigte, um ſie von Gott zu entfernen — ſie zu verteufeln; Florentin, auch ich bin leidenſchaftlich — bin geneigt zu haſſen — mich zu rächen —"

Florentin ſchloß ihr den Mund mit Küſſen. „Engel, läſtere Dich nicht!“ rief er. „Du kannſt nicht verderben, nicht untergehen, Du kannſt nur retten vom Untergange! O, was wär’ ich in den Händen meines Dämons geworden ohne Dich! Doch nur um feſter ſtehen zu lernen, fällt der Menſch; ich ſtehe jetzt feſt an Dich gelehnt.“

„Und ſo wollen wir ſtehen und wallen,“ rief Learoſa erwärmter. „Eins das Andere haltend und hütend, wollen wir uns gegenſeitig zu Gott führen. — Aber wann, wann werden wir einander die Hände bieten können, um ſie nur am Grabe zu trennen?“

Dieſe Frage leitete das Geſpräch der Liebenden auf ihre Zukunft, und mit jugendlichem Leichtblick faßten ſie den Himmel in’s Auge, der über dem Grabe des Grafen ihnen aufzugehen verſprach. Beide wurden wärmer, ihre Empfindungen unheiliger; der Ernſt ihrer abgebrochenen Unterhaltung verlor ſeine rückwirkende Kraft, und gleichſam als ſpotte ein ſchadenfroher, hinterliſtiger Dämon des feſten Standpunktes, deſſen Hochwart, gelehnt an die Geliebte, ſich gerühmt hatte, und als höhne er Learoſa’s Gelübbe, vereint mit dem Geliebten zu Gott zu wallen, ſo roh entwickelte ſich die Sinnenglut unter Beider flammenden Küſſen. — Da, eh noch Learoſa's Augen völlig ſich verfinſterten, erweckte ein warnender Geiſt ihr eine dunkle, aber augenblicklich flammenhell auflodernde Erinnerung: wie jetzt Florentin, ſo hatte Pelgramm ſie umſchlungen gehalten, damals — damals. — Und zauberplötzlich war ihr ſiedendes Blut eisähnlich zuſammengeronnen; ſie ſtieß den frevelnden Geliebten von ſich, ſtarrte ihn mit Blicken des Abſcheus an, und die Worte: „Dämon! Verführer!“ mehr ſtöhnend als rufend, wandte ſie ihm den Rücken, und entrann.

„Learoſa, vergieb!“ hörte ſie ſeine Stimme flehend ihr nachbeben; aber der Zauber dieſer Stimme hatte ſeine Macht über ſie verloren; er vermochte nicht, ihren Fuß zu feſſeln.

In dem Gartenſaale, durch welchen ihr Weg führte, hörte ſie reden; wahrſcheinlich war die Dienerſchaft beſchäftigt, ihn zu reinigen. Der Gedanke, Menſchenaugen zu begegnen, entſetzte ſie; ſie umging auf einem weiten Umwege den Saal, kam ungeſehen in ihr Schlafzimmer und ſank vernichtet auf ihr Bett.

Die Stille des ſonntäglichen Morgens nährte den Aufruhr in ihrem Innern; verworrene Gedanken durchkreuzten ſich ihr; dieſer Menſch — dieſer Mann — was war er Edleres als Pellgramm? Was hatte Pellgramm Schändlicheres begonnen, als dieſer, der jetzt vielleicht hohnlachend auf ihre Schwäche, ihre Schmach, ihre Entwürdigung zurückſah? — Hohnlachend? — Sein Antlitz ſtand vor ihren Gedanken, als ſteh' es ihr vor Augen; aber ihrer Einbildungskraft war es nicht möglich, dieſes treue Auge, dieſen lieblichen Mund durch einen Zug zu verzerren, der den hinter ihm lauernden Teufel verrathen hätte. Und dennoch, wie treu er auch blickte, wer verbürgte es ihr, daß er nicht ein eben ſo verworfenes Geſchöpf, als die andern verabſcheuten Feinde ihres Lebens, nur geübter in den Künſten des Verraths und der Heuchelei, und folglich um deſto gefährlicher ſei?

Und immer von Neuem ließ ſie das Auge umherirren, um nur einen Lichtpunkt aus ihrem untergegangenen Paradieſe zu retten und einen Ankerplatz zu gewinnen für ihre todesnahe Hoffnung; aber der Entlarvte war durch keine Larve mehr zu retten; je feſter ſie ihn in's Auge faßte, je abſchreckender entwickelte aus dem Gewölk des an ſeine Vergötterung verſchwendeten Weihrauchs ſich ihr — der Mann. — „Er iſt ein Mann, ein Mann," rief ſie außer ſich. „Und was iſt ein Mann anders als ein dämoniſches Weſen, das Gott erſchaffen hat, um den werdenden Engel, das Weib, zu prüfen, zu läutern, oder es mit ſich hinabzureißen in ſeine Hölle!"

Als wolle ſie flüchten vor den Schauern dieſer Entdeckung, verließ ſie das Bett, und ſah, als ſie, um dem Gemache zu entfliehen, die Thür öffnete, Martin an derſelben ſtehen, der unter ſeiner Weſte ein Papier hervorzog, und, nachdem er umhergeblickt, ob Jemand in der Nähe ſei, jedoch Niemand ſah, es ihr überreichte. Die Frage: „von wem?" glitt kaum hörbar von ihren Lippen.

„Ein fremder Herr gab es mir in dem Fiſcherhäuschen."

„Still! Du biſt des Todes, wenn irgend Jemand Dich geſehen hat!“ fiel Learoſa ihm in die Rede.

„Nein, mich hat Niemand geſehen, und den Brief hab' ich ſorgfältig verſteckt, wie der fremde Herr es mir befohlen hat,“ verſicherte der Knabe und verſchwand.

Unter Learoſa's zitternden Händen zerriß das Papier längs des Mundlackes, der es verſchloß; es enthielt folgende Worte:

„Vergieb!“ rief ich Dir nach! — Du hörteſt nicht, Du vergabſt nicht! — Ach! was ich that, in jenem unſeligen und dennoch mein ganzes Leben mit dem Strahl ſeiner Seligkeit überglänzenden Augenblicke — es war nicht meine That; es war die Unſrige! — Verführer nannteſt Du mich; o Gott, warſt Du denn nicht auch meine Verführerin wie ich der Deinige? — Haben mich Deine Küſſe weniger betäubt, berauſcht, wie Dich die meinigen? — Wähnſt Du die Wirkung Deiner Kraft auf mich geringer als die Wirkung meiner Kraft auf Dich? — Das vermagſt Du nicht, denn ich war Deinem Zauder völlig erlegen, und Du behielteſt die Macht, zu ſliehen. — Nimm alſo, o nimm, Geliebte, Deinen Vorwurf zurück; ich hab' ihn nicht verdient.

Aber der gute Engel jener Stunde, Dein und mein Schutzgeiſt, der Dich kräftigte, mich aufrecht zu erhalten im Augenblick meines Verſinkens, hat mich bekannt gemacht mit der Gefahr, die der Mangel an Wachſamkeit uns droht. Ich will künftig wachſamer mich ſelbſt in Deinen Armen hüten; das betheure ich Dir bei meinen höchſten Gütern, bei meiner Ehre, bei meiner Liebe. Ich will mich zwingen, nie mehr zu vergeſſen, daß unſerm Bunde die letzte, die geſetzliche Weihe noch gebricht, und bis dieſe uns verbunden hat, ſoll unſere Liebe die eines Geſchwiſterpaares ſein.

Gottes Heilige mögen Dich umſchweben. Ein anderes Gebet kennt Dein Freund nicht mehr."

Fieberſchauer und Schamglut hatte, während Learoſa las, ſie wechſelsweiſe erkältet und erglüht, und je öfter ſie las, je mehr vervielfältigten ihre Gefühle ſich; Anfangs hatte Florentins Ablehnung ihres Vorwurfs, die Zurückweiſung deſſelben auf ſie, ihren Stolz herausgeſodert zur Gegenwehr, aber das Gefühl der empfangenen Beleidigung wurde matter, ihr Stolz ſenkte die Flügel, als ſie zum zweiten — zum dritten Male dieſe Zeilen las. — Nein, Florentin war kein Teufel! Ein und daſſelbe übermächtige Gefühl hatte ihn und — ſie bewältigt. — Aber konnte ſolch ein Gefühl zum herrſchenden werden? Lag es in der menſchlichen Natur, dem Zwange eines ſolchen Gefühls unterliegen zu müſſen, dann war ja auch Pellgramm kein Teufel geweſen, und dann konnte ſelbſt der verachtete Paſtor Stramm ſeine verbrecheriſche Abſicht mit ſeiner Machtloſigkeit, dem allgewaltigen Gefühl zu widerſtehen, rechtfertigen, und Florentin und ſie ſelbſt ſtanden dann mit dieſen verabſcheuten Geſchöpfen auf ein und derſelben Stufe.

Die Qual der härteſten Demüthigung ſenkte ihr Auge vor dieſem Anblick ihrer niederen Stellung, deren tiefſt-unterſtem Grade ſie anheimgefallen ſein würde, wenn die Erinnerung an Pellgramm ſie nicht erkältet hätte in der Minute ihrer Sinnenentzügelung; — Florentins Mißtrauen in ihre Kraft war gerecht;

aber durfte er auf die ſeinige bauen? — er, der heute noch ſchwächer geweſen war als ſie? — er, der — ſie fühlte es mit faſt noch tieferem Schmerze, als ſie ihre eigene Schmach empfand — ſo unendlich viel weniger war, als ſie geträumt hatte, daß er ſei? — War es nicht beſſer, die gefährliche Einſamkeit mit dieſem Manne, den ſie ſo gottähnlich aus dem Kreiſe der Menſchheit emporragen zu ſehen ſich gewöhnt hatte, und den ſie jetzt ſo ſeines hohen Adels entkleidet ſah, ganz zu vermeiden, bis — ſie las — und ihr Ahnen wurde Wiſſen — den Schluß ſeines Briefes wieder — bis die kirchliche Weihe ihres Bundes Gefühle, wie die heut empfundenen, heiligte? Sie zweifelte in dieſem Augenblicke nicht an ihrer Kraft, eine lange Trennung zu ertragen von dem gefährlichen Geliebten; nur einmal noch wollte ſie ihn ſehen, um ihm ihren Entſchluß anzukündigen, denn ihr Geheimniß einem Papiere anzuvertrauen, wagte ſie nicht, und fing jetzt auch ſeiner Unvorſichtigkeit zu zürnen an. Sie ließ Martin rufen, um ihm zu verbieten, je wieder Briefe zur Beſtellung an ſie von unbekannten Männern anzunehmen und ihn zu fragen, wie er mit dem Fremden, der ihm dies Papier gegeben, zuſammengetroffen ſei?

Der Bericht, welchen Martin erſtattete, trieb das Blut aus Learoſa's Wangen. Er erzählte, daß er ſchon ſeit mehreren Tagen alle Morgen einen ältlichen Mann wahrnehme, der weder zu den Hausbewohnern noch zu den Gartenarbeitern gehöre, und ihm ſeines Umherſchleichens wegen ſo verdächtig geworden ſei, daß er es nöthig gehalten, ihm aufzulauern, um zu erſpähen, wo er bleibe. Dies ſei ihm heute gelungen; der Alte habe nämlich den Weg nach der Inſel genommen, um wahrſcheinlich über den Bach zu entkommen. „Ganz genau kann ich aber nicht berichten über ſein Verbleiben," fuhr Martin fort. „Denn als ich ihm nachſchlich, da wurde meine Aufmerkſamkeit auf einen andern Gegenſtand gelenkt; ich ſah nämlich an dem Schreibtiſche, der in dem Fiſcherhäuschen ſteht, einen Herrn ſitzen, der, als er meiner anſichtig ward, mich frug, wer ich ſei, und mir, nachdem ich es ihm geſagt hatte, den Brief für Ihro Excellenz gab."

„Gott im Himmel, wir ſind entdeckt!" bebte die Stimme der Angſt in Learoſa's Seele. — Dieſer Alte, wer als ein Späher konnt' es ſein, wenn es nicht — ſo geſellte ein tröſtlicher Gedanke ſich dem beängſtigenden bei, — wenn es nicht Florentins Begleiter, ſein Diener wahrſcheinlich, geweſen war. Aber auch in dieſem Falle gefährdete die Unvorſichtigkeit des alten Mannes ihr Geheimniß. — Wie, wenn ihn Jemand anders als Martin geſehen hätte? — Sie gebot dem treuen Knaben, ferner Acht auf dieſen Fremden zu haben, verpflichtete ihn zum unverbrüchlichſten Stillſchweigen über die ganze Begebenheit und entließ ihn.

Zwei Tage ſpäter ward die Reiſe nach Teplitz angetreten. Die Sorgfalt, mit welcher der Graf ſeiner Cur obliegen mußte, ließ ihn nie vor der zehnten Vormittags- und nach der fünften Nachmittagsſtunde öffentlich erſcheinen, und auch in dieſer Zeit pflegte er nur den höhern Zirkeln anzugehören, aus welchen der leichte Ton der Badefreiheit verbannt war. Für ſeine Gemahlin und deren Begleiterin hatte mithin der Aufenthalt in Teplitz wenig Reiz. Auch waren Beide, beſonders Roderike, meiſtens verſtimmt

Learoſa fand ſie oft in Thränen, deren Quelle, die Sehnſucht nach dem entfernten Geliebten, ihr nicht verborgen blieb.

Die Eingezogenheit, in welcher die beiden Freundinnen lebten, und der tiefe, ihren Jahren nicht entſprechende Ernſt ihrer ſchönen Züge hatte die junge Männerwelt nicht verhindert, Beide, und vorzugsweiſe die auffallend ſchöne Gemahlin des greiſen Grand maître de la garderobe, zum Gegenſtande der ungetheilteſten Aufmerkſamkeit zu machen. Wo Learoſa ſich öffentlich zeigte, da umflatterte ſie ein Schwarm von Männern jedes Alters, und mit Entzücken ſah der Graf von der Stirn ſeiner Learoſa nie den hohen, würdevollen Ernſt weichen, der, einer Gräfin von Rottingerode geziemend, den Schwarm ihrer Bewunderer in ehrerbietiger Ferne hielt. Der Monat Juli war verſtrichen; immer heiterer ward der Graf, je mehr der Erfolg ſeiner Cur ihn zu befriedigen verſprach, und je ſtolzer Learoſa über die Huldigungen hinwegſah, welche von allen Seiten ihr zuſtrömten. Sein Verhältniß zu der ſchönen Frau ſchien jetzt faſt ganz das des Beſitzers eines koſtbaren Kunſtwerks zu demſelben zu ſein. Er war ſelig in dem Gedanken, der Einzige zu ſein, der es beſaß, und prahlen zu können mit ſeinem ſeltenen Beſitzthum. Learoſa gönnte ihm dieſen Genuß; — da ſchien es plötzlich dem eigenſinnigen Kunſtfreunde, als ſolle der Glanz ſeines Kleinods unter dem Anhauche eines gefährlichen Neiders erblinden.

Es war auf einer der Spazierfahrten, welche der Graf täglich vor dem Diner mit ſeinen Begleiterinnen zu unternehmen pflegte, als ein junger Mann in einer fremden Huſarenuniform ihnen begegnete.

„Welches Potentaten Uniform iſt das?“ fragte der Graf, neugierig das Glas hervorziehend, und den langſam ihnen entgegenkommenden Fremden beäugelnd. Der Dolman ſchwarz, der Kragen grün, die Schnüre Gold, und auf der Bärenmütze ein liegendes Todtengerippe. — „Gott ſteh mir bei,“ rief er, als der Offizier nun ganz nahe gekommen war; „ſeht doch, ſeht das Kordon an; 's iſt, bei meiner Ehre, das preußiſche Feldzeichen!“

Der Offizier, ſtehen bleibend und mit dem da=

mals noch üblichen Gruß die Mütze ziehend, blickte ebenfalls ſehr aufmerkſam in den Wagen hinein; da fuhr Learoſa zuſammen, und rief gedämpft: „Das iſt derſelbe Menſch, der mir aufgelauert und den Zettel in die Hand gedrückt hat an jenem Feſtabend in Simbach.“

Der Graf erſchrak, ſprach von nothwendigen Vorſichtsmaßregeln, von allenfallſiger Nachſuchung polizeilichen Beiſtandes, aber Learoſa bedeutete ihn, daß dieſer Offizier die Abſicht gehabt habe, ſie zu warnen, und daß ſie auf jeden Fall ihn ſprechen wolle, wenn er ſich ihr nähern werde.

Vergebens widerſprach der Graf; er ſuchte ſeiner Gemahlin zu beweiſen, daß ein preußiſcher Offizier, vermöge der Entfernung ſeiner Garniſon von Simbach, unmöglich bekannt genug mit ihren Verhältniſſen ſein könne, um ihr eine begründete Warnung zufließen zu laſſen, und daß folglich ſein aus der Luft gegriffener Vorwand ihm nur habe Gelegenheit geben ſollen, ſich, aus gewiß nicht lauteren Abſichten, ihr zu nähern.

Learoſa ſann ein wenig nach, beſtand aber dann mit verdoppelter Feſtigkeit auf ihrem Beſchluſſe. Kaum vermochte der Graf ſich ihre Erlaubniß zu erwirken, zuvor wenigſtens Erkundigungen über dieſen jungen Mann einzuziehen, bevor er ihm Gelegenheit zu einer Annäherung gäbe.

Am folgenden Tage erfuhr Learoſa durch den Grafen, der Fremde ſei wirklich preußiſcher Offizier, ſtehe aber bei dem Belling'ſchen Huſarenregiment in Hinterpommern an der Grenze von Polniſch-Preußen in Garniſon; es ſei mithin ganz unwahrſcheinlich, daß er im Stande ſei, ihr irgend eine, nicht von ihm ſelbſt erfundene Nachricht geben zu können. Auch ſpreche ſein Ruf nicht für ihn, da er, wie es ſcheine, Handwerk vom Spiel mache.

Learoſa ſchwieg; ſie begriff, daß es nicht in ihrer Macht ſtehe, dem übelberufenen Fremden Gelegenheit zu einer Annäherung an ſie zu geben, aber ſie hoffte, daß er dieſe ſuchen werde; doch verfloß ein Tag nach dem andern, ohne ihrer Erwartung zu entſprechen; eine Zeit lang ſah ſie ihn gar nicht; endlich aber, gegen das Ende ihres Aufenthaltes in Teplitz ward ſie an einem Luſtorte ſeiner anſichtig, woſelbſt er, wie es ſchien, ſich abſichtlich in ihre Nähe drängend, ſich in ein von ihren Geſellſchaftern geführtes Geſpräch einmiſchte, offenbar, um ihr die Überzeugung zu gewähren, daß er von Allem, was ſie zu fürchten habe, genau unterrichtet und Willens ſei, ſie zu warnen.

Es war die Rede von dem ſchauderhaften Ende Peter des Dritten und von dem Gelübde ſeiner Gemahlin, die ihm auf dem blutigen Throne gefolgt war, ihren Antheil an der ſchrecklichen That dadurch zu ſühnen, daß ſie nie ein Todesurtheil unterſchreibe.

„Die fürchterlichſte Sühnungsmethode eines begangenen Mordes!“ ließ der junge Fremde ſich vernehmen. „Sie flößt mir kein beſonderes Vertrauen ein zu der Weisheit der neuen Semiramis, wie ihre franzöſiſchen Schmeichler dieſe Catharina nennen. Dieſe ſogenannten Begnadigungen ſind nichts Anderes, als die furchtbarſten Grauſamkeiten, die geübt werden können von Menſchen an Menſchen; davon hab’ ich erſt kürzlich einen ſprechenden Beweis vor Augen gehabt. Es gelang nämlich im Laufe des vorigen Herbſtes einer jungen, eben ſo mildherzigen als reizenden Dame bei ihrem Monarchen die Begnadigung eines Mörders zu erwirken, welcher in einem Anfalle gerechtfertigter Eiferſucht ſeine treuloſe Braut erſchlagen hatte. — Der glückſelige Begnadigte wurde — auf Lebenszeit an die Karre geſchmiedet.

Die Marter der Gewiſſensangſt, Sehnſucht nach dem Tode, vor Allem aber das ſchreckliche Elend, mit den ſcheußlichſten Verbrechern zuſammengeworfen zu ſein, verſetzten den unglücklichen Mann in einen faſt wahnſinnähnlichen Zuſtand. Jedes ſeiner Worte war ein Fluch, den er auf das Andenken ſeines königlichen Begnadigers und auf ſeine Fürbitterin warf, die man ihm genannt hatte, damit er ſie einſchließe in ſein Dankgebet. — Einmal bin ich Zeuge dieſes Dankgebets geweſen; — ich mag es nie wieder hören."

Das Blut war geſtockt in Learoſa's Adern; ſie wußte, wer dieſer Unſelige — Begnadigte ſei, der, ſtatt ſie zu ſegnen für die Friſt, die ſie ihm zur Verſöhnung mit Gott gegeben, ihrer fluche. — Aber ihre Pulſe geriethen wieder in Bewegung bei dem Gedanken an den König, den grauſamen Spieltreiber mit der gottähnlichſten Macht, die dem Sterblichen werden kann, mit der Macht, die Sterbeſtunde eines Weſens hinauszurücken. Wie hatte dieſer König ſein göttliches Gnadenamt entweiht! — So wie er — konnte kein Tiger mit ſeiner Beute ſpielen; das konnte nur — ein Mann!

Während der Eindruck, welchen die Erzählung des Fremden auf Jeden gemacht, eine allgemeine Verſtummung zurückgelaſſen hatte, nahm er das Wort wieder: „Will man begnadigen, wo das Geſetz verdammt, ſo muß man Einrichtungen treffen, daß die Züchtigung, welche ſtatt der Todesſtrafe dem Verbrecher beſtimmt wird, ihn beſſere; aber daran denken unſere Geſetzgeber nicht; ihnen iſt es genug, zu ſtrafen; und dennoch laſſen ſie die gröbſten Miſſethäter ungeſtraft. Ein Unglücklicher, der im Zuſtande der Raſerei einen Todtſchlag begangen hat, wird gerädert, und der Freundesverräther, der Jugendverführer, der Verleumder — ſolche Feinde des menſchlichen Geſchlechts taſtet kein Richter an. Zwei ſolcher Elenden ſind mir in der Nähe jenes

Mörders begegnet, Beide die erbittertſten Feinde der Erlöſerin jenes Unglücklichen vom Rade, und dieſe Beide theilten einander ihre Entdeckung der Möglichkeit mit, ſich dieſes Raſenden als Werkzeug ihrer Rache gegen ihre und ſeine Feindin benutzen zu können. — Und ſolche Feinde der Menſchheit zu ſtrafen, gebietet kein Geſetz; kaum wagt die öffentliche Meinung, ſie im Verſtohlenen zu richten. Und doch ſind ſie es, die gefährlicher als die gefährlichſten Mordbuben ſind; zumal, wenn das Opfer, welches ſie ſich auserleſen haben" — ſein Blick ruhte ſcharf auf Learoſa — „nicht einmal einer Warnungsſtimme Gehör geben will, und ſelbſt von Feinden ſolcher Art nichts fürchtet."

Eine tödtliche Angſt durchzitterte Learoſa; dieſer Wink galt zweifellos ihr; ſie blickte umher mit ſo ſcheuem Auge, als fürchte ſie, der Jeſuit ſtehe ſchon an dieſer und ihr Stiefſohn an jener Seite. Gern hätte ſie dem Fremden ſich genähert, aber es war nicht möglich, denn der Theil der Geſellſchaft, zu welcher ſie gehörte, brach auf, und ſie mußte folgen. Sie forſchte, wer es ſei, aber ihren Bekannten war er unbekannt; Badeliſten circulirten damals noch nicht, und der ſonſt ſo leichtgläubige Graf, der während der Erzählung des Fremden ſein Ohr an andern Orten gehabt hatte, war nicht zu überzeugen, daß in dieſem Geſpräche von der ruſſiſchen Kaiſerin ein Wink für ſeine Gemahlin enthalten ſein ſolle. Es ſchien faſt, als rege das Sehnen derſelben nach dieſem jungen Offizier eine Art von Eiferſucht ihm auf, wenigſtens vermied er, unter dem Vorwande, ſeine Cur durch die möglichſte Vorſicht unterſtützen zu müſſen, den Beſuch öffentlicher Orte gänzlich, und ſo lief die für den Aufenthalt in Teplitz beſtimmte Zeit ab, ohne Learoſa hoffen zu laſſen, dem Fremden noch einmal zu begegnen; da konnte, zwei Tage vor ſeiner Abreiſe, der Graf die Auffoderung nicht ablehnen, nebſt ſeinen Damen Theil an der Feier des Namenstages des lebensluſtigen Biſchofs von Fulda zu nehmen, welche Alles, was zur großen und ſchönen Welt in Töplitz gehörte, in dem damaligen Faſanengarten verſammelte.

Die veranſtalteten Feſtlichkeiten begannen mit einem Armbruſtſchießen der Damen. Learoſa mißlang der Verſuch, das Werkzeug zu handhaben, da trat, bisher noch ungeſehen von ihr, der fremde Offizier aus dem Kreiſe der Zuſchauer, um ihr Beiſtand zu leiſten. Sie blickte umher, und trat, als ſie bemerkte, daß die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden der Dame zugewandt war, welche eben zum Schuſſe anlegte, einige Schritte zurück. — „Irr' ich nicht, ſo zeigten Sie ſich mir ſchon einmal," hob ſie an.

„Excellenz irren nicht; ich hatte dringende Veranlaſſung, Sie zu ſuchen, und habe ſie noch," antwortete der junge Mann, an der Schnur der Armbruſt knüpfend, um Gelegenheit zur Verlängerung des Geſprächs zu erhalten.

„Ich muß geſtehen, daß die Art, mit welcher Sie ſich mir zu nähern ſuchten, mir kein Vertrauen einflößen konnte," entgegnete ſie.

„Ich würde mich einzuführen geſtrebt haben bei Ihro Excellenz, wenn die Natur meines Geſchäfts öffentliche Schritte nicht widerriethe," verſetzte der Fremde. „Um mir jedoch Ihr verſcherztes Vertrauen wieder zu verſichern, hab' ich bereits eine

Gelegenheit wahrgenommen, Ihnen vorläufig anzudeuten, wie wichtig für Sie mein Geſchäft iſt, und will, wenn ich nicht verſtanden ſein ſollte, noch hinzufügen, daß ich die Abſicht habe, Ihnen zu entdecken, welchen Zweck man hatte, als man auf eine geheimnißvolle Art Ihnen Kunde von gewiſſen nächtlichen Beſuchen Ihres Gartens gab, von einem gewiſſen Paare, welches —"

Trompetenſtöße, Paukenwirbel und der Triumph der ganzen Geſellſchaft über den glücklichen Schuß einer geübten Schützin, welcher den Adler auf der Stange ſeines Reichsapfels beraubt hatte, machten die Weiterrede des Fremden unverſtändlich; kaum hatte, als das Getöſe meiſt verhallt war, Learoſa Beſonnenheit und Stimme, ihm zuzuflüſtern: „Morgen um elf Uhr geb' ich Abſchiedsbeſuche; bei meiner Rückkehr will ich Sie finden."

Sie empfing die Armbruſt, und der Fremde verlor ſich.

Die Unruhe in ihrer Bruſt hatte jetzt einen verzehnfachten Nahrungsſtoff gefunden. Wie weit erſtreckte ſich das Wiſſen dieſes Mannes? — Wer war er? — Jener gewiſſe Beſuch ihres Gartens — welchen meinte er? — Welches Paar? — Es waren ja der Paare zwei, und ſie ſelbſt bildete die Hälfte des Einen. — Kaum behielt ſie Faſſung, ihre Angſt zu verbergen.

Es war am folgenden Tage in der Mittagsſtunde, als ſie die wenigen Abſchiedsbeſuche, welche ſie ohne die Begleitung ihres Gemahls gab, beendet hatte. Der Offizier ſchritt, als ſie ihre Caroſſe verließ, ihr dicht vorüber.

„Mein Gemahl erwartet Sie,“ ſagte ſie ſehr laut zu ihm, und der Gaſt folgte ihr in das Zimmer des Grafen, der die Augen überweit aufriß, als er des Begleiters ſeiner Gemahlin anſichtig wurde.

„Dieſer Herr,“ begann Learoſa, auf den Fremden deutend, doch ſogleich ſich unterbrechend: „darf ich fragen, *wen* ich meinem Gemahl vorzuſtellen habe?“

„Konrad von Lüttchepſal, im preußiſchen Huſarenregiment Belling," antwortete der junge Mann, ſich verbeugend.

„Lüttchepfal?“ rief Learoſa ahnend, und erbleichend ſtammelte Roderike ihr nach: „Lüttchepfal?“

„Es giebt,“ ſammelte der Graf ſich, „auch in unſerer Armee einen Offizier dieſes Namens; vielleicht ein Verwandter?“

„Ich bin derſelbe Lüttchepfal, welcher vor vier Wochen noch die Uniform des Regiments Prinz Xaver trug,“ verſetzte der Cornet. „Chikanen haben mir den Dienſt verleidet, und ſo hab' ich denn an demſelben Tage, an welchem ich das preußiſche Patent empfing, das ſächſiſche zurückgegeben.“

Jetzt nahm Learoſa das Wort: „Alſo Herr von Lüttchepfal iſt's, der mir Eröffnungen zu machen hat; ich habe Vorbereitungen getroffen, ſie zeugenlos, und dennoch unter Ihren Augen zu empfangen, lieber Graf.“

Sie öffnete eine Seitenthür und dann die eines dritten Gemaches, ſchlug die Vorhänge von den Fenſtern beider Thüren zurück, und bedeutete den Grafen, ſeinen Platz ſo zu nehmen, daß ihm nichts entgehen könne, was im dritten Zimmer ſich begebe, gebot dem Cornet, ihr zu folgen, verſchloß hinter ihm und ſich die Thüren, und nahm ihren Platz in einer Richtung, welche ſie den Blicken des ſpähenden Grafen preisgab.

„Ehe Sie beginnen, Herr von Lüttchepſal, beantworten Sie mir zwei Fragen," begann die Gräfin. „Aus welchen Quellen haben Sie Ihre Kenntniß von meinen Angelegenheiten geſchöpft? und welchem Beweggrunde verdank' ich Ihre Theilnahme, Ihre Fürſorge?"

„Excellenz, ſeit meinem zehnten Jahre war ich Page eines Königs, der, um ſich einer Art von Allwiſſenheit erfreuen zu können, mich übte, ſein Aug' und ſein Ohr zu ſein, und da es nun im dresdner Schloſſe keinen Winkel giebt, der mir fremd geblieben wäre, und kein Cabinet, das nicht ein Schlupfwinkelchen in der Nähe hätte, ſo iſt es begreiflich, daß Bewohner deſſelben, deren Geheimniſſe kennen zu lernen ich beſchloſſen habe, wenig Worte wechſeln können, ohne mich zum Mitwiſſer derſelben zu machen; und da zufälliger Weiſe die Feinde Ihrer Excellenz auch die meinigen ſind, ſo bin ich gelegentlich über die Pläne, welche die Beunruhigung Ihrer Excellenz betreffen, in Kenntniß geſetzt worden. Ich habe mich überzeugt, meinen Widerſachern nicht widerſtehen zu können, und das Feld geräumt; leider können Ihro Excellenz das nicht, und um ſo viel als möglich die Beſtrebungen unſerer gemeinſchaftlichen Feinde zu vereiteln, und wenigſtens nicht ohne eine kleine Vergeltung der Bemühungen zu ſcheiden, welche ſie aufgewandt haben, mich zu zwingen, Sachſen mit dem Caſſubenlande zu vertauſchen, hab' ich beſchloſſen, Ihro Excellenz von den auf Sie gerichteten Anſchlägen Ihres Herrn Stiefſohns und deſſen Gewiſſenrathes Kunde zu geben."

„Alſo einer Art Rachluſt verdank' ich Ihre Warnung; doch eh' Sie dieſe beginnen, bitt' ich, mir einen Zweifel zu löſen," ſagte Learoſa. „Die beiden Herren, welche Sie nannten, ſind entzweit mit einander; es iſt kaum zu glauben, daß ſie, welche ſehr verſchiedene Ziele verfolgen, gemeinſchaftliche Sache gemacht haben ſollten."

„Beide haben, wahrſcheinlich in der Hoffnung, einer den Andern zu hintergehen, es ihrem Vortheile angemeſſen erachtet, ſich zu vereinigen,“ verſetzte Lüttchepfal. „Der geiſtliche Herr verſichert, ſich mit dem Gewinn Ihrer Seele zu begnügen, und überläßt ſeinem Geſchäftshelfer den Gewinn Ihrer Güter. Beider feſtgeſtelltes Ziel iſt, Sie, gnädigſte Gräfin, wo nicht offenkundig ſchuldig zu machen, doch den Anſchein der Schuld in ſolchem Maße auf Sie zu häufen, daß der Graf, ohne ſeine Ehre bloßzuſtellen, das Verhältniß, welches ihn beglückt, nicht fortbeſtehen laſſen darf. Dann ſollen, wenn es gelungen iſt, Sie von all' Ihren Freunden zu trennen, Ihnen, im Namen der Kurfürſtin, Hülfserbietungen gemacht werden, deren Zweck es iſt, Sie dem Schoß der allein ſelig machenden Kirche zuzuführen.“

Learoſa bebte innerlich; das Bewußtſein, einer ſolchen Schuld durch ihre Verbindung mit Florentin faſt ſchon theilhaftig zu ſein, ſenkte ihre Augen, doch ſich erinnernd, ihrem vielſehenden Geſellſchafter die Bewegung ihres Innern verbergen zu müſſen, bezwang ſie ſich, frei empor zu blicken und zu fragen: „Aber warum war zur Eröffnung dieſer Warnungen ein zeugenloſes Geſpräch erforderlich? — Ich werde meinen Gemahl rufen; wiederholen Sie ſie in ſeiner Gegenwart.“

„Später mit Vergnügen,“ entgegnete der Cornet. „Wenn Sie dann nämlich es noch wünſchenswerth finden, nachdem ich Ihnen entwickelt haben werde, auf welche Art man den Boden unter Ihren Füßen zu unterhöhlen verſucht; zuförderſt hatte man auf das Verhältniß meines Stiefbruders, Anton von Hedemark, zu dem Fräulein von Zſchechwitz einen ſolchen Entwurf gegründet. In Ihrem Dienſte befindet ſich ein alter Jäger, ein Pole, wie ich glaube, durch deſſen Vermittelung meinem Bruder ſchon ſeit vier Monaten Gelegenheit gegeben worden iſt, ſich nächtlicher Zuſammenkünfte mit dem Fräulein von Zſchechwitz in Ihrem Garten zu erfreuen.“

„Wie? — das wiſſen Sie ſeit vier Monaten, und Sie verhinderten Ihren Bruder nicht, ein unglückliches, verblendetes Mädchen zu ſolch einem Schritte zu verleiten?“ fiel Learoſa heftig ein.

„Gnädigſte," lächelte Lüttchepſal achſelzuckend; „ich würde längſt zum vollkommenen Bußprediger geworden ſein, wenn ich dem Hange meines Bruders zu ähnlichen Galanterien zu ſteuern mir zur Pflicht gemacht hätte. — Darf ich indeß fragen, welche Wege Excellenz eingeſchlagen haben, um das Fräulein von Unvorſichtigkeiten dieſer Art abzuhalten, nachdem Ihnen dieſelben entdeckt worden waren? — Sind Sie der Aufforderung, das Fräulein zu belauſchen, gefolgt?"

Noch brauſ'te in Learoſa's Blute die Empörung über die hier ſo ſchamlos angedeutete Zuchtloſigkeit des Verführers ihrer Freundin, als plötzlich die letzte Frage die Flut in ihren Adern dämmte; ſie zu bejahen, hieße ihr Zuſammentreffen mit Hochwart einräumen, denn wie konnte ſie zweifeln, daß dieſem liſtigen Lüttchepſal unbekannt ſei, wer ſeinen Bruder begleitet habe? Sie antwortete alſo, daß ſie die ihr zugekommene Nachricht für eine Lüge und der Beachtung nicht werth gehalten habe.

„So haben alſo Ihre Gegner den beabſichtigten Zweck verfehlt," ſagte der Cornet mit ſichtbarer

Freude. „Dieſe Ihnen aufgeſtellte Falle gehörte mit zu denen, vor welchen ich Sie zu warnen beabſichtigte, als ich Ihnen zum erſten Male unter die Augen zu treten wagte, denn ſchon damals war der Plan halb reif, der jedoch erſt ziemlich ſpät zur Ausführung gebracht werden konnte. Als man anfing, die geheime Liebe meines Bruders zu begünſtigen, da hatte man die Abſicht, Ihrem Gemahl den Wahn aufzudringen, daß ſein nächtlicher Beſuch nicht dem Fräulein, ſondern — Ihro Excellenz gelte; ſpäter hat man aber dieſen Plan aufgegeben, oder ihm wenigſtens einen zweiten beigeſellt, von deſſen Gelingen man ſich mehr verſprach. Der Jeſuit behauptete nämlich, einen beſonderen Antheil Ihro Excellenz an einem jungen, ſehr liebenswürdigen Mann entdeckt zu haben, und hat es übernommen, dieſen, durch einen Wink über ſein Glück, der Gegenſtand des Wohlgefallens einer der reizendſten Damen geworden zu ſein, welche bald die reichſte Wittwe des Landes werden dürfe, willig zu machen, meinen Bruder bei ſeinen nächtlichen Beſuchen Ihres Gartens ſeine Begleitung anzubieten, um für ſeine Sicherheit zu wachen. — Sie, gnädigſte Gräfin, verſprach man ihm zuzuführen, und hoffte dies durch die an Sie beſchloſſene Auffoderung, das Fräulein von Zſchechwitz zu überraſchen, bewirken zu können. — Ich geſtehe, Ihro Excellenz, nachgeforſcht zu haben, ob Ihre Feinde ſich der Hoffnung auf das Gedeihen des verrätheriſchen Anſchlags ſchmeicheln dürſten, und würde, wenn mein Bruder mir nicht das Gegentheil verſichert, und mich nicht vollends durch die Nachricht beruhigt hätte, daß Sie, um ſeine Beſuche zu verhindern, die Brücke über den Gränzbach des Gartens zerſtören laſſen, alles Mögliche angewandt haben, um nochmals warnend mich in Ihre Nähe drängen zu können."

Learoſa war zur Bildſäule geworden; das Räderwerk ihres inneren Weſens ſtand leichenähnlich ſtill, und kein Zug ihres Geſichts bewegte ſich; der empfangene Schlag hatte ſie zerſchmettert, und nur ein letzter Druck von dieſer centnerſchweren Zunge fehlte noch, um das letzte bebende Fiberchen ihres Herzens zu zermalmen. — Florentins Name war noch nicht von dieſen dolchſchleudernden Lippen, dieſer fürchterlichſten aller Mordmaſchinen, geglitten. — Nein, nein, Florentin konnte es nicht ſein. — Es war ein Anderer! ein Elender, ein verrätheriſcher Bube, wie Pellgramm und Auguſtus, wie der Prieſter und Roderikens Verführer! — Dieſe Gewißheit füllte ihre Bruſt wieder mit Lebensluſt.

„Ich würde," fuhr der Cornet fort, „unter dieſen Umſtänden es auch gar nicht erfoderlich gefunden haben, Ihro Excellenz von den vereitelten Entwürfen Ihrer Feinde in Kenntniß zu ſetzen, wenn aus dieſem meuchleriſchen Getriebe nicht auf die Gefahr zu ſchließen wäre, welche künftig zu erwarten iſt, und welche ich leider nicht mehr vorauszuſehen im Stande bin, indem ich Sachſen ohne Aufenthalt durchreiſen werde, um mich an den Ort meiner Beſtimmung zu begeben. Sie haben geſehen, auf welche Angriffe Sie gefaßt ſein müſſen."

Dieſe Worte waren Learoſa verloren gegangen; ihre Sinne waren fühllos für äußere Antaſtungen; Lüttchepſal hatte ſchon lange geſchwiegen, ehe ſie inne ward, daß er nicht mehr rede. — Jetzt — die Anſtrengung drängte ihr das Blut nach dem Haupte und die Augen aus ihren Höhlen — hub ſie an: „Es iſt zwar überflüſſig, aber dennoch — ich bin neugierig, den Namen des grauenhaften Böſewichts kennen zu lernen, der ſich entwürdigen konnte zum Werkzeuge jener Teufel. — Wollen Sie wohl — —“

Es war ihr nicht möglich, fortzufahren. — Lüttchepfal fiel ein: „Excellenz, ein grauenhafter Böſewicht iſt der unglückliche Gegenſtand Ihres gerechten Mißfallens wohl nicht, den Armuth und Ausſichtsloſigkeit verleitete, ſich zum Werkzeuge eines hinterliſtigen Greiſes hinzugeben, der einſt ſein Erzieher geweſen war und ſich das Übergewicht über ihn zu bewahren gewußt hatte. Könnten Excellenz ſich ſelbſt in die Lage dieſes jungen Mannes ſetzen, Sie würden ein milderes Urtheil über ihn fällen. Hochwart — ſo heißt er — iſt Lieutenant im Mineurcorps; der Jüngſte ſeinem Dienſtalter nach, und ſeit dem Tode des Kurfürſten ohne Gönner, ohne Hoffnung auf vorzugsweiſe Beförderung; iſt es ihm zu verargen, wenn er —“

Learoſa ſtand auf und ſchritt mit der Haltung eines Automaten der Thür zu; — welche Kraft ſie trug — ſie bewegte? — Sie hat dieſe Frage nie ſich beantworten können.

Lüttchepſal eilte ihr nach. „Excellenz, ich bin noch nicht am Ziele,“ flüſterte er, ſie zurückführend. „Noch ein Geheimniß — ein Hauptbeweggrund meines Wunſches, eines geheimen Gehörs gewürdigt zu werden, — liegt auf mir. — Verwenden Sie ſich — ich bitte Sie unterthänigſt — für die ſchleunige Einwilligung der Frau von Zſchechwitz zu der nothwendigen Verbindung ihrer Tochter mit meinem Bruder.“

Die Entrüſtung einer zürnenden Minerva flammte aus Learoſa's Augen. „Wie?“ rief ſie, „wie? — ich ſollte das unglückliche Weſen zum ewig unſeligen machen? — Sollte mit eigner Hand ihr die teufelvollſte aller Höllen öffnen? — Nein! nie ſoll ſie die Beute eines der Scheuſale werden, welche man — Männer nennt!“

„Ich pflichte Ihro Excellenz demüthig bei,“ verſetzte der Cornet mit verbiſſenem Lächeln. „Mein armſeliges Geſchlecht ſteht allerdings ſo tief unter dem Ihrigen, wie Sie über demſelben. Aber hier iſt leider keine Wahl; die Vereinigung des liebenden Paares iſt durchaus nothwendig!“

„Nein, ſie iſt nicht nothwendig!“ fuhr Learoſa noch heftiger auf. „Und ſie ſoll nicht ſtattfinden! Das unglückliche Mädchen ſoll der Hölle nicht geopfert werden!“

„Aber ſie hat dem Geliebten ſich geopfert; die unſeligen Zuſammenkünfte haben Folgen gehabt, welche nur der ſchleunigſte Abſchluß einer Heirath —“

„Folgen? — Welche Folgen?“ rief Learoſa dazwiſchen. — Da beleuchtete ihr Lüttchepfals letztes Wort die unbegriffne Räthſelnacht. Ihr Blick wurde ſtier, ihr Athemzug endlos, und mit dem Aufſchrei: „Jeſus! Jeſus! — Dieſe Geſchöpfe — ſind das Creaturen aus Gottes Hand?“ ſank ſie betäubt in die Kniee.

Der Graf, der nicht von dem Thürfeſter gewichen war, ſah ſie zuſammenſinken und brach in ein lautes Hülfsgebrüll aus. — „Gräfin,“ flüſterte der Cornet, ſie aufrichtend, „kommen Sie zu ſich! befehlen Sie, welche von den Eröffnungen, die ich Ihnen gemacht, ſoll ich Ihrem Gemahl mittheilen?“

„Alle! alle!“ ſchrie Learoſa bewußtlos, riß die Riegel zurück und ſtürzte durch die Nebenzimmer ihrem Gemahl vorüber zu Roderiken.

„Was iſt's denn? Was haben Sie denn hinterbracht?“ So fragend trippelte der Graf, nachdem er vergebens ſeiner Gemahlin den Weg zu vertreten verſucht hatte, dem Cornet entgegen, welcher, ungewiß, wie weit er hier ſeine Mittheilungen erſtrecken dürfe, ſich entſchloß, Roderikens Zuſtand, der ohnehin nicht verborgen bleiben konnte, dem Grafen zu entdecken und ihn zu veranlaſſen, auch ſeinerſeits beizutragen, die Mutter des bedrängten Mädchens zur ſchleunigen Verbindung des gefallenen Paares willig zu machen.

Der Graf begriff das vorgefallene Unglück leichter, als ſeiner Gemahlin die Kenntniß deſſelben beizubringen geweſen war. Er gab dem Cornet ſein Ehrenwort, die Sache mit erforderlicher Delicateſſe zu behandeln, rieth ihm, ſeinem Bruder einen Wink zu geben, in der Nähe zu ſein, wenn Frau von Zſchechwitz in Simbach angelangt ſein werde, und entließ den jungen Mann, um den rathloſen Freundinnen mit ſeinen Rathſchlägen auszuhelfen.

Noch hatten dieſe nur wenige Worte mit einander wechſeln können; die unglückliche Gefallene mit Vorwürfen zu überhäufen, war Learoſa, von der Erinnerung an ihre eigene Fallnähe gedrängt, nicht fähig. Sie hielt das beklagenswerthe Opfer männlicher Argliſt mit ihren Armen umklammert, und Roderike erwiederte die liebreiche Umarmung mit der vollſten Dankbarkeit, bis ſie aus den abgebrochenen Worten ihrer Freundin errieth, daß ſie keine leidenſchaftlichere Gegnerin ihres innigſten und begreiflichſten Sehnens als dieſe habe, und nun, die Kniee der blinden Männerhaſſerin umſchlingend, ſie beſchwor, ſtatt ſie zur Verzweiflung, zum Wahnſinne, zum Selbſtmorde zu zwingen, lieber ihren ganzen Einfluß auf ihre Mutter anzuwenden, um ihr die Vergebung derſelben und ihre Einwilligung, ſich ohne Aufſchub mit Hedemark verbinden zu dürfen, auszuwirken.

Learoſa gerieth außer ſich; ſie war unfähig, zu faſſen, wie Roderike mit dieſer Liebesſehnſucht noch an ihrem Verderber hängen, wie ſie dem Elende, an ihn geſchmiedet zu ſein, nicht die Schmach vorziehen könne, gattenlos einem Weſen das Daſein geben zu müſſen. Der Wunſch des Grafen, Roderikens Foderung als vernunftgemäß zu unterſtützen, flammte ſeine Gemahlin zu noch heftigeren Ausfällen auf die Feinde ihres unglücklichen Geſchlechtes und zur wiederholten und verſtärkten Behauptung ihres Entſchluſſes an, mit all ihren Kräften Roderiken vor dem Fluche zu bewahren, dem Vernichter ihres Glückes völlig zum Raube anheim zu fallen.

Da lähmte der von außen hineindröhnende Ton einer nur zu wohl bekannten Stimme ihre Zunge. — „Meld' Er nur Seiner Excellenz," — ſo hörte ſie Jemand zu dem Bedienten reden, — „ein alter Bekannter, den das Zipperlein auch einmal nach Teplitz ſchickt, wolle die Ehre haben, aufzuwarten."

Dieſe Stimme gehörte — Rauvogel! — Einen Augenblick lang horchte Learoſa auf ihn; — Mußte die Hölle denn auf einmal all ihre Trabanten loslaſſen? — Seine Stimme verklang, und ſie ſtürzte ſich wieder in den Kreis ihrer Qualenwecker zurück.

Der Graf ging, den Gaſt zu empfangen. „Ei, ei!" begrüßte ihn dieſer, „Excellenz blühen ja wie ein Röslein und glänzen wie der Vollmond, wenn's nicht etwa der Verdruß, der Ärger iſt, der das Blut in Hochdero Antlitz getrieben hat; ich hörte laut, etwas ſcheltend reden drinnen; hat vielleicht" —

Mit einem „Pſt, Pſt!" fiel der Graf dem polternden Gaſt in die Rede, und flüſterte, ihn in ein entfernteres Zimmer nöthigend: „Da drinnen iſt der Teufel los; ſtehen Sie mir bei mit Ihrem Rathe; ſie hat ſich, — im Vertrauen geſagt, die Kleine, ſie ſitzt voll Feuer und Flammen, und nun iſt's zum Ausbruch gekommen. — ſie hat ſich verführen laſſen; nun ſoll's an's Tageslicht kommen; etwas Lebendiges nämlich, und trotz dem will meine Gemahlin — Sie kennen ſie ja mit ihrem Köpfchen —"

„Ja, ja, ich kenne ſie!" bellte Nauvogel. „Alſo iſt's doch richtig! Alſo hat Roſinchen doch etwas heimgebracht! — Nun, ich hab' mir's gleich vorgeſtellt, als ich vernahm von ihren nächtlichen Umtrieben, von ihren Zuſammenkünften auf der Fiſcherinſel mit dem jungen Fant, dem Hochwart! Ich habe mich nur verwundert, daß Excellenz ſo lange ſtillgeſchwiegen haben zu dem ſchandbaren Unweſen.“

Der Graf ſtand wie vom Schlage gerührt. „Was? — Von wem reden Sie?“ ſtammelte er.

„Nun, reden Sie denn von Jemand anderem?“ fragte Nauvogel. „Von wem könnt' ich denn reden, wenn ich von ſolcher Unzucht ſpreche, als von Roſinchen — halten zu Gnaden, wollte ſagen, von Ihro Excellenz der Frau Gräfin von Rottingerode. — Ja ja, was ein Häkchen werden will, das krümmt ſich früh, und was Roſinchen anbetrifft, ſo hat das Sprichwort ein wahres Wort geſprochen. Sie hat früh angefangen, ſich zu krümmen und iſt ein tüchtiger Haken geworden. — Aber Excellenz ſehen aus, wie Einer, der davon nichts wüßte. Na, da bitt' ich um Verzeihung; ich dachte, die Geſchichte ſei an's Tageslicht gekommen, ſonſt hätt' ich nicht angefangen davon.“

„Welche Geſchichte?“ fragte der Graf mit lallender Zunge. „Reden Sie offenherzig mit mir, Nauvogel. Ich will mir mein Wappen in's Grab nachwerfen laſſen, wenn ich Sie verſtehe.“

„Nun da will ich Euer Excellenz dienen mit dem, was ich weiß von Hörenſagen, und das iſt, wie folgt: Auf dem Pirnaer Sonnenſtein hauſ't ein junger Lieutenant Namens Hochwart; mit dem iſt die Frau Gräſin Gnaden in Bekanntſchaft gerathen; wie? — das weiß ich nicht; aber die beiden Herrſchaften haben Wohlgefallen an einander gefunden, und da hat denn die Frau Gräfin ſich ein Fiſcherhäuschen ganz niedlich einrichten und über die Gottleube ein Brückchen ſchlagen laſſen, und alle Morgen, ehe die Sonne aufgeht, kommt der Schatz von jener Seite, und ſein Schätzchen kommt von dieſer Seite, und nun dauert das Geſchnäbel bis das Geſinde aufſteht, dann wiſcht das ſatte Pärchen ſich den Mund, geht zu Hauſe, und macht vier und zwanzig Stunden lang die gottſeligſten Mienen von der Welt, bis der Hahn zum erſten Male wieder kräht und der Liebestanz von neuem losgeht.

„Hören Sie, Herr," fuhr der Graf auf, „ſehen Sie ſich vor und bedenken Sie, was Sie reden! Die ganze Sache iſt eine Verwechſelung! — Die Brücke, das weiß' ich, die wurde gebaut, aber das geſchah um des Fräuleins willen; die bat darum, und ſie iſt's geweſen, die den Galan dort empfangen hat, nicht meine Gemahlin, und der Galan, der heißt Hedemark und nicht Hochwart; das weiß ich; ich kenne meine Gemahlin, ich weiß, daß die Göttin Diana nicht keuſcher, nicht ſittſamer geweſen iſt als ſie!"

„Nun das ſoll mir lieb ſein, Euer Excellenz," verſetzte Nauvogel trocken. „Aber wiſſen möcht' ich doch, was wahr und was gelogen iſt an der Sache, und ich ſollte denken, Euer Excellenz müßte auch daran liegen, dem Dinge auf den Grund zu kommen; — wenn ich mir's bedenke, ſo ließe ſich das ganz leicht machen; aus Liebe für Euer Excellenz will ich den Anfang meiner Badecur ein paar Tage ausſetzen; morgen früh reiſen Euer Excellenz ab nach Simbach; ich folge einige Stunden darauf nach, und komme Nachts, ganz leiſe zu Ihnen. — Aber: reinen Mund, Excellenz! Wir begeben uns dann in die Nähe des Gartenſaals, halten die Thür im Auge, und derjenigen Nymphe, welche hinaus ſchlüpft, der geben wir ganz heimlich das Geleit.

Dann werden wir ja ſehen, wer ſie und wer der Galan iſt.“

„Gut!“ ſprach der Graf, aufgeregt von Flammen einer Eiferſucht, wie ſie nie an ſeiner Seele gezehrt hatte. „Kommen Sie nach; wir wollen Wacht halten!“

Die hölliſchen Lichter, welche in Learoſa's Inneres geworfen, einen mildernden Schatten nach dem andern von dem nun in grauſenhaft greller Helle vor ihr entfalteten Bilde des verrätheriſchen Geliebten hinweg flammten, gaben ihren Augen ſo viel zu thun, daß ihr Gemahl mit ſeiner plötzlichen Verſtimmung, und zuletzt auch Roderike mit ihrer Verzweiflung, außer dem Bereich ihrer Blicke geriethen. Sie verwandte die ganze Nacht darauf, Alles, was Lüttchepſal ihr entdeckt hatte von dem ungeheuern Betruge des falſchen, herzloſen Verräthers, der kaltblütiger als ein Giftmiſcher ſich ihren Feinden geliehen hatte, um ſie verderben zu helfen, zu durchſinnen, und dem Angeber Wort für Wort nachzuwägen, um vielleicht in einem einzigen die Spur der Verleumdung zu finden; aber je tiefer ſie ſann, je angeſtrengter ſie erwog und verglich, je unverhüllter ſtand der heuchleriſche Böſewicht vor ihr; er war unter dem Schutze der Kurfürſtin erzogen worden; folglich ſprang der Einfluß des Jeſuiten auf ihn in's Auge; die Willfährigkeit dieſes Jeſuitenſchülers, den Verführer ihrer Freundin zu begleiten auf ſeinem verrätheriſchen Wege; ſein Auflauern auf ſie; ſein Mitwiſſen um den Wink, den ſie empfangen hatte, um in ſeine Krallen gelockt zu werden; ſein Vorſchlag, die Enkel ihres Gemahls zu betrügen, nachdem ſie das Recht, dieſen zu beerben, verwirkt haben werde; ſeine unvorſichtig verrathene Kenntniß ihres Antheils an ihm, welchen ſie nur dem Jeſuiten hatte blicken laſſen; vor Allem aber ſein zu voreiliger Verſuch, den Zweck ſeiner hölliſchen Sendung zu erfüllen, das vollſte Maß menſchlichen Elends über ſie auszuleeren, und endlich ſeine Fähigkeit, das fürchterliche Verbrechen in derſelben Stunde zu begehen, die er durch ein begeiſtertes Glaubensbekenntniß gefeiert hatte — Alles,

Alles zeugte wider ihn; ſie durfte nicht zweifeln, er war der geſchändete Soldknecht der verruchteſten Soldſpender auf Erden!

Dieſe ſchreckliche Gewißheit war alſo die einzige Ausbeute ihrer Rückblicke auf die Trümmer ihres untergegangenen Paradieſes, und dieſe Rückblicke wurden noch marternder, je näher ſie am folgenden Tage dem Schauplatze des an ſie verübten Verraths kam. Das nächſte Morgenroth hatte ihr nächſtes Lebensglück beleuchten ſollen; o, wie ſchwarz lag der Tag unter den Strahlen dieſer Sonne vor ihr! — Morgen kam er, in der Abſicht vielleicht, ſein mißlungenes Satanswerk zu erneuern; — ihr Auge hing an ſeinem Sehnſucht heuchelnden Antlitz. „Gott, wie iſt es möglich, daß Teufel dein Bild lügen können!“ jammerte ihre Verzweiflung, während ihr Blick ſich feſt und feſter an das erlogene Ebenbild Gottes kettete.

Das Schloß Simbach wurde ſpät erreicht. Roderike taumelte, den Blicken der harrenden Dienerſchaft ihr bleiches, thränenverſchwollenes Antlitz entziehend, ihrem Zimmer zu, und Learoſa ſchlich, während der Graf ſeinem Kammerdiener einen Wink gab, noch eines Gaſtes gewärtig zu ſein, in ihr Cabinet. Sie entließ ihre Bedienung, und nun allein mit ſich ſelbſt, ungeſtört durch lächelnde und weinende Geſichter, ließ ſie noch einmal die Bilder ihrer zerſtörten Freuden, ihrer vernichteten Hoffnungen und die Geiſter dieſer Zerſtörer, dieſer Vernichter vorüberziehen.

„Und wenn es nun lügende Spukgeiſter wären, dieſe Ungethüme?“ fragte ſie ſich ſelbſt. — „Wenn nicht Florentin, nein, wenn ſein Angeber der Soldknecht meiner Verfolger wäre? — Dieſer Lüttchepfal, was hat er mir denn Edles entfaltet, um mir den Glauben an ihn aufzudringen? — Er ſelbſt bekennt, ein Lauſcher, ein Horcher, ein Verräther aus Rachluſt zu ſein; — er ſelbſt rechtfertigt die Schandthat ſeines Bruders. — Was berechtigt mich, einem ſolchen Angeber zu vertrauen und auf ſein Wort ein Verdammungsurtheil wider Florentin zu begründen? — Ich will — ich will ihn ſelbſt fragen, ob er das Ungeheuer iſt, das ſeine Klauen nach meinem argloſen Herzen ausſtreckt! — Und wenn ſeine Antwort eine Lüge iſt? — o, Gott wird mein Auge ſchärfen, eine ſolche Lüge von Wahrheit zu unterſcheiden."

Sie trat an das Fenſter; die Sterne verglommen; bald mußte Roderike zurückkehren. Aber hatte ſie denn heute das Schloß verlaſſen? — Learoſa's Auge war ihr nicht gefolgt. — Leiſe ſchlich ſie an Roderikens Zimmer und lauſchte; es war ſtill darinnen; ſie öffnete behutſam, und ſah das unglückliche Mädchen, von ihrem Grame eingewiegt, tief ſchlummern.

Sie ſchlich zurück. — „Iſt er ein Engel oder ein Teufel?" — Ein Weſen mittler Stellung zwiſchen dieſen beiden Endpunkten der Schöpfung gab es nicht für ihn. Learoſa dachte den mordſchweren Gedanken und — erlag nicht ſeiner Laſt. — Die Hoffnung hielt ſie aufrecht.

Die Sonnenbotin tauchte mit dem Flammenauge aus dem Nebel des Thals auf. — „Die Stunde iſt da — die Stunde der Entſcheidung — die Stunde des Sieges der Wahrheit über die Lüge, des Himmels über die Hölle -- oder — —"

Unter dem lähmenden „Oder“ ſank ihre Stimme; — der Nachſatz ward nur dumpf in ihrem Innern laut. — Die beiden kämpfenden Gewalten mit einander zu wechſeln, die hoffentlich erliegende an die Stelle der vermeintlich ſiegenden zu ſetzen — dazu reichte ihre Kraft nicht aus. — Sie drückte die Hand auf die Stirn — taumelte einige Schritte vorwärts, ſtand noch einmal ſtill, und ging dann entſchloſſen zum Zimmer hinaus.

„Seht! Seht! Sie kommt richtig,“ ziſchelte es in dem Gemache, welches dem Gartenſaale zunächſt lag; und „Seht!“ wiederholte es, als ein leiſer Druck von außen an dem Thürſchloſſe einen Flügel der Thür in Bewegung ſetzte. — Die Lauſcher ſahen eine weibliche Geſtalt den Saal durcheilen, die Riegel der äußeren Thür zurückſchieben und verſchwinden. —

„Haben Euer Excellenz geſehen? — Das war das alte Roſinchen aus Thomsfelda, wie es leibt und lebt! — Nun raſch hinterdrein, damit wir die rechte Zeit nicht verſäumen.“

Mit dieſen Worten griff Nauvogel dem Grafen unter'm Arm, und zog ihn hinaus. — „Aber nun, Excellenz, bin ich mit meiner Wiſſenſchaft am Ende; ich weiß nicht Beſcheid hier im Garten, und mein Wegweiſer, Roſinchen, iſt mir verſchwunden vor den Augen. Nun müſſen Sie das Beſte thun; aber flink auf die Beine. Wo geht der Weg zur Fiſcherinſel?"

Während der Graf den Reſt ſeines Athems erſchöpfte, um dem Drange ſeines Begleiters nach ſchnellerer Eile zu genügen, hatte Learoſa die Inſel erreicht. — Die Arme ausbreitend flog Hochwart ihr entgegen; doch ſtatt ihre letzten Schritte zu beflügeln, ſtreckte ſie, ihn abwehrend, die Hand aus gegen ihn, und mit einem Tone, der ihn begreifen ließ, daß dieſe Hand nicht zum Gruße ihm entgegengeſtreckt ſei, ſprach ſie: „Eine, oder zwei Fragen, eh' wir einander nähern, Florentin: Hat der Jeſuit, der Beichtvater der Kurfürſtin, den Sie ſelbſt meinen Feind genannt haben — hat der — ich frage Sie bei Ihrer Hoffnung auf Gottes Gnade jenſeits des Grabes — hat der entſetzliche Menſch Ihnen aufgetragen, den Verführer meiner Freundin, den Herrn von Hedemark, auf ſeinen nächtlichen Gängen zu begleiten, und Ihnen verheißen, mich Ihnen zuzuführen?“

Hochwarts Geſicht war ſehr bleich geworden. „Learoſa,“ rief er, „und wenn ich meine Seligkeit erkaufen könnte durch eine Lüge — ich kann nicht lügen! Ja, es iſt wahr, aber, ſeit ich Dich ſah — ſeit ich Dich liebte —“

„Stille! Ich weiß genug,“ ſcholl es in lauten, feſten Tönen von Learoſa's Lippen, „genug, um den Eigennützigen zu verachten, der ſich verkäuflich machen konnte mit Leib und Leben an eine Niegeſehene! — genug, um vor dem Ehebrecher zu ſchaudern, der ſeine Hand nach der Gattin eines Andern ausſtrecken konnte; genug, um den Sittenloſen zu verabſcheuen, der den Verführer einer Unſchuld in der Stunde ſeiner Schandthat bewachte — und genug und mehr als zu viel weiß ich, um dem Elenden zu fluchen, der Gottes Ebenbild ſich anlog, um mich, entehrt, mit mir ſelbſt und mit Gott entzweit, zu den Füßen der Nichtswürdigen ſchleudern zu können, die nach meinem Blute lechzen.“

„Learoſa, ſein Sie barmherzig! ſtrafen Sie mich, aber vernichten Sie mich nicht!“ flehte Florentin. „Hören Sie mich an!“

„Ich habe genug gehört!“ rief Learoſa mit lauterer Stimme, und ihre Augen flammten heftiger. „Gehen Sie zurück zu dem Prieſter, der Sie gedungen, und zu dem verworfenen Sohne meines Gemahls, der die Beſchimpfung ſeines Vaters Ihnen zu lohnen verſprochen hat, und erſtatten Sie Ihren Entſendern Bericht von Ihrer verfehlten Sendung, aber hüten Sie ſich, noch einmal mir unter die Augen zu treten.“

„Hören Sie?“ ziſchelte der Graf, der in der letzten Minute, durch Nauvogels Arm fortgeholfen, mit dieſem an der Thür des Häuschens angekommen war; „das klingt eben nicht zärtlich zwiſchen den Beiden.“

„Nein, nicht ſehr,“ ſagte Nauvogel verblüfft. „Wie es ſcheint, haben ſie ſich erzürnt mit einander; nun warten wir nur; ſie werden ſich wohl wieder vertragen.“

Learoſa hatte ſich aber ſchon umgewandt, und

Nauvogels Hoffnung ſchien vereitelt zu werden, da taumelte Hochwart, wie aus einer Starrſucht erwachend, ihr nach, umſchlang ſie mit beiden Armen, und rief: „Learoſa, Du mußt mich hören, wenn ich nicht untergehen ſoll auf ewig! Ich habe menſchlich gefehlt, aber der Schandbube bin ich nicht geweſen, der —“

„Mein Herr!“ ſchrie Learoſa, „ich will von Ihnen nichts hören, nichts ſehen! — Hülfe! Hülfe! — Iſt denn kein Menſch hier in der Nähe, der mich rettet von dieſem Wahnſinnigen?“

„Ja, ich bin hier, mein allerliebſter Schatz!“ kreiſchte der Graf vordringend. — „Mein Herr, ich bitt' es mir aus! — Ich bin der Grand maitre de la Garderobe Seiner Königlich polniſchen Majeſtät, Reichsgraf von Rottingerode! — Wer ſind Sie? — Ich bitte mir Ihren Namen aus.“

Erſchlafft ſanken Hochwarts Arme nieder. — Learoſa taumelte an die Wand. — Er ſah ſie an mit ſterbenden Augen. — Es war, als ſchmelze ſein glutloſer Blick die Rinde ihres Herzens gewaltiger als ſein glutreichſter hinweg, doch plötzlich ſah ſie Nauvogels Geſicht jenſeits der Thür hervorlugen, und nun flammte ein neues Licht ihr auf: — Sie war durch jenen Verräther und ihr Gemahl durch dieſen Abgeſandten hieher beſtellt auf heute. — Der Graf hatte ſie finden ſollen in den Armen des entſetzlichen Heuchlers! — Das war die fürchterliche Berechnung der Hölle geweſen! — Und wie von Blutdurſt angeglüht funkelte ihr Auge. „Niedriger Heuchler!" ſchrie ſie. „Ich durchſchaue Dich! — Du Bandit, Du bezahlter Meuchler! Du ſtehſt unter — tief unter dem Prieſter, der Deinen Schlangenſtachel in Gift getränkt hat!"

„Nun, ſo ſei Gott dem Giftmiſcher gnädig!" brüllte Hochwart, flog Learoſa vorüber und ſprang den Bachrand hinab. — Sein verdunkeltes Auge ließ ihn die Steinkuppen nicht finden; er trat fehl, und — und die Wellen ſchlugen zuſammen über ihm.

Learoſa neigte ſich zum Nachſturz; da ſprang aus dem Gebüſch am jenſeitigen Ufer ein Mann; ein kühner Sprung brachte ihn auf einen breiten, aus dem Waſſerwirbel hervorragenden Stein, und mit einem ſichern Griffe faßte er die Kleidung des

Verunglückten. Einen Augenblick ſpäter ſtand Hochwart neben ihm.

„Seht," rief der Graf, „da hat er ſich einen Helfer beſtellt, der Comödiant. Hab' ich mich doch umſonſt geängſtigt. — Doch ſah ich recht? Das iſt ja der alte Roſtowski — der Jäger iſt's, mein allerliebſter Schatz, der Polak, den ich weggejagt habe, weil er —"

„Der iſt's?" fuhr Learaſa auf, an Lüttchepfals Nachricht gemahnt von den Verrichtungen dieſes Alten im Dienſt ihres Stiefſohns, und mit den Worten: „O, Sie haben Recht! Ein Comödiant wie es wenige gibt!" wandte ſie ſich um, und ſtürmte dem Schloſſe zu.

„Nun, mein Herr Rauvogel," hob der Graf an, ſein Auge ſo ſtechend als möglich auf das verlegene Geſicht des Gerichtshalters heftend, „nun hab' ich Ihnen den Gefallen gethan und mich beſchwatzen laſſen zu einem Schritte, der meiner Würde nicht ziemend iſt, und nun hat der Augenſchein Sie belehrt, daß die Sonne am Himmel nicht reiner iſt, als meine Gemahlin. Aber nun bitt' ich mir's aus, mir zu beichten, wer die Verleumder ſind, die den Leumund einer Gräſin von Rottingerode anzutaſten gewagt haben?"

„Da fragen Euer Excellenz mich zu viel," verſetzte Nauvogel. „Wie kann ich all die Menſchen mit Namen nennen, mit denen ich geſprochen habe ſeit drei Monaten; da war Keiner, von A bis Z, der nicht ein Hiſtörchen zu erzählen wußte von der ſimbacher Excellenz. — Und, laſſen Sie ſich ſagen, die Acten ſind noch nicht geſchloſſen; die Sache iſt noch nicht klar. Ich möchte wetten, Roſinchen hat Wind gehabt von meiner Gegenwart, hat gewußt, daß wir nicht weit waren, und ganz geſchwinde eine Comödie verabredet mit dem Galan. Betroffen haben wir ſie bei ihm; das ſteht feſt; nun, Frage: was hat ſie früh um vier Uhr auf die Beine getrieben? — Darauf ſoll ſie uns antworten! — Kommen Sie, es juckt mich ordentlich, zu hören, was ſie hervorbringen wird auf dieſe Frage."

Widerſtrebend ließ der Graf ſich fortziehen und gelangte ſehr unruhig in das Schloß zurück, aber die beabſichtigte Unterſuchung konnte nicht erfolgen, denn die Zugänge, welche zu Learoſa's Zimmer führten, waren von innen verriegelt, und ſie öffnete nicht.

„Sehen Sie das böſe Gewiſſen?" rief Nauvogel. „Doch Geduld, aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben; Roſinchen wird ſchon aufmachen, wenn ſie Appetit bekömmt. Wir haben ja Zeit, es abzuwarten."

Aber man wartete vergebens; die Stunden verſtrichen, und ſchon war die Zeit nahe, in welcher der Graf aufbrechen mußte, um ſich nach Pillnitz zu dem Prinzen Xaver zu begeben, und ihm zur Feier des heutigen Tages ſeine Huldigungen zu Füßen zu legen. — Da ſprengte ein Reiter in den Hof, ſprang am Schloſſe ab, und kurz darauf meldete der Kammerdiener, daß ein Bote um die Erlaubniß bitte, ein wichtiges Schreiben in die Hände des Grafen ſelbſt niederlegen zu dürfen.

Der Graf ließ es ſich gefallen, den Brief aus den Händen des Boten zu empfangen, und erbrach ihn, aber ſchon der Eingang deſſelben befeindete ihn mit dem Sender, der keck genug geweſen war, die ihm gebührende Titulatur zu umgehen und ſein

Schreiben ganz ſchlicht mit: „Excellenz“ zu beginnen. — Er ſah nach der Unterſchrift und las: „Hochwart.“

„Wirſt denn das Fatum all dieſe Plebejer, vom Großvater an bis zum Enkel herab, mir in den Weg?“ murmelte der Graf, während Nauvogel ſprach: „Excellenz, das iſt der fünfte Act der Comödie, leſen Sie, aber ſein Sie gewarnt; es giebt eine neue Spiegelfechterei.“

Der Brief war folgenden Inhalts:

„Excellenz!

„Ihr Sohn, der Hauptmann, Graf Rottingerode, hat ſich mit dem Pater Vinzent, dem Beichtvater unſerer verwittweten Kurfürſtin, verbunden, Ihre edle Gemahlin zu ſtürzen, um ſie des ihr beſtimmten Erbantheils zu berauben. Zu dieſem Zwecke hab' ich mitwirken ſollen. — Ein nichtswürdiger Söldner Ihres Sohnes, ein abgedankter Jäger, Namens Roſtowski, übernahm es, die tugendhafte Gräfin dahin zu locken, wo ich, verblendet durch die Vorſpiegelung ihrer gewonnenen Theilnahme an mir, ihrer zu harren angewieſen war, während ein anderer Bube den Auftrag erhielt, Sie auf die Spur der Unſchuldigen zu leiten, die, in der Hoffnung, ihre Freundin aus einer Gefahr zu retten, ſich verleiten ließ, durch ihren nächtlichen Geheimgang den Anſchein einer Schuld auf ſich zu laden, der ſie zu verderben beſtimmt war.“

„Ein volles Licht in dies Getriebe von Abſcheulichkeiten hab' ich erſt jetzt erhalten, und jetzt, während auch Sie dieſes Licht empfangen, flieg' ich nach Dresden, um die Verworfenen zu ſtrafen, die mich zum Verderber eines Engels mißbrauchten. — Gott ſei den Buben gnädig, die meine Seele mit Mordgedanken füllen.

Hochwart.“

„Jeſus Maria, er ſchießt meinen Stammhalter todt!“ kreiſchte der Graf. — „Wenn er's doch bewenden ließe bei dem niederträchtigen Pfaffen! — Und bei Ihm! Er Pfaffengeſandter! Er Satansknecht!“ fuhr der von Angſt zur Gluth übergehende Greis auf Nauvogel los. „Wenn er Ihn doch zerträte mit ſeinen Füßen! Er hinterliſtiger Schleicher! Mein Täubchen, mein armes, unſchuldiges Täubchen anzutaſten mit Seinen unſaubern Fäuſten? — Hinaus mit Ihm aus meinem Schloſſe! — Johann, Gottlieb! Werft mir den Spitzbuben hinaus, und hüt' Er ſich, ſo lieb Seine geſunden Glieder Ihm ſind, mir wieder vor Augen zu kommen!"

Der Eintritt der Dienerſchaft, welche Miene machte, dem Befehl des Gebieters Folge zu leiſten, zwang Nauvogel, von dem Verſuche, den Erzürnten auf andere Gedanken zu bringen, abzuſtehen; er war gezwungen, ſeinen Rückzug zu nehmen, während der Graf ſeine Gemahlin vergeblich zu bewegen ſuchte, ſeine Anerkennung ihrer Schuldloſigkeit zu empfangen. — Da ergriff ihn wieder der ängſtigende Gedanke an ſeinen bedrohten Sohn; er ſteckte Hochwarts Brief ein, warf ſich in die Caroſſe, und befahl dem Kutſcher zu jagen, als ob Tod und Leben auf dem Spiele ſtehe.

Als der Graf gegen Abend zurückkehrte aus Pillnitz, fand er Learoſa ſehr bleich und mit ſeltſam ſtarren Zügen in Roderikens Zimmer ſitzen. Seine

Zärtlichkeit erdrückte ſie faſt, und ſeine Liebkoſungen verdoppelten ſich, als ſie dem Sturm derſelben zum erſten Male ſo geduldig ſich hingab, daß es beinahe ſchien, es ſei eine Statue, an welcher er ſeine Küſſe verſchwende. Er gab ihr Hochwarts Brief und tröſtete ſie, während ihr Auge von Zeile zu Zeile irrte, mit der Verſicherung, daß der Störer ihrer Ruhe unſchädlich gemacht worden ſei. Glücklicherweiſe hatte er ſein Mordvorhaben nicht ausführen können, da Graf Auguſtus ſowohl als der Jeſuit, zur Zeit, da Hochwart Beide in Dresden ſuchte, in Pillnitz am Hoflager des Prinzen anweſend waren, der ſogleich, nachdem der Graf ihm den Drohbrief des Raſenden mitgetheilt, den Befehl, Hochwart zu verhaften, erlaſſen hatte. Aber auch wider die Anſtifter dieſes Unheils war ein ſtrenges Gericht ergangen; dem Jeſuiten war angekündigt worden, daß die Kurfürſtin-Wittwe ihr Seelenheil einem andern Fürſorger anvertrauen werde und ſeiner Abreiſe nach Salzburg nichts entgegenſtehe; dem jungen Grafen aber ſei die Erlaubniß ertheilt worden, ſich auf die Güter ſeiner

Gemahlin nach Polen zu begeben, und dort ſeiner Zurückberufung zu harren.

Learoſa's Antlitz veränderte ſich nicht, während ſie dieſe Nachrichten vernahm; ſie gab dem Grafen ſtumm den Brief zurück, dankte mit wenig Worten ſeiner Sorge für ſie, und hörte geduldig zu, als er nicht müde ward, den Ernſt ſeines Auftretens bei dem Prinzen zu ſchildern, bis er ſich entſann, daß noch ein Gegenſtand ſeiner Rache unbeſtraft ſei. Es war der alte Jäger. Er ließ ihm nachſpüren; doch dieſer war verſchwunden. —

Fünf Tage ſpäter kam, von dem Grafen gerufen, Roderikens gebeugte Mutter; zum erſten Male öffnete der Schmerz Learoſa's Thränenquelle wieder, aber dieſe Quelle verſiegte augenblicklich, als das Vorurtheil, die Ehre der Tochter ſelbſt auf Koſten ihres ganzen Lebensglücks herſtellen zu müſſen, den Sieg über die beſſere Einſicht der ſonſt ſo verſtändigen Frau gewann. Sie zweifelte nicht, daß der weltkundige Leichtſinn und die, hinter einer oberflächlichen Geſchliffenheit der Sitten verborgene Wüſtheit des Charakters Hedemarks ihrem einzigen Kinde wenig Hoffnung auf eine beglückte Zukunft gebe, aber dennoch blieben Learoſa's Beſchwörungen, die Unglückliche durch die unwiderrufliche Verkettung mit einem Verworfenen nicht rettungslos elend werden zu laſſen, vergebens. — Hedemark wurde berufen, kam, und vierzehn Tage ſpäter war das Band der Ehe zwiſchen den Liebenden geknüpft.

Learoſa hatte ihre Nichtachtung gegen Hedemark ſehr deutlich zur Schau getragen; ein einziges Mal war es ihm, jedoch ohne ſein Wiſſen, gelungen, ihre Aufmerkſamkeit auf ihn zu lenken; es geſchah nämlich, als er Roderiken erzählte, daß ſein Freund, Hochwart, der Wächter ihres verſtohlen genoſſenen Glücks, nachdem er zuvor eine Zeit lang, wahrſcheinlich eines Dienſtvergehens wegen, in Arreſt geweſen, mit einer ſehr reichen Unterſtützung der Kurfürſtin auf Reiſen geſandt worden ſei, um ſich in ſeinem Fache zu vervollkommnen, und daß der Prinz ihm ſeinen Platz offen erhalte, um nach ſeiner Rückkunft ihn wieder eintreten zu laſſen in denſelben.

„Er iſt fort!" hauchte Learoſa, und wollte ſich überreden, daß dieſer ſchneidend aus ihrer Bruſt brechende Seufzer ein erleichternder ſei, aber ein krampfartiges Weh, das ihr, gleich einem luſterſchöpfenden Schluchzen, die Kehle zuſchnürte, widerſprach mit gewaltiger Kraft, und als in dieſem Augenblick die Umarmungen des liebenden Paares glühender wurden, da brachen ihre Erinnerungen wie Wunden auf, unter deren Vernarbungen der Eiterſtoff gährt. — Sie ſchwankte hinaus, durch die Laubgänge des Gartens der Inſel zu.

Als ſie zurückkam, fand Frau von Zſchechwitz ſie ungewöhnlich bleich. Learoſa lächelte. Ihr ſei nie wohler geweſen als heut, behauptete ſie.

An Roderikens Hochzeitstage befand ſich unter den einlaufenden Briefen auch ein Schreiben aus Hamburg; es war an die Gräfin; auf der Adreſſe ſtand: Proben engliſcher Modewaaren. Learoſa errieth den Correſpondenten; ſie nahm den Brief, ging mit ihm in ihr Cabinet, verſchloß es hinter ſich, und erbrach das Siegel. Sie las:

„Hochgeborne Reichsgräfin!“

Ein glühendes Schwert durchfuhr ihr Herz, und die Glut drang Augenblicks, ein unbeſchreibliches Weh von Nerv zu Nerv verbreitend, durch ihre Adern. Doch unmittelbar darauf folgte eine erſtarrende Kühle, und der Flammenhauch verdunſtete. „Es iſt ja gut ſo und recht; wie ſollt' er mich denn anreden?“ ſagte ſie ſich, und las weiter:

„Der verachtetſte Menſch, aber nicht der verächtlichſte von den Wenigen, welche es wagten, Ihro Excellenz in den Weg zu treten, kann von ſeinem Vaterlande nicht ſcheiden, ohne ſich wenigſtens einen Theil der Achtung gerettet zu haben, welche die tugendhafte Gemahlin des Grafen von Rottingerode ihm verſagt. — Ich werde kurz ſein — kürzer als mein ſeliges Glück es war.“

„Drei Thaten laſten auf meinem Gewiſſen! ich habe mich verleiten laſſen, die Stunden des Glücks eines durch Elternwillen getrennten Paares zu hüten; das war ſtrafbar. — Ich habe die vermeintliche Liebe einer Ungeliebten zu mir, einer Unbekannten, zu nähren beabſichtigt, um unabhängig zu werden und mehr zu gelten in der Welt, als ich werth war; das war verächtlich! — Dieſe Ungeliebte, dieſe Fremde, die ich dann erſt liebte, als ſie aufhörte, mir fremd zu ſein, war Gattin eines Andern; das wußt' ich, und dennoch ſtreckt' ich meinen Arm nach ihr aus; — das war verbrecheriſch! —"

„Ich habe meine Verbrechen aufgezählt. Von mehreren hab' ich mich nicht zu reinigen. Seit ich Sie ſah, hab' ich keine That mehr begangen, die mich von Gott, von Ihnen trennt; ſeit ich Sie ſah, bin ich edler geworden. — Jener Taumel, der an Ihrer Seite mich ergriff und mich niederwarf, der war keine Laſterthat; den rächt die Rache des barmherzigen Thatenwägers nicht! — Daß ich auserwählt war, Sie zu verderben, das ahnet' ich nicht, als der Pater, Sorge für mein Glück heuchelnd, mir den Weg zu Ihnen wies; das ahnet' ich erſt aus Ihren Worten, und völlig klar ward es mir da erſt, welchem Zwecke ich dienſtbar geworden, als ich Ihren Gemahl und an ſeiner Seite ſeinen Führer erblickte, Denſelben, den ich drei Tage zuvor im vertraulichen Geſpräche mit dem Sohne Ihres Gemahls überraſcht hatte. —"

„Wenn mein Leben heute endet, ſo iſt der Zweck meiner Sendung wenigſtens nicht ganz verfehlt geblieben: Ihrer argliſtigſten Feinde ſind Sie entledigt; dies iſt der Troſt, der mich in die Fremde begleitet. Sie dürfen frei umherblicken; Ihr Auge wird keinen Feind mehr ſchauen; — auch mein Anblick ſoll ihm nicht wehthun. — Ich bin unter einem ſchonenden Namen verbannt. Das Schiff iſt ſegelfertig, welches beſtimmt iſt, mich nach England zu tragen; aber auch Englands Boden iſt dem deutſchen noch zu nah; — ich werde mich tiefer, jenſeits des atlantiſchen Oceans, vielleicht in den mexikaniſchen Bergwerken begraben müſſen, um mich unwankbar zu erhalten meinem Gelübde, Ihren Augen nie wieder zu begegnen. — Gott ſegne Sie, und begnadige mich!

Hamburg, den 13ten September 1764.

Franz Florentin Hochwart."

So kalt, ſo leichenſchaurig kalt, wie, während des Leſens dieſer Zeilen, der erſtarrende Geiſt derſelben Learoſa angehaucht hatte, war ihr ſelbſt damals nicht geweſen, als ſie, in das Leichenzimmer ihrer Mutter tretend, der blauen Stube vorüber ſchlich, in welcher ihr Vater mit dem zerſchmetterten Schädel lag. — Sie ſchauderte. — Da brach ſie mit einemmale in Thränen aus und rief heftig: „O Gott, er iſt fürchterlich grauſam!“ —

Ihr Haupt ſank auf den froſtathmenden Boten aus der Ferne, auf Florentins Brief nieder. — Als ſie es emporrichtete und die Zeilen wieder leſen wollte, da hatten ihre Thränen viel verwiſcht, und was leſerlich geblieben war, das ſchien von einem lebenswärmeren Geiſte durchhaucht. —

„Nein, ein Verbrecher iſt er nicht! — Gott ſei Dank, er ſteht Gott näher, als Die, die ihn mir ſandten! — Aber — ſein Urweſen kann er nicht verleugnen! — Er iſt ein Mann!“

Sie entriegelte die Thür, klingelte und beſtellte Licht; es wurde gebracht; — ſie war nun wieder allein. — Sie ſtarrte den Brief lange, lange an, dann ſagte ſie mit ſtarker Stimme: „Was todt iſt, das muß Aſche werden!“ nahm das Papier und hielt es mit feſter Hand an die Flamme. —

Ihr Athemhauch flügelte die glimmenden Zundertheilchen; ſie haſchte danach, um ſie zu ſammeln wie eine weinend Zurückgebliebene die Aſche des geliebten Todten ſammelt; — ſie wußte es ſelbſt nicht. — Da fuhr ſie zuſammen; von dem ſchwebenden breiten Lackrande war ein Tropfen ihr auf die Hand gefallen; — „Der letzte Schmerz, der von ihm kommt,“ ſtammelte ſie, und blies die Flamme aus. — Das Siegel war gerettet; ſie betrachtete es; das Bild in demſelben ſchien eine Minerva, doch das fehlende Gorgonenſchild machte die Göttin einer kriegsgerüſteten Amazone ähnlich. — Sie verbarg das Siegel an ihrem Buſen, blickte dann nieder auf die verſtreuten Aſchenflöckchen, ſammelte ſie, öffnete das Fenſter, und ließ ſie verwehen von den Lüften; ſie ſah ihnen nach und flüſterte:

„Saat, geſäet von Gott,
Dem Tage der Ernte zu reifen.“

Ihr Auge feuchtete ſich. — Sie trocknete es und verließ feſten Schrittes ihr Zimmer.

„Allerliebſtes Schätzchen,“ rief der Graf, ihr die Hände zerküſſend, und vor dem blutig-röthlichen Mal der abgeblätterten Brandblaſe zurückbebend,

„was haben Sie da gemacht mit dem lieben niedlichen Fingerchen?“

„Eine Natter hat mich gebiſſen,“ verſetzte Learoſa.

„Eine Natter?“ fragte entſetzt der Graf.

„Es kann auch ein Löwe geweſen ſein,“ entgegnete ſie.

„Alſo Spaß? — alſo Scherz? — Nun Gott ſei Dank! nein, Roſettchen ſcherzt wieder!“ rief der Graf, und kam noch zehnmal heute auf die glückliche Scherzluſt ſeines allerliebſten Seelchens zurück, als längſt ſchon Learoſa wieder ſehr ernſt geworden war unter den Mahnungen des nahen Abſchiedes von ihrer mütterlichen und ihrer ſchweſterlichen Freundin.

Zwei Tage ſpäter, und der Schmerz dieſes Abſchiedes war überſtanden, aber die Nachwehen wirkten furchtbar ſchwer fort in der Öde ihres grabesſtillen und doch nicht grabesruhigen Lebens. Die Luſt an ihren Bauten war ihr verloren; ein Hagelſchauer hatte die Fenſter des Fiſcherhäuschens zerſtört; ſie ließ den Herbſtſturm hindurchſauſen; die

Vögel, welche gewohnt waren, auf den Blumenbretern an den Fenſtern zwiſchen den Töpfen ihr Futter zu finden, pickten vergebens an die Scheiben, und die ungepflegten Blumen verdorrten.

„Mein holdſeliges Täubchen ſitzt mir ſo in Gedanken," hob einſt der Graf an. „Das taugt nicht; wie wär's, wenn wir läſen? — Ich habe eine reiche Bibliothek."

Learoſa nahm mechaniſch den Schlüſſel, ging in den Bücherſaal, und ſtand wählend vor den goldverzierten Rückenreihen der beſtaubten Bände; ein Titel zog ſie an, denn er bezeichnete das Werk als ein moraliſches; ſie nahm es.

„Ei, ei!" ſprach der Graf den Titel leſend: „le Sopha. — Ei, ei, hm, hm!"

„Nun, der Verfaſſer nennt es ja eine moraliſche Erzählung," entgegnete ſie.

„Hm, eine moraliſche Erzählung von Claude Crebillon!" lachte der Graf. „Dieſer Monſieur Claude iſt ein Schalk; nun, Sie ſollen ihn kennen lernen; ſetzen wir uns."

Sie fing an zu leſen; — anfangs unbefangen;

es war ihr dunkel, was ſie las; — nun dämmerte es ihr; ſie ſtockte; mit dem Geſicht eines greiſen Faunen ſaß der Graf ihr gegenüber, und half, in ſeinem Gedächtniſſe ſuchend und findend, ihr ein. — Das üppigſte Reich der gröbſten und der verfeinertſten Wollüſte that ſich ihr auf. — Sie ſchlug das Buch zu, und warf es weg. Der Graf bat ſie, es wieder zu nehmen; ſie widerſtand; aber nur ihm; ſich ſelbſt nicht; als ſein Nachmittagsſchlummer ihr Muße gab und Einſamkeit, da trieb die Langeweile, gepaart mit einer inſtinctartigen Neugier, ſie an, das verrätheriſche Buch wieder aufzunehmen. — Sie las weiter. — Schaam vor ſich ſelbſt wandte ihre Augen ab von der Nacktheit der bacchantiſchen, hier ihren Sinnen aufgehenden, und ihr ſelbſt neue Sinne weckenden Welt. — Aber dieſe Welt glich der Plutoniſchen; wer gekoſtet hatte von den unterweltlichen Früchten, der war feſtgebannt an den Mutterboden dieſer betäubenden Koſt. — Ehe der Herbſt zum Winter entartete, hatte ſie Crebillon und die Novellen Margarethas von Navarra verſchlungen. Laclos und Louvet de Coudray folgten;

und die jungfräuliche Seelenreinheit war angedampft von dem Hauche der ſchwebenden Giftſtoffe, die ſich häuften und entzündeten in ihren Träumen.

Mit geheimem Vergnügen ſchloß der Graf aus den glutvollen Blicken ſeiner Gemahlin, aus der Mattigkeit ihrer ſchweren Athemzüge und aus dem Nachlaß von der Strenge, mit welcher ſie auf die Erfüllung der von ihrer mütterlichen Freundin ihrer Wiedervereinigung mit ihm zum Grunde gelegten Hauptbedingung gehalten hatte, auf das Erwachen des Ungethüms, deſſen langer, tiefer Schlaf das Aufflackern ſeiner matten Glut zur Selbſtverzehrung gezwungen hatte. Aber die Hoffnungen, welche er auf dieſen Dämon zu ſetzen wagte, deſſen Hunger er reizte, ohne ihn zu ſättigen, verſtoben. — Strenger als je wandte Learoſa ſich ab von ihm.

Die teplitzer Cur bewährte ſich überhaupt nicht erfolgreich; das Podagra zögerte zwar etwas länger, als im vorigen Jahre, aber es blieb nicht aus. — Mit Schaudern ſah Learoſa ihrem an dieſem Siechbette zu verlebenden Winter entgegen; ihre Sehnſucht, der Spukwelt, die ihren Sinnen aufgethan war, zu entfliehen, ward übermächtig; ſie fühlte, der Taumel der wüſten, üppigen Bilder ihrer Phantaſie, der einzigen Geſellſchafter ihrer tiefen Lebensöde, müſſe, wenn er anhalte mit ſeinem Wirbeln, all ihre edleren Kräfte in ſeinen betäubenden, todbringenden Umſchwung reißen, und dennoch rang ſie vergebens wider die Gewalt jener böſen Geiſter, die ſie umgaukelten in ihren Träumen, um die Geſtalt des verbannten Entzünders ihrer Sinne immer lockender ihr an die glühende Bruſt zu legen.

Da legte die himmliſche Barmherzigkeit der Sehnenden, ſtatt der geſpenſtiſchen Bilder, ein lebendes Weſen, des Gebrauchs ſeiner Sinne noch unfähig, und dennoch mächtig, den Spuk zu verbannen, an das wildbewegte Herz. — Es war — ein Kind. —

Frau von Hedemark hatte es der Sorge für die Erhaltung ihres Rufes angemeſſen erachtet, ihre jetzt ſchon bevorſtehende Entbindung dem Auge der Welt zu verbergen; auf einer vorgeblichen Vergnügungsreiſe nach Prag genas ſie eines Töchterchens, und willfahrte gern den Bitten Learoſa's, ihr das Kind zurückzulaſſen, als ſie ihrem Gemahl wieder nach Dresden folgte.

Nun that eine neue, reinere Welt ſich Learoſa's Blicken auf; das liebliche Kind an ihrer Bruſt war ein Talisman wider die Erſcheinungen, die, einer niedern Welt entqualmend, ihre Einſamkeit bevölkert hatten. In einer heiligenden Ruhe verſtrich der Reſt des Winters ihr, und als der erwachende Frühling durch den Anblick der Begrünung ihres Gartens, an den kurzen Lenz ihres verblühten Lebensglücks ſie mahnte, und eine unausſprechliche Wehmuth ihr Auge mit Thränen füllte, da drückte ſie das Kind an ihr Herz und flüſterte, dem einzigen Wunſche Worte gebend, der jetzt ihre Seele bewegte: „O, wär' ich es, die Dich geboren, und — Dein Vater — Er!"

Die Zeit der ſüßen Heilung des zwieſpaltig zerriſſenen Herzens endete an dem Jahrestage ihrer erſten Begegnung mit dem unglücklichen Hochwart. Herr von Hedemark hatte es erreicht, ſein nahrungsloſes Hofamt gegen ein ſeinen Wünſchen entſprechenderes aufgeben zu können; er war zu dem diplomatiſchen Fache übergetreten, und der Geſandtſchaft in Berlin zugewieſen worden. Die Nothwendigkeit, die zu zeitig erfolgte Geburt ihres Kindes zu verhehlen, fiel weg für Frau von Hedemark, und kurz vor ihrer Abreiſe nach Berlin kam ſie, um ihre kleine Antonie abzuholen.

Und wieder zur tiefen, leeren Einöde geworden, lag die Erde vor den Augen der verwaiſ'ten jungfräulichen Mutter; die Sehnſucht ihrer Seele umfaßte endlich das Bild ihrer Schweſter; Frau von Zſchechwitz brachte ſie ihr, aber wie reich auch im Laufe des letzten Jahres die Hand der Zeit dem liebenswürdigen Kinde Knospen an Knospen entfaltet hatte, der Geiſt der Entfremdung, der zwiſchen den beiden Schweſtern ſich gedrängt, wich nicht. — Das Weſen, welches Learoſa fehlte, war Johanna nicht; — ein Kind, ein von ihr geborenes Kind mußte es ſein, deſſen Vater er war, er — der Verlorene — der Stifter und der Vernichter ihres Lebensglücks.

Ruhig ſah ſie Johanna mit ihrer Freundin wieder abreiſen; ihr Herz hing ſich jetzt an alle Kinder feſt, und oft, wenn ſie das Glück der Mütter ſah, war es ihr, als müſſe ſie ſich ſtrafen für ihr Widerſtreben gegen die Hand des Geſchicks, als dieſe Hand ſie beglücken wollte, wie jene Mütter beglückt waren. — Wenn ſie ſich damals nicht Hochwarts Armen entriſſen hätte — ſie würde zwar ein Opfer ſeines Verraths geworden, aber doch Mutter ſein, und was waren Schande und Mangel gegen die Seligkeit, einem Weſen das Leben gegeben zu haben?

Und wieder nahte der Winter, und der an fruchtloſen Wünſchen und Träumen verlorene Sommer ſtarb ab. — Da ward Learoſa's Einſamkeit durch die Ankunft des Fräuleins von Henniken unterbrochen. Louiſe hatte es nicht länger über ſich vermocht, ihrer wohlthätigen Freundin den Anblick ihrer vollendeten Rettung aus den Banden ihrer überſtandenen Seelenkrankheit zu verſagen, und dieſer Anblick war der hülfreichen Retterin ſo erfreulich, daß ſie nicht aufhören mochte, ſich an ihm zu weiden. Louiſe mußte ihr verſprechen, ſie wenigſtens vor Ablauf dieſes Winters nicht zu verlaſſen.

Während dieſes langen Winters, der den Grafen wieder hart auf ſein Siechbette niederwarf, entfaltete ſich Learoſa's Blick eine neue Seite des Lebens. Eine höchſtſorgfältige Bildung hatte Louiſe in den Beſitz eines reichen Gewinns aus den Gebieten der Wiſſenſchaft und der Kunſt geſetzt; Learoſa begeiſterte der Blick in das Zauberreich, und der vielbegabten Freundin nacheifernd, griff ſie zum Pinſel und hing das Ohr an ihren Lehrer feſt. Die Stunden des Tags flogen ihr an der Palette, die langen Abende, minutenähnlich verkürzt, bei dem Studium der Briten und Italiener dahin, aber in den ewig langen Nächten drängten die alten Spukgeiſter, doch nicht in ſo völlig ſchamloſer Nacktheit als bei ihrem erſten Erſcheinen, ſondern liſtiger, ihre Faungeſtalt verſteckend, in täuſchender Verlarvung um ſie her. Ein Kind war das Lügenbild, welches ſie der flammenden Sehnſucht unterſchoben; aber neben dieſem Kinde ſtand, verwebt mit ihm, untrennbar Beide, Vater und Kind, der Unvergeſſene, den Meere von ihr trennten, und den doch die höchſte Himmelsmacht nicht zu trennen vermochte von ihrer Seele. Nach ihm, nach der allerinnigſten Vereinigung mit ihm ſtand ihr Sehnen. Vergebens rief ſie ſich das Andenken an ſeinen, von ihm ſelbſt eingeſtandenen Verrath in's Gedächtniß; ſie haßte, ſie verabſcheute ihn; aber wäre die Möglichkeit denkbar, ohne ſein Wiſſen Mutter ſeines Kindes zu werden, ſie fühlte, alle Güter ihres Lebens würde ſie an den Gewinn eines ſolchen Glückes ſetzen.

Dieſer Zwieſpalt ihrer Gefühle, dieſes Schwanken zwiſchen Liebe und Haß, dieſes wechſelsweiſe Nähren und Ertödten ihrer Sinne konnten nicht ohne Einfluß auf ihr Gemüth bleiben; die bisher einſeitig ihr eigen gewordene Feindſeligkeit fing an, ſich weiter zu erſtrecken; ein kalter herriſcher Ton, eine zur Schau getragene Verächtlichkeit jedes milderen Gefühls entfremdete ihr die Herzen, nur Louiſe, gleich ihr gemißhandelt, ein Opfer männlicher Verworfenheit wie ſie, blieb ihr unabwendbar zugethan; aber trotz ihres auf dieſe Freundin geſetzten Vertrauens, öffnete Learoſa ihr nie den Blick in ihr Herz; Florentins Name kam nie über ihre Lippe, und Niemand, auch Frau von Zſchechwitz und Roderike nicht, ahnete, was ein Mann je ihr geweſen war.

Das erſte größere Gemälde, welches Learoſa mit

Meiſterhand vollendete, war das Abbild des Siegels, das Hochwarts Abſchiedsbrief verſchloſſen hatte; ſie war jedoch dem Muſter nicht ganz treu geblieben, ſondern hatte, mit geheimem Bezug auf den Kriegszuſtand ihres eignen Herzens gegen das verrätheriſche Geſchlecht der Männer, die Amazone ſehr ſcharf als ſolche, und zwar im ſiegreichen Kampfe begriffen, bezeichnet. Für den erfochtenen Sieg zeugte als Trophäe das auf ihrem erhobenen Speere zuckende Feindesherz.

Das Bild machte Aufſehen; ſelbſt Louiſe erklärte ſich übertroffen von ihrer Schülerin und munterte ſie zu größeren Unternehmungen auf; aber mit dem Eigenſinn einer Künſtlerin wandte Learoſa ſich ihrem Bilde wieder zu, um es zweimal in ſo verjüngtem Maßſtabe zu copiren, daß dieſe Bildchen, auch zum kleinſten Medaillon gefaßt, zu klein geweſen ſein würden. — Es waren anſtaunenswürdige Meiſterwerke; Learoſa ließ ſie, reich mit Brillanten umgeben, in Ringe faſſen, welche, der damaligen Mode nicht entgegen, ein Fingerglied völlig bedeckten, und verſchloß beide, ohne ſich über deren Beſtimmung zu äußern.

Louiſe, immer enger Learoſa ſich befreundend, dachte an keine Rückkehr in ihr Stift; Beider Ruhe von außen blieb lange ungeſtört. Graf Auguſtus weilte auf ſeinen erheiratheten Gütern in Polen, und betrauerte, im vierten Jahre ſeiner Ehe, gerade ſeine Gemahlin, als ein längſt vorhergeſehenes, aber unabwendbares Ereigniß ihn zurückrief. Der Graf, ſein Vater, wurde vom Schlage gerührt; die Todesnähe weckte ſeine Sehnſucht nach ſeinem Sohne, doch kaum war die Stafette mit dem Briefe, der dieſen beſchied, entſandt, als der Schlaganfall, und diesmal tödtlich, ſich wiederholte. —

Learoſa wollte Anfangs an den Tod ihres Gemahls nicht glauben, weil die Prophetenſtimme der Thomsfelder Thurmglocken nicht zu dem Ohre des Kranken gedrungen war, als aber, von Louiſen berufen, zwei Tage ſpäter, Frau von Zſchechwitz ankam und ſofort die Beerdigung des Grafen anordnete, da vermochte Learoſa allerdings ihren Zweifel nicht mehr feſtzuhalten, und würde recht leichten Blicks und leichter Bruſt ihre nun freie Zukunft in's Auge gefaßt haben, wenn die bevorſtehende Ankunft ihres Stiefſohns ihr nicht Grund zu neuen Beſorgniſſen gegeben hätte.

Am Tage nach der feierlichen Beſtattung des Leichnams traf der Kammerherr von Troghauer und mit ihm ſeine Nichte, Frau von Hedemark, ein, welche ihre Mutter zu beſuchen beabſichtigt und ihren Oheim hieher begleitet hatte. — Alles, was Learoſa theuer war, hatte ſich um ſie verſammelt, und mit ihnen berieth ſie ihre Zukunft. Hier mochte ſie den Grafen nicht abwarten; Frau von Zſchechwitz lud ſie ein, ſie nach Oberwerda zu begleiten; Roderike beſtand darauf, die Freundin nach Berlin mitzunehmen, und Louiſe pries ihr Stift als das angemeſſenſte Aſyl für die junge Wittwe. — Learoſa entſchied ſich, die erſten Monate in dieſer — der ihr am ſicherſten dünkenden Freiſtatt zuzubringen, dann nach Oberwerda zu kommen, und von dort, in Begleitung ihrer mütterlichen Freundin, nach Berlin zu reiſen, um hier vielleicht ihren Aufenthalt für längere Zeit zu nehmen. Der Kammerherr verſprach zurückzubleiben, den Grafen abzuwarten und ſogleich nach der Entſiegelung des Teſtaments ihres verſtorbenen Gemahls, zur Beſitzergreifung von Simbach in ihrem Namen zu ſchreiten.

Der Vorabend des allgemeinen Trennungstages brach an, da winkte Learoſa ihre Schweſter in ihr Cabinet. Sie verſchloß es hinter ihr, drückte das nicht ohne Beklemmung ihr nachgeſchlichene Mädchen auf den Sofa nieder, ſetzte ſich neben ſie und hob an:

„Wenig älter als Du biſt, Johanna, war ich, als ein ungeheures Schickſal mich zum Werkzeuge des Untergangs unſeres Hauſes machte.“

Hannchen fuhr erſchüttert zuſammen. — Wehmüthig ſtreichelte Learoſa dem ſchönen Mädchen die bleichgewordene Roſenwange, und fuhr fort:

„Es ſind Thaten verübt worden durch meine Hand und an mir, deren Greuel die Engel weinen und die Hölle jubeln machen muß; aber meine Hand iſt rein wie mein Herz; ich bin unſchuldig an jenen Greuelthaten, unſchuldig, wie die Taube es iſt, die, von Wüthrichhänden mit entzündeten Brennſtoffen beladen, das zerſtörende Element in ihr eigenes

Neſt tragen muß. Die Wüthriche, die Schuld ſind an jenen Greueln, ſind — die Männer!"

Sie hielt, die Stimme von ihrem verſagenden Athem gelähmt, inne, und fuhr nach einer Pauſe fort:

„Zweierlei Gaben ſind's, welche die Männer zu Feinden unſeres Glückes machen: Schönheit und Reichthum. — Du wirſt in den Beſitz beider Gaben kommen; Deine Geſtalt, Deine Züge verſprechen, zu einem ungewöhnlichen Reiz zu gedeihen, und die Güter, welche das Verhängniß mir zugeworfen hat, ſollſt Du theilen mit mir. — Aber dieſe Beſitzthümer werden Dich elend machen, wenn Du ſie nicht verbirgſt vor dem gierigen Blick unſerer geborenen Feinde, der Männer! —"

„Ich habe Dir," begann ſie, nach einem nochmaligen Kampfe mit ihrem Athem, „es ſind jetzt vier Jahre her, da hab' ich Dir das Verſprechen abgefodert, Dich nie zu verheirathen; — Du warſt damals acht Jahre alt, und leicht möcht' es Dir einſt dünken, jener Eid binde Dich nicht. — So dachte Hannibal nicht, als er ſeinem Vater ewige Feindſchaft gegen Rom ſchwur, und Hannibal war doch nur ein Kind männlichen Geſchlechts. — Dich hat Gott ein Weib geboren werden laſſen, und Du ſtehſt, als ein ſolches, ſeinem Throne und ſeinem Vaterherzen näher. — Sage mir, Johanna, glaubſt Du etwa, jener Eid habe, weil Du ihn mit Kinderlippen lallteſt, keine bindende Kraft für Dich?"

„Nein, nein, gewiß nicht!" ſtammelte Hannchen, ſehnſüchtig nach der verſchloſſenen Thür blickend.

Da umſchlang Learoſa das bebende Mädchen zärtlicher. „Gott ſei Dank!" rief ſie. — „Dieſen Schwur, hätteſt Du ihn zu brechen gedacht, ich würde Dich zwingen, ihm treu zu bleiben, denn ſeit dem Tage, da Du ihn leiſteteſt, haben meine Erfahrungen ſich vertauſendfacht, und — und — doch, warum ſoll ich noch reden? — künftig vielleicht einmal; — jetzt —"

Sie ſtützte den Kopf auf die Hand, als ſinne ſie tief; dann ſtand ſie auf, öffnete einen Behälter ihres Nachttiſches, nahm ein Etuis heraus und kehrte zurück. „Johanna, wir ſind jetzt mehr als Schweſtern; wir ſind Seelenverbündete, und unſere Bundeszeichen ſind dieſe Ringe.“

Sie öffnete das Etuis, nahm die Ringe heraus, ſteckte den einen an Johanna's, den andern an ihren Finger und fuhr fort: „Die Rüſtung dieſer Amazonen iſt unſer Sinnbild; wir ſind gewaffnet wie ſie, und die Herzen auf ihren Spießen ſind die unſern. — Unſere Herzen ſind ſicher vor Wunden, denn ſie ſind todt! — Verſprich es mir, von heut an bis zum Tode dieſen Ring beſtändig zu tragen; er ſoll Dich erinnern an Dein mir gegebenes Wort!“

„Ja, gewiß, ich leg' ihn nie ab!“ rief das zwölfjährige Mädchen, entzückt über den köſtlichen Schmuck, deſſen Gefunkel ſie völlig mit der harten Schweſter verſöhnte, deren Hals ſie dankbar umſchlang; da ward an der verriegelten Thür Roderikens Stimme laut. „Learoſa, öffne; die Zeitungen melden eine erfreuliche Nachricht: Du haſt jetzt nur einen Feind noch; ſein Gehülfe, der Jeſuit, iſt todt!“

Learoſa hatte inzwiſchen ihrer Schweſter das Gelübde abgenommen, von dem Inhalt des eben beendeten Geſprächs nichts zu verlautbaren, und öffnete jetzt Roderiken die Thür. Es war, wie dieſe geſagt hatte; der Jeſuit war todt; die Zeitungen meldeten es.

„Nun noch zwei Augen weniger in der Welt, und Du biſt ganz frei!“ rief Frau von Hedemark. — „Und dann, dann flecht' ich meiner Learoſa — nein, den Brautkranz kann ich Dir freilich nicht flechten, denn, wie Du auch die Ehre verdienen magſt, ihn zweimal zu tragen, dennoch wirſt Du zum zweiten Male wohl mit einem Prachtexemplar von Toque an den Altar treten müſſen.“

Ein tiefer Ernſt waltete auf Learoſa's Stirn, doch ehe ſie etwas erwiedern konnte, ſagte Roderike lachend:

„O weh, ich habe Deinen Männerhaß ja vergeſſen! — Nun, wenn der die einzige Klippe iſt, an welchem einſt dein Liebesſchiffchen ſcheitern ſollte, ſo will ich mich anheiſchig machen, mit verbundenen Augen dein Lootſe zu ſein.“

„Du biſt ſehr, ſehr heiter, Roderike, Du mußt alſo ſehr, ſehr glücklich ſein,“ hub Learoſa an. „Geſteh' es mir einmal recht aufrichtig: hat der

Ehemann Dir gehalten, was der Bräutigam Dir verſprach? — Hat die Liebe — die Deinige und die ſeinige — fortgedauert während Eurer Ehe?"

Roderikens Stirn kräuſelte ſich etwas; die Antwort erfolgte nicht gleich. — Dann ſagte ſie: „Du weißt, ich laſſe in ſchwierigen Fällen die Poeten gern für mich reden, und will Dir auf Deine Frage mit einem Liedchen antworten. Haſt Du ein Ohr für mich?"

Learoſa nickte, und ſie begann:

„Ein zartes Pflänzchen iſt die Liebe,
Gedeiht nicht wohl im Sonnenſchein;
Es wollen ihre jungen Triebe
Genährt mit Thau in Nächten ſein.

Drum, wer ſie pflegen will, der tränke
Mit Thränen ſie im düſtern Thal,
Und wer ſie tödten will, der ſchenke
Ihr nur des Glückes Sonnenſtrahl.

Ha, welche Zartheit! — Die Vergüldung
Des Lebens ihr, und, ach! ſie ſtirbt! —
Aus welchen Stoffen dieſe Bildung
So weich, daß ſie der Tag verdirbt? —

Aus menſchlichen; ich will's Euch ſagen;
Die Liebe, ird'ſcher Abkunft, kann
Das Glück der Liebe nicht ertragen,
Denn das gehört dem Himmel an.

Zwar ihm wähnt ſich das Herz zu nähern,
Wenn ſeine Flamme brauſ't und ziſcht,
Doch nur ein Ahnungshauch des Höhern,
Und, ach! das ſchwache Licht erliſcht!

So ward einſt Semele vernichtet
Vom Blick, der in den Himmel drang,
Indem, von ſeinem Glanz umlichtet,
Der Gott die Irdiſche umſchlang."

Ein verächtliches Lächeln ſchwebte um Learoſa's Mund, doch bald verzog der feindliche Zug ſich in einen wehmüthigen. „Ich verſtehe Dich, arme Roderike," ſagte ſie. „Ich weiß, was Du hinter Deinem Lächeln verbirgſt."

Roderike ſtrengte ſich an, noch ein Mal zu lächeln, aber während des Verſuchs feuchteten ihre Wimpern ſich, der lächelnde Mund ward zum weinenden, und ihre Thränen bezwingend, ſprang ſie auf und verließ im Fluge das Zimmer.

Am folgenden Morgen trennte man ſich. Der Kammerherr blieb zurück; Frau von Zſchechwitz nebſt ihrer Tochter und Hannchen eilten nach Oberwerda, und Learoſa trat, Louiſen begleitend, den Weg nach Barſchau an.

Das ſtille Stift empfing die beiden Freundinnen, und bald war Learoſa heimiſch hier und ihr recht wohl. Eine ſolche Stiftung, beſchloß ſie, ſollte Simbach einſt werden.

Indeß liefen Nachrichten von dem Stande ihrer Angelegenheiten ein. Das Teſtament war eröffnet, und Alles, wie der Erblaſſer es verfügt, ohne Schwierigkeit von ſeinem Sohne, der ſich ſehr gemäßigt gezeigt hatte, anerkannt worden. Der Kammerherr hatte, bis zu dem nächſten Geburtstage Learoſa's, der ihre Minderjährigkeit endete, ihre Bevormundung übernommen.

Fünf Wochen lang war Learoſa in Barſchau geweſen, als Louiſe, welcher von ihren Leiden ein Bruſtfehler zurückgeblieben war, erkrankte; Learoſa ſetzte ihre Abreiſe noch aus, um die Freundin zu pflegen. Die Krankheit derſelben wurde langwierig, aber Learoſa wich nur von ihrem Bette, um Abends und Morgens, ein halbes Stündchen etwa, friſche Luft in dem anſtoßenden Garten zu ſchöpfen.

Bei einem dieſer kurzen Spaziergänge war es, als ein eben ſo ſchnell entſtehender als verſchwindender Lichtblitz in dem Gebüſch einer verſchorenen Buchenhecke ſie erſchreckte; der Mond konnte das nicht ſein, dazu war es noch zu früh. Ihr ward bange; ſie eilte, nach dem Stifte zurück zu kommen, doch plötzlich fühlte ſie hinterrücks ſich feſtgehälten; in demſelben Moment bedeckte ein naſſes Tuch ihr Geſicht; ſie fühlte ſich fortgeriſſen ohne rufen, ja, faſt ohne athmen zu können, und die Sinne vergingen ihr, als ſie an der ſchmetternden Bewegung unter ihr wahrnahm, daß ein in betäubender Schnelle fortgeriſſener Wagen ſie entführe.

Druckfehler im zweiten Bande.

Seite 64 Zeile 6 von oben lies Verführer ſtatt Entführer
„ 165 „ 6 v. o. l. eheliches ſt. ähnliches
„ 194 „ 12 v. o. l. nur ſtatt nie
„ 324 „ 7 v. o. l. Glaubens ſt. Gottes
„ 453 „ 5 v. unten zwiſchen den Worten beiden erſten fehlt das Wort Schleſiſchen
„ 478 „ 3 v. o. l. fällt ſt. hält
„ 492 „ 5 v. o. l. bedienen ſt. benutzen
„ 496 „ 1 v. u. l. Kornet ſt. Konrad
„ 541 „ 3 v. o. l. ſchwelenden ſt. ſchwebenden
„ 545 „ 2 v. o. l. ſchwelenden ſt. ſchwelenden

Learosa,

die Männerfeindin.

Ein Roman

von

Emerentius Scävola.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1835.

Immer für Weiber und Kinder; ich dächte, man ſchriebe für Männer,
Und überließe dem Mann Sorge für Weib und für Kind.

Schiller.

Halle a. S.

1923 K 1265

Die Geſetzloſigkeit, welche nach Auguſtus III. Tode überhand nahm in dem aus Königthum und Republik zwitterartig geformten polniſchen Reiche hatte den widernatürlich geſtalteten Staatenbau in ſeinen Grundfeſten erſchüttert, und ſein ſchwaches Oberhaupt der Willkühr ſeiner mächtigen, nordiſchen Nachbarin preisgegeben. Um die reiche Beute nicht einem Einzelnen anheimfallen zu laſſen, verſtändigten ſich Thereſia und Friedrich mit der ruſſiſchen Katharina über eine gemeinſchaftliche Theilung des ſchon zerriſſenen Körpers, und während noch mit dem warſchauer Reichstage über die Ablöſung der Endglieder des Reichs unterhandelt wurde, ſetzten die Unterhändler ſich ſchon in Beſitz der Jedem bequem gelegenen Landſchaften.

Dies geſchah im Jahr 1772.

Die Erntefelder waren ſchnittreif, als eine Abtheilung preußiſcher Huſaren, unter der Führung eines Lieutenants, auf der Straße von Zempelburg nach Coronowo, dem Dorfe Kamnitz, ihrem Cantonirungsquartiere, entgegenzog und aus einem Birkengebüſch hervorbrechend, eines Haufens polniſcher Landleute anſichtig ward, welche, mit landesüblicher, ſklaviſcher Unterwürfigkeit, auf die Erde niedergeworfen, ihren Gäſten den Willkommgruß brachten. Es waren die kamnitzer Hauswirthe.

„Brr! Welch ein Volk!“ So ſchüttelte das Grauen den Lieutenant, und der alte Unterofficier, welcher den Zug hinter ihm führte, brummte: „Ja, das giebt ein echt polniſches Quartier; Menſchen und Ferkel zuſammen in ein und demſelben Stall; hinterm Ofen das gährende Kummſtfaß *) und unter den Bänken das lebendige Lagerſtroh; bald wird man es unſern Dolmans nicht mehr anſehen, daß ihre Grundfarbe die blutrothe iſt.“

„Hm, vielleicht giebt's Gelegenheit, ſie wieder aufzufärben mit ihrer Grundfarbe," ſprach der Standartenjunker, ein ſtämmiger, achtzehnjähriger Jüngling. „Es wäre doch viel, wenn die Polacken ſich das Fell über die Ohren ziehen ließen, ohne zu mukſen."

---

*) Kummſt, das polniſche Nationalgericht: Sauerkohl.

„Sie werden nicht mukſen, dieſe Polacken," verſetzte der Lieutenant. „Die Edelleute freilich möchten wol wenig Geſchmack an einer neuen Ordnung der Dinge finden, die ſie hindern wird, nach Gefallen ihren Bauern den Kopf vor die Füße zu legen; aber dieſe Edelleute ſind machtlos ohne das Volk, und das Volk wird bald inne werden, daß wir ſeine Wohlthäter, ſeine Erlöſer aus den Banden ſeines Sklaventhums ſind."

Während dieſes Geſprächs war man den Bauern ganz nah gekommen, an deren Spitze man einen anſtändig, nicht in polniſcher Tracht gekleideten Mann wahrnahm, der ſich dem Lieutenant als deſſen Wirth und namentlich als den Pachter des Dorfes kundgab.

„Sie ſind ein Deutſcher? Gott ſei Dank!" rief der Lieutenant, deſſen Geſicht ſich noch mehr erheiterte, als der Pachter ihm verſicherte, daß es in dieſer Gegend mehrere deutſche Familien, ja ſogar einzelne ganz von Deutſchen bewohnte Dörfer gebe, die aber unter einer Verfehmung ſich befänden.

Man hatte inzwiſchen eine Anhöhe erreicht, und überraſcht von dem Anblick des vor ihm ſich ausdehnenden Thals, hielt der Lieutenant ſein Pferd an; ſchroffe Sandberge, theils von herabgeſtürzten Regengüſſen ſo ausgezackt, daß die beſpülten Stellen einer Sandſteinwand glichen, theils mit üppigem Laubgehölz bewachſen, ſenkten ſich längs des Weges zur linken Hand, ein Thal bildend, in deſſen Tiefe ein inſelreiches Flüßchen, die Kamionka, ſich ſchlängelte; am jenſeitigen Geſtade dehnte eine weite Aue ſich aus, ganz in der Ferne von düſtern Fichtenwaldungen begränzt. Aber vergebens ſuchte das Auge in dieſer herrlichen Wildniß eine Spur von Menſchenhänden, und erſt ſpäter entdeckte man, daß der graue Steinhaufe, der aus dem Baumdunkel eines ſeitwärts ſich erhebenden Berges hervorragte, ein verfallenes Schloß, und daß die Wolke, welche nebelartig den Fuß dieſes Berges umlagerte, Rauch ſei, der aus den hölzernen Feuereſſen der tiefer liegenden Hütten aufquoll.

„Es iſt ſchön hier, faſt möcht' ich ſagen, wie mein meißner Hochland," ſeufzte der Lieutenant und wandte ſich dann an den Junker: „Nicht wahr, Dederow, hier ſieht es anders aus, wie in Ihrem pommerſchen Kaſſubenlande?"

„Herr Lieutenant, mein pommerſches Vaterland hat den Sängern des ſiebenjährigen Krieges die Hälfte ihrer Helden, und dem deutſchen Parnaß die Hälfte ſeiner Sänger geliefert," antwortete der Junker; da wandte der Lieutenant ſich an ſeinen Führer: „Wir dürfen uns nicht aufhalten, Herr —"

„Inſpector Büchler nennt man mich," antwortete dieſer und ſetzte ſich in Gang neben den Pferden ſeiner Gäſte.

Der Richtweg ſenkte ſich in das Thal, und leichter athmeten Menſchen und Roſſe in dem Schatten des Birkengehölzes, welches ſich längs des Flüßchens hinzog. Der Lieutenant erneuerte das Geſpräch mit ſeinem Wirthe: „Sie haben, glaub' ich, einen Grafen Ratulinski zum Nachbar?"

„Er war es,“ erwiederte der Pachter. „Jetzt iſt er ausgetreten, tiefer hineingegangen nach Stockpolen nämlich, will ich ſagen, und ſchwerlich dürft' er wiederkehren, denn die Herrn Preußen gefallen ihm nicht ſonderlich. Im Grunde verliert der Herr Graf auch nicht viel, wenn er ſeine Herrſchaft im Stiche läßt; es möchten wol wenig Dachziegel in Ratulin ſein, die nicht ſchon den Juden gehörten, oder ſeinem Schwager, dem ſächſiſchen Grafen von Rottingerode.“

„Rottingerode? Es iſt wahr, deſſen Güter liegen ja auch in dieſer Gegend.“

„Höher hinauf nach Bydgosz zu, oder nach Bromberg, wie die Herrn Preußen es nennen,“ antwortete der Pachter. „Er läßt ſich indeß wenig hier in der Gegend ſehen, ſeit ſeine Gemahlin geſtorben iſt; die arme Dame möchte vielleicht noch leben, wenn ſie ihr Kloſter Byslaw nicht verlaſſen hätte; ſie hat keine Freudentage in ihrer Ehe gehabt.“

„Kloſter Byslaw?“ frug der Lieutenant. „Liegt ein Kloſter dieſes Namens etwa hier in der Nähe?“

„Eine ſtarke Meile von Kemnitz,“ antwortete der

Pachter. „Wir hätten die Thürme ſehen können, als wir auf der Höhe waren.“

„Was werden denn die Kloſterbewohnerinnen zu ihrem Verhängniß ſagen, einem ketzeriſchen Landesherrn unterworfen zu ſein?“ frug der Lieutenant.

Der Inſpector zuckte die Achſeln; man ſah es ihm an, daß er eine Antwort verſchlucke. Der Lieutenant drang nicht weiter in ihn; auch war keine Zeit mehr, das Geſpräch fortzuſetzen, denn der Trupp hatte das Dorf erreicht und zog unter Trompetenſchall ein.

Den Lieutenant überraſchte der Anblick ſeiner Wohnung; es war ein einſtöckiges, von Stein und nicht unzierlich erbautes Häuschen, zwei freundliche, für ihn eingerichtete Zimmer enthaltend. Der Pachter nannte das Gebäude „die Officin“, weil es urſprünglich zur Werkſtatt eines kürzlich abgezogenen Deſtillateurs gedient hatte; jetzt war es unbewohnt. — Aus den Augen des Gaſtes leuchtete das Behagen. „Das Schickſal hat es beſſer mit mir gefügt, als ich hoffen durfte,“ murmelte er, an das Fenſter tretend und die reiche Gegend überſchauend, durch welche zwiſchen grünen Wieſen und ockerhaltigen Bergen der Fluß, der hier ein ſehr ſteiniges Bett hatte, ſich hindurchwand, zum umfangreichen Mühlteiche ſich ausbreitete und, über ein hohes Wehr hinabſtürzend, an dem Eingange des Thales verſchäumte. Da fiel, als er mit den Worten: „ſchön, herrlich!“ ſich umwandte, eine ſchmuzige Magd, welche das Frühſtück ſervirte, ihm in die Augen, und er verſtummte.

Der Inſpector, ſtatt zu ahnen, daß der Ekel ſeinen Gaſt bewege, das Frühſtück abzulehnen, wähnte ihn immer noch begeiſtert von der Gegend, welcher er das Auge wieder zugewandt hatte, und fing an, die verſchiedenartigen Reize zu ſchildern, welche jeder Wechſel der Jahreszeiten derſelben brachte. „Sie ſollten dieſe Landſchaft ſehen, Herr Lieutenant, wenn der Schnee, der ſich in der Barowe*) häuft, zerſchmilzt und die Berge dort zur Linken gleich Inſelkuppen aus dem unermeßlichen See emporragen, den der Fluß bildet. Oder wenn im Herbſt —“

---

*) Barowe, die polniſche Benennung für eine ſchluchtartige Aue.

Hier wandte der Lieutenant ſich um und unterbrach den Inſpector durch die Frage, ob das Kloſter Byslaw nicht ſichtbar ſei aus dieſem Fenſter. — Der Mann verneinte und ſetzte wie verwundert hinzu, es ſcheine, daß das Kloſter einen beſondern Reiz für den Herrn Lieutenant habe. — Dieſer lächelte: „Nun, und finden Sie das nicht begreiflich? Unſereins kennt das Kloſter nur aus Romanen, und kann ſich kein herrlicheres, anziehenderes Abenteuer träumen, als einer jungen liebenswürdigen Gottesbraut den Schleier zu lüften.“

„Um Gottes willen, Herr Lieutenant, dieſe Gedanken laſſen Sie fahren, wenn Sie nicht die ganze Gegend in Aufruhr bringen wollen,“ warnte der Pachter, und der Lieutenant verſicherte ihn, daß er ſich begnüge, von ſolch einem Abenteuer zu träumen, verließ ihn alsdann, um die Stallungen und die Quartiere zu beſichtigen, und kehrte dann wieder zu ſeinem Wirthe zurück, um das Mittagsmahl bei ihm einzunehmen.

Sein erſter Blick, als er in das Zimmer trat, fiel auf die Frau des Pachters, ein langweiliges Geſicht, ein nichtsſagendes Auge; deſto länger feſſelte ſeinen zweiten Blick ein Ölgemälde, welches an der Wand hing. Es ſtellte den Kampf des heiligen Georg mit dem Lindwurm vor, und war ein Meiſterſtück. Der Inſpector erzählte ihm, daß es die Arbeit einer byslawer Nonne ſei.

„Einer byslawer Nonne?“ rief der Lieutenant lebhaft. „Alſo ſolche Künſtlerinnen giebt's in den polniſchen Klöſtern?“

Da miſchte die Frau des Pachters ſich ein, und erzählte, daß die byslawer Kirche mit einer Menge weit ſchönerer und größerer Gemälde, ſämmtlich Werke ein und derſelben Künſtlerin, ausgeſchmückt ſei. Der Lieutenant horchte und verhehlte ſeine Neugier nicht, mit dieſer Kunſtausſtellung bekannt zu werden; er ſchlug dem Inſpector vor, ihn nach Byslaw zu begleiten. Dieſer machte ein bedenkliches Geſicht. „Herr Lieutenant, ich will nicht hoffen, daß Sie die Abſicht haben, dort eine anziehende Bekanntſchaft zu machen und mich in Verlegenheit zu ſetzen durch einen Verſuch, die Nonne zu ſehen. Wie mir's ſcheint, mögen Sie wol kein Katholik ſein; auch ich bin es nicht, aber, dennoch hab' ich allen Reſpect vor dem Kloſter und vor dem bigotten Volk, mit dem ich leben muß, wenn Sie hinwegziehen. Ich kann Sie nur dann nach Byslaw begleiten, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, ſich blos auf die Kirche zu beſchränken und mit keinem Worte nach einer Nonne zu fragen.

„Lieber Inſpector, was kümmern mich die polniſchen Nonnen, zumal, wenn ſie ſo auf gut morgenländiſch eingekerkert ſind, daß man verhindert wird, zu unterſuchen, ob ſie jung oder alt ſind. Ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, mich um keine Nonne zu kümmern, und nun laſſen Sie Ihre Bedenklichkeiten fahren und zeigen Sie mir morgen den Weg nach Byslaw. Morgen iſt Sonntag; Ihre Geſchäfte ruhen, und wir wallfahrten als andächtige Kirchgänger dahin.“

Der Inſpector willigte ein, und bei Tiſche wurde das Weitere über den Ritt verabredet, der morgen in den erſten Frühſtunden beginnen ſollte.

Jetzt wandte das Geſpräch ſich auf andere Gegenſtände; der Lieutenant foderte nach Aufhebung der ländlich beſchickten Tafel einen Boten, um eine Ordonnanz mit der Meldung ſeines Einmarſches in das Cantonnirungsquartier, den Weg nach dem zwei Meilen entfernten Städtchen Tuchel zu ſeinem Rittmeiſter zu führen, und entfernte ſich alsdann, um die ſchriftliche Meldung zu entwerfen, dann ſeine Mannſchaft zum Appell zu verſammeln, den Junker nebſt zwei Huſaren zu ſeiner Begleitung auf morgen zu befehligen, und ſein zurückbleibendes Geſchwader dem älteſten Unterofficier zu übergeben.

Mit dem Anbruche des nächſten Tages ward der Inſpector abgeholt, und die Reiſe begann; nach Verlauf zweier Stunden hatte man den Weg, welcher, durch eine Sandöde führend, einen finſtern Fichtenwald durchſchnitt, zurückgelegt und das Dorf erreicht, deſſen Hütten die ſtattlichen Kloſtergebäude umgürteten. In dem unſaubern Wirthshauſe ließ der Lieutenant unter der Obhut der Ordonnanzhuſaren die Pferde, und trat nebſt dem Pachter und dem Junker die Wallfahrt nach der Kloſterkirche an.

Gleich beim Eintritt in dieſelbe zog den Lieutenant das Bild des Erzengels Michael an, weniger wegen des Aufwandes von Kunſt und Geſchmack, welcher an dieſem Gemälde verſchwendet war, ſondern weil das Antlitz des Himmelsboten eine ſo ſprechende Ähnlichkeit mit einem ſeiner Bekannten trug, als wenn dieſer der Künſtlerin geſeſſen habe. Wer war aber derjenige ſeiner Bekannten, der ihr zum Muſter gedient hatte? Er ſann und ſann, aber ſeine Erinnerung fand keinen Haltpunct. — Er ging einige Schritte weiter und blieb faſt erſchrocken vor einem Bilde ſtehen, deſſen Gegenſtand die Verſuchung des Heilands war, denn die Züge des hölliſchen Verſuchers waren unverkennbar dem Geſicht des Beichtvaters der verwitweten Kurfürſtin von Sachſen entnommen. Mit ſteigender Befremdung ſchritt er weiter fort in der ihm aufgegangenen Räthſelwelt und mit den Worten: „Iſt das Hexerei?“ ſtarrte er ein drittes Bild an, welches, der Unterſchrift zufolg, die heilige Vincentia vorſtellte, und als triumphrende Kriegerin, aber in einem idealen Coſtüm dargeſtellt war, gewappnet, aber ohne Helm; ein Herz blutete auf dem Speer, den ihre Hand emporſchwang

„Iſt das Hexerei?“ frug er ſich noch einmal, denn dieſes Bild kannte er genau; er hatte es im vorigen Jahre, jedoch in weit verjüngterm Maßſtabe, nämlich in einen Ring gefaßt, an der Hand einer jungen Dame in Berlin bewundert. Jenes Miniaturgemälde und dieſes lebensgroße Bild mußten ein und demſelben Pinſel ihren Urſprung verdanken.

Da trat, während der Lieutenant im Anſtarren des Bildes verſunken war, ein ſehr hagerer, krankbleicher Mann, dem Anſchein nach einige dreißig Jahr alt, in der Tracht eines deutſchen Landmanns, an ihn heran, und ſagte halblaut: „Herr Lieutenant, ich bin der Mann, an welchen Sie gewieſen ſind. Wollen Sie mir folgen?“

Der Officier folgte dem Fremden bis unter die Halle des Glockenthurms; hier im Halbdunkel blieben Beide ſtehen. „Alſo Er, mein Freund, hat dem General die Anzeige gemacht? Hat Er [illegible] Näheres erforſcht ſeit dieſer Zeit?“ frug der [illegible]er.

„Ja, Herr Lieutenant, jedoch nichts von Dem, worauf ich meine Anzeige begründet habe,“ antwortete der Fremde. „Eine andere Entdeckung hab' ich gemacht, welche einen ritterlich geſinnten Mann unfehlbar über die Bedenklichkeiten des Herrn Generals hinwegheben wird. Hier in dieſem Kloſter, Herr Lieutenant, ſchmachtet eingekerkert eine junge, ſchöne, reiche Dame, eine Gräfin von Rottingerode."

„Iſt's möglich?" ſchrie der Lieutenant, doch ſchnell fiel der Fremde ihm ins Wort: „Still, um Himmels willen ſtill! Niemand darf ahnen, daß ich mit Ihnen rede. Haben Sie den Muth, unter dem Vorwande, Waffen zu ſuchen, in das Kloſter einzubrechen, ſo will ich Sie führen. — Doch ich höre Stimmen; es kommen Menſchen. Herr Lieutenant, von heut' an harr' ich allnächtlich an der Pforte des Kloſterhofs Ihrer."

Dem flüchtig entſchwindenden Botſchafter nachſtarrend, ging der Lieutenant in die Kirche zurück und ſah den Junker auf der Lehne einer Bank ſtehen und aufmerkſam das Bild der heiligen Vincentia betrachten. „Herr Lieutenant," flüſterte er ihm zu, „ich mache hier eine ſeltſame Entdeckung; hier ſtehen Worte."

Eilig ſprang der Officier auf die Bank und entzifferte nun auch in den Schattenſtrichen des blutenden Herzens auf dem Speere der Amazone deutſche Buchſtaben, welche zuſammengezogen die Worte: „Rettet mich!“ ergaben.

„Wen ſollen wir retten?“ frug der Junker. Der Lieutenant winkte ihm Schweigen zu, ſuchte weiter, und fand in den Ornamenten des Schildrandes der Heiligen, ſo kunſtreich, daß nur ein ſchon ahnendes Auge ſie für etwas Anderes als Beſtandtheile des Zierraths erkennen konnte, die Worte: „In dieſem Kloſter iſt die deutſche Gräfin von Rottingerode eingekerkert 1771.“

Der Junker wollte ſeiner Überraſchung Luft machen, aber die Vorſicht des Lieutenants hinderte ihn zu reden. „Folgen Sie mir,“ flüſterte er, und Beide verließen die Kirche, welche eben mit Andächtigen ſich zu füllen begann. Die Pforte eines Gartens ſtand auf, ſie gingen hinein, und hier hob der Lieutenant an, nachdem er nach allen Seiten ſich umgeſehen und ſich ſicher vor Lauſchern gefunden hatte:

„Dederow, Sie ſind ein zwar noch junger, aber verſtändiger und entſchloſſener Mann, von dem man ſich Rath und Beiſtand verſprechen darf, wenn es eine Unternehmung gilt, mit welcher Gefahr verknüpft iſt. Ich will Ihnen zwei Geheimniſſe entdecken; das erſte iſt ein dienſtliches und betrifft den Zweck meiner Sendung in dieſe Gegend: Ein Handwerker, ein Deutſcher, welcher hier arbeitet, hat dem General verrathen, daß verdächtige Zuſammenkünfte ausgetretener polniſcher Edelleute in dieſem Kloſter ſtattfinden, und daß auch wahrſcheinlich eine Niederlage von Waffen hier ſei. Der General hält dieſe Anzeige für nicht hinreichend begründet, um das Kloſter einer Durchſuchung zu unterwerfen, und dadurch das Volk aufzureizen; er will ſich darauf beſchränken, die Verdächtigen einzufangen, und zu dieſem Zweck hat er mich erwählt, weil ich allein der polniſchen Sprache mächtig bin. Ich bin angewieſen, allnächtlich die Wege rings um das Kloſter unter Aufſicht meiner Patrouillen zu ſtellen, doch nur dann, wenn die allerdringendſte Gefahr im Verzuge ſein ſollte, das Kloſter ſelbſt zu beunruhigen. Aber grad' in dieſem hab' ich ein Privatgeſchäft, und dies iſt das zweite Geheimniß, welches ich Ihnen anvertrauen will. Die Gräfin von Rottingerode, welche um Rettung fleht, iſt eine der reizendſten Damen, die ich kenne; ſie verſchwand vor vier Jahren auf eine unerklärbare Weiſe, und muß gerettet werden, und zwar ohne Verzug, denn wenn ſie jetzt nicht befreit wird, ſo erfolgt ihre Todeserklärung, und ihr ganzes großes Vermögen fällt ihrem Stiefſohne, einem Buben zu, der, wie ich von Anfang an behauptet habe, ihre Einkerkerung veranlaßt hat. Dieſem Elenden, der auch meinem Schickſale einen verwünſchten Stoß gegeben hat, muß entgegengearbeitet werden; aber wie iſt grade mir das möglich, der ich befehligt bin, dafür zu ſorgen, daß die Ruhe der Kloſterſchweſtern unangetaſtet bleibe? Der Eingang in das Kloſter dürfte zwar nicht ſchwierig ſein, denn der Menſch, der dem General die Anzeige gemacht hat, will allnächtlich auf mich warten und mich führen; aber — mir ſind die Hände gebunden; wiſſen Sie Rath, Freund Dederow, wie ich, ohne ein eigentliches Wagniß zu beſtehen, die Gefangene auf freien Fuß ſetzen kann?“

Die Augen des Junkers flammten. „Ich ſcheue kein Wagniß, wenn es einen Ritterdienſt gilt,“ verſetzte er. „Vertrauen Sie mir das ganze Geſchäft, und ich mache mich anheiſchig, die Gräfin zu entführen, und wenn der Teufel ſelbſt ſie bewachen ſollte.“

Ein leiſer Zug, die Befriedigung eines geheimen Verlangens flüchtig verrathend, huſchte über des Lieutenants Geſicht. „Wirklich? Wollen Sie das? Welchen Plan haben Sie denn zur Ausführung Ihres Unternehmens erſonnen?“ frug er.

„Einen Plan macht der Huſar erſt im Augenblicke des Angriffs,“ entgegnete der Junker. „Sie befehligen mich zum nächtlichen Patrouillendienſt; ich wähle mir meine Begleiter, mit dieſen zieh' ich heut' Abend aus, und bin mit dem anbrechenden Tage ſammt der Gräfin, vielleicht auch ſammt Pulver und Blei, in unſerm Cantonirungsquartier und erſtatte Ihnen Rapport.“

„Dederow, das geht nicht,“ ſagte der Lieutenant. „Sie wollen es auf einen Überfall anlegen; aber — das Wagſtück mag glücken oder mißlingen — Sie würden es auf der Feſtung büßen müſſen. — Ja, wenn unſere Uniform nicht ſo kenntlich wäre; wenn

Sie ſich und Ihre Leute vermummen könnten — dann vielleicht möchte ein ſolcher Plan ausführbar ſein."

„Das geht," fiel der Junker ein. „Sie haben ja noch die alte ſchwarze Pikeſche, die Uniform, die unſer Regiment im ſiebenjährigen Kriege gefürchtet gemacht hat; die zieh' ich an; meine Leute dürfen die Mäntel nicht ablegen, und dann verſchwör' ich mich, daß Keiner uns den rothen Huſaren anſehen ſoll, wenn wir einbrechen in das heilige Rattenneſt."

„Hoffen Sie," frug der Lieutenant kopfſchüttelnd, „ein ſolcher Einbruch könne ſo ſtill abgethan werden, daß Niemand etwas davon merke? Was wollen Sie anfangen, wenn die Nonnen das Dorf in Aufruhr ſetzen und der Pöbel Ihnen den Rückzug abſchneidet? — Sich durchſchlagen? Das koſtet Blut, und Blutverguß könnte Ihnen den Kopf koſten. Lieber würd' ich es vorziehen, ſich melden zu laſſen bei der Äbtiſſin, ihr zu erklären, man wiſſe, daß die Gräfin in ihrem Gewahrſam ſei, und komme, ihre Auslieferung zu fodern; aber wenn die Äbtiſſin leugnet — was thut man dann? Man zieht mit einer langen Naſe ab, und die Gräfin bleibt eingeſperrt.“

Der Junker rieb ſich ärgerlich die Stirn. „Es iſt abſcheulich, daß man ſolche Rückſichten nehmen muß,“ ſchalt er. „So zart iſt Papa Belling gewiß nicht zu Werke gegangen, als er im ſiebenjährigen Kriege den Pfaffen im Bisthum Würzburg ſeine Aufwartung machte. — Schauen Sie einmal empor, Herr Lieutenant, die Stockwerke dieſes alten Gemäuers ſind ſo niedrig; ich möchte mich vermeſſen, ohne Leiter hinaufzuklettern zu der obern Fenſterreihe dort, und die Eiſengitter ſollten mich auch nicht hindern, einzubrechen, wenn ich nur ſicher wäre, gleich in das rechte Fenſter zu der ſchönen Gräfin und nicht etwa zu einem alten Drachen von Nonne zu gerathen.“

„Sie haben wahrſcheinlich Eins ſo wenig zu hoffen als das Andere zu fürchten, denn, wie ich gehört habe, liegen die Zellen immer nur an den innern Seiten der eingeſchloſſenen Höfe,“ ſagte der Lieutenant, während ſein Vertrauter ſpähend hinauf zu den vergitterten Fenſtern blickte und ſich vergebens die Schmiegſamkeit des Kätzchens wünſchte, welches auf dem Dache promenirte und in einer der Bodenluken ſich verlor. „Ha, verwünſcht!“ murmelte er. „Wären wir doch in Feindes Land, dann ſollten die Kerkermeiſterinnen mir büßen. Hing' es von mir ab, ſo müßte die ganze heilige Sippſchaft über die Klinge ſpringen.“

„Ein Glück, daß das nicht von Ihnen abhängt,“ entgegnete der Lieutenant. „Wir würden unfehlbar denſelben Sprung hinterher machen; dafür würden die Bauern ſchon ſorgen, die der erſte Ruf der Sturmglocke ſammeln würde. — Doch hören Sie, da fängt ein Glöckchen an zu bimmeln; wahrſcheinlich iſt der Gottesdienſt beendet, und es dürfte Aufſehen erregen, uns hier zu finden. Kommen Sie.“

Beide verließen den Kloſtergarten und in Geſellſchaft des Pachters das Dorf. Dederow nahm an keinem Geſpräche ſeiner Begleiter Theil; ſeine jugendliche Phantaſie entwickelte den ihr liſtig hingeworfenen Funken zur lichten Flamme, und ſein Vorſatz, der ſchönen Gräfin den Ritterdienſt auf jede Gefahr zu leiſten, befeſtigte ſich von Minute zu Minute. Kaum wieder angelangt in Kamnitz und allein mit ſeinem Lieutenant, erklärte er dieſem ſeinen Entſchluß, ſeine Sporen in dieſem Strauß zu verdienen. „Alle Verantwortung," ſchloß er, „nehm' ich auf mich. Sie entſenden mich heut' Abend mit funfzehn Pferden, um zu patrouilliren auf den Wegen, die zum Kloſter führen, und wenn ich abweiche von meiner Inſtruction, ſo ſind Sie außer Schuld. Wie ich meine Unternehmung einrichten werde, das iſt meine Sache, danach fragen Sie mich alſo nicht; ſo viel kann ich Ihnen ſagen, daß mein Plan ſo gut iſt, als hätte der alte Ziethen ihn ſelber gemacht."

„Nun, ſo führen Sie ihn aus auf Ihre Gefahr, aber Sie geben mir Ihr Ehrenwort, nie zu verrathen, was ich Ihnen in Betreff der Gräfin entdeckt habe," ſprach der Lieutenant.

„Mein Ehrenwort darauf, daß ich — und könnt' ich meinen Kopf dadurch retten — Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen werde," betheuerte der feurige, thatenluſtige Jüngling, und nach einigen Hin- und Widerreden, die ihn nur noch heftiger anfeuerten, entſchloß ſich der Lieutenant, ihn gewähren zu laſſen, verſah ihn mit einer kurzen, ſchriftlichen Inſtruction, welche die ausdrückliche Weiſung enthielt, unter allen Umſtänden die Ruhe des Kloſters nicht zu ſtören, und entließ ihn, ſtill erfreut, das Katzenpfötchen gefunden zu haben, deſſen er bedurfte, um ſich die Kaſtanie aus der gefährlichen Gluth herauszulangen.

Es war elf Uhr, als Dederow an der Spitze von funfzehn handfeſten Pommern ſein Cantonirungsquartier verließ, und ſie, ſtatt ſich mit denſelben in Hinterhalt an den Waldwegen zu legen, grabezu nach dem Kloſter Byslaw führte. Bis zur Unkenntlichkeit vermummt, folgte der Lieutenant ihm aus der Ferne. Nach anderthalbſtündigem Marſche hielt das Geſchwader lautlos an der Kloſterpforte. — Ein Mann, der dem Junker verheißene Führer, trat ihm entgegen und zog die Meldeglocke.

Es währte geraume Zeit, ehe ein eisgrauer Kloſterknecht ſich ſehen ließ, der nun, als er bei dem Schein ſeiner Laterne die Reihe der in weiße Mäntel gehüllten Reiter mit ihren hochbebüſchten Mützen erblickte, vor Schreck auf die Kniee ſank, und, in ſeiner Angſt ſich aufraffend, ſtatt ſeiner Dienſtpflicht zu gedenken, der Priorin Meldung von den einbrechenden Gäſten zu erſtatten, ohne Weigern dem Befehl des Junkers, welchen deſſen Führer ihm verdolmetſchte, gehorchte und das Thor öffnete.

Hier einen Doppeltpoſten zurücklaſſend, zog Dederow ein in das Innere des Hofes und gebot dem gefangenen Thorwächter, der Priorin zu melden, daß ein preußiſcher Officier im Namen des Königs eine Unterredung mit ihr im Sprachzimmer fodere.

Während der Sendbote ſich entfernte, beorderte der Junker einen zweiten Poſten zur Bewachung des Kirchthurms, um das Ziehen der Glocke zu verhindern. — Bald ward es lebendiger im Kloſter; die von Fenſter zu Fenſter flackernden Lichter, das dumpfe Geklapper ſtelzenähnlicher Fußtritte treppab und treppauf, verriethen den Außenharrenden die Angſt der erweckten Kloſterjungfrauen, welcher Dederow durch einige Säbelſchläge an die eiſenbeſchlagene Hausthüre eine ſehr kräftige Nahrung gab. Er wurde eingelaſſen, nahm aber zwei Huſaren mit ſich und ſtellte die Zurückbleibenden unter den Befehl eines umſichtigen Gefreiten, den er anwies, das Dorf durch ununterbrochene Patrouillirungen beaufſichtigen zu laſſen. Dann begab er ſich, von ſeinem Führer begleitet, in das Sprachzimmer, um der alten zitternden Priorin, welche ihn hier erwartete, anzukündigen, daß er den Befehl habe, die Zellen der Nonnen, welche, dem Verlauten nach zu Waffenniederlagen benutzt ſein ſollten, zu durchſuchen.

Mehr todt als lebendig ſank die Priorin nieder, ſchlug an ihre Bruſt und ſchwur, die ihrem Kloſter drohende Entheiligung nicht überleben zu können, fiel dann, aus der Stellung einer Zerknirſchten in die einer Raſenden ſich verſetzend, den Führer dieſer wilden Männer mit einer Fluth von Schmähworten an, deren Quell unverſiegbar ſchien. Der Ungeduld des Junkers währte dieſer Auftritt zu lange; er foderte ſeinen Guiden auf, der Priorin bekannt zu machen, daß er zum Sturm auf die Zellen ſchreiten werde, wenn ſie noch eine Minute lang den Eingang zu öffnen zögere; aber dieſe Drohung erweckte den Märtyrergeiſt der Alten, welche in wilder Begeiſterung alle Heiligen ihrer Kirche anrief, ihr beizuſtehen mit Kraft, um unter Lobgeſängen auszudauern auf dem glühenden Roſt, oder unter den Schwertern dieſer Ketzer, deren Blicken ſie die ihr anvertraute Heerde nur ſterbend preiszugeben ſich vermaß.

Mit dem bänglichſten Herzklopfen horchte der Lieutenant, welcher ſehr vorſichtig dem Junker gefolgt war, dem Tumulte zu. Dederow ließ ſeinen Säbel am Gitter klirren, die Huſaren fluchten, und die Priorin ſprudelte einen Bannfluch nach dem andern auf die Heere der Hölle nieder, welche rings um das unglückliche Zion ſich gelagert hatten; da gelang es dem Junker, einen Augenblick ihrer Lungenerſchöpfung zu erhaſchen und zu Worte kommend, einen Vergleich der himmliſchen Heerſchaaren mit ſeinen hölliſchen zu Stande zu bringen. Er ſchlug der Priorin vor, ihre ganze heilige Heerde, Nonnen ſowol als Novizen und Koſtgängerinnen, in irgend einen Saal zu verſammeln, den er nicht zu betreten angelobte, und ſogleich, nachdem er die Zellen, ohne ihre Schwellen zu überſchreiten, durchblickt haben werde, das Kloſter zu verlaſſen verſprach, ohne ſeine

Unterſuchung auf andere Räume deſſelben zu erſtrecken. Auf dieſen Vorſchlag ging die Priorin ein; ſie erklärte ſich bereit, mit Ausnahme des Refectoriums, wohin ſie die Jungfrauen zu retten beſchloß, alle Wohngemächer des ganzen Kloſters zu öffnen, wogegen Dederow ihr ſein Verſprechen wiederholte, keine Zelle durch ſeinen Eintritt zu entweihen, ſondern, wenn er ſie bei einem flüchtigen Überblick unverdächtig finde, ſofort, ohne weitere Unterſuchung das Kloſter zu räumen.

Der Eifer, ihre Gäſte los zu werden, ſpornte die Priorin zu unglaublicher Thätigkeit; ſchon nach zehn Minuten foderte ſie ihren Feind auf, ſeine Nachſuchungen zu beginnen. Dieſer forſchte zuvörderſt nach dem Refectorium, um ſeiner Mannſchaft den Ort anzudeuten, welchem Keiner von ihnen nahen dürfe, und bereitwillig zeigte die Priorin ihm die verpönte Thüre. Da blieb im Vorübergehen an derſelben Dederow ſtehen, und nun erhob er, als ſteh' er commandirend vor ſeinem Zuge, ſeine Stimme und rief: „Frau Gräfin von Rottingerode, die Zeit Ihrer Befreiung iſt gekommen. Wo ſind Sie?“

„Hier, hier!“ erſcholl aus dem verſchloſſenen Saale eine durchdringende Frauenſtimme, und nun ermuthigte der Lieutenant ſich, der ſeinem kecken Stellvertreter behutſam nachgeſchlichen war, etwas näher zu kommen, ohne jedoch ſeine Gegenwart ſchon zu verrathen. Auch erblickte ihn Niemand, denn die Priorin, welche jetzt erſt begriff, daß ſie überliſtet ſein möge, rief die elftauſend heiligen Jungfrauen ſo laut um Hülfe an, daß ſein Fußtritt trotz des Sporengeklirrs nicht gehört wurde. Ihre Geſichtsfarbe, welche der erſte Schreck gebleicht hatte, verwandelte ſich jetzt, als ſie ſah, daß ſie keinen Beiſtand von jener heiligen Schaar zu erwarten habe, in ein Grüngelb, und kampfbereit ſpreizte ſie ſich ſo breit vor der Thüre aus, daß ſie den Raum derſelben faſt füllte; da ließ Dederow ſie bedeuten, daß er die fernere Durchſuchung des Kloſters einſtellen wolle, wenn ſie ihm die Gräfin von Rottingerode ausliefere, und nun wurde ſie ſchmiegſam; ſie verſprach, die Gräfin zu holen, foderte jedoch, daß er ſich umwende und zehn Schritte weit von der Thüre bleibe, damit er, wenn ſie dieſelbe öffne, nicht hineinblicken könne in das Innere des Saals.

Dederow genügte der Alten, doch befremdet fuhr er zurück, als er in einem Winkel des Corridors eine männliche verhüllte Geſtalt entdeckte. „Wer da!“ ſchrie er, die Hand an den Säbel legend, ſie jedoch ſchnell wieder wegziehend, als ſein Lieutenant ſich ihm zu erkennen gab.

„Nun, hatt' ich nicht recht?“ frug er. „Hätt' es der alte Ziethen ſelbſt beſſer machen können unter ſolchen Umſtänden? — Die Gräfin hab' ich mir erobert, und das Beſte ſoll nachkommen. Die Fügſamkeit der Alten, mir die Zellen zu öffnen, verbürgt mir, daß anderwärts etwas Wichtigeres verſteckt ſein muß; nun ſoll der Tanz erſt losgehen, und — geben Sie Acht, wir finden Alles, was wir brauchen, um unſern Einfall zu rechtfertigen.“

„Ja freilich, mein lieber Dederow, Sie haben ganz recht,“ flüſterte der Lieutenant. „Eilen Sie nur zu Ihrer weiteren Nachſuchung, ich werde inzwiſchen die Gräfin in Empfang nehmen.“

„Erlauben Sie, Herr Lieutenant, die iſt meine

Beute," verſetzte der Junker, und erſchreckt von einem unerwarteten Anblick, widerſprach der Officier ihm nicht, denn eben trat Learoſa aus der Thüre des Refectoriums und zwar in ein abgetragenes Nonnengewand gekleidet. „Gott ſteh' mir bei, ſie iſt ja eingekleidet," rief er. „Iſt ſie wirklich Nonne geworden, dann, Junker, können Sie ſich auf den Marſch nach Kolberg gefaßt machen."

Während dieſer Seufzer ihm entſchlüpfte, hatte Learoſa die kleine dürre Priorin bei beiden Schultern gefaßt, ſie niedergedrückt und ihr zugeſchrieen: „Furie, jetzt bin ich frei! Jetzt könnt' ich Dich büßen laſſen für die Thränen, die Du mir entpreßt haſt; aber, Gott ſei Dank, noch bin ich nicht ganz das verteufelte Geſchöpf geworden, das Du geſtrebt haſt aus mir zu machen. Ich will es Gott überlaſſen, mich zu rächen an Dir; gieb mir meine Kleider, meinen Ring, und dann will ich mich retten aus dem Bereich Deines vergiftenden Athems."

Dann trat der Fremde, welcher Dederow zum Führer gedient hatte, an ſie heran und flüſterte ihr zu: „Frau Gräfin, eh' Sie gehen, laſſen Sie die

Priorin in Gegenwart jener Zeugen ein Bekenntniß ablegen, daß Sie gewaltſam hier gefangen gehalten worden ſind. Sie werden eines ſolchen Zeugniſſes bedürfen, wenn Sie nach Sachſen kommen.“

Ehe Learoſa noch Muße hatte, dem unbekannten Rathgeber ſcharf ins Auge zu blicken, verdrängte der Lieutenant ihn, der, den Mantel hoch über ſein Kinn hinaufziehend, ſie mit veränderter Stimme frug: „Frau Gräfin, ſind Sie Nonne geworden?“

„Nein, dazu haben dieſe Furien mich nicht gebracht,“ verſetzte Learoſa, immer noch die Priorin niederdrückend. „Nur Gefangene bin ich geweſen, aber die gemißhandeltſte, die je in Kerkermauern geſchmachtet hat. Ich bin die Witwe des ſächſiſchen Grand maitre de la garderobe, Grafen von Rottingerode, und hier, unzweifelhaft auf Anſtiften meines Stiefſohns, vier Jahre lang gefangen gehalten worden. — Bekenne mir,“ ſo wandte ſie ſich wieder der Priorin zu, „wer hat mich Dir überliefert?“

„Beichte!“ donnerte der Junker, der Alten die Fauſt an die Kehle ſetzend, und dieſe bekannte, daß der Graf Ratulinski, unter dem Vorgeben, ein Mitglied ſeiner Familie müſſe eines begangenen ehrenrührigen Fehltritts wegen in ſtrenger Abgeſchiedenheit gehalten werden, ihr dieſe Dame als Koſtgängerin überliefert habe. Sie erbot ſich indeß, nicht allein den ihr abgenommenen Ring zurückzugeben, ſondern auch ihre eigne Kutſche zu ihrer Fortſchaffung herzuleihen.

„Meine Herren,“ begann die Gräfin, „Sie ſind Zeugen des Geſtändniſſes dieſer Hehlerin im Solde des Diebsgeſindels, das den ſchändlichſten Raub an mir begangen hat, und auf Ihr Zeugniß werd' ich mich berufen, um ſowol die Räuber, als die Hehlerin der gerechten Strafe zu unterwerfen.“

„Ja, ich will es bezeugen,“ rief Dederow feurig, und trieb die Priorin, der Gräfin Ring und Kleider zuzuſtellen, und die Kutſche für ſie in Stand ſetzen zu laſſen, während der Lieutenant den Mantel lüftete, und Learoſa ſich nähernd, ihr zuraunte: „Es iſt nicht das erſte Mal, daß das Glück mich bevorzugt, zu Ihro Excellenz Rettung wirkſam zu ſein. Ich bin — Lüttchepfal.“

Dieſe Worte, wie behutſam ſie auch geziſchelt waren, entgingen dem Junker nicht. „Erlauben Sie mir, einem Irrthum vorzubeugen, Frau Gräfin," ſprach er, ſich vordrängend. „Die Ehre, Ihr Retter zu ſein, iſt mein. Herr von Lüttchepſal iſt nur zufällig, nur als Zuſchauer des von mir geleiteten Unternehmens hier."

„Sie irren, Junker," rief Lüttchepſal glühend vor Scham und Entrüſtung über den Unbeſcheidenen, welcher ſeinen Mangel an Verdienſt um die Rettung der Gräfin ihr ſo zweifellos an's Licht ſtellte. „Ich bin nicht zufällig hier, und übernehme den von Ihnen gemißbrauchten Befehl ſelbſt. Führen Sie die Huſaren hinweg und erwarten Sie mich im Hofe," ſetzte er im Ton des Vorgeſetzten hinzu.

„Sehr wohl, Herr Lieutenant," antwortete der Junker, commandirte den Huſaren ſein: „Linksum," wandte ſich aber, ſtatt das Marſchcommando nachfolgen zu laſſen, wieder zur Gräfin: „Meine Gnädige, darf ich bitten, mich zu begleiten? Ihre Befreiung iſt mein Werk, und mein wird auch die fernere Sorge für Sie ſein."

„Nein, dieſe Frechheit geht zu weit!" rief Lüttchepſal. „Dieſer junge Menſch, Gräfin, ſteht unter meinem Befehl; er hat weder Mittel, für Sie zu ſorgen, noch Macht, Sie zu ſchützen; er iſt nur Junker und — noch ein halbes Kind.“

Dederows Augen flammten zornſprühend. „Beſſer ein Kind mit einem Mannesherzen, als ein Mann mit der Seele eines Weibes,“ fuhr er auf. „Frau Gräfin, ich will dem Herrn Lieutenant ſein Verdienſt um Ihre Befreiung nicht ſchmälern; er hat Sie zu retten beſchloſſen, weil er ſeinem Feinde den Vortheil, Sie zu beerben, mißgönnte; aber das ehrenvolle Geſchäft, Ihren Kerker zu brechen, war ihm zu gefahrvoll, darum beauftragte er mich mit demſelben; wie ich mich deſſen entledigt habe, das wiſſen Sie Beide; was mein Arm vermag, das ſollen Sie Beide erfahren; der Herr Lieutenant, ſobald mein Officierpatent mich in den Stand ſetzen wird, es ihm zu beweiſen, Sie, Frau Gräfin, Jederzeit, wenn es Jemand wagen ſollte, mich an Ihrer Vertheidigung zu hindern. Und nun entſcheiden Sie ſelbſt, wem von uns Beiden wollen Sie das ehrenvolle Amt, Sie zu beſchützen, anvertrauen?“

Schnell bemächtigte Lüttchepſal ſich ihrer Hand;

doch kaum ſah es Dederow, als er, ehe Jener reden konnte, ihre andere Hand ergriff. Da riß Learoſa von Beiden ſich los. „Iſt das die mir vorgeſpiegelte Freiheit?“ rief ſie entrüſtet. „Ich ſoll die Beute des Stärkern werden, einer erbeuteten Sklavin gleich? Muß denn mein erſter Tritt in die vier Jahre lang mir verſchloſſene Welt mich lehren, was ich faſt vergeſſen hatte unter den Teufeln von Weibern, die mich umringten, daß der Abſcheu vor männlichen Teufeln mein älteſter war? — Meine Herrn, bemühen Sie ſich meinetwillen nicht mehr; ich bedarf Ihrer Hülfe nicht weiter, und werde meinen Weg allein finden.“

„Da ſei Gott für, daß ich Sie allein fahren ließe,“ ſagte der Fremde, der eben mit der Priorin wiederkehrte. „Der Wagen für Sie wird ſchon beſpannt; hier iſt Ihr Ring, aber Ihre Kleider ſind nirgends mehr zu finden; doch unterwegs werd' ich Rath ſchaffen; jetzt will ich nur eilen, Sie ohne Aufenthalt fortzubringen. Sobald die Kutſche bereit iſt, hol' ich Sie ab.“

Learoſa blickte befremdet und mißtrauiſch dem unberufenen Helfer nach, der ihr im Bunde mit den Huſaren zu ſtehen dünkte, und doch, wie es ſchien, unabhängig von dieſen handelte; da lenkte ſie ihre Aufmerkſamkeit auf die Priorin, welche Dederow an das ihr gegebene Verſprechen erinnerte, mit ſeinen Huſaren abzuziehen, nachdem ſie ihre Koſtgängerin an ihn ausgeliefert haben werde, was nun geſchehen ſei. Es währte lange, ehe ſie den Junker zu verſtändigen vermochte, der ſich nun an den Lieutenant wandte, und dieſen, da er jetzt den Befehl und die Verantwortlichkeit übernommen, erſuchte, zu beſtimmen, ob die Durchſuchung des Kloſters nach verborgenen Waffen unternommen, oder ob kein fernerer Zweck als der errungene verfolgt werden ſolle?

Die Mißlichkeit, eine dieſer beiden Fragen gradezu zu bejahen oder zu verneinen, leuchtete Lüttchepfal ſo deutlich ein, daß er es für das Beſte hielt, ſich in ſeine vorige, antheilloſe Rolle wieder zurückzuverſetzen, und dem Junker unter Vorwürfen, ſeine Inſtruction überſchritten zu haben, die fernerweitigen Maßnahmen anheimzuſtellen.

Verächtlich blickte Dederow ihn an. „Sehr wohl, Herr Lieutenant," ſprach er. „Ich werde meine Maßnahme nach eignem Ermeſſen nehmen und das Kloſter durchſuchen, aber nicht etwa, wie ich der Priorin einbildete, in den Zellen, nein, in den Kellern werd' ich ſuchen, und" -- er blickte Learoſa an — „Frau Gräfin, Sie ſind lange Bewohnerin dieſes Gemäuers geweſen; ſollten Sie vielleicht etwas Verdächtiges bemerkt haben? — Es ſind Anzeigen gemacht worden, daß die Nonnen ſich mit Aufhäufung von Waffen befaßt haben, und dieſe Anzeige hat die Sendung des Commandos in dieſe Gegend veranlaßt; ſollten Sie vielleicht mir einen Fingerzeig geben können, wo ich meine Unterſuchung anzuſtellen habe?"

Learoſa's lauernder Blick wandelte zu einem freudigen ſich um. „Ha, ſo erſpart Gott mir ja auch den Dank, den ich meinen vermeintlichen Rittern ſchuldig geworden zu ſein fürchtete," rief ſie „Alſo nicht um den Kerker einer Unglücklichen zu ſprengen, ſind dieſe Helden hier, ſondern um eine, zur Wünſchelruthe brauchbare Spionin zu erbeuten! Jahre lang fleht' ich um Hülfe, Niemand hörte mich; da deutet ein Späher auf mein Mitwiſſen, auf ein Geheimniß hin, deſſen Entdeckung den Herren Ruhm und Ehre verheißt, und gleich ſind meine Retter da, um mich feſtzuhalten, feſter vielleicht als mein Kerker mich gehalten hat — Ein ſolcher Ritterdienſt iſt keines Dankes werth, darum behalt' ich mein Geheimniß für mich. Ich empfehle mich, meine Herrn.“

Lüttchepfal ſtand wie verſteinert; Dederow aber flog ihr nach und erreichte ſie im Sprachzimmer. „Gräfin, Sie gehen nicht von der Stelle, Sie ſind Arreſtantin! Sie kennen ein Geheimniß, deſſen Verbergung den Staat gefährdet, und müſſen es angeben und ſollten Sie nach Conitz transportirt und verhört werden.“

„Ich muß?“ lachte Learoſa mit Hohn auf. „Sie ahnen wol nicht, daß vier Jahre hindurch zwölf alte Weiber und noch einmal ſo viel Pfaffen mich und ſich ſelbſt zermartert haben, um meinen Willen zu beugen, und daß ich Alle ermüdet habe mit meiner Kraft! Was dieſe Pfaffen und Pfäffinnen nicht vermocht haben, das werden Ihre Auditeure noch weniger vermögen, und folglich wird, was ich geſehen und gehört habe in dieſen Mauern, mein bleiben, ſo lang ich es will, daß es mein bleibe.“

Dederow hörte ſtaunend ſie reden. „Gräfin, Sie ſind eine kräftige Frau; Sie hätten ein Mann werden ſollen,“ ſagte er. Da trat ein feindlicher Zug auf ihre Stirn. „Ein Mann? — Ein Mann? — Ich? — Ein Weſen, das nicht Menſch iſt, hätt' ich werden ſollen?“

Lüttchepfal war den Beiden inzwiſchen nachgeſchlichen, und erhob jetzt, Dederow durch einen Wink Schweigen empfehlend, ſeine Stimme: „Sie haben recht, theure Gräfin, ein Engel hätten Sie werden ſollen, und — ſein Sie es uns; wiſſen Sie, daß das Werk Ihrer Befreiung uns mit Banden belaſten wird, wenn wir unſern Angriff auf dieſes uns ſtreng verbotene Kloſter nicht rechtfertigen können. Geben Sie uns alſo die Mittel zu unſerer Rechtfertigung in die Hand, und entdecken Sie uns, wo wir die Waffen zu ſuchen haben. Auch um Ihrer ſelbſt willen iſt es nothwendig, daß Sie uns nichts verhehlen; Sie würden, wenn Sie ſchwiegen, nur eine Gefangenſchaft mit der andern verwechſeln, und doch iſt's durchaus nöthig, daß Sie auf der Stelle nach Sachſen zurückeilen, um Ihrer Todeserklärung vorzubeugen, welche auf den Antrag Ihres Stiefſohns binnen Kurzem erfolgen ſoll, der ſich in den Beſitz Ihrer Güter zu ſetzen wünſcht."

Während Lüttchepfal ſprach, hatte ihn unaufhörlich die Priorin unterbrochen, welche Dederow aufgeſucht hatte, um ihn zur Beſchleunigung ſeines Abmarſches zu bewegen. Learoſa's Auge hielt wechſelweiſe ſie und Lüttchepfal feſt; es war kein milder Ausdruck in Beider Blicken. „Nun, es ſei," hob ſie an, „ich will reden, aber nicht etwa von Ihren Bitten bewegt, ſondern, um mich zu rächen an Dieſer." Sie zeigte auf die Priorin. „Dieſes Weib iſt die Vertraute der polniſchen Patrioten; bei ihr werden die nächtlichen Zuſammenkünfte gehalten; wären Sie fünf Tage früher gekommen, ſo würden Sie eine Menge Perſonen gefunden haben, die der Aufmerkſamkeit Ihrer Behörden wohl würdig ſein möchten, den Grafen Natulinski an der Spitze."

„Und die Waffen, die Waffen?" frug Dederow dringend.

„Ich kann Ihnen nur Vermuthungen geben,“ antwortete ſie. „Etwas Genaues über die hier vorgegangenen außerordentlichen Dinge zu erfahren, hat mich die Abſonderung gehindert, in der ich hier zu leben gezwungen war. Das weiß ich indeß, daß ſeit neun Wochen die Nächte hier ſehr unruhig geweſen ſind; viele Wagen ſind gekommen und abgeladen worden; wo? das kann ich mit Beſtimmtheit nicht angeben; durchſuchen Sie indeß die Leichenkammer und die daranſtoßenden Gewölbe. — Nun iſt mein erſter Verrath vollbracht. Nun bin ich geworden, was alle andere Menſchen ſind auf Erden!“

Sie ließ, wie grollend mit ſich ſelbſt, das Haupt ſinken. —

„Herr Lieutenant, ich ſtürme die Leichenkammer,“ rief der Junker, ſeine Eiferſucht vergeſſend und ſeine Widerſpenſtigkeit aufgebend. Ängſtlich ſprang Lüttchepſal ihm nach, um ihn zur Vorſicht anzumahnen, da die ihnen gegebenen Aufſchlüſſe nur auf Muthmaßungen der Gräfin beruhten; aber Dederow in ſeinem Flammeneifer vermaß ſich, alle Folgen ſeines Wagniſſes ſelbſt zu vertreten, und Lüttchepſal, ſchnell ſeinen Vortheil überblickend, beſchloß, den eifrigen Arbeiter arbeiten zu laſſen, bis es ſich entſchieden haben werde, ob die aus dem zweifelhaften Schachte zu Tage geförderten Schlacken goldhaltig genug ſeien, um ſich das Finderverdienſt aneignen zu können.

Als er zurückkehrte, fand er Learoſa im Begriff, den Saal und das Kloſter zu verlaſſen; er hielt ſie durch die Verſicherung auf, daß er eben von dem Hofe komme, die Kutſche aber noch nicht in Bereitſchaft für ſie gefunden habe, und ſuchte, um ihren Aufenthalt zu verlängern, bis er im Stande war, ihr ſein Geleit aufzubringen, durch Erzählungen von Roderiken, deren Mutter und Hannchen, ſie zu beſchäftigen. Es gelang ihm; ihr düſteres Auge blitzte in hellem Strahl auf. „Alſo Sie haben all' die Meinigen geſehen?“ frug ſie lebhaft. „Roderike iſt noch in Berlin? — Und meine Schweſter wohnt bei ihr?“

„Nur beſuchsweiſe war die Baroneß bei meiner Schwägerin,“ verſetzte Lüttchepfal. „Jetzt ſind Beide bei ihrer Mutter, der Frau von Zſchechwitz. Es hat ſich leider Manches verändert, ſeit Ihro Excellenz verſchollen geweſen ſind; meine gute Schwägerin lebt — ganz getrennt von ihrem Gatten."

„Getrennt? Geſchieden?" fuhr Learoſa faſt freudig auf. „Reden Sie, ſie hat ſich geſchieden von ihrem Verführer, ihrem Verderber?"

„Der Scheidungsprozeß iſt eingeleitet," antwortete der Lieutenant. „Es handelt ſich hauptſächlich um die Entſchädigung, die Roderike von Hedemark zum Erſatz für ihr Vermögen fodert, welches im Laufe ihrer Ehe aufgegangen iſt. Mein Bruder glaubt jedoch zu keiner Erſtattung verpflichtet zu ſein, weil auch ſeine Gattin ſich manche Schwäche habe zu Schulden kommen laſſen, an welche die gute, für die kleinen Charakterflecken ihrer Tochter blinde Mutter nicht glaubt. Roderike iſt wirklich gut, aber auch mein Bruder iſt es; Beide haben nur die rechte Art, ſich gegenſeitig zu behandeln, verfehlt; Eins wollte dem Andern Nichts, ſich ſelber aber recht viel zu Gute halten; Hedemark's kleine Frivolitäten verletzten ſeine Gemahlin, und leider fiel ſie ſpäter auf den unglücklichen Gedanken, ſich an ihrem Manne zu rächen, und einen ſehr liebenswürdigen Prinzen auf eine Art zu begünſtigen, die ihrem Rufe ſchaden mußte. Excellenz begreifen nun wohl, wie die Liebe des einſt ſo zärtlichen Paars ſich verkühlen, und zuletzt in Erbitterung übergehen mußte.“

„Entſetzlich!“ rief Learoſa. „O, die unglückliche Mutter! Aber ich hab' es ihr vorhergeſagt, daß ihre Nachgiebigkeit gegen den wahnſinnigen Wunſch ihrer Tochter die Unglückliche dem höchſten Grade des Elends, dem Seelenverderb weihe. — Sie hat mich nicht hören wollen, und mag nun den Fall ihres einzigen Kindes bei ſich ſelbſt und bei Gott verantworten. Wer giebt einer Mutter das Recht, ihr Kind, wenn es den Fuß an den Höllenrand geſetzt hat, hinabzuſtoßen in das finſtere Reich? — Gott, und in ſolcher Luft iſt meine Schweſter erwachſen! Sagen Sie mir, Herr von Lüttchepfal, trägt meine Schweſter ihren Ring noch? — Einen Ring, dieſem ähnlich?“

Sie hielt ihm ihren Ring vor Augen; es war der Amazonenring. — „Allerdings trägt ſie einen ſolchen Ring,“ verſicherte er. „Und an eben dieſem Bilde, deſſen Conterfei als heilige Vincentia in der

Kirche hier hängt, erkannte ich die Künſtlerin, und entdeckte die geheimnißvolle Schrift; da ſchwur ich mir, Sie zu retten, und befehligte den jungen Mann, der ſich das Verdienſt anmaßt, Sie befreit zu haben, das Kloſter zu beſetzen, während ich, das Unternehmen lenkend, mit der Priorin unterhandelte."

Noch hatte er das letzte Wort nicht völlig ausgeſprochen, als die eben erwähnte Priorin bleich und verwirrt hereinſtürzte, Lüttchepfal beim Arm ergriff, und ihn beſchwor, den Huſaren zu ſteuern, welche das Grabgewölbe der Kloſterkirche zu erbrechen drohten; in demſelben Augenblicke kam der Fremde, welcher zu Learoſa's Befreiung ſo thätig mitgewirkt hatte, und meldete, daß die Kutſche ihrer harre. — Sie eilte aus dem Sprachzimmer; Lüttchepfal flog ihr nach und beſchwor ſie, ſich nicht ohne Schutz und in dieſer Kleidung dem Kloſterknechte anzuvertrauen. Sie blieb zagend an dem Portal ſtehen, denn Lüttchepfal hatte recht; in dieſem Talar konnte ſie nicht reiſen, ohne ſich der Gefahr bloßzuſtellen, in jedem Dorfe aufgegriffen zu werden. Sie blickte mißtrauiſch den Fremden an, der ihr zuredete, ſich ihm zu vertrauen, und bemerkte ſo wenig als er, daß ein von Lüttchepfal entſandter Huſar ſich mit gezogenem Säbel zur Wacht an die Kutſche geſtellt hatte. — Da ſtürmte die Priorin, begleitet von dem Kloſtervogt und einem, mit einer Flinte bewaffneten alten Jäger daher, um mit Gegenwehr zu drohen, wenn man den Huſaren nicht wehren werde, die Särge zu ſprengen und die Ruhe der im Arm ihres himmliſchen Bräutigams ſchlummernden Jungfrauen zu ſtören; aber ihr auf dem Fuße folgte Dederow. „Herr Lieutenant, die Särge der heiligen Himmelsbräute haben Ähnlichkeit mit dem trojaniſchen Pferde; ſie klirren und klappern, wenn man daran klopft mit dem Säbelgefäß. Ich hoffe, Sie werden ſich nicht einſchüchtern laſſen durch die Drohungen dieſer alten Hexe, und durch dieſen Kerl mit ſeiner Vogelflinte. — Her damit! Hier darf Niemand Waffen führen als wir.“

Er entriß dem Jäger das Gewehr; da hörte man das Gepolter eines ſtürzenden Sargdeckels, und ein Jubelgebrüll erſcholl aus dem Gewölbe: „Pulver! Der ganze Sarg iſt voll Pulver!“

„Vorſicht, um Himmelswillen!“ ſchrie der Lieutenant dem Junker nach, der das Gewehr hinwarf und enteilte; „Vorſicht, Dederow, damit wir nicht ſämmtlich in die Luft fliegen,“ und mit den Worten: „Herr von Lüttchepſal, jetzt bedarf ich keines Schutzes mehr,“ ergriff Learoſa die Flinte und flog der Kutſche zu. Ihr folgte der fremde Mann; doch mit gleicher Schnelle eilten dieſem zwei Huſaren nach. „Halt, Freund! Du gehörſt zum Kloſtergeſinde, und biſt Arreſtant auf des Lieutenants Befehl!“ mit dieſen Worten bemächtigten die Huſaren ſich ſeiner und zerrten ihn in das Kloſter zurück, während der dritte, welcher Wacht an der Kutſche gehalten hatte, dem Knechte gebot, Trotz Learoſa's Zuruf: „Fort! fort!“ nicht von der Stelle zu weichen.

Lüttchepſal, der in das Gewölbe geeilt war, hatte hier bereits mehrere Särge geöffnet, und jeden derſelben theils mit Carabinern, Piſtolen und Stoßwaffen aller Art, theils mit Schießpulver, einen derſelben ſogar mit Geld angefüllt gefunden. Er verbot, den Inhalt der noch ungeöffneten Särge zu prüfen, trieb die Huſaren hinaus, verſchloß das Gewölbe und beauftragte Dederow, unter deſſen Befehl er jetzt von Neuem die mitgebrachte Mannſchaft ſtellte, das ganze Kloſter ſtreng zu bewachen, während er ſelbſt zurückeile, um dem General Meldung über ſeine Unternehmung zu erſtatten. Dann eilte er, während der Junker, die Bewachung des Kloſters anordnend, der befreiten Gräfin zu gedenken vergaß, zu dieſer, welche in heftiger Aufregung ihn mit den Worten empfing: „Herr von Lüttchepfal, bin ich Gefangene? Haben Sie dieſem Huſaren geboten, mich zu bewachen?“

„Nichts weniger; es wird ein Mißverſtand geweſen ſein. Wohin befehlen Excellenz zu reiſen?“

Learoſa hatte ihren Reiſeplan gemacht; als den nächſten Ort von einiger Bedeutung hatte ſie das Städtchen Konitz nennen hören. Dort hoffte ſie einige Steine ihres Ringes verkaufen, ſich mit Kleidung verſehen, und dann ihre Reiſe nach Sachſen ſicherer fortſetzen zu können. Sie verlangte alſo nach Konitz gebracht zu werden.

„Zu Befehl,“ verſetzte Lüttchepfal, ſchwang ſich auf ſein Pferd, hieb auf den Knecht, der Knecht auf ſeine

Roſſe ein, und der Wagen flog davon. — Lüttchepfal blieb nebſt dem Huſaren etwas zurück, verſah dieſen heimlich mit einem Auftrage, und der Huſar ſprengte dem Wagen voraus. Lüttchepfal näherte ſich der Gräfin wieder, und ſeine Bemühung, ſie trotz ihrer Mißlaune in ein Geſpräch zu verwickeln, wurde durch ihre erwachende Begier, allmälig wieder in der ihr entfremdeten Welt bekannt zu werden, glücklich unterſtützt. Sie hörte mit Antheil ſeiner Erzählung zu, wie gleich nach ihrem Verſchwinden ihr Stiefſohn ein gerichtliches Verfahren wider ſie eingeleitet habe, um ſie entweder zur Rückkehr und zum Ausweis, daß ſie keine der Bedingungen verletzt, an welche ihr Anſpruch an das ihr zugefallene Erbe ihres verſtorbenen Gemahls ſich knüpfe, oder im Falle ihres Ausbleibens ihre Todeserklärung oder Verurtheilung zu veranlaſſen, nach dem Buchſtaben und Sinne des Teſtaments des Erblaſſers, ihre Erbberechtigung eingebüßt zu haben. Bis jetzt ſei es zwar dem Kammerherrn von Troghauer noch gelungen, das gerichtliche Erkenntniß wider ſie hauptſächlich durch den Zweifel aufzuhalten, welchen er gegen die Ächtheit des von ihr zurückgelaſſenen, an die Frau von Zſchechwitz gerichteten Abſchiedsbriefes erhoben hatte, nunmehr aber, da dieſer Brief mit andern Papieren von ihrer Hand durch vereidete Schreibmeiſter verglichen und die Handſchrift durchgängig für eine und dieſelbe anerkannt worden ſei, würde der Kammerherr keine Gelegenheit mehr haben, das Ziel des Prozeſſes noch länger hinauszurücken, wenn" — der Erzähler begleitete dieſe Worte mit einem ſehr innigen Blicke — „wenn es mir nicht gelungen wäre, noch vor dem Schluſſe des letzten Termins, Sie, theuerſte Gräfin, zu finden und zu retten."

Learoſa hatte in ihrer Spannung kein Auge für dieſen Blick, um ihn aufzufangen und zu erwiedern. „Sie reden von einem Briefe, den ich zurückgelaſſen haben ſoll?" frug ſie. „Seit ich vor vier Jahren in dem barſchauer Stiftsgarten ergriffen und fortgeſchleppt worden bin, hab' ich keine Feder in der Hand gehabt. Was hat denn dieſer Brief enthalten?"

„Wie ich gehört habe, nur einige Abſchiedsworte an Ihre Freundin, mit der Andeutung verbunden, daß Sie ſich in ein Kloſter begeben würden," antwortete Lüttchepſal.

„Und dieſer Unſinn hat Glauben gefunden?" frug ſie heftig.

„Zum Theil," erwiederte er. „Es wurde behauptet, daß Sie ſchon früher einmal ein ähnliches Project entworfen haben ſollten; das führte Manche irre. Andere wollten wiſſen, eine zärtliche Neigung Ihres Herzens habe Sie bewogen, dem größten Theil Ihrer Reichthümer zu entſagen, um mit dem andern geflüchteten Theil derſelben ſich den Genuß eines beſcheidenen aber beneidenswerthen Glücks zu ſichern. Ihre Verehrer hingegen, zu welchen ich von Anfang an mich geſellt fühlte, haben nie gezweifelt, daß Sie die Beute der Ränke Ihres Stiefſohns geworden ſind, aber Alle haben die Hände in den Schooß gelegt und ſich begnügt, Ihr Geſchick zu beklagen, während ich mein Auge allen Weltgegenden zuwandte, und zum erſten Mal in meinem Leben der Gerechtigkeit des Verhängniſſes ein Dankopfer darzubringen veranlaßt bin."

Ein bitteres Gefühl malte ſich auf Learoſa's Antlitz. „Alſo all' meine Freunde haben ſich begnügt, mich zu bedauern? Keine von Allen, die ich liebte, hat ihre Stimme laut für mich erhoben? — Auch meine Louiſe nicht? Louiſe von Henniken?"

„Das Fräulein von Henniken hat unglücklich geendet," entgegnete der Lieutenant. „Die Gemüthskrankheit des Fräuleins brach unmittelbar nach der Entfernung Ihrer Excellenz wieder aus; ein verſtecktes, heftig ausbrechendes Bruſtübel, welches ſchon längſt an ihren Kräften gezehrt haben ſoll, kam dazu; ſie ſtarb vor drei Jahren."

Jetzt bemerkte Lüttchepſal zum erſten Male die Spuren eines weicheren Gefühls in Learoſa's Antlitz; ſie war tief ergriffen und ſchwieg ſehr lange. Um ſie zu zerſtreuen, fing ihr Begleiter an, ſie von der Liebenswürdigkeit ihrer Schweſter zu unterhalten, welche, ungeachtet ihrer Jugend, die Herzen aller Männer erwärme; ſein Zweck war erreicht, die todte Freundin vergeſſen und das naſſe Auge unter dem Einfluſſe einer heftig aufwallenden Flammenmaſſe getrocknet, deren Quell dem herzkundigen Beobachter dem Neide der älteren verblühenden Schweſter gegen die jüngere erblühende verwandt ſchien. Seine Vermuthung beſtätigte ſich ihm, als Learoſa mit einer Stimme, welche die Gereiztheit ihres Gemüths nicht verkennen ließ, frug: „Meine Schweſter ſcheint alſo ſchön geworden zu ſein, da ſie das Unglück hat, zu gefallen, und vielleicht das noch größere Unglück, ſelbſt Gefallen zu finden an einem ihrer Schmeichler?“

Lüttchepfal glaubte dieſe Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen zu dürfen, durch Herabſetzung der Reize des Mädchens ſich ſelbſt in der Gunſt der eiferſüchtelnden Schweſter zu erheben, und betheuerte, daß der einzige Reiz des Fräuleins ſich auf die wenigen Züge beſchränke, welche an ihre Schweſter erinnerten. „Doch, wie geſagt, dieſer Züge ſind nur ſehr wenige,“ fuhr er fort. „Die Stirn des Fräuleins iſt weit niedriger, Haar und Auge heller, Mund und Naſe größer als die Ihrige; auch iſt das Geſicht etwas entſtellt durch die Spuren der Blattern; die Farbe ihrer Haut faſt krankartig bleich, und beinah' möcht' ich fürchten, daß dieſe Farbe ihren Grund wirklich in einem verborgenen Übel habe. Ich bin ſo glücklich geweſen, mit dem Fräulein im vorigen Jahre eine Anglaiſe zu tanzen, und habe mit Trauer die Anſtrengung ihres Athems wahrgenommen.“

„Sie ſind alſo im vorigen Jahre in Sachſen geweſen?“ frug Learoſa.

„Nein, ſo glücklich war ich nicht,“ antwortete er. „Ich ſah das Fräulein in Berlin; Frau von Zſchechwitz brachte ſie mit, als ſie ihre Tochter abholte von meinem Stiefbruder. Sachſen, mein ſchönes Geburtsland, hab' ich, ſeit ſein Segenſpender, Friedrich Auguſt, es beherrſcht, nicht wieder geſehen; die Strenge des preußiſchen Dienſtes macht den Urlaub ſchwierig. O, wie ſehn' ich mich, wieder ein Bürger meines Sachſenlandes, ein Vaſall ſeines Herrſchers zu werden, dem auch Ihr Herz ſich zuwenden wird, wenn Sie erfahren, daß unter ſeinem Segenblick auch eine Ihrer Edelthaten Frucht getragen hat, während die Bosheit Ihrer Feinde Sie gefeſſelt hielt. Sie entſinnen ſich des unglücklichen Delinquenten, welchem Sie das Leben erbaten an Ihrem Hochzeitsabend; er wurde begnadigt, das heißt, er wurde mit Ketten bedeckt; der milde, herrliche Friedrich Auguſt hat ihm die Freiheit geſchenkt."

„Den Mörder hat der Kurfürſt losgelaſſen zu neuem Morde?" frug Learoſa. „Und dieſen Erfolg rühmen Sie mir als die ſegensreiche Frucht meiner Edelthat, wie Sie ſpottweiſe meine kindiſche Bitte nennen? Es kann Ihnen unmöglich unvergeſſen ſein, zu welchem Behuf ich zu dieſer Fürbitte überredet wurde, und welche Abſicht der König hatte, als er ſeine fürchterliche Großmuth leuchten ließ; ſagen Sie mir alſo: welche Früchte kann ein Leben bringen, das ſeine Erhaltung ſolchen Quellen, wie dies gerettete, dankt dem Unverſtande eines Kindes und dem wollüſtigen Verlangen eines Greiſes? — Und ſagen Sie mir: welchen Gewinn hat die Menſchheit von einem Menſchen zu hoffen, der unter Teufeln in Menſchengeſtalten an Gott und Menſchen verzweifeln gelernt hat, und im Augenblick ſeiner Entkettung durch das Gefühl niedergedrückt wird, mit dämoniſcher Feindſeligkeit dem menſchlichen Geſchlecht entgegentreten zu müſſen?"

Ein Schauer überlief den Lieutenant; er konnte nicht zweifeln, daß ſeine Geſellſchafterin, vielleicht unwillkührlich, die Entartung ihres eignen Gemüths, wie es ſich den Menſchen verfeindet hatte unter ihren bisherigen Genoſſen, entfaltet habe; aber noch ließ er ſeinen Muth nicht völlig niederſinken; wie aus der Fortſetzung ſeiner Unterredung mit Learoſa hervorging, war ſeine Lage ihm ſo unerträglich, daß er zur Verbeſſerung derſelben ſelbſt eine Verbindung mit dem ärgſten Unholde nicht geſcheut haben würde. Er nahm, als der Fichtenwald ſich jetzt theilte und die reizende Landſchaft gleich einer Oaſe aus der Sandwüſte hervortrat, das Geſpräch wieder auf, indem er die Gräfin frug, ob ſie dieſe Gegend nicht ihrer vaterländiſchen ähnlich finde.

„Ich bin fremd geworden in meinem Vaterlande, wie überall auf der Erde,“ antwortete ſie dumpf und ließ nach flüchtigem Umherblicken das Haupt wieder ſinken.

„O, wie iſt's möglich, Sachſen zu vergeſſen?“ ſeufzte der Lieutenant. „Doch freilich,“ ſetzte er hinzu, „Engel ſind ja nie heimiſch auf Erden, und Engel mögen daher auch wol die niedere Art von

Heimweh nicht kennen, die das Herz eines von ſeinem Vaterlande verbannten Erdenbürgers beengt. Ahneten Sie dies Weh, Sie würden den Sehnenden zurückführen in die Heimat, die er um Ihretwillen verließ."

Achtlos, als klage Lüttchepſal ſein Leid nicht ihr, ſondern dem Steinhauſen, an welchem ihr Auge hing, blickte Learoſa hinweg von der Ruine in das reichgeſchmückte Thal hinab, aber der heitere Anblick entwölkte ihre Stirn nicht. Lüttchepſal fuhr fort zu klagen:

„Als in meinem zweiundzwanzigſten Lebensjahre meine Entzweiung mit Ihren Feinden mich zwang, ein neues Vaterland zu ſuchen, da ſtand Niemand mir warnend zur Seite, um mich zu belehren, was ich aufgab, und was ich eintauſchte für das Aufgegebene; ich kannte die Furchtbarkeit des Winters der preußiſchen Küſtenländer nicht, ich hatte noch nie an den Thoren der Städte die Wölfe heulen hören; ich ahnete, in der Antichambre aufgewachſen, die Noth eines unbemittelten Subalternofficiers nicht; ich wußt' es nicht, daß meinem Vaterlande ein neues, ſegenreiches Geſtirn in ſeinem Friedrich Auguſt aufgehen werde; und dennoch — hätt' ich es gewußt und all' die Schreckniſſe gekannt, die ſieben Jahre lang mich umlagert haben, dennoch würd' ich freudig mich hineingeſtürzt haben, um mein Leben durch die Erinnerung an mein heutiges Glück und durch die Hoffnung zu bereichern, der Vorſtufe meines ſchweigend erſehnten Himmels nah zu ſein. Ich ſollte freilich mich beſcheiden, ſollte zufrieden ſein, das Werk Ihrer Befreiung vollbracht zu haben; aber mein Herz —"

Indem er mit vielſagendem Blick die Hand auf ſein Herz legte, fiel Learoſa ein: „Bei dem Werke meiner Befreiung hatten Sie ja außer dem jungen Manne mit den Flachshaaren und dem Steinherzen noch einen zweiten Gehülfen; wer war denn dieſer?"

„Ein Handwerker, der zum Kloſtergeſinde gehört, und um des Lohns halber die erſte Anzeige von den Waffen gemacht hat, die ich, durch Ihre nähere Angabe geleitet, ſo glücklich war, zu finden," berichtete der Lieutenant. „Er hatte die Abſicht, ſich Ihnen aufzubringen, und dieſe mußt' ich um ſo mehr vereiteln, als der Menſch mir zweideutig ſchien."

Jetzt rollte der Wagen in die menſchenvolle Dorfgaſſe hinein, dem Hofe zu, in deſſen Mitte, umgeben von Neugierigen ohne Zahl, händeringend der Inſpector ſtand, den der vorausgeeilte Huſar durch die mitgebrachte Nachricht, ſein Lieutenant folge ihm mit einer entführten Nonne, für welche das Quartier bereitet werden ſolle, mit Entſetzen erfüllt hatte.

Learoſa maß dieſen Zuſammenlauf von Gaffern ihrer Tracht bei, und fing an zu begreifen, daß ſie die auf ihrem Wege nach Konitz liegenden polniſchen Dörfer ohne kräftigen Schutz ſchwerlich werde durchreiſen können; es war ihr höchſt widrig, dieſen Schutz von Lüttchepfal hoffen zu ſollen. Während indeß dieſe Sorgen ſie beſchäftigten, erreichte der Wagen das dem Kutſcher angedeutete Ziel, und hielt vor der ſogenannten Officin. Learoſa forſchte nach der Urſache dieſes Aufenthalts.

„Excellenz ſind, wie Sie befohlen, in Kamnitz angelangt," antwortete Lüttchepfal, während auf ſeinen Wink ein halb Dutzend Huſaren ſich beeilten, die Pferde von dem Wagen abzuſpannen.

„In Kamnitz bin ich? — Nach Konitz verlangt' ich ja," entgegnete Learoſa.

„So hab' ich Sie denn mißverſtanden," ſagte Lüttchepfal. „Doch, theuerſte Gräfin, wo die Hand des Verhängniſſes ſo ſichtbar eingreift in die Wahl, da iſt es rathſam, ſie walten zu laſſen. Und genau betrachtet können Sie keinen Ruhepunct wählen, der geeigneter iſt, Ihnen Mittel zur Verfolgung Ihrer Zwecke zu bieten, als dies Aſyl. Sie finden hier einige deutſche Familien, eine preußiſche Beſatzung, eine bequeme Wohnung und vor Allem ein Herz, das bereit iſt, zu verbluten für Sie."

Learoſa blickte ihren liſtigen Feind durchdringend an. „Sagten Sie mir nicht, Herr von Lüttchepfal, ich müßte eilen, um mich zu zeigen in Sachſen, und dennoch können Sie mir rathen, hier zu ſäumen?"

„Die Gefahr Ihrer Säumniß nehm' ich auf mich," verſetzte Lüttchepfal. „Mein Bruder iſt jetzt Reſident des ſächſiſchen Hofes am berliner; ich benachrichtige ihn ſofort durch eine Staffette, daß und unter welchen Umſtänden ich Sie gefunden habe, und ſodere ihn auf, ohne Verzug dem ſächſiſchen Cabinette Mittheilung von Ihrem Leben und von Ihren Schickſalen zu machen, wodurch Ihr Prozeß ſogleich niedergeſchlagen iſt. Gleichzeitig ſchreiben Sie an den Kammerherrn von Troghauer, melden ihm das Vorgefallene, und weiſen ihn an, Sie mit hinreichenden Geldmitteln zu verſehen, Ihre Reiſe nach Sachſen mit Sicherheit zurückzulegen."

„So — ſo; es iſt wahr; ſehr fein; ſehr gut," ſprach Learoſa, als rede ſie mit ſich ſelbſt; dann richtete ſie das Auge wieder auf Lüttchepſal, und frug: „Haben Sie vielleicht Ihre Wohnung in der Nähe?"

„In dieſem Hauſe," erwiederte er, „dem beſten des Dorfes, welches ich zu Ihrer Verfügung ſtellen und mich mit dem ärmlichſten behelfen will."

„Aber Herr von Lüttchepſal, bei der Sorgfalt, welche Sie für mich tragen, ſollt' es Ihnen doch augenfällig geworden ſein, daß mein Aufenthalt in einem Huſarenquartier meinen Feinden ſehr brauchbare Waffen wider mich liefern würde," erinnerte ſie. „Sie kennen ja das Teſtament meines ſeligen Gemahls.“

„Theuerſte Gräfin, die Clauſel dieſes Teſtaments, welche Sie bindet, ſoll, hoff' ich, erloſchen und null und nichtig geworden ſein durch die Beweisführung, daß Ihr Stiefſohn Theil an Ihrer Entführung und Einkerkerung hat,“ rief Lüttchepſal lebhaft. „Ich ſelbſt will die Priorin inquiriren; ich ſelbſt will dem flüchtigen Ratulinski nachſetzen und nicht ruhen, bis ich all' die Schranken gebrochen, welche Sie beengen, bis ich Sie geſetzlich freigemacht habe, frei wie jede andere Witwe, welche ſchalten darf mit ihrer Hand und ihrem Herzen.“

Er verſtummte vor Learoſa's auf ihm haftenden Blick, denn nie war der Ausdruck der Verachtung ſo deutlich in weiblichen Zügen ausgedrückt geweſen, als jetzt in den ihrigen. Sie durchſchaute ihren Gegner vollkommen; war es ihm gelungen, ſie hier in ſeinem Quartier feſtzuhalten, ſo mußte ſie für ſeine Beute gelten, und nach ſeiner Berechnung auch ſeine Beute werden. Statt ihn einer Antwort zu würdigen, richtete ſie ſich hoch auf in dem Wagen, und rief, indem ſie ihren Ring in die Höhe hielt: „Seht, Leute, der kleinſte dieſer funkelnden Steine iſt zweihundert Eurer Gulden werth; zwei dieſer Steine geb' ich für ein Kleid, und vier Steine demjenigen, der mich ſicher nach Konitz bringt.“

Es war, als rede ſie zu den Steinen ihres Ringes; Niemand regte ſich, ein paar Huſaren ausgenommen, welche lüſtern nach den glänzenden Juwelen und noch lüſterner nach der ſchönen Ausbieterin derſelben blickend, unter einander ziſchelten. Da ſagte Lüttchepſal: „Sie überzeugen ſich, Gräfin, daß Ihre Auffoderung nichts fruchtet; im Gegentheil kann der Anblick einer Koſtbarkeit, wie Ihr Ring, leicht die Raubluſt dieſer polniſchen Horden wecken. Ihnen bleibt in der That nichts übrig, als meinen Vorſchlag zu genehmigen.“

„Gott im Himmel, iſt denn die ganze Erde voll Teufel?“ rief Learoſa. „Eine enge Hölle hab' ich verlaſſen, und eine grenzenloſe thut ſich mir auf.“

„Keine Hölle, fürwahr nicht, theuerſte Gräfin,“ verſicherte Lüttchepſal zärtlich. „Sie ſind in hohem Grade erregt; wenn Sie mit kühlerem Blicke die

Lage überſehen, in welcher Sie ſich hier befinden, ſo werden Sie die Hand der allerzarteſten, vorſorglichſten Liebe nicht verkennen, welche dieſes Aſyl für Sie wählte. Ihr Ruf, Ihre Ehre ſind mir Heiligthümer, und nirgends beſchützter vor Verunglimpfungen als hier, wo Sie im Schooße der höchſt anſtändigen Familie des hieſigen Pachters leben werden. Erlauben Sie, daß ich Sie bekannt mache mit dieſen braven Leuten. — Herr Inſpector, iſt's Ihnen gefällig, näher zu treten?"

„Herr Lieutenant," ziſchelte dieſer, der ſich in ſcheuer Ferne gehalten hatte, „ich bitte Sie um Himmelswillen, miſchen Sie mich nicht in Ihre gefährliche Angelegenheit ein. Ich bin weder Tag noch Nacht meines Lebens ſicher, wenn ich mich mit der Beherbergung einer entführten Nonne befaſſe."

„Es iſt ja keine Nonne," betheuerte Lüttchepfal. „Ich ſchwör' es Ihnen auf meine Ehre, dieſe Dame iſt die Gräfin von Rottingerode, welche ihr Stiefſohn mit Hülfe des berüchtigten Grafen Ratulinski gewaltſam entführt und eingeſperrt hat in dem byslawer Kloſter."

„Und wenn ſie auch keine Nonne iſt, ſo gilt ſie doch dafür, und folglich kann ich ſie unter keiner Bedingung aufnehmen,“ verſetzte der Inſpector. „Wie hab' ich Sie gewarnt und gebeten, Herr Lieutenant, mich nicht in dieſe Verlegenheit zu ſetzen; nun werd' ich meine Haut dafür zu Markte tragen müſſen, denn man wird mir Schuld geben, Sie bekannt gemacht zu haben in Byslaw, wenn Ihr Rittmeiſter mich nicht erlöſt aus meiner Klemme. Ich habe nämlich ſogleich, als Ihr Huſar ankam, um das Mittagbrot für Ihre Geſellſchafterin zu beſtellen, einen Reitenden an Ihren Herrn Rittmeiſter nach Tuchel abgefertigt und ihm das Unglück gemeldet. Um ein Uhr Mittags, hab' ich berechnet, kann er hier ſein; jetzt eben ſchlägt es zwölf.“

Wie ungelegen dieſe Einmiſchung ſeines Rittmeiſters in die Angelegenheit ſeines Herzens war, das ſtand ſichtbar auf Lüttchepfals gerunzelter Stirn geſchrieben; doch ſchnell beſeitigte er dieſen Zeugen ſeiner Beſtürzung und ſagte: „Herr Inſpector, daß ich zufällig bei meiner Expedition dieſe Dame fand und mich ihrer verſicherte, das will ich um ſo mehr verantworten, als auf ihre Angabe mein Unternehmen gegründet war, und ſie aufbewahrt werden muß, um erfoderlichen Falls der Priorin als Zeugin entgegengeſtellt zu werden. — Gräfin, zürnen Sie mir nicht," wandte er ſich leiſer an Learoſa. „Die Feigheit, die Ungaſtlichkeit dieſes Mannes zwingt mich, zur Sicherung Ihrer Perſon ein Mittel zu erwählen, welches Ihre Freiheit beſchränkt, aber die Folge wird die Reinheit meiner Abſicht Sie kennen lehren. Zweifeln Sie nicht. — Wollen Sie vielleicht auf der Stelle nach Sachſen ſchreiben? Ich will nämlich die Staffette an meinen Bruder abfertigen und wünſchte Ihren Brief dem meinigen beizufügen."

„Bemühen Sie ſich nicht, Herr von Lüttchepfal," entgegnete Learoſa. „Ich werde hier in dieſem Wagen die Ankunft Ihres Rittmeiſters abwarten."

Sie ſetzte ſich nieder und lehnte ſich zurück in die Ecke der Kutſche, da entſtand eine lebhafte Bewegung in dem Volkshaufen, der gedrängt ſie umzingelte, denn ein Menſch, athemlos, erhitzt, den abgeworfenen Rock über die Schulter hängend, das Hemde weit aufgeriſſen, brach, einem Halbwilden ähnlich, ſich Bahn durch die Menge, und ſtürzte kaum der Rede fähig vor Erſchöpfung, ihrem Wagen zu. Es war der Unbekannte, den Lüttchepſal in Wyslaw zurückzuhalten befohlen hatte. Learoſa erſchrak, als ſie plötzlich ihre Hand ergriffen fühlte und den Fremden ächzen hörte: „Gott ſei Dank, daß ich Ihre Spur nicht verfehlt habe! — Gnädige Frau, Sie ſind in ſchlechten Händen, machen Sie, daß Sie fortkommen! Wo ſind die Pferde geblieben?“

Da drang Lüttchepſal auf den unberufenen Ankömmling ein: „Wer hat Ihn losgelaſſen in Wyslaw?“

„Der Herr Junker hat mir die Freiheit gegeben, als er durch mich erfuhr, daß Sie ihm die Frau Gräfin entführt hatten,“ antwortete der Mann. „Aber wo iſt denn der Kerl mit den Pferden geblieben?“ ſchrie er, ängſtlich umherblickend. „Da ſtehen ſie ja,“ rief er, den Kloſterknecht mit ſeinem Geſpann in einem Winkel des Hofes gewahrend, und rief ihm zu, ſogleich wieder vorzuſpannen.

„Nicht vorgeſpannt!“ donnerte der Lieutenant.

„Niemand rühre eine Hand ohne meinen Befehl. Er iſt Arreſtant," wandte er ſich an den Fremden. „Keiner, der zum Kloſter gehört, darf von der Stelle, bevor der Antheil eines Jeden um ſein Mitwiſſen an dem meuteriſchen Anſchlage ermittelt iſt, der dort vorbereitet worden. — Unterofficier, dieſer Menſch wird unter ſtrenge Aufſicht geſtellt."

Der Fremde ſtarrte Lüttchepſal mit einem Blick ins Geſicht, der einen Furchtſamen hätte zittern machen können; allmälig milderte ſich aber die Drohung ſeines Auges; ſeine Züge wurden geſchmeidiger, und der Ton ſeiner Stimme, als er zu reden anhob, war flehend: „Herr Lieutenant, bei dem Antheil, den Sie für Ihre Seele an des Heilands Blut hoffen, ſein Sie barmherzig und halten Sie mich nicht ab, die Frau Gräfin nach Sachſen zurückzuführen. Sehen Sie" — er zog ein vergriffenes Heft aus der Taſche — „hier iſt der Reichsanzeiger vom vorigen December; dies Blatt enthält die letzte Auffoderung an die Frau Gräfin, ſich zu geſtellen in Leipzig; der Termin iſt vor der Thür; Hab' und Gut und Leben wird ihr abgeſprochen, und meine dreijährige

Mühe iſt verloren, wenn Sie Ihr unchriſtliches Werk vollenden und ſie und mich feſthalten hier."

Learoſa war ſehr aufmerkſam, und Lüttchepſal ſehr verlegen geworden. „Mein Freund," ſprach er, ſich ſammelnd, „ich darf Ihn nicht entlaſſen; Er muß durchaus vernommen werden. Für die Frau Gräfin ſorg' Er nicht; ihre Rechte werden ſicherer unter meinem, als unter Seinem Schutze wahrgenommen werden."

Einen verzweiflungsvoll flehenden Blick zum Himmel werfend, faltete der Unbekannte ſeine Hände und ſtand einige Minuten lang in betender Stellung da; dann hob er, den Ausdruck des tiefſten Schmerzes in ſeinen Zügen, an: „O, wie hab' ich hoffen können, ſo hoch begnadigt zu werden, ich Sünder! Ich Unwürdiger!" — Er wiſchte ſich die Augen und ſagte, zu Learoſa ſich wendend: „Frau Gräfin, nach Sachſen müſſen Sie ohne Aufenthalt; Ihr Herz iſt ja rein von Schuld, und auf das Gebet der Reinen hört Gott in ſeinem Sohne. Beten Sie fleißig, Tag und Nacht, und der Herr wird Ihnen ſeine Engel ſenden zu Ihrer Hülfe; er wird die Augen

Ihrer Verfolger mit Blindheit ſchlagen, und Ihnen Wege bahnen über Felſen, die noch keines Menſchen Fuß betreten hat, und Brücken bauen über Ströme, deren Breite keines Menſchen Auge zu überblicken vermag. Steigen Sie aus, Frau Gräfin, und treten Sie in Gottes Namen Ihren Weg zu Fuße an, wenn dieſer Herr Sie hindern will, zu fahren mit den Pferden, welche Sie hergeführt haben.“

„Gräfin, theuerſte Gräfin, der Menſch iſt unſinnig,“ fiel Lüttchepſal ein. „Ich würde in Ihr Verderben willigen, wenn ich Sie in dieſem Talare, der Landesſprache fremd, ohne hinreichende Geldmittel, den Weg durch dieſe polniſchen Steppen antreten ließe.“

„Geld? Geld?“ rief der Fremde, riß aus einer verborgenen Taſche ein ledernes Beutelchen hervor und ſchüttete den Inhalt deſſelben auf Learoſa's Schooß. „Hier iſt Geld; vierunddreißig Louis'dor ſind's; ſechs davon hab' ich verbraucht ſeit dem vorigen Jahre, da ich zum zweiten Male ausging, Sie zu ſuchen. — Herr Pachter, Ihre Frau hat gewiß einen Anzug übrig, den ſie der Gräfin verkauft, und

Sie vermiethen ihr Pferde bis nach Friedland; es ſind nur drei Meilen dahin, und ſie bezahlt gut. Dort fängt das Land deutſch zu werden an, und dort können Sie Pferde kaufen. Vielleicht hol' ich Sie noch ein unterwegs, denn gewiß entläßt der General mich gleich, wenn ich ihm Auskunft gebe, wie der Herr Lieutenant ſein Amt verwaltet hat."

„Du ſollſt des Generals Antlitz nicht mehr ſchauen," murmelte der Lieutenant, und war eben im Begriff, die Hinwegführung des läſtigen Durchkreuzers ſeiner Pläne anzubefehlen, als der Hufſchlag herangaloppirender Pferde ſeine Aufmerkſamkeit auf einen andern Gegenſtand leitete. Die Volksmenge ſtob auseinander, denn der Rittmeiſter von Blücher, in Begleitung eines Officiers und einiger Huſaren, ſprengte daher, und Learoſa hörte mit donnernder Stimme ihn Lüttchepſal, der ihm entgegengegangen war, fragen: „Herr Lieutenant, was hör' ich, Sie ſind eingebrochen in das Kloſter, um eine Nonne zu entführen?"

„Nicht ich, Herr Rittmeiſter," antwortete Lüttchepſal mit nicht hinlänglich gedämpfter Stimme, um Learoſa zu hindern, ſeine Antwort zu verſtehen; „ich hatte den Junker von Dederow befehligt, die Gegend um das Kloſter abzupatrouilliren, ihm aber ſcharf anbefohlen, ſich außer dem Bereich deſſelben zu halten. Ich, um mich zu überzeugen, ob er im jugendlichen Eifer ſeine Vollmacht auch nicht überſchreite, begab mich um Mitternacht ſelbſt in die Gegend, die ich ihm angewieſen hatte, und erfahre, daß er auf die ihm zugegangene Kundſchaft, im Kloſter ſei Munition verſteckt, daſſelbe ohne weitere Anzeige erſtürmt habe."

„Die Kugel vor den Kopf des tollen Burſchen!" ſchäumte des Rittmeiſters Zorn über. — „Nun, und Sie eilten ihm nach und holten ſich die Nonne dort?"

„Ich eilte ihm nach, um ihm den gemißbrauchten Befehl abzunehmen und die geängſtigten Nonnen zu beruhigen," entgegnete Lüttchepfal, „doch auf meinem Wege zu dem Kloſter fand ich beim Vorübereilen an dem Grabgewölbe mehrere Leute beſchäftigt, die Särge zu leeren, welche ſtatt Leichen, theils Pulver, theils Geld enthielten."

„Was?" ſchrie der Rittmeiſter freudig; „alſo das haben Sie entdeckt? — Nun, dann iſt ja Alles gut. Doch melden hätten Sie es müſſen auf der Stelle, und die Nonne nicht mit ſich nehmen ſollen.“

„Es iſt keine Nonne, Herr Rittmeiſter,“ antwortete Lüttchepfal. „Es iſt eine mir längſt bekannte Gräfin von Rottingerode, die von habſüchtigen Verwandten dort eingeſperrt worden iſt und in dem nächtlichen Tumult Gelegenheit zu entfliehen gefunden hat. Ich hab' es nöthig erachtet, ſie mitzunehmen, weil ihre Zeugenausſage mir von Wichtigkeit ſchien. Übrigens war ich grade jetzt im Begriff, meine Meldung über meine Expedition zu erſtatten, darum eilt' ich hieher, nachdem ich die Beaufſichtigung des Kloſters dem Junker anvertraut hatte.“

Learoſa hatte mit wachſendem Entſetzen vor der Frechheit des Verleumders, ſeiner Berichterſtattung gelauſcht, und erhob ſich nun, um den Rittmeiſter zu enttäuſchen, aber ehe ſie zu reden beginnen konnte, ſprengte auf einem mit Schaum bedeckten Pferde ein Huſar daher und keuchte: „Herr Rittmeiſter, der Junker von Dederow meldet, daß ein Prieſter mit einem

Haufen polniſcher Bauern das Kloſter ſtürmt. Der Junker bittet um Succurs.“

„Das Donnerwetter über den Pfaffen!“ brüllte der Rittmeiſter. „Lüttchepfal, laſſen Sie aufſitzen! — Trompeter, das Signal! Wir müſſen dem tollen Jungen zu Hülfe!“

Die Allarmtrompete ſchmetterte die Gaſſen hindurch; die Huſaren flogen zu ihren Pferden, ſattelten und ſaßen auf. Sehnſüchtig, aber hoffnungslos blickte Lüttchepfal zu Learoſa hin, welcher jetzt der Pachter ſich nahte und ihr zuflüſterte: „Kommen Sie in mein Haus, Frau Gräfin, ich werd' Ihnen Pferde vermiethen bis nach Friedland, und meine Frau wird Ihnen ein Kleid verkaufen. Aber kommen Sie ſchnell, damit das Volk nicht merkt, daß ich Sie unterſtütze.“

„So rettet unſer gnädiger Gott uns doch noch,“ ſeufzte freudig der Fremde und half Learoſa aus dem Wagen. Sie blickte ihn an, während ſie von ihm geleitet nach der Wohnung des Pachters eilte. „Freund,“ flüſterte ſie, „Ihr ſeid der erſte Menſch, deſſen Anblick mir Vertrauen erweckt, ſeit ich aus meinem

Grabe wieder in die Welt trete; aber wer ſeid Ihr? Was bewegt Euch, Antheil an mir zu nehmen?"

„Gnädige Gräfin, ich bin" — hier ſtockte der Menſch und ſchien vor einem ſchweren Kampfe mit ſich ſelber zu ſchaudern und ihm ausweichen zu wollen. „Ich bin" — ſetzte er leiſer hinzu — „der Bediente des Herrn Hauptmann Hochwart."

Ein Nervenzucken durchfuhr Learoſa's ganzes Weſen; ihr Fuß ſchien eingewurzelt an der Schwelle des Pachterhauſes; da ergriff die Pachterin ihre Hand, zog ſie hinein und ließ ſie wählen zwiſchen einem verſchoſſenen hellblauen Damiskleide und einem Anzuge von großgeblümtem Kattun, riß ihr dann ſchnell den alten Karmeliterinnenornat ab, warf ihr das wahllos ergriffene Kattunkleid über und ſtrich, zufrieden mit dem guten Handel, das gefoderte Goldſtück ein. Ein zweites nahm der Pachter für die Miethsfuhre in Empfang, welche er vorſichtig auf Umwegen hatte vorausfahren laſſen, und führte, während der Ausmarſch der Huſaren Alt und Jung am entgegengeſetzten Ende des Dorfs verſammelt hatte, die Gräfin durch Gärten und über Zäune hinweg.

der Stelle zu, wo das beſcheidene Fuhrwerk ihrer harrte. Hochwarts Bedienter half ihr den Wagen erſteigen, ſchwang ſich dann neben den, die Zügel führenden Knecht, und die Fahrt ward angetreten.

Noch immer warf der ſeit vielen Jahren zum erſten Mal von einer fremden Zunge erweckte Widerhall des Namens Hochwart Learoſa's Herz umher, als längſt ſchon Kamnitz hinter ihr lag. Hochwart alſo war wieder in Sachſen; er war der Einzige, der ihrer eingedenk geweſen, wie ſie ſeiner, wovon die Bilder der jugendlichen Heiligen zeugten, mit welchen ſie die Kirche ihres Kerkers bereichert hatte; er war der Einzige geweſen, der zwar nicht ſelbſt ſie geſucht, aber doch einen Späher nach ihr ausgeſandt hatte, der eine Theilnahme an ihr verrieth, welche ihrer Anerkennung würdig war. Sie rief ihrem Begleiter zu und erkundigte ſich nach ſeinem Namen.

Der Bediente wandte ſich um und antwortete, das Auge furchtſam niederſchlagend: „Ich heiße — Jakob Roſer.“

„Jakob Roſer biſt Du? — Derſelbe, der —“

„Der Mörder, dem Sie das Leben gerettet haben, und dem der Herr Hauptmann die Hoffnung auf die Gnade Gottes und auf das Blut des verſöhnenden Sohnes wieder gegeben hat,“ ſetzte er hinzu.

Die Erinnerung, wie Lüttchepſal vor ſieben Jahren dieſen Mörder, lechzend nach ihrem Blute, geſchildert hatte, fiel Learoſa fieberhaft an. „Ich muß geſtehen,“ murmelte ſie, „die Welt will mich nicht zu großen Hoffnungen verwöhnen; Heuchler, Lügner, Räuber und Mörder empfangen mich an ihrer Pforte. — Wie biſt Du“ — frug ſie nach einer Pauſe — „mit dem Hauptmann Hochwart in Verbindung gerathen?“

Jakob erzählte: Ein Häuschen in der Vorſtadt von Borna war ſein Eigenthum geweſen; den halben Winter hindurch hatte er gezimmert an demſelben, um es würdig auszuſchmücken zum Empfange der geliebten Braut, die einziehen ſollte zu Pfingſten. Und als er nun eines Abends kam, ſie zu überraſchen mit ſeinem Beſuche, und er ſie fand in eines Andern Armen, da war ſeiner Seele der Fürſt der Finſterniß mächtig geworden, hatte das tödtliche Werkzeug geſenkt in ſeiner Hand, und — die Geliebte lag todt — von ihm ermordet, zu ſeinen Füßen. — Dreiviertel Jahre lang war in der grauenvollen Einſamkeit ſeines Kerkers der Tod von Henkershand ſeine Sehnſucht, ſeine Zuverſicht, ſein Troſt; da öffnet ſein Gefängniß ſich; er wird vor das Gericht geführt, und ſtatt des erſehnten Todesurtheils, das ihn mit Gott und der Welt verſöhnen ſoll, verkündigt man ihm, die Geliebte des Kurfürſten habe ihm das Leben erbeten, um es in Ketten unter Mordgeſellen ihn dahin ſchleppen zu laſſen, von einem Sonnenaufgange zum andern, und ſo fort — fort — ewig unverſöhnt mit Gott und mit der Welt. Da verwirrte Verzweiflung die Sinne des Unglücklichen; die Flüche, die er gegen die Feindin ſeiner Gottverſöhnung ſchleuderte, raubten ſeinen Mitgefeſſelten die Ruhe der Nacht; die Aufſeher ſchlugen ihre Arme müde an ſeinen Gliedern, aber er hörte nicht auf zu raſen. „Den Tod, den Tod von Henkershand!“

brüllte er, aber kein mitleidiger Henker zückte das Richtſchwert nach ſeinem Halſe. — Da kam ein neuer Höllengedanke über ihn, der Gedanke, durch einen zweiten Mord den Tod zu verdienen, den man ihm weigerte. Er ſuchte nach einem Opfer, reif zur Ewigkeit; aber unter ſeinen Geſellen war es Keiner, und es graute ihm, die Hölle durch ſeine That zu bereichern; und nun lenkten die böſen Geiſter, die mächtig waren in ſeiner Seele, ſein Sinnen und Trachten auf die Erhalterin des ihm zur Hölle gewordenen Lebens hin; ſie tödten, dann ſterben und büßen zu können durch den Tod — das war ſein Sehnen. So trieb es der böſe Feind mondenlang in ihm; da nahte ſich ihm ein Greis, der längſt ſchon ſeinen Genoſſen Troſt und Lehre geſpendet, und Spott und Verhöhnung geerntet hatte. Ihm ſchien der Greis ein Geſandter des Herrn, und zerknirſcht, als ſteh' er vor dem Richter der Seelen, enthüllte er ihm die Gier nach dem Blut ſeiner Retterin, welche ihn um den Himmel gebracht hatte. — Nun änderte ſich plötzlich ſeine Lage. Man trennte ihn von ſeinen Kettengefährten und gab ihm einen einſamen, helleren Kerker. Aber das Grauen dieſer weißen Wände verzehnfachte die Zahl ſeiner hölliſchen Geiſter, und als der Apoſtel auch hier ihn aufſuchte, um ihn vorzubereiten zu ſeinem himmelerwerbenden Werke, da war ſein Sinn ſchon verwirrt und verwildert; er begriff den vermeintlichen Boten des Heils nicht mehr. Eine ſchreckliche Krankheit befiel ihn; ſie hielt lange an; als ſie wich und er ſeinen Tröſter wieder ſuchte mit den nebelfreien Augen, da vernahm er, es ſei ein katholiſcher Prieſter geweſen, der ihm die Abſonderung von ſeinen Genoſſen erwirkt habe, zu welchen er jetzt aber zurückkehren müſſe, da ſein Fürſprecher geſtorben ſei.

Und von Neuem ward der Unglückſelige an ſeine alte Kette geſchmiedet, aber die Kraft, laut zu toben, war gewichen von ihm; doch in ſeinem Innern nagten die ungetödteten Schlangen mit ungeſchwächter Gier. Er ſchwieg indeß und galt für geheilt am Leibe und gebeſſert an der Seele; und als der junge Kurfürſt aus den Händen ſeines Oheims den Zügel des Regiments nahm, da gehörte Jakob Roſer zur Zahl Derer, die der Begnadigung würdig erkannt und befreit wurden von der Laſt ihrer irdiſchen Ketten.

Aber an unſichtbaren hielt die Hölle fort und fort ihn feſt. Sterben und ſühnen durch ſein Sterben, einen andern Gedanken hatte er nicht. Seine That durch ſein Leben zu ſühnen, die Möglichkeit hatte er noch nicht begriffen. — So trat er in ſeine neue Welt ein, denn die alte war verſchwunden während ſeiner ſechsjährigen Bußzeit; ſeine Mutter hatte der Gram um ihn getödtet; aus dem Erlös ſeines verſchleuderten Häuschens waren die Koſten ſeines Prozeſſes gedeckt worden; ſein Gewerk hatte ihn ausgeſtoßen, und Jedermann wies den Mörder zurück, der um die Hälfte des üblichen Tagelohns ſeinen Arm zur Arbeit ausbot. — Und nun erfüllte der verzweifelnde Entſchluß, zum zweiten Male die Todesſtrafe zu verdienen, ſeine Seele mit der Raſerei eines neuen Blutgedankens. Vergebens ſuchte er ſeine Lebensretterin; ſie war verſchollen. Da rief der Feind in ihm: „So würge den Erſten, den Gott Dir in den Weg ſendet, und dann wirſt Du den Tod des Mörders ſterben!“ — So gerüſtet zu ſeiner zweiten Mordthat ſtand er in mondloſer Nacht auf der dresdner Elbbrücke, lauernd auf das Opfer, das Gott erleſen werde, hinabgeſchleudert zu werden von ihm in die Fluthen da unten. — Fußtritte ſchallten; ein einſamer Wanderer kam; des Mörders Hände zitterten; ſeine Kniee knickten ein, als er auf das Schlachtofer eindrang, es umklammerte und es hin zu dem Brückengeländer zu zerren ſtrebte. Aber der Todgeweihte faßte den Mörder mit kräftigen Armen, riß ihn nieder, und von dem Sinkenden wich das Bewußtſein.

Als er erwachte, ſah er ſich in einem fremden, freundlichen Zimmer; die Frühſonne brach hell durch die Scheiben und beleuchtete das ſchöne, aber bleichvergrämte Geſicht eines Officiers. Außer ihm und dieſem — es war Hochwart — befand ſich Niemand in dem Gemache. Es entſpann ſich ein Geſpräch zwiſchen dem Miſſethäter und dem, ſeiner todbringenden Umarmung übermächtig gewordenen Schlachtopfer. — „Warum fielſt Du mich an?“ — frug Hochwart. — „Weil ich morden wollte, um ſterbend von Henkershand, mir den Himmel öffnen zu können, den die Gräſin von Rottingerode mir verſchloſſen hat,“ antwortete Jener.

Hochwart zuckte zuſammen. „Unglücklicher, wer biſt Du? Und wer gab der Gräſin von Rottingerode den Schlüſſel zu Deinem Himmel?“

Lange weigerte Jakob ſich, zu reden; endlich erweichte ſich ihm das Herz unter Hochwart's milden Worten; er ſprach von ſeinem Verbrechen, von ſeiner Todesſehnſucht und von ſeinen Lebensmartern, und wie er dann den Vorſatz gefaßt, durch eine neue Mordthat ſeine irdiſchen Richter zu zwingen, ihn den Tod ſterben zu laſſen, der ihn mit dem himmliſchen Richter verſöhne; wie er die Erhalterin ſeines Lebens zum Schlachtopfer erleſen, wie er ſie vergebens geſucht, und nun beſchloſſen habe, blindlings, an dem Erſten, den Gott ihm entgegenſchleudern werde, den Mord zu vollſtrecken, den er begehen mußte, um den erſtbegangenen zu büßen und entſündigt vor Gottes Thron zu treten.

Hochwart's Geſicht hatte, während Jakob redete, wechſelsweiſe ein Gefühl angeglüht, während das andere es wieder entfärbte, aber erſt, als der Unglückliche ihm die Kniee umklammerte und ihn anflehte, ihn den Gerichten auszuliefern, um ihn nicht länger tragen zu laſſen an ſeiner unerträglichen Gewiſſensbürde, erſt da war er fähig, zu reden. — Und ein nie geahnetes, troſtreiches Licht ging der dunkeln Seele des blutſchuldigen Verbrechers auf, als er die Lehre vernahm, daß der Tod den Sünder nur unſchädlich mache, daß aber nur das Leben ihn entſündigen könne, daß folglich die Erhalterin ſeines Lebens ſeine Wohlthäterin ſei, da ſie ihm Muße gebe, Gott und die Menſchheit und ſich ſelbſt mit ſeiner Miſſethat durch Handlungen, eines Nachfolgers des Heilands würdig, zu verſöhnen.

Zum erſten Male ſeit Jakob's Hände blutig geweſen waren, feuchtete ſich ſein Auge. — Hochwart fuhr fort zu reden: „Daß Du kein gewöhnlicher Verbrecher warſt, erkannt' ich an Deinem Beben; ich befriedigte daher die Neugier der Leute, die Dich auf mein Geheiß in meine Wohnung trugen, durch das Vorgeben, Dich in todähnlichem Zuſtande gefunden zu haben; Niemand weiß alſo von Deinem Angriffe auf mich; — Du ſollſt bei mir bleiben; ich will Dich anleiten zu Deinem Sühnungsgeſchäft; Du ſollſt handeln, ſtatt zu dulden; ſollſt Dein Leben nicht vergeuden ohne Zweck und ohne Frucht, ſondern es an die Rettung eines andern Lebens ſetzen, und dadurch der Welt Erſatz für Dasjenige leiſten, um welches Du ſie beraubt haſt! — Wiſſe: der Engel, den Gott auserwählt hat, Dein Daſein zu verlängern, um durch gute Thaten Deine Seele von ihrer Schuld zu reinigen, ſchmachtet in Mörderhänden; — wo? — das weiß nur ihr Räuber und Gott! Aber Gott wird ſie uns finden laſſen; Du ſollſt mir beiſtehen, ſie zu ſuchen, ſie zu retten. Übermorgen tret' ich meine Reiſe nach dem Salzburgiſchen an, und Du wirſt der Einzige ſein, der mich begleitet."

Der Werth des ihm geretteten Lebens leuchtete dem aufgerichteten Sünder ein; er vermochte es wieder, ſeine Zuverſicht zu dem verſöhnenden Blute ſeines Heilands zu richten und zu ſeinem himmliſchen Vater zu beten. Er begleitete ſeinen Herrn nach Salzburg, durchſtreifte Baiern und Böhmen, aber von der verſchwundenen Gräfin fand ſich keine Spur.

— In Brünn erhielt Hochwart den Befehl, nach Dresden zurückzukehren, er mußte gehorchen, ſtattete aber ſeinen Diener mit Geldmitteln aus, die hinreichend waren, ihn ſeine Reiſe durch Ungarn und Öſtreich fortſetzen zu laſſen. Aber nach anderthalbjähriger, vergebens aufgewandter Mühe ſah Jakob ſich gezwungen, troſtlos ſeinem Herrn zu folgen.

Von Anfang an hatte Hochwart Polen zu durchſuchen beſchloſſen, aber die ruſſiſchen Heere, welche ſeit Poniatowskis Thronerhebung das Land überſchwemmt hatten, machten eine Durchſtreifung deſſelben, die einem Spähergeſchäft ähnlich war, unmöglich. Jakob indeß beſchloß das Wageſtück zu unternehmen, ſeinen Streifzug von Oberſchleſien aus zu beginnen, ihn durch die ſüdlichen, dann durch die öſtlichen Woywodſchaften fortzuſetzen, ſich dann nach Norden zu wenden und in Danzig eines Briefes von ſeinem Herrn gewärtig zu ſein.

Den größten Theil des vorigen Sommers, ſo wie den ganzen Winter, hatte Jakob wiederum fruchtlos verloren und war vor fünf Wochen in Danzig angekommen, woſelbſt er einen Brief von ſeinem

Herrn vorfand, der ihn beſchied, ſofort zurückzukehren, weil es nicht mehr erforderlich ſei, der Gräfin nachzuforſchen. — Zweifelhaft, ob ſie gefunden oder todt ſei, trat Jakob ſeinen Rückweg an, welcher ihn über Byslaw führte; eine unwiderſtehliche Sehnſucht trieb ihn nach der Kirche, und gelähmt an allen Gliedern blieb er vor dem Bilde des Heilands, von dem Verſucher in der Wüſte heimgeſucht, ſtehen, denn dieſer Chriſtus war unverkennbar, nur jünger, blühender, Hochwart's Abbild, und der hölliſche Verſucher trug Zug für Zug das Haupt jenes Prieſters, der Jakob in ſeinem Kerker zugeſprochen hatte. Erſt ſpät vermochte Jakob ſich zu ſammeln, die andern Bilder anzuſehen, und überall fand er auf jedem Engels-, auf jedem Heiligenrumpfe das Antlitz ſeines Herrn; die Köpfe der Drachen, der Schlangen, der böſen Geiſter hingegen waren zwar auch mit menſchlichen, jedoch ihm unbekannten Geſichtszügen verſehen.

Dieſe Entdeckung war hinreichend, Jakob's Aufmerkſamkeit auf dieſe Bilder im höchſten Grade zu ſpannen, aber ſeine Überraſchung ſtieg unermeßlich, als er gewahr wurde, daß jedes dieſer Bilder ein offener Brief der ſo lange vergeblich geſuchten Gräſin von Rottingerode an alle Kenner der deutſchen Schriftzüge ſei, mittels welcher ſie Nachricht gab, daß man ſie in dieſen Mauern eingekerkert halte, und um Rettung flehte. — Dieſe Entdeckung überwog das Gebot ſeines Herrn; was daſſelbe auch veranlaßt haben mochte, er durfte ihm nicht Folge leiſten; er mußte hier bleiben, um ſein Leben an die Befreiung ſeiner Lebenserhalterin zu ſetzen, welche noch nicht gerettet ſein konnte, wie das ganz neue Datum ihn überzeugte, welches er auf dem jüngſten ihrer Bilder fand. Er ſuchte Beſchäftigung bei dem Kloſtervogt; ſie wurde ihm gewährt, aber es war ihm nicht möglich, auch nur das Geringſte von der Gräſin zu erfahren, viel weniger eine Ausſicht zu gewahren, ihre Befreiung erwirken zu können. Er ging mit ſich zu Rathe, ob er es wagen dürfe, ſeinem Herrn Nachricht von ſeiner Entdeckung zu geben, aber die Unſicherheit des polniſchen Poſtweſens ſchreckte ihn von dieſem Verſuche zurück; und ſchon dachte er daran, nach Pommern zu eilen, um von dort aus an ſeinen

Herrn zu ſchreiben, als er eine Entdeckung machte, die ihn auf einem kürzeren Wege zu ſeinem Ziele zu führen verhieß; es war ihm nämlich nicht entgangen, daß kurz nach Beſetzung dieſes Landſtriches durch die Preußen, eine Unternehmung wider die eingedrungenen Fremden in dem Kloſter zu Byslaw vorbereitet werde, und auf dieſe beſchloß er den in der Gegend commandirenden General aufmerkſam zu machen, in der Hoffnung, daß eine ſolche Angabe weit unfehlbarer, als die Mittheilung, daß man dort eine Dame gefangen halte, die Durchſuchung des Kloſters veranlaſſen und bei Gelegenheit derſelben Learoſa's Entdeckung und Befreiung erfolgen werde. Er hatte indeß fehlgeſchloſſen; der General mochte Gründe haben, das Kloſter zu ſchonen; er verhieß jedoch dem Angeber eine reiche Belohnung, wenn er durch fortgeſetzte Beobachtungen der gemuthmaßten Umtriebe zu einer zweifelloſen Entdeckung derſelben gelangen ſollte, und wies ihn an, ſich mit einem Officier in Verbindung zu ſetzen, den er nach Byslaw ſenden werde. Der Officier — es war Lüttchepfal — kam, und Jakob glaubte ihn zu einem kräftigern Schritte zu veranlaſſen, wenn er ihm die Gelegenheit zeige, ſich verdient um eine unglückliche Dame zu machen. So entdeckte er dem Lieutenant ſein zweites Geheimniß, ohne zu ahnen, daß er die Gräſin der Gefahr ausſetze, eine Gefangenſchaft mit der andern zu vertauſchen.

Kein Wort Learoſa's hatte den Erzähler in der Mittheilung der Geſchichte ſeiner Miſſethat, ſeiner Gemüthsirre und ſeiner Geiſteserhebung unterbrochen, oft aber war durch den lauten Schlag ihres Herzens ihr beinahe die Fähigkeit benommen, Jakob von Wort zu Wort folgen zu können mit ihrem betäubten Ohre. Anfangs hatte die Vorſtellung, mit einem Mörder, der nach ihrem eignen Blute gedürſtet, vergeſellſchaftet zu ſein, ſie in ſchreckhafte Bewegung geſetzt; dieſer war ein Grauſen gefolgt, als ſie vernahm, daß Lüttchepſal's noch unvergeſſene Erzählung, von dem Plane des Prieſters, ſich dieſes todesſehnſüchtigen, blutluſtigen Verbrechers gegen ſie zu bedienen, wirklich auf einer Thatſache beruhe; aber ihr Schreck und ihr Grauſen wichen ſpurlos, als Jakob ihr Hochwart's Bild in einer Beleuchtung entgegenführte, welche ſie blendete. Ein ſchönes, weiches, ihrem Herzen fremdgewordenes Gefühl befeuchtete ihre Augen; was ſie geahnet hatte in ihren ſchrecklich einſamen Nächten, daß dieſer Mann auf einer der höchſten Stufen ſtehe, die der Menſch zu erſchwingen vermöge, und daß dieſer hochemporgeſchwungene Menſch ſie liebe, ſie geliebt habe, trotz ſeines an ihr begangenen Verraths, das ſtand jetzt in leuchtender Klarheit vor ihren Augen. Aber plötzlich ſtockten die Quellen ihrer beglückenden Rührung; zweifelnd, ob ſie ihren Ohren trauen dürfe, ſtarrte ſie mit fragendem Blicke Jakob ins Geſicht, als er des Briefes erwähnte, durch welchen Hochwart von ſeinem Geſchäft, ihr nachzuſpüren, ihn abberufen hatte. Was konnte ihren Freund veranlaßt haben, den Verſuch, ſie zu retten, aufzugeben? — Sie verlangte ſeinen Brief zu ſehen; Jakob reichte ihr dieſen; er war in ein Heft des Reichsanzeigers eingeſchlagen, welches er ebenfalls in Danzig gefunden und mitgenommen hatte, weil es ihren letzten Aufruf enthielt.

Learoſa las den Brief, und die Hand, in welcher ſie ihn hielt, war kaum kräftig genug, ihn feſtzuhalten. Jakob hatte den Inhalt deſſelben treu angegeben. — Aber dieſer Brief war, wie ſie jetzt entdeckte, ſchon über ein halbes Jahr alt; ſeit dem vorigen Herbſte ſchon hatte er in Danzig gelegen. Alſo ſo lange ſchon währte Hochwart's Beſchluß, ſie ihr Leben verſchmachten zu laſſen in den Händen ihres Feindes. — Gerettet konnte er ſie nicht wähnen, das bezeugte der an ſie ergangene Aufruf, der jünger war, als dieſer Brief; ſie wollte ſich überreden, er ſei untergeſchoben, aber die unnachahmlichen Züge ſeiner Hand waren ihrem Gedächtniſſe zu nachhaltig eingeprägt; ſie lernte dieſe als die ſeinigen nicht verkennen. — Hochwart glaubte ſie in Mörderhänden; das hatte er ausgeſprochen; was konnte ihn bewogen haben, ſie ſo kaltblütig, ſo unmenſchlich zu opfern?

Unter ſolchen Fragen, auf welche ſie keine Antwort fand, erreichte ſie das Städtchen Friedland; hier war eine Art von Poſtfahrt eingeführt, mittels welcher ſie am folgenden Morgen die Gränze von Pommern erreichte. Nun war ſie ſicher, aber ſeit das Gefühl ihrer Unſicherheit ſie nicht mehr beklemmte, traten andere Sorgen in ihren Geſichtskreis. War Hochwart der Verachtungswürdigſte aller abtrünnigen Verbrecher? Hatte er, irgend eines Vortheils halber ihre Spur verlaſſen? — Durfte ſie wünſchen, ihn wieder zu ſehen? — Und wenn nun der Erſte, dem ſie begegnete, ihr Stiefſohn war? Wenn er Mittel fände, zum zweiten Male ſich ihrer zu bemächtigen? — Sie beſchloß, ſtatt ihres Namens den einer Frau von Roſenberg anzunehmen, und nicht, wie ſie Anfangs Willens geweſen, nach Oberwerda zu ihrer Freundin, ſondern zuvörderſt zu dem Kammerherrn von Troghauer zu reiſen, welcher Leipzig, dem Orte, woſelbſt ſie ſich einzuſtellen vorgeladen war, zunächſt wohnte, um in ſeiner Begleitung als Verfechterin ihrer Anſprüche und gleichzeitig als Anklägerin ihres Feindes aufzutreten.

Der Kammerherr von Troghauer ſaß im Schlafrocke an ſeinem Schreibtiſch, ſchob die Nachtmütze bald von dem rechten, bald von dem linken Ohre hinweg, und lehnte ſeine ausgebrannte Morgenpfeife in den Winkel neben ſich. Am Fenſter ſaß, trübſinnig den Kopf auf die Hand geſtützt, ſeine Schweſter. Der Inhalt des Geſprächs Beider war Learoſa.

Ein Poſthorn dröhnte daher; dieſer Klang war nichts Ungewöhnliches, denn das Landhaus des Kammerherrn lag hart an der Heerſtraße, aber daß der heranrollende Wagen hier vor der Thüre hielt, das war's, was einen Beſuch verkündete. Einen ſolchen anzunehmen, hatten beide Geſchwiſter weder Muße noch Luſt; Frau von Zſchechwitz ſtand auf, um Befehl zu geben, ihren Bruder zu verleugnen, und entledigte ſich dieſes Befehls um ſo leichteren Herzens, als der Bediente, welcher die Frau von Roſenberg meldete, ihr den Namen einer ihr ganz unbekannten Perſon nannte. Doch ehe der Bediente Zeit hatte, ſich zu entfernen, um ſeinen Auftrag auszurichten, öffnete die Thüre ſich, und eine hochgewachſene, ſchöne, aber etwas bleiche Frau ſtand auf der Schwelle.

Eine Minute lang ſtarrten Beide einander an ohne zu reden; da ſchwollen die großen dunkeln Augen der Fremden von Thränen über. „Ich bin's!"

rief ſie mit erſtickter Stimme, ſich an das Herz der Matrone werfend. „Ich bin's! — Learoſa!“

Frau von Zſchechwitz ſchwankte. „Du? — Du!“ mehr konnte ſie nicht hervorbringen, aber ſie behielt die Beſinnung und riß Learoſa mit ſich fort in das Zimmer ihres Bruders.

„Gott ſteh' mir bei! Sie bringt mir die fremde Frau wol gradewegs hieher!“ rief der Kammerherr und ſetzte ſich auf flüchtigen Fuß; aber kaum hatte er die Schlafmütze in den Winkel geworfen und noch nicht Zeit gehabt, ſich der Pantoffeln und des Schlafrocks zu entledigen, als die Frauen ihn übereilten. —

„Bruder, hier iſt ſie!“ ſtammelte Frau von Zſchechwitz. „Hier iſt Learoſa!“

Der Kammerherr vergaß ſein Coſtüm. „Sind Sie's?“ rief er mit tiefgeſchöpftem Athem. „Nun, gebe Gott, daß ich ſagen kann: „Gott ſei Dank!“ — Wo ſind Sie geweſen?“

„Wo iſt der Brief, den ich Ihnen geſchrieben haben ſoll?“ frug Learoſa, ohne auf die Frage des Kammerherrn zu antworten. „Den Brief, den

Brief will ich ſehen, kein Wort früher!“ ſetzte ſie ſtürmiſch hinzu.

„Der Brief, der Brief? Nun ja, der iſt hier,“ verſetzte der Kammerherr, ein Actenheft aufſchlagend. „Hier ſchauen Sie an: haben Sie das geſchrieben, oder nicht?“

„Ja, das hab' ich geſchrieben,“ entgegnete Learoſa bei dem erſten Blick auf den Brief, und fing nun an, ihn Wort für Wort zu leſen:

„Sprechen Sie kein hartes Urtheil über mich aus, meine geliebte, mütterliche Freundin, wenn Sie vernehmen, daß ich, verlaſſen von meinen Hoffnungen, geängſtigt durch meinen Feind, fern von Ihnen einen Zufluchtsort wähle. Gern hätt' ich mich abhängig gemacht von Ihren Rathſchlägen; aber es iſt ja nicht möglich! — O, hätten Sie mich doch nie hinweggeſtoßen von ſich!“

Hier waren fünf Zeilen unleſerlich gemacht; die ſechste knüpfte ſich folgendergeſtalt an die abgebrochene:

„Beruhigen Sie ſich indeß mit der Verſicherung, daß ich einer höchſtglücklichen Zukunft entgegeneile, daß ein treuer, einſichtsvoller Freund mir rathend zur Seite ſteht, und fürchten Sie nichts für meinen Glauben, wenn Sie erfahren, daß mein Zufluchtsort ein Kloſter iſt. Sie werden bald mehr von mir hören.“

„Ja, das hab' ich geſchrieben! — Aber wann?“ unterbrach Learoſa ſich im Weiterleſen. „Dieſer Brief iſt derſelbe, den ich Ihnen damals zurücklaſſen wollte, als der Jeſuit mich überredete, die Kurfürſtin ſei geneigt, ſich in ein Kloſter zurückzuziehen, und mich mitzunehmen. Derſelbe Brief iſt's, den, wie ich ſpäter vom Grafen erfuhr, Hannchen mir ſtahl! — Beſinnen Sie ſich?“

„Ja, ja, ich entſinne mich!“ rief Frau von Zſchechwitz. „Jener Brief war damals, als der Graf ihn mir mittheilen wollte, nicht mehr zu finden; er ſelbſt war der Meinung, ſein Sohn möge ſich deſſelben bemächtigt haben. — Aber wie hätt' ich jenes Briefes, deſſen Inhalt ich nur vom Hörenſagen kannte, damals noch eingedenk ſein können, als dieſer von Böhmen aus mir mit der Poſt zugeſandt wurde, und uns verleiten mußte, Ihre Spur im ſüdlichen Deutſchland zu ſuchen? Nun erzählen Sie: wo ſind Sie denn eigentlich geweſen?“

Learoſa erzählte jetzt umſtändlich die Geſchichte ihrer Entführung. Anfangs hatte man ſie mit der größten Vorſicht behandelt, ihr Hände, Mund und Augen unaufhörlich gebunden, des Tags geraſtet und nur zur Nachtzeit die Reiſe fortgeſetzt, bis man einen großen Strom überſchritten, der, wie ſie muthmaße, die Oder geweſen ſein müſſe; denn unmittelbar nach der Überſetzung über denſelben, ſei das Land undeutſch geworden, und nun habe auch die Strenge ihrer Wächter gegen ſie nachgelaſſen, unter welchen ſie den alten Jäger Roſtowski erkannte. Wie lange die Reiſe gedauert, das wiſſe ſie nicht; das Ziel derſelben war ein ſchmuziges, dorfähnliches Städtchen geweſen; hier hatte ſie etwa eine Woche lang in dem Keller eines großen Schloſſes zubringen müſſen, deſſen Beſitzer, wie ſie ſpäter errathen, der Graf von Ratulinski, der Schwager ihres Stiefſohns, geweſen war. Alsdann hatte man ſie in das Kloſter zu Byslaw, einige Meilen von Ratulin gelegen, gebracht, und hier der Priorin übergeben. Anfangs ſei ihre Behandlung unerträglich geweſen; Niemand habe ſie verſtanden und Niemand ſich bemüht, ſie zu verſtehen; doch ſei nach Verlauf eines Jahres ihr Schickſal durch die Entdeckung, daß ſie den Pinſel zu führen verſtehe, gemildert worden; man hatte ihr eine hellere, nach dem Garten hinaus gelegene Zelle eingeräumt, ſie mit manchen, ihr bisher verſagten Bequemlichkeiten verſehen, und ſich auch bemüht, ihr von der Landesſprache etwas beizubringen. Aber jede dieſer geringfügigen Annehmlichkeiten ſei ihr vergällt worden durch die nun beginnende Sorge ihrer Kerkermeiſterinnen, ihr Seelenheil zu befördern. „O, das war meine fürchterlichſte Zeit!“ brach ſie aus, als entſetze ſie der Anblick eines Folterwerkzeugs, deſſen Martern ſie unterlegen hatte — „eine fürchterliche Zeit war's, als das nahe Kulm und das noch nähere Coronowo und Lobſenz ſeine viehiſchen Mönche ausſpieen, um an meiner Bekehrung zu arbeiten; als dieſe Furien in Nonnentracht, als Teufelgeſtalten vermummt, meine Nächte beunruhigten. — Da warf ich meine Pinſel weg, und ſchwur, nicht mehr zu malen für das Kloſter, wenn man nicht aufhöre mich zu martern. Dieſe Drohung wirkte, denn meine Bilder — das wußte ich — brachten dem Kloſter reichen Gewinn, und nun gönnte man der verſtockten Ketzerin Ruhe, und ich malte wieder. Aber nun macht' ich meine Bilder zu Verkündern meines Elends; weit und breit las Niemand ein deutſches Wort; ich konnte alſo dreiſt meine Boten ausſenden, um in meiner Mutterſprache zu reden; und ſo beſchrieb ich denn, in der Hoffnung, daß Einer derſelben den Weg über die polniſchen Gränzen hinausfinden werde, die Ränder, die Schilde, ja ſelbſt die Wolken, die ich malte, mit einzelnen Worten, die, wenn Gottes Vorſicht das Auge eines Deutſchen darauf hinlenken ſollte, ihm ein Fingerzeig meines Kerkers werden mußten. — Und dieſe verſteckten Briefe haben mich gerettet."

Von jetzt an blieb Learoſa der Wahrheit etwas weniger treu; ſie erzählte, daß der Zimmermann, welchem ihre Fürbitte das Leben gerettet hatte, zufällig auf ſeiner Wanderſchaft nach Polen gekommen, dort auf die Entzifferung ihrer Bilderſchrift geleitet worden ſei, und den Auftrag Lüttchepfal's, das verdächtige Kloſter zu beaufſichtigen, benutzt habe, ihn zum Eindringen in daſſelbe zu veranlaſſen.

Was Learoſa jetzt durch die Mittheilungen ihrer Freundin von den Begebenheiten erfuhr, die während ihrer Abweſenheit ſich hier zugetragen hatten, war ihr, was die Hauptſachen betraf, bereits bekannt; nur von den verſchiedenen Gerüchten, welche ſich über die Art ihrer Entfernung verbreitet hatten, war ſie noch ununterrichtet. Von Einigen war behauptet worden, ſie ſei, um die Folgen eines geheimen Verſtändniſſes mit einem jungen Manne zu verbergen, entwichen, und Manche wollten ſogar Nachricht haben, ſie ſei während ihrer Entbindung verſtorben; dieſes Gerücht war muthmaßlich durch ihren Stiefſohn in Umlauf geſetzt worden. Ein anderes, auf ihre frühere Hinneigung zum klöſterlichen Leben ſich ſtützend, hatte ihre wirkliche Entweichung in ein Kloſter wahrſcheinlich zu machen geſucht; und nur Wenige, zu welchen auch Frau von Zſchechwitz gehörte, bis Learoſa's Brief ſie irre machte, hatten die Wahrheit geargwohnt, welche Herr von Troghauer nunmehr auf der Stelle zum Vortheil ſeiner verunglimpften Mündel geltend zu machen beſchloß; und gern willigte ſowol dieſe, als auch ihre Freundin ein, ihn noch heute nach Leipzig zu begleiten, um dem auf übermorgen anſtehenden Termin zuvorzueilen, und ſich die Mittel zu ſichern, gleichzeitig mit ihrem überraſchenden Erſcheinen, das criminelle Verfahren gegen ihren Stiefſohn einzuleiten.

Der Oberhofgerichtspräſident bewilligte dem Kammerherrn von Troghauer nebſt deſſen Begleiterin ohne Verzug das nachgeſuchte geheime Gehör, und ſein Erſtaunen, als dieſer ihm die verſchollene Gräfin von Rottingerode vorſtellte, und ihm von ihrer gewaltſamen Entführung, ihrer Einkerkerung und ihrer endlichen Befreiung Kunde gab, war begreiflicherweiſe gränzenlos; er verlangte ihren mitgebrachten Zeugen, Jakob Roſer, zu ſprechen, und als dieſer nun umſtändlich berichtete, wie er die Schrift auf den Bildern in der byslawer Kloſterkirche entdeckt und den Lieutenant von Lüttchepſal veranlaßt habe, einzubringen in das Kloſter, und wie man die Gräfin gefunden habe, da verſammelte der Präſident ſofort einige der ihm vertrauteſten Mitglieder des Gerichtshofs, ließ über die Angabe der Gräſin und ihres Zeugen eine Verhandlung aufnehmen, und verfügte zuvörderſt die augenblickliche Verhaftung des Jägers Roſtowski. Die zweite Maßnahme, welche verabredet wurde, war der Beſchluß, die preußiſchen Behörden um die Vernehmung der Priorin des Kloſters zu Byslaw, des Lieutenants von Lüttchepfal, ſo wie des Junkers von Dederow, und endlich des Grafen von Ratulinski zu Ratulin zu erſuchen. Der Gräſin rieth er, ſich vor der Hand ohne Vorſicht nirgends blicken zu laſſen, jedoch ihrem Zeugen, dem Jakob Roſer, anzudeuten, dem auf übermorgen anberaumten Termine in Begleitung des Kammerherrn beizuwohnen, und eröffnete dieſem, daß die bis jetzt ſtattgefundene Sequeſtration des Rittergutes Simbach unter ſeiner Obhut noch fortdauern müſſe, bis die von der Gräſin gemachten Angaben ſich als richtig erwieſen, bevollmächtigte ihn indeß, die während der bisherigen Sequeſtration angeſammelten Überſchüſſe des Ertrages, ihr unbedenklich auszuzahlen, indem auf dieſe der Anſpruch ihres Gegners in keinem Falle ſich ausdehnen könne.

Höchſt befriedigt von den Anordnungen des Präſidenten, führte der Kammerherr ſeine Mündel zu ſeiner bänglich ihrer harrenden Schweſter, und unterhielt ſie, während des Fahrens nach dem Gaſthofe, von den glänzenden Ausſichten in ihre Zukunft, zu welchen er durch gute Verwaltung ihrer Einkünfte den Grund gelegt zu haben, ſich rühmen durfte. Da ward Learoſa, als er ihr den baaren Beſtand der ihr aufgeſammelten Capitalien auf beinah dreißigtauſend Thaler berechnete, ihrer Ehrenſchulden eingedenk, und erbat ſich, eine ſofortige Zahlung von tauſend Thaler, um den Vorſchuß zu erſtatten, durch welchen ſie die Koſten ihrer Reiſe beſtritten hatte. — Der Kammerherr befahl, bei ſeinem Banquier vorzufahren, ſtieg aus, und überreichte nach kurzem Aufenthalt Learoſa zweihundert Stück Friedrichsd'or.

Die Theilnahme, mit welcher Frau von Zſchechwitz ihre Freundin empfing, welche jetzt am Ziele ihrer Prüfungen zu ſtehen ſchien, hauchte dem unter Leiden kalt und ſtarr gewordenen Herzen neue Lebenswärme ein. Der Glaube an menſchliche Liebe und menſchliche Treue kehrte Learoſa zurück, als ſie eine ihr geweinte Freudenthräne an den Wimpern eines fremden Auges zittern ſah. Aber dieſes Auge blickte erloſchen, aus vertieften Höhlen auf ſie herab; dieſe Stirn, dieſe Wangen waren gefurcht, das Haar erbleicht, der Nacken gebogen und die ganze Geſtalt war zuſammengeſunken unter'm Druck der Sorgen, des Kummers. Zum erſten Male, ſeit Learoſa an Louiſens Krankenbette gewacht hatte, fiel die Empfindung des ſchmerzlichen Mitleids ihr Herz an; ſie gedachte der von Lüttchepſal ihr angedeuteten Quellen des Gramſturms, der die Stützen dieſes Lebens erſchüttert hatte, und lag, ſtill, aber bitterlich weinend an der Bruſt der früh zur Matrone gealterten Freundin, welche, ihres Kummers vergeſſend, ein Bild ihrer erheiterten Zukunſt entwarf, deſſen Mittelpunct die ſegenverbreitende Wiedergefundene war.

Die Mahnung an dieſe Zukunft durchzitterte Learoſa ſchreckhaft; Hochwart war der Erſte, der ihrem Blicke begegnete, und beſchäftigt mit ihm hörte ſie kaum, wie ihre Freundin von ihrer Tochter, von ihren Enkeln und von ihrem Pflegekinde, Hannchen, ſprach. Jetzt ward Learoſa doch aufmerkſam; ſie forſchte nach der ihr immer ſehr fremdgeweſenen Schweſter.

„Ich ſollte,“ verſetzte Frau von Zſchechwitz, „Ihnen die Freude der Überraſchung nicht rauben, die der Anblick des lieben, herrlichen Weſens Ihnen gewähren wird, doch muß ich Sie darauf vorbereiten, das liebe Kind etwas ſchwächlich zu finden. Ihr ſchneller Wachsthum hatte mir zu ſehr großen Beſorgniſſen Anlaß gegeben, aber der dresdener Arzt, der ſie gegenwärtig unter Aufſicht hat, verſichert, daß keine Gefahr zu fürchten ſei.“

„Meine Schweſter iſt alſo in Dresden und nicht bei Ihnen? — Oder wohnen Sie jetzt vielleicht auch dort?“ frug Learoſa.

Frau von Zſchechwitz verneinte. „Roderike wohnt in Dresden, und hat, auf Verlangen des Arztes, Hannchen im vorigen Herbſte zu ſich genommen. Ich wohne noch in meinem Oberwerda; wie lange ich es noch mein nennen werde, das ſteht in Gottes Hand. Hedemark hat meine Tochter völlig verarmt und mich mit Schulden beladen.“

Die unglückliche Mutter ſchien von Roderiken's

Sittenverfall nichts zu ahnen, den Lüttchepfal als den ihrerſeitig gegebenen Grund der Trennung ihrer Ehe angegeben hatte; Learoſa hütete ſich alſo, deſſelben zu erwähnen, konnte es ſich aber nicht verſagen, ihrer Freundin die Warnung ins Gedächtniß zurückzurufen, welche ſie, von einem unſeligen Vorurtheil befangen, nicht beachtet, und ihr einziges Kind dem unausweichlichen Verderb preisgegeben hatte.

„Es iſt wahr,“ ſagte Frau von Zſchechwitz, die rauhe Mahnerin traurig anblickend, „ich vergaß, daß Sie vier Jahre lang außer der Welt gelebt haben, und folglich dieſer Lehrmeiſterin nichts ablernen konnten. Wären Sie nicht fern gehalten von dieſer Lebensſchule, ſo würden Sie heute unfehlbar wiſſen, daß einer Mutter, deren Kind gefallen iſt, nichts übrigbleibt, als es dem Verführer geſetzlich, kirchlich zu überliefern, ſei es auch nur, um den Zeugen der mütterlichen Schwäche nicht durch Entbehrung des väterlichen Namens die Schmach ſeiner Abſtammung zur Schau tragen zu laſſen. Ich wundere mich aber doch, daß Ihre feindſelige Stimmung wider das männliche Geſchlecht, welche ich in Ihrem Vorwurfe wieder zu finden glaube, immer noch fortdauert; Sie ſind ja vier Jahre lang in der ausſchließlichen Geſellſchaft von Perſonen unſers Geſchlechts geweſen, und — ich will Ihnen geſtehen — als ich das vernahm, hoffte ich, Sie würden in dieſer Geſellſchaft Gelegenheit gehabt haben, an den Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geſchlechtscharakters ſo viele Flecken wahrzunehmen, daß Ihnen von nun an Mann und Weib auf gleichem Schwebepuncte erſcheinen würden."

„Allerdings," ſagte Learoſa, und der Ausdruck unweiblicher Härte ergoß ſich über ihr Geſicht, „ich habe unter Scheuſalen gelebt, und nie geahnete Gebrechen des weiblichen Charakters haben mich ſchaudern laſſen vor dem Gedanken, ſelbſt ein Weib zu ſein wie dieſe; aber all' die Abſcheulichkeiten, die ich ſah, waren einzeln vertheilt unter Viele; jede Seele dieſer Harpyen war mit einem beſonders hervorſtechenden Laſter beladen, und eine ſolche Zuſammenhäufung von Gräßlichkeiten, wie die, welche meinen Feind — meinen Stiefſohn zum Entſetzen der Hölle macht, hab' ich dort nirgends gefunden. Auch die Gewandtheit der Männer, den Satan, der ſie beſeſſen, zu verſtecken, auch dieſe furchtbare Kunſt war jenen Megären fremd. Jede trug den Teufel, der ihr innewohnte, unverhohlen zur Schau. — Doch ſchweigen wir von meinem Männerhaſſe, er iſt eingewurzelt in meiner Seele, und wird mich begleiten, bis ich dahin gehe, wo es hoffentlich nur Geſchlechtsloſe giebt.“

„Ja, ja, ich will Ihnen Ihre Abneigung gegen die Männer gönnen,“ ſagte Frau von Zſchechwitz. „Es iſt ja eine glückliche Fügung, daß Sie, in der Lage, welche das Teſtament des ſeligen Grafen Ihnen aufgezwungen hat, ſich nicht angezogen fühlen von einem Manne; aber dieſen Männerhaß können Sie doch unmöglich Allen mittheilen wollen, welche Ihnen nahe ſtehen, oder gar gewiſſermaßen abhängig ſind von Ihnen, und unmöglich können Sie auf die Haltung eines Verſprechens dringen wollen, welches Sie Ihrer Schweſter abgezwungen haben.“

„Sie reden von meiner Schweſter?“ brach Learoſa heftig aus. „Sollte ein Mann — — reden

Sie — ſollte ein Mann Eindruck gemacht haben auf die Unglückliche?“

„Geben Sie mir Ihre Hand,“ ſagte, dieſe faſſend, Frau von Zſchechwitz. „Und nun, liebe Freundin, müſſen Sie mir verſprechen, ruhig, vernünftig zu bleiben. Ihre Schweſter iſt höchſt liebenswürdig; noch einnehmender als ſchön; ſie ſteht in dem letzteren Falle Ihnen eben ſo weit nach, als Sie in dem erſteren ihr nachſtehen. Sie iſt ſanfter, milder als Sie, und das gewinnt ihr alle Herzen. Selbſt Ihr Stiefſohn hat dem Reize des lieben Mädchens nicht widerſtehen können.“

„Um Gottes willen, Dieſer iſt's?“ ſchrie Learoſa auf.

„Ruhig, ruhig, liebe Rottingerode,“ ermahnte die Matrone. „Dieſer Mann hat keinen andern Eindruck, als den ſchaudererregendſten auf Hannchen gemacht; aber ob ſie ganz ungerührt von der Aufmerkſamkeit geblieben iſt, die ein anderer Mann für ſie an den Tag legt, das möcht' ich faſt bezweifeln, denn dieſer Mann iſt einer der ausgezeichnetſten ſeines Geſchlechts, ein anerkannt edler Mann, und auch kein Jüngling mehr, der durch den Jugendreiz beſtäche; er iſt ein Mann von gewiß ſchon dreißig Jahren, aber dennoch von auffallender Schönheit, und, was noch mehr bedeuten will, von hoher Bildung, reinen Sitten und ſehr ernſtem Charakter. Er iſt erſt vor einigen Jahren zurückgekehrt von ſeinen Reiſen, welche er auf Koſten der Kurfürſtin in fremde Länder unternommen hat, und ſogleich als Hauptmann im Ingenieurcorps mit einem reichen Gehalt angeſtellt worden. Dieſe Auszeichnung trug faſt noch mehr als ſeine ſchönen Eigenſchaften dazu bei, ihn zum Gegenſtand der ungetheilteſten Aufmerkſamkeit zu machen; doch hat er in großer Zurückgezogenheit gelebt, bis er Ihre Schweſter ſah, welche ihre Theilnahme für ihn nicht verleugnen konnte. — Ob nun ſchon eine Verſtändigung des liebenden Paars erfolgt ſein mag, das weiß ich nicht; doch ſollt' es der Fall geweſen ſein, dann, liebe Learoſa, verſprechen Sie mir, mit Ihrem Grolle gegen das männliche Geſchlecht nicht dem Glücke zweier guten Menſchen feindlich entgegenzutreten. Lernen Sie Hochwart kennen, und gewiß, Sie werden ihn achten und lieben. Doch ſollten Sie ſich auch nicht überwinden können, gleich Anfangs ihm wohlzuwollen, ſo berückſichtigen Sie wenigſtens die Sorge für die Sicherung Ihrer eignen Ruhe; ſo lange Sie leben, werden Sie einen gefährlichen Feind an Ihrem Stiefſohn haben und des Schutzes bedürftig ſein, den Niemand Ihnen ſo kräftig zu leiſten verſpricht, als der Hauptmann Hochwart, der die Schweſter ſeiner Gattin gewiß zu vertheidigen wiſſen wird. — Aber in Ihrem Buſen arbeitet es ja, als ſollt' er zerſpringen; ich bitte Sie, liebe, liebe Learoſa, mäßigen Sie ſich; lernen Sie den Freund Ihrer Schweſter kennen, dem wahrhaftig nichts als der Adelsbrief fehlt, um vollkommen zu ſein, und dieſem Mangel hilft die Gnade der Kurfürſtin wohl ab."

Learoſa ließ die feſt zwiſchen den Zähnen zuſammengeklemmte Unterlippe fahren, um die Worte: „Dieſer Menſch — iſt ja katholiſch!" mit der Stimme einer Entathmeten hervorzuſtoßen.

„So? Das weiß ich ſelbſt nicht einmal," verſetzte die Freundin befremdet. „Aber woher wiſſen Sie das? Kennen Sie Hochwart?"

„Ob ich ihn kenne? — Wie man den Teufel kennt, den man nie geſehen, und doch weiß, wer er iſt,“ rief Learoſa, bis zum Beben von dem Sturm erſchüttert, der in ihrem Buſen wüthete.

„Kind, verſündigen Sie ſich nicht durch einen ſolchen Vergleich,“ warnte die Matrone. „Daß dieſer Menſch kein Böſer iſt, das will ich Ihnen verbürgen.“

„Mütterchen, ich vermiſſe den Scharfblick, den ich ehemals an Ihnen bewundert habe,“ entgegnete Learoſa mit einer gewaltſam erkünſtelten Ruhe, die aber im Laufe ihrer Rede, einer eingepreßten, hin und wieder durchbrechenden Flamme ähnlich, nach und nach in Wildheit ausartete. „Ich habe die Bekanntſchaft dieſes Herrn Hochwart nicht erſt zu ſuchen nöthig, um ſeine Eigenſchaften kennen zu lernen; ich kenne ſie längſt! — Giebt es Abſtufungen in der Verworfenheit der Männer, ſo hat Dieſer die letzte Stufe dieſer Leiter erklommen! Dieſer Hochwart war es, welcher ſich zum Wächterdienſte bei den heimlichen Zuſammenkünften meiner unglücklichen Roderike mit ihrem Verführer in meinem Garten zu Simbach hergab, und dieſes Kuppleramt, dem Rathſchlage des Jeſuiten gemäß, annahm, um mich bei meinem Gemahl in den Verdacht zu bringen, daß ſein Beſuch mir gelte."

Frau von Zſchechwitz ſchien den Athem verloren zu haben. „Mein Gott," ſtammelte ſie, „iſt das möglich? — Und irren Sie ſich auch nicht? — Woher wiſſen Sie das?"

„O, ich weiß noch mehr," rief Learoſa. „Ich wurde hingelockt zu ihm, und gleichzeitig war Herr Nauvogel abgeſandt worden zu dem Grafen, um ihn dahin zu führen, wo man mich in einer zweideutigen Nähe des Herrn Hochwart zu treffen glaubte. Aber der Kannibalenſtreich mißlang; mein Entſetzen vor dem Geſchlecht, welchem der Elende angehörte, rettete mich, und belehrte den lauſchenden Grafen von dem hölliſchen Blendwerk, das beſtimmt war, mich aus ſeinem Herzen, und meinen Namen aus ſeinem Teſtamente zu tilgen."

„Ich entſinne mich der Geſchichte," ſagte Frau von Zſchechwitz. „Sie trug ſich gerade in der Zeit zu, als das Unglück meiner Roderike mich betäubt hatte, und ſo kam es denn, daß wir nie ausführlich von dieſem Vorgange geſprochen haben. Freilich, einem Böſewicht, wenn Hochwart wirklich ein ſolcher iſt, darf Hannchen nicht geopfert werden. Wir wollen prüfen —"

„Prüfen wollen Sie? Sie zweifeln noch?" fiel Learoſa ein. „Ich werde mit Johanna reden, und ſie fragen, ob ſie fähig iſt, ſich zu entwürdigen durch —"

„Nein, nein, reden Sie nicht mit ihr," unterbrach Frau von Zſchechwitz ihre flammende Freundin. „Alles, was Sie Ihrer Schweſter von Hochwart ſagen, wird ſie für eine Erdichtung, wenigſtens für Übertreibung halten; ich werde mit ihr reden; das wird aber am erſten Tage unſerer Ankunft noch nicht geſchehen können; laſſen Sie mich erſt erforſchen, wie weit Beider Verhältniß vorgeſchritten iſt; geben Sie mir Raum, mit ihr allein zu ſein; die Rückſicht für die Geſundheit des armen Kindes verlangt, daß man behutſam zu Werke gehe."

„Wohlan, ich will Ihnen Raum geben, morgen den ganzen Tag," ſagte Learoſa aufſtehend. „Ich laſſe ſogleich die Poſt nach Dresden beſtellen."

„Wie? Heute ſchon wollen Sie reiſen?" frug Frau von Zſchechwitz. „Es iſt ja faſt Abend, und der Himmel ſo wolkig; es wird regnen."

„Ich kann nicht warten, keinen Augenblick," verſicherte Learoſa. „Wollen Sie mich nicht begleiten, ſo reiſ ich allein."

„Nein, nein, ich reiſe mit Ihnen," entgegnete die Matrone, ſich in den Beſchluß der leidenſchaftlich aufgeregten Frau ſchickend, um das Herz ihres geliebten Pflegekindes vor einem gefahrdrohenden Sturme zu ſchirmen. „Bleiben Sie ruhig hier, liebe Rottingerode. Ich gehe, meinen Bruder von Ihrem Vorſatz zu benachrichtigen, und ihn zu bitten, daß er uns ſeinen bedeckten Wagen gebe. Ich bin bald wieder bei Ihnen, und dann reiſen wir."

Learoſa ſtand mit fliegender Bruſt und ſtarrem Auge da. „Alſo darum erhielt Jakob den Wink, mich ſterben zu laſſen in meinem Kerker?" murmelte ſie vor ſich hin. — Plötzlich wurden ihre Glieder beweglich, und ihre Stimme einer lachenden ähnlich:

„Ha, was werden ſie ſagen, die Beiden, wenn das Grab ſich aufthut, und ich wie ein Geſpenſt zwiſchen ſie trete?“ — Sie fing an nachzuſinnen, und ſetzte dann mit veränderter Stimme ihr Selbſtgeſpräch fort: „Ja, es darf nichts vergeſſen werden, wenn ich ſie und ihn überraſchen will.“ — Sie rief Jakob. Er kam.

„Ich werde noch heut' Abend abreiſen,“ redete ſie ihn an. „Du bleibſt hier zurück bei dem Herrn Kammerherrn, bis Dein Verhör geendet iſt, dann begiebſt Du Dich zu Deinem Herrn.“

„Ich ſoll nicht mehr bei Ihnen, nicht in Ihrem Dienſte bleiben?“ frug Jakob, und ſein Auge fing an zu ſchwimmen.

„Nein, Jakob, Du haſt Dir ein Recht auf meine Dankbarkeit erworben,“ ſagte ſie, „Du ſollſt nicht mehr dienen; ich will Dich in den Stand ſetzen, Dein eignes Brot zu eſſen. Dein Herr hat Dir vierzig Louisd'or mitgegeben, als Du auszogſt, um mich zu ſuchen; hier“ — ſie zog ihren Beutel — „erſtatte ſie ihm; hier ſind ſie. — Und hier ſind hundert für Dich. Kaufe Dir wieder ein Häuschen.“

Jakob ſonderte die letzten Goldſtücke von den erſteren ab, ſteckte dieſe ein und hielt jene auf der flachen, bebenden Hand. „O, nur Das nicht,“ flehte er. „Mir — mir kein Geld.“

In Learoſa's ſtarrem Buſen regte ſich, gleich einer warmen Thräne unter beeiſten Wimpern, ein weiches menſchliches Gefühl. — „Dies Gold“ — ſprach ſie — „es bleibe mein in Deiner Hand. Behalt' es, bis ich es wieder fodere von Dir.“

Sie wußte, ſie werde es nie fodern. — Jakob ſchloß jetzt die Hand mit dem Golde.

„Noch zwei Befehle, eh' wir uns trennen, meine letzten,“ ſagte ſie. „Ich verbiete Dir, Deinem Herrn ſchriftlich Nachricht zu geben von meiner Ankunft. — Ich will ihn überraſchen,“ ſetzte ſie mit einem Lächeln hinzu, dem Blitze des Pulverauffflugs ähnlich, der die geborſtene Mine überflammt ohne ſie zu beleuchten.

Jakob verbeugte ſich.

„Zweitens befehl' ich Dir, im Verhör ſowol, als wie gegen Jedermann, zu verſchweigen, daß Dein Herr Dich ausgeſandt hat, mich zu ſuchen. Du giebſt vor, auf Deiner Wanderſchaft von ungefähr mich gefunden zu haben.“

„Ihro Excellenz, ſo wahr Gott mir gnädig ſei, das kann ich nicht!“ betheuerte Jakob die Hände faltend. „Seit ich den Weg zu Gott wiedergefunden, hab' ich noch keine Lüge geſagt, und bin noch an keinem Morgen erwacht, ohne Gott angefleht zu haben, meine Seele rein zu erhalten von Schuld den ganzen Tag über. O, Gräfin, beten auch Sie zu Gott, daß er Sie rein erhalte von Schuld! Es iſt kein guter Geiſt, der Ihrer Seele mächtig iſt in dieſem Augenblicke! Beten Sie um den guten — den heiligen! Ach, Sie haben ihn vonnöthen! Beten Sie! Beten Sie! Ich habe Sie noch nie die Hände falten geſehen! Sie wiſſen nicht, wie wunderthätig die Kraft des Gebets iſt!“

Wie einer übernatürlichen Gewalt nachgebend, faltete Learoſa die Hände und bewegte die Lippen; aber ihr Herz, beſtürmt von verworrenen Gefühlen, betete nicht mit. Es wußte nichts von dem „Gott! Gott!“ das von ihren Lippen bebte.

„Die Extrapoſt iſt da,“ ſo trat Frau von Zſchehwitz ein. Learoſa flog auf ſie zu, als wolle ſie ſich ſelber entrinnen. —

Am folgenden Nachmittage hielt die Chaiſe mit den beiden Freundinnen vor der Wohnung der Frau von Hedemark in Dresden.

Die Thränen, welche Johanna von Pſinzing ihrer verſchollenen Schweſter nachgeweint hatte, waren ſehr ſchnell getrocknet, und Niemand hatte ſo leicht, ſo zuverſichtlich, als ſie, an den Tod der Verſchwundenen geglaubt, welche, ſo weit das Auge des Fräuleins rückwärts zu ſchauen vermochte, nie ihrem Herzen nah geweſen war, ſeit Beide gemeinſchaftlich an der Leiche ihrer Mutter gebetet hatten. Die liebloſen Urtheile, welche über die Unglückliche laut wurden, machten das Andenken derſelben Johannen immer weniger theuer; und als die Cur ihrer ſchwachen Bruſt ſie nach Dresden führte, und als hier der ſie vor Allen ſuchende Blick des Hauptmanns Hochwart in ihrem Herzen Regungen erweckte, die laut und immer lauter den Bruch des Gelübdes foderten, welches Learoſa's Männerhaß ihr abgedrungen hatte, da wurde es zu einer Hauptbedingung ihrer Lebensdauer, Learoſa's Tod nicht bezweifeln zu dürfen.

Aber wie feſt das liebende Mädchen ſich auch überredete, ihre Schweſter könne nicht wiederkehren, ſo vermochte ſie doch die unausſprechliche Bangigkeit nicht zu überwinden, mit welcher ſie jedem der Termine entgegenſah, welche Learoſa zu ihrer Rückkehr feſtgeſetzt worden waren; nur dem letzten, dem entſcheidenden, der auf den morgenden Tag anberaumt war, ſah ſie ruhig entgegen, denn Hochwart hatte ihr, jedoch ohne die Quelle angeben zu wollen, aus welcher er ſeine Kunde geſchöpft, betheuert: Learoſa könne und werde nie wiederkehren.

So ſaß ſie, Roderikens jüngſtes Töchterchen in den Nachmittagsſchlaf ſingend, und des Geliebten gedenkend, welchem ſie wenig Tage zuvor bekannt hatte, was er ihr ſei, als ein durchdringendes Geſchrei, unfern ihrer Thüre, das Kind aus ſeinem Schlummer aufſchreckte. Sie horchte unwillig auf, und vernahm eine fremde, fragende Stimme: „Wer iſt denn der Menſch?“

„O, Gott, Sie kennen mich nicht mehr? – Ich bin's ja, ich, Martin!“ hörte ſie dieſen antworten, und die Stimme der Fremden entgegnen: „Martin, Du? — Guter, treuer Martin! Wie hab' ich Dich vergeſſen können!“

„Learoſa!“ rief Roderike jauchzend, und „Learoſa! Learoſa!“ ſchmetterte der Widerhall eines Donnergedröhns in Johannens Ohr, und hüpfte fort von Nerv zu Nerv. — Sie wußte nicht, riß der Schreck, oder eine Gewalt außer ihr ſie auf; — ſie lüftete die Thüre, ſtarrte hinaus, und vor ihr ſtand die gefürchtete Schweſter, und — was jedoch ihr guter Geiſt ſie nicht ahnen ließ — vereinigt in ein und derſelben Perſon mit dieſer Grabentſtiegenen — ihre noch furchtbarere Nebenbuhlerin.

Learoſa ſah die erſtarrte Schweſter nicht; ihre Lippen hingen an Roderikens Munde, ihre Hand fuhr ſtreichelnd über das Haupt des hoch aufgeſchoſſenen Jünglings hinweg, der ihre Kniee umklammerte und ihr Gewand mit Küſſen bedeckte.

„Du biſt alſo nicht todt? nicht in ein Kloſter gegangen, mit einem heimlich Geliebten entflohen?“ frug Roderike unter immer erneuerten Willkommsküſſen. — „Nein, ich bin geraubt worden und gefangen gehalten vier Jahre lang,“ antwortete Learoſa.

„O, hätten Sie mich mitgenommen, als Sie mit dem Fräulein nach dem Stifte reiſ'ten, kein Räuber hätte Hand an Sie legen ſollen, ſo lange ich noch einen Blutstropfen gehabt hätte in meinen Adern!“ ſchwur Martin, und liebreich blickte Learoſa den Burgen für die Wahrhaftigkeit ſeines Eides an, der aus ſeinem ſchwimmenden Auge flammte.

„Alſo Ihr, Ihr guten Menſchen, habt auch meines armen Martins Euch angenommen?“ ſagte Learoſa, und wandte ſich dann wieder zu dieſem Mitteldinge von Pagen und Lakaien. „Nun biſt Du aber wieder mein, und Dein Amt ſollſt Du ſogleich beginnen. Geh', trage unſer Gepäck herauf.“

Martin flog, und das Auge von dem Platze, den er geräumt hatte, erhebend, blieb Learoſa's Blick haften auf Johannas ſtarrer Geſtalt. — „Das iſt ſie,“ ſagte ſie ſich leiſe, während dieſer Blick, einem gewaltigen Druckwerk gleich, das wangenfärbende

Blut aus dem Angeſicht und die lebenernährende Luft aus der Bruſt der Geängſtigten preßte.

„Nun, meine Johanna,“ ſagte Frau von Zſchechwitz, den Schreckgeiſt ahnend, der mit rauher Hand das zarte Nervengewebe des Mädchens umſpannt hielt und zuſammendrückte. „Sagte ich's nicht, die Überraſchung werde zu groß, zu heftig ſein? Komm, mein Kind, in die Arme Deiner Schweſter.“

Die heilige Stimme der Natur erweckte ſich dem Mädchen, erwärmte ihr Herz, und riß ſie fort an die ihr verwandte Bruſt. — Weinend umſchlang Learoſa ſie.

Nur wenig Minuten lang verdunkelten dieſe Thränen ihr das Auge; ſie bog ſich zurück, faßte Johannen unter das Kinn und ſtarrte ſpürend in das emporgerichtete Antlitz. Sie ſuchte die entſtellenden Blatternarben, die krankhafte Hautbleiche und entdeckte kaum auf den glühend angeflogenen Wangen eine Gruppe feiner Grübchen, die nicht fehlen zu dürfen ſchien, ohne das holde Mädchengeſicht der Hauptbeſtandtheile ſeines Reizes zu berauben.

„Sieh', Mütterchen,“ hob Roderike an, „ich hab' es immer geſagt, Hannchen werde ihrer Schweſter ähnlich; Du haſt mir widerſprochen; nun vergleiche Beide mit einander. Es iſt nicht zu verkennen, daß ſie Schweſtern ſind; und nun vollends die Stimme; ich ſchwor, Hannchen rede, als ich Learoſa's Stimme hörte."

Die Mutter betrachtete Beide. „Es iſt wahr, Beide ſind einander ähnlicher geworden, ſeit ſie die Ähnlichkeit mit ſich ſelbſt verloren haben. Wer hätte Learoſa wol wieder erkennen mögen?"

„Ich!" rief eine Stimme hinter der Gruppe; es war Martin, der beladen die Treppe heraufkam. „Ich kannte Sie, und würde Sie unter Millionen erkannt haben, Ihro Gnaden."

Learoſa hatte nicht Zeit, dem treueſten Bewahrer ihres Andenkens einen freundlichen Blick zuzuwerfen. „Ich vermiſſe Deinen Ring," frug ſie, während Roderikens Kinder die Großmutter beſchäftigten. „Trägſt Du Deinen Ring nicht mehr?"

„O ja, nur in dieſem Augenblick" — ſtammelte Hannchen.

Learoſa blickte ihr forſchend ins Auge. — Frau von Zſchechwitz ſah Johannen erbleichen, und zog, um ſie dem Drucke jenes Blicks zu entheben, Learoſa in das für ſie beſtimmte Gemach; es lag von allen in dieſem Geſtocke befindlichen Zimmern der Treppe zunächſt, und war eigentlich das Vorgemach der Wohnung. Die andern Schlafzimmer führten der Hofſeite zu.

Mit erſtarrenden Gliedern war Johanna zurückgeblieben. „Es muß ſein; ich muß ihn ſprechen,“ flüſterte ſie tief aufſeufzend vor ſich hin. „Ich darf nicht erſt fragen, was anſtändig und ſchicklich iſt; ich muß ihn zu mir beſtellen laſſen. — Aber durch wen?“ —

Eben kam Martin, das letzte Reiſegeräth aus dem Wagen bringend. — Johanna winkte ihm. „Martin, kennſt Du die Wohnung des Hauptmanns Hochwart?“ und fügte, als Martin bejahte, hinzu: „Wenn Du Dein Geſchäft beendet haſt, will ich Dir einen Auftrag an den Hauptmann geben, der aber verſchwiegen bleiben muß. Beeile Deine Arbeit, und dann komm' zu mir.“

Martin eilte mit ſeiner Ladung in das Zimmer ſeiner ihm wiedergeſchenkten Gebieterin; ſie ſaß neben Roderiken, dieſer ihre kurz gefaßte Leidensgeſchichte mittheilend. Als er zum zweiten Male wiederkam, war ſie allein; er blieb ſtehen vor ihr; das Entzücken, ihr wieder anzugehören, leuchtete ihm aus den Augen.

Learoſa blickte auf. „Guter Knabe, Du biſt mir treu; der Einzige, der mir treu geblieben iſt von Allen, und mir treu bleiben wird, nicht wahr?“ frug ſie mit Güte.

„O, treu bis an das Grab!“ ſchwor Martin.

„Ich weiß es, und will Dir vertrauen,“ ſagte ſie. — „Kennſt Du einen gewiſſen Hauptmann Hochwart?“

„Ganz genau; er iſt ja ſeit Kurzem häufig hier im Hauſe, und“ — Martin lächelte ſchlau — „und er iſt des Fräuleins geheimer Bräutigam.

„Alſo auch Du weißt das? — Beſucht er ſie denn heimlicherweiſe?“

„Nein, er kömmt ganz öffentlich,“ verſetzte Martin. „Heut' zum erſten Mal hat das Fräulein von einem geheimen Auftrag an ihn geſprochen, den ich ausrichten ſoll.“

„Hat ſie das?“ ſprang Learoſa heftig auf. „Martin — ich will Deine Treue prüfen,“ fuhr ſie, mit Zwang ſich mäßigend, fort. „Den Auftrag — den Du erhalten wirſt — theil' ihn mir mit, ehe Du ihn ausrichteſt.“

„Auf der Stelle!“ rief er, und eilte, den ihm zugedachten Auftrag ohne Verzug zu empfangen.

In hohen Wogen ſtürmte das Blut durch Learoſa's Adern. „Verräther, furchtbarer Verräther!“ ſtieß ſie aus der durchtobten Bruſt hervor. „Alſo nachdem Du ſie geſehen hatteſt, wurde Jakob zurückgerufen! Er ſollte mich nicht ſuchen! Der Gedanke, daß er mich finden könne, entſetzte Dich! — Alſo darum ſollt' ich geopfert werden, verſchmachten, vermodern in meinen Mauern, um Dich nicht ſtören zu können in Deinem hölliſchen Himmel! O, Du biſt zehnmal verdammlicher als der fürchterliche Auguſtus! Er trug mir ſeinen Haß zur Schau; Du heucheltest mir Liebe! Er kerkerte mich ein, und Du verboteſt meinem Retter, mich zu retten! — — Aber weder Du ſollſt, noch ſie ſoll die Frucht dieſer ſataniſchen That ernten! — Ha, wie ſie vor mir ſtand, mit dem Blick des böſen Gewiſſens in dem großen blauen Auge; mit der Angſt, die das bläuliche Geäder auf den alabaſterweißen Schläfen hob und ſenkte im fiebernden Pulſiren! — O, wie glühend mag ſein Mund geruht haben auf dieſer Stirn, auf dieſen Wangen, wenn er ſie umſchlungen hielt, wie mich — mich — damals! — — Ha — ob er ſchon verſucht hat, ſie ſo zu umſchlingen? — — und — ob ſie es geduldet hat, das furchtbare Verbrechen?“ —

Thüren klappten in der Nähe. — Roderike kam mit ihren Kindern. — Learoſa verbarg ihr Antlitz in den Lockenhäuptern der Kleinen, bis ſie fühlte, die Spur ihrer Seelenerregung ſei gewichen von ihrer Stirn und aus ihrem Auge. Nun blickte ſie auf.

„Nicht wahr, Learoſa, das Glück, Mutter ſolcher Kinder zu ſein, wird wohl nicht zu theuer erkauft durch den Verluſt ſeiner Freiheit an einen Mann?“ frug ſie halb lächelnd, halb ſeufzend.

„Ein Entſetzen erregender Kaufpreis!“ rief Learoſa ſchaudernd.

„Und doch giebt es keinen geringern, wenigſtens in Europa nicht, und im Morgenlande iſt er noch theurer,“ verſetzte Roderike.

Learoſa hatte das jüngſte der beiden Kinder an ihr Herz und ihre Wange auf ſein lockiges Köpfchen gedrückt. „Einen ſolchen Engel mir, und ſein Vater — Er!“ — welchen Wunſch hatte ihr Herz je glühender umfaßt, als dieſen! — „Roderike, theile Deine Schätze mit mir,“ bat ſie. „Gieb mir dies Kind, das kleine.“

„Nicht für alle Königreiche der Welt!“ rief Roderike, und die Kleine, als hätte ſie das Verlangen der Fremden, es der lieben Mutter zu nehmen, verſtanden, fing heftig zu weinen an. — Roderike ging, um es der Wärterin zu überliefern, und das ältere Töchterchen hüpfte mit hinaus.

„Excellenz, da bring' ich meinen Auftrag!“ Mit dieſen leiſe geziſchelten Worten ſchlüpfte Martin behend' in das Zimmer und reichte ſeiner Gebieterin ein kleines Briefchen hin. Ihre Lippen bebten, als ſie die Überſchrift: „An Herrn Hauptmann Hochwart," las, und ſchnell löſ'te unter ihren fliegenden Fingern das noch feuchte Mundlack ſich.

Das Papier enthielt folgende Worte:

„Mein geliebter Franz."

„Franz alſo, nicht Florentin iſt er ihr," hauchte ſie und las weiter:

„Ein Ereigniß von unermeßlicher Wichtigkeit zwingt mich, an Sie zu ſchreiben, und Sie zu bitten, heut' Abend zwiſchen elf und zwölf Uhr zu mir zu kommen. Überbringer dieſes wird an der Hausthüre Sie erwarten, um Sie zu mir zu führen. Bleiben Sie nicht aus; unſer Glück ſteht auf dem Spiele! Ihre

Johanna."

Ein wilder Lachton brach aus Learoſa's Bruſt. „Ja, ja!" ſprach ſie zu ſich ſelbſt, dem feindſeligen Geiſte Beifall lächelnd, der in dieſem Augenblicke Beſitz von ihrem Weſen genommen hatte. Sie brach den Brief genau wieder in ſeine Faltungen, drückte das Oblat wieder aneinander und ſtreichelte, indem ſie ihn Martin zurückgab, ihm die Wangen: „Nun geh', mein guter Junge, gieb das Briefchen ab, und die Antwort, die Du erhältſt, die bringſt Du mir. — Und noch Eins: ich verbiete Dir, irgend Jemand zu ſagen, daß ich hier bin!“

Martin drückte den Finger auf ſeine Lippen und enteilte.

Kaum war er fort, als ein neuer Martergeiſt, der Geiſt eines Zweifels über Learoſa kam. War ſie denn auch gewiß, daß dieſer Hochwart derſelbe ſei, deſſen Bild ihre Träume erfüllte? Zwar deutete Alles, was Frau von Zſchechwitz von ihm geſagt hatte, auf ihren ehemaligen Liebling, aber konnte dennoch die Hölle nicht ein Spiel treiben mit ihr? —

Da kam Roderike wieder; eine ihr fremde Faſſung erlügend, zog Learoſa ſie neben ſich nieder. „Laß uns von vergangenen Zeiten und von den Menſchen plaudern, welche dieſen Zeiten angehörten; ſage mir, wo iſt die Kammerfrau geblieben, welche unſere nächtliche Unterhaltung in Leipzig Deiner Mutter verrieth?“

„Die hat geheirathet,“ antwortete Roderike.

„Und der Menſch, der Deinen Mann bei ſeinen, Dir insgeheim abgeſtatteten Beſuchen in dem Simbacher Schloßgarten begleitete, welches Ende hat der genommen?“

„Nach Hochwart frägſt Du? Der iſt von ſeinen Reiſen wieder zurückgekommen,“ entgegnete Roderike, und ſetzte halb lächelnd hinzu: „Du wirſt wol noch mehr von ihm hören.“

Learoſa frug nichts mehr, und nun fing Roderike an, von ihren eignen Angelegenheiten, von ihrer Täuſchung über Hedemarks Herz, und von den zahlloſen, traurigen Ereigniſſen zu reden, welche der Trennung ihrer Ehe vorangegangen waren. Scheinbar hörte Learoſa zu, bis ihre Freundin, um der Entdeckung eines kleinen Widerſpruchs vorzubeugen, in welchen ſie bei ihrer Erzählung ſich verwickelte, plötzlich abbrach, und ſie unter dem Vorwande verließ, horchen zu müſſen, ob ihre Mutter noch immer ſchlafe.

Sie hatte kaum das Zimmer verlaſſen, als Martin, der außerhalb deſſelben ſchon gelauſcht hatte, hineinſchlüpfte, und Learoſa ein kleines, aber feſt verſiegeltes Billet überreichte. — Die Aufſchrift, an Johanna gerichtet, ſchlug den ſchwachen Schatten ihrer letzten Hoffnung nieder. Das waren Hochwart's unvergeßliche Schriftzüge, und dieſes Siegel daſſelbe, welches an ihrer Bruſt zerbröckelt war. Aber was enthielt dieſe ihr verborgene Antwort? — Sie mußte ſie zu errathen ſuchen aus der Weiſung, welche von Johanna für Martin zu erwarten war. Sie gab ihm das Billet, um es ihrer Schweſter zu überbringen, und gebot ihm, ihr zu berichten, welchen Auftrag ſie ihm ertheilen werde.

Martin ließ nicht lange warten. Das Fräulein war verwirrt, verſtört geweſen, hatte ihm dann geſagt, daß ein außerordentliches Ereigniß ſie zwinge, den Hauptmann heute Abend zu ſehen, und daß er ihn um elf Uhr an der Hausthüre empfangen, ihn zu ihr führen, und nach ſeiner Entfernung die Thüre wieder verſchließen ſolle.

„Alſo er wird kommen! Um elf Uhr! — O, der Verworfene! — Und ſie, die Schamloſe! — Alſo ſo weit ſind Beide ſchon gekommen mit einander! — Ha! Weiß ich denn nicht, wie ſchnell er zu ſeinem Ziele zu kommen eilt? — O, ich weiß — ich weiß es! — Aber ſchon einmal hab' ich ihn aufgehalten, und nun will ich zum zweiten Male ihm ſeinen Triumph verderben.“

Während ſo der Aufruhr in ihrem Innern tobte, ſtand Martin mit aufmerkſam auf ſie gehefteten Blicken an der Thüre; ſie winkte ihm, näher zu treten. „Martin, ich hoffe, Du wirſt mir treuer ſein als dem Fräulein,“ ſprach ſie. „Die Unterredung des Hauptmanns mit dem Fräulein würde zu ihrem Verderben gereichen. Ich will mit ihm ſprechen; ich ſelbſt. — Du begiebſt Dich, wie Dir befohlen worden, um elf Uhr an die Hausthüre, warteſt die Ankunft des Hauptmanns ab, und führſt ihn, ſtatt zu dem Fräulein, hieher zu mir. Ich werde Dich in Schutz nehmen, wenn das Fräulein Dir zürnen ſollte.“

Martin verſicherte, zu rechter Zeit auf ſeinem Poſten zu ſein, und ſie entließ ihn.

In ſinnbetäubender Unruhe tobte das Blut durch ihre Adern. „Thörin, was will ich denn von ihm?“ frug ſie ſich, „warum laſſ' ich ihn zu mir führen? — Warum tret' ich nicht zwiſchen Beide, wie es geſtern meine Abſicht war?“ — Sie ſann zurück. —

„Nein, das durft' ich nicht," beantwortete ſie ſich die Frage. „Ich ſoll ſie ja ſchonen; auf ſie darf ich ja nicht das Gewicht meines Abſcheues fallen laſſen, aber er — er ſoll es fühlen, ihn will ich fragen, was ihm den Muth giebt, ſeine Hand nach meiner Schweſter auszuſtrecken, um ſie zu verderben, wie er mich zu verderben getrachtet hat. — Und ſagen will ich ihm, daß gegen ſeinen Willen Gott mich retten ließ aus meinem Grabe, um ſein Opfer ihm aus den Klauen zu reißen; und dann will ich ihm den Rücken wenden und Johanna hüten vor ihm, wie der Hirt ſein Lieblingslamm hütet vor der Gier des Wolfes."

Roderike kam, um die Freundin in ihren kleinen Familienkreis zu führen; widerwillig mußte Learoſa ihre Gedanken auf andere Gegenſtände, als die, welche ſie ausſchließlich beſchäftigten, wenden, und von ihrer Gefangenſchaft erzählen, welche aber, da ein Tag dem andern geglichen hatte, wenig Stoff zur Unterhaltung bot; dennoch ließ man ſie nicht los. — Es ſchlug zehn Uhr; ſie ſaß wie auf Kohlen. Endlich, um halb elf Uhr, regte ſich Roderikens Mitleid mit ihrem vorgeſchützten Kopfweh, und ſie brach auf mit ihr, um ſie in ihr Zimmer zu begleiten. Jetzt ſchöpfte Learoſa freier Athem, aber die dienſtfertige Freundin war noch nicht zu bewegen, ſie zu verlaſſen; ſie half ihr beim Entkleiden, beim Anlegen des Nachtgewandes, und ſetzte ſich, als ſie Learoſa endlich gezwungen hatte, ſich niederzulegen, neben ihrem Bette, um faſt die letzte Minute der eilenden Stunde heranzuplaudern. Noch hielt ſie ſich auf, ein Tiſchchen an das Lager der Leidenden hinzurücken, den Leuchter mit der brennenden Kerze darauf zu ſtellen und drei Küſſe ſtatt eines einzigen auf den Mund der Freundin zu drücken.

Learoſa hörte ihren Fußtritt außerhalb ihres Gemachs verhallen, und nun ſprang ſie haſtig von ihrem Lager auf, griff nach ihrem Kleide, um es überzuwerfen, Roderikens Dienſtfertigkeit verwünſchend, die ſie gezwungen hatte, ſich zu entkleiden; da hörte ſie ſchleichende Tritte auf der Treppe, deren letzte Stufe beinah' die Schwelle ihrer Zimmerthür berührte. Angſtvoll horchte ſie; die Tritte kamen näher; jetzt hörte ſie eine Hand auf- und niedergleiten an der Thüre, um den Drücker zu ſuchen; nun war es nicht mehr Zeit, ſich anzukleiden, nicht mehr Zeit, die Thüre zu verriegeln, welche in dieſem Augenblicke ſich langſam öffnete. Entſetzt blies ſie das Licht aus, warf ſich in das Bett, zog die Decke ſich über den Kopf hinweg — vergebens! Der letzte Strahl ihres Lichts hatte ſie ihrem Feinde zwar nur einen Augenblick, aber hinreichend beleuchtet, um auch im Dunkeln ihn den Weg zu ihr nicht verfehlen zu laſſen. Sie fühlte die Decke von ihrem Geſicht gleiten, fühlte den warmen Athemhauch des Frevlers an ihren Wangen, und erbitternd fiel der Gedanke ſie an: „So alſo iſt er gewohnt empfangen zu werden von ihr!“ Aber nur einen Pulsſchlag lang wähnte ſie, verbluten zu müſſen unter dem Nagen dieſes Gedankens an ihrem Herzen, denn nun flammten an dem ewig langen Feuerkuſſe, deſſen Gluth ſie athmete, all' ihre Traumerinnerungen auf, und eine ſüße, verführeriſche Stimme flötete ihr zu: „Schweig, und nimm ſchweigend, was Dir beſtimmt war zu empfangen; ein Weſen — halb er, halb du!“ — Und nun, ſtatt den kecken Stürmer zurückzuſchleudern, ſtatt Hülfe zu rufen, wie ſie verſucht hatte, ehe ſeine Küſſe ſie betäubten, drückte ſie ihn an ſich; ihr Haß wider ihn verdampfte, und der letzte Klang einer ernſten Stimme, die warnend ihr verſtändlich wurde, verſchwamm ihr, wie der letzte Gedankenanflug eines Entſchlummernden. „Ich verrathe ja nur ein Verrätherpaar!“ lallte ſie dem Warner zu, und der letzte Lichtſchimmer erloſch ihr, wie ein Stern in Wolken. —

Noch betäubt vom Nachrauſch des ſüßen Giftes, deſſen Becher ſie geleert hatte, hielt Learoſa den Spender ihrer halb bewußtlos geſtohlenen Wonne in den Armen, als – gleich einem Hohngelächter der Hölle — ſeine Stimme ihr Ohr zerriß, und eine entſetzliche Ernüchterung über ihr Weſen verhauchte. „Nun, holde Johanna,“ ſprach der Frevler, „ich weiß zwar, daß mir das Glück nicht zugedacht war, in deſſen Beſitz Sie mich geſetzt haben, aber ich bin doch jetzt im Beſitz deſſelben, und habe, um mir, als Zeichen meines Eigenthumsrechts an Sie, eine Trophäe zu ſichern, mich in der ſüßen Minute unſerer Vereinigung Ihres Ringes, Ihres Amazonenattributs bemächtigt, deſſen Sie nun nicht mehr bedürfen. Doch gewiß werden Sie mich nicht zwingen, öffentlich den Beweis zu führen, daß ich in dem ſeligſten Moment meines Lebens keine kampfgerüſtete Amazone gefunden habe, ſondern mir erlauben, Sie öffentlich für meine Braut erklären zu dürfen, ſobald ich von Leipzig zurückgekehrt ſein werde, wohin mich noch in dieſer Stunde der auf morgen anberaumte Termin ruft.“

Mit immer ſchwerer geſchöpftem und zuletzt ganz ausbleibendem Athem hatte Learoſa dieſen Worten, dieſer Stimme gelauſcht, mit dem Gefühl, deſſen Schrecken den Unglücklichen durchzittern, der die Schlange, die ihn umwunden hat, immer höher hinauf, ſeinem Halſe entgegen, ſich ringeln ſieht. — Dieſe Stimme gehörte ihrem Stiefſohn. —

„Nun, das Verzeihungs-, das Verlobungsküßchen, das Nachträgliche,“ bat er. — Sie ſuchte ſich loszuringen. — „Ei, da werd' ich doch einer Verlobungszeugin bedürfen, und Frau von Hedemark einladen müſſen,“ drohte er; da kräftigte ein momentaner Wahnſinn ihre Glieder; ſie, die verrathene Verrätherin, ſtieß den betrogenen Betrüger mit einer Heftigkeit zurück, welche ihn fallen machte, und in der Finſterniß irr umhertaumelnd, und wieder an ihn gerathend, und wieder ſich losringend von ihm, fand ſie die Thüre, ſtürzte hinaus, die Treppe hinunter, und ſank zitternd, ſprach- und athemlos an Martins Seite nieder, der an der Hausthüre der Rückkehr des Gaſtes harrte.

Das Licht in Martins Hand beleuchtete dem Grafen ihren Fluchtweg; eilfertig folgte er ihr; da, als er ſich zu ihr niederbog, und ſie ſeine Hand an ihrem, ihm zugewandten Nacken fühlte, ward leiſe die Hausthüre geöffnet, und Hochwart, in einen Mantel gehüllt, ſtand auf der Schwelle.

Seine Frage: „Was iſt das? Was geht hier vor?“ dröhnte an Learoſa's Gehörnerven. „Jeſus, das iſt Hochwart,“ hauchte ſie, ohne das Geſicht von den Steinplatten erheben zu können, auf welchen es niedergeſunken war. „Johanna, Sie?“ frug Hochwart, durch die Ähnlichkeit der Stimmen beider Schweſtern getäuſcht. Da nahm der Graf ſehr laut, als ſei es ſeine Abſicht, von Hochwart verſtanden zu werden, das Wort: „Faſſen Sie ſich, theuere Johanna, und kehren Sie in Ihr Zimmer zurück; Sie haben ſich jetzt unwiderruflich mir zu eigen gegeben.“ Und einen ſchallenden Kuß auf ihren Nacken drückend, eilte er dem von der Schwelle zurückgetaumelten Hochwart nach, und Learoſa hörte ihn ſagen: „Wünſchen Sie mir Glück, lieber Kapitain; die Baroneſſe von Pfinzing hat mich ſo eben durch das Verſprechen beglückt, meine Gemahlin zu werden.“

„Die Baroneß Johanna von Pfinzing will Ihre Gemahlin werden?“ frug Hochwart mit derſelben Stimme, die Learoſa's Mark erſchüttert hatte, als ſie vor ſieben Jahren zum letzten Male aus ſeinem Arm ſich riß.

„Wie ich Ihnen ſage, Herr Hauptmann,“ antwortete der Graf. „Sollten Sie aber an meinem Worte zweifeln, ſo mag dieſer weltbekannte Amazonenring, durch welchen ſie ſich mir verlobt hat, für die Wahrheit meiner Behauptung zeugen.“

„Es iſt nicht möglich! — Es iſt ein teufliſches Blendwerk! — Ich will ſie ſelbſt fragen!“ rief Hochwart. — Da ſchrie Learoſa, von Todesangſt gefoltert, Martin zu: „Laß ihn nicht ein! — Schließ ab!“ und flink warf Martin die Thüre zu, drehte den Schlüſſel um, und Hochwart klinkte vergebens am Schloſſe.

„Johanna, das war Ihre Stimme, oder die Hölle äfft mich," rief Hochwart; da erwiederte der Graf: „Nein, die Hölle äfft Sie nicht, liebſter Kapitain; Sie hören ganz richtig und Sie überzeugen ſich, daß meine Braut Sie nicht ſprechen will, und — um Sie ein- für allemal von Ihren Verſuchen, hier einzudringen, abzuhalten — muß ich Ihnen erklären, daß meine Braut, nach dem, was zwiſchen ihr und mir hier vorgegangen iſt, Sie füglich auch nicht mehr ſprechen kann. Sie iſt vor den Augen des Himmels — meine Frau. Das verſichere ich Ihnen auf meine Ehre."

„Bube, Du ſprichſt von Ehre?" ſtammelte Hochwart. „Von der Deinigen? Du?"

„Herr Hauptmann, vergeſſen Sie nicht, daß Sie vor dem Oberſtlieutenant ſtehen," warnte der Graf, aber ſeine Warnung verhallte ungehört. „Ha, nun wird mir Alles klar," murmelte der Hauptmann. — „Das Billet von ihr, das ich vermißte, nachdem Schwarzberg mich verlaſſen hatte; und Schwarzberg's

Wiederkehr, und ſein Weilen bei mir, das mich aufhielt bis halb Zwölf; Alles war berechnet! — Gott, Gott, was hat der Bube mit dem wehrloſen Mädchen gemacht? — Du, niederträchtig, wenn Du gelogen, niederträchtig, wenn Du die Wahrheit geſprochen haſt! Zieh'! Du ſollſt büßen für all' Deine Unthaten! Einmal biſt Du mir entronnen, das zweite Mal entrinnſt Du mir nicht!"

„Wache! Wache! Hülfe!" ſchrie der Graf, aber die Straße war abgelegen, und ſein Geſchrei weckte kein Ohr. Er mußte ſich vertheidigen; doch nur eine Minute lang wehrte ſein markloſer Arm die Stöße ſeines Gegners ab; dann ſtürzte er röchelnd, zum Tode getroffen, nieder.

„Nun liefere Dein Triumphzeichen aus, Du zwiefacher Mörder meines Glücks!" So beugte Hochwart ſich nieder zu der Hand des Sterbenden, brach ihm den vom Todeskampfe zuſammengekrallten Finger von einander, riß ihm den Ring ab, und — Learoſa hörte ſeinen Tritt auf dem Pflaſter verhallen.

„Ihro Excellenz, das war was Schreckliches!"

hob Martin, der in ſtarrer Betäubung an der Thüre geſtanden und gehorcht hatte, vor Grauſen ſich ſchüttelnd, an. „Gott, es war ſo dunkel, ſo regenwolkig, als der Graf kam in ſeinem Mantel; wie konnt' ich ahnen, daß er nicht der Beſtellte ſei?"

Learoſa antwortete nicht. Martin jammerte weiter: „Was werden die Leute ſagen, wenn ſie morgen den Leichnam finden vor unſerer Thüre? — Ob er aber wirklich todt ſein mag, der Graf? Ich möchte einmal nachſehen?"

„Nein, nein!" ſtammelte Learoſa. „Komm, führe mich herauf. — Meine Füße, ach, ſie ſind ſo ſchwer! — Und mein Kopf — ach, jetzt weiß ich, was Kopfſchmerz iſt!"

Martin leitete ſeine todesmüde Gebieterin hinauf in ihr Zimmer, und ließ ſie niedergleiten auf ihr Bett. „Ihro Excellenz," begann er nach einer Pauſe wieder, „das Beſte für uns bei der ſchlimmen Sache iſt Das, daß außer uns Beiden Niemand weiß, wie ſie eigentlich zuſammenhängt, denn der dritte Mitwiſſer, der da unten liegt, der wird wol ſchwerlich etwas davon verrathen, und ſo dächt' ich denn, wir

Beide gäben uns einander das Wort, ebenfalls davon zu ſchweigen gegen Jedermann."

„Ja, ja, ſchweigen, ſchweigen!" hauchte Learoſa, in deren Geiſteswirre der Gedanke, das gräßliche Geheimniß retten zu können durch ihr Verſtummen, einige Ordnung brachte.

„Aber nun noch etwas," ſing Martin in fortſchreitender Beſonnenheit wieder an: „wenn man Sie morgen mit dem übergeworfenen Kleide im Bette findet, ſo möchte das Verdacht erregen. Kleiden Sie ſich alſo aus. Licht darf ich Ihnen freilich nicht bringen, denn außer Ihren Fenſtern führt, Gott ſei Dank! keins der Schlafzimmer nach der Straße hinaus, und da möcht' es auffallen, wenn alle Fenſter dunkel bleiben, und nur das Ihrige erleuchtet wird. Sie werden ja auch im Finſtern die Kleider abwerfen können.

Mechaniſch befolgte Learoſa den Rath ihres Vertrauten, der nun entſchlich, um leichter als ſie die Ruhe zu finden.

Die erſten Stunden verfloſſen der Unglücklichen in einer an Bewußtloſigkeit gränzenden Sinnenſtumpfheit, da fingen die Augenblicke eines heftigen Aufſchauderns, welches, dem krampfartigen Zuſammenbeben eines Nervenkranken ähnlich, hin und wieder aus ihrer Unbeweglichkeit ſie emporriß, häufiger einander zu folgen an, und endlich wich völlig der auf ihren Sinnen liegende Nebel. Ein tiefer, grauſenerregender Abſcheu vor ſich ſelber ergriff ſie, als ſie ſich bewußt ward, in wollüſtiger Hingebung ſich ſelbſt ihrer Kraft, zu fliehen, zu kämpfen, ihren Namen zu nennen, entäußert zu haben. „Was hab' ich gethan? ich Elende, Verächtliche!“ wimmerte ſie. „Den verabſcheuteſten Schandbuben hab' ich in meinen Armen empfangen! — Den Geliebten, deſſen Bild ich aus meiner Seele nicht reißen kann, hab' ich zum Mörder, und ſein Haupt hab' ich dem Rabenſtein verfallen gemacht, und auf den Namen meiner unſchuldigen Schweſter hab' ich die Laſt meiner himmelverſchließenden Thaten gewälzt. — — Und das Kind!“ — ſo ſtürzte mit zehnfach verſtärktem Gewicht, ſie zermalmend, die ganze Hölle auf ihr nieder — „und das Kind, das Kind, das ich gebären werde — dies Kind, ſtatt mich mit den Zügen des Geliebten anzulächeln, wird, das Geſpenſt des verworfenſten Miſſethäters, mit ſeinem gehaßten Antlitz mich verfolgen, mich peinigen bis an das Grab! — O, ſtänd' ich doch ſchon am Grabe!“

Laute Menſchenſtimmen unter ihrem Fenſter unterbrachen ihr marterndes Selbſtgeſpräch. — „Mein Gott, da liegt ja ein Leichnam!“ — „Ein Blutender!“ — „Er iſt durchſtochen!“ — „Jeſus, hier iſt ein Mord geſchehen!“ — „Es iſt ein Officier!“ — „Fort, fort zur Polizei!“

So hörte Learoſa die Stimmen wechſeln; Todesangſt klappte ihre Zähne an einander. Jetzt mußten die Häſcher in das Haus dringen, ſie ſuchen; ſie, die Mitwiſſerin, die Anſtifterin des gräßlichen Mordes, hinwegſchleppen, foltern, ſie dem Mörder gegenüberſtellen! — Doch nein; wer ſollte ihren Antheil an dieſer That ahnen, wenn ſie nicht ſelbſt zur eignen Verrätherin wurde? — Schweigen! das war die Loſung. Schweigen mit der Zunge, mit den Augen, mit der leiſeſten Gebärde!

Es ward von Neuem unruhig unter ihrem Fenſter; ſie ſprang auf und lugte verſtohlen durch die

Scheiben; ein großer Volkshaufe war zuſammengeſtrömt auf der, jetzt durch den erſten Sonnenblick erleuchteten Straße. Sie konnte den Leichnam erkennen, den einige Polizeidiener unterſuchten. „Er iſt todt,“ ſagte Einer zum Andern. — „Aber wer mag's denn ſein?“ frug dieſer. „Laß uns doch einmal ſeine Taſchen durchſuchen; vielleicht findet ſich etwas, das auf eine Spur leiten kann.“ —

Der Eine zog eine Börſe aus der Rocktaſche; dann ein Schnupftuch; er buchſtabirte laut das Zeichen deſſelben: Gr. v. R. — Da zog der Zweite ein Papier aus der blutbeſtrömten Weſtentaſche, entfaltete es und rief: „Es iſt der Hauptmann Hochwart. Hier ſteht's; dieſer Zettel iſt an ihn; Johanna heißt Die, die ihn herbeſtellt hat. — Aber wer iſt dieſe Johanna? — Nun genug, daß wir wiſſen wer er iſt; das Andere wird ſich finden.“

Der Leichnam wurde hinweggetragen, die Volksmenge zog ſeinen Trägern nach, da gewahrte Learoſa Martin, der ſich unter den Volkshaufen gemiſcht hatte, und jetzt wieder in das Haus ſchlüpfte. Sie hörte ihn kommen und eilte in ihr Bett zurück.

„Gut, daß ich Ihro Excellenz ſchon wach finde," hob er an. „Es iſt mir noch Manches eingefallen, worüber wir uns verſtändigen müſſen, um nöthigen Falls bei einerlei Ausſage zu bleiben. Fräulein Johanna rief mich geſtern Abend noch, und frug, ob der Hauptmann nicht gekommen ſei; verneinen konnt' ich die Frage nicht, denn der Leichnam da unten wird wol verrathen, was dort vorgegangen iſt, und da meint' ich denn, daß ich dem Fräulein ſagen müſſe, es wären ihrer Zwei gekommen, und da hätt' ich Beiden die Thür verſchloſſen. Etwas Anderes kann der Hauptmann ja ſelber nicht ſagen, wenn er gefragt werden ſollte, denn daß er es nicht iſt, den die Leute weggetragen haben, das wird ſich wol bald ausweiſen."

Learoſa brütete dumpf vor ſich nieder. „Ja, Martin, bleib dabei," ſprach ſie nach einer Pauſe. „Aber mich ſoll man nicht fragen! Ich muß fort — fort! Du gehſt mit mir, Martin."

„Bis an's Ende der Welt!" rief Martin. „Und wohin für's Erſte?"

„Nach Simbach,“ antwortete Learoſa. „Jetzt nach Simbach und dann weit, weit fort!“

„Weit! Das iſt herrlich! Ich reiſe gern,“ verſicherte Martin. — Da drang ein gellender Schrei durch die noch ſtillen Räume des Hauſes. Martin eilte hinaus, und jetzt ſtürzte Roderike, kaum bekleidet, faſt wie ſie das Bett verlaſſen hatte, in das Zimmer. „Learoſa!“ ſchrie ſie. „Steh' auf, Deine Schweſter liegt in Krämpfen. Hochwart ſoll vor unſerer Thüre ermordet worden ſein.“

Die Seelenangſt, welche auf Learoſa's Stirn ausgeprägt zur Schau lag, war nur auf Rechnung der eben empfangenen Nachricht zu ſetzen; und weit entfernt, den verborgenen Quell derſelben zu ahnen, half Roderike der unbehülflichen, erſtarrten Freundin bei ihrem Geſchäft, und zog ſie mit ſich fort in Johanna's Zimmer.

Das unglückliche Mädchen lag todtenbleich in den Armen der Frau von Zſchechwitz, doch kaum trat Learoſa ein, als das gebrochene Auge eine widernatürliche Sehkraft zu beleben ſchien. „Da iſt ſie, die ihn geſchmäht, die ihn verleumdet hat, den jetzt zu

Gott gerufenen Engel!“ brach ſie mit der Heftigkeit einer Fiebernden aus. „Was hat er Dir gethan, daß Du ihn verleumdeteſt? Sprich: gieb Antwort! Gieb Rechenſchaft! Wann hat er Dich beleidigt? Und wodurch? — Ach nie, und durch nichts! Du kannteſt ihn ja nicht! — Dein Neid war's, der mir das Glück der Liebe mißgönnte, weil Du nicht fähig warſt zu lieben! Dein Neid war's, der mich zwingen wollte, das wahnſinnige Gelübde zu halten, das Du einſt meiner Furcht vor Dir abzwangſt.“

„Nein, nein,“ ſtammelte Learoſa, die gebeugt, wie eine todesſchuldige Verbrecherin vor ihrem Richter, geſtanden hatte, und jetzt die bebende Hand nach Johannens Ringe ausſtreckte, der auf dem Nachttiſche lag. „Sieh, ich nehme den Ring zurück, ich löſe Dich von Deinem Gelübde! Sei glücklich — durch die Liebe.“

„Spotteſt Du meiner? — Glücklich ſoll ich ſein durch die Liebe zu einem Todten?“ fuhr Johanna auf. — Da ſtürzte mit den Worten: „Er iſt nicht todt! Der Todte iſt nicht Er!“ Learoſa zum Zimmer hinaus.

„Er lebt? Hochwart lebt? Das weißt Du? — Durch wen?“ — ſo hallten die Fragen der Zurückbleibenden ihr nach, und ſchnell drängte Martin, der an der Thüre ſtand, ſich vor und antwortete: „Durch mich. Die Leute ſagen, der Todte ſei nicht der Hauptmann, ſondern der Graf Rottingerode.“

„Der Graf? Der Graf? — Und Hochwart lebt?“ —

Der Erſte, der auf dieſe Fragen genauere Auskunft gab, war Johannens herbeibeſchiedener Arzt; der gefundene Leichnam war wirklich der des Grafen Rottingerode. Hochwart war entflohen, nachdem er zuvor noch den Schwager deſſelben, den General Czarnolowski von Schwarzberg aus dem Bette geriſſen, ihn gezwungen, ihm nach Tharant zu folgen, um dort ein Duell mit ihm zu beſtehen. Eben ſei ein Wagen mit dem ſchwer verwundeten General angekommen.

Hochwart lebte! Er war gerettet! — Dieſe Gewißheit gab Johannen das Leben wieder, aber der Geiſt der Sorgen hat einen eiſernen Fuß; wo er hintritt, da wurzelt er feſt. — Der Gedanke, daß das Schickſal ihren Geliebten zum Mörder gemacht habe, zum verfolgten, vielleicht ſchon verhafteten Mörder, bewölkte den Blick des unglücklichen Mädchens von Neuem. „Was er gethan, das geſchah um meinetwillen!“ jammerte ſie. „Der Böſewicht, der von ſeiner Hand gefallen iſt, hat mir nachgeſtellt! Um ihn abzuwehren von mir, iſt ihm nichts übriggeblieben, als den Degen zu ziehen gegen ihn! — Und Gott wird ihm vergeben! — Aber die Menſchen, die Menſchen — ach die vergeben nicht leicht!“

Man verſuchte ſie zu beruhigen; die böhmiſche Gränze ſei nah, ſagte man ihr; entkommen ſei er alſo gewiß; auch werde er weder aufgehalten noch verfolgt, ſondern zuverläſſig bald zurückberufen werden, da der unglückliche Erfolg eines Zweikampfs für keinen Mord gelte, und, wie man vernehme, jetzt ſchon die verwitwete Kurfürſtin für ihn thätig ſei.

Während Jeder der Anweſenden ſich erſchöpfte, ſein Scherflein zur Beruhigung des Fräuleins beizutragen, ward Frau von Zſchechwitz durch eine Dienerin des Hauſes abgerufen, welche ihr die Nachricht gab, daß ein Wagen mit Poſtpferden beſpannt unten halte, den Martin heimlich beſtellt habe, und jetzt mit dem wenigen Geräthe der fremden Gräfin belade.

Die Matrone glaubte die Urſache zu ahnen, welche Learoſa ſich zu entfernen bewog; ſie begab ſich zu ihr. — Ach, wie gnädig war Gott ihr, ſie fern zu halten von der Ahnung des ungeheuern Schickſals, das ihre Freundin von hinnen trieb.

Schaudernd vor ſich ſelber war die unglückliche Learoſa in ihrem Zimmer angelangt; der Blick, den ſie umherwarf, fiel auf Gegenſtände, die Zeugen ihres Verbrechens, ihrer Strafe geweſen waren. Sie fühlte, die Gegenwart dieſer Zeugen müſſe ſie zum Wahnſinn treiben. „Fort, fort!“ ſtammelte ſie, und wandte ſich der Thüre zu. Martin kam ihr entgegen.

„Bringe mich fort!“ flüſterte ſie, ſich an ihn lehnend. — „Wohin?“ frug er. — „Nach Simbach?“ — „Nach Simbach!“ hauchte ſie, und Martin eilte, die Pferde zu beſtellen. —

„Wohin aber jetzt? — jetzt? — in dieſem Augenblicke?“ frug ſie ſich, wild umherblickend auf die Mäler ihrer That. — Ihr grauſ'te vor der Einſamkeit unter dieſen; ſie entrann und fand ſich in dem Zimmer der Frau von Zſchechwitz wieder. — Es war leer. — Aber ſich ſelbſt hatte die Unglückliche mitgebracht, und vor ſich ſelber — vor ihrem, im Spiegel vor ihr ſchwebenden Bilde, ſchauderte ſie zurück. — „Das Scheuſal dort — das bin ich! — Und das wird mich begleiten von nun an bis an die Gränze meines Lebens! Mag ich fliehen wohin ich will, das Scheuſal — die Buhlerin ihres Stiefſohns, die Vernichterin des Glücks ihrer Schweſter, die Schänderin ihrer eignen Ehre — geht mit!“

Sie ſtürzte wieder hinaus; da begegnete Martin ihr. „Die Poſt iſt beſtellt, der Wagen wird mir folgen auf dem Fuße; und dieſen Brief hab' ich, als ich zurückkam, dem Bedienten des Herrn Hauptmanns abgenommen; ich ſoll ihn dem Fräulein übergeben. — Darf ich das?“

Learoſa ſtreckte die zitternde Hand nach dem Briefe aus. Das Lack löſ'te ſich, und ihr Ring fiel aus dem Umſchlage. — Sie ſteckte ihn ein, während ihr Auge bebend unter folgenden Zeilen umherirrte.

„Die Hand welche dieſe Zeilen ſchreibt, iſt eine blutige, und ein blutendes Herz — könnt' ich ſagen: ein ſterbendes — dictirt ſie mir. — Es ſind die letzten, welche meine verlorene Johanna von ihrem Freunde leſen wird.

Dem Unglück vor Allem hat Gottes Erbarmen die ſeelenfeſſelndſte Gewalt verliehen. — Wie groß mein Elend iſt, das ſoll meine gemißhandelte Johanna fühlen, wenn ſie erfährt, daß ihr Unglück, ſtatt mich unauflöslich an ſie zu knüpfen, mich hinwegtreibt von ihr. — Welche Kräfte der furchtbare Sünder, der zweimal meine Hoffnungen von der Erde losgeriſſen, um ſie dem Himmel zuzuweiſen, auch in Bewegung geſetzt haben mag, das heilige Glück meiner Johanna zu vernichten — er hat ſeinen Zweck erreicht: er hat die Hand, die das Henkerwerk verrichtet hat an ihm, auf ewig von Johanna's Hand geſchieden.

Der Ring, den er Ihnen — o, könnt' ich das Andenken jener Stunde tilgen in dem Gedächtniß meiner Johanna — den er Ihnen abgepreßt hat in jener furchtbaren Stunde, liegt neben dieſen Zeilen.

Sein Räuber hat ihn einem Siegesmal gleich geachtet; tragen Sie ihn nicht mehr."

Learoſa hörte auf zu leſen, denn ſie ſah nicht mehr; — wie unwillkührlich den Fingern ein Spiel geſtattend, während ihr Geiſt in tiefes angeſtrengtes Sinnen verloren ſchien, wickelte und drehte ſie das Blatt zuſammen um den Ring; aber nie war ſie gedankenloſer geweſen, als jetzt; es war ſchrecklich leer in und außer ihr; ſie empfand aber dieſe Leere nicht; nichts that ihr weh; nichts ſchreckte und ängſtigte ſie mehr, denn ſie fühlte und dachte nicht mehr.

So fand Frau von Zſchechwitz ſie. — „Liebe Learoſa, Sie wollen uns verlaſſen?" frug die freundliche, theilnehmende Frau. „Die Aufwallung Ihrer unglücklichen Schweſter hat Ihre Empfindlichkeit angeregt, aber unmöglich können Sie mit der Kranken, der leidenſchaftlich Erregten rechten wollen; ich will Ihnen den Quell der Bitterkeit des armen Mädchens gegen Sie entwickeln: Geſtern Abends, nachdem Sie uns verlaſſen hatten, hab' ich, unſerer Verabredung gemäß, mit Johannen über Hochwart geſprochen, und die Zweifel, welche Sie gegen die Rechtlichkeit ſeines Charakters hegen, ihr ſchonend mitgetheilt. Sie gerieth außer ſich, und vermaß ſich, uns in derſelben Stunde noch zu überzeugen, daß Hochwart weder dem Verführer meines Kindes Vorſchub geleiſtet, noch ſich zum Werkzeuge Ihrer Feinde entwürdigt haben könne. Sie entdeckte uns nun, daß ſie ihren Freund erwarte, und ihn in meiner Gegenwart empfangen wolle, um, wenn er ſich gerechtfertigt haben werde von Ihren Anklagen, mit ihm und mir gemeinſchaftlich die Schritte zu verabreden, die zu Ihrer Verſöhnung mit ihm zweckmäßig ſcheinen möchten. Wir harrten in unſerm abgelegenen Zimmer bis gegen Mitternacht, aber Hochwart kam nicht, und als Hannchen endlich ging, um nachzuſehen, ob Martin auch nicht vergeſſen habe, ſeiner zu harren, da kam ihr dieſer mit der Nachricht entgegen, daß Hochwart hier an der Thüre mit einem Andern zuſammengetroffen ſei, und er folglich nicht habe öffnen dürfen. Als aber heut' dieſer Andere, Ihr nun vor ſeinen Richter berufener Stiefſohn, unfern dieſer Thüre in ſeinem Blute ſchwimmend gefunden worden war, da ſchien es mir unwahrſcheinlich, daß Martin nichts von dem Lärm, den das Duell unumgänglich veranlaßt haben mußte, gehört haben ſollte, und er entdeckte mir, als ich in ihn drang, daß er allerdings Degengeklirr vernommen, aber nicht hinauszublicken ſich getraut, noch weniger rathſam gefunden habe, Ihrer Schweſter die muthmaßliche Ausſage ihres Freundes mitzutheilen. Mich hatte er unglücklicherweiſe ſchon ſchlafend geglaubt, ſonſt würde er mich von ſeiner Entdeckung benachrichtigt, und ich würde der Überraſchung vorgebeugt haben, die Johanna heute um ihre Beſinnung gebracht hat. Jetzt iſt ſie jedoch etwas ruhiger geworden, und wird das Unrecht einſehen, welches ſie Ihnen gethan hat. Beſtellen Sie alſo den Wagen nur ab, und begleiten mich zu ihr.“

„Nein, nein!“ rief Learoſa mit der vollen Heftigkeit ihrer wieder erwachenden Angſt, und riß ihre Hand los aus den Händen ihrer Freundin.

Befremdet ſah dieſe ſie an. „Soll ich für Ihr Herz fürchten?“ frug ſie. „Sollte Ihr Unglück Sie verhärtet haben? — Das wäre fürchterlich! — Bezwingen Sie Ihre unſchweſterliche, Ihre unchriſtliche Unverſöhnlichkeit und kommen Sie mit mir zu Johannen."

„Ja, fürchten Sie für mein Herz!" rief Learoſa aus. „Klöſter erziehen keine Menſchenfreunde — nur dämoniſche Weſen! — Ich bin ein ſolches! — Laſſen Sie mich fort! Ich will — ich kann Johannen nicht ſehen!"

„Was iſt das? — Nichts als ein kindiſcher Groll? — Das iſt nicht möglich; — dieſe Verſtörung — hier muß etwas Anderes vorgegangen ſein." So ſtand Frau von Zſchechwitz ſinnend vor der unglücklichen Learoſa. — Da erwachte dieſer die Angſt heftiger; ſie preßte die Hände auf die Augen und war dem Niederſinken nah, als Martins Stimme, der den angekommenen Wagen meldete, ſie aufrichtete. Sie warf ſich an die Bruſt ihrer ſtaunenden Freundin, küßte ſie mit kalten Lippen, riß ſich los, und ſtürzte hinaus.

Die erſchrockene Matrone eilte ihr nach; als ſie die Hausthüre erreichte, ſaß Learoſa ſchon im Wagen. „Mein Gott, wohin reiſen Sie denn?" rief ſie ihr zu.

„Nach Simbach,“ antwortete Martin, haſtig den Bock erkletternd, und die Chaiſe raſſelte von dannen.

Fünf Tage hatte Learoſa überlebt, oder vielmehr in dem traumartigen Hinbrüten einer auf den Tod angeklagten, ſinnenwüſten Mörderin, ihrem Leben verloren; da ging der Geſpenſternacht, die lichtlos auf ihren Sinnen lag, der erſte Schimmer einer Tageshelle auf. Die Züge der Teufelslarve, unter welcher ihr eignes Bild ihr erſchien, wurden menſchlicher; es gelang ihr, ein Kainzeichen nach dem andern zu verwiſchen auf ihrer Stirn, und das flammendſte von allen wich am erſten: der Verworfene, in deſſen Armen ſie den Traum von ihrem verrätheriſchen Roſenlager geträumt hatte, deſſen Schmutz jetzt an ihrer Seele wie an ihrem Körper hing, dieſer Verworfene war ja ihrem Blute fremd, denn ſein Vater war ja nie ihr Gatte geweſen. Von dem ſchwerſten Verbrechen fühlte ſie alſo ihre Seele rein, und daß Gott ſie nicht verſtoßen habe, das empfand ſie an den Malen, welche die Hand der

Nemeſis nur mild ihren Erinnerungen eingedrückt hatte. Wäre Gott nicht barmherzig geweſen, wie viel rauher hätte die Hand der Rächerin ſie faſſen können in jenem entſetzensvollen Augenblick, als der Böſewicht Zeugen ſeines Triumphs zu rufen drohte? Welches menſchliche Elend würde das ihrige erreichen, wenn der verrätheriſche Irrgänger ſeinen Irrthum erkannt, wenn er ſie an's Licht gezogen und — ungehindert durch Hochwart — ſie der öffentlichen Schmach preisgegeben hätte, welche ſie verdient zu haben, mit Schaudern ſich bewußt war? Sie athmete leichter unter dem Troſtgedanken, daß ſie weit minder elend ſei, als ſie hätte werden können; aber nur ſie war gerettet vor dem Fluch der Schande; auf ihre Schweſter hatte ſie ihn übergetragen. Ihre ſchuldloſe Schweſter galt Hochwart für das, was ſie war! — Was entwürdigte ſie tiefer, was entfremdete ſie mehr dem Himmel: die Verbergung ihres Verbrechens, oder die Offenbarung deſſelben? — Zwei Richterſtimmen donnerten ſie an: Gottes Stimme, und die Stimme der Welt; aber die, welche zu ihren Sinnen ſprach, donnerte am lauteſten; ſie wollte lieber heimlich vor Gott, als öffentlich vor der Welt im Staube liegen. Schweigen, Schweigen! Das blieb ihre Rettungsloſung. Welchen Nachtheil brachte es ihrer Schweſter, was der Flüchtling, deſſen Bund mit ihr zerriſſen war auf immer, was Hochwart wähnen mochte von ihr? — Aber wie, wenn einſt Hochwart's Rückkehr die verſchloſſenen Schranken durchbrach, in deren Dunkel ſie ihre That hineingeflüchtet hatte? — Oder wenn ein feindlicher Geiſt Martin's Zunge löſ'te? — Martin, der, wie gewiß ſie auch war, daß er den Umfang ihres Geheimniſſes nicht ahne, doch wußte, daß ſie Hochwart's geharrt, und ihren Stiefſohn empfangen habe. Aber Martin's Zunge konnte ſie durch Güte feſſeln, die ihr ſo leicht war gegen den Sohn ihres Vaters zu üben; von Martin alſo hatte ſie keinen Verrath zu fürchten, und Hochwart's Wiederkehr lag außer den Gränzen denkbarer Möglichkeit.

Allmählig gelang es Learoſa, nicht allein ohne zu ſchaudern, ſich anzuſtarren, ſondern auch ihrem Gewiſſen einen ſehr beredten Anwalt entgegenzuſtellen. „Bin ich ein Scheuſal“ — ſo ſtand ſie ihrem inneren Ankläger Rede — „ſo iſt's jeder Menſch auf Erden, und Wenige möchten es weniger ſein, als ich es bin. Bin ich ein fluchſchwangeres, dämoniſches Ungethüm, ſo iſt's jeder Menſch dem Andern, und ich bin das willenloſeſte von Allen; denn wer möchte ſich rechtfertigen können, gewaltſamer hineingeriſſen worden zu ſein in das Reich der verderbenſtiftenden Mächte, als ich? Weſſen Seele war ſchuldfreier, als die meinige, damals, als das Ungeheuer Pellgramm mich überfiel, um mich, ein todbringendes Werkzeug, nach dem Herzen meiner Ältern zu ſchleudern? Wer hat ſich abſcheuvoller geſträubt gegen das ſüße Sinnengift, als ich mich ſträubte, nicht allein gegen den greiſen Wollüſtling, der ſeine letzten Jahre verſchwendete, mich heimiſch zu machen in dem Gebiet der Sünde, ſondern auch gegen den Geliebten, aus deſſen Armen ich mich riß, um tugendhaft zu bleiben? — Welche Jungfrau iſt, wie ich, an der Seite eines Mannes Kind geblieben, bis er die Seelenvergifter, die Frankreich hinüberſchleuderte über ſeine Gränze, zu Gehülfen warb, mir die Fallthüre hinwegzuziehen unter meinen Füßen, und mich niederſinken zu laſſen aus meinem reinen Himmel? — Und wann war ein Sehnen menſchlich-gerechter, als das meine, Schöpferin eines Lebens, Mutter eines Kindes zu werden? — War die Schuld mein, daß der Menſch, der während ſeines Lebens mich gefeſſelt hielt mit unnatürlichen Banden, auch aus ſeinem Grabe noch die Hand ſtreckt, um mich aufzuhalten, und mich zu zwingen, blindlings, mit dem Schritt einer Diebin einherzuſchleichen auf dem Wege, den die Natur mir bahnt? — Iſt die Schuld mein, daß ich irrging? — Daß mein Urfeind irrgriff, um mich, und mit mir eine Welt fremder Hoffnungen niederzutreten? — Ja, Hochwart, wie auch ſein Weſen aus Lüge und Verrath zuſammengeſetzt iſt, er log nicht, als er behauptete, ein Menſch ſei des andern Dämon, und — wenn gleich Jeder ein Werkzeug in Gottes Hand — dennoch, Dieſer beſtimmt, zu zertreten mit ſeinem Fuße, was Jener ſäet', und Jener beſtimmt, zu vergiften mit ſeinem Hauche, was Dieſer zu genießen ſich freut!"

So blieb von den tauſendfachen Ängſten, welche Learoſa's Nemeſis zur Geißel für ſie zuſammengebunden hatte, nur Eine noch übrig; es war das Grauſen des Gedankens, in dem Angeſicht des Weſens, deſſen Keimen ſie in ihrem Schooße fürchtete, die Züge jenes verabſcheuten Todten zu finden, der die Reihe ſeiner hölliſchen Werke mit dieſem, dem Entſetzlichſten von Allen, beſchloſſen hatte. Es war ihr alſo auch nicht einmal vergönnt, ſich der Frucht ihrer Sünde, an welche ſie Ehre, Selbſtachtung und Gewiſſensruhe geſetzt hatte, zu erfreuen. Sie mußte fliehen, in eine Einöde, deren Tiefe kein Blick ihrer Bekannten zu durchbringen vermochte; dort unter fremdem Namen dem Zeugen ihres Falles das Leben geben, ihn zurücklaſſen, und dann — dann? — weiter reichte ihr Blick nicht.

Am ſechsten Tage nach ihrer Flucht von dem Bette ihrer Schweſter kam ihr erſehnter Vormund, um ſie in den Stand zu ſetzen, weiter zu fliehen; aber zwei unerſehnte Begleiter kamen mit ihm. — „Es ſind Unruhſtifter, ſchöne Excellenz,“ ſagte Herr von Troghauer. „Der Eine, eine Gerichtsperſon, der Andere, ein Polizeimann. Hier iſt ihr Geſchäft nicht von Bedeutung; Martin ſoll nur verhört werden über Das, was er weiß von der Veranlaſſung des unglücklichen Duells in Dresden; und da er hoffentlich ſtärkere Nerven und eine haltbarere Lunge hat, als Fräulein Johanna, ſo wird er auch weder von Krämpfen, noch vom Blutſturz heimgeſucht werden, wie das arme Kind, im Augenblick, da es vernommen wurde. Es iſt ein Jammer mit ſolchen ſchwächlichen Kindern; der erſte Stoß wirft ſie um; und nun noch gar heirathen; es iſt ein Glück, daß dieſe Sache ſich aufgelöſ't hat, denn glauben Sie mir, die Hochzeit wäre der Nagel zu Hannchen's Sarge geworden."

Learoſa hörte nicht mehr, was der Kammerherr ſagte, „Mörderin! Schweſtermörderin!" donnerte ihr Gewiſſen. — Sie hatte kein Ohr für eine andere Stimme, als für dieſe.

Der Kammerherr machte ſich Vorwürfe, das Schweſterherz ſo unvorbereitet bis zum Tode verwundet zu haben, und verſuchte, wenn auch nicht ihm heilenden Troſt zu ſpenden, es wenigſtens abzuleiten von dem Gefühl ſeines Schmerzes. „Das war eine gar blutige Begebenheit," hob er an.

„Ganz Dresden iſt voll davon; und Ihre Geſchichte — welch' ein Aufſehen die macht — es iſt unbeſchreiblich! — Und was das Seltſamſte iſt: es hat ſich das Gerücht entſponnen, der Graf habe von Ihrer Ankunft gewußt, und ſei auf dem Wege zu Ihnen, muthmaßlich nicht in der freundſeligſten Abſicht, dem Hauptmann in den Wurf gerathen, den Ihr Schweſterchen beſtellt hatte. — Was meinen Sie, ob etwas Wahres an dem Gerüchte ſein mag?"

Unfähig zu antworten, ſchüttelte Learoſa den Kopf. — „Nun, mag es ſein, wie es wolle," fuhr der Kammerherr fort, „für Sie hätte ſich kein größerer Glücksfall ereignen können, als dieſes Duell; es iſt recht, als hätt' es zu Ihren Gunſten ſtattfinden müſſen, denn er hat Sie Ihres bitterſten Feindes entledigt. Sie können jetzt ruhig ſchlafen gehen, ohne fürchten zu müſſen, in einer Hölle zu erwachen."

An Learoſa's Gliedern zerrte der Krampf. „Schlafen gehen wirſt Du, und erwachen in der Hölle!" hörte ſie die Stimme des Erweckers der Schlummernden in ihren Gräbern rufen. — „Nein!" ſchrie ihre Angſt, „ich will mein Gewiſſen retten, und ſollt' ich ſelber untergehen in Schmach und Verachtung. Ich will Hochwart ſuchen, will ihm entdecken, daß ich die Schuldige bin, daß Johanna rein iſt von Schuld wie von Schmach, will ihn zurückführen zu ihr, und ihr Lebensglück hüten! Das ſoll meine Buße ſein! Dann werd' ich wenigſtens zum letzten Schlummer ruhig mein Haupt niederlegen können."

Herr von Troghauer ſah mit Beunruhigung ihre Lippen zittern, weißlich werden, und ihr Auge verglaſen. Es war ihm lieb, daß ſeine Schweſter nicht Zeuge des Unheils geweſen, welches ſeine unzarte Schwatzhaftigkeit angerichtet hatte. „Beruhigen Sie ſich nur, Liebſte, Beſte," hob er wieder an, „es iſt nicht ſo übel mit unſerm Hannchen, wie Sie meinen. Die Lunge verheilt wohl wieder; es iſt lediglich die Schuld der ungeſchliffenen Menſchen, die während des Verhörs erzählten, daß man Steckbriefe hinter Hochwart, wie hinter einem Mörder hergeſandt habe."

„Nein, mein — mein iſt die Schuld!" brach Learoſa's Gewiſſensjammer nun laut aus. — „Ich will Hochwart ſuchen, ihn zurückführen — ihm bekennen" — Erſtickende Thränen hinderten ſie fortzufahren.

„Freilich," ſagte der Kammerherr, „freilich war's nicht gut, daß Sie auf die Überraſchung beſtanden; wären Sie hübſch bei mir in Leipzig geblieben —"

„Wär' ich geblieben, wo mein Schickſal mich feſthielt!" fiel Learoſa ein. — „Wär' ich in meinem Kloſter geblieben! — O, wie blind war ich, als ich damals mich elend fühlte!"

Die Zartheit dieſes Gewiſſens, welches die vermeintlichen Folgen der Überraſchung Johannens ſich zum ſo ſchweren Vorwurf machte, rührte den Kammerherrn. „Nun, Sie geben mir wahrhaftig ein Heilpflaſter für die wunde Bruſt Ihres Schweſterchens," ſagte er. „Hannchen ſoll durch mich erfahren, welch' eine treue Schweſter ſie hat; aber Sie dürfen das gute Kind jetzt nicht ſehen; es würde Sie zu ſehr erſchüttern. Reiſen Sie, und richten Sie Ihr gutes Werk aus, ſuchen Sie Hochwart. — Aber wir vergeſſen ja ganz unſere Herren, die im Vorſaal ſtehen und um die Erlaubniß bitten, ihre Aufwartung zu machen. Ohne ſich Ihnen vorgeſtellt zu haben, werden ſie nicht zum Werke ſchreiten wollen.“

Er ließ die Gäſte ein; Learoſa empfing ſie ſtumm. Sie erbaten die Erlaubniß, ihren Bedienten um ſein Mitwiſſen an der Veranlaſſung des Rencontres zu vernehmen, deſſen Erfolg ihre Familie in Trauer verſetzt hatte. — Die Angſt vor den Fragen, die Martin bevorſtanden, ſchnürten Learoſa die Kehle zu; ſie konnte nicht ausdauern bei dieſem Verhör, und ſtürzte hinaus. — Der Kammerherr und ſeine Geſellſchafter ſahen nur das Schweſterherz bluten; aus welcher Wunde ihre Seele eitere, das ahnete Niemand.

Martin wurde gerufen; mit angehaltenem Athem lauſchte Learoſa an der Thüre. Die Fragen waren einfach, und ſo waren es auch ſeine Antworten. Das Fräulein hatte ihm ein Billet an den Hauptmann Hochwart gegeben; er hatte von dieſem ein Billet zurückgebracht; ſie hatte ihm geboten, in der Mitternachtſtunde den Hauptmann einzulaſſen; er war aber abgewichen von dieſem Befehl, weil an der Thüre dem Hauptmann ein anderer Officier begegnet ſei und mit ihm einen Wortwechſel begonnen habe. Dies ſei ein Wink für ihn geweſen, die Thüre verſchloſſen zu halten, und zuvor dem Fräulein Bericht zu erſtatten. Als er kurz vor dem Schlafengehen die Thüre gelüftet, habe er Niemand mehr erblickt.

„Accurat, wie das Fräulein von Pfinzing ausgeſagt,“ ſprach Einer der Herren. — „Mit dem Unterſchiede“ — ſagte der Andere — „doch das kann der Burſche nicht wiſſen, daß Ihro Gnaden, die Frau von Zſchechwitz unterrichtet waren von der Beſtellung.“

Learoſa taumelte hinweg, das Herz voll von Dankbarkeit gegen Martin; ſie hätte den treuen Bewahrer ihrer Ehre an ihre Bruſt drücken mögen. — Eben kam er; ſie reichte ihm die Hand, und ſtreichelte ihm, als er ſie küßte, dankbar die glühenden Wangen.

Dieſe Scene war ſtumm geweſen; jetzt wurde Martin beredt. „Sechs Tage, Excellenz, ſind wir jetzt hier in dieſem todtenſtillen Schloſſe; mir graut, wenn ich mich umſehe; wann reiſen wir in die Welt hinein?“

Learoſa erſchrak; das Geſchäft, welches ſie hineintrieb in dieſe Welt, um den entlegenſten Winkel derſelben zu ſuchen, erlaubte ihr Martin's Begleitung nicht. — „Guter Junge,“ ſagte ſie beängſtigt, „ich muß mich trennen von Dir; ich werde Dich bei meiner Schweſter laſſen.“

Da warf Martin flehend ſich nieder vor ihr, verbarg ſein überſchwimmendes Auge bald auf ihren Knieen, und hob es bald wieder empor, um ihr ſeinen Schmerz zu zeigen. „Sie dürfen mich nicht von ſich ſtoßen,“ ſchluchzte er. „Sie müſſen doch Jemand zu Ihrer Bedienung haben, und wen fänden Sie, der Ihnen treuer wäre, als ich?“

Sie ſchwankte; wie war es ihr möglich, den treuen Freund, der in ſeiner beſcheidenen Kleidung, in ihrer Livree, ihr näher ſtand als irgend ein Menſch auf Erden, wie war es ihr möglich, ihn zurückzuweiſen? — Es fiel ihr ein, daß ſie die erſten Monate noch nicht nöthig habe, ſein Auge zu ſcheuen, und daß ſie, wenn dieſe Nothwendigkeit eintreten ſollte, alsdann ihn unter irgend einem Vorwande, vielleicht mit einem Briefe an ihre Schweſter entſenden, und auf dieſe Art ſich von ihm trennen könne. Sie verſprach ihm, ihn mitzunehmen.

Martin's ſtürmiſche Freude überſchritt beinah' die Gränze, welche ſein Verhältniß zu ſeiner Gebieterin zwiſchen ihm und dieſer zog; ſie duldete liebreich den Ausbruch ſeines freudig dankbaren Rauſches, war aber doch im Stillen froh, als der Kammerherr, welcher ſie zu benachrichtigen kam, daß der Gerichtshalter, ſammt dem Amtsſchreiber angelangt, und es an der Zeit ſei, ihr Rechenſchaft von ſeiner Verwaltung ihres Vermögens abzulegen, ſie von dem dankbaren Burſchen befreite.

Die Berechnung ging vor ſich. Der Ertrag jedes Jahres, ſo wie die Anlegung der Überſchüſſe, welche nach Abzug der Ausgaben, und namentlich der nicht unerheblichen Gebühren für den ſequeſtrirenden Vormund ſich ergaben, wurden nachgewieſen; dann wurde der Ertrag der Verſteigerung des beweglichen Eigenthums der Gräfin berechnet, und zuletzt unterwarf man die Pachtcontracte ihrer Einſicht, da das Gut nunmehr zu Ihrer Verfügung geſtellt werden könne.

„Wie es doch die Vorſehung immer zum Rechten wendet, was ein Schadenſtifter beginnt,“ ſagte der Kammerherr. „Ihr Stiefſohn trachtete Sie zu ſtürzen, zu verarmen, und hat Sie gehoben, Sie bereichert; wären Sie nicht faſt fünfthalb Jahre gefangen geweſen, Sie würden jetzt circa vierzigtauſend Thaler ärmer ſein. Um aber auf Ihre Gefangenſchaft zu kommen, ſo kann ich Ihnen melden, daß der alte Jäger bekannt hat, Sie entführt zu haben, auf ſeines Herrn Geheiß; damit iſt nun alſo beglaubigt, was Sie angegeben haben, und Ihr Bedienter bezeugt hat; aber was Weiteres herauskommen ſoll bei dem Prozeſſe, das weiß ich nicht. Ihr Hauptgegner iſt todt; ſeine Erben, ſeine beiden Kinder nämlich, können nicht beſtraft werden, die alte Äbtiſſin, welche Sie bewacht hat, eben ſo wenig; es iſt alſo nur ein Einziger, den man faſſen kann, den Grafen Ratulinski.“

Learoſa hatte, während ihr Vormund ſprach, die ihr übergebenen Schuldverſchreibungen in zwei Theile geſondert. „Dieſe neunzehntauſend Thaler, Herr Kammerherr, übergeb' ich Ihnen, als das Eigenthum meiner Schweſter,“ ſagte ſie. „Es iſt mein dringender Wunſch, daß während meiner Abweſenheit Johanna, unter der Obhut Ihrer Frau Schweſter, hier wohne; ſollte indeß die Sorge für ihre Geſundheit es nöthig machen, daß ſie in Dresden bleibe, ſo beſtimm' ich, daß ihr voller Bedarf aus dem Ertrage des Gutes ihr geliefert wird.“

Die Großmuth dieſer Schweſter entzückte alle Anweſende. — Learoſa verließ dieſe, um von Johannen und von ihrer Freundin einen kurzen Abſchied zu nehmen, und dann ihre morgen beginnende Reiſe vorzubereiten.

Es war Abend; die Briefe lagen vor ihr; ſie überflog ſie noch einmal; da trat Martin ein, einen Fremden meldend, der ſich durchaus nicht abweiſen laſſen wolle. Sie erkannte ihn an der Beſchreibung; es war Jakob; ſie ließ ihn vor.

Jakob war länger aufgehalten worden in Leipzig, als der Kammerherr, durch die Nachricht von Hochwart's Unglück aufgeſchreckt, nach Dresden, und dann hierher gefolgt, um Learoſa zu beſchwören, ihn nachzuſenden auf der Spur des Entwichenen.

Eine neue Beängſtigung ergriff Learoſa; nicht Jakob durfte Hochwart finden und die Verbindung zwiſchen ihm und Johanna herſtellen. — Sie mußte es! Hochwart mußte, ehe er ihrer Schweſter ſich näherte, erfahren, wer die Unglückliche geweſen ſei, deren Stimme er für Johanna's Stimme gehalten in jener ſchrecklichen Nacht. — „Jakob, ich nehme Dich in meinen Dienſt," begann ſie. „Aber das erſte und einzige Geſchäft, welches ich Dir anweiſe, iſt: meiner Schweſter, der Braut Deines Herrn, treu zu ſein, wie Du Deinem Herrn und mir geweſen biſt. Ich werde den Hauptmann Hochwart ſuchen. — Du trägſt dieſe Briefe nach Dresden."

Flüchtig, wie die flüchtige Learoſa ſelbſt, rauſchte Monat auf Monat vorüber an ihr; nur von Zeit zu Zeit gezwungen zur Raſt und zum Rückblick, durch Würfe, die des Schickſals Hand ihr in den Weg ſchleuderte, oder durch Botſchaften, die aus der

Heimath ihr nachflogen, ſtand ſie ſtill; ihr eignes Sehnen feſſelte ſie nirgends; ihre Furcht, die Folgen ihres Falles ſpürenden Augen zur Schau zu tragen, trieb ſie den gewühlvollen Wohnplätzen der Menſchen, je länger ſie floh, je ängſtlicher vorüber; an jeder Landesgränze, die ſie überſchritt, wechſelte ſie den Namen und die Dienerſchaft. Martin war der Einzige, der dieſem Wechſel nicht unterlag.

Nach Ablauf eines halben Jahres fing Learoſa's Reiſe den Charakter einer ängſtlichen Flucht zu verlieren an; die Überzeugung, daß das gefürchtete Geſchöpf ihrer Sünde nicht zum Leben gedeihe, ermuthigte ſie, der Welt dreiſter ihr Antlitz zu zeigen; und die beruhigenden Nachrichten, welche ſie aus der Heimath empfing, richteten ſie vollends auf. Ihr an Johanna zurückgelaſſener Abſchiedsbrief war eine neue Lebensſtütze des dankbaren Mädchens geworden, deſſen Bruſtübel, wie Frau von Zſchechwitz, mit Bezug auf die Verſicherung des Arztes, betheuerte, ſchon längſt ihr eingewurzelt, und keineswegs die Folge der Überraſchung des erſchütternden Wiedererſcheinens der aufgegebenen Schweſter ſei, ſondern unbedingt früher oder ſpäter, bei irgend einem andern Anlaß ſein Vorhandenſein vielleicht noch gefährlicher geäußert haben würde. Mit dem Eintritt des Lenzes ſollte Simbach bezogen werden.

Dieſen erheiternden Nachrichten folgten andere, nicht minder geeignet, Learoſa bei ſich ſelbſt zu entſühnen; die Unterſuchung, welche wider ihre Feinde eingeleitet worden, hatte zur vollen Beſtätigung ihrer Angaben geführt; zwar war der Graf Ratulinski verſchwunden, aber durch die Ausſagen aller Perſonen, die bei ihrer Entführung, ſo wie bei ihrer Befreiung thätig geweſen, war die an ſie verübte Frevelthat in völlig zweifelloſes Licht geſtellt worden. Ihre Schickſale, ihr fleckenloſer Wandel, der Ruf ihrer Sinneseigenthümlichkeit, und der Meiſterſchaft, welche ſie im Gebiete des Wiſſens und der Kunſt erſchwungen, hatten ſie zum Stolze ihres Geſchlechts gemacht; ihre Gemälde wurden von Kunſtkennern geſucht; und ſelbſt die verwitwete Kurfürſtin hatte eine Gelegenheit wahrgenommen, dem Kammerherrn von Troghauer ihr Bedauern zu bezeigen, daß die letzte Anweſenheit der liebenswürdigen, vielgeprüften

Gräfin von Rottingerode in Dresden ihr unbekannt geblieben ſei.

Der erſte Eindruck dieſer Nachrichten war Learoſa ein demüthigender; das Gefühl, über ihren Werth geſchätzt zu werden, beugte ſie, und vielleicht um dieſem Gefühl zu entfliehen, ſtürzte ſie ſich in das Gewühl der großen Welt. Es gelang ihr, ſich nicht allein zu betäuben, ſondern allmählig auch für Das, was ſie der Welt galt, ſich ſelbſt zu halten. Nur dann und wann ward ſie mit Beben ihrer Selbſttäuſchung eingedenk; wenn nämlich die Furcht ſie befiel, Hochwart zu finden; ihr ſich ſelbſt abgelegtes Gelübde halten, und ihm die Augen öffnen zu ſollen, wo ſie ſelbſt das ihrige ſchamverſunken niederſchlug. Aber Hochwart's Spur blieb außer ihrem Geſichtskreiſe; ſie ſah ihn nirgends als — in ihren Träumen. Was ſie geworden war, das trat am unverkennbarſten, während ihres Rückblicks auf dieſe Träume vor ihr Auge. — Die Gluthbelebung ihrer ertödtet geglaubten Sinne griff wieder und gewaltiger als je um ſich. — Ihr Verſuch, durch die Rückkehr zu ihrer geliebten Kunſt den Sturm in ihrem

Innern zu ſänſtigen, mißlang; ihr Streben, durch ernſte, geiſtſpannende Beſchäftigungen das Geſpenſt zu bannen, welches ihr Lager umgaukelte, ſelbſt ihr täglich ſich ſelbſt erneuertes Gelöbniß, ihm zu entſagen, deſſen Andenken ihr ganzes Weſen mit ſeinem Gluthathem durchdrang — all' dieſe herbei beſchworenen Geiſterbanner waren machtlos gegen den gewaltigen Geiſt, der ſie hinabwirbelte in ſeine, ihr ſchon bekannte, lockende Heimath. —

Inzwiſchen hatte die Erſcheinung der mit Jugend, Schönheit, Rang und Reichthum geſchmückten Witwe nicht verfehlen können, ſie zum Gegenſtande der Huldigungen aller Männer und des Neides aller Frauen zu machen; mit Ekel blickte Learoſa auf ihren Trabantenſchwarm, und dennoch gab es Momente, in welchen der Geiſt, der ihren Träumen Hochwart's Bild unterſchob, auch dieſen Fremdlingen gegenüber ſeine Schwingen regte. Ihr eignes Weſen befeindend, ließ Learoſa das Auge auf dieſes Räthſel ihres erniedrigten Selbſt weilen. „Iſt's wirklich ein Dämon, der mit mir ſchaltet?“ frug ſie ſich mit Abſcheu. „Weiß ich denn nicht, daß der Mann des

Weibes geborener Feind iſt? Woher alſo die Raſerei meines Sehnens, den niedrigſten Gelüſten meiner Feinde dienſtbar zu werden? Ich, die ich die höchſten Stufen, auf welchen der Mann prahlt, erſchwungen zu haben mir bewußt bin, warum muß ich dem nun nicht einmal mehr in Liebe verlarvten Sehnen unterliegen, welches thierartig beſeelte Weſen treibt, einander zu ſuchen? — Bin ich nicht mehr, als ſolch ein Weſen?"

Sie ſchauderte noch heftiger. — „Nein, ich bin mehr," hob ſie nach einer Pauſe verſöhnter mit ſich wieder an. „Was mich in Flammen ſetzt, das iſt nicht die Sehnſucht des Weibes nach dem Manne; es iſt das Verlangen, fortzuleben und mich zu erneuen in meinem Weſen, das ich ſelbſt bin mit meiner Seele wie mit meinem Körper; und dieſer Deutung auf den Zweck meines Lebens ſoll ich folgen; das ruft mir die geheimnißvolle Sprache der Natur zu, die laut wird in meinen Träumen. Ich darf mich nicht ſchämen, ſie zu verſtehen; aber grollen darf ich doch mit der Natur, daß ſie den lebenweckenden Zauber nicht edler beſeelten Weſen als den Männern zu eigen gegeben hat, daß ich nicht — der Blumenknoſpe gleich, die nur Licht, Luft und Thau fodert, um den ſchlummernden Keim ihrer Frucht zu wecken — mein Weſen in reinere Elemente tauchen darf, um den Zweck meines Daſeins zu erfüllen.“

So adelte Learoſa den verrätheriſchen Geiſt, vor deſſen Beſchleichung ſie zu erröthen müde war; nicht um ihren Sinnen ein ſie entwürdigendes Feſt zu geben, nein, um Mutter zu werden, fühlte ſie ſich fähig, ſich ihres Abſcheus vor jedem Manne noch einmal zu entäußern. War auch Hochwart ihr verloren, ſo drängte ſich ja die Männerwelt, ſeine Stelle zu erſetzen. — Pläne ſchwebten ihr vor, wie ſie unerkannt zu ihrem Ziele gelangen, dann mit dem erliſteten Keim ihres erſehnten Glücks flüchten konnte in das fernſte Land, um dort unter fremden Namen ihrem Kinde das Daſein zu geben, und es nach Jahresfriſt zurückzuführen, als ein Angenommenes, ein Erkauftes, in ihre Heimath. O, wie leicht, wie gefahrlos war der ſüße Betrug zu vollführen, und wie lohnend lockte die That, deren Vortraum ihre Sinne erhitzte, und ihre Seele in dem unreinſten aller Elemente badete. Aber immer aus dem Spiegel dieſes Bades tauchte Hochwart's Bild ihr auf; nicht ihrem Herzen, nur ihren Sinnen fehlte er; doch wie leicht war es, dieſe zu täuſchen! — Wie überſchwenglich groß war ſelbſt in den Armen des Diebes, der dem Geliebten ſich unterſchob, und ſie träumen ließ, er ſei es, dem ihre Seele gehört hatte, ſeit ſie ihn ſah, wie groß war nicht in jener Minute der Täuſchung ihre Seligkeit geweſen? — Sollte der Traum von ihm in den Armen eines Andern nicht zu erzwingen ſein? —

Zur Fähigkeit, dieſe Frage zu finden und feſtzuhalten, war Learoſa nach Ablauf eines Jahres gediehen, als zwei warnende, aufeinanderfolgende Anzeichen ſie von dem Verſuch zurückhielten, die Gefügigkeit ihrer Phantaſie zu erproben. Schon ſeit länger als zwei Monaten hatte ſie ſich in Wien feſſeln laſſen und einige ſehr anziehende Bekanntſchaften angeknüpft, als Martin, der mit Argusaugen ſie hütete, ihr entdeckte, daß der Oberſt von Schwarzberg, der Vormund der Kinder ihres verſtorbenen Stiefſohns, auf dem Wege, den jener ſterbend verlaſſen hatte fortſchreiten zu wollen ſcheine, indem er ihm für die Lieferung eines Beweiſes, daß ſeine Gebieterin in einer vertrauten Verbindung mit einem Manne lebe, tauſend Thaler habe verſprechen laſſen.

Learoſa erkannte die Größe der Gefahr, welche Martin's Treue von ihr abwandte, und den Werth dieſes Dieners, deſſen Anhänglichkeit an ſie keine Verſuchung zu erſchüttern vermochte. Ihr Vertrauen zu ihm erreichte den höchſten Grad, und der bisherige Diener trat, ſeiner Gebieterin gegenüber, in das Verhältniß eines, von einer zärtlichen Schweſter abhängigen jüngeren Bruders. Sein Wink über die Wachſamkeit ihres Feindes, ſo wie über die Wahrſcheinlichkeit, daß auch die Treue der andern Glieder ihrer Dienerſchaft auf gleiche Probe geſtellt ſein möchten, ging ihr auch keinesweges verloren, aber ſie beſchloß — nicht etwa die Auffindung ihrer Flecken ihrem Feinde unmöglich — ſondern nur ſich ſelbſt unfindbar zu machen von ihm, ihren Namen, ihre Dienerſchaft zu wechſeln, um ein anderweitiges Feld für die Entfaltung ihrer Pläne zu ſuchen. — So tiefem Sinken hatte ihr erſter Fall ſie zugeführt, und das zweite Warnungszeichen begab ſich. — Die Vorbereitungen zu dem beſchloſſenen Wechſel ihres Aufenthalts und ihrer Umgebung waren bereits getroffen, als ein Vorbote der lauernden Rachegöttin, wie die Gottheit ihn zuweilen ihren Lieblingen zu ſenden pflegt, um ſie zu entfernen aus dem Bereich der mitleidsloſen Augen, an ihre Thüre klopfte. —

Der Bote war — Jakob Roſer; ſeine Botſchaft — Johanna's Tod.

Learoſa's Schmerz glich einem Wahnſinnausbruche; ſie las wieder, und immer wieder die von Jakob ihr mitgebrachten Briefe ihrer Freundinnen, las, wie beruhigend Johanna's Befinden den ganzen Sommer hindurch geweſen ſei, wie zuverſichtlich ſie ihre Hoffnung auf den Erfolg einer in den öffentlichen Blättern verſteckterweiſe an Hochwart gerichteten Bitte um Nachricht geſetzt hatte, und wie ſie an einem heitern Nachmittage des eben begonnenen Herbſtes, von Jakob begleitet, mit Roderikens Kindern in den Garten gegangen, dort — wahrſcheinlich im Spiele mit den Kleinen ſich erhitzend — vom Bruſtkrampfe befallen, und von Jakob zurückgetragen worden war in das Schloß; wie — ehe noch der herbeiberufene Arzt angelangt — das wallende Blut ſeine Gefäße zerriſſen, und, nach dem Kopfe zudringend, durch den Mund ſich ergießend, ſie erſtickt hatte. Ihr letzter Wunſch, den ſie vor Eintritt des Blutſturzes, ihren Tod ahnend, geäußert, ſei Hochwart's Auffindung, und die Überweiſung ihres ganzen Eigenthums an ihn geweſen. — Frau von Zſchechwitz hoffte, daß Learoſa den unglücklichen Flüchtling jetzt um ſo eifriger ſuchen werde.

„Ja, ich will ihn ſuchen, eifriger, wie meine mich verzehrende Sehnſucht nach ihm, ihn geſucht hat!“ ſchrie Learoſa in wildem Schmerz. — „Du Glückliche! Du biſt zu Gott gegangen, ohne die böſen Geiſter zu kennen, die in meinem Blute raſen; die mich beſchleichen, ſelbſt wenn Dein blaſſes, abgezehrtes Geſicht mich anſchaudert mit dem Vorwurf: „Du biſt's, die mich mordet!“ — O, Du magſt in den Ängſten Deiner Todesſtunde ſeliger geweſen ſein, als ich es war, umſchlungen von meinen betrügeriſchen Wonnen! — Und Dein Schlaf im Grabe — o, wie in meinen wachen Nächten beneid' ich Dich um dieſen ſüßen, traumloſen Schlaf! — Und dennoch — wie ſelig Du auch biſt — wie zerreißt dennoch mein ganzes Weſen der Fluch des Gedankens, daß meine Hand es war, die Dein müdes Haupt bettete auf dieſes Ruhekiſſen unter'm Hügel."

„Beten Sie! Beten Sie!" ſprach Jakob, der, ohne bemerkt zu werden von ihr, eingetreten war, mit dumpfer, hohler Stimme, faltete die Hände, und blickte ſie auffodernd an.

„Jakob!" rief ſie, „Du haſt ſie begleitet auf ihrem letzten Gange; in Deinen Armen haſt Du ſie getragen; ihren letzten Seufzer vernommen! Sage mir, was ſprach ſie? Was that ſie?"

„Fragen Sie mich nicht nach dem letzten Seufzer des Engels, der jetzt in ſeines Heilands Armen ſüßer ruht als damals! — Beten Sie, beten Sie!"

Keine an Jakob gerichtete Frage entlockte ihm eine andere, befriedigende Antwort; der Menſch war überhaupt befremdend verändert; ſeine angeſtrengten Bußübungen ſchienen ihn gealtert zu haben an

Körper und Seele; er war verſchloſſen, düſter geworden und ging faſt nur mit gefaltenen Händen umher.

Es bedurfte keiner langen Zeit, um Learoſa's Schmerz zu mäßigen; die Schwere des Vorwurfs, Johanna's frühen Tod verſchuldet zu haben, wich von ihrer Seele, und die grellen Farben des Bildes ihrer verklärten Schweſter, in den Armen ihrer, liebend auf die Gerettete, ſtrafend auf ſie, die Verlorene, niederblickenden Mutter, verblichen. Sie war ja nicht Johanna's Mörderin; der Todeskeim hatte ja längſt ſchon in der Bruſt der Kranken geruht, und würde nie zum ſchnellen Ausbruch gekommen ſein, wenn — was Jakob's Verdüſterung ſie ahnen ließ — wenn Jakob vorſichtiger gewacht hätte über ſie, in der Stunde, die ihren Todeskampf vorbereitet und gezeitigt hatte. — „Nein, ich bin Johanna's Mörderin nicht!" wiederholte ſie ſich zuverſichtlicher. „Sie ſoll herablächeln von ihrem Himmel auf mich, und ihr Segen mich begleiten auf meinem Wege, den ich antrete, um ihren letzten Willen zu erfüllen. Meine Erinnerung an ihre letzte irdiſche Sorge ſoll Hochwart noch eifriger ſuchen, als meine Liebe ihn geſucht hat!“

Jakob’s eingeſunkenes Auge blickte bänglich gen Himmel, als ſeine Gebieterin ihm ankündigte, daß ſie Wien verlaſſen werde, um Hochwart zu ſuchen und ihn in Beſitz des Vermächtniſſes ihrer Schweſter zu ſetzen. „Gnädigſte Gräfin, ſuchen Sie ihn nicht; ſenden Sie mich nach ihm aus,“ bat er. „Eilen Sie zurück zur gnädigen Frau von Zſchechwitz; ſie iſt ſehr krank. Ich will den Herrn Hauptmann ſuchen, und gewiß, Gott wird mir helfen ihn zu finden.“

Die Nachricht von der Krankheit ihrer Freundin beſtürzte Learoſa, da ſie aber, genauer nachforſchend, von Jakob erfuhr, daß die Leidende nicht bettlägerig ſei, zog ſie es vor, von ihrem Entſchluſſe nicht abzuweichen.

Jakob faltete die Hände und ſeufzte ſchwer, als Learoſa ihn von der Unabänderlichkeit ihres Beſchluſſes überzeugte; aber als ſie nun ihren Vorſatz äußerte, ſich von ihm zu trennen, damit Hochwart’s Spur auf zwei verſchiedenen Wegen geſucht werde, da drang er mit einer Seelenangſt, als ſeh' er ein Leben in Gefahr, in ſie, dieſen Entſchluß nicht auszuführen, und betheuerte, ihr in allen Fällen, nur in dieſem einzigen ihr keinen Gehorſam leiſten zu können.

Learoſa war Jakob's Begleitung nicht angenehm; das faſt unheimlich-düſtere Weſen dieſes Menſchen, deſſen unaufhörliches Händefalten ſie an den Zweck und an die Urſache ſeiner Buße erinnerte, erfüllte ſie mit einer Art von Grauen; und dennoch, obgleich die Kraft, ihren Willen durchzuſetzen, ihr nicht fehlte, widerſtand ſie Jakob's Beſchwörungen nicht. Sie verſprach, ihn mitzunehmen, ohne auf die Gegenvorſtellungen zu achten, welche Martin machte, der es nicht verhehlte, wie wenig Gefallen er an dieſem Begleiter finde, und wie wenig überhaupt der Zweck dieſer Reiſe ſeinen Wünſchen entſpreche.

Es war gegen das Ende des Septembers, als Learoſa Wien verließ; die beiden nächſten Monate gingen fruchtlos verloren; kurz vor Beginn des Weihnachtsfeſtes entdeckte Jakob die Spur des Verlorenen in der zufällig gefundenen Beilage eines berliner

Zeitungsblattes. Es enthielt das Anerbieten einer Unterrichtsertheilung in der Mathematik und in der engliſchen Sprache, war „F. Hochwart“ unterſchrieben, und ſeine Wohnung genau angegeben.

Es war, als treffe dieſe Botſchaft Learoſa einem Schlage ähnlich; ſeit ſie den Vorſatz gefaßt hatte, Hochwart nur um ihrer Schweſter willen zu ſuchen, war ihr Entſchluß, durch ein offenes Bekenntniß ihrer Verſchuldung ſeinen Irrthum zu berichtigen, nie ſchwankend geweſen; jetzt aber, da er gefunden war, da die Stunde der Erfüllung ihres Gelübdes nahte, jetzt fühlte ſie die Unmöglichkeit, ihrem Vorſatze treu zu bleiben.

Jakob's Auge entging ihre Gemüthsverſtörung nicht; er erbot ſich, allein nach Berlin zu gehen, aber Learoſa lehnte mit Heftigkeit ſeinen Vorſchlag ab, und befahl ihm, auf der Stelle die Weiterreiſe vorzubereiten. Er machte keinen Widerſpruch, aber Martin, den die Nachricht von Hochwart's Entdeckung ſichtbar beunruhigte, trat Learoſa's Willen, Anfangs bittend vorſtellend, zuletzt aber ſo anmaßend entgegen, daß ſeine gütige Gebieterin, nachdem ſie mit einer ihr nicht eignen Langmuth ihm Rede geſtanden, und ihn bedeutet hatte, daß ſie nur die Überbringerin des Vermächtniſſes ihrer Schweſter an Hochwart zu werden beabſichtige, zum erſten Male ſich ernſtlich gegen ihn entrüſtete. Er lenkte ein, entſchuldigte ſeine Keckheit mit dem Drange ſeiner Sorge für ihre Geſundheit, welche er durch dieſe Winterreiſe gefährdet fürchte, und Learoſa hörte auf, ihm zu zürnen.

Die Reiſe ward angetreten. — Die Aufregung, in welche Learoſa bei der Durchſetzung ihres Willens gerathen war, verflüchtigte ſich, als der Winterſturm um ihren Wagen brauſ'te, der eilend ihrem Ziel entgegenflog. — Sie ſollte Hochwart alſo wiederſehen; ihn wiederſehen, um ihm die Anweiſung zu geben, ſich in Beſitz des ihm zugefallenen Erbes zu ſetzen, und dann wieder von ihm zu ſcheiden für immer? — Sie ſchüttelte den Kopf. — Sollte ſie verſuchen, ihn in ihre Nähe zu feſſeln? — ihn? — den Abtrünnigen? den Verräther? — Sie verneinte ſich dieſe Frage noch heftiger als die vorige. — Aber während ſie von dieſen Fragen ſich völlig abwandte, ward ſie zum erſten

Male inne, daß Johanna's Tod ihr ganzes Verhältniß zu Hochwart umgeſtaltet habe. — Das Schuldbekenntniß, welches ſie ſich angelobt hatte abzulegen, war nunmehr zwecklos; die Berichtigung ſeines Wahns von der Schmach der Geliebten konnte ihn nicht mehr zurückführen zu ihr. Dieſer Laſt war Learoſa alſo entbürdet; ſie konnte ihm mit freierer Stirn als er ihr, unter die Augen treten; — aber was frommte dieſer armſelige Triumph ihrem Glücke? — Sie empfand, aber ſie zögerte, es ſich zu geſtehen, daß ſie empfinde, was ihrem Glücke fromme, doch das konnte ſie ſich nicht verbergen, daß ihr ganzes Weſen nie erfüllter von dem Gedanken an Hochwart geweſen war als jetzt.

Sie kam in Berlin an, noch unſchlüſſig, wie ſie Hochwart empfangen ſolle, nachdem Jakob ſie bereits verlaſſen hatte, um ihn aufzuſuchen, und ihn einzuladen zu ihr; ſo viel wußte ſie indeß, daß der Zweck ihrer Sendung, ihn ſeiner Dürftigkeit zu entreißen, welche die Wahl ſeiner Brotquelle ſie nicht bezweifeln ließ, ihr das Obgewicht über ihn ſichere; daß ſie ihm gleich einem höhern Weſen erſcheinen müſſe, und ſie war entſchloſſen, den Vortheil ihrer überwiegenden Stellung geltend zu machen. — Aber war jener Zweck der einzige, den ſie verfolgt hatte? Hielt nicht ein zweiter ſich verborgen unter ſeiner Hülle? — Ein zweiter, den ſie ſich nicht mehr zu nennen gewagt hatte, ſeit ihre Gewiſſensangſt ſie geſchieden hatte von ihren geheimen verbrecheriſchen Wünſchen? —

Jakob kam zurück, ohne Hochwart, und ohne Nachricht von ihm. Vor einem Jahre hatte der Hauptmann die Wohnung inne gehabt, welche das aufgefundene Zeitungsblatt — ein ganz altes, wie es ſich jetzt erwies — als die ſeinige bezeichnete. Er war längſt ſchon ausgezogen; wohin? das wußte Niemand.

Der drohende Verluſt des nach langem Suchen Gefundenen und wieder Verlorenen befeuerte Learoſa's Sehnſucht nach ihm; ſie entſann ſich, daß, wenn Jemand Auskunft über ihn zu geben vermöge, es vor Allem der ſächſiſche Geſandte ſein müſſe; nach kurzem Kampfe überwand ſie ihre Scheu vor dem Verderber ihrer Jugendfreundin, ſchrieb ihren Namen und ihre Wohnung auf eine Karte, und ſandte dieſe dem geheimen Legationsrath von Hedemark. — Der Lohnlakai brachte die Antwort, der Herr Geheimerath werde am morgenden Vormittag in Perſon aufwarten.

Learoſa's Pulſe ſchlugen krankhaft laut; ſie ſtand am Fenſter, um Hochwart unter den Zahlloſen aufzufinden, mit welchen das Gewühl der Chriſtwoche die enge Brüdergaſſe füllte; aber vergebens hauchte ſie die Froſtdecke von den Scheiben hinweg, und verlor Stunde auf Stunde am Fenſter, denn nur die Eisblumen wuchſen unter ihrem Hauche wieder; eine Hoffnungsblüthe belebte ihr Sehnen nicht, wie ſonnenähnlich glühend und belebend ſie ſelbſt es auch fühlte; Alles, was es Lockendes ausgebrütet und gereift hatte in ihrer Seele, das entwickelte ſich, und reifte ihr von Neuem. — Ihre alten Pläne, dieſelben, welche im höchſten Aufflug ihrer Leidenſchaft einſt das Leben empfangen hatten, glühten wieder in ihrem Innern, gleich dem vergrabenen Schatze, den der Aberglaube flammen läßt zur mitternächtlichen Stunde. Sie fühlte, dieſen Schatz müſſe ſie heben, ihre Entwürfe ausführen, oder untergehen in widernatürlicher Selbſtverzehrung.

Gegen Mittag des folgenden Tages kam Hedemark; er mochte die Gräfin Rottingerode in dem einfachen Gewande nicht vermuthen, in welchem ſie ihn empfing, denn er erkannte ſie nicht wieder. Learoſa belächelte die Verzweiflung des Hofmanns, der ſich ſein Ungeſchick nicht vergeben konnte, die Gebieterin für eine dienſtbare Perſon gehalten und von ihr ſeine Meldung gefodert zu haben; ſie hörte nur mit halbem Ohre, wie er den Mangel ſeines Gedächtniſſes ſo ſchmeichelhaft als möglich mit dem Zauber entſchuldigte, durch welchen die Hand der Zeit die Vollendung der vor acht Jahren beginnenden Grazie vollbracht habe, und nahm den erſten Augenblick ſeines Schweigens wahr, ihm zu entdecken, daß ſie hier ſei, um den Verlobten ihrer verſtorbenen Schweſter, den Hauptmann Hochwart, in Beſitz des ihm von Dieſer zugefallenen Vermächtniſſes zu ſetzen, und daß ſie zur Auffindung deſſelben das weitſehende Auge des vielkundigen Diplomaten in Anſpruch nehme. Dieſer wußte völlig Auskunft zu geben. Hochwart war faſt unmittelbar nach ſeiner Flucht aus Dresden in Berlin angekommen, um hier Gelegenheit zu einem Gelderwerb zu ſuchen, der hinreichend war, ihm die Fortſetzung ſeiner Flucht nach England zu geſtatten. Das Glück hatte ihm hier nicht wohlgewollt, die Theuerung des Orts nicht in Verhältniß geſtanden mit dem geringen Erwerb, den er von ſeinen wenigen Schülern bezog, daher er es vorgezogen, ſich nach dem wohlfeileren Breslau zu begeben, wo grade jetzt ein Zuſammenfluß ausgetretener polniſcher Edelleute, aus dem an Öſtreich gefallenen Theile ihres Vaterlandes, ſtattfinde, welche, um ſich zur Auswanderung nach dem inſurgirten Nordamerika vorzubereiten, einem Lehrer der engliſchen Sprache allerdings einen reichlichern Verdienſt verheißen möchten. Auch möge dieſe Verheißung erfüllt worden ſein, fuhr Hedemark fort, denn Hochwart ſcheine am Ziel zu ſtehen, wie aus einem Schreiben zu ſchließen ſei, durch welches dieſer ihn vor etwa drei Wochen um einen Empfehlungsbrief an den ſächſiſchen Conſul in Cork erſucht habe. „Ich habe leider,“ ſetzte er hinzu, „auf dies

Geſuch nicht eingehen dürfen, ja, ſogar zu antworten vergeſſen. Es iſt nicht rathſam, Verbindungen mit einem Manne zu unterhalten, der zwei Duelle hintereinander ohne Secundanten beſtand, und jedesmal ſeinen Gegner liegen ließ auf dem Platze. Sollten Ihro Excellenz aber von einer ſolchen Rückſicht ſich nicht an der Ausführung Ihres edelmüthigen Entſchluſſes verhindern laſſen, ſo werd' ich mit Vergnügen Hochwart's Adreſſe Ihnen zuſtellen."

Kaum war Learoſa Meiſterin ihrer Bewegung; um den Quell derſelben unerrathbar zu machen, fing ſie von ihrer Schweſter an zu reden und ſich zu erkundigen, ob Hochwart Nachricht von dem Tode derſelben habe?

„Wahrſcheinlich ſo wenig, als von Ihrer glücklichen Befreiung; er hat ſich wenigſtens nicht darüber geäußert," antwortete Hedemark, und kam jetzt auf den Antheil, den ſein Stiefbruder an dieſem erfreulichen Ereigniß gehabt, und auf den Lohn, den er davon getragen habe für ſeine That. „König Friedrich hat ſeinem Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen," berichtete er. „Mein Stiefbruder iſt mit Avantage hieher zum Regiment Gensdarmen verſetzt, und würde ſich glücklich preiſen, Excellenz ſeine Huldigung zu Füßen zu legen, wenn er gegenwärtig nicht grade Patient wäre; er leidet an den Folgen eines Duells, zu welchem ein junger, wahnſinniger Menſch, Namens Dederow ihn veranlaßt hat. Der Streit zwiſchen Beiden hat ſich bei Gelegenheit der Befreiung Ihrer Excellenz entſponnen. Der junge, nach Abenteuern dürſtende Wüſtling drang gegen den ausdrücklichen Befehl meines Bruders, in das Kloſter ein und wüthete wider die ſchutzloſen Nonnen; zum Glücke kommt Lüttchepfal dazu und macht dem Unweſen ein Ende, hält es aber doch angemeſſen, den Zufall, der ihm das Kloſter geöffnet hat, zu benutzen, um einige Blicke umherzuwerfen, und findet bei dieſer Gelegenheit einen von den polniſchen Patrioten dort niedergelegten Vorrath von Waffen und Geld. Er ſtellt ſeinen Fund unter Aufſicht des Junkers, der, während er ſelbſt zurückeilt, um Meldung zu erſtatten, durch neuen Unfug das Volk reizt, ſich des Kloſters anzunehmen. Lüttchepfal fliegt zur Steuerung des Aufruhrs zurück, aber ſein Rittmeiſter, der ihn begleitet, hält ihn ab, die Sache gütlich beizulegen; es ſetzt blutige Köpfe, und namentlich trägt ein Prieſter einen Säbelhieb davon, der faſt ſeinem Leben ein Ende gemacht hätte. Dieſer Vorfall brachte König Friedrich, deſſen ganzes Trachten auf die möglichſte Zufriedenſtellung ſeiner neuen Unterthanen gerichtet war, gewaltig in Harniſch; der Junker wurde caſſirt und kam ein Jahr lang auf die Feſtung; der Rittmeiſter, der ſich ſeiner annahm, und nicht durchdrang, quittirte; mein Bruder, der, was zu retten war, gerettet, und milde Maßregeln angerathen hatte, wurde verdienterweiſe belohnt; die Unterſuchung wider die Nonnen hingegen ſchlug der König nieder, und würde auch vielleicht den Rädelsführer, den Grafen Ratulinski, begnadigt haben, wenn dieſer ſich wieder eingeſtellt hätte. Da er aber ausblieb, ſo wurde der byslawer Fund dem Fiscus zugeſchlagen."

Mehr wollte Learoſa nicht hören, und wie groß auch ihre Empörung über die Verdrehung des Rechts, zur Unterdrückung des Verdienſtes, war, ſie nahm ſich nicht Zeit, den Sachwalter ſeines liſtigen Bruders über ſeine Irrthümer zu berichtigen, und gab ihm zu verſtehen, daß Hochwart's muthmaßlich baldige Entfernung von Breslau ihr kein Zögern geſtatte. Hedemark ſah das ſelbſt ein; er verſprach ihr indeß Hochwart's Adreſſe, und lud ſie beim Abſchiede zur baldigen Rückkehr und zur Beiwohnung des Carnevals in Berlin ein.

Die Geiſter der Finſterniß, die ſich verborgen hatten vor dem Blick eines Fremden, verließen ihren Hinterhalt wieder, um Learoſa's Einſamkeit zu beſchleichen, und Alle mahnten ſie, nach Breslau zu eilen, um ihn zu erreichen, bevor er über das Meer entweiche. Ihre Traumbilder foderten Geſtaltung; aber die Wortführer dieſer Anfoderer wußten ihre Zwecke zu bemänteln; Mutter ſehnte ſie ſich zu ſein, und darum mußte ſie Weib werden. Hochwart's Züge wollte ſie in dem Antlitz ihres Kindes wiederfinden, darum mußte ſie ihn ſuchen, darum ſich der widrigen Bedingung unterwerfen, an welche die Erfüllung ihres Sehnens geknüpft war. — Aber daß ſie es ſei, ſie, die mit Abſcheu ihn von ſich geſtoßen, und nun mit verzehrender Sehnſucht ihn ſuche, das durfte er nicht ahnen; er mußte der Ihrige werden ohne zu wiſſen, wer es ſei, die ihm den Raub abgeliſtet, der ihre Sehnſucht war, den ſie mit ſich hinwegflüchten und dann im Genuſſe mütterlichen Glücks allen unlautern Wünſchen entſagen wollte.

Der Ausführung ihres Plans war Jakob hinderlich; er mußte zurückbleiben, um Hochwart ihre Nähe nicht verrathen zu können. Sie bedeutete ihm, daß ſie eine zufällig in der Nachbarſchaft entdeckte Freundin beſuchen, nach einigen Wochen wiederkehren, ihn aber ſo lange hier zurücklaſſen werde, um ununterbrochen nach Hochwart zu forſchen.

Drei Tage ſpäter langte Learoſa unter dem Namen einer Frau von Roſenberg, nur von Martin begleitet, in Breslau an.

Learoſa's erſtes Geſchäft war, ſich mit einem gewandten Lohnlakaien zu verſehen, um Nachricht einziehen zu laſſen, ob Hochwart noch hier ſei. Die Antwort war befriedigend; er hatte Breslau noch nicht verlaſſen.

Jetzt lag Learoſa daran, den Gaſthof mit einer andern Wohnung zu vertauſchen; der Lohnlakai wurde beauftragt, ihr eine ſolche zu ermitteln, welche einige Gemächer für ſie, und einige möglichſt weit von den Ihrigen getrennte Zimmer für ihre Bedienung enthalte. Es war nicht ſchwer, ihrem Wunſche zu entſprechen; das zweite Geſtock eines in der ohlauer Gaſſe belegenen, nur drei Fenſter Breite enthaltenden Hauſes war leer; es beſtand aus zwei Stuben und zwei Kammern, einfach, aber genügend eingerichtet, deren Bewohnerin, eine ſehr fromme Witwe, ſich — wie der Lohnlakai halb lächelnd andeutete — gezwungen geſehen hatte, den Winter außerhalb Breslau — man wiſſe nicht, wo? — zuzubringen. — Die Domeſtikenſtuben räumte der Wirth im Erdgeſchoß ein.

Learoſa's Einzug ſetzte das ganze Haus in Bewegung, und gab ihr Gelegenheit, die flüchtige Bekanntſchaft ſämmtlicher Bewohner deſſelben zu machen. Unten, ihren Bedientenſtuben gegenüber, wohnte Meiſter Labemann, der Hauswirth, ein kleines, altes, dürftiges Männchen mit einem Seufzergeſicht; ein Goldſchmied, wie er ihr erzählte, der ſein Handwerk, ſeit er Witwer geworden, aufgegeben hatte. Das Geſtock über ihr war von einer Stadtrathswitwe, Madame Kuchel, bewohnt, einer Frau, den Funfzigen nahe, deren Feueraugen aber einem andern Geſichte als dem ihrigen, bleichen, gefurchten, demüthig geſenkten, anzugehören ſchienen. Das vierte Stockwerk des himmelanragenden Hauſes hatte der Schwiegerſohn des Wirthes inne, ein unterſetztes, behagliches Männchen von dreißig Jahren, mit einem ſehr einfachen Geſicht, welches aber in einzelnen Augenblicken eines überraſchend ſchlauen Zuges fähig ſein konnte. Man nannte ihn den Geheimſecretair Schwunzel. — Über dieſem hauſ'te die Familie eines Bartſcherers; höher hinauf erſtreckte Learoſa's Kenntnißnahme ſich nicht.

Sie ging ſogleich, nachdem ſie Beſitz von ihrer Wohnung genommen, zu einem Geſchäft; ihre Schriftzüge mit der Kunſtfertigkeit entſtellend, welche die Führung des Pinſels ihrer Hand eigen gemacht hatte, ſchrieb ſie folgende Zeilen:

„Ein alter Freund wünſcht Herrn Hochwart am nächſten Dienſtage auf dem Maskenball im Redoutenhauſe zu begegnen, und will ihn an einem gelben Domino, einer ſchwarzen Larve und drei dunkelrothen Federn auf dem Hute erkennen.“

Binnen Kurzem brachte der Lohnlakai, welcher mit der Beſtellung dieſes Briefes beauftragt geweſen war, denſelben erbrochen, aber wieder verſiegelt zurück. Learoſa löſ'te das ihr wohlbekannte Siegel, und ſah unter ihren Zeilen Folgendes als Antwort von Hochwart's Hand geſchrieben:

„Ich beſuche keine Redoute. Ein wahrer Freund wird mich in meiner Wohnung ſuchen und finden.“

„Hochwart.“

Dieſe Antwort hatte Learoſa nicht erwartet; ihre Hoffnung, ſich auf der Redoute verlarvt finden zu laſſen von Hochwart, und von ſeiner Sinnenentzündung den Sieg zu erliſten, mit deſſen Frucht ſie zu fliehen gedacht hatte, dieſe Hoffnung war geſcheitert. Sie mußte an die Ausführung eines andern Planes denken.

„Ob er mich wieder erkennen ſollte?“ frug ſie ſich, ihre Geſtalt vor dem Spiegel muſternd. — „Es iſt nicht möglich!“ beantwortete ſie ſich die

Frage. „Acht Jahre haben die jugendlichen Züge, die er kannte und liebte, mit den Malen ihrer eiſernen Hände bedeckt; damals war mein Geſicht ein rundes, volles; das Haar licht; die Wangen ſtrotzten von Gluth; jetzt haben die Cirkelformen ſich gedehnt; das Haar ſich verdunkelt, und ſelbſt meine Naſe hat ſich etwas gebogen. Es iſt nicht möglich, mich wieder zu kennen; hat doch Hedemark, ja, ſelbſt Roderike und ihre Mutter, die mich doch nur vier Jahre lang nicht geſehen hatten, haben mich nicht wieder erkannt.“

Sie befahl Martin, einen andern Lohnlakaien, als den, deſſen ſie bisher ſich bedient hatte, zu beſtellen, und warf ſinnend ſich auf den Sofa nieder.

Es klopfte an die Thüre, aber nicht der erwartete Lohnbediente, ſondern ihre Hausgenoſſin, die Frau Räthin Kuchel, trat ein, um der einſamen Nachbarin den langweiligen Abend durch einen freundlichen Zwieſprach zu verkürzen.

Nicht aufgelegt, hier andere Beſuche als den einzigen zu empfangen, der ihres Hierſeins Zweck war, empfing Learoſa die Räthin ziemlich kühl, aber dieſe ließ ſich durch die kalte Weiſe ihrer neuen Hausgenoſſin nicht zurückſchrecken, ſie nach Kräften erſt von ſich ſelbſt, dann von ihrem verſtorbenen Manne und ihren gleichfalls verſtorbenen Kindern, zuletzt aber von der Verderbniß der Welt zu unterhalten, die den heutigen Tag, den dritten Feiertag der Geburt des Heilands, in unchriſtlichen Ergötzlichkeiten verliere.

Der Redefluß der eifernden Frau ergoß ſich grade recht lebendig, als Martins Rückkunft ſie ſtörte; er brachte die Nachricht, daß der ihm empfohlene Lohnbediente in dem Florcircus beſchäftigt ſei, und morgen erſt zu Befehl ſtehen könne.

„In dem Circus der Flora?“ *) rief die Räthin mit allen Zeichen des heftigſten Abſcheues. „Dieſer ſogenannte Florcircus iſt auch eine jener Erfindungen der Hölle, die auf nichts bedacht iſt, als auf Verkleinerung des Reiches Gottes,“ fuhr ſie fort. „Da ſtrömen die üppigen Weltkinder zuſam-

---

*) Der Schauplatz der berüchtigten Feier des altrömiſchen Feſtes der Flora. Obige Schilderung iſt ſehr gemildert.

men, um ſich zu berauſchen in ſeelenverwildernder Luſt, und ihr unſterbliches Theil dahinzugeben für Wollüſte, die nur reizen ſtatt zu ſättigen! Da ſtrömen die verbuhlten Weiber hin, um zuſammenzutreffen mit ihren beſtellten Buhlern, oder einen Genoſſen ſich auszuſuchen nach ihren Gelüſten unter den Hunderten von ſchamloſen Männern, deren Gewerb' es iſt, ſich darzubieten zur Auswahl, ohne zu wiſſen, wer die Verlarvte iſt, die ſie heimführen für einen elenden Sündlohn."

Learoſa's Herz ſchlug beunruhigt; ſie vermochte nicht aufzublicken; hätte ſie das Auge gehoben, ſo würde ſie den Anblick des Eindrucks nicht verloren haben, den dieſe Schilderung dieſes Circus auf Martin gemacht hatte. Sie hielt aber das Antlitz tief geſenkt; es war ihr, als habe dieſe Frau in ihrer Seele geleſen; ſo ähnlich war ihrem mißglückten Entwurfe das Bild, welches die Räthin, gleichſam zur Warnung, ihr vor Augen gehalten hatte.

Trotz ihrer Wortarmuth ſchien ihre Geſellſchafterin Gefallen an ihr zu finden; ſie blieb noch lange, ſprach noch viel, und überraſchte Learoſa zuletzt durch den Vorſchlag, den Abend dieſes heiligen Tages in der Mitte eines kleinen, aus edeln Seelen erleſenen Cirkels zu verleben, der in ihrem Zimmer zu erbaulichen Betrachtungen ſich verſammeln werde.

Learoſa lehnte die Einladung unter dem Vorwande, an Kopfweh zu leiden, ab, und ſah, als ſie ſich jetzt erhob, um die Abſchiedsverneigung der Räthin zu erwiedern, Martins Auge auf dem Blatte ruhen, welches ihre an Hochwart erlaſſene Einladung und ſeine Antwort enthielt. — Sie zürnte der Nachläſſigkeit, mit welcher ſie dies Papier aus der Hand geworfen, nahm es Martin ab und verbrannte es.

Eine unruhige Nacht folgte dem unruhigen Tage; als ſie aus ihrem ſpäten Morgenſchlummer endlich erwachte, harrte der beſtellte Lohnbediente bereits ihres Befehls. Er erhielt den Auftrag, Hochwart zu einer Frau von Roſenberg einzuladen, welche ſich in der engliſchen Sprache zu vervollkommnen wünſche. —

Ein augenblicklich lähmendes, und dann mit der Schnelligkeit eines Pulsſchlages all' ihre Fibern in hüpfende Bewegung ſetzendes Erbeben befiel Learoſa, als Martin ihr die Nachricht brachte, Herr Hochwart werde heut' Nachmittag um vier Uhr erſcheinen. „Er wird kommen! Er wird kommen!“ zitterte, ihr unbewußt, der Seufzer, den ſie verhauchte, hörbar und verſtändlich von ihren Lippen. — Martin ſtarrte ſie mit einem Blicke an, der ſie zur Beſonnenheit hätte bringen müſſen, wenn ſie für etwas Anderes als für Hochwart's Bild ein Auge gehabt hätte.

Die fünf Stunden, welche ihr noch übrig waren bis zur Hochwart beſtimmten Empfangszeit, verbrachte Learoſa größtentheils am Spiegel, weniger um ſich zu ſchmücken, als um ſich unkenntlich zu machen. Den hervortretendſten und völlig unverändert gebliebenen Theil ihres Geſichts, ihre hohe, ſchön gewölbte Stirn, verhüllte ein Turban, und der von der herrſchenden Mode vorgeſchriebene, aufrechtſtehende Halskragen von ſchwarzen Blonden kam ihrer Bemühung, den unteren Theil ihres Antlitzes zu verbergen, zu Hülfe. Sie kannte ſich ſelbſt kaum.

Die vierte Nachmittagsſtunde näherte ſich; um Martin zu verhindern, ſich dem Hauptmann zu zeigen, entſandte Learoſa ihn. — Das Schneelager, welches der Wind auf den äußern Vorſprüngen der Fenſtermauern aufgethürmt hatte, machte es kaum nöthig, die Fenſtervorhänge noch tiefer herabzulaſſen, um das Zimmer abendlich zu verdunkeln, in deſſen Tiefe der Sofa ſtand, auf welchem Learoſa ihres Gaſtes harrte.

Pünctlich, faſt mit dem Schlage der beſtimmten Stunde führte der zu Hochwart's Empfange beſtellte Lohnbediente den Erwarteten ein. — Learoſa's Faſſung verließ ſie, als ſie das bleiche, verfallene Geſicht, das flammenloſe Auge, die gebeugte Geſtalt ihres abtrünnigen Lieblings ſah. — Ach, das war er nicht, deſſen Bild, in ſeiner jugendlichen Friſche, ihr Gedächtniß aufbewahrt hatte; er gewann die Ähnlichkeit mit ſeinem Bilde erſt wieder, als er zu reden anhob, und der ihm eigenthümliche liebliche Zug ſich um ſeine Lippen bildete. Welch ein Gewicht von Leiden mußte erfoderlich geweſen ſein, in dem kurzen Zeitraum eines Jahrzehends jenes Meiſterwerk der Natur zu zerſtören? —

Er war der Erſte, welcher, mit Bezug auf den Zweck ſeiner Berufung, zu reden anhob. — Learoſa, kaum fähig ihre Bewegung durch ihr Schweigen zu verbergen, deutete einladend auf den Sofaplatz an ihrer Seite. Er nahm einen Stuhl und ſetzte ſich ihr gegenüber. „Gnädige Frau befehlen meinen Unterricht in der — „hier unterbrach er ſich, blickte ſie ſtarr, prüfend an, und fuhr nach einer Pauſe wieder fort: „in der engliſchen Sprache; leider iſt meine Zeit aber von früh an bis auf die vierte Nachmittagsſtunde beſetzt.“

„So werd' ich denn dieſe Stunde wählen,“ entgegnete Learoſa halblaut, kaum hinreichend die Lippen öffnend, um verſtändlich zu werden; dennoch war der Ton ihrer Stimme Hochwart zu unvergeßlich geblieben, um ihn noch einen Augenblick in Ungewißheit zu laſſen.

„Learoſa!“ ſchrie er aufſpringend, ſchwankend, als wehre er ſich, niederzufallen zu ihren Füßen. „Learoſa hat mich aufgeſucht?“ ſtammelte er, und ließ ſein Haupt, als ſei es zu ſchwer, erfüllt von dieſem Gedanken, herabſinken in ſeine ſtützenden Hände.

Learoſa zitterte heftig. In dieſem Augenblicke war es Florentin wieder, der vor ihr ſtand, derſelbe Florentin, in deſſen Armen ſie den Zweck ihres Daſeins unter Wonnen geahnet hatte, die einer höheren Welt angehörten, unter Wonnen, die ſie nur, ſelig unter Seligen, oder an ſeiner Bruſt wieder empfinden konnte. Sie ſah ſein Auge flammen, ſein Antlitz glühen wie damals, und wie damals glühte und flammte ihre ganze Seele ihm entgegen. Die Zerſtörung ihrer Hoffnung, unerkannt zu bleiben von ihm, war eine unausſprechlich ſüße Triumphfeier für ſie; ihr Bild hatte er treu bewahrt in ſeiner Seele, er liebte ſie noch. — Da flog eine kältende Erinnerung ſie an und lähmte den Triumphzug ihrer Gedanken; ſie ließ wie er das Haupt in die Hand ſinken, und ſtarrte vor ſich nieder.

Die finſtern Geiſter, welche ihrer Seele vorüberzogen, ſchienen ſympathetiſch auf Hochwart einzuwirken. Er richtete ſich auf, blickte mit gluthloſem Auge, wie bei ſeinem Eintritt, auf Learoſa nieder, und war im Begriff, ſie anzureden, als ſie ihm zuvorkam, und mit einer Kälte, welche allmählig ſchneidend wurde, ſprach:

„Ich komme im Auftrage Ihrer verſtorbenen Verlobten, meiner Schweſter Johanna, um ihren letzten Wunſch zu erfüllen, Sie, Herr Hauptmann, in den Beſitz des Nachlaſſes Ihrer Braut zu ſetzen."

Ein kurzes, ſchmerzliches Aufſtöhnen war Hochwart's Antwort. Dieſer Ton drang erſchütternd durch Learoſa's Seele. Nach einem langen Schweigen frug ſie: „Hochwart, wußten Sie, daß ich lebe, als — Sie meiner Schweſter die Hand zum Bunde boten?"

Hochwart's ſchmerzreicher Blick wandelte ſich zum befremdeten. „Das fragen Sie? — Sie?" gab er die Frage zurück.

„Ja, ich frage das," entgegnete Learoſa, „und Sie erlauben mir, noch mehr zu fragen: wußten Sie, daß ich noch lebe, als Sie Jakob Roſer die Weiſung ertheilten, mich nicht mehr zu ſuchen?"

„Frau Gräfin, ich begreife Ihre Fragen nicht," antwortete Hochwart. „Wer weiß es genauer, als Sie, daß ich von Ihrem Leben Kenntniß hatte, da

Sie es waren, die mich von Ihren Verhältniſſen unterrichteten.“

„Ich? — Sie unterrichtet von meinen Verhältniſſen? — Und von welchen? — Und wodurch?“ fuhr Learoſa auf.

Schweigend zog Hochwart aus einer verſteckten Taſche ſeiner Weſte ein kleines Taſchenbuch hervor, nahm ein Papier heraus und reichte es Learoſa. — Sie entfaltete es, und las:

„Mein Freund, treuer mir und anhänglicher, als ich es gewähnt und — verdient habe um ihn, hat ein Recht, Vertrauen und Offenheit zu fodern von mir. Erfahren Sie, mein treuer, theurer Freund, daß ich, um ein mir grauſam verbotenes Glück zu erreichen, das Glück, welches ich einſt an Ihrer Hand mir verſprach, der Welt, welcher ich angehörte, entſagt und eine neue mir gegründet habe. Ich bin die Gattin eines geliebten Mannes, und Mutter zweier geliebter Kinder! — Als ich floh — da — ich lege erröthend das Geheimniß nieder in Ihre verſchwiegene Bruſt — da ahnt' ich ſchon, zu ſein, was ich war, und dieſe Ahnung bewog mich zu dem ſchweren Entſchluſſe, ohne Abſchied von meiner ſcharfſichtigen Freundin, der Frau von Zſchechwitz, zu ſcheiden.“

„Ich bin, obgleich ich in glanzloſer Dunkelheit lebe, unausſprechlich glücklich. Werden Sie es auch! Finden Sie eine Gattin, die Ihnen wird, was ich Ihnen zu werden einſt beſtimmt zu ſein glaubte. Aber ſtören Sie mein Glück nicht; hören Sie auf, mich zu ſuchen und mich ſuchen zu laſſen durch Ihren Boten. Zweimal ſchon iſt Ihr ſpürkundiger Bote in meiner Nähe geweſen; zweimal ſchon hab' ich gezittert, entdeckt und hervorgezogen zu werden aus meiner Verborgenheit. Ich würde die Schmach, mich gebrandmarkt zu ſehen vor meiner aufgegebenen Welt, nicht überleben. Laſſen Sie mich für todt gelten und auch Ihnen es ſein, bis wir uns wiederſehen jenſeits des Grabes.“

Erglühend, und immer heftiger erglühend, hatte Learoſa geleſen. „Ich begreife,“ begann ſie nun ſichtbar erregt, „Sie erkannten Ihre Verpflichtung, meinen Wunſch zu erfüllen, mich für eine Begrabene gelten zu laſſen, und — meine Schweſter zu tröſten, nicht wahr?"

Ein das tiefſte Weh verrathender Mienenzug drückte ſich ein auf Hochwart's Geſicht; allmählig zerfloß dieſes Gepräge, und nun erſt antwortete er: „Gräfin, als meine Verbannung nach einer fünfjährigen Dauer endete, und ich die Schreckbotſchaft Ihres Verſchwindens vernahm, da wußt' ich, aus weſſen Krallen ich Sie zu reißen hatte; aber der Böſewicht, den ich ins Auge faßte, ſtand unter dem Schutze meines, an der Gränze Deutſchlands mir abgefoderten Ehrenworts, Friede zu halten mit ihm. Ich durft' ihm daher nicht das Bekenntniß ſeiner That, meine Degenſpitze auf ſeiner Bruſt, entfoltern. — Ich flog nach Polen, weilte in der Nähe ſeiner Güter zwei Monate lang, und kehrte zurück, um Deutſchland zu durchſpüren. Auf dieſer letztern Reiſe begleitete Roſer mich, und ſetzte, als ich ernſtlich zur Rückkehr gemahnt wurde, ſeinen Weg allein fort. In Dresden angelangt, richtete ich mein Augenmerk angeſtrengt auf meinen verdächtigen Feind, den ich plötzlich einem, kaum dem Kindesalter entwachſenen ſchuldloſen Mädchen gegenüber entdeckte, einem Mädchen, deſſen Züge, deſſen Stimme mich an Learoſa's Züge und Stimme mahnten; einem Mädchen, von der Hand einer leichtſinnigen Freundin mit Irrleitung bedroht, und dieſes Mädchen war — Learoſa's Schweſter."

„Faſt unmittelbar, nachdem ich in Johannens Nähe getreten war, um ſie zu warnen und zu ſchützen, trat Roſer ſeinen Weg nach Polen an, und wenig Wochen ſpäter traf Ihr Brief, Gräſin, aus Böhmen ein. Jetzt rief ich, Ihrem Befehle gehorchend, Roſer zurück; er iſt nicht gekommen. Mein iſt die Schuld nicht, daß er meinen Befehl übertrat, und Sie, wie es ſcheint, beunruhigte. — Ich war indeß von meiner letzten Hoffnung, Ihnen anzugehören, getrennt; Johanna ſchmiegte ſich mit Innigkeit an ihren ſchützenden Freund, der — Learoſa in Johannen wiederfand und liebte."

Der Ausdruck des bittern, ſchneidenden Gefühls war Learoſa's Zügen entwichen. „Hatten Sie Nachricht" — frug ſie — „von meinem Wiedererſcheinen in Dresden?"

„Ich erhielt dieſe Botſchaft ſpät; erſt hier in Breslau erzählte ein Reiſender mir, Sie wären nach dem Tode Ihres Stiefſohns wieder erſchienen, um Ihre Güter in Beſitz zu nehmen, und dann auf's Neue zu verſchwinden."

„Haben Sie nie etwas Schriftliches von meiner Hand geſehen?" forſchte Learoſa nach einer Pauſe.

„Nie," antwortete Hochwart. „Johanna beſaß nichts Schriftliches von Ihnen, und des Briefes, den Sie an Frau von Zſchechwitz zurückgelaſſen hatten, konnt' ich nicht anſichtig werden."

„Und zeigten Sie Niemand dieſen Brief, den Sie von mir erhalten zu haben wähnen?"

„Niemand!" verſicherte er. „Dieſer Brief deutete auf Das hin, was Sie mir einſt waren, und wen hätt' ich ahnen laſſen dürfen, was die Gemahlin des Grafen Rottingerode mir war?"

„Und doch muß es der Schreiber dieſes Briefes geahnet haben, und zwar durch den Angriff, mit welchem Sie nach unſerer letzten Trennung ihn und den Prieſter bedroht hatten," verſetzte Learoſa. „Hochwart, ich habe dieſen Brief nicht geſchrieben; der iſt aus Rottingerode's Feder gefloſſen; den hat die Angſt, Jakob könne mich finden, als er nach Polen ſich wandte, ihm abgedrungen. Als Sie dieſen Brief empfingen, da ſchmachtete ich in den Mauern eines polniſchen Nonnenkloſters, aus welchem Jakob mich rettete.“

Hochwart's Augen ſprühten, und mit dem Aufſchrei, der unentwickelt auf ſeinen Lippen zitterte, rang ſeine Bruſt wie in Krämpfen.

Der Geiſt der Verſöhnung lächelte Learoſa an, aber noch waren andere Geiſter mächtiger als dieſer, und noch war ihr ſelbſt zu weh, um Andern ein anderes als ein Wehgefühl zu gönnen. „Wie ich mich entſinne,“ ſagte ſie, „iſt Ihre Erklärung gegen Johanna erſt kurz vor Ihrem Duell mit dem Grafen erfolgt; und doch hat in dieſer geringen Friſt Ihre Verſtändigung mit einander einen hohen Grad erreicht, wie ich aus Johannens Einladung, Sie zur Nachtzeit zu beſuchen, und aus Ihrer Willfährigkeit, der Einladung Folge zu leiſten, ſchließen muß.“

„Ich bekenne, daß auch mich dieſe Einladung befremdet hat," erwiederte Hochwart. „Doch das in derſelben erwähnte Ereigniß von hoher Wichtigkeit, welches ich einem Ränkeverſuch des Grafen beizumeſſen geneigt war, überwog meine Bedenklichkeiten."

„Wie gelangte aber dieſe Einladung zu des Grafen Kenntniß?" frug Learoſa.

„Ich war mit Spionen umſtellt," antwortete Hochwart. „Der General Czarnolowski, oder wie er in Sachſen ſich nennt, Schwarzberg, hatte die Kurfürſtin bewogen, mich zu bitten, die Aufſicht und den Unterricht ſeiner beiden Söhne zu übernehmen; ich hatte dies Geſchäft ſchon deshalb nicht abgelehnt, weil es mir die Beobachtung des Oheims dieſer Buben, Ihres Feindes, erleichterte. — Beide Knaben waren anweſend, als Johanna's Billet an mich einlief, und leider war ich vor dieſen Kindern nicht genugſam auf meiner Hut. Sie haben noch in derſelben Nacht mir bekannt, mein Geheimniß entdeckt und es ihrem Vater verrathen zu haben, der, um ſeinem Verwandten Raum zu geben, ſich an meiner Statt einzuſchleichen bei Johanna, mit ſeinem verrätheriſchen Beſuche mich feſthielt bis kurz vor Mitternacht.“

Die Erinnerung an dieſe Mitternacht machte Learoſa unfähig, den Faden, an welchem ſie dies Geſpräch bis hieher fortgeſponnen hatte, feſtzuhalten. Sie ſenkte das Geſicht, als fürchte ſie, es könne das entehrende Geheimniß verrathen, welches der ſchadenfrohe Geiſt jener Mitternacht ausgebrütet hatte.

Auch Hochwart ſchwieg lange; er hielt ſeine Augen ſtarr auf die Gräfin gerichtet, und brach, nach einem tiefgeſchöpften Athemzuge, endlich das Schweigen: „Gräfin, Sie haben mich rufen laſſen; war es Ihre Abſicht, mir den Troſt zu bringen, daß der Inhalt jenes Briefes eine Lüge geweſen, daß Ihre Ehre ſo fleckenlos wie Ihr Herz ſei — o, dann iſt Ihre Abſicht eine unausſprechlich wohlthätige geweſen, und noch in meinem Sterbeaugenblick werde ich Sie ſegnen dafür; aber haben Sie noch ſonſt etwas mir zu befehlen? — Es fängt an, ſpät zu werden.“

Ein tiefer, zitternder Athemzug entrang ſich Learoſa's Buſen. „Hochwart, bleiben Sie noch,“ ſagte ſie. „Ich ſehe nicht ganz klar in das Gewirre der Begebenheiten, welche mir zu einem ſehr harten Urtheil über Ihr Benehmen gegen mich Anlaß gaben, als ich Sie zwang, ſich von mir zu trennen; ich wünſchte, es gelänge Ihnen, ſich zu rechtfertigen über den Anſchein Ihres Verraths gegen mich.“

„Rechtfertigen? — Mich rechtfertigen? — Das kann ich nicht,“ antwortete Hochwart. „Damals freilich, als ich mich losgeriſſen fand von meinem Erdenglücke, damals glaubt' ich wenigſtens von den gröbſten Flecken mich rein; damals hätt' ich Ihnen ſagen mögen, daß der katholiſche Prieſter, den Sie als den Gewiſſensrath unſerer edeln Kurfürſtin kannten, mein Erzieher war, daß die Obmacht, welche ein Mitglied des Ordens, dem dieſer Prieſter angehörte, auf ſeine Zöglinge ausübt, dieſe für die Lebenszeit bindet und beſchränkt, und daß er auch meiner, ſelbſt dann noch mächtig geblieben iſt, als ich ſchon zu Einſichten gelangt war, die er mir nicht eingeprägt hatte, auch daß ich mich um ſo williger ſeiner Lenkung unterwarf, als ich mir eingeſtehen mußte, daß ſeine Sorge wirklich das mir zu gewähren bezwecke, was ich in meinem zweiundzwanzigſten Lebensjahre mein Glück nannte. Aber jetzt kann ich dieſe Feſſeln nicht, ſondern nur mich ſelbſt anklagen ſie getragen zu haben."

„Zweiundzwanzig Jahr alt waren Sie, und ich ſechzehn! — Ach, wir Beide waren Kinder!" ſeufzte Learoſa. „Laſſen Sie uns indeß noch einmal zurückkehren zu jenem Abſchnitt unſerer Kindheit; es war der letzte; — ſie endete auf dieſem Punct, unſere Kindheit. — Ich bin ſeit jenem Augenblicke nicht wieder Kind geweſen. — Alſo kehren wir zurück und zergliedern die Schlußſteine der Mauer, die unſer eiſernes Alter von dem roſigen trennt. Erzählen Sie mir alſo recht ausführlich und recht gewiſſenhaft, welcher Mittel jener Prieſter ſich bedient hat, Sie willfährig zu machen, mitzuarbeiten an meinem Verderben."

Hochwart's Geſicht trug die Spuren des ſchweren Kampfes ſeiner Seele. „Gräfin, was ich Ihnen ſagen kann, wird — Sie kränken," erwiederte er.

Learoſa ſtutzte. „Mich kränken?" wiederholte ſie. — „Und dennoch will ich es wiſſen! Reden Sie!"

„Ich war ungern Soldat,“ hob Hochwart nach kurzem Überlegen an. „Die Mühe, mit welcher ich die Laſt meines Standes trug, erregte die Theilnahme meines ehemaligen Erziehers; er ſuchte mich mit meinem Verhältniſſe durch Entwickelung der Vortheile zu befreunden, welche es mir bot, und wirklich ſah ich ein, daß mein mir aufgedrungener Stand nicht allein die höheren Cirkel, welche jede andere, den Anſprüchen meiner dunkeln Geburt angemeſſene Stellung mir verſchloſſen haben würde, ſondern auch die Ausſicht mir öffne, durch eine glänzende Heirath mich unabhängig von fremdem Einfluſſe zu machen.“

„Als der Prieſter mich mit dem Gedanken vertraut ſah, durch eine reiche Heirath die Mittel zur Selbſtſtändigkeit mir zu gewinnen, entdeckte er mir, daß eine Dame von hohem Range, mit großer Schönheit und einer Fülle von Reichthümern begabt, mich geſehen und eine ſehr zärtliche Theilnahme an mir verrathen habe. Ich erſchrak, als er mir die Gräfin von Rottingerode nannte, die Gattin eines noch Lebenden, die Fremde, die ich nie geſehen — und —

wie die Welt ſie nannte: die Geliebte des verſtorbenen Königs.“ —

„Dafür hielten Sie mich?“ fuhr Fearoſa glühend auf.

„Dafür hielt ich Sie, und war dennoch entſchloſſen, mich der dauernden Theilnahme dieſer Verunglimpften, dieſer Vermählten, dieſer nie Geſehenen zu verſichern, um ihrer Hand gewiß zu ſein in der Todesſtunde ihres Gatten. — Ich ſteh' am Ende meiner Bekenntniſſe, Gräfin.“

„Am Ende ſchon?“ frug ſie. „Und von den eigentlichen Plänen des Prieſters und des Grafen, was wußten Sie von dieſen?“

„Nichts,“ antwortete Hochwart.

„Nichts? — Erſtatteten Sie denn keinen Bericht über Ihre Fortſchritte in meiner Gunſt?“

„Gräfin, nachdem ich Sie geſehen, nachdem meine Seele Ihr Eigenthum geworden, war unſer Geheimniß mir heilig. Ich verſchloß es in meiner Bruſt; und tiefer, und ſorgſamer verſchloß ich es, als ich entdeckte, daß mir ein Lauſcher beſtellt war, der Alte, der mich aus dem Waſſer riß; aber ich wähnte, er lauſche nur zur Nachtzeit, und verlaſſe ſeinen Lauſchwinkel, nachdem ich mit Hedemark den Garten verlaſſen. Ach, ich wußte nicht, daß aus meinem Auge der Haß gegen Ihre und meine Feinde ſprühe, den Sie meiner Seele mittheilten, als Sie mir entdeckten, was dieſe Elenden Ihnen waren, und als mir die Augen geöffnet wurden über meine Beſtimmung, den verruchten Zweck meines Erziehers zu fördern.“

„Aber warum verſchwiegen Sie mir den erkannten Zweck dieſer Beſtimmung?“ frug Learoſa mit immer leuchtendern Augen.

„Weil ich fürchtete, Sie würden ſich verrathen; weil ich wußte, daß es in der Macht des Prieſters ſtehe, mich zu erdrücken, mich hinwegzuſchleudern von dem Quell meiner Seligkeit auf immer. Erſt während Ihrer Abweſenheit in Teplitz ward die Nothwendigkeit, Ihnen Alles entdecken zu müſſen, mir klar; aber als Sie zurückkehrten, da wußten Sie mehr, als ich Ihnen zu ſagen vermochte.“

„Aber — Florentin — wie lange währte Ihr

Wahn, daß ich dem Könige geweſen ſei, was das Gerücht —" ſie ſtockte.

Hochwart's Geſicht überflog Gluth. — „Jener Wahn? — O, Learoſa, wie hätt' er den Anblick des Bürgen für Ihre Unſchuld überdauern können, der aus Ihrem Auge mir leuchtete, als ich Hedemark's vergeſſenen Degen zu holen kam, und Sie fand?"

„Hochwart — armer, unglücklicher Menſch!" hauchte Learoſa. „Aber — Gott ſei gelobt, nur ein Unglücklicher — kein Verräther!" ſetzte ſie hinzu. „O, wie unglücklich ſind wir Beide geweſen, und wie glücklich hätten wir Beide ſein können!" — Sie verhüllte ihr überſtrömendes Geſicht und ſtreckte ihm die Hand entgegen.

Er faßte ſie, aber nur mit leichter, ſcheuer Berührung, ohne die ſeinige zum leiſeſten Drucke zu krümmen. „Dieſe Hand," ſprach er mit beklemmter dumpfer Stimme, „dieſe Hand, — o, wie reich war ſie mir vor neun Jahren! — Damals hatte ſie keinen Himmel zu vergeben — und den Traum von dieſem Himmel gab ſie mir!"

„Und iſt ſie jetzt denn ganz verarmt?" flüſterte

Learoſa, ließ das verhüllende Tuch ſinken von ihrem Antlitz, und lächelte mit dem naſſen, glühenden Auge ihn an.

„Nein, ſie iſt noch nicht verarmt,“ antwortete Hochwart. „Sie hat ja dieſe lichte Stunde noch heraufgeführt meinem verdunkelten Leben! Ich habe nicht mehr gehofft auf einen Augenblick, wie dieſer.“

„O, Florentin, halt' ihn feſt! Laß ihn nie enden!“ rief Learoſa, von dem Überſchwange ihres Gefühls hinweggeſchleudert über die Schranken ihrer Entwürfe. „Du biſt ja der grauſe Verbrecher nicht, vor deſſen Nähe mir grauſte! Du haſt ja mich geliebt in meiner Schweſter! — Laß' uns vergeſſen, was uns getrennt hat, und glücklich ſein! Den Plan laß' uns ausführen, den Du billigteſt vor neun Jahren! Was verkäuflich iſt von meinem Eigenthum, das verkauf' ich, die Erben meines Räubers um einen Theil ihres Raubes betrügend, und dann geb' ich, wie jener Lügenprophet mich Dir ſchreiben ließ, meine Welt auf, und Du gründeſt mir eine neue, ſchönere, jenſeits des Meeres.“

„Gräfin, der Gedanke, Ihren Räuber zu beſtehlen, war dem Zögling einer Jeſuitenſchule geläufig; von dieſer klebt kein Staub mehr an mir. — Ich darf den Raub nicht theilen, den Sie auf ungeſetzlichem Wege dem Räuber Ihres Eigenthums abjagen. — Wär' ich reich — ich würde mit Entzücken dieſe Hand faſſen, und Alles wegſchleudern, was an ihr haftet; aber ich bin arm, ganz arm!“

„Menſch, ich kann Dich nicht miſſen!“ brach Learoſa, vom Sturm der höchſten Leidenſchaft ergriffen, aus. „Wiſſe: ſeit einem Jahre ſuch' ich Dich mit lebenverzehrender Sehnſucht! Und nun, da ich Dich gefunden habe, ſchwör' ich Dir, ich laſſe Dich nicht! Was Glück iſt, das haſt Du mich ahnen gelehrt, und dieſes Glücks will ich theilhaftig werden, oder Du mußt mir bekennen, geheuchelt, gelogen — mich nie geliebt zu haben!“

Sie war, während ſie ſprach, aufgeſprungen; ihre beiden Hände lagen auf Hochwarts Schultern; ihre Augengluth weckte einen Flammenſtrahl in ſeinen Augen; das Zauberwerk war vollbracht, er der Ihrige; ſie umfaßte ihn; ihr Mund brannte auf ſeinen

Lippen und ihr ſtürmendes Herz pochte fühlbar an ſeiner Bruſt.

„Gräfin — Gräfin von Rottingerode! — Mit Ihrem Verfolger iſt die Verfolgung nicht geſtorben!“ ſtammelte Hochwart, unter ihren Küſſen ſeine Beſonnenheit rettend. — Die Kühle ſeiner Mahnung drang durch; ihr Rauſch verflog. — Hochwart griff nach ſeinem Hute. — Sie blickte ihm ſtarr ins Auge und mit innerlichem Beben ſtieß ſie die Worte hervor: „Das iſt ein Leichnamsgeſicht! Unter ſolchen Zügen kann keine Seele leben!“

Da trat, langſam quellend, erſt nur oberflächlich die Augen feuchtend, dann wachſend und immer wachſend, ein großes Tropfenpaar unter Hochwart's Wimpern. — Learoſa ſah es. — „Florentin, Du kannſt noch weinen?“ ſchluchzte ſie. „Dein Herz iſt noch nicht todt? — O, Florentin, verlaß mich nicht! Ich will nicht leben, wenn Du nicht lebſt für mich!“

„Ja, ich will leben, für Dich, aber nicht mit Dir! Wie der Todte in Gottes Nähe lebt für die geliebte Lebende, betend für ihr Glück — ſo will ich leben für Dich!“ rief Hochwart. — Sie ſtarrte ihn vernichtet an. — „Learoſa,“ fuhr er gemäßigter fort, „hören Sie mich ruhig an: Sie ſind gebunden, ehelos zu bleiben; brechen Sie dieſe Feſſel, ſo entſagen Sie jedem Reize, den der Wohlſtand dem Leben giebt, jeder Annehmlichkeit, an welcher der Genuß Ihrer Reichthümer Sie gewöhnt hat. — Darf ich mein Gewiſſen mit der Schuld belaſten, Ihre leidenſchaftliche und deßhalb flüchtige Verblendung benutzt zu haben, Ihr Leben mit den niedrigſten Sorgen anzufüllen, die den Menſchen heimſuchen können? Mit den Sorgen um Nahrung, Dach und Kleidung? — Learoſa, Sie haben mich freigeſprochen von dem Vorwurf, zum Verbrecher geworden zu ſein an Ihnen; ich würd' ihn auf mich laden, dieſen Vorwurf, wenn ich, der verarmte, von Steckbriefen verfolgte Flüchtling, die verrätheriſche Hand ausſtreckte nach der Ihrigen, um — dem lauernden Falſchſpieler gleich — Gewinn zu ziehen von der Verſchwendungsſucht Ihrer Leidenſchaft. — Sie fodern Glück von Gott, Learoſa? — O ſuchen Sie es an der reinen Quelle, die Gottes Liebe Ihnen geöffnet hat; gehen Sie auf Ihre Güter, und werden Sie der ſegnende Engel Ihrer Unterthanen; ſteuern Sie dem Unrecht; unterſtützen Sie das Recht; beſſern Sie den Geſtraften, und verhindern Sie den Schwachen, ſtraffällig zu werden; dann, Learoſa, wird Ihr Herz ein Glück kennen lernen, erhabener, als Sie es finden können an meiner Hand.“

Starrer, immer ſtarrer blickte Learoſa ihren unerwärmbaren Freund an, während er ſprach, und immer mächtiger fiel und ſtieg ihr Buſen. — „Dieſe Stunde,“ ſo rief ſie bitter aus, „dieſe Stunde, iſt ſie Gottes Sendung, oder führt ein augenloſer Seraph ſie meinem Leben zu? — Blutet mein Herz unter Gottes Schickung, oder zermalmt es der ungeſchickte Fußtritt eines irrenden Cherubs? — O, Florentin!“ endete ſie mit ergreifendem Wehlaute: „Du biſt das göttliche Werkzeug, das es nachten und ſtürmen läßt, wo ich Licht, Wärme und Ruhe geſucht habe! — Deine Seele hat das Leiden verhärtet; Dich hätte Gott nicht zum Spender ſeiner Gaben wählen ſollen!“

„Auch das noch?“ ſtammelte Hochwart, und der Schmerz zerriß ſeine Züge; doch allmählig ward ſein

Geſicht leichenähnlich ſtill. „Ja," ſagte er, „das Leiden hat meine Seele verhärtet; ich kann nicht mehr beglücken, denn ich kann nicht mehr glücklich ſein."

Ein Schimmer von Licht drang in das nur mondhelle Zimmer; Martin kam, zwei brennende Kerzen tragend. — Learoſa erblaßte, als er ſie anſtierte, und frug: „Befehlen Excellenz zwei Gedecke zur Abendtafel?"

„Ihre Excellenz erwarten, wie es ſcheint, Gäſte," ſagte Hochwart, preßte den aufſtrebenden Seufzer mit Kraft nieder, beugte ſich ehrerbietig und verließ das Zimmer. — Martin leuchtete ihm.

„Er iſt ein Ungeheuer geworden, ein entmenſchtes, herzloſes Ungeheuer!" tobte ihre Leidenſchaft; ſie warf ſich, das Geſicht mit den Händen bedeckend, nieder auf dem Sofa. Als ſie ſich erhob, ſtand Martin vor ihr. — „Thut Ihnen der Kopf weh, Ihre Excellenz?" frug er.

Sie antwortete nicht; er ging, um ein Glas Waſſer und ein Handtuch zu holen, und bot ihr beides, ſich die fiebernd heiße Stirn zu kühlen.

„Martin," rief ſie bewegt, ihm die Wange ſtreichelnd; „Du biſt gut und treu; aber Du biſt auch nur der Einzige, der es iſt! — Wirſt Du es mir immer bleiben? — Dich nie, nie von mir wenden?“

„Nie, nie!“ betheuerte er, ihre Hand mit Küſſen bedeckend. Sie verſank in Sinnen. — „Iſt denn der Herr Hauptmann nicht treu?“ frug er nach einer Pauſe.

Learoſa erſchrak über dieſe Frage; ſie war ihr ein Anzeichen, daß Martin in ihr Herz geblickt habe, daß er wiſſe, was Hochwart ihr ſei. Sie fühlte, ihrem Vertrauten eine Antwort ſchuldig zu ſein, und konnte dieſe nicht finden; in ihrer Befangenheit ſtreichelte ſie ihm das Geſicht noch freundlicher und ſagte: „Geh, guter Martin, mir iſt nicht wohl; ich will zeitig ſchlafen gehen.“

Martin räumte den ſchon gedeckten Tiſch wieder ab; während dieſes Geſchäfts begann er zu reden: „Der Hauptmann hat ſich recht verändert; er war ein ſo ſchöner Mann.“

„O, er war nie hinreißender als jetzt!“ ſeufzte Learoſa leiſe. — Martin ſchien es nicht gehört zu haben; er wünſchte ihr eine ſanfte Nacht und entfernte ſich.

„Er verſchmäht mich!“ fuhr Learoſa auf. — „Warum? — Liebt er mich nicht mehr? Bin ich ihm zu reizlos — zu alt geworden, ſeit er eine jüngere, eine blühendere Schönheit, ſeit er Johannen geliebt hat?“ Sie taumelte zu dem Spiegel hin. „Unſinnige! mich ſo zu entſtellen!“ rief ſie, ihre Geſtalt muſternd. „Warum ließ ich die Locken nicht wallen, den Hals nicht frei und die Bruſt? — Bin ich denn nicht mehr fähig, zu feſſeln? — Er muß noch einmal wiederkommen; er muß ja die Anweiſung auf Johannens Vermächtniß in Empfang nehmen. — Ha, und dann — ich Thörin, wie konnt' ich das vergeſſen, heut', als er ſeine Armuth zum Vorwande nahm, mich zurückzuweiſen! — Dann iſt er ja, zwar nicht reich, aber doch wohlhabend, und jene Ausflucht fällt ihm weg; — aber wenn er auch dann noch mich verſchmäht — dann liebt er mich nicht; dann iſt's eine Andere, die ihn in Feſſeln hält, die ihn mir ſtiehlt!“

Der Gedanke an dieſe Andere erhitzte und verwirrte Learoſa; ſie ſchwur ſich, ihn dieſer Räuberin zu entreißen, und kam wieder auf ihren Plan zurück, dem verkühlten Geliebten das Glück, welches ſie erſehnte, wider ſeinen Willen abzuliſten; aber wie war dieſer Plan jetzt noch ausführbar, da er wußte, daß ſie hier ſei? — Vergebens rief ſie ihre Erinnerungen an Crebillon und ſeines Gleichen zu Hülfe; jene Rathgeber verließen ſie; vergebens ſtrengte ſie ihre eigne Phantaſie an, um ſelbſt einen Weg zu ſuchen, der ſie an's Ziel zu führen verheiße; aber ungeübt in Verlockungskünſten, immer nur fortgeriſſen von ihrer Leidenſchaft, ſelbſt dem Fallpuncte zuſchwindelnd, war ſie unfähig, Fallſtricke zu legen. Sie fühlte die Unmöglichkeit, Hochwart auf einem Schleichwege gewinnen zu können; eine offene Beſtürmung ſeiner Sinne, eines andern Angriffs war ſie nicht fähig.

Kaum dämmerte der Morgen, als ſie ſchon an ihrem Schreibtiſche ſaß, um Hochwart ihre nahbevorſtehende Abreiſe zu melden und ihn um einen letzten Beſuch zu beſchwören. Sie gab Martin den Brief zur Beſtellung. —

Es währte lange, ehe Martin zurückkehrte, und die Beſinnung wich von Learoſa, als er, ſtatt eine Antwort mitzubringen, ihr ſagte: „Der Herr Hauptmann war nicht zu Hauſe; ich habe den Brief ſeiner Frau gegeben.“

„Seiner Frau?“ lallte ſie. „Seiner Frau? — Hochwart's Frau?“

„Nun ja, ich denke, daß es ſeine Frau war,“ verſetzte Martin. „Ich fand ſie in ſeiner Stube; ſie nahm mir den Brief ab und verſprach, ihn zu beſtellen.“

„War ſie jung? — ſchön?“ flog die Frage über Learoſa's bebende Lippen.

„Zwanzig etwa, und recht hübſch, aber — etwas ordinair,“ antwortete er.

Learoſa ſetzte ſich und lehnte den ſchwindelnden Kopf an die Wand; nach einer Weile ſprang ſie auf, legte die rechte Hand auf Martin's Schulter, ſtreichelte mit der linken ſeine Wange und rief bittend: „Martin, guter, treuer Martin, Du mußt mir Gewißheit verſchaffen, ob die Perſon, die Du geſehen haſt, Hochwart's Frau iſt. — Geh, fliege, und belohnen will ich Dich überſchwenglich, wenn Du mir ſichere Kunde bringſt."

Martin enteilte willig. — Zwei Stunden lang hatte Learoſa Muße, wider ſich ſelber, wider ihre raſende Verblendung zu toben, ihr Glück von dem Glauben an einen Mann abhängig gemacht zu haben. „Mir geſchieht Recht!" ſchrie ſie, zu ihrem Schmuckkäſtchen eilend, und den ſeit einem Jahre nicht mehr getragenen Ring, das Symbol ihrer Feindſeligkeit gegen das Geſchlecht der Männer, anlegend. „Dieſe Täuſchung ſoll meine letzte ſein, und Gott möge mich vergeſſen auf Erden und im Himmel, wenn ich noch einmal mich bethören laſſe zu dieſem wahnſinnigen Vertrauen!"

Da riß Martin die Thür auf. „Excellenz, ich habe mich geirrt; es war nicht Herrn Hochwart's Frau, die ich bei ihm geſehen habe!" — Learoſa's Finger zuckte an ihrem Ringe, aber ihre Hand erſtarrte, als Martin hinzufügte: „es war nur ſeine gute Freundin."

„Was? — ſeine — ſeine —"

Ihre Augen frugen verſtändlicher als ihre gelähmte Zunge, und Martin beantwortete die Frage: „Seine ehemalige gute Freundin war's, die aber abgedankt iſt ſeit einiger Zeit, und ihn nur manchmal noch aufzuſuchen kommt, um ſein Herz zu rühren; aber der Verſuch iſt vergebens, denn er hat eine andere Bekanntſchaft gemacht, eine reichere, glänzendere, und ſeit er dieſe verfolgt, hat er für nichts Anderes mehr Augen."

Learoſa's Füße zitterten; ſie ſetzte ſich. „Und dieſe Reiche, Glänzende, Junge, Schöne, wer iſt ſie?"

„Das weiß ich nicht, und der Hauptmann weiß es ſelbſt nicht," antwortete Martin. „Der Lohnlakai vermuthet, es ſei eine Fürſtin."

„Der Lohnlakai? — Und der Hauptmann? — Er kennt ſie? Und kennt ſie doch nicht?" frug Learoſa.

„Nein, gewiß, er kennt ſie nicht," verſicherte Martin. „Es iſt eine höchſt geheimnißvolle Geſchichte; der Lohnlakai hat ſie mir ausführlich erzählt. Kurz vor der Adventzeit wird dieſer Lohnlakai zu einer alten Dame gerufen, welche ihm vier Dukaten und den Auftrag giebt, dem Hauptmann Hochwart ein

Billet zu überbringen. Der Hauptmann lieſt es, antwortet, und der Lohnlakai, nachdem er die Antwort der alten Dame überbracht hat, wird von ihr beauftragt, am andern Abend einen Miethswagen vor ihre Thür zu beſtellen, der eine ihrer Bekannten nach dem Florencircus fahre, dort ihrer harre und ſie wieder zurückbringe. Es geſchieht; eine große Dame, ſo groß wie Excellenz, ſteigt ein; der Bediente verliert ſie, nachdem ſie ausgeſtiegen iſt, nicht aus den Augen; ſie trägt ruſſiſche Tracht, einen hellgrün-ſammtenen Oberrock mit ſchwarzem Pelzwerk und ſilbernen Schnüren, ein weißes Atlaß-Unterkleid mit goldenen Franzen, weiße Halbſtiefeln mit Gold geſtickt, eine ſchwarze Larve und auf dem Kopf ein hellgrünes mit ſchwarzem Pelzwerk verbrämtes, viereckiges Sammtmützchen, eine weiße Straußfeder darauf, und umwunden mit goldenen Schnüren. Nicht lange darauf nähert ſich der Ruſſin ein großer Mann im hellgrünen Domino, ſpaniſchem Hut mit drei hellgrünen Federn, mit ebenfalls ſchwarzer Larve. Auf der Vorderkrempe des Huts ſieht er, ſtatt der Agraffe, die Zahl 8. — Habt Acht alſo, hieß das Erkennungszeichen des Pärchens, welches unmittelbar darauf verſchwand. Nach zwei Stunden kam es wieder zum Vorſchein; die Ruſſin fuhr wieder zu der alten Dame zurück, und der Lohnlakai erhielt wieder vier Dukaten. Dieſen Verdienſt hat er jetzt ſchon dreimal gehabt, und freut ſich auf den heiligen Neujahrsabend, wo er ihn zum viertenmale hofft.“

„Aber woher weiß der Lohnlakai, daß der hellgrüne Domino Hochwart iſt, und daß — wenn er es iſt — er nicht wiſſen ſollte, wer die Ruſſin ſei?“ frug Learoſa.

„Das hab' ich auch gefragt,“ entgegnete Martin, „aber es iſt mir klar geworden; der Hauptmann hat nämlich ganz kürzlich erſt dem Lohnlakaien funfzig Thaler geboten, wenn er ihm Kunde verſchaffe, wer die Dame ſei; folglich kennt er ſie nicht, und folglich hat er auch verrathen, daß er der Glückliche iſt, der in dem hellgrünen Domino ſteckt, was indeß nicht einmal nöthig geweſen wäre, da der Lohnbediente ihn erkannt hat, als ihm im Saale einſt die Larve entfiel. — Wie reich muß doch die Ruſſin ſein, und welche Geſchenke mag ſie dem Hauptmann machen!“

Learoſa's Herz ſchien in ihrem Gehirn zu hämmern, ſo unnatürlich laut tobte es unter ihrer Stirn; ſie legte ein waſſerfeuchtes Tuch nach dem andern auf. Das Getobe ließ nach und die Denkkraft kehrte ihr wieder. Zweifel an die Glaubwürdigkeit des Lohnlakaien ſtiegen ihr auf; nicht an Hochwart's Untreue, denn dafür zeugte ſeine Verkühlung gegen ſie; auch nicht an der Erkäuflichkeit ſeiner Perſon, dafür ſprach ja ſein eignes Geſtändniß, anfänglich durch nichts Anderes, als durch den Ruf von ihrem Reichthum zu ihr ſelbſt hingelockt zu ſein; aber, wenn jene Verbindung mit der geheimnißvollen Maske ihm ſo glänzenden Vortheil gebracht haben ſollte, würde er wol eines geringen Erwerbs wegen, auf ihre Einladung, ſie zu unterrichten, geachtet haben? — Doch wie, wenn er vielleicht vermeint hatte, hinter jener Frau von Roſenberg, die ihn einladen laſſen, verberge ſeine Ruſſin ſich?

Der Gedanke einer ſolchen Möglichkeit ſetzte ihr Geſicht in Flammen; ihm weiter nachzuhängen verhinderte Martin ſie, welcher anhub, den Leichtſinn zu beklagen, mit welchem der Hauptmann ſich über den Tod ſeiner Braut tröſte, und dann hinzufügte: „Manchmal iſt mir's wahrhaftig, als dürfe ich dem Lohnbedienten nicht glauben; es ließe ſich aber wol ermitteln, ob er die Wahrheit geredet hat; ich dürfte nur maskirt mich einſchleichen in den Circus und das Pärchen belauſchen; — doch, was hülf' es mir; ich würde nichts als zwei grüne Masken ſehen, denn ſein Geſicht würde der Hauptmann mir nicht zeigen."

Unſtät flogen Learoſa's glühende Augen umher; ſie vermied es, Martin anzuſehen, als ſie unter häufigem Abbrechen und Wiederbeginnen zu reden anfing: „Sieh, Martin — ich gäbe mein halbes Leben dafür — um zu wiſſen — ob der Lohnbediente lügt — ob der Hauptmann — — Sieh, Martin, wenn es möglich wäre — daß ich mich ſo ankleidete, wie Du die Ruſſin beſchrieben haſt — und wenn ſie verhindert würde, zu kommen — —"

„Ich verſtehe," fiel Martin ein. „Sie wollen für die Ruſſin gelten und dem Herrn Hauptmann Ihren Abſcheu zeigen über die Schändlichkeit, mit welcher er Fräulein Hannchen vergeſſen hat; — ich will mit dem Lohnbedienten ſprechen, und Ihnen Nachricht bringen, ob es angeht."

Angſthaft beklemmt ſah Learoſa ihm nach. „Es geht nicht," flüſterte ſie. „Es kann nicht gehen, denn es iſt nicht wahr. — Und wär' es wahr, ſo könnt' ich nicht — es war ja nur ein Gedanke; — Gott Lob! daß Martin ihn nicht auf meinem Geſicht geleſen hat. — Ihn auszuführen vermöcht' ich nicht! — Aber wenn ich ſtark genug wäre, mich hinwegzuſetzen über meine Bedenklichkeiten; wenn ich's vermöchte; wo fänd' ich, um an mein Ziel zu gelangen, eine beſſere Gelegenheit? — Iſt's nicht, als habe ſie ein mir dienſtbarer Geiſt eigends für mich geſchaffen? — Doch — wenn er mich erkennen ſollte? — Oder wenn ich gar zuſammenträfe mit der Ruſſin? — Meine Ehre, mein Alles wäre verloren! — Nein, nein, ich will es nicht! Gewiß, ich will — ich will es nicht!"

Bei dieſem Vorſatze war ſie ſtehen geblieben, als Martin zurückkam, und die Nachricht brachte, daß der Lohnlakai ſich weigere, auf ſeinen Vorſchlag einzugehen, deſſen Ausführung ihm ſeine unerſchöpfliche Erwerbquelle zu verſchließen drohe. — Eine Empfindung ohne Namen klemmte den Athem in Learoſa's Bruſt feſt; das Verlangen, dem ſie entſagt hatte, als ſie deſſen Befriedigung zweifellos in ihrer Gewalt wähnte, warf, entflammt durch die Schranken, die ſich ihm entgegenthürmten, plötzlich ein herrſchſüchtiger und herrſchkräftiger Gebieter, zum alleinigen Wortführer ſich auf, und alle Herolde, die das Weib verkünden, die Scham und die zarte Scheu vor dem nackten Laſter, die Sanftmuth und die Furcht vor Gefahren, alle neigten die Häupter und verſtummten; und Martin wurde zum zweiten Male entſandt, durch Verheißungen voller Entſchädigung des einzubüßenden Lohnes, das Unmögliche möglich zu machen.

Es gelang. Der Lohnlakai hatte eingewilligt, kurz vor Beginn der Sylveſterabendfeier der Ruſſin die Nachricht zukommen zu laſſen, Hochwart ſei erkrankt, und werde nicht erſcheinen; der zu ihrer Abholung beſtimmte Miethswagen ſolle dagegen um zehn Uhr bei Frau von Roſenberg vorfahren.

Der Sylveſterabend beſtreute die Spuren des Jahres, das er beſchloß, mit dichten Schneeflocken; der Wagen, der Learoſa zu entführen beſtimmt war, rollte geräuſchlos heran auf der weichen Decke; noch einmal betrachtete ſie in dem Spiegel ihre hohe, ſchlanke Geſtalt, und war zufrieden mit dem Fleiß und der Kunſtfertigkeit der zahlreichen Hände, welche ſie dem Muſterbilde der geheimnißvollen Ruſſin treu nachgebildet hatten. — Glühend und doch zähneklappernd wickelte ſie ſich in ihren Leibpelz, nahm den Muff, und durchſchnitt eilig die Gaſſe, welche die Mitbehauſer ihrer Wohnung, von ihren Antipoden an bis zu ihren Seleniten, ſammt und ſonders bildeten. Der kleine Geheimſecretair führte ſie höflich die Wendeltreppe hinab, und als ſie die Straße erreicht hatte, griff Martin ihr unter den andern Arm, um ſie über das unſichere Glatteis auf dem abſchüſſigen Trottoir nach der Kutſche zu führen. Sie ſchlug das Auge nicht auf; — wenn dieſer Fremde, gewitzigter als Martin, ihr Ziel — ihren Zweck ahnen ſollte? — Der Athem verging ihr; — ſie eilte, in die Kutſche zu kommen. —

Der Schlag flog zu; der Lohnlakai ſprang auf ſeinen Platz und die Fahrt begann.

Das Echo all' der Stimmen, welche ſeit drei Tagen das Wort geführt hatten in Learoſa's Seele, erwachte wieder. Die Stimme des verzehrenden Haſſes wider den gleißneriſchen Händler mit ſeiner Liebe war die durchdringendſte; aber im räthſelhaften Widerſpruche mit ſich ſelbſt war ihren Sinnen das geliebte Bild nie ſo gefährlich geweſen, als jetzt das verabſcheute; mitten in ihrem Grauen vor dem Verräther, deſſen Verrath ihr das tiefunterſte aller menſchlichen Verbrechen dünkte, ſtreckte ihre Sehnſucht, von einer übermächtigen, magnetiſchen Kraft gezwungen, die Arme nach ihm aus, und ihre Phantaſie taumelte über den Rand dieſes Augenblicks hinaus, in das ihr noch verſchloſſene Gebiet der nächſtkommenden Stunde. Aber in den ſüßen Becher, den der Geiſt dieſer Stunde ihr kredenzte, miſchte ein ſchadenfroher Dämon ihr bittere Tropfen; das Gefühl der Eiferſucht gegen ſich ſelber ſtürmte ein auf ſie bei dem Gedanken, daß ſie ſich hineinſtehlen müſſe in das nächtliche Reich ihrer Sehnſucht, daß ſie, um ſich einzuführen in daſſelbe, ſich ſelbſt zu verleugnen und ein fremdes Weſen an Körper und Seele zu erheucheln gezwungen ſei. — Und nun fing die Beſorgniß an, ſie zu beſchäftigen, ob ſie fähig ſein werde, die Rolle dieſes fremden Weſens feſtzuhalten von Anfang bis zu Ende. Sie verſuchte ſich zu ſammeln und Meiſterin der fieberhaften Bewegung zu werden, welche ihr Geſicht in Gluth ſetzte, während ihr die Hände in dem Muff froren; aber ihr Blick, ſtatt freier zu werden, verdunkelte ſich immer mehr; eine unbeſchreibliche Bangigkeit lag wie ein ſchwerer Traum auf ihr; immer ſchwindelerregender flogen die Straßenlaternen und die erleuchteten Fenſter ihr vorüber; immer betäubender kreiſchte, einer wehklagenden Stimme ähnlich, der frierende Schnee unter den Rädern ihrer Kutſche; ſie lehnte ſich in eine Ecke derſelben und ſchloß die Augen.

Jetzt ſtanden die Pferde; der Lohnlakai riß den Schlag auf. — „Wo iſt mein Bedienter?“ frug Learoſa, Martin vermiſſend.

„Fremden Bedienten iſt der Eintritt hier verſagt;

ich verſehe die Stelle des Ihrigen," antwortete der Mann, geleitete Learoſa in das Haus, aus welchem eine ſchmetternde Tanzmuſik ihr mißtönend entgegenſcholl, nahm ihr den Pelz und den Muff ab, und bedeutete ſie, eine breite hellerleuchtete Treppe aufwärts zu ſteigen.

Die Treppe wollte kein Ende nehmen unter Learoſa's ſchwankenden Füßen; ſie ſchlich, blieb ſtehen, um Athem zu ſchöpfen, und ſchlich wieder ein paar Stufen aufwärts; da ward es hinter ihr lärmend laut; erſchreckt blickte ſie um, und ein Maskenzug ſchwärmte ihr nach. Jetzt ward ihr Schritt zum fliegenden; eine geöffnete Flügelthüre empfing ſie und ſie ſtand auf einer breiten, eirund geformten Galerie in der Mitte eines Maskengewimmels. Unter ihr tobte der Tanz. Sie lehnte ſich an eine der Säulen, welche der Bruſtwehr der obern Rotunda zu Haltpuncten dienten, und ſtarrte hinab in die buntbewegte Tiefe.

Allmählig verſtob der Nebel vor ihren Augen; ſie blickte umher, um nach dem grünen Domino zu ſpähen; ſie entdeckte ihn nicht, aber zu ihrer Beängſtigung nahm ſie wahr, daß ihre ausgezeichnete Kleidung — denn alle hier Anweſende waren höchſt einfach maskirt — ſie zum Gegenſtand der allgemeinſten Aufmerkſamkeit mache. Die Damen, welche die Vorderplätze der Galerie einnahmen, richteten die Lorgnetten auf ſie, und einzelne Herren wagten es ſogar, im Vorübergehen dicht an ſie heran zu treten, um ſie ſo genau als möglich zu muſtern; aber weiter dehnten die Zeichen der Neugier ſich nicht aus; kein anſtandwidriges Wort verletzte ſie, und beruhigter folgte ſie dem Beiſpiel der Damen, das Auge auf das buntbewegte Parterre zu werfen; aber was ſie ſah, das erfüllte ſie mit Abſcheu, mit Ekel; in der Mitte des Saals raſ'ten die Tanzpaare im wildeſten Walzer; um dieſe herum, der Galerie zunächſt, zog eine Kette ſich, aus ſchamlos enthüllten jugendlichen Weibern und bacchantiſch rohen, aber kräftig gebauten Männern gemiſcht, welche hier paarweiſe gruppirt, dort einzeln dem Balcone im Polonaiſenſchritt vorüberzogen, und in zuchtloſen Bewegungen ſich zur Schau und Wahl boten. — Unfähig, den

Antheil zu begreifen, welchen dieſes Schauſpiel ihren Nachbarinnen abgewann, deren Haltung ſie als den ſittlich = verfeinerten Ständen angehörig bezeichnete, wandte Learoſa das Auge achtſamer auf dieſe, und ſah Eine nach der Andern, nach einem herabgeworfenen und verſtandenen Winke — leiſe verſchwinden. — Die Andeutungen der Räthin Kuchel von dem Zweck der Beſucherinnen dieſes Wolluſttempels wurden ihr gegenwärtig und verſtändlich; ſie ſchauderte vor ihren Geſellſchafterinnen; ſie ſchauderte vor ſich ſelbſt; ſie ſchauderte vor dem ganzen menſchlichen Geſchlecht; ihr flammendes Sehnen hatte ſich verkühlt an dem demüthigenden Gedanken, eine Verworfene zu ſein wie dieſe Verworfenen; ſie ſtand auf, um nach dem Lohnlakaien umherzublicken und ſich zu retten vor der Erinnerung, durch welche die nächſte Stunde ihr Leben zu brandmarken drohte — da — ſie zitterte — da wogte der hellgrüne Federbuſch über die buntbeſiederten Hüte hinweg, und unter ihm blitzte die Agraffe in der Form der bedeutungsvollen Acht ihr entgegen.

„Das iſt er!“ rief ihr Herz, und der Flüchtigedanke war ihr entſchwunden. Sie ſtand bebend an die Säule gelehnt.

Der hellgrüne Domino brach ſich einen Weg durch das Gedränge; jetzt ſtand er, ſie betrachtend, ihr gegenüber. Das Herz ſchlug ihr hörbar. „Iſt er's, oder iſt er's nicht? — O, wenn doch nur einen Augenblick lang die Larve ihm entfiele!“ — Sie ſtarrte ihn an, als wolle ſie die ſchwarze Hülle durchdringen mit ihrem Blick; da ſah ſie eine andere Maske ihm entgegentreten und ihn anreden; ſie hörte die Worte: „Ei, ei, Freund Hochwart; auch ſchon wieder hier?“ — „Er iſt's!“ ſagte ſie ſich, und noch einmal, als ſie bemerkte, daß Hochwart dem vorlauten Frager unwillig den Rücken wandte, und den Seidenmantel dichter um ſein Kinn zuſammenzog, wiederholte ſie es ſich: „Er iſt's! — aber — wie er mich anſtarrt; entdeckt er vielleicht, daß ich's nicht bin, die er ſucht?“ —

Er entdeckte es nicht; zuverſichtlich näherte er ſich der bebenden Ruſſin und bot ihr den Arm. — Sie nahm ihn, und taumelte an ſeiner Seite — ſie wußte nicht wohin. —

Warm, zum Erſticken warm, aber undurchſichtig empfing die Luft eines unerleuchteten Zimmers das Paar; ihr Begleiter führte ſie dem gluthauchenden Ofen vorüber, einem Sofa zu; die Larve entſank ihr, ſie barg das Geſicht in die ſchwellenden Sofakiſſen. — Er ergriff ihre Hand; da, plötzlich des Ringes eingedenk, der ſchon einmal ihr zum Verräther geworden war, entriß ſie die Hand ihm, zog den Ring vom Finger und barg ihn in den Buſen. — Jetzt fühlte ſie ſich umſchlungen; ſie lüftete das geſenkte Antlitz den Lippen des geliebten Verräthers entgegen; ſie wußte, es war der verächtlichſte aller Heuchler; ſie wußte, ſein Kuß war erkäuflich; ſie wußte, Keiner ihrer Feinde hatte verbrochen an ihr, was dieſer verbrach in dieſem Augenblick, da er ſie ſelbſt zu ihrer eignen Nebenbuhlerin machte, und dennoch, wäre die Hälfte ihrer künftigen Tage ihr feil geweſen, ſie hätte ſie gegeben, um die andere Hälfte durch Minuten, wie dieſe, zu bereichern.

Allmählig verflatterte der Lügengeiſt, der dem Träumenden und dem Berauſchten mit Paradieſen ſchmeichelt, welche den Traum und den Rauſch nicht überdauern; Learoſa fühlte Hochwart's Lippen auf ihrer Hand glühen; dieſes Sinken ſeiner Küſſe von ihren Lippen zu ihrer Hand herab war ſchon ein Abwärtsſchritt ihres Glückes, deſſen Gipfelpunct hinter ihr lag. Von nun an ſollte ſie abwärts ſchreiten durch's Leben, immer abwärts, bis zum Moment des letzten Abwärtsſchrittes, der das Leben ſchließt. — Nein, es war nicht möglich! ſie konnte ihn nicht miſſen, ihn, den Einzigen, in deſſen Macht es ſtand, ſie auf ihrem Schwingpuncte zu erhalten. „Hochwart," flüſterte ſie, ſeine Hand umklammernd, „Hochwart, ich bin's, Learoſa!"

„Ich bin" — ſo erhub der Spender ihres ſüßen Glückes leiſe und ſcheu ſeine Stimme — „ich bin nicht Hochwart; ich bin — Martin!"

Alle Schrecken, welche die unglückliche Frau niedergeworfen und emporgeſcheucht hatten in ihrem vielbefeindeten Leben, verzwergten ſich gegen das Entſetzen, das ſeine Todesſchauer über ſie ausgoß in dieſem Augenblick. Das Fliegen ihrer Muskeln war mehr als Zittern; das Wirbeln in ihrem Hirne war mehr als Schwindel — das waren die Boten des Todes! —

„Ihre Excellenz! — Frau Gräfin! — wahrhaftig, es iſt, als würden Sie ohnmächtig," wimmerte Martin, mit der irrenden Hand ihre Schläfe berührend.

Sie hörte ſeine Worte nicht, ſie fühlte ſeine Berührung nicht; — da öffnete ein heller Lichtſtrahl ihre verſchloſſenen Sinne; ſie blickte auf, und vor ihr ſtand Martin mit einer brennenden Kerze. — Wie vor einem Geſpenſte ſich entſetzend, ſtreckte ſie abwehrend die Hand ihm entgegen; er war im Begriff, ſie zu ergreifen und ſich neben ſie zu ſetzen; da ſprang ſie auf, und ſtand, gleich einer Geiſterbeſchwörerin, bleich, das Auge rollend, alle Glieder in fliegender Bewegung, vor ihm. „Du — Du — Du?" röchelte ſie ihn an; — „Du warſt es, der —"

Weiter reichte die Kraft ihres Athems nicht.

„Ja, ich war es!" ächzte Martin. „Aber haben Sie Barmherzigkeit mit mir, gnädige, theuerſte, geliebteſte Gräfin! Ich habe mein Herz, meine Sehnſucht, meine brennende Liebe nicht zu überwinden vermocht; ich konnte Sie dem Hauptmann nicht überlaſſen! Ich hätt' ihn morden müſſen in Ihren Armen! O, Gräſin, einzige Gräſin, haben Sie Erbarmen mit mir! Ihnen will ich dienen mit Blut und Leben, aber von dem Hauptmann Befehle anzunehmen, das vermag ich nicht! — O, geliebte Gräſin, Sie ſind ja ſo ſelig geweſen unter meinen Küſſen; ich kann Ihnen alſo ja den Hauptmann erſetzen; denken Sie immer, er ſei's, den Sie in den Armen halten, wenn ich —"

„Ungeheuer! raſendes, abſcheuliches Ungeheuer!" fiel Learoſa dem verrätheriſchen Buben außer ſich in die vermeſſene Rede. „Ungeheuer, Du weißt nicht, welch' ein Verbrechen Du begangen, und zu welch' einer Verbrecherin Du mich gemacht haſt! — Was bleibt mir jetzt noch übrig als — ſterben — ſterben!"

Als bewege der Fußboden ſich unter ihr — ihr war's, als ſei er ein hohler Grabhügel, der einſinke unter ihren Füßen — ſo ſchwankte ſie und taumelte an die Wand. — Martin wollte ſie halten, ſie unterſtützen; da ſpannte ihr Abſcheu vor ihm ihre Nerven an; ſie ſtieß ihn zurück, riß die Thür auf, und flüchtete hinaus.

„Gräſin! Um Gottes willen!" ſo rufend eilte

Martin ihr nach. — Die Angſt vor ihm beflügelte ihren Fuß; ihr unbewußt ward das Schmettern der Muſik ihr zum Wegeleiter; ſie fand die Treppe, und ſtürzte mehr todt als lebendig dem hier ihrer harrenden Lohnlakaien in den Arm.

„Ah, gnäd'ge Frau wollen ſchon zu Hauſe? — Hier, den Pelz; Sie ſind erhitzt und auf der Treppe iſt's zugluftig.“ — Mit dieſen Worten entwickelte er den Pelz, und ohne zu wiſſen, was mit ihr geſchah, ließ Learoſa ſich einhüllen.

„Oben am Kragen muß noch zugehakt werden,“ ſagte Martin, welcher die Flüchtige hier ereilt hatte, und ſtreckte ſeine Hände nach dem überfallenden Kragen des Pelzes aus. — Da weckte ſein Anblick Learoſa's Angſt wieder zum Leben auf; ſie ſtieß ihn zurück und flog die Treppe hinab. — Der Fußtritt ihres Verfolgers, der auf den Stufen ihr nachſcholl, brachte ſie um den Reſt ihrer Beſinnung; ſtatt rechtsab dem Ausgange entgegen zu biegen, ſchlug ſie den in gerader Richtung fortlaufenden Corridor ein, und ſank — ſie wußte nicht wo — von ihren Kräften verlaſſen, nieder.

Nach und nach zertheilten ſich die Wolken vor ihren Augen. „Wo bin ich?“ frug ſie ſich, ſcheu umherblickend. So viel ſie bei dem Scheine des Lichts erkennen konnte, welches durch die Glasthür eines benachbarten, hell erleuchteten Zimmers fiel, befand ſie ſich in einem kleinen Cabinet, deſſen ganze Einrichtung ſich auf ein Sofa beſchränkte.

„Wohin nun?“ ſtöhnte ſie. — „In's Grab! In's Grab! — — Aber — jenſeit des Grabes, da iſt Gott! — Da iſt die Hölle!“ — Sie krümmte zitternd ſich zuſammen.

Es ward wieder lichter vor ihren Augen, und noch einmal frug ſie ſich: „wohin?“ — Nach ihrer Wohnung? — Nein, da fand Er ſie ja! Er, von allen Fürchterlichen, die auf Erden lebten, ihr der Fürchterlichſte — ihr Bruder! —

Aber wie, wenn ſie, ohne zurückzukehren nach ihrer Wohnung, die Flucht antrat nach Simbach; — dort rettete, was zu retten war im Fluge, von ihrem Eigenthum, und dann den lichtloſeſten Winkel aufſuchte, der ſie verbergen konnte in ſeinem Dunkel? — Sollte ſie keinen Menſchen geneigt machen können, ihr beizuſtehen zu dieſer letzten Flucht? — Stimmen wurden laut in der Nähe; Learoſa ſchwankte an das Fenſter der Thür, um einen hülfreichen Menſchen zu ſuchen; das nächſtanſtoßende Zimmer war leer, das folgende aber von Gruppen blühender Mädchen und Männern jedes Alters durchſchwärmt. — Jetzt ſonderten zwei Mädchen ſchäkernd ſich ab von dem heitern Schwarme und flüchteten in das Nachbarzimmer des Cabinets; ein ältlicher Mann, deſſen hervorſtechendſter Geſichtszug ein Satyrgrinſen war, folgte ihnen — und das Entſetzen des Anblicks der tiefſten Entwürdigung ihres Geſchlechts verſchloß Learoſa die Augen.

„Das iſt die Hölle!“ ſchrie es mit Donnerſtimmen in Learoſa's Innerm. „Wohin? — Wohin?“ — Verworren an Geiſt und Sinnen ſank ſie auf den Sofa hin.

Ein Lärmen ſchreckte ſie auf. „Er hat mich betrogen, der Jude!“ kreiſchte eine Weiberſtimme. „Er hat mir einen Thaler gegeben, der nur fünf Groſchen gilt! Einen Thaler aus dem ſiebenjährigen Kriege! Einen kupfernen!“

Das Gekreiſch der betrogenen Dirne füllte das Zimmer; es wurde gelacht, geſungen und ein Tiſch mit einem mächtigen Punſchnapfe bepflanzt. — Die Luft ſchwoll von dem Getöſe thieriſcher Luſt.

„Das iſt die Hölle, und das ſind ihre Teufel!“ zitterte das Entſetzen auf Learoſa's Lippen. „Fort aus der Hölle! Es kann keine ärgere geben!“

Sie ſchwankte der Seitenthür zu, öffnete ſie und ſchlüpfte hinaus auf den Corridor; da ſchritt ein breitſchultriger Mann, eine maſuriſche Tanzweiſe pfeifend, ihr entgegen; ſie taumelte zurück in das Cabinet; aber er hatte ſie bereits geſehen, ſtürmte ihr nach und riß ſie hinein in das Zimmer.

„Seht, ein Nymph in Pelz!“ ſo mit der Unbehülflichkeit eines Ausländers die deutſche Sprache mißhandelnd, brüllte Learoſa's Führer lachend der Geſellſchaft zu. Alles ſprang auf; der Eine warf das Mädchen von ſeinem Schooße, welches ſeinen Nacken umſchlungen hielt; Andere verließen den Punſchtiſch, um die neue intereſſante Erſcheinung zu beäugeln, und auch die Mehrzahl der Dirnen drängte ſich herbei; nur Einige blieben zurück, um gierig über den unbewachten Punſchnapf herzufallen.

„Zieh' aus Dein Pelz!“ brüllte der Pole, und verſuchte den Gurt des reichen Sammetpelzes zu löſen. Learoſa ſtieß ihn zurück; da ſchrie er: „Was? Du willſt wehren Dich? Du willſt Krieg haben mit Graf Ratulinski? — Gut! komm her; probier: machſt Du mich gefangen, oder ich Dich?“

Er ergriff ſie mit herkuliſchen Armen; da öffnete Martin, der angſtvoll die Unglückliche geſucht hatte, die Thür, ſah, wie der Pole ſie überwältigte; und zu furchtſam, ſie ihm abzuringen, ſtürzte er in das nahe Wirthszimmer, um Hülfe zu holen.

„Seht, ich hab' ſie gefangen!“ jubelte der Pole, ſeine Beute hoch emporſchwingend. „Was? Noch Krieg? Willſt Du kratzen? Willſt Du mir zauſen die Haare? Wart!“ — Er bemächtigte ſich ihrer Hände. — „Nun ſollſt Du büßen! — Flötenuhr, ſpiel Siegesmarſch! Adieu, meine Herren!“

Ein Jubelgebrüll begleitete ihn in das anſtoßende Cabinet, und tobte an der offenen Thür deſſelben, untermiſcht von den Orgeltönen der Spieluhr und dem kreiſchenden Gelächter der zuchtloſen Dirnenhorde, ſtürmiſch fort.

Indeß war es Martin gelungen, die Wirthin zu verſtändigen, daß eine ſehr vornehme Dame auf dem Wege von den obern Räumen des Hauſes nach dem Portal ſich in dieſen Corridor verirrt habe und der gröbſten Mißhandlung unterliege. Die Wirthin drang in das Cabinet und ſogleich auf den Polen mit Vorſtellungen ein, ſie und ſich ſelbſt nicht der Strenge der Polizei Preis zu geben, ſondern die Dame zu entlaſſen, welche durch einen Zufall in dieſen Theil des Gebäudes gerathen ſei. Einige der Anweſenden unterſtützten das Weib, und der Pole drückte lachend ſein Schnupftuch auf ſein zerkratztes Geſicht.

Seit Learoſa's Gedanken: „das iſt die Hölle, und das ſind ihre Teufel," der hirnzerrüttende Zuſatz: „und ich bin ihre Beute!" ſich angehängt hatte, war ihre Kraft gewichen; — jetzt, als ſie den über ihr geſchloſſenen Schlund des Höllenabgrunds wieder geöffnet und den Weg zum Lichte frei ſah, ſpannten ihre Sehnen ſich wieder an. Sie raffte ſich auf und taumelte hinaus.

„Hier iſt Ihr Muff, Excellenz,“ flüſterte Martin, als ſie ihm vorüber ſchwankte; ſeine Stimme klang ihr wie ein ſataniſches Hohngelächter; ſie beflügelte ihren Schritt; ein Seitenpförtchen zur linken Hand ſtand offen; ohne zu wählen ſtürzte ſie hinaus, und ſtand auf der Straße.

„Hier, hier, Excellenz!“ rief Marin ihr nach, „hier, zur Rechten führt's zum Portal, wo Ihr Wagen hält.“ — Learoſa hörte, aber verſtand nicht, was er ſagte, und das Grauen vor ihm trieb ſie bewußtlos von dannen.

Erſchrocken eilte Martin ihr nach, aber jedesmal, wenn es ihm gelungen war, ſie einzuholen, raffte ſie angſtvoll ihre Kräfte zuſammen und riß ſich los von ihm. „Mein Gott, wohin werden wir gerathen?“ frug er ſich ſorgend, als er die engen krummen Gaſſen, deren Richtungen das Flockengewirbel ihn zu bemerken hinderte, immer irrſamer und lichtloſer werden ſah. Er hatte kaum noch Athem, die unglückliche Flüchtlingin zu verfolgen, welche jetzt, von ihren Kräften verlaſſen, niederſank.

Er eilte, ſie zu erreichen, doch gleichzeitig mit ihm bewegte eine menſchliche Geſtalt von der andern Seite ſich ihr entgegen. — Martin ſtutzte und drückte ſich bänglich hinter einen vorſpringenden Kellerhals. — Der Wanderer blieb ſtehen vor Learoſa, forſchte, wer ſie ſei, was ſie hier beginne, und gab ſich als den Nachtwächter dieſes Stadtbezirks kund.

Nun ſprang Martin vor, erzählte dem Nachtwächter, daß die Kutſche, welcher ſeine Gebieterin zur Heimkehr vom Balle ſich bedient, unterwegs Schaden genommen, daß er keine andere in der Nähe aufzutreiben gewußt habe, und daß die Dame zur Wanderung gezwungen und, ſolcher Anſtrengungen ungewohnt, hier erſchöpft niedergeſunken ſei.

Der Nachtwächter verſprach Hülfe, aber hier unter freiem Himmel konnte die verunglückte Dame den Wagen nicht abwarten, den er herbeiholen zu wollen verhieß. Er blickte umher, ſah Licht durch die Ritzen eines Fenſterladens ſchimmern und pochte an dieſen.

Eine männliche Stimme forſchte nach dem Begehren des Störers, und bedeutete den Nachtwächter, als dieſer ihn bat, einer verunglückten Dame auf kurze Zeit Obdach zu geben, daß in dieſem Zimmer ein Kranker liege. Der Nachtwächter ließ ſich aber nicht abweiſen; rings umher ſchlafe Alles, und die Dame laufe Gefahr zu erfrieren, wenn ſie nicht ſogleich Aufnahme finde. Der Bewohner des Zimmers ließ ſich erweichen und öffnete das Haus. Learoſa, völlig ſtumpf an Sinnen, ließ ſich hineinführen. Plötzlich ſchärfte der Anblick des jungen Mannes, der ſie unterſtützte, ihr gelähmtes Auge; dieſer Mann war — Dederow, der Junker, welcher die Unternehmung geleitet hatte, der ſie ihre Befreiung aus dem byslawer Kloſter dankte; — aber ehe ſie noch ihr Antlitz ihm verbergen konnte, dröhnte der Ton einer Stimme, welche ſie aus dem Grabe zu wecken vermocht hätte, durch ihr Ohr an ihr Gehirn. „Learoſa!“ rief dieſe Stimme; ihr Auge flog dem Winkel zu, in welchem das Bett des Kranken ſtand, von deſſen Lippen dieſer Ruf geflohen war, und aus dieſem Bette ragte Hochwart's todtbleiches Antlitz hervor.

Die entſetzlichſte Seelenangſt bemächtigte ſich Martins, der an der Thüre ſtehen geblieben war, als er den Mann erkannte, deſſen Namen er ſich heut' angelogen hatte, um ſich und Learoſa des fürchterlichſten Verbrechens ſchuldig zu machen. Er ſah, wie ſie zu dem Bette taumelte, niederſank an demſelben, und nicht zweifelnd, daß ſie ihrem Freunde ſeinen Verrath entdecken, nicht zweifelnd, daß dieſer an ihm dieſelbe Rache nehmen werde, welche er an dem Grafen Rottingerode genommen, ſchlüpfte er leiſe zum Zimmer hinaus, fluchtfertig den Drücker der Hausthüre in der Hand haltend.

„Learoſa — Sie? — Sie ſuchen mich auf? — In dieſer ſtürmiſchen Nacht? — Sie vergeſſen Alles? — Alles? — Nein, das iſt zu viel!“ brach Hochwart, bis ins Innerſte erſchüttert von dieſem Beweiſe ihrer rückhaltloſen Leidenſchaft, aus. — „Dederow,“ wandte er ſich an ſeinen Geſellſchafter, „lieber Dederow, ich bitte Sie, verlaſſen Sie uns auf ein paar Minuten.“

Learoſa's Bruſt glich einem Schlangenneſte, deſſen Brut, erwachend aus einer todesähnlichen Erſtarrung, zu wimmeln beginnt; bewußtlos war ſie hingetaumelt und niedergeſunken an Hochwart's Lager; jetzt entwölkte ihre ſchreckensvolle Welt ſich ihrem Auge; ſie wußte, was ſie war; ſie begriff, wofür er ſie hielt; ſie mußte den Irrthum ihm rauben, und angſthaft ſeine Hand umklammernd, ſtieß ſie heraus: „Ja, ja, ich habe Dich geſucht, aber — aber —"

Ihre Zunge zitterte unter der Laſt des Gedankens, den ſie an's Licht tragen ſollte. — Hochwart war ſeiner nicht mehr mächtig. „Gott vergebe meiner Schwäche, aber — ich kann nicht widerſtehen!" rief er, den Arm um ihren Nacken ſchlingend und ſie an ſich ziehend. „Es iſt — ich fühl' es, es iſt unverantwortlich von mir, das Opfer anzunehmen, welches Sie mir bringen; — aber — es iſt ja ſchon gebracht! Sie haben ſich vor den Augen Ihres Dienſtboten erniedrigt, mich aufzuſuchen in meiner Wohnung; Sie haben meinetwillen Ihr zarteſtes Beſitzthum, Ihren Ruf preisgegeben. — So ſei es denn, Learoſa! Ich will, was Sie wollen, will für Sie und mit Ihnen leben, wenn Sie den Muth haben, Alles, was Sie beſitzen, den rechtmäßigen Erben Ihres verſtorbenen Gemahls, ſeinen

Enkeln, zuzuwerfen, öffentlich mir die Hand zu geben und auszuwandern an meiner Hand in einen andern Welttheil. Sie werden allerdings viel, woran Ihr Reichthum Sie gewöhnt hat, aber doch nicht Alles verlieren; die Hand des himmliſchen Schickſalslenkers hat ſeit heute Mittag die Ausſichten in meine Zukunft hoffnungsreich entwölkt; leſen Sie dieſen Brief, und dann ſagen Sie mir, ob Sie dort, wohin dieſer Brief mich ruft, an der Bruſt des Mannes, der ihn ſchrieb, um mich zu ſich zu rufen, an meiner Hand das Glück ſuchen wollen, das ich verzweifelte auf Erden zu finden."

„Zu ſpät! Zu ſpät!" wimmerte Learoſa, und ließ, das Herz von den nagendſten Zähnen ihrer Erinnerung zerfreſſen, den Brief, den Hochwart ihr reichte, ihren zitternden Händen entſinken. Vier Stunden früher dieſes Wort von dieſen Lippen, und keinem Engel in Gottes Himmel hätte ſie ihre Seligkeit zum Tauſche gegen die ſeinige antragen mögen; jetzt aber — Mutter vielleicht, Mutter eines Weſens, deſſen Lebenswecker der Sohn ihres Vaters war — ihre Seele erlag unter der Laſt dieſes Gedankens.

„Zu ſpät?“ wiederholte Hochwart. „Was vor vier Tagen noch reif war, das iſt jetzt verdorrt? — Learoſa, was iſt vorgegangen ſeit dieſen vier Tagen?“

Learoſa antwortete nicht. Sie verbarg das Geſicht an ſeinem Kiſſen. Das Bild ihrer verlorenen Welt zog ihren geſchloſſenen Augen vorüber. — „Es iſt vorbei — vorbei!“ jammerte ſie und ſprang auf.

„Was iſt vorbei?“ frug Hochwart mit ſteigender Spannung; ſie hielt die Hände auf ihr Geſicht; ihr Pelz entfaltete ſich und ihre theatraliſche Kleidung ward ſichtbar. Hochwart's Auge glitt auf und ab an ihr, von dem in Fetzen umherhängenden Blondenkragen hinab zu dem beſudelten Untergewande, und dann wieder aufwärts, von den weißen, goldgeſtickten Stiefeln zu dem goldenen Gürtel, welcher das ruſſiſche Oberkleid in der Bruſtgegend nur mangelhaft ſchloß. „Learoſa, was bedeutet dieſer Aufzug?“ frug er. „Sagen Sie mir: welchen Zweck hat dieſer Putz? — Ich beſchwöre Sie, Learoſa, antworten Sie mir: gingen Sie, mich zu ſuchen aus? — Oder iſt's wahr, was der Menſch ſagte, der Sie einführte, daß Ihr Wagen, der Sie vom Balle heimführen ſollte, gebrochen ſei?"

Qualen, wie noch kein Folterknecht ſie erſann, zerrten an Learoſa's Lebensbanden; was ſollte ſie antworten? — Bekennen, was ſie verbrochen und was ſie gelitten hatte? — O, wo gab es Worte für ſolch ein Bekenntniß? — Was frommte es ihm auch, ſich zu entſetzen vor ihr? — Losgeriſſen war ſie von ihm auf immer; warum ſollte ſie ihr Bild, mit Abſcheu erregendem Schmutz bedeckt, ihm mitgeben in ſeine Zukunft? — Sie ſchwieg.

Jetzt ſchlug es an den Laden. „Meine Herrſchaften, ich bring' einen Miethskutſcher," rief der Nachtwächter. Learoſa fuhr zuſammen; der Scheidemoment war da; der letzte Blick in das Auge des verlorenen Geliebten — erſt ein unausſprechlich-inniger, ward allmählig zum geiſterhaft-ſtieren. „Florentin," ſprach ſie mit bebender Stimme, „ich habe nicht geglaubt, noch einmal auf Erden in Ihr Antlitz blicken zu müſſen; ich habe nicht geglaubt, fähig zu ſein, dieſen Anblick zu ertragen. — Ich hab' ihn ertragen ſollen, um das Bild meiner verſcherzten Seligkeit mitzunehmen und umherzutragen in meiner Seele. — Das hat Gott — der rächende Gott gethan! — Florentin, wir ſind getrennt von einander! Gehen Sie, wohin Gott Sie ruft! Wir dürfen auf Erden einander nicht wieder begegnen.“

Sie wandte ſich ſchnell um. „Learoſa!“ hörte ſie hinter ſich Hochwart's jammernd beſchwörende Stimme, aber ſie flog unaufhaltſam dem Wagen zu. — Martin hob ſie hinein; ſie zuckte, aber ſie ließ es geſchehen. Die Pferde zogen an.

Zum erſten Male machte das Wiegen des Kutſchwagens das Haupt ihr ſchwindeln; es war zu ſchwer von ſeinem Inhalte; ſie ließ es an das Polſter der Seitenwand ſinken und verfiel in Träume. — Ein heftiger Fieberfroſt erweckte ſie; ſie fand ſich in ihrem Bette, und ward allmählig ſich ihrer bewußt. — Und plötzlich mit ihrem erwachenden Bewußtſein fing die furchtbarſte Fiebergluth an, ihr Gehirn zu zerrütten; Schlag auf Schlag, mit ihrem Pulſe Schritt haltend, tauchte ein Fratzenbild nach dem andern aus dem hinter ihr gähnenden ſchwarzen Schlund auf und gaukelte in ſpukhaft greller Beleuchtung vor ihr her. Sie richtete ſich auf und badete ihre Stirn in kaltem Waſſer; ihr ward leichter; ſie konnte wieder denken; die Geſpenſter verſchwanden, aber die Weſen blieben und der Tauſch beglückte ſie nicht. — Zum zweiten Male — ſie empfand es mit den Schrecken der Todesſtunde einer Miſſethäterin — zum zweiten Male hatte der Vorſatz zu ſündigen, ſich an ihr ſelber gerächt, und das Haar ſträubte ſich ihr zu Berge bei dem Anblick des ungeheueren Fortſchrittes ihrer Nemeſis. Das erſte Erſcheinen der gewaltigen Gottheit, unmittelbar ihrem erſten Falle folgend, hatte gewarnt, gedroht, hatte ihr gezeigt, was ſie vermochte; jetzt, zum zweiten Male gerufen, ſtand ſie in ihrer ganzen Furchtbarkeit da. Sie verbarg ihr Antlitz, als könne ſie der ſchrecklichen Gerichtsbotin entfliehen, wenn ſie das Auge ſchließe; aber je feſter ſie es ſchloß, je heller trat Alles, was ſie verbrochen, Alles, was ſie verloren und Alles, was ſie zu fürchten hatte, vor ihr hin. Hochwart, der reine, himmelreife Menſch, deſſen Seelenhimmel ſie zu beflecken getrachtet hatte — er war ihr verloren! — Was kümmerte ſie noch das Maaß ihrer geringeren Lebensgüter, die ſie zu verlieren hatte? Was kümmerte es ſie, wenn der verrätheriſche Bube nach dem ungeheueren an ihr begangenen Verrath nun auch den kleinen noch verübte, die Kunde von ihrer Sündthat, von ihrer Schande verkaufte, und ſie dem Elend, dem Mangel bloßgab? — Was hatte ſie noch zu fürchten, als das höllenreiſende Schickſal, Mutter eines Weſens zu werden, deſſen Vater, gleich ihr — Erbe des Blutes ihres Vaters war? —

Betäubt von dem ſinnenlähmenden Eindruck dieſer Frage, ließ ſie das Haupt ſinken; da regte ſich etwas neben ihr; — ſie horchte auf; ein tiefer Seufzer ſchlug an ihr Ohr. — „Wer iſt da?“ frug ſie, und ein kreiſchender Aufſchrei entriß ſich ihr, als hinter den Vorhängen ihres Bettes Martin hervorkroch.

„Ach, wimmern Sie nicht ſo; ich halt' es nicht aus; es zerreißt mir die Seele!“ ſtammelte er, die Lippen furchtſam niederbeugend zu ihrer Hand. — Sie ſtieß ihn mit Abſcheu zurück. „Fort von mir, Schlange!“ ſchrie ſie. „Geh hin, verrathe mich! Verkaufe mich, und mäſte die Raben von Deinem Blutgelde, bis Du reif ſein wirſt, ſie mit Deinem Leichnam zu mäſten!"

„Ach, da ſei Gott für!" jammerte Martin. „Sterben möcht' ich für Sie, aber Sie verrathen? — Eh' möcht' ich Ihre Feinde mit meinen Händen zerreißen! — O, könnten Sie in mein Herz ſehen! Wüßten Sie, wie elend ich geweſen bin ſeit jener Nacht, in welcher mir die Augen aufgingen, warum ich den Hauptmann hatte zu Ihnen führen ſollen, und welches Unglück Ihnen geſchehen war durch den Grafen, den der Hauptmann erſtach! — Und wüßten Sie, wie die Hölle getobt hat in mir, ſeit Sie zum zweiten Male trachteten nach dem Hauptmann — Sie würden Barmherzigkeit mit mir haben, Sie würden mir vergeben, mich nicht verſtoßen, und ſich vielleicht gewöhnen an mich, an meine Liebe. — Ach, Sie finden kein treueres Herz auf Erden als das meinige! — Denken Sie zurück, ich war immer an Sie gefeſſelt; was trieb mich, als ich ein Knabe noch war, von Thomsfelda weg, Tag und Nacht Ihnen zu Hülfe? Was jagte mich, um Ihnen die Frau von Zſchechwitz zu holen, mit blutigen

Füßen von dannen? — Das that mein Herz! — Das that meine Liebe! Und Herz und Liebe ſind gewachſen mit mir — reichen über das Grab, über den Himmel hinaus; — ich kann nicht laſſen von Ihnen! Sie müſſen mir vergeben, oder mich morden!"

„Unglücklicher!" ſtöhnte Learoſa. „Deine Liebe iſt ein Verbrechen — das gräßlichſte, welches die Erde kennt, das gräßlichſte, welches der Himmel rächt; was Du gethan haſt an mir, das wiegt Vatermord und Muttermord auf, denn" — ſie beugte ſich dicht an ſein Ohr hin, als fürchte ſie ſich, ſelbſt zu hören, was auf ihren Lippen zitterte, und dennoch hatte nie ihre Stimme die Luft kreiſchender zerriſſen als jetzt, indem ſie ſchrie: „Du biſt meines Vaters Sohn! Ich bin Deine Schweſter!"

Martin's Augen brachen wie Leichenaugen; ſein Haar ſträubte ſich; ſeine Bruſt ſtand ſtill. — Plötzlich wurde ſein Blick zum rollenden, wilden, ſein Geſicht verzerrte ſich; ſeine Finger, zu Krallen gebogen, wühlten in ſeinen Haaren. „Schweſter! Schweſter!“ ſchrie er. „Ich bin verdammt! Du biſt verdammt! Gott ſei uns Verdammten gnädig!“

Er warf ſich auf den Boden — Mit Angſt hörte Learoſa Menſchentritte nahen; die Räthin Kuchel, gerufen durch Martin's Gebrüll, ſtürzte herein. — Martin ſprang auf, ihr entgegen und ſchrie: „Ich bin ihr Bruder! Ich bin ihr Bruder! — Köpft mich! Verbrennt mich!“

Der Athem blieb Learoſa aus; ein Krampf ſchnürte ihr die Kehle zu, das Licht verging ihren Augen.

Anfänglich wie aus weiter Ferne, dann immer näher und verſtändlicher wogte ein geſangartiger Rumor um Learoſa's Lager, und wie im Traume horchend, vernahm ſie folgende, in Choral-Weiſe abgeſungene Worte:

„Fahr' aus, fahr' aus, du böſer Geiſt,
Fahr' ein zu deiner Höllen!
Der Seelenbräutgam allermeiſt,
Der wohnet hie zur Stellen;
Und wo der theure Bräut'gam wohnt,
Da iſt die Braut gar wohl verſchont.“

Sie ſchlug die Augen auf, und um ihr Bett ſtand ihre geſammte Hausgenoſſenſchaft, von dem alten Meiſter Labemann an bis zum Barbier hinauf, mit gefaltenen Händen und andächtigen Geſichtern verſammelt. Nur Martin und der Geheimſecretair fehlten.

„Bin ich wahnſinnig, oder ſind's dieſe Menſchen?“ frug Learoſa ſich, und ſah ſcheu den alten Goldſchmidt an, der mit ſeltſamen Grimaſſen zu ſchreien anhob: „Seht Ihr's? Seht Ihr's? Ihro Gnaden ſind frei von den Banden des Böſen! Das hat der heilige Geiſt gethan! Wir brauchen keinen Doctor; wir ſprechen zum Beſeſſenen: „Fahr' aus, böſer Geiſt, und ſiehe: er fährt aus.“

Learoſa fühlte, der Kopf müſſe ihr zerſpringen; ſie winkte mühſam mit der Hand, um den beängſtigenden Zuſpruch abzuwehren. Die Räthin errieth ſie, und auf ihr Zureden verließ erſt der fromme Barbier, dann Meiſter Labemann das Zimmer; ſie aber nahm den Platz an Learoſa's Bette, und ſagte: „Wertheſte, allein ſein iſt nicht gut für den Menſchen; iſt der Menſch einſam, dann ſtellen die böſen

Gedanken ſich ein, an Lug und Trug, an fleiſchlicher Luſt und an allen Satanswerken; ich will Erbarmen haben mit Ihrer armen Seele und Sie nicht allein laſſen mit dem Feinde Ihres Heils.“

Dieſe Worte, wie lächerlich ſie auch früher Learoſa gedünkt haben würden, drangen jetzt gewichtig in ihre Seele; all' die fluchſchwangern Quellen ihrer Sündthaten hatten ſie in ihren einſamen Stunden überſchwemmt, und ſchaudernd, jetzt wieder einſam ſein zu ſollen mit ſich ſelbſt, umklammerte ſie die Hand der Räthin, um ſie feſtzuhalten.

„Sie ſind ſpät zu Hauſe gekommen in der Nacht, Wertheſte,“ begann dieſe. „Es war ſchon fünf Uhr; — ach, die Nacht iſt keines Menſchen Freund; in der Nacht ſchleicht der böſe Feind umher und verlockt die Seelen zu ſündigen Thaten, gleichviel, ob ſie ſchlafen oder wachen, denn der Böſe iſt auch dem ſchlafenden Sünder mächtig und erweitert nicht nur im Theater und auf Bällen ſein hölliſches Reich, ſondern ficht auch im Traume die arme Seele an; darum ſpricht der Herr: wachet und betet! — Ach, Wertheſte, hätten Sie gebetet, wie wir es gethan in dieſer Nacht, der böſe Feind würde keine Gewalt gehabt haben über Sie! — Haben Sie denn gebetet, geſtern Abend, eh' Sie fortfuhren, oder heut früh, als Sie zurückkehrten?"

„O, wann hätt' ich Elende gebetet?" ſchluchzte Learoſa, von der Mahnung an ihre verrätheriſchen Traumgeiſter fürchterlich ergriffen.

„Eine Elende nennen Sie ſich, Wertheſte? — O, da ſind Sie auf gutem Wege!" rief die Räthin mit freudig funkelnden Augen. „Derjenige, welcher einſieht, daß er eine von Gott verworfene Creatur iſt, der darf hoffen, aufgenommen zu werden am Tage, da der Herr kommen wird, die Böcke zu ſcheiden von den Schafen; denn es ſteht geſchrieben: „„Wer ſich ſelbſt erniedrigt, der wird erhöhet werden!"" — Darum demüthigen Sie ſich willig vor dem Herrn, der für alle ſündhafte Menſchen, alſo auch für Sie, gelitten hat, und mit ſeinem heiligen Blute all' Ihre Vergehungen bedecken wird, wie groß ſie auch ſein mögen."

Der Predigerton, in welchen die fromme Frau verfallen war, ſchwirrte betäubend um Learoſa's Ohren; ſie ſchüttelte den Kopf, um ihr ein Zeichen zu geben, inne zu halten; aber die Bußpredigerin mißdeutete dies Zeichen. „Wie, Sie glauben mir nicht?“ rief ſie. „Sie zweifeln an der Gnade des Herrn? An der Macht des Herrn? — Sie zweifeln, daß er den Sünder ſelig ſprechen könne, trotz Mord und Blutſchande? — Nein, zweifeln Sie nicht; bergen Sie Ihre Miſſethat in Jeſu Wunden, und ich ſage Ihnen: Sie werden zu Gnaden angenommen werden, und mag Ihr Genoß auf dem Sündenwege auch der eigne Bruder ſein! — Aber, was ich fragen wollte: iſt's denn wirklich Ihr eigner, leiblicher Bruder? — Und hat er's gewußt, daß er es ſei, als er die Finſterniß benutzte, Sie zu beſchleichen und zu täuſchen? — Der heilloſe Burſche!“

Jetzt brach die Verzweiflung der unſeligen Sünderin lichterloh aus; das Entſetzen, ihre Miſſethat angeſchaut zu ſehen von fremden Augen, ihr Verbrechen mit Namen nennen zu hören von fremder Zunge, war zu groß, der Anblick einer Mitwiſſerin um ihr ſchändendes, den Arm der weltlichen wie der himmliſchen Gerechtigkeit wider ſie waffnendes Elend war zu beugend; die gräßlichſte Einöde dünkte ihr wohlthätig in dieſem ſchrecklichen Augenblick. Sie fuhr empor, aber ihr ſchwerer, ſchwindelnder Kopf ſenkte ſich wieder.

„Mein Gott, Wertheſte, was wollen Sie beginnen?“ frug die Räthin, ihr in den Arm fallend, den ſie nach ihren Kleidungsſtücken ausſtreckte.

„Fort will ich!“ hauchte Learoſa mit wild fliegendem Athem. „Fort, fort, fort! Weit fort!“

„Nicht doch, Sie bleiben bei uns, Wertheſte,“ entgegnete mit freundlichem Zuſpruch die Räthin. „Sie ſind ja in Freundeshänden, und wo fänden Sie Freunde wie hier, die Ihnen hülfreicher wären, als ich, mit Troſt, mit Rath und mit Beiſtand? Laſſen Sie ſich nicht bange werden wegen Ihrer Verſchuldung; was Sie verbrochen haben, das läßt ſich hinwegbüßen und beten mit einem chriſtlichen Herzen; da haben viel größere Sünden auf den Seelen der heiligen Erzväter und Pſalmiſten gelegen, wie wir leſen in der Bibel, und doch haben Alle ihre Sünden hinweggebetet und geſungen, von Loth an bis auf König David. Sie wußten es ja nicht, Wertheſte, daß der böſe Feind Sie in die Hände des Burſchen gab, den der Geheimſecretair jetzt zu ſich genommen hat, um ihn bußfertig zu machen und ſeine arme Seele zu retten. Nur Ihr Fleiſch und Blut alſo hat ſo ſchwer geſündigt, und wenn Sie Vertrauen haben zu mir, ſo ſollen Sie wiſſen, daß der Herr den Seinen auch die Macht gegeben hat, den Leib zu reinigen von ſeiner Schuld. — Ja, ja, vertrauen Sie mir nur, wenn Sie etwa fürchten, Ihr Unglück könne ſich verrathen durch ſeine Frucht, wenn nämlich die Saat aufgehen ſollte, die der Böſe geſät hat; es giebt ein Mittelchen dagegen, ein Mittelchen, Sie verſtehen mich; ein Säftchen, ſüßlich wie Syrup, hinuntergeſchluckt, und die Saat des hölliſchen Sämanns muß verderben im Keime.“

Learoſa's ſtarres Blut begann wieder zu kreiſen unter dem Anhauch der neuen, erwärmenden Rettungshoffnung; ſie drang beſchwörend in die wohlthätige Freundin, nicht zu zögern mit ihrer Hülfe; aber dieſe mahnte zur Geduld, um den Verlauf eines Zeitraums von wenigſtens ſechs Wochen erſt abzuwarten, ehe ſie ſich einer vielleicht überflüſſigen, und in dieſem Falle lebensgefährlichen Cur unterwerfe.

Die Vorſtellung, noch ſechs Wochen lang dieſe Luft athmen zu ſollen, brachte Learoſa außer ſich; augenblickliche Erlöſung von den Folgen der an ihr verübten Frevelthat oder augenblicklichen Tod; eine andere Wahl hatte ſie nicht.

Noch immer wiegte die Räthin bedenklich das Haupt; ſie überzeugte ſich endlich zwar, daß ſie ein ſegenverdienendes Werk ſtifte, wenn ſie der Entſtehung des Zeugen einer ſo gottesläſterlichen Vereinigung eines Geſchwiſterpaars vorbeuge; aber die Beſtandtheile ihres geheimen Arcans, welche ſie einzeln in verſchiedenen Apotheken kaufen mußte, um durch ihre Zuſammenſetzung den Zweck derſelben nicht zu verrathen, durften ohne ärztliche Beglaubigung nicht verabfolgt werden; es war daher nöthig, die Apotheker oder ihre Gehülfen zu beſtechen, und dieſe Beſtechung konnte Summen erfodern, welche die Kräfte der frommen Frau überſtiegen.

Learoſa zögerte nicht mit dem Erbieten, ihre Rettung durch die Aufopferung ihres ganzen Beſitzthums zu erkaufen; ſie überreichte der Räthin den Schlüſſel zu ihrer Chatoulle; beſcheiden nahm dieſe ein Goldröllchen und entfernte ſich mit der Verheißung möglichſt baldiger Hülfe.

Leichter ward Learoſa der Aufſchlag des bleiſchweren Augenlides, ſeit ein Lichtſchimmer der Rettungshoffnung ihr aufgegangen war; aber bald verfinſterte ſich die Zukunft wieder; wenn es ihr auch gelang, die furchtbarſte Strafe ihrer That abzulenken von ihrem Haupte, woher ſollte ſie den Muth nehmen, ſich unter den geringeren und doch unerträglichen Laſten zu beugen, welche ſie niederſinken ſah von allen Seiten auf ſich? — Wie ſollte ſie von dem Anſtifter ihres Elends ſich befreien, deſſen fluchwürdige Liebesgluth ihn ihr anzufeſſeln drohte bis an das Grab? Und wie ſollte ſie ihm die Zunge binden, ohne ſich ſelbſt feſtzuketten an ihn? Und wie ſollte ſie das Leben ertragen, an dieſen Buben gefeſſelt und von Hochwart getrennt, — oder gar — von Hochwart noch einmal aufgeſucht? — Was wurde aus ihr, wenn er käme, — wenn er ſtürbe? — Jetzt ſah ſie ihn, bleich auf ſeinem Sterbelager; dann wieder vor ihr ſtehend, ihr in die Augen ſchauend, und fragen, wie in der vorigen Nacht: „Was iſt zu ſpät? — Was iſt vorbei?“ — Nein, er mußte fort, von hinnen! Das Vermächtniß ihrer Schweſter mußte ihm zum Mittel werden, ſie zu befreien von der Angſt vor ihm. — Und wenn ſie nun frei war von dieſer Angſt, wenn ſie ihn hinausgetrieben hatte in die fremde, liebeleere Welt, was dann beginnen, um nicht mehr zu denken, zu fürchten, zu träumen? — „Sterben! Sterben!“ jammerte ſie todesſehnſüchtig; aber da ſtand der Todtenrichter jenſeits des Grabes vor ihr, und das Höllenleben machte ſie ſtarr. Vergebens durchmuſterte ſie ihre Vergangenheit, um in ihren Werken einen Fürſprecher bei Gott zu ſuchen; und zum erſten Male ward ſie inne, daß faſt alle Menſchen, deren Hände eingegriffen in ihr Schickſal, die Annäherung an ſie mit dem Tode gebüßt hatten. Überall Blutſchulden, die ſie abzubüßen, Verbrechen, zu welchen ſie den Antrieb gegeben hatte; ſelbſt ihre Jugendliebe zu Hochwart erſchien ihr in dem Lichte des Ehebruchs; ihr Entſetzen vor ſich ſelber griff dem ſtrafenden Todtenrichter vor; der Fluch der Verdammniß entzitterte ihren eignen Lippen; und zu der Kraſt des Gebets, durch welche die ſündigen Patriarchen ihre Gebrechen geſühnt hatten, gebrach ihr Muth und Vertrauen.

Da ſchlug, halb heulend, halb winſelnd, ein Ton wie aus dem Grabe quellend, an ihr Ohr. Der Schreck riß ihr Haupt ſeitwärts, und hinter den Vorhängen ihres Bettes lauſchte Martin mit glühenden Augen. „Schweſter,“ ſtöhnte er näher ſchleichend, „mag der Geheimſecretair mich auch tröſten, Das, was wir gethan, ſei nicht Sünde vor Gott; Adams und Evas Söhne und Töchter hätten geſündigt wie Du und ich — ich kann dennoch den entſetzlichen Gedanken nicht tragen, Dein Bruder zu ſein! — Sage mir: bin ich's? — Nein, es iſt nicht möglich! Ich kann's nicht ſein! — Wär' ich's, warum hätten unſere Ältern, warum hätteſt Du geſchwiegen bis zu dieſem Augenblick, und mich entwürdigt, Dein Diener zu ſein? — Nein, ich bin's nicht; ich kann ja nicht von Dir laſſen, ſeit ich die Seligkeit geſchmeckt habe in Deinen Armen! Ich muß Dein eigen bleiben — nicht als Bruder — nein, wie ich's geſtern war — geſtern! — O, und wenn ich's büßen müßte mit der ewigen Hölle, was Du mir geſtern warſt, das ſollſt Du mir bleiben, und wenn Vater und Mutter aus ihren Särgen ſtiegen und donnerten: „Laß ab! Sie iſt Deine Schweſter!“

Die Verzweiflungsangſt kräftigte Learoſa nicht hinreichend, den entflammten Jüngling abzuwehren, der mit der Kraſt eines Raſenden ſie umſchlang; ihr Hülfsgeſchrei erreichte indeß ein menſchliches Ohr; der Geheimſecretair, grade im Begriff, ihren Zimmern vorüberzugehen, vernahm ihren Wehruf und drang ein. — Learoſa war gerettet.

„Herr Baron, Herr Baron, was haben Sie mir verſprochen?“ ſprach Schwunzel, mit ſtrengem Blick den gluthathmenden Stürmer meſſend, der mit dem Athemfluge eines Fiebernden ſtumm und ſtarr auf die ihm entriſſene Beute niederblickte und dann mit wilder Stimme in die Worte ausbrach: „Baron? — Baron? — Das alſo iſt der Erſatz; die Ehre — ſtatt der Seligkeit! — — So ſei's denn! Ich will Dein Bruder ſein! Aber“ — er zog ſeine Livree aus und ſchleuderte ſie von ſich — „dem Satan will ich verfallen ſein, wenn ich dieſen Rock wieder anziehe! — Geld her! Bin ich Dein Bruder, ſo ſollſt Du theilen mit mir, damit ich meinem Range Ehre machen kann, ohne gezwungen zu ſein, das Blutgeld des Verraths an meiner Schweſter zu verdienen!"

Jetzt wich der verſteinernde Schreck von Learoſa's Gliedern. „Nein, Du kannſt nicht mein Bruder ſein!" ſchrie ſie. „Komm nach Thomsfelda! Hinſchleppen will ich mich zum Sarge Deſſen, der mir das Leben gab, und fragen, ob er Dich Scheuſal Sohn nennt? — Und wenn es „Ja!" donnert um mich her, dann wird Gott mir gnädig ſein, wenn ich das Hirn mir zerſchmettere an ſeinem Sarge!"

Sie machte eine Bewegung, das Bett zu verlaſſen, aber ihre Kraft reichte nicht aus; ſie ſank verblaſſend zurück. —

„Jeſus! Sie ſtirbt!" ſchrie Martin, plötzlich entwildert, und ſank, die Nägel ſeiner Finger in die Ballen ſeiner Hand preſſend, an ihrem Bette nieder.

„Hinweg!" ächzte Learoſa mit brechender Stimme.

„Hinweg! Laß mich ſanfteren Todes als an dem Entſetzen Deines Anblicks ſterben.“

Aus Martins Augen ſtierte der Wahnſinn; der Geheimſecretair zog ihn der Thüre zu. „Liebſter Baron,“ ziſchelte er, „die gnädige Frau ſtirbt, wenn Sie hier bleiben und fortfahren, ſie zu beunruhigen; aber ich verbürge Ihnen, daß ſie nicht ſtirbt, wenn Sie einige Tage es vermeiden, ſie zu reizen. Gehen Sie etwas ſpazieren, und wenn Sie zurückkommen, ſo erwarten Sie mich auf meinem Zimmer. Ich verſpreche Ihnen, der Sache die möglichſt beſte Wendung zu geben.“

Martin ſchwankte hinaus und der Geheimſecretair kehrte zu Learoſa zurück. „Der junge Mann ſoll Ihro Gnaden nicht mehr läſtig fallen,“ begann er. — Sie blickte ihn dankbar an, und er fuhr fort: „Seine Anſprüche an Ihro Gnaden werden hoffentlich durch eine mäßige Summe zu befriedigen ſein, und der Verrath, den er vorhin drohte, darf Sie nicht beunruhigen, da er, im Fall er Sie verriethe, ſein eigner Ankläger werden müßte, wie ich aus ſeinen leidenſchaftlichen Äußerungen zu entnehmen glaube.

Es kommt nur darauf an, zu ermitteln, wie hoch hinauf er ſeine Anſprüche ſchrauben kann? In wie fern er nämlich ein Recht hat, die Theilung Ihres Beſitzthums mit ihm zu verlangen?“

„Er iſt,“ antwortete Learoſa mit matter Stimme, „ein unehelicher Sohn meines — Vaters.“

„Unehelich? — Alſo ſeine Abkunft väterlicher Seits iſt nicht einmal aus dem Kirchenbuche zu erweiſen? — Da ſollen Ihro Gnaden wohlfeil abkommen,“ tröſtete Schwunzel. „Geruhen Sie mir die Sache anheim zu ſtellen; ich bin erfahren in dergleichen Dingen, und auch Ihrem Gewiſſen hoff' ich Ruh' und Troſt bringen zu können. — Wenden Ihro Gnaden nicht Dero Antlitz von mir ab; ich bin der Zeloten Keiner, welche die Menſchen verdammen, weil ſie Menſchen ſind. Ich ſelber bin die Schule der Sünden durchlaufen, und weiß, wie ſchwer es iſt, zu ſtehen auf dem glatten Boden der Welt, aber ich weiß auch, daß ich noch nie gefallen bin, ohne erhoben zu werden; und noch mehr kann ich zu Ihrem Troſte Ihnen ſagen: ich weiß, daß der Herr, den ſein Vater geſandt hat zum Heil der Sünder, Keinem näher iſt mit ſeiner Liebe und Hülfe, als Dem, der am häufigſten fällt, gleichwie die Mutter keines ihrer Kinder ſorgfältiger hütet, als das ſchwache.“

Das Gefühl beunruhigender Scham, welches Learoſa's Geſicht abgewandt hatte, als ſie einen fremden Mann von der Schmach ihres Falles reden hörte, den nur der elende Stifter derſelben ihm verrathen haben konnte, war allmählig ihrer Troſtbedürftigkeit und ihrer Hoffnung, Troſt zu empfangen, gewichen. Aber dieſe Hoffnung verdämmerte, denn ihr Prediger ſprach nur von ſchwachen Menſchen, nicht von Miſſethätern, nur von Sündern, nicht von Laſterhaften. Mit ſchwacher Stimme hob ſie, als der Geheimſecretair ſchwieg, zu reden an: „Ich glaube Ihnen, daß Gott den Schwachen am kräftigſten unterſtützt; aber ermüdet ſeine Langmuth nicht, wenn der Sünder zum zweiten Male über denſelben Stein fällt, welcher die Urſache ſeines erſten Falles war? — Wird die Mutter ein Kind aufrichten, das, ohne zu ſtolpern, zweimal hinter einander, ſeines Helfers ſpottend, ſich muthwillig in den Schlamm ſtürzt, deſſen Spuren kaum vertilgt ſind von ihm?“

„Ihro Gnaden, der Heiland beantwortet in einem ſeiner Gleichniſſe ſelbſt Dero Frage,“ entgegnete der Tröſter. „Ein Schaf irrt ab von ſeiner Heerde; der Hirt verläßt die Heerde, um das einzige zu ſuchen, findet es und bringt es triumphirend zurück. — Zweifeln Sie, daß er es das zweite, das zehnte, das hundertſte Mal, ſelbſt wenn es muthwillig abirren, ſelbſt wenn es nicht hören ſollte auf ſeine Lockung, minder eifrig, minder ſorgſam ſuchen ſollte, als das erſte Mal? — Und glauben Sie, daß der Hirt ſeine Heerde zärtlicher liebe, als der Sohn Gottes die, welche der Vater ihm anvertraut hat?“

Learoſa’s Augen richteten ſich mit einem unausſprechlichen Vertrauen auf den Geheimſecretair; nie war ihr ein Troſt einleuchtender geweſen, als dieſer, den er aus der Anwendung des ſchönen Gleichniſſes Jeſu auf ihren wiederholten Irrgang ihr entwickelte. „O, Gott, ich will beſſer, edler werden!“ rief ſie mit wahrhaft religiöſer Rührung. „Ich will meine Leidenſchaften beherrſchen und die Kraft meiner Seele zu guten Werken verwenden, um des Himmels würdig zu werden, den ich erſehne!“

„Ihro Gnaden verſprechen mehr als Sie halten und verantworten können,“ ſagte der Geheimſecretair. „Sie wollen ein Gut, das nur die Gnadengabe des heiligen Geiſtes iſt, ſich ſelbſt verdanken. Dieſer Stolz auf Ihre eigne Kraft iſt das Haar, an welchem der böſe Feind Sie faßt, und dieſem Stolze müſſen Sie entſagen. Wähnen Sie denn, die Werke, welche Sie üben, ſeien die Ihrigen? — Mit nichten! Ihre böſen Thaten hat die Hölle gewirkt durch Sie, Ihre guten Thaten ſind das Werk des Geiſtes, der da ausgeht von Vater und Sohn und über Sie gekommen iſt kraft der heiligen Taufe. Um dieſen Geiſt zu kräftigen in Ihrer Seele, und Ihre Leidenſchaften, das Reich des Böſen nämlich, zu beſchränken, iſt nichts von nöthen, als getauft zu ſein und zu glauben; denn wer durch Taufe und Glauben des Heilands iſt, durch den wird, ohne ſein Zuthun, der Heiland Werke des Lichts wirken; und der, durch welchen der Heiland wirkt, wird ihm anhangen müſſen mit Inbrunſt. — Verſprechen Sie alſo nichts, als Glauben an Chriſti Verdienſt, und laſſen Sie ſich warnen durch das Beiſpiel Petri, der ſeinem Meiſter und Herrn treu anzuhangen gelobt hatte und ihn dennoch dreimal hinter einander verläugnete. — Aber was that Petrus, als der Geiſt der Reue über ihn kam? Begann er etwa ein ſogenanntes gutes Werk? Rettete er ſeinen Herrn und Meiſter? — Nein, er ging hinaus und weinte bitterlich. In dieſer Handlung der Reue des Apoſtels iſt uns das Muſter zur Sühnung unſerer Sünden gegeben worden; wir ſühnen ſie, indem wir betend ſie beweinen und mit herzinniger Liebe zu dem Lamme aufblicken, das die Miſſethaten trägt, welche der böſe Feind durch uns wirkte."

Es war das erſte Mal, daß Learoſa mit wirklicher Andacht ſich religiöſen Betrachtungen hingab, und weder die Wortarmuth ihres Vaters in Betreff der chriſtlichen Dogmen, noch die demüthige Frömmigkeit ihrer Mutter, am wenigſten aber der ihr oft lächerlich gewordene Eifer ihres Religionslehrers, hatte ſie die Kraft des Gebets ahnen laſſen, welches ſo mühelos ſie zu entſündigen verhieß. Sie entſann ſich, wie ſchwierig die Ausführung ihrer beſten Entſchlüſſe ihr oft geworden, und wie leicht die Vollführung eines ſtrafwürdigen Gedankens ihr ſo häufig von ſtatten gegangen war. Selbſt die urſprüngliche Abſicht, in welcher ſie Hochwart aufgeſucht hatte, wie rein, wie unſträflich war dieſe geweſen, und wie überraſchend ſchnell hatte der böſe Geiſt, der mittelſt ihrer Leidenſchaft ſie beherrſchte, ihr andere Gedanken untergeſchoben und ſie ſogar die Pflicht vergeſſen laſſen, welche der Wunſch ihrer ſeligen Schweſter ihr auferlegte. „Ja, ich glaube! Ich glaube!“ rief ſie und faltete die Hände, „ich glaube, daß der Himmel das Gute, und die Hölle das Böſe wirkt in mir; aber ich fühl's auch, daß die überwiegende Gewalt in meiner Seele in dieſem Augenblicke der Himmel iſt; er treibt mich, eine Pflicht zu erfüllen, eine heilige Pflicht; helfen Sie mir, ſie auszuüben. — Meine verſtorbene Schweſter hat ihrem Verlobten ihr ganzes Vermögen zugedacht; dieſer — er heißt Hochwart — liegt hier krank — will reiſen — — wollen Sie es übernehmen, der Bringer eines Theils ſeines Erbes zu werden?“

Schwunzel erklärte ſich bereit zu dieſer Dienſtleiſtung, und unterſtützte ſie, aus ihrer Chatoulle vier Goldrollen heraus zu ſuchen. „Dieſe zweitauſend Thaler ſind eine abſchlägliche Zahlung,“ ſagte ſie. „Den Reſt will ich ihm anweiſen laſſen, wo er wünſcht; verabreden Sie das mit ihm — und — er iſt ſtolz; es iſt zu fürchten, daß er die Erbſchaft ganz ablehnen werde; ſagen Sie ihm — ich ſei ſchon abgereiſ't; — wohin? — das ſei Ihnen fremd.“

„Er ſoll Ihro Gnaden nicht läſtig werden, weder durch ſeinen Hochmuth, noch durch die Bezeigung ſeiner Dankbarkeit,“ verſicherte Schwunzel, die Rollen einſteckend. „Aber, wie iſt's?“ ſetzte er ſich beſinnend hinzu, „wollen Ihro Gnaden nicht auch zugleich Ihrer Abfindung mit Martin eingedenk ſein?“

In Learoſa's Adern regte der kaum beſchwichtigte Aufruhr ſich wieder; ſie ahnete, Martin hinwegzureißen von ihr, ſei eine andere Kraft als die des Geldes erfoderlich; aber dieſem Gedanken trat bald ſeine heutige Foderung und ſeine Drohung, ihre Geheimniſſe zu verkaufen, entgegen; er war alſo nicht gleichgültig für das Geld. — Doch ſah das Erkauſen ſeines Schweigens nicht einem Sündenſolde ähnlich? — Und durfte ſie dieſen ihm zahlen? „Nimmermehr!“ rief ſie, mit Heftigkeit den Chatoullendeckel zuwerfend. „Er mag mich verkaufen! — — Aber,“ wimmerte ſie leiſer, „wenn er mich nun verkauft?“ — Und hoffnungslos in die dunkle Zukunft ſtarrend, brach ſie in den Jammerruf aus: „Wie ſoll das enden? — O, Gott, wie wirſt du enden mit mir?“

Ohne die Verzweifelnde auch nur durch einen hörbaren Athemzug zu unterbrechen, war der Geheimſecretair mit äußerſt achtſamem Auge all' ihren unverhohlenen Bewegungen gefolgt; jetzt hob er wieder zu reden an: „Wie Gott enden werde mit Ihnen, fragen Sie? — So fragt keine treue, den Heiland inbrünſtig liebende Chriſtin. Sie ſind noch unſicher auf dem Wege zum Heil; Sie glauben noch nicht feſt an den Beiſtand des heiligen Geiſtes; das kommt daher, weil Sie den Heiland noch nicht lieben wie er geliebt werden will. Sie müſſen unſern Verſammlungen beiwohnen, um, erbaut durch das Beiſpiel mehrer Chriſten und Chriſtinnen, ſelbſt fromm und gläubig zu werden. Es dürfte Ihnen jedoch ſchwer werden, heute Ihr Zimmer zu verlaſſen; ich werde meine Freunde daher um Ihr Bett verſammeln. — Laſſen Sie ſich aber durch die Weiſe der Andachtäußerungen einiger Mitglieder dieſes kleinen gottſeligen Häufleins nicht abſchrecken, Hand in Hand mit ihnen zu wandeln auf dem Wege, der zu Gott führt; Alle ſind des kräftigſten Glaubens voll, aber nicht Alle vermögen in Geiſt und Wahrheit aufzuſchauen zu dem Unſichtbaren; rein ſinnliche Menſchen bedürfen zur Emporſchwingung ihrer Seele Anregungen, die in der Sinnenwelt wurzeln; und — laſſen Sie uns gerecht ſein gegen dieſe ſchwächeren Jünger des Herrn, und eingedenk bleiben, daß auch wir ſelbſt, wir Geläuterten, nicht immer fähig ſind, ſtets mit geiſtiger Kraft das Überſinnliche aufzufaſſen. Verſchmäht doch ſelbſt der weiſe Salomo zur Erſchwingung ſeiner Gottnähe die irdiſchen Fittiche nicht, wie ſein hohes Lied uns bezeugt."

Schwerlich kannte Learoſa das myſteriöſe Lied des geſalbten Weiſen; wenigſtens forſchte ſie nicht, in welcher Beziehung die Art der Andacht der Gemeinde, deren Glied ſie zu werden beſtimmt war, mit dem Geiſte ſtehe, der das hohe Lied durchathmet. Der Geheimſecretair ließ ſich auch auf keine nähere Erklärung ein, ſprach noch einige ermunternde Worte des Troſtes und empfahl ſich, um, ebenfalls mit Hülfe des Wortes Gottes, Martin auf den Weg des Heils zu leiten und alsdann des ihm übertragenen Geſchäfts bei Hochwart ſich zu entledigen.

Mit ſteigender Unruhe blickte Learoſa ihrem Tröſter nach; es dünkte ihr, er nehme ihre letzte Hoffnung mit, und doch wußte ſie, ſie hatte keine mehr; dieſe Botſchaft an Hochwart war es ja nicht, die ſie trennte von ihm; der Scheidemoment lag ſchon ſtundenweit hinter ihr. — Was lag vor ihr? — — Dieſe Frage verwirrte ihre Sinne; die Zukunft lag ſo beängſtigend öde da; wen hatte ſie, dem ſie ihre Rettung von Martin zu danken hoffen konnte, wenn es Schwunzel nicht gelang, ſie zu ſchützen? — Ihr Auge fiel auf Jakob. — Erleichtert richtete ſie ſich auf, verließ das Bett und warf in einigen Zeilen den Befehl an Jakob aufs Papier, ſo ſchnell als möglich zu ihr zu eilen.

„Gott ſei Dank, er wird kommen!“ hauchte ſie, nachdem ſie den Brief befördert hatte. „Er wird kommen; aber wann?“ — Zagend zählte ſie die Tage; was konnte in dieſer Zeit Martin in ſeinem Wahnſinn nicht beginnen wider ſie? — Die Schmach, dieſen Elenden fürchten zu müſſen, brachte ihr Blut in neuen Aufruhr, und ein entſetzlicher, mehr dumpf-traumartig geahneter, als gedachter Wunſch ſchwoll auf den Wogen ihres Blutes; es war der Wunſch, Hochwart möge, wie er ihren erſten Verfolger geſtraft hatte, auch dieſen ſtrafen, der abſichtlich die Fußtapfen geſucht hatte, die Jener auf ſeinem Irrgange zurückgelaſſen. Aber ehe ſie Muße hatte, den Mordgedanken zu denken, der mit ahnungsähnlicher Undeutlichkeit ihrer Seele vorüberblitzte, trat die Räthin ein, die Augen niedergeſchlagen, das faltige Geſicht noch anachoretiſch-ſtrenger gerunzelt und ein handbreit dickes Geſangbuch unter dem Arme tragend.

Der Gedanke an das ihr verheißene Rettungsarkan ward Learoſa lebendig, aber indem ſie nach demſelben forſchte, erſchienen einige Mitglieder des frommen Vereins, und die Räthin hatte nur Zeit: „morgen früh!“ zu flüſtern.

Das Zimmer füllte ſich ſchnell; der Barbier brachte ſeine Frau und einen Lehrburſchen mit; ein ältlicher Auditeur der Garniſon kam in Begleitung zweier Töchter; eine nicht ganz jugendliche, etwas verwachſene Dame, die man Comteſſe nannte, wurde von einem jungen Handlungsdiener geführt, und über die Schulter einer reichen Brauerwitwe lehnte ein junger Baron ſich hin, um ihr Geſangbuch gleichzeitig zu benutzen. Der Hauswirth, Meiſter Labemann, hatte ſich in Learoſa's unmittelbare Nähe begeben; ihr zur Linken ſaß der Geheimſecretair; ein frommer Hausknecht verſah das Amt eines Thürſtehers.

„Sie finden hier die Einfalt und die Demuth der erſten Chriſtengemeinden erneuert,“ flüſterte Schwunzel Learoſa zu. „Wir ſind ſämmtlich Sünder, die nach einem Ziele ringen, ſämmtlich Geſchwiſter und von gleichem Range vor Gott.“

Learoſa neigte demüthig das ſchwere Haupt. Der Goldſchmied reichte ihr ein Geſangbuch, und nach einem vorausgeſchickten Stoßſeufzer aus „Bogatzki's gůldenem Schatzkäſtlein,“ erhob mit den Worten: „Numero 1395,“ der Barbier ſeine Stimme, der das Amt eines Vorſängers verſah, und die Gemeinde fiel ein: *)

„Ach Gott, der Satan giebt mir ein,
Du wollſt mir nicht mehr gnädig ſein,
Um meiner Sünden wegen,
Ja, ſei'ſt mir ganz entgegen,
Rufſt alle Creatur herbei,
Daß ſie zur Rache fertig ſei,
Mich ewig zu verderben.“

Von Zeile zu Zeile wuchs Learoſa's Zerknirſchung, denn jeder Gedanke dieſes Liedes war wie aus ihrer Seele gehoben. Die Angſt, Gott werde ihr nicht mehr gnädig ſein, war die ihrige; die Schrecken, alle Creaturen zu ihrem Verderben gewaffnet zu ſehen, hatte ſie empfunden, und empfand ſie noch, indem ſie zurückblickte auf ihre Vergangenheit, und mit Verzagen entdeckte, daß faſt kein einziges lebendiges Weſen ihr begegnet ſei, ohne der Hölle hülfreich zu wer-

---

*) Es war das breslauer Geſangbuch vom Jahre 1745, deſſen dieſe fromme Gemeinde ſich bediente.

den, der ſie verfallen war, wenn ihr Heiland ſie nicht rettete. Weiter zu ſingen war ihr nicht möglich, denn jedes Wort erſtickte ihr in Schluchzen; da, als wecke ihre Angſt die allgemeine, ward der Geſang zum vielſtimmigen jammernden Geheul; die Räthin warf ſich auf die Kniee; der Auditeur weinte wie ein verzweifelndes Mädchen; die Comteſſe wälzte ſich auf dem Fußboden, und Meiſter Labemann ſprang wie ein Beſeſſener umher. Der Vorſänger drang nicht mehr durch mit ſeiner Stimme; Jeder ſang nach dem Bedürfniß ſeiner Seele; nur Learoſa ſang nicht mehr; die allgemeine Begeiſterung, ſtatt ſie zu erheben, machte ſie zittern; da neigte ihre Nachbarin, die Räthin, ſich zu ihr. „Muth gefaßt, Wertheſte,“ ziſchelte ſie. „Laſſen Sie ſich nicht anfechten vom Böſen mit böſen Gedanken! Singen und beten Sie den Feind hinweg; hier mein Leib- und Lebenslied, Numero 142, den zweiten Vers.“

„Schüttle deinen Kopf und ſprich:
Fleuch, du alte Schlange!
Was erneuerſt du deinen Stich,
Machſt mir angſt und bange?

Iſt dir doch der Kopf zerknickt,
Und ich bin durch's Leiden
Meines Heilands dir entrückt
In den Saal der Freuden.
Wirfſt du mir mein Sünd'chen für?
Wo hat Gott befohlen,
Daß mein Urtheil über mir
Ich bei dir ſoll holen?"

„Ei, ei, Ihro Gnaden äugeln ja über das Geſangbuch hinweg," ziſchelte Meiſter Labemann Learoſa zu, welche beim Beginn der zweiten Strophe aufgehört hatte, mitzulallen. „Ein ſolches Hinwegäugeln über das Geſangbuch öffnet dem Teufel Thür und Herz. Speien Sie ihn aus, den tückiſchen Gaſt mit ſeinem Gifte; hier, hier, Numero 83, Vers 6:

„Alle Welt mit ihren Lüſten
Spei ich aus des Herzens Grunde
Als vergifte Mandeln aus!"

Hier wurde der Bußprediger bedeutet, inne zu halten; Schwunzel hatte ſich in des Zimmers Mitte begeben, um zu predigen, und nach und nach verſtummte die Gemeinde; die letzte Stimme, welche man vernahm, gehörte der Comteſſe, welche ungern in der Mitte des Verſes abzubrechen und wenigſtens bis zum Puncte ausharren zu wollen ſchien in folgendem Geſange:

„Ach zeuch, mein Liebſter, mich nach dir,
Daß ich mit ſchnellen Füßen
Dir nachlauf, und dich mit Begier
Des Herzens möge küſſen.“

Der Blick einer Geiſteskranken, deren Gedanken nach langem bewußtloſen Umherirren endlich einen Haltpunct finden, blitzte aus Learoſa's Augen; eine unheilige Erinnerung erwachte in ihrem Herzen; aber eine zweite zog mit namenloſem Schmerz der erſteren nach; ihr Kopf ſank unerträglich ſchwer auf die Lehne des Sofas nieder. — Nach und nach drang Schwunzels Stimme in ihr Ohr; er hatte ſeine Predigt begonnen; ſie richtete ſich auf, horchte, und in ihrer Seele, wie vor ihrem Auge fing es an, klarer zu werden.

Es ſchien dem Geheimſecretair nicht entgangen zu ſein, daß der Eindruck, welchen die heilige Verzückung dieſer Frommen auf Learoſa gemacht hatte, kein erhebender geweſen ſei; der erſte Theil ſeiner Predigt war wenigſtens darauf berechnet, ſie mit ſolchen ſtörenden Ausbrüchen der Zerknirſchung heilbegieriger Herzen zu verſöhnen, indem er dieſe Begeiſterung das Werk des heiligen Geiſtes nannte, und ſie mit dem heiligen Rauſche verglich, welcher die gottgeliebten Jünger Jeſu an jenem ſegenreichen Tage ergriffen hatte, deſſen Andenken die Chriſtenheit durch die Feier des Pfingſtfeſtes aufbewahrt hat. Er bewies, daß die menſchliche Seele zu innig verſchmolzen mit ihrem Werkzeuge ſei, um auf eine andere, als eine ſinnliche Art ihre erhabenſten Empfindungen äußern zu können; er ſchilderte beiſpielweiſe den leidenſchaftlichen Schmerz einer Mutter bei dem Verluſte des einzigen Kindes, die Verzweiflung, mit welcher eine gefallene Tochter nach der Verzeihung der gekränkten Ältern ringt, und die Freude eines liebenden Paars, welches nach langer Trennung einander Herz an Herz liegt. — „Und ſollte" — frug er — „ſollte unſer Schmerz bei dem Gefühle, Gott verloren zu haben, ſich geringer äußern als der Schmerz jener Mutter? Sollte unſere Verzweiflung —"

Er konnte nicht fortfahren; das laute Schluchzen der ganzen Verſammlung ward zum wüthenden Geheul, und ſelbſt Learoſa begriff, daß ein gefallenes Kind mit nicht minder lautem Jammer nach der Gnade Gottes, als nach der Vergebung ſeiner irdiſchen Ältern ringen dürfe; die ſchreiende Bußklage der blutenden Gewiſſen trat nicht ſtörend mehr, wie beim Beginn des erſten Liedes, ihrer Andacht entgegen; die Vorſtellung, wie viel weniger alle dieſe vor Gott im Staube ſich windenden Sünder zu bereuen hatten als ſie, und wie viel inniger dennoch die Reue dieſer minder Schuldigen, als die ihrige um Schonung und Erbarmung flehte, entlockte auch ihren Lippen eine laute Klage und ein lautes Flehen.

„Sie weinen und ſchluchzen, aber Sie beten und ſingen nicht, Wertheſte,“ unterbrach die Räthin ſich, Learoſa ihr Buch darbietend. „Hier, Numero 74. Das Herz hat ſich der Sünde abgethan; nun ſoll es ſich der Liebe freuen.

„Die lieblichen Blicke, die Jeſus mir giebet,
Die machen mir Schmerzen
Und bringen zu Herzen,
Daß ich mich nun gänzlich in Jeſus verliebet,
Drum iſt auch mein Geiſt
Ganz aus mir gereiſ't.“

Und in der That ward Learoſa mehr und mehr von ihrem Geiſte verlaſſen, je glühender die Räthin in der Schilderung ihrer Liebe fortfuhr, welche, wie das Lied ſagte, durch die ſtrahlenden Augen des Seelenbräutigams erweckt worden war. An dem glutathmenden Geſange entzündete ſich der verzückten Greiſin der Geiſt der Rede; ſie ſprang auf, trat vor Schwunzel hin, der nicht mehr zu Worte kam, und predigte ſo gewaltig, daß ein Beter nach dem andern verſtummte und zum Hörer ward. Ihre Predigt zerfiel in mannichfache unzuſammenhängende Theile; im erſten Abſchnitt derſelben pries ſie die Wonne der Vermählung einer Auserwählten mit ihrem himmliſchen Schatze, und ſchloß die Schilderung derſelben mit folgendem Verſe:

„Ach mein herzliebſter ſchönſter Gaſt,
Der du mich jetzt beſuchet haſt,
Ach, laß mich dich doch ſehen.
Mein finſtres Herz iſt voller Rauch,
Der Seelen Augen ſtarren auch,
Laß deinen Glanz aufgehen,
Daß dich
Brünſtig,

Nach Verlangen,
Mög' umfangen
Meine Seele,
Und ſich länger nicht mehr quäle."

Dann ſprang die Predigerin über zur Klage über die Unbußfertigkeit der Sünder und über die Verleumdung der Weltmenſchen, die, voll des Wahns, durch eignes Verdienſt Gott mit ihren Miſſethaten zu verſöhnen, ſich unrettbar der Hölle opferten. Darauf begann ſie das Glück der Seelen zu malen, welchen es gelungen, die Eitelkeit der Welt zu verſchmähen; es war ihr eignes Glück, welches ſie ſchilderte; ſie verweilte daher lange bei demſelben; aber ſie wiederholte ſich ſo häufig, und war ſo ſtreng in ihren Verdammungsurtheilen gegen minder Beglückte, daß der Goldſchmied, vielleicht um Learoſa aufzurichten, welche, die Stirn auf ihr Tuch gedrückt, ſich auf die Sofalehne niedergebeugt hatte, die ſtrenge Predigerin nicht wieder zu Worte kommen ließ, nachdem ſie einen Redeabſchnitt durch folgenden Vers beſchloſſen hatte:

„Schönſter Immanuel, Herzog der Frommen,
Du, meiner Seelen Troſt, ach, komm nur bald!

Du haſt mir, liebſter Schatz, mein Herz genommen,
So ganz für Liebe brennt und nach dir wallt.“

Ehe die Räthin wieder einfallen konnte, hatte Meiſter Labemann ſie bereits verdrängt, um auch den Kindern der Welt die Möglichkeit, ſelig zu werden, darzuthun. Er zog, um ſeine Behauptung zu belegen, eine Menge Bibelſtellen an, bewies, daß es keine eingefleiſchtern Weltmenſchen gegeben habe, als die beiden gottſeligen Könige, David und Salomo, die wechſelsweiſe dem Herrn Lob geſungen und ihren Lüſten gefröhnt hatten, und dennoch, wie Keiner zu bezweifeln wagte, ſelig eingegangen waren zu Abraham's Schooß. „Darum keine Kümmerniſſe, du armes verirrtes Herz!“ ſchrie er ſo gellend, daß Learoſa auffuhr! „Keine Kümmerniſſe, ſag' ich dir, wenn dein Fuß abgleitet vom ſchmalen Stege in den Schlamm der Sünde! Nur immer fein balde wieder zurückgekehrt, demuthsvoll die Sünde bekannt und den Unflat abgewaſchen von der Seele im Gebete:

„Ach ich armes Schäflein ſchreie
Und bekenne ſelbſt mit Reue,
Daß ich mich vergangen hab'.

Ich ließ mich die Luſt verführen,
Lief mit Böcken hin ſpatzieren,
Kam weit von der Heerde ab.
Mache, daß in deinem Stalle
Eine Freud' ob mir erſchalle,
Führ' mich wieder zu der Heerd'."

„So gebetet, liebe Seele, ſo geſungen, und da kommt das Lamm und leckt ab den Schlamm, und du biſt reine wie vorher; und ſollteſt du nicht rein werden von inwendig, ei nun, ſo freue dich deiner Bürde und ſei hoffnungsvoll! Die Welt liegt im Argen; der neue Meſſias muß wiederkommen; darum jauchzet und jubelt, ihr Weiber, die ihr geſegnet ſeid vom Herrn, denn keine von euch mag wiſſen, ob ſie nicht erwählt iſt zur Mutter des Meſſias, oder wenigſtens ſeines Vorläufers und Verkünders."

Aller Augen waren auf Learoſa gewandt, und Alle fielen nach und nach in das Lied 886 ein, deſſen zweiten Vers die Räthin folgendermaßen angeſtimmt hatte:

„Darf ich dir in Wehmuth klagen
Meinen tiefen Jammerſtand?
Ach, ich ſchäm' mich's faſt zu ſagen,
Doch es iſt dir ſchon bekannt,

Wie mein ganzes Herz beflecket
Und voll lauter Unflat ſtecket;
Dieſer Greuel, dieſer Gift,
Mich von Mutterleib an trifft.

Ach, es iſt mir angeboren
Nichts als nur Unreinigkeit,
Aber du, tief auserkohren,
Unbeſudelt iſt dein Kleid.
An der Blüte der Jungfrauen
Läßt ſich nichts Unreines ſchauen,
Denn wenn ſie ſchon Mutter heißt,
Iſt's doch nur vom heil'gen Geiſt."

Learoſa wandte das von Scham und Unwillen glühende Antlitz ab; was dieſe Anſpielung auf den neuen Meſſias bedeuten ſollte, das war ihr zwar nicht klar geworden, aber Das begriff ſie, daß ihr zartes Geheimniß das gemeinſchaftliche Eigenthum dieſer ganzen Gemeinde geworden ſei. Ihre Andacht war hin; ſie achtete weder auf die Predigt der Comteſſe, welche, ergriffen von ihrem Thema, von Krämpfen befallen wurde, noch auf das Schlußlied, bis plötzlich eine ihr nur zu wohlbekannte Stimme dicht an ihr Ohr ſchlug. Ihr Blick flog ſeitwärts, und mit Entſetzen ſah ſie neben ſich Martin knieen, der, das fieberglühende Auge auf ihr Antlitz richtend, mit hohler zitternder Stimme gerade den zweiten Vers des Schlußliedes begann:

„Ich bin ein Hirſch, der durſtig iſt
Vor großer Hitz'! Du, Jeſu, biſt
Für dieſen Hirſch ein Seelentrank;
Erquicke mich, denn ich bin krank.“

Kaum gewann es Learoſa über ſich, ihren Abſcheu nicht zum lauten Ausbruch kommen zu laſſen; der Nähe des verhaßten Buben ganz zu entweichen, war, ohne Aufſehen zu erregen, nicht möglich; ſie mußte ſich darauf beſchränken, wenigſtens ihrem Auge ſeinen Anblick zu entziehen und ihm den Rücken zuzukehren; aber immer lauter und ſchneidender durchdrang ſeine Stimme den Chor; ſie hörte nichts, als ein beängſtigendes Schwirren und Summen, und in dem Wirrwar des Toſens ſeinen Geſang:

„Ich kann nicht mehr, ich bin zu ſchwach,
Ich ſchreie, dürſt' und ruf dir nach:
Der Hirſch muß bald gekühlet ſein,
Du biſt ja ſein, und ich bin dein.“

„Nein, nein, ich bin nicht ſein!“ ſchrie Learoſa außer ſich, taumelte empor, und ſtürzte hinaus in ihr Schlafgemach. Sie warf ſich auf das Bett und vergrub das kranke Haupt in die Kiſſen, aber mit ſchmetternden Tönen verfolgte das Echo jenes Geſanges ihr Ohr: „Ich bin ein Hirſch, der durſtig iſt von großer Hitz'! Der Hirſch muß bald gekühlet ſein; erquicke mich, denn ich bin krank!“

„Ja, ich bin krank!“ wimmerte ſie, die fieberheiße Stirn von dem erhitzenden Lager emporhebend. — „Wer iſt da?“ ſchrie ſie zuſammenſchreckend, denn vor ihr ſtand eine männliche Geſtalt, undeutlich beleuchtet von dem Scheine des matt durch das beeiſ'te Fenſter brechenden Mondſtrahls.

Der Gaſt gab ſich zu erkennen; es war Schwunzel. — „Sie allein?“ rief Learoſa wild umherblickend; „oder bringen Sie den Stifter meines Verderbens mir auch hieher? — Sie verſprachen mir, mich zu erlöſen von ſeinem Anblick, und dennoch wehrten Sie ihm nicht, in meine Nähe zu kommen, um ſein Verbrechen und mein Elend offenbar zu machen vor all' den lauernden Augen jener Wahnſinnigen!“

„Man ſollte kaum glauben, daß Ihro Gnaden Ihre Seele eben erhoben hätten zu Gott,“ ſeufzte der Geheimſecretair. „Ihre Sprache iſt wenigſtens nicht die einer Chriſtin, die ihre Sünden bereut und Gnade gefunden hat vor dem Herrn; Sie reden von Wahnſinnigen; wer ſind dieſe? — Etwa diejenigen gläubigen Seelen, die ſich demüthigen vor Gott, ohne ein Menſchenauge zu ſcheuen? — Die ſich des Gefühls ihrer Wiederaufnahme in den Schooß des Heilands freuten, ohne ihre Worte zu wägen? — O, wenn dieſe glücklichen Beter Wahnſinnige ſind, ſo möge der Herr die ganze Chriſtenheit begnadigen durch ſolchen Wahnſinn! — Doch dünkt mich, ich habe auch Sie weinen und beten, und in Ihrem verklärt erhobenen Auge die Frucht des ſeelenläuternden Gebets geſehen. Greifen Sie in Ihre Bruſt, gnädige Frau, prüfen Sie das Gewicht der Sündenlaſt auf Ihrem Herzen; ſollten Sie es nicht erleichtert finden, ſeit Sie ſich in Gemeinſchaft mit jenen Wahnſinnigen reuig und gläubig in die Arme Ihres himmliſchen Freundes, unſers Verſöhners, geworfen haben? — Und zweifeln Sie, daß Sie gegenwärtig ſich recht weit vorgeſchritten fühlen würden auf dem Wege, der zum Frieden mit Gott führt, wenn eine ehrwürdige aber leidenſchaftlich für den Heiland erglühte Matrone, und ein gutmüthiger aber geiſtſchwacher Greis ihren Entzückungen Verſtummung zu gebieten vermocht hätten?“

Learoſa antwortete nicht; ſie konnte ſich aber den wohlthätigen Eindruck nicht verbergen, den der Anblick der hingeriſſenen Beter, der Anblick der Reue und der Erhebung derſelben Anfangs auf ſie gemacht hatte. — Schwunzel fuhr nach einer Pauſe fort:

„Sie antworten mir nicht; ich will Ihr Schweigen günſtig für meine Wünſche und Hoffnungen deuten, will mich dem Glauben hingeben, daß der Anblick Ihres betenden Feindes Ihren Zorn wider ihn entwaffnet hat, daß, wie Sie Vergebung Ihrer Sünden heiſchen, Sie auch ihm vergeben werden, der geſündigt hat an Ihnen.“

„Vergeben? — Ihm?“ brach Learoſa ungeſtüm aufwallend aus. „Ihm, der mich von aller Hoffnung auf Lebensglück losgeriſſen? Der ſeine Schandthat und meine Schande all’ dieſen Menſchen verrathen hat? — Ihm ſoll ich vergeben? — Soll die Luft athmen, die er athmet?“

Schwunzels Geſicht erhielt einen äußerſt geiſtlichen Anſtrich. „Gnädige Frau,“ begann er, „gedenken Sie des Schächers, welchem der Seligmacher am Kreuze das Paradies verhieß; wie würde dieſer Sünder gerettet worden ſein, hätte der Heiland ſein Antlitz abgewandt von ihm, wie Sie das Ihrige abwenden wollen von dieſem Schächer, deſſen Anblick Sie doch werden ertragen müſſen dermaleinſt vor dem Throne des Richters der Lebendigen und der Todten. — Er und Sie ſind Beide Pilger auf der Bahn, die dahin führt; ſtoßen Sie ihn zurück, wenn Sie auf derſelben ihm begegnen, ſo ſtoßen Sie ihn der Hölle in den Rachen, und ſein zweites Höllenwerk dürfte ein zweiter Verrath an Ihnen ſein. — Ich fodere alſo nichts weiter von Ihnen, als gleichzeitig fromm und weltklug zu ſein.“

„Es iſt nicht möglich,“ rief Learoſa. „Vergeben — will ich ihm, aber ſeinen Anblick ertragen — nie — nie! — Ich will — mich loskaufen von ihm! — Handeln Sie mit ihm; verſprechen Sie ihm jährlich etwas Beſtimmtes, und behalten Sie ihn hier in Ihrer Obhut. Ich werde nicht undankbar ſein.“

„Alſo nicht gottſelig — nur weltklug wollen Sie ſein,“ ſeufzte der Geheimſecretair. „Nun, vergeben haben Sie ihm wenigſtens und alſo den Weg zum Himmel ihm nicht verſchloſſen,“ ſetzte er hinzu. „Das wird ihn aufrichten; aber — handeln ſoll ich mit ihm? — Baar Geld lacht, ſagt man; wie wär's, wenn ich ihm gleich etwas Baares böte?“

„Kommen Sie mit mir,“ ſagte Learoſa aufſpringend, in ihr Wohnzimmer gehend und ihre Chatoulle öffnend. „Hier nehmen Sie, was Sie zu bedürfen glauben.“

Schwunzels Augen funkelten; er griff in die Chatoulle, einmal und noch einmal; „eins, zwei Röllchen dächt' ich vor der Hand,“ murmelte er, ließ die Rollen in die Taſche gleiten und ſchickte ſich zum Abſchiede an.

„Noch eins,“ rief Learoſa ihm nach. Schnell wandte Schwunzel ſich um, vielleicht in der Hoffnung, noch ein drittes Röllchen empfangen zu ſollen, aber er täuſchte ſich; Learoſa hatte die Chatoulle bereits wieder geſchloſſen, und nur an den andern, Hochwart betreffenden Auftrag erinnern wollen, welchen Schwunzel übernommen. — Dieſer verſicherte, Alles treulich ausgerichtet und die Firma des Handlungshauſes notirt zu haben, bei welchem Hochwart ſeine Erbſchaft in Empfang nehmen wolle.

„Gott ſei Dank!“ murmelte Learoſa, aber der tiefe Seufzer und der bittere Mienenzug, welche jene Worte begleiteten, widerſprachen ihnen; ſie hatte gefürchtet, Hochwart werde ihre Sendung zurückweiſen; es war ihr lieb, daß er es nicht gethan, und doch hatte ſie ihn unfähig geglaubt, das Vermächtniß ihrer Schweſter, wenigſtens aus andern Händen, als den ihrigen anzunehmen. Da beſann ſie ſich, ihn krank verlaſſen zu haben; wußte ſie denn, welcher Grad von Noth ſeine zarteren Rückſichten verſtummen gemacht hatte?

„Wie fanden Sie den Hauptmann Hochwart, Herr Geheimſecretair?“ frug ſie. „Er war krank vor einigen Tagen, iſt er noch bettlägrig?“

Schwunzel verneinte die Frage. Herr Hochwart, fügte er hinzu, habe ſich zu dem Verſprechen bewegen laſſen, ſeine Abreiſe ohne Verzug anzutreten.

„Gott ſei Dank!“ ſtieß Learoſa noch einmal, aber mit einem Tone heraus, als habe ſie dieſen Ausruf ihrer Bruſt unter Krämpfen abringen müſſen. — „Gute Nacht, Herr Geheimſecretair,“ ſagte ſie und ging raſch in ihr Schlafgemach zurück.

In einen Thränenſtrom ausbrechend warf ſie ſich auf das Bett; — es ſchien ihr ſich wiegend zu bewegen unter ihr. — „Schlafen, ſchlafen!“ flüſterte ſie, und drückte die Augen zu und das Haupt nieder; aber da raſ'te ein Fiebertraum nach dem andern gegen ſie an, und die Pulsſtöße in ihren Schläfen riſſen ſie empor. — „Beten, beten!“ ächzte ſie und faltete die Hände; aber wie aus den Wänden brachen ſpottende Stimmen ihr entgegen: „Ich bin ein Hirſch, der durſtig iſt vor großer Hitz'!“ — Und wirklich fühlte ſie ihre Kehle brennend trocken; ſie raffte ſich auf, um zu trinken; aber das Waſſer ſchien gluthnährende Stoffe zu enthalten; ſie lehnte das heiße Geſicht an das Eis der Scheiben; da ſang unter ihrem Fenſter der Nachtwächter die zwölfte Stunde ab, und mit dem Jammerruf: „Geſtern, geſtern um dieſe Zeit!“ ſank ſie bewußtlos zuſammen.

Um die Zeit der Morgendämmerung ging Learoſa's unverwüſtliche Natur, nach einem furchtbaren Kampfe mit den Zerſtörungsſtoffen, die ihr in Körper und Seele aufgehäuft waren, als Siegerin hervor; ihr Schlummer wurde traumlos und erquickend, und als der lauter werdende Straßenlärm ſie endlich erweckte, da war ihr Blick freier, ihr Blut ruhiger, und ſelbſt der Zurückflug ihres Auges auf die Schrecken ihrer letztverlebten dreißig Stunden erweckte die hoffnungsloſe Verzweiflung nicht mehr, welcher ſie geſtern unterlegen war. Der Weg zum Frieden mit Gott und mit ſich ſelbſt, der Weg, der zu einer zwar nicht beglückten, aber doch ruhigen Zukunft führte, lag ja vor ihr, und ſie gelobte ſich, dieſen Weg zu gehen. Aber vor der Gemeinſchaft jener Menſchen, in deren Begleitung ſie dieſen Segensweg betreten hatte, wandte ihr Herz widerwillig ſich ab; doch was hinderte ſie, ihn unbegleitet anzutreten? Was hinderte ſie, dieſe Menſchen zu fliehen, dieſen Ort, dieſes Land auf immer zu verlaſſen, und den Namen der Gräfin Rottingerode von den Flecken zu retten, mit welchen ſie den Namen der Frau von Roſenberg beladen hatte? — Aber welche Gewichte konnte ſie an Martins Füße hängen, um ihn hier zu feſſeln? — Und wenn es ihr gelang, ſeinem Auge zu entfliehen, wie durfte ſie hoffen, ſeine Zunge zu lähmen? — Sie faltete in ihrer Angſt die Hände, um ſich auf den Fittichen des wunderthätigen Engels des Gebets emporzuſchwingen über ihre Sorgen; da ſtörte ſie ein leiſes Klopfen an ihrer Thüre; ſie horchte auf; das Klopfen wiederholte ſich, und mit den Worten: „Schlummern Sie noch, Wertheſte? Ich bringe das bewußte Tränkchen,“ ſteckte die Räthin Kuchel das Haupt durch die Thürſpalte.

Ein Schauer flog über Learoſa's Glieder; die Räthin bemerkte es. „Sie fürchten ſich wohl, Wertheſte?“ frug ſie, ſich neben dem Bette niederlaſſend. „Nun ja, es iſt auch nicht zu ſpaßen mit dem Teufelchen, das ſo unſchuldig, ſo goldgelblich wie Ungarwein hervorguckt aus dieſem Gläschen; darum rieth ich Ihnen auch, ein paar Monatchen abzuwarten, und auf jeden Fall iſt's wohlgethan, nichts zu übereilen. Wollen Sie alſo, ſo behalt' ich das Tränkchen in meiner Verwahrung, bis die Zeit uns lehren wird, ob es überhaupt nothwendig iſt, zu ſolch einem Mittelchen unſere Zuflucht zu nehmen.“

Learoſa blickte zagend nach dem weingelben Fläſchchen, welches den gefährlichen und doch ſo wohlthätigen Geiſt verſchloß. „Iſt denn Gift drinnen?“ frug ſie.

„Gift? — Nun freilich, giftig iſt's etwas,“ verſetzte die Räthin. „Wenn's nicht giftig wäre, ſo könnt' es ja nicht tödten, doch den, der es trinkt, den tödtet es nicht; es rüttelt ihn nur ein wenig zuſammen. — Sehen Sie mich an, Wertheſte; ich ſelbſt — unter uns geſagt — habe dies Arkanchen auch einmal verſchluckt, und bin ja, dem Herrn ſei Dank und hochgelobt ſein Name, ich bin ja nicht geſtorben d'ran, und habe weniger Kämpfe gehabt, als mir das Wochenbett gebracht haben würde; und hat man's einmal überwunden, ſo braucht man's das zweite Mal nicht mehr; man darf nicht mehr in der Angſt leben vor den Folgen ſeiner kleinen Sündchen. — Lieber Himmel, wir ſind ja Alle ſammt und ſonders menſchliche Naturen, und der alte Adam iſt oft ſtärker als der heilige Geiſt, und da iſt's doch von

Nutzen, wenn man ohne Furcht vor den ſtrafenden Folgen von ſeinem Sündenfalle aufſtehen und die reuig zerknirſchte Seele wenigſtens ohne Sorgen zu ſeinem himmliſchen Bräutigam emporrichten kann.“

Ein Gefühl des Abſcheus drängte ſich aus Learoſa's Innerm ihrer Zunge zu; ſie bezwang ſich indeß zu ſchweigen, aber eine unwiderſtehliche Sehnſucht, ſich vor der Gemeinſchaft mit dieſer ſündvollen Frommen zu retten, bemächtigte ſich ihrer. „Frau Räthin, laſſen Sie mir das Fläſchchen hier,“ bat ſie; „ich werde jetzt zwar noch keinen Gebrauch von demſelben machen, aber mitnehmen will ich es, um ſpäter, wenn es nöthig ſein ſollte, mich deſſen bedienen zu können.“

„Mitnehmen?“ frug die Räthin. „Sie wollen uns verlaſſen? — Nein, Wertheſte, das geb' ich nicht zu, dies Arkan müſſen Sie unter meinen Augen brauchen; Sie wären fähig, wenn beunruhigende Zufälle eintreten ſollten, einen Arzt zu Hülfe zu rufen und für meine Gefälligkeit mich in Ungelegenheit zu bringen; denn das ſag' ich Ihnen, plaudern dürfen Sie nicht; unſere Kur muß ein Geheimniß unter uns Beiden bleiben, und ich muß ſie leiten, oder ſie unterbleibt.“

„Gut, ſo mag ſie unterbleiben,“ rief Learoſa aufgeregt. „Ich kann nicht warten; ich muß Breslau verlaſſen, heute noch, in dieſer Stunde noch.“

Die Räthin blickte ſie überraſcht an; da ward die Thür aufgeriſſen, und Martin ſtürzte athemlos herein. „Er kommt,“ rief er ängſtlich. „Er hat mich auf der Straße getroffen, und folgt mir! — Sagen Sie ihm nichts von meinem Verbrechen! Ich bitte Sie um Gottes willen, um des Heilands willen, der mich aufgenommen hat in ſeinen Gnadenſchooß, klagen Sie mich nicht an bei ihm!“

„Bei wem? Wer kommt? Hochwart?“ ächzte Learoſa, kaum fähig zu reden in ihrer Angſt. — „Nein, Jakob!“ antwortete Martin. — „Jakob? Jakob?“ ſchrie ſie erleichtert, und Jakob trat, von ihrem Rufe geleitet, in das Zimmer ein.

„Jakob, Du? — Du haſt meinen Brief ſchon?“ rief ſie ihm entgegen.

„Ihren Brief, Excellenz? Nein,“ antwortete er. „Ich habe in Berlin ausfindig gemacht, daß der

Hauptmann hier iſt, und da hab' ich geglaubt, hieher eilen zu dürfen. Ich bin geſtern Mittag ſchon angekommen, habe ſchon vielfach Nachfrage gehalten nach dem Hauptmann, und bin wie aus den Wolken gefallen, da ich Martin begegne, der mir nicht Rede ſtehen und Ihro Excellenz mir verleugnen will."

„Excellenz? Excellenz?" murmelte die Räthin mit geſpitzten Ohren, während Learoſa mit krankhafter Haſt Jakob in's Wort fiel: „Ich weiß, ich weiß Alles! Wir müſſen fort! Sogleich! Geh', beſtelle mir Pferde!"

Da lüſtete die Thür ſich weiter, und Meiſter Labemann, deſſen ſchwarzes Mancheſterkäppchen, welches ſein kahles Haupt bedeckte, ſchon ſeit Jakob's Eintritt hätte ſichtbar werden können, wenn eins dieſer Augen ſich der Thür zugewandt hätte, trippelte auf Learoſa zu. „Wie? Ihro Gnaden wollen uns verlaſſen? Ei, thun Sie das meinem Hauſe nicht an! Was würden unſere Freunde in Chriſto, unſere lieben Brüder und Schweſtern denken. Geſtern noch ein Leib und eine Seele; geſtern noch zuſammen gebetet und gelamentirt, und heute heidi in alle Welt!

— Nein, Ihro Gnaden, das geht nicht an! Sie bleiben bei uns, und wir leben ſo einträchtig zuſammen und ſo fromm wie die lieben Kinder; eija popeija! Und luſtig ſind wir auch, und jubiliren können wir auch, wie es ſich ziemt für Hochzeitsgäſte; denn was iſt denn unſer heiliger Gottesdienſt anders, als die Hochzeit unſerer verliebten Seelen mit dem himmliſchen Bräutigam? Und was iſt's denn für Sünd' und Unglück, wenn nach der Hochzeit die Kindtaufe kommt? — Mußte unſer himmliſcher Heiland nicht auch geboren werden vom Weibe? — Und wiſſen Sie denn, ob's nicht der Meſſias iſt, den Sie tragen in Ihrem hochgebenedeiten Schooße? — O, Jemine! wenn ich bedenke, daß mein Dach das geſegnete ſein ſollte, daß zu dieſen Fenſtern die lieben Engelein einfliegen und zu dieſer Thür die heiligen drei Könige einſchreiten ſollten, mit Myrrhen und Gold, und mit Singen und Jubiliren:

„Ein Kind, geboren zu Bethlehem — Bethlehem! *)
Deß freuet ſich Jeruſalem, Halle — Halleluja!

---

*) No. 393 des gedachten Geſangbuches.

Hier liegt es in dem Krippelein — Krippelein,
Ohn' Ende iſt die Herrſchaft ſein! — Halle — Halleluja!

Das Öchslein und das Eſelein — Eſelein
Erkannten Gott den Herren ſein! — Halle — Halleluja!“

Mit ſchweigender Verzückung hatte Jakob dem Wahnſinnausbruche des frommen Greiſes gelauſcht, und fühlte ſich unfähig, den Befehl ſeiner Gebieterin, ſie von dieſem Verrückten zu befreien, zu vollziehen. Dieſes Gebot war aber ſo laut ertheilt worden, daß es den Ohren des Meiſters nicht entgehen konnte; er brach ſeinen Geſang ab und richtete ſich mit dem Zorn eines ſtrafgerüſteten Patriarchen an Learoſa.

Regungslos ſtand Jakob neben dem wüthenden Alten, der im rückſichtsloſen Erguß ſeines Grimmes den entſetzten Hörer wenigſtens einen Theil des Elends ahnen ließ, das ſeine Gebieterin umfangen hatte. Martin war beim Beginn der Strafrede entronnen, um den Geheimſecretair zum Beiſtand zu holen, und kehrte jetzt, begleitet von dieſem, zurück.

Hülfe flehend ſtreckte Learoſa ihrem Tröſter die Hand entgegen, doch bevor er noch Learoſa's Bett erreicht hatte, hielt die Räthin ihn auf: „Excellenz nennt ſie Der dort,“ ziſchelte ſie. „Es iſt ihr Bedienter, und Excellenz nennt er ſie. Da ſteckt etwas dahinter.“

„Pſt! Pſt! Nachher davon,“ flüſterte Schwunzel, und unterbrach dann den ſcheltenden Alten, indem er ihm leiſe ins Ohr raunte: „Vaterle, Sie ſchelten hier, und unten gehen Ihnen die Kunden fort; eine Frau mit einem Pack unterm Arm hat lange an Ihre Thür geklopft; ſie ſah mir nicht aus, als hoffe ſie, das Pfand wieder einlöſen zu können; eilen Sie, ſonſt bringt ſie es zu Boas Joel in Verſatz.“

„Das hat man von ſeiner Mühe und von ſeinem guten Willen,“ ſchrie Meiſter Labemann der Thür zutrippelnd und ſie mit den Worten hinter ſich zuwerfend: „Sein bischen Brot büßt man ein und erntet Undank von ſolchen Creaturen, die grau werden in der Sünde wider den heiligen Geiſt, und dann doch Aufnahme verlangen in das Himmelreich.“

Da ward neben der ſeinigen eine andere Stimme vernehmbar, und todtenblaß zerrte Learoſa den Vorhang ihres Bettes herab, um ſich zu verbergen hinter ihm, als Jakob mit den Worten: „Das iſt der Herr Hauptmann,“ der Thür zueilte.

„Wer? — Der Hauptmann Hochwart?“ frug Schwunzel verſtört. — Learoſa antwortete nicht, aber Martin, Todesangſt in den Augen, ziſchelte: „Ja, ja, er iſt's!“ — Und nun bog Schwunzel ſich zu Learoſa nieder: „Sie ſind nicht wohl; nicht wahr? Ich ſoll ihn abweiſen.“

„Ja, ich bin krank, ich kann ihn nicht ſehen!“ wimmerte Learoſa; aber zu ſpät; Hochwart, bis zur Unkenntlichkeit entſtellt durch Hagerkeit und Bläſſe, hatte bereits die Schwelle überſchritten und ließ das Auge ſuchend umherfliegen im Zimmer.

„Mein Herr, die gnädige Frau ſind krank und können Sie nicht ſprechen,“ ſo trat, während Martin hinter den Bettgardinen einen Verſteck fand und benutzte, Schwunzel dem Hauptmann entgegen.

Hochwart blickte ihm ſtarr in's Auge. „Sind Sie der Arzt?“ frug er. — Schwunzel bejahte. — „Und dennoch müſſen Sie mir erlauben,“ fuhr er, nach einem innern Kampfe, deſſen Heftigkeit in ſeinen Zügen nicht zu verkennen war, fort, „Sie müſſen mir erlauben, eine Frage an die gnädige Frau richten zu dürfen.“ Er ſchritt, ohne die Genehmigung des angeblichen Arztes abzuwarten, dieſem vorüber, dem Bette zu, ſtarrte, vergebens bemüht, das Zittern ſeiner Glieder zu bemeiſtern, Learoſa an, und öffnete dann, ohne zu ſprechen, dicht vor ihren Augen ſeine zuſammengekniffene Hand.

„Jeſus!“ ſchrie Learoſa, denn ſie ſah in ſeiner Hand den Ring, den ſie in der vorgeſtrigen Nacht, um nicht verrathen zu werden durch ihn, von ihrem Finger gezogen, und ihn an ihrem Buſen verborgen hatte. Sie ſtarrte ihn an; es war derſelbe, den ſie fünf Tage zuvor, unter unchriſtlichen Verſchwörungen, nie abzulegen ſich gelobt hatte; ſie konnte ihn nicht verkennen, obgleich er entſtellt war, da man die Edelſteine, die urſprünglich das Bild der Amazone umgaben, aus ihrer Faſſung gebrochen hatte. — Dieſer Ring — er mußte, wiewol ſie ihn noch nicht vermißt hatte — ihr während des Kampfes mit dem Polen entfallen ſein — dieſer Ring in dieſen Händen — o, wie hätte Gott eine furchtbarere Rache ihrem Verbrechen folgen laſſen können.

Starr, wie Hochwart's Geſicht, aber nicht mit dem Gepräge der Todesangſt, welches auf ſeinen Zügen lag, ſondern mit den Blicken der lauernden Banditen, hielten Schwunzel's und der Räthin Augen Learoſa's Antlitz feſt. Jetzt flog Hochwart's Blick ſeitwärts, und das ſcheue Zuſammenfahren des vermeintlichen Arztes und der Krankenpflegerin machte ihm Beide verdächtig. „Mein Herr," begann er, „ich muß mit dieſer Dame allein ſein, nur fünf Minuten lang; ich bitte Sie, entfernen Sie ſich Beide."

„Auf keinen Fall kann ich der Patientin eine Unterredung mit Ihnen bewilligen," verſetzte Schwunzel mit dem Ton und der Geberde eines Emporkömmlings, der ſeiner Machtvollkommenheit ſich bewußt iſt. — Da ſchien es, als dehne Hochwart's gebeugte Geſtalt ſich rieſenhaft, und ein Blitz entloderte ſeinem leichenähnlich ſtierem Auge, als er es auf Schwunzel's Geſicht gerichtet hielt. —

„Gott, Gott! Dieſer Mann, dieſer Seraph war mein!" brach Learoſa's Seele in verzweifelndem Jammer aus, als ſie das ſiegende Auge ihres verlorenen Geliebten dem in feiger Flucht unſtät umherfliegenden Blicke ſeines Gegners gegenüber ſah, der faſt geneigt ſchien, ihre Unterſtützung zu ſuchen. — „Jakob!“ hörte ſie Hochwart rufen, und Jakob kam. „Ich will allein ſein mit der gnädigen Frau,“ fuhr er fort. „Du begleiteſt dieſe Dame und dieſen Herrn durch das Nebenzimmer und hüteſt es vor unberufenen Ohren.“

„Gnädige Frau,“ ziſchelte Schwunzel, während Hochwart mit jenem Auftrage Jakob verſah, „wir werden Sie verlaſſen müſſen; aber ich rathe Ihnen, fertigen Sie den Herrn kurz ab und reden Sie insbeſondere von der bewußten Erbſchaft gar nicht mit ihm; Sie riskiren ſonſt, daß er Sie plündert, der Vagabond.“

Learoſa hörte ihn reden, aber was er ſagte, verſtand ſie nicht; ihr Herz ſchlug zum Zerſpringen. — Schwunzel nebſt der Räthin entfernten ſich jetzt, und ſie war allein mit Hochwart; ihr Auge begegnete dem ſeinen, aber ſchnell ſchlug ſie es nieder; dieſes welke, gramzerrüttete Antlitz, dieſes Zittern ſeiner Muskeln, dieſer ſterbende Blick — ſie konnte dieſes

Übermaß von Martern nicht ertragen; da erweckte die Stimme ihrer Angſt ihr den Gedanken, ſich Muth und Kraft zu erbeten; ſie faltete die fliegenden Hände und der Geiſt des Gebets bewegte ihre Lippen.

Hochwart's Muthloſigkeit ſchien der ihrigen zu gleichen; er ſtand lange ſchweigend, als ſei er unſchlüſſig, wie er beginnen ſolle, vor ihr; endlich hörte ſie ihn reden: „Dieſen Ring — Learoſa — er war Johannens Eigenthum — hat in derſelben Nacht, da der Nachtwächter Sie auf der Straße fand und zu mir führte — in der vorgeſtrigen Nacht hat eine vornehme Dame, in daſſelbe Coſtüm gekleidet, welches Sie trugen, dieſen Ring in einem berüchtigten Hauſe an einen Abenteurer verſchenkt. — Learoſa, ich beſchwöre Sie, entdecken Sie mir, in weſſen Hände iſt dieſer Ring nach Johanna's Tode gerathen? — Wer war die vornehme Dame, welche in der vorgeſtrigen Nacht ſich dem Abſchaum Ihres Geſchlechts zugeſellte, um unerkannt das Handwerk dieſer Dienerinnen des Laſters zu treiben?“

Learoſa's Zähne klapperten aneinander; die Kraft zu beten war gewichen von ihr, und die einzelnen

Worte, welche von ihren Lippen fielen, hatten weder Sinn noch Ton.

„Sie antworten mir nicht?“ fuhr nach einer Pauſe Hochwart mit einer Bewegung fort, die ſeine Bruſt zu ſprengen drohte. „Dieſer Ring — wär' es möglich? — Nein, nein, Ihr Eigenthum kann er nicht geworden ſein nach Johanna's Tode! — Sie ſind es nicht geweſen, die jenen Polen durch dies Geſchenk belohnte für ſeine entehrende Gabe! Nein, Sie ſind es nicht geweſen, aber um Gottes willen beſchwör' ich Sie, retten Sie mich von dem Wahnſinn, der meine Gedanken zurückreißt zu Ihnen, wie Sie in jener Nacht mir erſchienen, mit der grünen Tunica und den ſeidenen Stiefeln. — Retten Sie mich durch das einzige Wort: „Nein, ich war es nicht!“ — Dieſe drei Worte nur, und ich will ruhig meinem Grabe entgegengehen!“

Da ward der ächzende Athemlaut auf Learoſa's Zunge zum Worte. „Zu Grabe! Zu Grabe! — Ja — ſtirb — ſtirb!“ ſchrie ſie und wälzte ſich unter Nervenzuckungen im Bette umher.

Aus Hochwart's Augen wich das Licht, und die

Lebenswärme verließ ſein Blut. Niemand als Martin in ſeinem Hinterhalt zählte die ſtummen Minuten, die ihm zu unerträglich langen Stunden wurden. „Stirb! Stirb!“ donnerte das Todesurtheil, das dieſe Lippen ihm geſprochen, mit zahlloſen Stimmen in Hochwart's Seele wieder, und die unnatürliche Erſchütterung dieſes Wiederhalls ſetzte ſeine Pulſe wieder in Bewegung. „O, wie leicht iſt's, zu ſterben, wie ſchwer, ſolch ein Leben zu leben!“ Das war der erſte Gedanke, deſſen er ſich bewußt ward; und an den vernichtungskräftigen Schmerz dieſes Gedankens knüpfte ein zweiter mit gleicher Marterkraft ſich an: welche Saat hatte dieſe Unglückliche geſät, und welche Ernte drohte ihr aufzugehen? —

An dem furchtbaren Ernſt dieſer Frage belebte ſein Mitleid ſich, und an der Flamme dieſes Gefühls erwärmte ſeine Liebe ſich wieder. „O, Gott — Gott!“ rief er, „ſie geht unter, wenn ich ſie verlaſſe, und doch — doch ſteht zwiſchen ihr und mir — ſie ſelbſt!“

„Fort, fort!“ ſtöhnte Learoſa, ihm mit der Hand winkend und das Geſicht abwendend von ihm. — Er ſtarrte ſie an, ſein Auge wurde feucht. — „Ja, ſort, fort muß ich, aber auch Sie müſſen fort, Learoſa. Doch wohin? — Wohin kann ich Sie retten vor dem Feinde Ihres Friedens, den Sie mit ſich führen in Ihrer Bruſt, und der Nahrung fodern und wachſen wird, bis Ihre Seele keine Spur mehr von Gottes Ebenbilde trägt, und bis ich ſchaudern muß vor dem Weſen, das ich vergöttert habe!“

Er ſchwieg in Nachdenken verſinkend; auf ſeinem Geſicht jagten ſich die Spuren ſchwerer innerer Kämpfe. „Wenn ich“ — hob er, wie mit ſich ſelbſt ſprechend wieder an, „wenn ich mich mächtig fühlte, Ihr Retter zu werden, ich würde meine Welt aufgeben, um dem Zuſammenſturz der Ihrigen zu wehren; aber — ich bin zu ſchwach; — ein geſchlechtsloſer Engel nur dürfte Sie leiten — und ich? — ach, meine Leidenſchaften ſchlafen nur; ich kann Sie nicht retten!“

Er wandte das jammerſchwere Auge von der Unglücklichen ab, die ohne ein anderes Lebenszeichen als das eines tiefen, erſchütternden Athemholens, vor ihm lag. Auf einmal ward ſeine Stirn wolkenfreier; er beugte ſich zu ihr nieder und faßte ihre Hand. Sie zog ſie mit ſchreckhaftem Zucken zurück; er nahm ſie wieder. „Learoſa, blicken Sie mich an,“ ſagte er ſanft. — Sie ſchlug die Augen auf; ſein Athemhauch vermiſchte ſich mit dem ihrigen, aber ſeine Lippen berührten die ihrigen nicht. „Learoſa,“ hörte ſie ihn ſagen: „Sie vernehmen meine Stimme zum letzten Male, und mein letztes Wort an Sie ſoll eine Bitte, eine heiße, dringende Bitte ſein: Gott hat Ihnen ja noch ein Herz gerettet; Sie haben noch eine treue, herzliche Freundin, Frau von Zſchechwitz; zu ihr eilen Sie, und an die Bruſt dieſer edeln, verſtändigen Frau legen Sie Ihr Herz; — und Jakob — verſtoßen Sie dieſen Jakob nicht, und wenden Sie Ihr Ohr nicht ab von ſeinem Rathe. — Das iſt meine letzte, meine einzige Bitte. — Verſprechen Sie mir, ſie zu erfüllen?“

„Ja, ja, ich verſprech' es!“ ſtieß Learoſa ſchluchzend hervor; aber ihr Schluchzen war kein Weinen; es glich einem Herzbrechen; die Kraft, eine lindernde Thräne zu vergießen, gebrach ihrem Auge.

„Ich danke Ihnen für Ihr Verſprechen, Learoſa,“ ſagte Hochwart; nach einigen Augenblicken fügte er hinzu: „Haben Sie nicht auch noch einen letzten

Wunſch an mein Herz zu legen? — Eine letzte Bitte, Learoſa?"

Sie ſchüttelte den Kopf; er richtete ſich auf, und blieb, als ſänne er über die Wahl ſeines Scheidewortes nach; dann ſprach er: „Dieſer Ring, Learoſa, iſt nicht Ihr Eigenthum; des Werthes, den er für Andere haben konnte, iſt er beraubt worden; für mich — iſt er werthvoll geblieben. Dieſer Ring ſei das Einzige, was aus Johannens Nachlaß übergehe auf mich."

„Nein, Alles, Alles," ſtammelte Learoſa. — Eine ablehnende Bewegung ſeiner Hand, von einer ernſten, faſt gebietenden Miene begleitet, machte ſie verſtummen. — Plötzlich fuhr ſie auf: „Dieſer Ring war's nicht, den Johanna trug. — Dieſer — iſt der meinige! — Er würde Sie nur an mich erinnern! — Dort — dort das Käſtchen." —

Hochwart's Auge folgte ihrem Fingerzeige, der es zu einem Nachttiſche hinleitete; er reichte ihr das auf dieſem ſtehende Schmuckkäſtchen. Sie öffnete es, und nahm den zweiten Ring heraus. „Dieſer, dieſer war's, den Johanna trug!" ſtammelte ſie.

Ein paar Augenblicke lang ſtarrte Hochwart die beiden Ringe mit den geſchwiſterlichen Amazonenbildern an, griff dann ſchnell nach dem verſtümmelten, drückte noch einmal Learoſa's Hand, und wandte ſich, um mit raſchen Schritten das Zimmer zu verlaſſen.

„Florentin!“ ſchrie Learoſa verzweifelnd ihm nach; ihr Angſtruf feſſelte ſeinen Fuß; da, als ſie ihn weilen ſah, faßte eine andere Angſt ſie. „Geh! geh! geh!“ ächzte ſie. „Als Du fern warſt, hab' ich gezittert vor Deinem Anblick, und jetzt in Deiner Nähe reißt das Gefühl der Trennung von Dir meine Seele los von meinem Körper.“

„Learoſa,“ rief Hochwart, wie von einem gottgeſandten Gedanken begeiſtert, „noch ſind unſere Seelen ungetrennt; noch hält — ich fühl' es, — der Faden, der beide verknüpft; laß uns beide einander ſchwören, dieſes göttliche Band feſt zu erhalten; meine Seele ſoll der Deinen, und Deine Seele der meinen nicht verloren ſein! Laß uns einander ſchwören, das Gute zu thun und zu fördern, und das Böſe zu meiden und zu hindern! Ich ſchwöre ewige Liebe, ewige Treue Dir und Gott!“

„Ewige Liebe und ewige Treue Dir und Gott!“ lallte Learoſa ihm nach, und ihr fieberheißer Mund ſank nieder auf ſeine Hand.

Die Sinne ſchienen ihr zu ſchwinden; ſie fühlte nicht, daß ſeine Lippen faſt eine Minute lang auf ihrem Haupte weilten; ſie empfand es nicht, daß er leiſe ſeine Hand unter ihren Lippen wegzog; ſie hörte nicht, als ſein Fuß mit vorſichtigem Tritt über den Fußboden hinweg, der Thür zuſchlich und dieſe mit zitternder Hand hinter ſich zudrückte. Schweigend winkte er Jakob, ihm zu folgen.

Unten auf der Straße ſtand Dederow in ſeinen Mantel gehüllt. „Mein Gott, wie ſehen Sie aus!“ rief er erſchrocken, Hochwart in das Todtengeſicht blickend, und gleichzeitig fiel auch Jakob ein: „Sie ſind wohl krank, Herr Hauptmann?“

„Ein wenig unwohl bin ich geweſen, Jakob,“ antwortete Hochwart. „Ich war in der vorigen Woche gegen Abend ausgegangen, und mag mich etwas erkältet haben.“

„Etwas erkältet?“ fiel Dederow ein, „und der

Arzt behauptete, eine ſolche Aufregung männlicher Nerven noch nicht erlebt zu haben.“

„Ruhig, Freund Dederow, wir wollen nach Hauſe gehen; ich habe Wichtiges mit Euch Beiden zu reden,“ ſagte Hochwart, und klammerte ſich an den Arm ſeines Freundes. Jakob folgte Beiden.

Die abgelegene Wohnung der beiden Freunde war erreicht. „Nun, Capitain,“ hob Dederow an, „wie iſt's, haben Sie Ihren Sinn geändert?“

„Nein, ich reiſe nicht in Geſellſchaft des Polen,“ antwortete Hochwart. „Aber dennoch reiſ' ich ab, und zwar noch heute. Wie? — das mag Gott wiſſen.“

„Unbegreiflicher Eigenſinn!“ verſetzte Dederow. „Alles war ſo feſt verabredet unter uns Dreien; eine gemeinſchaftliche Kaſſe, zu welcher der Graf das Meiſte beizutragen verhieß, würde uns aller Verlegenheit enthoben haben; da muß unſer böſer Geiſt ihn heute mit dem Ringe herführen, und plötzlich zerreißen Sie das ganze Pactum. Ich begreife nicht, wie es werden ſoll; Ratulinski kann Sie ſo wenig als ich entbehren, da Niemand als Sie unſerer Sprachunkunde aushelfen kann in dem fremden Lande, und wir können Ratulinski ſeines Geldes wegen nicht entbehren. Ich habe wenig mehr als hundert Dukaten; Sie haben kaum die Hälfte; wie wollen wir mit dieſer Kleinigkeit — denn ich trenne mich von Ihnen auf keinen Fall — eine ſolche Reiſe unternehmen?“

„Herr Hauptmann, Sie wollen reiſen? — und Sie brauchen Geld?“ hub Jakob an. „Wiſſen Sie denn nicht, daß wir hier ſind, um Ihnen Geld zu bringen? Hat die Frau Gräfin Ihnen nichts geſagt von dem an Sie gefallenen Vermächtniß Ihrer ſeligen Braut?“

„Schweig!“ fiel Hochwart unmuthig ein. „Das Fräulein hatte kein Eigenthum, und war nicht befugt, mir etwas zu hinterlaſſen.“

„Aber ich habe ja auch noch Geld in Händen, welches Ihr Eigenthum iſt,“ ſagte Jakob. „Entſinnen Sie ſich nicht mehr jener vierzig Friedrichsd'or, welche Sie mir gaben, als ich nach Polen ging, um die Gräfin aufzuſuchen?“

„Die haſt Du noch?“ frug Hochwart.

„Freilich," antwortete Jakob, den Beutel herausziehend und die Goldſtücke aufzählend. „Wann hätt' ich es Ihnen wiedergeben ſollen? Als ich aus Polen zurückkam, fand ich Sie ja nicht mehr."

„Das verändert die Sache," ſagte Dederow; „jetzt beträgt unſer Capital noch an achthundert Thaler, und damit können wir ſchon etwas wagen."

„Das wollen wir auch, und auf der Stelle," ſprach Hochwart. „Die Poſt geht ja heute noch ab; beſtellen Sie Plätze für uns und beſorgen Sie unſere Päſſe."

„Aber die Jahreszeit und Ihre Krankheit," wandte Dederow ein.

„Der Froſt ſtählt kranke Nerven, und die Bewegung bringt die Verſtimmten in Einklang," entgegnete Hochwart, und Dederow entfernte ſich.

„Jetzt, mein guter Jakob, zu Dir ein Wort, das letzte, das ich zu Dir rede!" wandte Hochwart, mit verminderter Feſtigkeit in Miene und Stimme, ſich an Jakob. „Deine Wohlthäterin, Deine Lebensretterin iſt unglücklich, ſehr, ſehr unglücklich. — Ich werde ſie vor Gottes Angeſicht aus Deinen Händen fodern. Verlaß ſie nicht; wache über ihre Schritte, über ihre Seele! — Sie hat mir angelobt, noch heute Breslau zu verlaſſen und zur Frau von Zſchechwitz — hörſt Du? zur Frau von Zſchechwitz — nicht zur Frau von Hedemark — alſo nach Oberwerda zu reiſen. Du ſorgſt dafür, daß ſie ihr Verſprechen halte; Du wachſt, daß ſie Wege gehe, die zu Gott führen, und weigert ſie ſich, auf Deine Stimme zu hören, dann nenn' ihr meinen Namen; erinnere ſie an den Eid, den ſie mir geleiſtet hat, und ſage ihr, daß Du von mir beauftragt biſt, ihr Seelenheil zu fördern. — Hüte ſie“ — er hielt inne, beſann ſich und hob dann von neuem an: „Ich will Dir entdecken, daß die Gräfin verpflichtet iſt, unvermählt zu bleiben; heirathet ſie, oder — wird die Sünde ihrer mächtig, ſo fällt all' ihr Gut an Andere; hüte ſie alſo — Du weißt, ſie iſt jung, ſchön und ein Weib — hüte ſie alſo vor Verführern. Am ſicherſten, glaub' ich, würde ſie in der Einſamkeit ihres Landſchloſſes wohnen; zeig' ihr das Glück, Segen im Segenſpenden zu finden. — Jakob, ich habe Dich nie daran erinnert, daß, was Du biſt auf Erden und zu werden hoffſt im Himmel, Du durch mich biſt und hoffen darfſt; jetzt erinnere ich Dich daran, jetzt fodere ich meinen Lohn: Dein Verſprechen: treu zu erfüllen, was ich verlangt habe von Dir.“

Jakob hatte längſt ſchon verſtohlen geſchluchzt; jetzt brachen ſeine Thränen aus. „Ich weiß, was Sie forttreibt, was Sie hindert, ſelbſt zu wachen mit eigenen Augen, wo Sie die meinigen zum Wächter beſtellen. — Es iſt jammervoll, daß ich Ihnen ſagen muß: Ihres Bleibens iſt nicht hier, darum gehn Sie mit Gott! — Aber wo Sie auch hingehen mögen, da tröſte die Überzeugung Sie, daß Sie einen Wächter zurückgelaſſen haben, der wachen wird und beten, ſo wahr Gott ihm gnädig ſei.“

Hochwarts Kraft drohete zu brechen; er fühlte, es ſei ihm nothwendig, allein zu ſein. „So tritt denn Dein Amt an, Du treuer Wächter,“ ſprach er. „Geh zu Deiner Lebensretterin, bereite ihre Reiſe vor; ſie iſt zwar krank; aber dennoch — ſie muß fort! — Hier giebt es Menſchen, deren Blicke ihr gefährlicher ſind als Banditendolche. Es wäre ſchrecklich, wenn die Frau von Roſenberg als die Gräſin von Rottingerade hier erkannt würde. Geh, und haſt Du Muße, ſo magſt Du vor Deiner Abreiſe mich noch einmal beſuchen, um Abſchied von mir zu nehmen.“

Er drückte Jakob die Hand, wandte dann, um ſeine naſſen Augen zu verbergen, ihm ſchnell den Rücken, und ließ, als er die Thüre öffnen und zudrücken hörte, dem Jammer ſeines brechenden Herzens freien Lauf.

Die Bewußtloſigkeit, in welcher Learoſa auf Hochwarts Hand niedergeſunken war, hielt auch nach ſeiner Entfernung noch ihre Sinne gebunden, bis ein langer Kuß, von einem brennenden Lippenpaar auf ihre Hand gedrückt, wie ein elektriſcher Schlag durch ihre Glieder fuhr. „Florentin!“ hauchte ſie, die Augen aufſchlagend, deren Ausdruck plötzlich von der Weichheit, die in den letzten Minuten ihr Schmerz angenommen hatte, zum wildeſten Entſetzen überſprang, denn vor ihr kniete — nicht Florentin, ſondern — Martin, welcher mit der Angſt eines Mörders, der die Späher auf ſeiner Spur ſieht, in ſeinem

Verſteck vor dem Rächer ſeiner That gezittert hatte, den, wie er erwartete, Learoſa's Klage wider ihn waffnen werde. Die Zähne an einander beißend, um durch ihr klapperndes Zuſammenſchlagen nicht verrathen zu werden, hatte er Hochwart's Worten gelauſcht, und neue Lebenshoffnung von Learoſa's Verſtummung empfangen, bis auch ſie zu reden anfing. „Nun wird ſie es ihm entdecken! — Nun wird er mich ſuchen mit den blutgierigen Augen, mich finden und mich morden!" — So marterte die Gewiſſensangſt faſt eine Viertelſtunde lang den Verräther, da ward es ſtiller; — die Töne des Schleichens eines Fußtrittes, das Öffnen und Andrücken einer Thüre drangen an ſein Ohr; — Hochwart war fort; Learoſa hatte ihm den Namen ihres Verderbers nicht genannt; und wie kurz zuvor der Todesſchreck, ſo durchzitterte jetzt die Freude den Buben; er raffte ſich auf und taumelte vor der Bewußtloſen nieder.

Das Entſetzen ſeines Anblickes erſtarrte Learoſa's Zunge; ihre Sprachloſigkeit nährte ſeine Hoffnungskeckheit. „Sie haben mich nicht verrathen, mich nicht verklagt; — ich danke Ihnen — ich danke, danke

Dir, Schweſter, geliebte — geliebte Schweſter! — auch Du biſt mir gut, auch Du liebſt mich! Leugne es Dir und mir nicht! Haßteſt Du mich, Du würdeſt mich verklagt, mich ſeiner Rache preisgegeben haben; aber wie könnteſt Du mich auch haſſen? — mich, der ich. —"

„Jakob! Jakob!" ſchrie Learoſa, all' ihre Kräfte aufbietend zu dieſem Rufe; erſchrocken fuhr Martin zurück, und wandte den Kopf der Thüre zu. — „O, ich Schwachſinnige, wie hab' ich Dich vergeſſen können?" rief Learoſa. „Frug er mich nicht, ob ich keinen Wunſch hätte? Und ich, ich Sinnloſe ſagte „nein"? — Ich dachte nicht daran, mich von Dir zu befreien? — Doch, noch iſt's ja nicht zu ſpät! Er ſoll mich rächen an Dir, ſoll Dich mit ſich hinwegſchleppen bis an das Ende der Welt! — Jakob! Jakob, wo biſt Du?"

Jakob kam nicht; da wuchs dem Buben der Muth. — „Was, in ſeine Hände willſt Du mich geben? Er ſoll Dich erlöſen von mir?" ſchrie er. „O, wenn Du wüßteſt, wie die Gier, ihn mit meinen Zähnen zu zerreißen, in mir wüthet, Du würdeſt nicht aufhören, Gott zu beſchwören, ihn zu bewahren vor meiner Nähe. — Und wenn Du wüßteſt, wie flammend die Gluth meiner Seele Dir zuſchlägt, Du würdeſt den Gedanken, Dich zu trennen von mir, nicht mehr denken! Trennen — trennen — nimmermehr! Ich habe Dich mir ja erworben auf Koſten meiner ewigen Seligkeit! Du biſt mein, Deine Seele, Dein Leib, ſelbſt das Weſen, das — halb Du, halb ich — hervorgehen wird zu ſeiner Stunde an's Licht der Sonne, um der Welt Heiland zu werden, wie der ehrwürdige Greis weiſſagt! — Und wie Du mein, ſo bin ich Dein, und weiche nicht von Dir, ſo lange das Leben nicht von mir gewichen iſt."

„Den Saft! Den Saft!" ſchrie Learoſa außer ſich der Räthin entgegen, welche mit dem Geheimſecretair jetzt in das Zimmer trat. „Den Saft! Den Saft! Und mög' er aus Arſenik und Tollbeeren zuſammengeſetzt ſein, ich will der Hölle zurückgeben, was der Hölle gehört, und ſollt' ich ſelbſt mit hinabfahren in den ewigen Abgrund!"

„Schaffen Sie den Martin fort," ziſchelte die

Räthin dem Geheimſecretair zu, und dieſer bemächtigte ſich Martins Arm und zog mit den Worten: „Kommen Sie, Herr Baron, hier ſteht das Leben auf dem Spiele,“ den Widerſtrebenden mit ſanfter Gewalt aus dem Zimmer.

Die Räthin zögerte. „Sie wiſſen, Wertheſte, ich liebe Sie wie meine eigne Seele, und bin gern bereit, Ihnen zu helfen, aber — Sie ſind wankelmüthiger Sinnesart; es läßt ſich wenig Dank hoffen von Ihnen, und wer ſieht mir dafür, daß Sie mich noch gar in Verlegenheit bringen für meine Gefälligkeit? Zu öſtreichiſcher Zeit, da lebten wir hier wie reichsfreie Leute, da konnt' ich brauen und deſtilliren nach Herzensluſt, ohne Rechenſchaft geben zu müſſen von meinem Doctorhut; aber jetzt, ſeit wir preußiſch ſind, iſt das anders geworden; ein einziges Wort von Ihnen zur Unzeit geſprochen, oder wohl gar mit Vorbedacht in Zorn und Feindſchaft, und die Juſtiz fiele über mich her.“

„Ich rede nicht! Wahrhaftig, ich ſchweige!“ betheuerte Learoſa, „und wenn das Gift mir die Eingeweide zerätzte, ich nenne Ihren Namen nicht! — Geben Sie, geben Sie mir das Fläſchchen."

„Nun, wenn Sie denn darauf beſtehen," murmelte die Räthin, das Gläschen aus ihrer Taſche hervorziehend und mit deſſen Inhalte ein Weinglas füllend; — „aber Eins noch," ſagte ſie, das Glas zurückziehend vor der Hand der Verlangenden, „Eins noch: wenn ich Ihnen nun geholfen habe aus Ihrer Verlegenheit, dann, dächt' ich, hätt' ich doch auch wol ein kleines Andenken verdient?"

„Ich werde nicht undankbar ſein, gewiß nicht," rief Learoſa und rang mit der Räthin um das Glas. „Halt, halt, Sie verſchütten, und jeder Tropfen iſt Goldes werth," rief dieſe, das Glas behutſam Learoſa's Munde nähernd. — Sie faßte es — und trank. —

„Jetzt nachgeſpült mit einem Schlückchen Waſſer, Wertheſte," ſagte die Räthin, die kleine Phiole wieder in ihrer Taſche bergend, und ſetzte, das Weinglas ſorgfältig ausſpülend, hinzu: „Nun verhalten Sie ſich ruhig, Wertheſte; es wird eine kleine Übelkeit eintreten, ſo etwas Würgen und Brennen in der

Kehle, und Kneipen und Schneiden im Leibe; aber das geht vorüber. Doch wenn es arg werden ſollte, da würde man mit einem andern Mittelchen zu Hülfe kommen müſſen, das aber auch koſtbar iſt, und mir fehlt es grade an Baarem zu Auslagen; wollen Sie mir das Schlüſſelchen nicht geben, Wertheſte, zu Ihrem Chatoullchen, um im Falle der Noth —“

Sie brach ab, denn Learoſa's Geſicht verzerrte ſich und ein Krampfanfall krümmte ſie zuſammen. — „Mein Gott, jetzt ſchon tritt die Wirkung ein? Sie müſſen eine äußerſt ſchwache Natur haben, oder ſchon innerlich krank geweſen ſein, eh' Sie das Säftchen nahmen. Aber den Schlüſſel, den Schlüſſel!“

So redend ließ die Räthin — denn Learoſa vermochte nicht mehr zu antworten — die Spürblicke ſuchend umherfliegen; da ſandte ihr Mißgeſchick einen ſehr unwillkommenen Störer; es war Jakob, der von Hochwart zurückkehrte.

„Mein Gott, was iſt hier vorgegangen?“ rief er, Learoſa anſtarrend, die, von Krämpfen zuſammengezogen, ſich wimmernd krümmte.

„Ich glaube, ſie hat Verbruß gehabt mit Martin,“ ziſchelte die Räthin ihm zu. „Ich hörte Beide heftig reden mit einander, kam, trennte ſie, und unmittelbar darauf trat dieſer Zufall ein; doch jetzt fängt er ſchon an nachzulaſſen. Komm' Er, mein Freund, wir wollen der Dame ein wenig Ruhe gönnen.“

„Das iſt Krampf!“ ſchrie Jakob. „Heftiger, tödtlicher Krampf iſt's! Einen Arzt! Einen Arzt!“

„Um des Heilands willen nicht,“ ächzte die Räthin. „Glaub' Er mir, der Anfall geht vorüber!“

„Nein, er geht nicht vorüber, er nimmt zu!“ jammerte Jakob. „Einen Arzt, einen Arzt! Gott, ich bin ja unbekannt hier!“ — Er wandte ſich an die Hausbewohner, die ſein Geſchrei herbeigerufen hatte. „Menſchen, ſeid barmherzig, ſchafft Hülfe, ſchafft einen Arzt! — Und Du“ — fuhr er, Martin erblickend, der bleich und bebend an der Thür ſtand — dieſen an, „Du, deſſen Werk dies Elend iſt — Du ſtehſt hier, ohne an Hülfe zu denken? — Fort! ſchaff' einen Arzt!“

Da kam Meiſter Labemann hereingetrippelt: „Iſt ſie todt, die gute Perſon? — Nun, der Tod macht Alles quitt! Aller Spott, den ſie getrieben, iſt vergeſſen und vergeben. Aber nein, ſie lebt ja noch; ſie zappelt, ſie iſt beſeſſen!“

„Fahr' aus, fahr' aus, du böſer Geiſt —“

„Ich werd' einen Arzt beſorgen,“ ſagte Schwunzel, da eilte die Räthin ihm in den Weg: „Nein, nein, keinen Arzt! Sie will keinen, wir wollen beten!“

„Nein; ſag' ich auch, keinen irdiſchen, weltlichen Arzt,“ unterbrach Meiſter Labemann ſich in ſeinem Geſange, und ſtimmte einen andern an:

„Der Seelenarzt iſt eingekehrt,
D'rum gute Nacht, du Babel.“

„Aber ein Arzt muß doch geſchafft werden; ſie ſtirbt uns ja unter den Händen,“ ſagte Schwunzel, und entrang ſich der Räthin, die vergeblich ihn zu ereilen und ihn zurückzuhalten ſuchte. Sie trat beängſtigt an das Bett der Kranken, deren Augäpfel der Krampf aus ihren Höhlen drängte und ihre Muskeln epileptiſch verdrehte. Rathlos ſtand Jakob, in ſtummer Verzweiflung verſunken, neben ihr; der

Goldſchmied fuhr fort, bald Beſchwörungs- bald Sterbelieder zu ſingen.

Schwunzel kam mit einem Arzte zurück, und die Räthin eilte, als er nach der Veranlaſſung dieſes Zuſtandes der Kranken forſchte, Martin anzuklagen, der die ſchon unpäßliche Frau ſchwer gereizt habe. — Martin widerſprach nicht; aber als der Arzt die Hände zuſammenſchlug und die Kranke unrettbar verloren erklärte, da brach ſeine Gewiſſensqual furchtbar, gleich dem Raſen eines Tobſüchtigen, aus. „Ich bin ihr Mörder!“ kreiſchte er. „Sie iſt meine Schweſter! Gott ſtößt uns aus! Für uns bittet der Heiland nicht! Wir ſind der Hölle verfallen von nun an bis in Ewigkeit.“

Er ſtürmte an Learoſa's Bett, ſtarrte die Geopferte an und ſank, von dem Schrecken ihres Anblicks überwältigt, ſinnlos zu Boden; ſeine Kraft war gebrochen; es koſtete keine Mühe, ihn zu entfernen. Schwunzel verſchloß ihn in ſeinem Zimmer und übergab ihn der Obhut des frommen Barbiers.

Die gefliſſentliche Irreleitung des Arztes, veranlaßt durch die Beſorgniß der Räthin, die Spur ihrer Hand entdeckt zu ſehen, verlängerte Learoſa's Leiden; erſt nach fünfſtündigem Kampfe wichen die Convulſionen, mehr ihrer eignen Naturkraft, als den Medicamenten des Arztes, deſſen Blick nicht geübt genug ſein mochte, ihn eine Vergiftung ſeiner Patientin fürchten zu laſſen. Er foderte äußere Ruhe für ſie, um die Wiederkehr der innern zu befördern; Meiſter Labemann war bereits entfernt worden; Jakob ging, um dem Hauptmann von dem ſchrecklichen Schickſal ſeiner Gebieterin, welches den Aufſchub ihrer Abreiſe erfoderte, Nachricht zu bringen, und Schwunzel begab ſich zu Martin. Der Arzt nebſt der Räthin blieben bei der Kranken.

Martin lag einem Leichnam ähnlich auf dem Kanapee; nichts als ſeine langſam rollenden Augen bewegte er bei Schwunzel's Eintritt dieſem entgegen. „Iſt ſie todt?" frug er mit tonloſer Stimme.

Schwunzel ſeufzte tief: „Und wenn ſie's wäre?"

„Dann wär' ich es einen Augenblick ſpäter auch!" ſchrie Martin und ſtürzte zum Fenſter hin, um es aufzureißen und ſich hinabzuſtürzen. Schwunzel wehrte ihm den Verſuch. „Baron, wollen Sie denn der Mörder Ihrer Geliebten werden?“ frug er. „Noch ſind Sie es nicht, noch lebt ſie, aber begreifen Sie denn nicht, daß der Schreck ſie tödten müßte? Und wollen Sie ſich aller Hoffnung berauben, glücklich auf Erden und ſelig im Himmel zu werden?“

„Glücklich? — Selig?“ — Der Unglückliche ſchüttelte den Kopf. — „Und doch, doch kann ich es werden, wenn ich ſie rette — und retten kann ich ſie.“ — Er ſchwankte nach dem Kanapee zurück und verfiel in Sinnen. Auf einmal taumelte er auf. „Ich will ſie retten und — dann untergehen!“

„Wohin, Baron? Sie können ja nicht gehen,“ rief Schwunzel, ihn aufhaltend, und wirklich zitterten ihm die Füße; er ſank auf ſeinen Sitz zurück. „Nein, ich kann nicht gehen,“ murmelte er. „Auch *ſehen* kann ich ihn nicht, durch den ich ſie retten will. — Schwunzel, Sie haben mir beigeſtanden, mein Höllenwerk zu beginnen, helfen Sie mir ein gutes Werk vollführen. — Wollen Sie ſich der Mühe eines Ganges unterziehen, um Learoſa zu retten?“

„Liebſter Baron, Alles, was Sie wünſchen,“ gelobte Schwunzel. „Sie wiſſen ja, was ich bereits gethan habe für Sie, und was Sie mir jetzt zum Vorwurfe machen — ich that es ja aus Freundſchaft für Sie. — Zu wem alſo ſoll ich gehen?"

„Zum Hauptmann Hochwart," antwortete Martin. „Sagen Sie ihm, daß ich Sie ſende, daß die Gräfin von Rottingerode nur ihn liebt, daß ſie in jener Nacht, als der Wächter ſie zu ihm führte, ihn geſucht, daß ich mich ſeines Namens bedient hatte, um ſie zu verlocken und ſie zu betrügen. Sagen Sie ihm, ſie ſterbe, wenn er nicht komme, ſie zu pflegen und zu tröſten. — Aber warnen Sie ihn, behutſam zu ſein; ſagen Sie ihm, daß der General Schwarzberg Späher beſoldet und daß Alles auf dem Spiele ſteht. — Und nun gehen Sie, aber kehren Sie nicht zurück, ohne den Retter mitzubringen. — Doch nein; — warten Sie noch; — ich will ihn nicht kommen ſehen. — Aber wohin geh' ich? — Die Welt iſt ſo groß, und hat doch kein Plätzchen für mich, als — unter mir! Und mein Kopf iſt ſo ſchwer, als woll' er mich hinunterziehen; aber es iſt noch zu früh; noch würd' ich nicht Ruhe finden da unten."

„Sie ſind ein äußerſt edler Mann, mein theurer, würdiger Freund, den ich höchſt verehre,“ ſagte Schwunzel, Martin's Hand an ſeine Bruſt drückend. „Ihr Opfer ſteigt himmelan und bahnt Ihrer ſchönen Seele den Weg zur ewigen Seligkeit. Ich verſpreche Ihnen, all' Ihre Vorſchriften genau zu erfüllen; und — allerdings, hier können Sie Ihren Nebenbuhler nicht abwarten; doch folgen Sie mir; mein Freund; der Auditeur, den Sie geſtern in unſerer Verſammlung bemerkt haben werden, wird Sie mit Vergnügen aufnehmen, bis ſich ein ehrenvolles Unterkommen für Sie gefunden hat. — Ei, ei, da giebt mir der Geiſt einen Gedanken ein, der nicht zu verwerfen ſein dürfte; Sie ſind ein wohlgeſtalter, höchſt einnehmender Mann; Ihre Geburt berechtigt Sie zu hohen Anſprüchen; Sie wollen fort, und in der That können Sie hier auch nicht weilen; wie wär's, wenn Sie ſich auf die Bahn begäben, die mit dem General-Feldmarſchall endet? Eine Offizierſtelle kann Ihnen nicht entgehen; die verbürg' ich Ihnen augenblicklich.“

Der unglückliche Martin zitterte am ganzen Körper. Er ſtand auf; ſeine Bruſt flog unter ängſtlichen Athemzügen. „Ich will“ — hob er nach einer Pauſe an — „Learoſa noch einmal ſehen, und dann —“

Er verhauchte faſt ſeine letzte Kraft mit dieſem Worte. — „Und dann, wenn Sie ſie gemordet haben durch den Schreck Ihres Anblicks, was dann?“ frug Schwunzel.

„Sie ſoll mich nicht ſehen!“ rief Martin. „Ich nur will ſie ſehen, aus der Ferne, durch die Spalte der gelüfteten Thüre. Ich will auf ihrem Antlitz leſen, ob ich — mich verbannen muß, — ob mein Auge ihr zum Baſiliskenblick geworden iſt, und ob ich ſie nicht retten kann, ohne ſie der Gefahr auszuſetzen, von einem Späherauge gefunden zu werden mit dem geheim Geliebten und geheim Beglückten! Um dreißig Silberlinge verrieth Judas ja den Heiland, wer würde die Tauſende nicht verdienen wollen, die ihr Feind auf den Verrath ihres Geheimniſſes geſetzt hat!“

Schwunzel hatte mit der geſpannteſten Achtſamkeit zugehört. „Freilich, wenn die Dinge ſo bedenklich ſtehen, mein theurer Baron, ſo iſt Vorſicht vonnöthen," verſetzte er. „Ich dächte, wir zögen den Doctor zu Rathe, ob Sie die Gräfin ſehen dürfen; ſollte er es aber verneinen, dann begeben wir uns zu dem Freund Auditeur und befehlen unſere Sorgen einſtweilen dem Himmel."

„Ja, wir wollen den Doctor fragen," antwortete Martin, und Beide gingen; in Learoſa's Vorzimmer blieb Martin zurück, das vor Angſt faſt verblindete Auge auf die Spalte der Schlafzimmerthür heftend, welche Schwunzel leiſe öffnete. — Learoſa lag unbeweglich in dem Bette.

Der Arzt kam Schwunzel entgegen, der ihm entdeckte, daß Martin, der Anſtifter dieſes Unheils, darauf dringe, die Kranke zu ſehen. — „Was?" flüſterte der Doctor ergrimmt. „Iſt der Menſch raſend? Will er ſie morden?" — Da griff Martin nach Schwunzel's Hand und zerrte ihn mit ſich fort. „Zum Auditeur! Zum Auditeur!" keuchte er. „Und dann in den Krieg, in den Tod!"

Schwunzel ſtolperte an der Schwelle. Martin ließ ſeine Hand los und eilte voraus, Jakob vorüberfliegend, der an der Treppe ihm begegnete. „Lebt ſie noch?“ rief dieſer; Martin antwortete nicht. — „Sie lebt; wo ſeid Ihr geweſen?“ ziſchelte Schwunzel ihm zu. — „Bei dem Hauptmann Hochwart, oder vielmehr dort, wo ich ihn vergebens ſuchte; er iſt abgereiſt,“ erwiederte Jakob.

„Iſt er's? — Nun Glück auf den Weg!“ lächelte Schwunzel in ſich hinein, Jakob vorüberhuſchend und Martin ereilend. „Nun, lieber Baron, Muth gefaßt zum chriſtlichen Heldenwerke und Gott und Welt geſühnt!“ Mit dieſen Worten griff er dem Schwankenden unter den Arm, und Beide eilten, Martin ſehr ſtumm, Schwunzel aber deſto redſeliger, die Straße hinab.

Die Zeit war vorgerückt bis zum März, als die unglückliche Learoſa, frei von der Wuth des Fiebers, das mit geiſtlähmender Gewalt ihrem erſten Krampfanfall gefolgt war, aber immer noch heimgeſucht von convulſiviſchen Erſchütterungen, aus ihrem Nachmittagsſchlafe erwachte, und zum erſten Mal ganz ungeſtört ihre unermeßlichen Verluſte gegen die armſeligen Ausſichten abwog, welche die Zukunft ihr bot. Der jammervolle Vergleich ihrer beiden Lebenspole nahm ihr den Muth zu leben; Hochwart war ihr ein Todter; ihre Geſundheit hatte das furchtbare Medicament der Räthin unwiderbringlich zerſtört; in dem engen Kreiſe, der ſie hier umgab, feindeten die Freunde einander hinterrücks an, und ſelbſt den Geheimſecretair ſah ſie von den Augen der ihm früher ſo innig ergebenen Räthin mit gehäſſigen Blicken verfolgt; dem frommen Vereine, deſſen Mitglied ſie geworden war, entfremdete ihre Seele ſich täglich mehr; ſie fühlte das Bedürfniß, im Gebet ſich Gott zu nähern, und doch war es ihr, als trenne dieſe Gemeinſchaft ſie von Gott, ſeit Jakob dieſe Frommen den Phariſäern verglichen hatte, die von Außen übertünchten Gräbern gleich, aber inwendig voll Moder. — Die Gedanken der geängſtigten Sünderin richteten ſich auf die Ferne; aber ſie zitterte, dem Auge ihrer ehrwürdigen Freundin wieder zu begegnen, und das ihren Zügen, gleich einem offenen Briefe, verrätheriſch aufgeprägte Geheimniß ihrer Verſchuldungen den Blicken beſtellter Späher preiszugeben; wo Niemand ſie kannte, Niemand den Namen der Gräſin von Rottingerode, noch der Frau von Roſenberg gehört hatte, nur da durfte ſie Ruhe hoffen. — Aber wenn Gottes Strafhand auch in ihrer neuen Welt ſie ereilte, wenn ein Menſch, der hier ſie gekannt hatte, dort wieder ſie aufſtörte mit ſeinem Blicke? — Oder wenn Martin ſie wiederfände? — Martin, der verſchwunden war, ſeit Schwunzel ſie losgekauft hatte von ihm? — „O, Gott, du ſtrafender, du gerechter Gott!“ jammerte ſie verzagend. „Wie wirſt du enden mit mir? — Bittet dein heiliger Sohn, deſſen Blut für Aller Sünden gefloſſen iſt, denn für mich nicht?“

In dem Nebenzimmer hütete Jakob den Schlummer ſeiner Gebieterin; der Ton ihrer jammernden Stimme rief ihn; er ging zu ihr.

„Jakob,“ wimmerte ſie ihm entgegen, „Jakob, die Angſt überfällt mich wieder, die Angſt und der Zweifel an Gottes Gnade! Komm, bete mit mir.“

Jakob faltete die Hände, und ſie begann zu beten. Mit verſtohlenem Seufzer ſchüttelte er den Kopf, denn ihr Gebet glich dem Gewinſel eines geängſtigten Kindes, das die ſchwachen Eltern zu rühren gedenkt durch ſein Wehklagen, und nicht dem Ringen einer gefallenen Seele nach Gottes Beiſtand zur Erhebung von dem ſchweren Falle. „O, du himmliſcher Helfer," betete er, „hilf uns von hinnen! Hier iſt nicht die Stätte, von wannen der Weg ausgeht, der zu dir führt."

Da unterbrach Learoſa ihn und ſich ſelbſt: „Jakob," flüſterte ſie, ihn angſthaft anſtarrend, „ob's wahr iſt — ob's in der heiligen Schrift ſtehen mag, daß Gott Seelen erleſen hat vor anderen zur Seligkeit, und andere wieder zur Verdammniß?"

„Ich weiß es nicht; ich bin kein Schriftgelehrter," antwortete Jakob. „Aber das weiß ich, daß unſer Heiland ſich geopfert hat zum Heil aller Sünder, und daß Alle, die ihn anbeten in Geiſt und Wahrheit, Alle, die da Buße thun mit Thaten, aber nicht mit Worten, eingehen werden in ſein Reich. Ich weiß, daß unſer Herr geſagt hat: „„Nicht Alle, die: Herr, Herr, zu mir ſagen, werden ſelig werden, ſondern die, ſo den Willen meines Vaters im Himmel thun.‟‟

„Learoſa's Auge flog unſtät umher; ſie ſchien reden, vielleicht etwas antworten zu wollen auf Jakobs Erwiederung ihrer Frage; aber ſie ſchwieg. Nach einer Pauſe hob er an: „Das Wetter iſt freundlich; wenn Sie kräftiger wären, wir würden abreiſen können.‟

„Wohin?‟ frug Learoſa, ohne das Haupt zu erheben.

„Zu Frau von Zſchechwitz,‟ antwortete Jakob. — Sie ſchüttelte den Kopf. — „Oder nach Simbach,‟ fuhr er fort. „Lange werden Sie hier nicht mehr weilen dürfen, denn das baare Geld nimmt ab, und Ihre Papiere möchten hier wenig gelten; es ſind Schuldverſchreibungen, und wer kennt hier Ihre Schuldner? Zwar hab' ich noch Geld von Ihnen in Verwahrung; nicht etwa die vierzig Friedrichsd'or, die Sie mir für den Hauptmann gaben; die hab' ich ihm ausgezahlt, und ohne dieſe würd' er nicht haben reiſen können; ſein Geldvorrath war nur gering.‟

Die Erinnerung an Hochwart gab Learoſa's Sinnen eine andere Richtung. „Sein Geldvorrath ſei nur gering geweſen, ſagſt Du?“ fiel ſie fragend ein. „Nicht doch; er hatte Geld; ich hab' es ihm auszahlen laſſen durch den Geheimſecretair; zweitauſend Thaler in Golde; es war ſein Eigenthum, ſein Ererbtes; Du weißt ja.“ —

„Ich weiß, ich weiß; aber ich ſchwöre Ihnen, daß der Hauptmann weder dieſe zweitauſend Thaler erhalten hat, noch angenommen haben würde,“ ſagte Jakob. „Ich ſelbſt hab' ihn an ſeine Erbſchaft erinnert, aber er behauptete, Fräulein Johanna habe kein Eigenthum zu verſchenken gehabt.“

In Learoſa's Geſicht malte ſich die lebhafteſte Unruhe, welche noch heftiger um ſich griff, als Jakob das Wort wieder nahm: „Hier ſind nur zwei Fälle möglich: entweder der Hauptmann Hochwart verleugnet den Empfang des Geldes, und das iſt undenkbar, oder Herr Schwunzel hat es unterſchlagen, und das iſt gewiß! Es läßt ſich ja aber ganz leicht erörtern, ob ich dem Geheimſecretair zuviel thue; er iſt ein vorſichtiger Mann und erfahren in Geſchäften; folglich wird er zweitauſend Thaler nicht ohne

Quittung weggegeben haben; dieſe Quittung ſoll er uns zeigen; ich kenne des Hauptmanns Handſchrift.“

„Es iſt nicht möglich!“ ſtöhnte Learoſa. „Schwunzel kann ſich geirrt, kann das Geld einem Anderen gegeben haben; er kennt Hochwart vielleicht nicht; aber ein Dieb iſt er nicht. Er iſt fromm, ein Chriſt, er hat mich beten gelehrt und glauben!“

„Die Phariſäer beteten auch, und doch war Keiner von ihnen ein Jünger des Herrn, und die Teufel glauben auch an ihn, denn ſie zittern vor ihm,“ erwiederte Jakob. „Beten und glauben macht den Menſchen noch nicht zum Chriſten; nur Der, der den Nackten kleidet, den Hungrigen ſpeiſ't, dem Feinde vergiebt, Gott liebet über Alles und ſeinen Nächſten wie ſich ſelbſt, der iſt des Heilands Jünger.“

Learoſa erblich, denn unter ihren Füßen fühlte ſie den Grund weichen, auf welchem ſie ihre letzte Hoffnung, die Hoffnung auf den Gewinn ihrer Vertretung bei Gott durch Jeſum, gebauet hatte. „Jakob,“ fuhr ſie auf, „rede nie mehr mit mir von göttlichen Dingen! Glaube, was Dich ruhig macht, und laß mir meinen Glauben.“

Jakob ſchwieg; eine lange Pauſe trat ein; das Geraſchel eines ſchleichenden Fußtrittes in der Nähe unterbrach ſie; — ſo pflegte Schwunzel aufzutreten. Er war's. — Jakob ging ihm entgegen:

„Herr Geheimſecretair, Sie wiſſen, daß die gnädige Frau mir ihre Kaſſe anvertraut hat; ich vermiſſe die Quittung des Hauptmanns Hochwart über die vierhundert Friedrichsd'or, welche Sie von der gnädigen Frau empfangen haben, um ſie ihm auszuzahlen."

Im erſten Moment ſtutzte Schwunzel, doch ſchnell faßte er ſich und ſagte: „Die vier Röllchen? Darüber kann ich vom Hauptmann Hochwart keine Quittung bringen, da ich ſie der gnädigen Frau baar wieder zurückgeliefert habe."

„Mir?" frug Learoſa, den ſchamloſen Betrüger anſtarrend, der ſogleich erwiederte: „Allerdings, Ihnen; ich fand den Hauptmann nicht mehr und händigte Ihnen das Geld wieder ein. — Und ſollten" — ſetzte er ganz leiſe ziſchelnd hinzu — „ſollten die Frau von Roſenberg ſich deſſen nicht mehr entſinnen, ſo werden Ihro Excellenz, die Frau Gräfin von Rottingerode zuverläſſig ein beſſeres Gedächtniß haben und eingedenk ſein, daß und wann ich Ihnen die Rollen zurückgab. Es war kurz darauf, nachdem Sie Ihren Bedienten und Stiefbruder, in dem Seitenflügel des Circus der Flora, an welchem das Schild mit dem gelben Affen aushängt, durch Ihre höchſte Gunſt beglückt haben, welches Factum ich allenfalls dem Herrn General von Schwarzberg durch Zeugen belegen kann. — Nicht wahr?" fügte er laut hinzu, „nun erinnern Ihro Gnaden ſich?"

Learoſa war todtenbleich geworden. „Ja, ja, ich erinnere mich," lallte ſie und bedeckte verzweiflungsvoll das Geſicht mit den Händen.

„Nun, hat Er's gehört, mein Herr Kaſſirer," wandte Schwunzel ſich an Jakob, „nun kann Er gehen; Seine gnädige Frau hat mit mir im Geheim zu reden."

„Herr Geheimſecretair, meine gnädige Frau hat nicht mit Ihnen im Geheim zu reden; im Gegentheil, die gnädige Frau iſt krank, und ich habe den

Auftrag, ſie vor Geſprächen zu hüten, welche ſie erſchüttern könnten," ſagte Jakob.

Schwunzel berührte Learoſa's Arm. „Meine gnädige Frau — Ihro Excellenz hören doch?" ziſchelte er leiſer. — „Meine gnädige Frau befehlen doch Ihrem unverſchämten Bedienten, ſich zu entfernen."

„Jakob, geh, ich befehl' es Dir," zitterten beinahe unverſtändlich die Worte von Learoſa's Lippen; aber Jakob gehorchte nicht. „Gnädige Frau, Sie ſind Ihrer ſelbſt nicht Herrin, das ſeh' ich wohl, obgleich ich nicht begreife, wie dieſer Mann zu ſolcher Gewalt über Sie gelangt iſt," ſagte er. „Ich kann, darf und werde Sie nicht mit dieſem Manne allein laſſen."

„Jakob, ich bitte Dich um Gottes willen, geh!" flehte Learoſa verzweifelnd. „Du weißt nicht, welches Elend Deine Hartnäckigkeit heraufzuführen droht über mir. Geh!"

„Hör' Er, mein Freund," begann Schwunzel, als Jakob immer noch ſtand, „nehm' Er Rath an und parir Er Ordre; wir leben hier im preußiſchen Lande, und mit der preußiſchen Juſtiz iſt nicht zu ſpaßen; beſonders wenn ſie es mit einem Mörder zu thun hat, den man ihr in die Hände liefert, und den ich füglich Gelegenheit habe, ihr in die Hände zu liefern. Nun hängt's von Ihm ab: will Er vor die Thüre ſpatzieren, oder ſoll ich auf's Oberamt gehen?"

Die Erinnerung an ſeine blutige That entmannte Jakob; ſein Auge ward matt, ſeine Glieder erſchlafften. — Aber noch ſtand er, da raffte Learoſa ſich auf, ergriff ihn beim Arme und führte ihn hinaus.

„Das war ein weiſer Entſchluß, meine hochverehrte Frau Gräfin von Rottingerode," ſo begleitete Schwunzel ſie zu dem Sofa. „Und nun laſſen Sie uns zur Sache kommen; ſie übereilt mich zwar etwas, denn ich hatte beſchloſſen, vor Ihrer vollendeten Geneſung nicht herauszurücken mit meinen Vorſchlägen und Plänen. Sie ſehen alſo, wie gut ich's mit Ihnen meine, wie vorſorglich ich bin, um durch Schreck und Überraſchung nicht Ihrer Geſundheit Nachtheil zu bringen. Mein iſt alſo die Schuld nicht, daß ich mich früher mit Ihnen verſtändigen muß, als es vielleicht vortheilhaft für Sie iſt. So laſſen Sie mich denn damit beginnen, einen Theil meiner Verdienſte um Sie Ihnen vorzurechnen. Ich habe Sie auf den Weg Ihrer Verſöhnung mit Gott geführt; ich habe ferner dem Musjeh Martin den Mund zugehalten und ihn verhindert, aller Welt zu erzählen, was vorgefallen iſt zwiſchen ihm und ſeiner gnädigen Frau Schweſter. In meiner Bruſt bleibt es verborgen, und ich will fleißig beten, damit der Herr Ihnen die Schuld vergebe, und nicht etwa die Juſtiz Wind bekomme von dieſem Späßchen; denn die Juſtiz und der Herr General von Schwarzberg könnten das Ding vielleicht noch ſchlimmer aufnehmen, als unſer langmüthiger Herrgott. — Meine Verdienſte um Sie ſind alſo ſo ſonnenklar als unermeßlich, und der Lohn, den Sie mir verabreichen werden, wird meinen Verdienſten angemeſſen ſein müſſen; wir trennen uns nicht mehr von einander; hier bleiben wir aber nicht; Sie reiſen; ich begleite Sie, und um als Ihr geiſtlicher Rathgeber, Ihr Agent, Ihr Kaſſenführer, in Ihrer Nähe bleiben zu können, opfere ich Ihnen mein Amt. — Daß Sie, ſo lange Gott uns zuſammen erhält, vor

Verrath meiner Seits ſicher ſind, das verbürg' ich Ihnen mit Wort und Eid, fodere aber, als den erſten Beweis Ihrer Dankbarkeit, die ſofortige Entlaſſung Ihres Bedienten."

„Gott, rächender Gott, welchen Händen haſt du deine Rache ausantwortet!" ſchrie Learoſa und faßte flehend Schwunzel's Hände: „Menſch, ſein Sie barmherzig! Bedenken Sie, daß des Heilands Blut für mich auch gefloſſen iſt! Tauſend Thaler ſtehen auf meinen Verrath! Ich verſpreche Ihnen Zehntauſend, aber laſſen Sie ab von mir! Laſſen Sie mich fliehen! Und meinen Jakob laſſen Sie mir, das einzige treue Herz, das noch ſchlägt für mich auf Erden! Begehen Sie die fürchterlichſte aller Sünden nicht an mir! Mein Leben lang hab' ich nicht begriffen, welches die Sünde wider den heiligen Geiſt ſei, die nicht vergeben werden ſoll in alle Ewigkeit! Jetzt weiß ich es: es iſt die Sünde, die Sie an mir begehen wollen, die Sünde, die mir Alles — mein Letztes rauben will, meinen Glauben an Gott — an Menſchen! Sie ſtoßen eine Menſchenſeele zur Hölle herab, wenn Sie nicht ablaſſen von mir!"

Schwunzel hatte vergebens geſucht, ſich loszuringen von der Unglückſeligen, deren Hände um die ſeinigen ſich krampfhaft verſchürzt hatten. „Reden Sie doch nicht ſo laut, der Jakob hört Sie ja," ziſchelte er, doch noch hatte er das letzte Wort nicht vollendet, als Jakob ſchon zwiſchen ihm und Learoſa ſtand.

„Henkersknecht!" brüllte er, den zitternden Buben bei der Bruſt packend und ihn niederdrückend, „Du — mehr als Dieb, mehr als Mörder, Du Höllenauswurf, Du ſollſt der Frucht Deiner Saat Dich nicht freuen und müßt' ich unter dem Rade ſterben! Ich bin ein Mörder, das weißt Du! — Sieh dieſe Hand an; ſie iſt einmal roth geweſen von Menſchenblut; Du wirſt alſo nicht zweifeln an dem Ernſt meines heiligen Eides, daß ich ſie baden will in dem Deinigen, wenn Du ein Wort des Verraths über Deine Zunge kommen läßt! — Und jetzt bekenne: wo ſind die vierhundert Friedrichsd'or, die Du unterſchlagen haſt?"

„Er ſoll ſie haben; laß' Er mich los und komm' Er mit mir," ächzte der Geheimſecretair, dem wenig

Luft unter Jakob's athletiſchen Fäuſten blieb. Jakob ließ ihn aufſtehen, da warf ſich Learoſa ihm entgegen: „Jakob, laß' ihn, laß' ihn! Du machſt mich vollends elend! Er ſoll das Geld behalten und mehr noch dazu! Er ſoll mehr haben, viel mehr, als ſein Verrath ihm bringen könnte.“

„Nein, meine ſchöne Excellenz, Sie hätten meinen Vorſchlag ſogleich annehmen ſollen,“ antwortete Schwunzel mit einem kalten, ruhigen Ton, den die Ingrimmflamme ſeiner ſtechend bald auf ſie, bald auf Jakob fallenden Blicke Lügen ſtrafte. „Komm' Er mit, mein Freund, ich will Ihm das Geld geben.“

Der Zweck des ſchlauen Böſewichts war erreicht; Jakob's Wuth hatte ſich verkühlt und eine Art von Bangigkeit ihn befallen. Er ward ſich bewußt, zu einem Hülfsmittel gegriffen zu haben, welches ſeinen Gegner wider ihn ſehr gefährlich bewaffnete; dennoch beſchloß er, nicht abzuweichen von ſeinem betretenen Wege, ſeinen Feind nicht aus den Augen, nicht aus den Händen zu laſſen, ergriff ihn beim Arm und führte ihn hinaus.

blendet hat? Aber jetzt ſollen alle Seine Schurkereien offenkundig werden! Hinſtellen will ich mich vor dem Oberamt und Alle ſollen es hören, daß der Herr Geheimſecretair Schwunzel, der zum königlichen Kaffeeriecher beſtellt iſt, ſelber heimlich Kaffee brennt, und mit gebranntem Kaffee marchandirt *), daß er ſeine eigne Frau verkuppelt hat an den Oberrendanten und dafür wuchert mit den Kaſſengeldern, und daß —“

„Stille, ſtille, herzallerliebſte Frau Stadträthin,“ wisperte Meiſter Labemann; da richtete ſich die Wuth der Furie gegen dieſen: „Schweig' Er, Er Pfandleiher, Er Wucherer, Er Kuppler! Ich will reden, ich will ſchreien! Die ganze Welt ſoll es wiſſen, was hier getrieben wird, und was ſich hier verſteckt hinter dem Beten und Predigen und Singen; die

---

*) Nach dem ſiebenjährigen Kriege wurde im Preußiſchen der Kaffeehandel ein Staatsmonopol, deſſen geheime Beaufſichtiger, welche, um die übertreter des Geſetzes ausfindig zu machen, dem Dufte des Kaffeebrandes nachſpürten, ſchimpfweiſe: Kaffeeriecher genannt wurden.

Görneſchen Geſchichten ſollen an's Tageslicht kommen!*).

Während dieſes Gekreiſches hatten ſämmtliche Hausbewohner das Zimmer angefüllt, und Jakob benutzte das Gedränge, Learoſa hinaus und in ihre Gemächer zu führen. Vernichtet ſank ſie auf das Sofa.

„Excellenz, richten Sie ſich auf; hören Sie mich an," ſagte Jakob. Sie lüftete das Haupt ein wenig, blickte ihn an, und er fuhr fort: „Fühlen Sie ſich wohl kräftig genug, heut' noch abzureiſen? Ich glaube, es möchte gut, es möchte nothwendig ſein."

„Was hilft's, zu fliehen? Er folgt mir; er weiß, wer ich bin," erwiederte mit ſchwacher bebender Stimme Learoſa.

„Er weiß nichts Genaues," verſetzte Jakob. „Erſt vorgeſtern noch verſuchte er mich auszuhorchen, in welchem Lande Ihre Güter liegen. Was er weiß, das mag er Martin abgelauſcht haben, denn vorſätzlich verrathen hat dieſer ihm wohl nichts. Wir müſſen ihn, wenn wir reiſen, auch zu täuſchen ſuchen, und unſern Weg nach Sachſen über Berlin oder über Prag nehmen.“

---

*) Einige Zeit nach dieſem Vorgange kamen ſchwere Beſchuldigungen gegen Staatsdiener verſchiedenen Ranges zur Sprache. Der Staatsminiſter von Görne wurde zur lebenslänglichen Haft verurtheilt. Hierauf ſcheint die Räthin hinzudeuten.

Learoſa blickte, als ringe ſie mit Zweifeln, vor ſich nieder; endlich ſchien die Rettungshoffnung ihrer umnachteten Seele ein Licht zuzuwerfen. „Nun, wir wollen es wagen,“ rief ſie aus. „Geh, beſorge Alles, Pferde, Packung; geh!“

Jakob rief die Kammerfrau, welche Learoſa für die Dauer ihres Aufenthaltes in Breslau, auf die Empfehlung der Räthin, in Dienſt genommen hatte, um ſie zu beauftragen, die Koffer zu packen. Die Anhänglichkeit dieſer Perſon an ihre Herrſchaft war nur gering; ſie eilte, den empfangenen Auftrag, der auf eine heimliche Abreiſe ſchließen ließ, einer Vertrauten mitzutheilen; aber oben dauerte der Tumult noch fort; nur Meiſter Labemann lieh ihr ſein Ohr, der ſeinen Schwiegerſohn aus dem Gedränge zog, um ihn von der beabſichtigten Flucht der Stifterin ſeiner Bedrängniß zu unterrichten.

Ein Gedanke, ſichtbar, aber nicht lesbar, auf Schwunzel's Stirn geſchrieben, durchzuckte ſein Hirn; er empfahl dem Alten, Learoſa's Abreiſe aufzuhalten, bis er wiederkehre, und entfernte ſich ſchnell.

Der Meiſter wackelte hinab. „Ei, ei, wie ſieht das hier aus, Ihro Gnaden?" frug er, die Augen umherwerfend auf die Koffer und Schachteln. —

Learoſa blickte ihn ſtarr an. „Kommen Sie näher," ſagte ſie nach einer Pauſe, und der Alte gehorchte. „Sie haben Ihre Tochter — des Geheimſecretairs Gattin — verkuppelt? — Iſt das wahr?" frug ſie.

„Verkuppelt; ei, Ihro Gnaden, verkuppelt; das iſt ein häßliches Wort," verſetzte der fromme Meiſter. — „Das Sprichwort ſagt: eine Hand wäſcht die andere. — Du mein lieber Heiland, man muß ſich ſchmiegen und biegen um ſein Stückchen Brot."

Learoſa ſchauderte: „Und Ihre Tochter hat eingewilligt in den Handel?"

„Eingewilligt? Warum ſollte ſie nicht? Der Herr

Oberrendant ſind ein ſplendider Herr, und ein ſchöner Mann dazu; ſo etwas gefällt dem jungen Blut; und es geſchah.“ —

„Aber — elender Graukopf!“ fuhr Learoſa zitternd vor Zorn und Abſcheu auf, „Sie, dem Grabe ſo nahe — dem ewig rächenden Gott — was erfrecht Sie, Ihre ſchuldbeladene Seele dem Richter zu nahen im Gebete, ohne den Willen zu faſſen, ſie zu reinigen von ihrer Schuld? — Was erfrecht Sie, ſorglos — lachend hinaus zu blicken über die nahe Grenze Ihres Lebens?“

„Ei, Ihro Gnaden legen mir äußerſt verfängliche Fragen vor,“ entgegnete der Meiſter. „Wie wär's, wenn ich nun eben ſo fragen wollte? Aber ich will beſcheiden ſein und demüthig, und nicht die Hand ausſtrecken nach dem Balken in Ihrem Auge, wie Sie rütteln an meinem Splitterchen. Ich bin ein armer ſündiger Menſch, das bekenne ich in chriſtlicher Demuth; aber warum hat denn der einige Sohn Gottes am Kreuze gehangen, wenn's nicht geſchehen iſt, um die Menſchen rein zu waſchen von ihren

Sünden? Und daß ich rein bin von Schuld, das bezeugt die göttliche Kraft, die mir inne wohnt. Ich kann die Teufel austreiben; das iſt Ihro Gnaden bewußt an ſich ſelbſt. Ich ſchicke meine Apoſtel aus, um die Heiden zu bekehren; und ſo hab' ich meine Tochter ausgeſandt zu dem Oberrendanten, und meinen Eidam zu der Frau Stadträthin; und iſt meine Tochter auch abgefallen vor der Hand, und hat ſich verleiten laſſen, abzuweichen von dem heiligen Wege, um in dem Luſtgarten der Sünde ſich einſtweilen zu ergehen, ſo lange ſie jung iſt, ſo weiß ich doch, daß ſie wiederkehren wird in die Gemeinſchaft der Heiligen, und der ſchnöden Weltluſt abe ſagend, ringen wird mit Seufzen und Weinen und mit Beten und Singen nach der Liebe des himmliſchen Liebhabers; daran zweifle ich nicht, und dieſes Glaubens getröſt' ich mich, denn ich weiß, es iſt ein wahrhaftes Wort, wenn ich's auch gleich nicht in der heiligen Schrift gefunden habe, das Wort: junge — — nun wie nenn' ich's denn recht beſcheidentlich, um es nicht mit dem rechten Namen zu nennen? — nun, junge Luſtſchweſtern, alte Betſchweſtern. — Nicht alſo, Ihro

Gnaden? Lügen thut das Sprichwort nicht. — Wie?" —

Wie zermalmt ließ Learoſa das Haupt ſinken; dieſes Sprichwort, nur derber ausgeſprochen, hatte ſie mehr als einmal von ihrem Vater gehört; die Bedeutung — die Beziehung deſſelben auf ſie ſelbſt war ihr ſchauderhaft nahe gelegt. So wie ſie, mochte eine unglückliche Kranke ſich entſetzen, die zum erſten Mal nach langer vergeblicher Cur des freſſenden Geſchwürs, das die Roſen ihrer Wangen zernagt hat, in den Spiegel blickt, und verzweifelnd ſich zuruft: „Dies Ungethüm biſt Du — Du ſelbſt!"

Sie hatte unwillkührlich das Zimmer verlaſſen; in ihrem Schlafgemach fand ſie ſich wieder; ihr Ellenbogen, erſtorben durch den Druck des auf denſelben gelehnten Hauptes, ruhte auf dem harten Deckel ihres Geſangbuches. — Sie ſtarrte, wie in Gedanken verloren, das Buch an, und gleich einem Mädchen, das ſpielend eine Roſe zerpflückt, riß ſie ein Blatt nach dem andern heraus und ließ es fallen; da ſchien ſie zu erſchrecken vor dem frevelnden Spiele ihrer Finger. Sie hielt inne in ihrem Geſchäft; aber plötzlich verwilderte ein feindſeliger Geiſt ihr Auge. „Alles iſt Betrug!“ fuhr ſie auf. „Der Glaube, die Reue, die Hoffnung! Lüge iſt Alles„ nur die Hölle nicht, und der gräßlichſte Lügner iſt der Menſch! — Ich bete nicht mehr!“

Und nun griff ſie mit der Wildheit eines Fetiſchanbeters, der ſeinen betrügeriſchen Götzen vernichtet, in die Blätter ihrer Gebetbücher; bald war der Fußboden bedeckt mit den Trümmern ihrer Heiligthümer.

Jakob's Stimme unterbrach ſie in ihrem Geſchäft; ſie eilte ihm entgegen. „Jakob, bringſt Du Pferde? Kann ich reiſen?“ — Kaum vermochte er ihre Frage zu bejahen, denn der Meiſter Labemann redete beſtändig dazwiſchen, um, ſeinem Auftrage gemäß, Learoſa's Abreiſe zu verzögern; es gelang ihm aber nicht, ſie durch immer unverſchämtere Anforderungen an Entſchädigung für abgenutzten Hausrath, für Mühwaltungen und dergleichen, aufzuhalten, denn ſie genehmigte und zahlte Alles, und ſtand, ohne ſich nach dem Abſchiede von der Räthin zu ſehnen, die auch ihrerſeits kein Verlangen zu hegen ſchien, ſie zum letzten Male zu begrüßen, bereits am Kutſchenſchlage, als der Geheimſecretair in Begleitung eines Fremden und dreier Soldaten eiligſt des Weges daher kam, und mit den Worten: „dies iſt die Frau von Roſenberg,“ ſie ſeinem Begleiter vorſtellte.

„Ich bin beauftragt, Ihren Bedienten, Jakob Roſer, zu verhaften, der ſich einer Morddrohung wider den Herrn Geheimſecretair Schwunzel ſchuldig gemacht hat,“ ſo redete der Fremde die verſteinerte Learoſa an.

Auch Jakob erblaßte, aber er verlor die Faſſung nicht, und dicht an ſeine verzagende Gebieterin herantretend, flüſterte er ihr zu: „Das hab' ich gefürchtet; wider Gewalt vermag ich nichts, aber Gott wird mir helfen. Laſſen Sie ſich nicht hier aufhalten; reiſen Sie über Prag nach Simbach; dort will ich Sie ſuchen.“

Er hätte vielleicht noch mehr geredet, aber der Unterofficier, der die Mannſchaft befehligte, bemächtigte ſich ſeiner, und der Beamte folgte ihm.

Jetzt wandte Schwunzel ſich an Learoſa: „Nun, darf ich bitten, einzuſteigen?“ — Und leiſer ſetzte er hinzu: „Ich werde die Ehre haben, Sie zu begleiten.“

Noch war Learoſa, ſeit Jakobs Entführung, ſich keines Gedankens, keines Gefühls bewußt geweſen; jetzt fühlte ſie die Erſchütterung des Krampfes in ihren Gliedern. — Schwunzel hob ſie in den Wagen und ſchwang ſich ihr nach. — Da ſtürzte mit einem Furiengekreiſch die Räthin aus dem Hauſe: „Seht Ihr's, da geht er durch mit ihr! Hab' ich's nicht geſagt, daß er löge?“ — Sie faßte ſeinen Mantel, um ihn zurückzuzerren, aber es gelang ihm, ſich loszureißen und den Schlag anzudrücken. „Fort, Poſtillion!“ ſchrie er, und die Kutſche flog davon.

„Haltet ihn! Haltet den Dieb! Den Kaſſendieb!“ ſchrie die Räthin dem Enteilenden nach, aber im Getöſe der rollenden Räder ging ihr Gekreiſch verloren; der Aufenthalt an der ſchweidnitzer Thorwacht dauerte nur kurz, und das zehnfache Trinkgeld, welches Schwunzel dem Poſtknechte verhieß, ſetzte die Peitſche deſſelben in unaufhörliche Bewegung.

Es ward Nacht; mechaniſch fing Schwunzel ſein Abendlied, mehr zu brummen als zu ſingen an; ein convulſiviſches Zuſammenſchaudern war das erſte Lebenszeichen, welches ſeine unſelige Begleiterin gab, als von dieſen Lippen dieſe Worte an ihr Ohr ſchlugen:

„O, du dreieines Weſen,
Mein Geiſt iſt ſchon geneſen,
Weil ich dein Tempel bin.“

Er brach ab. „Sie wachen? Nun, ſo laſſen Sie uns etwas plaudern; ich habe mir den Poſtzettel zeigen laſſen von dem Poſtillion; der lautet nach Prag über Glatz. Lauten Ihre Päſſe eben ſo? Ich würde ungern über Glatz reiſen.“

Sie antwortete nicht. — „Sie fürchten ſich wol vor mir?“ hob er wieder an. „Da thun Sie unrecht; ich werde wahrhaftig für Sie wie für mich ſelbſt ſorgen. Ihretwegen hab' ich ja Alles aufgeopfert, was ich in Breslau beſaß; nicht einmal Wäſche und Kleidungsſtücke hab' ich mitgenommen. Nun, das findet man ja in Prag; wenn wir nur erſt da wären.“

Die Station war erreicht; während des Umſpannens ließ Schwunzel ſich eine Laterne geben und durchſuchte die Wagentaſchen nach den Päſſen; er fand ſie in einer Brieftaſche; ſie ſchrieben für Frau von Roſenberg und ihren Bedienten den Weg nach Prag über Glatz vor. „Allerdings; abweichen dürfen wir nicht von dieſer Straße,“ ſagte er. „Ich gelte alſo für Ihren Bedienten; in Prag wird ſich das ändern. Glatz durcheilen wir ſo ſchnell als möglich.“

Die Reiſe wurde fortgeſetzt; kurz vor der Mittagsſtunde war die Gränzfeſtung erreicht; Schwunzel nahm den beſcheidenen Platz auf dem Bocke ein.

„Halt!“ gebot die Schildwacht dem Poſtillion, und rief den Unterofficier zur Prüfung der Päſſe der Reiſenden. Learoſa, welche bei der Einfahrt in die dunkle, endlos lange Thorwölbung das Auge geſchloſſen hatte, fuhr, von dem donnernden „Halt!“ erſchreckt, auf. Zur Rechten blitzten die Gewehre der Wachtmannſchaft, zur Linken ſah ſie einen bärtigen Unterofficier, mit einem daumendicken ſpaniſchen Rohr in der leichtbeweglichen Fauſt, einen Trupp zitternder Rekruten üben.

„Schwunzel!“ hörte ſie ſchreien! „Schwunzel!“ und einer der Rekruten warf ſein Gewehr weg, verließ Reih' und Glied und flog nach der Kutſche zu.

„Martin!“ rief Learoſa, aus einem Entſetzen in das andere ſinkend.

„Gräfin!“ ſchrie Martin, doch in dem Augenblick ſauſ'te der Stock des Korporals auf ſeinen Rücken nieder. „Was fällt Ihm ein, Er Zakkermenter? Er verläßt Reih' und Glied? Kerl, Ihn ſoll ja —“

„Herr Sergant, um Gottes willen,“ flehte Martin, ſich unter dem Stocke krümmend, „dieſe Dame iſt meine Schweſter, und dieſer Kerl dort iſt der Geheimſecretair Schwunzel aus Breslau, der mich als Fähnrich bei'm hochlöblichen Regiment von Thadden engagirt und mich verrätheriſch verkauft hat als Gemeinen.“

„Poſſen, Poſſen, ich werb' Ihm den Fähnrich aus dem Kopfe treiben,“ verſetzte der Unteroffizier; da wandte der Unglückliche ſich an den wachthabenden Lieutenant, der herbeibeſchieden worden war, und wiederholte dieſem ſeine Klage.

Der Offizier näherte ſich der Gräfin. „Gnädige Frau, iſt dieſer Mann Ihr Bedienter, Jakob Roſer, oder, wie der Rekrut behauptet, der Geheimſecretair Schwunzel?“

Dieſer hatte ſeine Faſſung völlig verloren, und ehe Learoſa noch zu antworten vermochte, ſprang er vom Bocke herab und verſuchte zu entwiſchen; aber der Unteroffizier ergriff ſeinen Mantel; eine Brieftaſche fiel heraus, öffnete ſich und die Zugluft jagte ihren Inhalt umher; er beſtand aus einer ziemlichen Anzahl Bankſcheine.

„Ich bedaure, gnädige Frau, Sie zum Commandanten bemühen zu müſſen,“ ſagte der Offizier, winkte einem Unteroffizier, der mit einigen ſeiner Leute Learoſa zu dem Commandanturgebäude führte.

Das Horn einer Staffette ſchmetterte dem Wagen vorüber, demſelben Ziele zu. — Als Learoſa mehr todt als lebendig von dem Commandanten empfangen wurde und ihm mühſam verſtändlich machte, daß dieſer Schwunzel im Augenblick ihrer Abfahrt die Verhaftung ihres Bedienten veranlaßt und ſich gegen ihren Willen an ſeine Stelle gedrängt habe, da eröffnete ihr der General, daß er eben durch dieſe Staffette befehligt worden ſei, ſie von dieſem Begleiter zu befreien und ihn gefeſſelt nach Breslau zurückzuſenden.

Ein krampfhaftes Zittern bewegte Learoſa's Glieder, ihre Bruſt rang nach Athem, und das geringe Maß von Luft, welches ſie einzog, ſtieß ſie ſchluchzend wieder von ſich. — Dies waren die Freudenäußerungen der unglücklichen Frau, die der Fall ihrer faſt bewußtlos getragenen Ketten heftiger noch als ihre geſtrige Feſſelung erſchütterte. Der Commandant rieth ihr, ihre Weiterreiſe wenigſtens bis auf den morgenden Tag zu verſchieben; und ſie ſelbſt erkannte ſich unfähig, heut' auch nur die leiſeſte Anſtrengung zu ertragen. — Sie ließ ſich nach einem Gaſthofe fahren.

Alles, was ſeit geſtern mit ihr vorgegangen war, ging wie im ſchweren Traume ihr vorüber, und mitten in dieſen beängſtigenden Träumen ſtörte ſie Martin.

Ein Aufſchrei des Entſetzens, des Abſcheues, entfuhr ihr; ſie winkte ihm heftig, ſich zu entfernen; da brach er in Thränen aus, warf ſich nieder vor ihr und ſtammelte: „Barmherzigkeit! Gnade! — Ich weiß, ich habe kein Erbarmen verdient, ich habe Sie unglücklich gemacht, elend an Seel' und Körper, aber die Raſerei meiner Leidenſchaft hat mich verblendet, und mein Verführer, mein Rathgeber, der hölliſche Schwunzel, hat meine Schandthat mich theuer büßen laſſen, zu welcher er mich überredete, als ich in meinem Wahnſinn ihm meine Liebe und die Marter meiner Eiferſucht verrieth. Hätte er mir den Plan nicht entworfen, Sie hinzulocken nach dem Circus, nimmermehr —"

„Schweig, Abſcheulicher!" fiel Learoſa, von all' ihren gräßlichen Erinnerungen angefallen, ihm in's Wort. „Die Frechheit, mit welcher Du jenen teufliſchen Plan durchzuführen wußteſt, iſt eben ſo ſchändlich wie ſeine Erfindung, und die Niederträchtigkeit, mit welcher Du das Geheimniß meines Herzens verrietheſt an dieſen Buben, vielleicht — nein gewiß an den Lohnlakaien ſogar — o, Jeſus! — der Gedanke ſprengt mir den Kopf, zerreißt die Nerven!"

Sie ſank entathmet zurück; der Krampf verzerrte ihr Geſicht. Martin hatte das ſeinige auf dem Fußboden niedergeworfen. — Es dauerte lange, ehe ihr inneres Weſen zu einer Art von Ruhe zurückkehrte und ihre Gedanken ſich auf einen Punct ſammelten. „Wer war“ — frug ſie — „wer war jene Maske, die Dich Hochwart nannte an jenem Abende? Wer wußte noch mehr um mein Geheimniß?“

„Schwunzel war es,“ antwortete Martin. „Ich hatte ihm meine Beſorgniß geäußert, der Verſuch, Sie zu täuſchen, könne mir mißlingen, da erbot er ſich, mit mir Ihnen zu folgen und mich in Ihrer Gegenwart mit dem Namen anzureden, der —“

„Und Du, Elender!“ ſchrie Learoſa einfallend, „Du vergaltſt ihm ſeinen Dienſt durch die Vervollſtändigung Deines Verraths? Du entdeckteſt ihm, wer ich ſei?“

„Nein, das hab' ich nicht gethan! Bei allen Schrecken, die mich verfolgen täglich und nächtlich, ſchwör' ich es Ihnen, ich habe ihm nicht verrathen, wer Sie ſind und was Sie zu fürchten, zu verbergen haben!“ ſchwur Martin. „Er müßte meine Träume mir abgelauſcht haben, wenn er es wiſſen ſollte.“

„Er weiß es, und durch Dich!“ rief Learoſa

„Er weiß, wer ich bin, und wird mich verfolgen, mich verderben, wenn kein Wunder mich rettet.“

Da ſprang Martin mit funkelnden Augen auf und ſchrie: „Ich will Sie retten! Gott ſei mein Zeuge, ſeit ich Sie ſah mit dem fürchterlichen Krampfe ringen, der Ihre Glieder verzerrte, ſeit ich mit dem Schrecken eines Verdammten mir ſagte: „„Ungeheuer, das iſt dein Werk!““ ſeit dieſer Stunde iſt der Teufel von mir gewichen, der meine Seele erfüllt hat mit der Raſerei des Gelüſtes, Sie zu beſitzen, und ſeit dieſer Stunde hat die Sehnſucht mich ergriffen, meine verbrecheriſche That zu ſühnen. Machen Sie mich frei! Kaufen Sie mich los! Um Gottes willen, kaufen Sie mich los! Ich will Sie nicht verfolgen durch meinen Anblick; nur retten will ich Sie, wachen für Sie, den Böſewicht bewachen, ſtrafen und ihn ſchadlos machen für Sie. Wie? — Das wird Gott mir eingeben, Gott oder“ — er ſprach die letzten Worte unverſtändlicher — „oder — der Teufel!“

Learoſa's empörtes Blut begann gemäßigter zu wallen; der Blick, welchen ſie auf Martin ruhen ließ, ward milder. „Klagteſt Du nicht Schwunzel an, Dich hieher verkauft zu haben?“ frug ſie.

Martin bejahte. Schwunzel hatte ihn zu dem Auditeur hingelockt, den Learoſa als Mitglied der frommen Gemeinde geſehen zu haben ſich entſann; dort hatte ein Officier des Thaddenſchen Regiments ſich zu ihnen geſellt und Martin aufgemuntert, die Bahn zum Glück und zum Ruhm unter dem glorreichen Panier des einzigen Friedrichs einzuſchlagen. Martin ſchlug ein; die Gläſer erklangen auf das Wohl des neuen Fähnrichs, der noch in derſelben Nacht mit ſeinem Cameraden die Reiſe nach der Gränzfeſtung, ſeiner künftiger Garniſon, antrat, und zu ſeinem Entſetzen einem rieſenſtarken Corporal überliefert wurde, unter deſſen Stockſchlägen er den Eid nachſchluchzte, der ihn an die Fahne band. Ganz hoffnungslos war er indeß noch nicht; man verſprach ihm die Freiheit, wenn er an ſeiner Statt zwei andere Recruten von ſeiner Größe und von ſeinem Alter einſtelle; er wagte es, die Zuflucht zu der Barmherzigkeit ſeiner Gebieterin zu nehmen, aber ſein Brief blieb ohne Antwort, und ſchon hatte er mit dem Gedanken ſich vertraut gemacht, ſein Leben durch Selbſtmord zu enden, als heute, wie durch eine wunderthätige Fee herbeigeführt, Learoſa ſelbſt zwiſchen ihn und die Pforte ſeines Grabes trat.

Ohne das Auge vom Boden zu erheben, hatte Learoſa achtſam zugehört. „Du haſt tauſend Thaler von mir zu fodern,“ hob ſie jetzt an. „So hoch will ja mein Feind den Verrath an mir belohnen. Dieſe tauſend Thaler will ich Dir zahlen; kaufe Dich los für dies Blutgeld, und begegne mir nicht wieder auf Erden.“

„Nein, nein!“ ſchrie Martin, ſich zu ihren Füßen ſtürzend, „dieſen Namen geben Sie Ihrer Wohlthat nicht! Ehe ich ſo meine Erlöſung aus dieſer Hölle empfange, will ich ausharren drinnen, bis ich erliege unter den Schlägen meiner Peiniger. Nicht um mich zu bezahlen für mein Schweigen, nein, aus Barmherzigkeit kaufen Sie mich los, und wollen Sie Ihre Großmuth erſchöpfen, ſo geben Sie mir eine Arbeit für Sie, einen Auftrag, an deſſen Vollführung ich mein Leben ſetzen kann.“

Learoſa gerieth in einen ſeltſamen Zuſtand; neben ihrer Empörung wider Martin wallte eine Rührung in ihr auf, welche ihre Seele der ſeinigen näherte. „Es ſei,“ ſprach ſie nach einigem Bedenken. „Ich will — barmherzig ſein. Was wird Dein Loskauf koſten?“

Aus Martins überſtrömenden Augen glänzte das Entzücken. „Wenn ich hundertundzwanzig Dukaten zahle, ſo wird der Capitain mich entlaſſen, ſagt mir der Feldwebel.“

„Hier haſt Du,“ verſetzte Learoſa, eine Rolle aus ihrer Chatoulle nehmend, „hundert Friedrichsd'or; erkaufe Deine Freiheit, und den Reſt des Geldes verwende zu einem Geſchäft, das ich Dir auftragen werde. Jakob iſt in Breslau auf Schwunzel's Anſtiften verhaftet; befreie ihn. Bedarfſt Du mehr Geld dazu, ſo meld' es mir nach Simbach. — Jetzt — geh!“

Sie wandte ſich raſch von ihm ab, und trat, ihm den Rücken kehrend, an das Fenſter; noch einige Minuten lang hörte ſie ihn mit ſeinem Schluchzen ringen. — „Geh!“ rief ſie noch einmal und ungeſtümer ihm zu, und nun raffte er ſich auf und entſchlich. — Sie warf ſich, heftig erregt, auf das Bett.

Ihr Puls jagte; ihr Kopf brannte; ſo wie jetzt, war ihr geweſen, ehe das Arkan, welches die Räthin ihr gereicht, die hirnzerrüttende Krankheit zum Ausbruch gebracht hatte, von welcher ſie eben geneſen war. Die Furcht vor einem drohenden Rückfalle veranlaßte ſie, um einem ſolchen vorzubeugen, einen Arzt holen zu laſſen. Ein bejahrter Mann erſchien; auch ihm verheimlichte ſie die urſprüngliche Veranlaſſung ihrer Krankheit, und bewog ihn, ſich auf die Verabreichung krampfſtillender und nervenberuhigender Arznei zu beſchränken.

Die Mittel wirkten; Learoſa entſchlief, und ihre Nachtruhe blieb ziemlich ungeſtört; nichts hinderte ſie, ihre Reiſe fortzuſetzen. Sie ließ die Pferde beſtellen, und ſtand, dieſer harrend, am Fenſter, als ein Geräuſch hinter ihr ſie veranlaßte, ſich umzublicken. — „Du?“ rief ſie erblaſſend. „Du hier?“ — denn Martin, ihrem Gebot entgegen, hatte es noch einmal gewagt, ſie durch ſeinen Anblick zu beunruhigen.

„Vergeben Sie mir,“ ſtammelte er mit niedergeſchlagenen Augen. „Ich habe die Nacht hindurch mit einer ſchrecklichen Angſt gerungen; ehe ich ſcheide von Ihnen auf immer, muß ich Sie noch einmal fragen: ſoll ich die ungeheuere Laſt bis an das Grab ſchleppen, die Sie auf mein Gewiſſen gewälzt haben, als Sie mir ſagten, ich ſei Ihr Bruder? — Bin ich's wirklich? Und haben Sie es gewußt von jeher, daß ich es ſei?“

Die Erſchütterung, welche Learoſa ergriff, war unbeſchreiblich heftig. „Ich kann Dir nichts antworten, denn ich ſelbſt weiß nichts Genaues,“ antwortete ſie. „Aber ich will forſchen, und biſt Du mein Bruder nicht, dann ſollſt Du Nachricht haben. Jetzt verlaß mich.“

Martin ging, und Learoſa eilte, den Reſt ihrer beruhigenden Arznei, vielleicht das Doppelte der beſtimmten Doſis, zu nehmen; da kam der Aufwärter mit der Meldung, daß die Poſt keine Pferde habe.

Dieſe Nachricht befremdete Learoſa außerordentlich; ſie beſtand darauf, andere Pferde für ſie zu miethen. Der Menſch ging und kam nach einer Stunde mit der Botſchaft zurück, daß er nirgends ein Geſpann auftreiben könne.

Der Arzt kam; Learoſa beklagte ſich über ihr Mißgeſchick, hier gegen ihren Willen verweilen zu müſſen; der Doctor tröſtete ſie mit den vortheilhaften Folgen, welche ihre Ruhe auf ihr Befinden äußern werde, und wußte durch eine anſprechende Unterhaltung ihr einige Stunden recht angenehm zu verkürzen.

Learoſa wartete den Nachmittag und immer ungeduldiger den folgenden Morgen ab; und immer noch hatte die Poſt keine Pferde. — „So will ich denn eigne kaufen," rief ſie ungeſtüm; da zuckte der Aufwärter die Achſeln und ſagte: „Wenn die gnädige Frau mich nicht verrathen wollen, ſo möcht' ich Ihnen wohl entdecken, daß auf der Poſt Pferde in Menge vorräthig ſind, daß aber Ihnen keine verabfolgt werden dürfen, weil der Herr Commandant Sie hier behalten will."

Learoſa erblaßte; nach langem Ueberlegen ermuthigte ſie ſich, an den Commandanten zu ſchreiben, um Auskunft zu erbitten, ob, und mit welchem Rechte man ſie hier zurückhalte? — Nach Verlauf einiger Stunden wurde ihr der Platzmajor gemeldet, der ſehr höflich ihr ankündigte, daß die gegen ihren Begleiter gerichtete Denunciation die breslauer Gerichtsbehörde veranlaßt habe, ihre Weiterreiſe zu verhindern, bis aus der Unterſuchung der Verbrechen, welcher der Geheimſecretair Schwunzel angeſchuldigt worden, ſich ergeben werde, daß ſie unbetheiligt an denſelben ſei. Der Commandant habe gehofft, daß die Sorge für ihre Geſundheit ſie hier aufhalten und ſie der Unannehmlichkeit überheben werde, ſie mit dem an ihn ergangenen Auftrage bekannt zu machen; er beklage, ſeine Hoffnung geſcheitert zu ſehen.

Eine neue Nacht wölbte ihre ſchwarzen Wolken über Learoſa's Haupt; nichts war ihr hell als die Angſtbilder, die gleich feurigen Meteoren vor ihr niederſanken. Was war gewiſſer, als daß Schwunzel Alles angeben werde, was ihm bekannt war von ihr, und was hatte ſie dann zuverläſſiger zu fürchten, als die rückſichtsloſeſte Veröffentlichung aller ihrer gefährlichen Geheimniſſe? — Ihre Verzweiflung war gränzenlos; in der zarten Schonung, welche der Commandant ihr hatte widerfahren laſſen, ſah ſie den Beweis ſeiner Falſchheit; die Freundlichkeit, hinter welcher der Arzt ſeinen Auftrag, ſie zurückzuhalten, verſteckt hatte, nannte ſie Argliſt; die Vorſicht des Aufwärters, der es nicht wagen wollte, ſie heimlich aus dem Thore zu ſchaffen, dünkte ihr Grauſamkeit, und die Neugier des müßigen Volks, welches, ſeit Verbreitung des Gerüchts, eine wichtige Staatsgefangene werde hier in dem Wirthshauſe bewacht, ſich unter ihrem Fenſter ſammelte, füllte ihr Herz mit gehäſſiger Bitterkeit gegen Alles, was lebte. Mit jedem Blick fiel ihr Auge auf eine feindſelige That, welche Menſchen an ihr verübt hatten; ſelbſt die ihrem Herzen am nächſten waren, hatten gefrevelt an ihr. Hochwart war ihr erſter Führer auf der Bahn geweſen, deren Beleuchtung ihre Sinne weckte; Frau von Zſchechwitz hatte ſie verlaſſen im rathloſeſten Augenblick ihres Lebens und ihre Ankettung an ihren abgelebten Gemahl verſchuldet, und Jakob war einſt mit Mordgedanken ihren Spuren nachgeſchlichen. — So verfeindete die unglückliche Frau ſich der Menſchheit, ohne der Gottheit ſich nähern zu können, die ihrer Seele verloren gegangen war mit ihrem Glauben an die Kraft ihres Gebetes.

In fünfwöchentlicher Einſamkeit erwuchs und erſtarkte der finſtere Geiſt, der ſich Learoſa zum Lebensbegleiter aufgedrungen hatte. Beſtändig kränkelnd ohne krank zu ſein, hatte ſie den Arzt und überhaupt jeden Zuſpruch zurückgewieſen, da ließ der Commandant ſelbſt ſich melden; ſeine Bitte um Empfang war der Staatsgefangenen ein Befehl; ſie war gezwungen, ihn anzunehmen.

Das Geſicht des Commandanten war freundlich wie ſeine Botſchaft; es hatte ſich erwieſen, daß die Frau von Roſenberg weder Theilnehmerin noch Mitwiſſerin des verbrecheriſchen Geheimniſſes geweſen war, auf welches die Anzeige der Räthin Kuchel das erſte Licht geworfen hatte. Learoſa's Weiterreiſe ſtand nunmehr nichts entgegen, und ſie eilte, dieſelbe unverzüglich zu beginnen. Der Wagen wurde gepackt, die Päſſe waren ihr wieder zugeſtellt, die Pferde kamen; — da, als ſie eben im Begriff war, das Zimmer zu verlaſſen, trat ihr Arzt ein.

„Sie kommen, um mich an meine Schuld zu erinnern,“ rief Learoſa ihm mit Bitterkeit entgegen, warf einige Goldſtücke auf den Tiſch, und war im

Begriff, ihm vorüber zu gehen. Er hielt ſie auf. „Sie vergeſſen, daß Sie mich bereits bezahlt haben, gnädige Frau,“ ſagte er. „Ich komme, weil ich mich verpflichtet halte, ehe Sie abreiſen, Sie mit einem Rathſchlage zu verſehen; wenden Sie kein Mittel gegen Ihr Uebelbefinden an; ein unvorſichtiger Verſuch, ſich von demſelben zu befreien, kann Sie zur Mörderin machen. — Sie ſind Mutter!“

Der Geiſt, deſſen Stimme der Menſch nur einmal zu hören pflegt, wenn er ihm zuruft: „Gott fodert dich — geh zu Gott!“ dieſer Geiſt griff mit kalter Hand an Learoſa's Herz, doch einen Augenblick ſpäter und ihr gallegemiſchtes Blut brach ſich wieder Bahn durch die verengten Kanäle. „Sie ſind ein Unverſchämter!“ ſtammelte ſie, drängte ſich dem Arzte vorüber, flog hinaus in den Wagen, und der einſtweilen angenommene Bediente warf den Schlag zu.

„Es iſt nicht wahr! Er lügt, der Arzt, oder er täuſcht ſich,“ ſagte Learoſa ſich ſelbſt. „Er mag ſcharfſichtig genug ſein, um die Veranlaſſung meiner Kränklichkeit zu ergründen, aber ſein Auge dringt nicht tief genug, um ihn durchſchauen zu laſſen, daß jene Urſache hinweggeräumt, und daß mein gegenwärtiges Leiden nichts als die Folge meiner geheimen Cur iſt.“

Es gab, während ſie einſam Böhmen durchflog, Augenblicke, in welchen der Gedanke an die Möglichkeit, daß jener Arzt dennoch richtig geblickt haben möge, ihre Seele zermarterte; aber die Erinnerung an die furchtbare Gewalt, mit welcher der erzwungene Krampf an allen Banden gezerrt und geriſſen hatte, die ihr Weſen zuſammenhielten, beruhigte ſie; einer ſolchen zerſtörenden Gewalt hatte ja ihr Leben kaum, viel weniger alſo das eines noch wurzelloſen Keimes widerſtehen können.

Sie langte in dem ihr entfremdeten Simbach an; düſter traten ihrem düſtern Sinne die alten Erinnerungen entgegen, welchen ihre neuen Sorgen noch verfinſternder ſich einmiſchten, als ſie einen Brief hier vorfand, der ſchon ſeit vierzehn Tagen ihrer geharrt hatte. Er war von Martin und enthielt Nachrichten von dem Stande der Dinge in Breslau. Die Angabe der Räthin Kuchel und die Unterſuchung der

Papiere Schwunzels hatte eine Menge Verhaftungen herbeigeführt. Auch die Räthin war eingezogen worden. Man hatte davon geſprochen, daß Schwunzel ſammt dem Auditeur nach Berlin oder wenigſtens in die Nähe der Hauptſtadt, nach Spandau gebracht werden ſolle. — Von Jakob hatte Martin noch nichts erfahren können. Niemand wußte, daß vor Kurzem der Bediente einer fremden Dame eines Aufſehen erregenden Verbrechens halber verhaftet worden ſei. — Der Brief ſchloß mit einer Erinnerung an Learoſa's Verſprechen, dem Geheimniſſe der Geburt des unglücklichen Sünders nachzuforſchen und, wo möglich, ihn ſeiner Gewiſſenslaſt zu entledigen.

Dieſe Mahnung an die in dumpfem Hinbrüten faſt vergeſſene Tiefe ihres Elendes brachte Bewegung in Learoſa's erſtarrtes Leben; lebendige Furcht und eine ſchattengleiche Hoffnung wechſelten in ihr; die Furcht aber, die Paſtorin Stramm werde ihre Hindeutung beſtätigen, überwog ihre Hoffnung, daß ſie die geſprächige Frau falſch verſtanden haben könne; und dennoch mochte ſie ſich nicht trennen von dieſem Schatten von Hoffnung; ſie wagte es nicht, ihr Marein gegebenes Verſprechen zu erfüllen und eine unumwundene Erklärung von der Paſtorin zu verlangen, wer der Vater des Zerſtörers ihres Lebensglücks ſei. Sie antwortete ihm nicht.

Faſt eine Woche war ſeit ihrer Ankunft in Simbach ſtill wie in einem Leichenhauſe ihr verſtrichen; noch hatte ſie den Garten — noch das Zimmer nicht betreten, in welchem Johanna ihr Leben verhaucht hatte; noch war ihr Auge zu abſchreckend finſter geweſen, um einen ihrer wenigen Hausgenoſſen unaufgefodert zu Mittheilungen über die Ereigniſſe zu ermuthigen, die während ihrer Entfernung hier vorgegangen waren; da — als ſie an einem heitern Mainachmittage unter einer Anwandlung von Krampf auf ihrem Sofa ſich krümmte und unter Schmerzen ihre Sorgen vergaß — da flog die Thür auf und, tief in Trauergewänder gehüllt, trat ihre vergeſſene Jugendlieblingin, Roderike, ein.

Der Gruß, mit welchem ſie den Freudenblick der liebenden Freundin erwiederte, war eiſig; erſt unter den heißen Thränen, unter den glühenden Küſſen des Weſens, das ihr einſt das Nächſte auf Erden geweſen war, ſchmolz die Rinde ihres Herzens. — Sie vergaß ihr Elend — ſich ſelbſt; — ſie weinte — ſie fühlte menſchlich; — da, als Roderike erzählte, daß ſie erſt geſtern in Dresden von Learoſa's Ankunft gehört und nicht Ruhe gehabt habe, bevor ſie ſie geſehen, da erwachten auch andere Erinnerungen und eine andere Sehnſucht dem wieder erwärmten Herzen. „Du kommſt allein?" rief ſie; „und Deine Mutter?"

„Meine Mutter?" ſchluchzte Roderike. „Du weißt es nicht? — Die Zeitungen haben es Dir nicht verkündet, daß meine Mutter ſeit vier Wochen — bei Gott iſt?"

Ein langer, ſchneidender Aufſchrei entquoll Learoſa's Bruſt; mit ihm ging der Athem ihr aus; ſie ſank bewußtlos zurück.

Faſt gelähmt von Schrecken vermochte Roderike kaum ſie aufzufangen und ſie auf das Sofa gleiten zu laſſen. Sie rief nach Hülfe; Niemand in dem öden Hauſe hörte; Niemand kam. Sie riß der Ohnmächtigen die Kleidung auf und — hielt plötzlich, wie von einem neuen Schrecken befallen, inne in ihrem

Geſchäft; endlich beſann ſie ſich wieder, fortzufahren in demſelben, und ein Glas Waſſer brachte Learoſa zur Beſinnung zurück.

Jetzt brach ihr Schmerz um die geliebte zweite Mutter in Thränen aus. Roderike weinte mit ihr, aber ſichtbar ſtörte ein anderer Gedanke den freien Erguß ihres Schmerzes und ihrer Mittheilungen von dem Ende der geliebten Verlorenen. Der Proceß mit Hedemark hatte geendet; der Liebling ihrer Mutter, der einzige Sohn, mußte ihm ausgeliefert werden; die Töchter ſprach das Geſetz ihr zu; der Gram um den Verluſt des einzigen Kindes hatte die zärtliche Großmutter tief gebeugt; Johanna's Tod war eine zweite und die Einbuße des größten Theils ihres Vermögens eine dritte Gramquelle für ſie. Da erkrankte die Gattin des Kammerherrn, ihres Bruders; faſt ſchon verlaſſen von ihren Kräften eilte ſie, die Leidende zu pflegen; ihre Schwägerin ſtarb und — ſie folgte ihr nach.

„Aber warum übernahmſt Du die Pflege Deiner Tante nicht? Warum begleiteteſt Du nicht Deine kränkelnde Mutter?“ frug Learoſa vorwerfend.

„Ich konnte nicht,“ flüſterte Roderike unter leiſem Schluchzen. „Meine Kinder gab ich ihr mit.“

„Auch die Sorge für Deine Kinder bürdeteſt Du ihr auf?“ rief Learoſa empört. „Roderike, das iſt unkindlich — unverantwortlich!“

„Ich mußt' es,“ verſetzte Roderike. „Ich mußte Alles entfernen, was mir lieb war, weil ich dem ſcharfſichtigen Auge meiner Mutter mich entziehen mußte, damit ich es nicht ſei, die ſie tödtete. — Learoſa, Deine Ankunft iſt mir die eines rettenden Engels! Ich würde mich geſcheut haben, mich der Männerfeindin zu entdecken, aber, Gott ſei Dank, Du biſt Weib wie ich, und an Dein Herz will ich mich werfen und Dir vertrauen, daß ich — die Gattenloſe — Mutter bin!“

Ein Gemiſch von tödtlichem Schreck und einer zwar nicht ganz deutlichen, dennoch lähmenden Ahnung ſpannte Learoſa's Nerven an, daß ſie klangen, von ihren Gedanken in Schwingung geſetzt; was Roderike weiter ſagte, ging ihr verloren in dem Schwirren, das ihren Gehörſinn lähmte. — Da faßte Roderike ſie an: „Hörſt Du nicht, was ich Dir ſage von unſern Reiſen?“

Jetzt verklang das unharmoniſche Spiel ihrer Nerven. „Unglückliche Roderike,“ rief ſie, „und Du beugteſt nicht vor? Du wandteſt kein Mittel an, um den Keim der Folgen Deines Fehltritts zu zerſtören?“

„Zu zerſtören? — Verſteh' ich Dich recht?“ frug Roderike ſcharf. „Ich ſollte einen Mord an meinem werdenden Kinde begehen?“

„Mord?“ zitterte das ſchwere Wort wie ein mattdumpfer Echolaut von Learoſa's Lippen.

„Freilich Mord,“ antwortete Roderike. „Was iſt denn die unnatürliche Mutter, die das keimende Leben ihres Kindes Wurzeln zu ſchlagen verhindert, anders als eine Kindesmörderin? — Learoſa, dieſer Rath kam nicht aus Deinem Herzen; wär' es Dir Ernſt geweſen damit, Du würdeſt ihn bei Dir ſelbſt angewandt haben, denn Du — biſt Mutter wie ich, und haſt noch mehr Gründe, Deinen Zuſtand zu verbergen, als ich.“

„Ich — Mutter?“ ſchrie Learoſa aufſpringend.

Roderike erſchrak vor ihrem Anblick; die leichenweiße Stirn der Unglücklichen ſtrotzte von kalten Schweißtropfen; die Augen waren aus ihren Höhlen gedrängt, und ihre Zähne hatten wie im Starrkrampfe die blutenden Lippen eingekniffen.

„Beruhige Dich, liebe Learoſa,“ ſprach ſie ihr zu. „Wie es ſcheint, überraſcht Dich meine Entdeckung, und das wundert mich, denn Du biſt weit vorgeſchritten in Deinem Zuſtande; ich befinde mich jetzt zum vierten Male in dieſer Lage und täuſche mich gewiß nicht. — Komm, ſetze Dich zu mir; wir wollen überlegen, welche Vorſichtsmaßregeln die zweckmäßigſten für uns ſind. Niemand darf unſern Zuſtand ahnen; ich habe bereits von einer Reiſe zu einer Bekannten in der Mark geſprochen, die mich eingeladen; wir reiſen zuſammen; Eine gilt für die Kammerfrau der Andern; gegen Ausgang des Jahres kehren wir zurück, und unſere Spur ſoll kein menſchliches Auge entdecken. — Aber nun erzähle mir doch, Du Männerfeindin, welchem Heros von Manne iſt es denn gelungen, mit den Pfeilen ſeiner Blicke den Panzer Deines Herzens zu durchdringen?“

„Welchem Manne es gelungen iſt? — — O,

Jeſus! Jeſus!“ — Dieſe Worte, mit einem Gekreiſch hervorſtoßend, das Roderike erbeben machte, ließ Learoſa ihr ſchweres Haupt mit dem ſchweißnaſſen Geſicht auf die Schulter ihrer Freundin wie ein Bleigewicht niederfallen. Mit einemmale fuhr ſie auf: „Ja, ja, wir reiſen — aber ehe wir von dannen gehen, noch eine — eine kurze Trennung. — Ich will wiſſen, wer der Elende iſt, der mich losgeriſſen hat von Gott und Menſchen! Ich will wiſſen, ob er —“

Ihre Stimme ſank, wurde unverſtändlich, dann unhörbar.

„Du weißt nicht, wer er iſt?“ frug Roderike verwundert. — Learoſa antwortete nicht; ſie klingelte, und befahl auf der Stelle einen leichten Reiſewagen mit ſechs Pferden für ſie zu beſpannen.

„Du willſt heute ſchon reiſen? Es iſt ja Abend; Du biſt erſchöpft — unwohl,“ ſagte Roderike. Learoſa ſchien es nicht zu hören. „Bereite unſere gemeinſchaftliche Reiſe vor,“ ſagte ſie. „In drei bis vier Tagen bin ich wieder hier, um Dich zu begleiten; wohin? — das beſtimme Du.“

„In drei Tagen ſchon?“ wandte Roderike ein. „Es iſt doch nothwendig, daß ich meinem Oheim zuvor Nachricht gebe von meiner Reiſe mit Dir; und er wird auch ſelbſt, Deiner Angelegenheiten wegen, mit Dir reden wollen; er hat es längſt gewünſcht, Dir Nachrichten geben zu können, aber Du warſt uns ja verſchwunden. Acht Tage vergehen gewiß, ehe wir fortkommen.“

„Acht Tage; gut, alſo in acht Tagen reiſen wir,“ ſagte Learoſa, nach Hut und Mantel greifend. Roderike ordnete den Anzug der eiligen Freundin, die des verhüllenden Schnürmieders beinahe vergaß, mit möglichſter Sorgfalt, und begleitete ſie dann an den Wagen, nach deſſen Abfahrt ſie den ihrigen beſtieg, um nach Dresden zurückzukehren.

Es war Nacht, als der fluchtſchnelle Lauf kurz vor Döbeln Learoſa's Pferde ermüdete; ſie nahm Poſtpferde und eilte weiter. Am folgenden Vormittag ſah ſie Lobſtädt vor ſich liegen. Sie zitterte; ſelbſt das lobſtädter Steinpflaſter konnte ſie nicht heftiger rütteln, als ſie von ihrer Angſt bewegt wurde. — Jetzt hielt ihr Wagen am Pfarrhauſe.

Sie ſtieg aus, befahl dem Poſtillon ihrer zu harren und ſchwankte der Thüre des Hauſes zu. — Ein ſteinaltes Mütterchen, in einer Hand die geblümte Schürze, mit der andern bemüht, die Haube auf ihr faſt kahles Haupt zu ſetzen, huſchte flüchtig vor der Fremden über den Hausflur hinweg, als Learoſa die Thür öffnete und das einbrechende Sonnenlicht die Gramfurchen erleuchtete, welche das Geſicht der Greiſin runzelten. Jetzt erkannte ſie die Paſtorin. — „Bleiben Sie,“ rief ſie ihr nach. „Erkennen Sie mich denn nicht wieder? — Hat ein zehnjähriger Sturm mit ſeinem verwüſtenden Hauche denn nichts in meinem Antlitz verſchont, was Sie erinnern könnte an — Ihre Learoſa?“

„Jeſus!“ ſchrie die Paſtorin. „Mein Heiland, Fräulein Roſinchen! — Halten zu Gnaden, Ihro Excellenz, ich wollte ſagen: Ihro hochreichsgräfliche Gnaden! — Sie ſind es? — Ach Gott, wo ſind die vollen, rothen Backen geblieben? — Nun, wer wird nach den Backen fragen, wenn das Herz nur noch da iſt, und das haben Sie behalten; das haben Sie bewieſen durch die großen Geſchenke, die

Ihre Gnade mir hat zufließen laſſen! Einmal dreihundert Thaler auf einem Brete! Ach das war ein Labſal für meine Seele! — Aber in welch' ein Jammerhaus führt der Herr Sie heute! — Doch ich alte Thörin, da laſſ' ich Sie ſtehen auf dem Hausflur und plaudere! Kommen Ihro Excellenz hier in dieſe Stube hinein; in jener liegt ſeit Neujahr mein Mann und kann nicht leben, nicht ſterben! Auf dem Filial zu Thomsfelda war's — ach auf der thomsfelder Kirche ruht kein Segen mehr, ſeit gebetet werden muß für einen papiſtiſchen Patron drinnen! Da hat mein Mann an dem kalten Neujahrstage — beſinnen Sie ſich noch wohl auf den Froſt? — ach die Welt wird denken an den kalten Anfang des Jahrs 1774; — da hat er ſich die Zehen erfroren, auf der Kanzel, wie er ſagt; aber ich behaupte, es iſt vor dem Altar geſchehen auf den kalten Steinen; und da hat er die Füße an mein Plätteiſen gehalten als er zu Hauſe kam; und da iſt der Brand dazu geſchlagen; und nun ſchwiert ihm ein Knochen nach dem andern heraus und das Fleiſch fällt ab, mürb' und ſchwarz wie Zunder! Und dies Elend dauert jetzt ſchon in den fünften Monat, daß er in einem Winſeln und Heulen und Zähnklappern liegt; einen Stein möcht' es erbarmen! — Aber legen Sie Ihren Mantel doch ab, liebſte hochreichsgräfliche Excellenz. — Mein Gott im Himmel! der ganze Mantel von Sammt und gefüttert mit reiner, ſchwerer Seide! — Welche Pracht! Welche Herrlichkeit! — Ja, ja, wer hätte das prophezeiht, als Roſinchen noch da oben in meinem Dachſtübchen wohnte in Spott und Verachtung? — Aber, was wahr iſt, das bleibt wahr: Gott verläßt die Seinen nicht; und ich wollte mich auch gelaſſen in ſeine Schickung fügen, wenn Sie Thomsfelda nur nicht an einen katholiſchen Patron gebracht hätten. — Aber lieber Himmel, ich denke auch an nichts, als an die alten Sachen, und ſehe doch, daß Sie zittern und beben und blaß ausſehen, wie der leibhaftige Tod. — Sie müſſen ſich doch ausruhen und ſich pflegen; aber wo? Hier unten iſt der Spectakel in einemfort, und oben in Roſinchens ehemaliger Kammer kann ich doch Ihro hochreichsgräfliche Gnaden nicht einlogiren? — Und — Gott ſtehe mir bei! — einen Braten hab' ich auch nicht einmal heut' zu Mittage; nichts als ein elendes Gericht Gründlinge."

Learoſa benutzte den augenblicklichen Stillſtand dieſer beweglichen Zunge, um zu verſichern, daß ſie weder ruhen noch eſſen wolle, doch weiter ließ die redſelige Matrone ſie nicht kommen. „Was? nicht eſſen? — Keinen Mund voll?" fiel ſie ein. „Ei, das thun Sie mir nicht an, liebſte hochreichsgräfliche Excellenz! Hat doch der Herr ſelber es ſich gefallen laſſen bei Abram; und wenn ich auch gleich kein zartes Kalb zu ſchlachten habe, wie der Erzvater, ſo — doch auf die Kälber zu kommen; Sie wiſſen, das war ſonſt eine Freude, die Kälber zu ſehen in Thomsfelda; die leipziger Schlächter riſſen ſich um das liebe thomsfelder Jungvieh; aber jetzt gedeihen die Kälber nicht mehr; all' der ſchöne Segen iſt fort, ſeit für einen katholiſchen Patron gebetet werden muß, denn wo das Kirchengebet nicht aus dem Herzen geht, da kann es auch keinen Segen bringen. — Aber Sie ſtehen ja auf? Wollen Sie nicht ſitzen bleiben? — Suchen Sie etwas?"

„Frau Paſtorin," ſagte Learoſa, von ihrer Ungeduld bemeiſtert, „ich muß eine Frage an Sie richten; Sie entſinnen ſich des Burſchen, der in meinem älterlichen Hauſe unter dem Geſinde auferzogen wurde; dieſer Burſche — Martin — — Sie deuteten mir einſt an, er ſei ein Sohn —"

„Des gnädigen Herrn Barons Söhnlein," ergänzte die Paſtorin die ſtockende Rede. „Von der Bank gefallen, wie man's nennt. — Ach, wenn das die ſelige Frau Baronin gewußt hätte; ſie hielt ſo große Stücke auf ihren Mann; aber trau Einer den Männern! Die ſind falſch wie Glatteis! — Denken Sie einmal, ſelbſt der alte Nauvogel, der graue Sünder, hat im vergangenen Herbſt taufen laſſen; es hat zwar ein Schornſteinfeger den Namen dazu hergeben müſſen, denn er hat ſich rein geſchworen; aber ſein Blut zeugt laut wider ihn. Ganz ſeine dicke Naſe hat das Würmchen, und die Augen ſtehen ihm auch ſo klotzig heraus. — Aber was iſt Ihnen? — Sie ſehen ja aus, als ſollten Sie ohnmächtig werden; werfen Sie doch den Mantel ab!"

Die Angſt, ihre Geſtalt unverhüllt den Blicken der Alten preisgeben zu ſollen, rettete Learoſa's

Beſonnenheit. Sie hüllte ſich dichter in den Mantel und hielt die Paſtorin zurück, welche ſich fertig machte, um Kamillen- und Fliederthee zu bereiten. „Bleiben Sie,“ rief ſie ihr nach. „Bleiben Sie und ſagen Sie mir, woher Sie es wiſſen, daß Martin meines Vaters Sohn iſt?“

„Ei, Sie denken doch nicht, daß ich Ihnen etwas vorlügen werde, liebſtes, einzigſtes Roſinchen?“ entgegnete die Paſtorin. „Nun horchen Sie auf; ich will Ihnen Alles ganz genau erzählen: Das Unglück iſt ſchon damals paſſirt, als Ihre lieben Ältern noch im Brandenburgiſchen wohnten, und als ſie nun nach Thomsfelda zogen, da hat der Herr Baron meinem Manne die Geſchichte anvertraut und ihm angelegen, den Jungen auf eine gute Art herzubringen; und das hat mein Mann auch gethan; der gnädigen Frau wurde erzählt, es ſei —“

Da fuhr Learoſa mit der Verzweiflungskraft eines Gladiators auf, der ſein Leben wagen muß, um ſein Leben zu retten. „Ich will das von Ihrem Manne ſelbſt hören!“ rief ſie und ſtürmte der Thür zu.

Die Paſtorin hielt ſie zurück. „Ach, meine liebſte, einzigſte Hochreichsgräfliche, warten Sie noch ein wenig; laſſen Sie mich wenigſtens mit Eſſig und Wachholder zuvor räuchern, denn die Luft iſt nicht etwa ſüß bei einem Patienten, der bei lebendigem Leibe modert.“

Die Vorſtellungen der Alten waren verloren; Learoſa riß ſich los von ihr und ſchritt ſchnell über den Hausflur hinweg, dem gegenüberliegenden Zimmer zu, riß es auf und trat an das Bette des erſchreckenden Kranken, ſah ihn ſtier mit einem Leichenauge an und frug mit einer Stimme, welcher ihr Gemiſch von Todesmuth und Todesangſt einen ſchauerweckenden Nachdruck gab: „Wer iſt der Vater des Knaben Martin, der in Thomsfelda erzogen wurde?“

„Gott verzeih' mir die Sünde! Ich ſelber bin's!“ ächzte der Paſtor, die Hände faltend und ringend.

„Du?“ kreiſchte die Paſtorin, die reine Decke fallen laſſend, welche ſie im Begriff war, über das unſaubere Bett ihres Mannes zu breiten. „Und Du Ehebrecher, den Gott verrotten läßt zur Strafe bei lebendigem Leibe, Du haſt nicht allein an mir gefrevelt, haſt auch den Leumund Deines Wohlthäters befleckt? Und haſt wagen wollen, des Heilands Antlitz zu ſchauen, mit der Verleumdung auf Deinem Gewiſſen? — Nun ſteh' mir Rede, mir und hier Ihrer hochreichsgräflichen Excellenzen, dem Fräulein Roſinchen, deren Vater Du beſchimpft haſt durch Deine Lüge! Wer iſt die Mutter Deines Bankerts?"

Der Paſtor, durch die Marter des Knochenfraßes entmannt und entnervt, zagend vor der ſichtbar ihm näher ſchleichenden letzten Lebensſtunde, und durch Learoſa's, ſein Gewiſſen aufſtörende Frage um die Macht zu lügen und zu heucheln gebracht, entledigte ſich jetzt einer Beichte, deren Inhalt den ganzen Gallenreichthum der Paſtorin in ihr Blut, und den Abglanz einer Überfülle von Freude auf Learoſa's Antlitz trieb.

„Ach, die hochſelige Gräfin," winſelte der Sünder, „die hat's auf ihrem Gewiſſen! Hätte ſie ſelbſt den Lockungen der Fleiſchesluſt widerſtanden, ſo würde ſie ihrer Jungfer, die um die Sache wußte, ein beſſeres Beiſpiel gegeben und die gehörige Autorität behalten haben, mich hinaus zu weiſen aus ihrem Schloſſe, als ſie merkte, wozu der böſe Feind mich verlocken wollte; aber ſie hatte den Muth nicht, frei vom Herzen weg zu reden mit den Mitwiſſern um ihre Schande, und ſo ging denn der Krug ſo lange zu Waſſer unter ihren Augen, bis er brach. Da mußte denn die Jungfer verreiſen nach Lauchſtädt in's Bad, und — Gott hab' ſie ſelig; ſie iſt nicht wieder zurückgekehrt. So wär' nun auch Alles ganz ſchön geweſen, wenn ſie nur in ihrer Todesangſt nicht geſagt hätte, daß der Junge, den ſie zurückließ, von meinem Fleiſch und Blut ſei; das war mein Unglück, denn nun ſchrieben die daſigen Gerichte hieher an den Herrn Gerichtshalter, den — Gott verzeih' mir die Sünde — den Menſchenſchinder Rauvogel. Was *Der* drei Jahre lang von mir gezogen hat, das geht in's Große; von all' meinen Beichtgeldern hab' ich nur den vierten Theil meiner Frau abliefern können; das Andere iſt ſammt und ſonders in ſeine Taſche gefloſſen; und alle Flüche kommen auf ſeine Seele, die meine Frau auf meine unſchuldigen, filzigen Beichtkinder ausgeſtoßen hat im Zorn über die Kupfermünzen, die ich heimbrachte. Und dennoch hat der Böſewicht nicht einmal reinen Mund gehalten; kaum war der Baron angelangt in Thomsfelda, als er ihm das Geheimniß zuſteckte und ihm unter die Hand gab, mich, als dem Vertrauten der gnädigen Tante, in Zügel zu halten mit ſeiner Kundſchaft von meinem Unglück; und um mich deſto ſicherer in Händen zu haben, ließ er ſich den Jungen, ſammt ſeinem Taufſchein und all' die Acten ſchicken. So hatt' ich nun die Frucht meiner Sünde täglich vor Augen, und ſollte noch dazu meiner Frau Bericht erſtatten, wer der Bube ſei, der ſo, wie vom Himmel gefallen, auf einmal angekommen war im thomsfelder Schloſſe. Da ſchlug ich denn durch meine Lüge zwei Fliegen auf einmal: ich machte meine Frau ſicher, und rächte mich heimlicher Weiſe an meinem Patron. Gott ſei mir Sünder gnädig!"

„Ja, möge Gott Ihnen vergeben, wie ich Ihnen verzeihe, aber den Taufſchein, den Taufſchein, den ſchaffen Sie mir! den will ich haben! Tauſend Thaler für den Taufſchein!" — So überſchrie Learoſa in ihrer ſtürmiſchen Freude die zänkiſche Stimme der alle Gewalten des Himmels und der Erde zur Beſtrafung ihres pflichtvergeſſenen Gatten auffordern-den Paſtorin, deren Ingrimm erſt bei Learoſa's Worten: „Tauſend Thaler für den Taufſchein!“ ſich zu mildern begann. „Wo haſt Du denn den Taufſchein des Bankerts? Du Götzendiener! Du Baalspfaffe! Sprich, wo iſt der Taufſchein?“

„Bei den Acten, bei Nauvogel,“ wimmerte der Bußträger; da rückte die Paſtorin die Haube von dem linken Ohr, an welchem ſie hängen geblieben war in der Eile bei Learoſa's Empfange, flink auf die rechte Stelle, warf das Damaſtmäntelchen über den gebeugten Nacken, und mit den Worten: „Warten Hochgräfliche ein paar Augenblicke, ich ſpringe zu Nauvogel,“ verließ ſie das Haus.

Learoſa's entlaſteter Buſen hub ſich mit der Leichtigkeit einer Kindesbruſt; die Hand der Nemeſis wich von ihr; ſie war eine Verirrte, eine, von ihren Sinnen Mißleitete, aber eine von der Hoffnung auf Gottes Erbarmen verſtoßene Verbrecherin war ſie nicht. Gott liebte ſie noch; dafür zeugte ihr nicht allein die Befreiung von der Strafe, daß ihres Kindes Vater ihr Bruder ſei; ſondern auch das Mißlingen ihrer Cur, das ſie verhindert hatte, zur Mörderin ihres Kindes zu werden, verbürgte ihr Gottes Liebe.

Das Zimmer ward ihr zu eng; ſie durchflog jeden Winkel des Häuschens, des Gärtchens hinter demſelben und ſtand plötzlich ſtill, von einem Anblick feſtgehalten, der ſie erſchütterte und ihre Sehnſucht anregte. Der blaugraue Streif dort, der den Himmel ſäumte — es war der thomsfelder Eichenwald; bis jetzt hatte noch immer der Gedanke an Thomsfelda ſie beklemmt; nie war der Wunſch, die Ruheſtätte ihrer Eltern wieder zu ſehen, recht lebhaft ihr erwacht; jetzt kannte ſie kein mächtigeres Sehnen; ſie mußte knieen — zum erſten Male wieder beten an dem Sarge ihrer Mutter, mußte ihren Vater an ſeinem Sarge danken, daß er frei war von dem Verbrechen, deſſen Strafe ſie dem Wahnwitz nahe gebracht hatte. — Sie eilte zurück in das Pfarrhaus, um ſich zur Reiſe nach Thomsfelda anzuſchicken.

Die Paſtorin kam ihr entgegen; Nauvogel war nicht anweſend, aber ſein Schreiber hatte verſprochen, die Acten hervorzuſuchen und ihr eine beglaubigte Abſchrift des Taufſcheins nach einigen Stunden zuzuſtellen. Learoſa kündigte ihr an, daß ſie dieſe Friſt zu einem Ausfluge nach Thomsfelda benutzen werde.

Vergebens beſchwor die Paſtorin ihren Gaſt, wenigſtens die Henne nicht zu verſchmähen, welche zur Feier dieſes Tages das Leben hatte laſſen müſſen; Learoſa war nicht zu halten; ſie eilte in ihren Wagen, und die lobſtedter Jugend, eben aus der Schule kommend, erfreute ſich des ſeltenen Ohrenſchmauſes, den das gemißhandelte Poſthorn ihr gewährte.

Zu Thränen bewegt, wie ſie nie geweint zu haben ſich entſann, ſah Learoſa die graue Spitzſäule des thomsfelder Kirchthurmes aus dem Thale aufſteigen, als der dunkle Eichenwald lichter wurde; jetzt erreichte ſie eine Höhe, und das Schloß — ihr Vaterhaus — erhob ſich über die grünen Saatwogen, die den Hügel bedeckten. Sie ſah nicht mehr; ihr Auge war verblindet von ihren Thränen; als es ihr gelungen war, ſie zu trocknen, da lag das freundliche

Dörfchen ausgebreitet vor ihren Blicken; eine Minute ſpäter, und ſie bog in die Gaſſe ein. — Kinder und alte Leute — die jüngeren arbeiteten auf dem Felde — ſtürzten aus den Hütten, um ſie zu begaffen; kein bekanntes Geſicht begegnete ihr; ihre Wehmuth wurde wehthuend; ſie bog ſich hinweg von dem Wagenfenſter. — Da fing es an zu läuten in ihrer Nähe; ſie ſchauderte angſthaft zuſammen; dieſe Glocken waren dieſelben, die, geſpenſtiſch ertönend, ihren Eltern, ihren Geſchwiſtern den nahen Tod geweiſſagt und ſie zu Grabe geläutet hatten. Es dünkte ihr ein böſes Vorzeichen, daß gerade das Sterbegeläut ſie empfing an der Wiege ihres Lebens.

Als das Auge wieder frei zu blicken vermochte, ſah ſie über die Kirchhofmauer die ſchwarzen Kreuze hinwegragen; ſie ließ halten und ſtieg aus; vor ihr bewegte ein Leichenzug ſich daher; der Küſter ſtand, des Zuges harrend, an dem geöffneten Thorwege. Sie ſtarrte den Mann an; ſie erkannte ihn; es war derſelbe, der ſie vor elf Jahren zurückbegleitet hatte in das Schloß, als ſie, um den mitternächtlichen Glockenſchläger zu ertappen, halb ſinnlos hieher geeilt war. Er ſchien ſie nicht zu kennen; es war ihr lieb; ſie winkte ihrem Bedienten und gebot ihm, ihren Namen zu verſchweigen. Dann wandte ſie ſich an den Küſter: „Kann ich die Kirche ſehen, mein Lieber?“

Der Küſter neigte ſich ehrerbietig und ſchloß auf. Learoſa war ſchwächer, als ſie geglaubt hatte; der Anblick des herrſchaftlichen Chors, ja ſelbſt der noch unvergeſſenen weißen Stühle mit ihrem verſchoſſenen rothen Damaſtbezuge, dieſer Stühle, auf welchen ihre Eltern, und ſie mit Minchen, neben ihnen geſeſſen hatte, machte ſie ſchwindeln; ſie ſetzte ſich auf eine Seitenbank und ſchloß die Augen; es war ihr, als werde, wenn ſie aufblicke, jeder dieſer Stühle beſetzt ſein, wie einſt Banquo's Sitz es war vor Macbeth's Augen. — Als ſie, ſeitwärts ſich wendend, das ihrige aufſchlug, ſah ſie ſich dem von unkünſtleriſcher Hand gemeißelten Engel gegenüber, der das Taufbecken hielt, aus welchem, in ihrer Gegenwart, ihre jüngſte Schweſter, Hannchen, getauft worden war. Der Anblick, jene Erinnerung weckend, ergriff ſie unbeſchreiblich. „Alles todt, nur ich nicht!“

ſchluchzte ſie. — Erſchreckt ſah ſie ſich um, ob der Küſter ſie etwa belauſche, aber dieſer hatte die Kirche verlaſſen, wahrſcheinlich um ſeines Amtes bei dem Begräbniſſe zu warten. Es fing ihr an zu grauen in ihrer Einſamkeit; dieſer Engel — wie befreundet hatte ſie ſich ihm ſonſt gefühlt; wie ſehnlich gewünſcht, ihn ſtatt ihrer Puppe wiegen zu dürfen? — Jetzt war es, als läge etwas Drohendes in dieſen hölzernen Zügen. Sie eilte, aus der Kirche zu kommen; der Küſter kam ihr bereits entgegen, denn eben verließen die Leidtragenden den Kirchhof. „Wen haben ſie denn da begraben?“ forſchte ſie. — „Einen alten, lebensmüden Mann, der gute Tage geſehen hatte in ſeiner Jugend und kummervolle in ſeinem Alter,“ antwortete der Küſter. „Er war Kutſcher geweſen hier auf dem Edelhofe vierunddreißig Jahre lang; vor elf Jahren ſtarb das Schloß aus, und von der Zeit an hat er gedarbt, wie Alle, die ihr Brot darinnen gefunden hatten.“

Learoſa's Herz blutete. Das war alſo der alte Chriſtian, der ſieben und zwanzig Jahre lang ihre Großtante und ſieben Jahre hindurch ihre Eltern gefahren hatte. — Und in Noth waren ſeine letzten Tage ihm vergangen; in Noth, wie ſie Alle drückte, die ihren Eltern gedient hatten. — Eine ſchwere Vorwurfsſtimme drang an Learoſa's Gewiſſen: mit welchem Rechte hatte ſie Tauſende vergeudet, während dieſe treuen Menſchen hungerten? —

Sie bemerkte, daß der Küſter ſie forſchend anblicke. „Erkennt er mich? — Sag' ich ihm, wer ich bin? — Nein, noch nicht.“ Sie unterbrach das ſtumme Selbſtgeſpräch, um ihn zu bitten, ihr die Gruft zu öffnen; er ging, um den Schlüſſel zu holen, und ſie blieb an der Kirchthür zurück.

„Warum fürcht' ich mich denn?“ frug ſie ſich, hineinblickend in die Kirche. „Ich war ja — das Zeugniß kann ich mir geben — ich war meinen Eltern ja ein gutes, treues Kind; ich habe mich ſelbſt ja geopfert, um den Namen meines Vaters nicht beſchimpfen zu laſſen. Und wenn dieſer Augenblick mich zu ihm riefe, ich dürfte nicht zittern vor ſeinem Anblick. — Selbſt des Enkels, den ich ihm entgegentrage, darf ich mich nicht ſchämen; es iſt ja nicht meine Schuld, es iſt Gottes Fügung, daß das Blut meines Kindes nicht das edelſte iſt, das in menſchlichen Adern fließt.“

Der Küſter ließ warten; ſie ging muthiger in die Kirche zurück, ſtieg das ſchmale Treppchen hinauf und ſtand jetzt auf dem Chor. Sie kniete nieder an dem Stuhle ihrer Mutter; — da fiel ihr Auge auf ein Fratzenbild, mit einem Meſſer der Täfelung des äußeren Geländers eingekritzelt und die Vertiefung mit Bleiſtift geſchwärzt. — Das war das Werk ihrer eigenen Hand geweſen; ſie hatte es vollbracht in dem Jahre, das ihrer Schickſalswendung voranging. Noch entſann ſie ſich ihres kindiſchen Triumphs über den Einfall, dem Paſtor Stramm, während er ihr gegenüber das Kanzelpult zerpaukte, ein ewiges Denkmal zu ſtiften, indem ſie hier an ſeinem Zerrbilde für die Nachwelt arbeitete. Ein tiefer, klagender Seufzer zitterte über ihre Lippen, als — wie an einen Faden gereiht — nun andere Bilder ihr vorüberwandelten und ſie in jedem ſich ſelbſt erkannte, wie ſie geweſen war, und ſich verwandelt hatte in dem Zeitraume, der zwiſchen der äußerſten Gränze ihrer Erinnerung und dieſer Stunde lag. — „O

Gott! ich war doch nie gut!“ brach ſie, ergriffen von den Schrecken ihres Blicks auf ſich ſelbſt aus. „Immer, immer hat es Menſchen gegeben, deren Dämon ich war! — Jeſus! wenn ich nun fortreiſen ſollte bis an mein Grab, wie ich fortgereiſt bin ſeit meiner Wiege — wenn ich enden ſollte auf Erden als Zerſtörerin menſchlichen Glückes — wie könnt' ich beginnen, dort, wo ich ſein werde, wenn die Erde weicht unter mir?“

Es wurden in der Nähe ziſchelnde Stimmen laut. Neugier hatte einige Leute, der fremden Dame nach, in die Kirche gelockt. Learoſa erhob ſich, trocknete ihre Augen und ging ihnen entgegen. Da kam auch der Küſter wieder und ſchloß ihr die Gruft auf; bebenden Fußes ſtieg ſie die Treppe hinab und hinter ihr wuchs, anfangs ihr unbemerkt, die Zahl ihrer unwillkommenen Begleiter und Begleiterinnen. Sie ſchwankte dem ihr zunächſt ſtehenden Sarge zu und vermochte kaum zu fragen, weſſen Leichnam er beherberge?

„Da ruhen der kleine Herr Bruder unſers jungen gnädigen Grafen,“ antwortete der Küſter. —

Learoſa ward aufmerkſam. „Ein Sohn des Grafen Auguſtus?“ frug ſie. „Der Jüngſte, ja,“ entgegnete der Küſter. „Er ſtarb im vorigen Winter an den Rötheln in Dresden und ruht hier neben ſeinem Herrn Vater, der erſtochen wurde von einem Mörder vor anderthalb Jahren.

Schaudernd wich Learoſa dem Sarge ihres Feindes aus, während der Küſter, auf den nächſtſtehenden deutend, fortfuhr: „Hier ruht der erſte Majoratsherr von Thomsfelda, Herr Baron Karl von Pfinzing, der in Leipzig ſtarb an den Blattern vor zehn Jahren, und neben ihm ruht ſeine Schweſter, die Frau von Pellgramm, und neben dieſer die Frau Mutter beider Geſchwiſter. Dann kommt der Sarg der wohlſeligen Comteſſe Lea von Rottingerode.“

Mit brechenden Knieen ſtand Learoſa zwiſchen den beiden Särgen, ihre Augen ſtrömten über. — Der Küſter ſah ſie forſchend an. „Sie kannten wohl die ſelige Frau? — Ja, es war eine würdige Perſon; ſchade, daß ſie eines ſo jammervollen Todes ſterben mußte,“ ſetzte er ſeufzend hinzu. Da zitterte unter Learoſa's Füßen der Boden; all' ihre Leiden und

Vergehungen traten in ihr Gedächtniß. „O Gott, warum bin ich nicht früher hieher gewallfahrtet? Warum trug ich mein Herz nicht zu dieſer Stätte, ehe ich es befleckt hatte? Warum eilt' ich Euern Särgen vorüber, als ich zurücktrat in die Welt? Damals ein Gebet an dieſer Stelle, und ich würde den ſchützenden Engel mit mir genommen haben, würde nicht geſunken ſein, wie ich geſunken bin!"

Eine andere Erinnerung verhauchte eine mildere Wärme über ihr Weſen. Die Seligen, zwiſchen deren Särgen ſie ſtand — ſo rein, ſo unſträflich, wie ſie Beide hatte wandeln ſehen, war ihr Wandel nicht immer geweſen; ihre Mutter war einſt ſchwach geweſen wie ſie, hatte das freudearme Leben ihrer Wohlthäterin noch mehr verarmt an Freuden; — und dieſe Wohlthäterin — auch ſie hatte gefühlt wie ſie, war gefallen wie ſie — und dennoch konnten noch nie Engel, vollendeter als dieſe Beiden, die Erde verlaſſen haben. — Die Begeiſterung heiliger Entſchlüſſe ergriff ihr Herz; ſie wollte werden, was dieſe geworden waren, dieſe Wohlthäterinnen der Menſchen auf Erden, dieſe Lieblinge Gottes in ihrem

Himmel, dieſe Engel, deren Nähe ſie fühlte an dem Troſte, der ihre Seele erhob in dieſem Augenblick. Nie war ihr Hochwart's Lehre von der Beſtimmung des Menſchen, Segner der Welt zu werden, die ihn zum Seraph erzog, klarer geweſen als jetzt, da ſie, angelächelt von ihren Segnerinnen, auch für ſich ſelbſt die ſeraphiſche Bahn geöffnet ſah.

„Es war eine ſchwere Zeit, welche die ſelige Herrſchaft mit uns getragen hat," ſeufzte ein alter Mann auf der andern Seite der Särge. „Die ganze ſiebenjährige Kriegszeit hat ſie ausgehalten mit uns, und geholfen mit Rath und That; auch der Herr war gut und mildthätig, er hätte wohl verdient, beſſere Tage zu ſehen, wenigſtens hier an der Seite ſeiner Gemahlin zu ruhen, und nicht eingeſcharrt zu werden vor Sonnenaufgang, wie ein Haupt Vieh, das an der Peſt geſtorben iſt."

Learoſa's Augen verſteinerten ſich während ihres Hinblicks auf den Alten; da wandte der Küſter ſich wieder an ſie: „Da Sie die ſelige Frau Baronin gekannt haben, ſo werden Sie auch wohl von ihrem Ende wiſſen; nicht wahr?"

Die Unglückliche hatte weder die Kraft, das Haupt verneinend noch bejahend zu bewegen, und der Küſter fuhr fort: „Die Lieblingstochter der ſeligen Frau ließ ſich verführen von ihrem eignen Schwager; der Baron erſchoß erſt ſeinen Schwiegerſohn, dann ſich ſelbſt; da rührte die Mutter der Schlag.“

„Habt Ihr gehört, daß der Alte ſpukt im Garten, wo er begraben liegt?“ frug ein Mütterchen ihren Nachbar.

„Man munkelt davon,“ erwiederte dieſer, „der alte Baron ſowol ſoll ſpuken als ſein Eidam. Nun, es iſt begreiflich, daß ihnen die Ruhe fehlt im Grabe.“

„Da ſollte ſie wol eher Der fehlen, die ihre Ältern ſo zu Grabe gebracht hat,“ verſetzte das Mütterchen.

„Die fehlt ihr auch, das glaubt mir!“ verſicherte eine andere Perſon aus der kleinen Gruppe. „Die iſt flüchtig, wie Kain nach dem Brudermorde!“

„Aber nicht etwa, weil das Gewiſſen ſie jagt,“ ließ eine andere Stimme ſich vernehmen, die einem jüngern Manne in einer Stalllivree angehörte. „Die iſt ganz anderer Urſachen halber unterwegs wie der ewige Jude. Aber ſie verſteckt ſich vergebens; es ſind ihrer Spur Füße beſtellt, die flink ſchreiten, und Augen, die ſcharf ſehen. Wir werden vielleicht bald hören, daß der General Beſitz genommen hat von Schloß Simbach im Namen ſeines Mündels, und dann gebt einmal Acht, ob hier der Leichnam im Sarge ſich nicht umkehren wird aus Leidweſen über die Tochter."

„Ich denke, die Tochter iſt todt," ſagte eine jüngere Frau. „Iſt ſie's denn nicht, die hier beigeſetzt wurde im vorigen Jahre?"

„Nein, das iſt die jüngſte; von der iſt die Rede nicht; die iſt unverheirathet geſtorben, und wird die Ruhe der Mutter nicht ſtören, zu deren Füßen ſie liegt," entgegnete die Matrone. „Wär' es die andere, die alte Mutter ſpukte längſt ſchon in Haus und Garten umher."

Jetzt nahm der Küſter wieder das Wort, um der Alten ihre bittere Rede zu verweiſen: „Ihr, Frau Nachbarin, ſolltet am wenigſten ſo übel reden von der armen Perſon; ſie war ein gar zu blutjunges

Ding, als das Unglück vorfiel, und hat — vergeßt das nicht — eine große Wohlthat gethan an Euch; ſie hat Euern Sohn losgebettelt, als der preußiſche Major ihn ſchon gefaßt hatte, um ihn unter das Volk zu ſtecken.“

„Nun, was hat ſie denn ſo Großes gethan an mir?“ keifte die Alte. „Vier Monate d'rauf wurde ja Friede und da hätten die Preußen meinen Sohn auch ohne ihre Fürbitte losgegeben.“

Keiner dieſer Natterſtiche vermochte Learoſa's Herzen einen Blutstropfen zu entlocken; es lag ſchwer und ſtarr wie ein todter Körper in ihrer Bruſt, ſeit ſie wußte, in dieſem Sarge zu ihrer Mutter Füßen, ſchlafe Johanna. Alle, die ſie verloren hatte, hier wiederzufinden, war ſie vorbereitet geweſen; auf Johanna nicht; an dem Tode all' jener Ruhenden war ſie ſchuldlos geweſen, aber aus Johanna's Sarge blickte ein Verkläger ſie an, deſſen Macht ihr den zum ſeraphiſchen Emporſchwung erhobenen Seelenfittich lähmte. Sie konnte die Luft dieſes Gewölbes nicht mehr athmen, und ſchwankend, aber weit ausſchreitend, ging ſie der Treppe zu, erklomm ſie — und taumelte zurück, denn oben empfing ſie — Nauvogel.

„Willkommen, Ihro Excellenz, in Thomsfelda!“ lallte er. „Ei, ei, wie ſich das ſo glücklich fügen muß, daß ich g'rade hier bin, Sie zu empfangen. — Haben die gnädige Mama und Frau und Fräulein Schweſter beſucht? Nun das iſt ja ſchön von Ihnen. Aber beliebt's nicht, auch dem Herrn Papa ein Compliment abzuſtatten? — Werde die Ehre haben, Sie zu führen; es iſt nicht weit; Sie beſinnen ſich doch wol noch auf den Saugarten, deſſen Säue entliefen, als die Preußen den Zaun verbrannten; da liegt der alte Herr unter der alten Weide; doch die iſt eingegangen, ſeit wir ihn gebettet haben unter ihren Schatten.“

Learoſa ſtotterte, während ſie der Kirche enteilte, eine ängſtliche Ablehnung der unzarten Einladung. — „Sie wollen alſo nicht belieben, dorthin zu ſpazieren?“ frug Nauvogel. „Aber das Schloß beſäh' ich mir doch, wenn ich an Ihrer Stelle wäre; Sie begegnen dort Niemand; kommen Sie mit mir; aber das ſchwere Unding von Mantel laſſen Sie hier; die Sonne brennt ja wie ein Bratfeuer."

Er griff nach dem Mantel. — Mit einem angſtvollen „Nein! Nein!" entriß Learoſa ſich ihm und verſuchte, dichter noch ſich einhüllend, dem Wagen zuzueilen; aber von dieſem trennte ein gedrängter Menſchenhaufen ſie, den ſie durchbrechen mußte; der Küſter machte ihr endlich Bahn durch die ziſchelnde Menge, und hielt, am Ziele angelangt, die gekrümmte Hand ihr hin; mit den Worten: „für meines Vaters darbende Dienerſchaft," warf ſie eine ſchwere Börſe hinein und erklomm, den Mantel feſt um ſich ſchlingend, mit Hülfe ihres Bedienten, den Wagen.

Ein gellender Segenruf ſcholl ihr nach; ihr letzter Blick fiel auf die Matrone, welche das Verdienſt um die Befreiung ihres Sohnes unter Läſterungen ihrer Wohlthäterin verkümmert hatte, nun aber die Arme nach ihr ausſtreckte und die Vergünſtigung erbat, an dem reichen Geſchenke Theil nehmen zu dürfen. — „Menſchheit! du Schandfleck in Gottes Schöpfung!" ſtammelte Learoſa und wandte der Elenden den

Rücken.“ Kann es — Gott im Himmel! kann es beſeligen, ſolcher Weſen Engel zu werden? — Ha! faſt möcht' ich's vorziehen, mit dämoniſcher Macht das Strafamt zu verwalten!“

In Lobſtädt kam der feindſelig Verdüſterten die alte Paſtorin mit Martin's Taufſchein entgegen und betheuerte, nachdem Learoſa das koſtbare Document, ihrer Verheißung gemäß, eingelöſt hatte, dem Baſtarde ihres Gatten das Vaterhaus zu öffnen und ihm Mutter zu ſein. Learoſa foderte ſogleich als Beweis der Lauterkeit dieſer mütterlichen Geſinnungen, den Erlaß einer Einladung an den verlorenen Sohn, und die Paſtorin weigerte ſich nicht, folgende Zeilen zu ſchreiben:

„Mein lieber Sohn Martin!

Kommen Sie eilig zu mir. Die gnädige Frau Gräfin hat mir befohlen, Ihnen die Aufſchlüſſe über Ihre Herkunft zu geben, welche ſie Ihnen in Glaz verſprochen hat.

Regine, verehelichte Paſtorin Stramm.“

Dieſen kurzen Brief verſiegelte Learoſa eigenhändig und gab ihn bei ihrer Durchreiſe durch Borna ſelbſt zur Poſt.

Es war gegen Ende des Maimonats, als Roderike unter dem Namen einer Frau von Grün auf der böhmiſchen Gränze mit Learoſa zuſammentraf, welche ſich hier unter der beſcheidenen Maske einer Kammerfrau ihrer Freundin verbarg. Gefolge hatte keine von Beiden mitgenommen; die Reiſekaſſe war nicht überreich gefüllt, denn Roderiken's Beitrag zu derſelben war nur gering geweſen, und die Gelder, welche während Learoſa's Umherſchweifen geſammelt worden waren, ſammt dem an ſie zurückgefallenen Nachlaß Johannen's, hatte Herr von Troghauer in zinstragende Papiere umgeſetzt, deren Verwerthung eine wenigſtens vierteljährige Kündigungsfriſt erforderten. Dennoch ließ, bei einiger Wirthſchaftlichkeit, kein Mangel für den Bedarf eines Jahres ſich befürchten, und fröhlicher umſchlang Roderike ihre verdüſterte Freundin, als die Schachteln, mit welchen der Raum des Kutſchkaſtens angefüllt war, von dem

Geholper des Wagens auf dem Steindamm der erſten böhmiſchen Stadt in Bewegung geſetzt wurden.

„Sachſen liegt hinter uns, und unter den Geſichtern, die von nun an uns begegnen werden, haben wir keine Bekannte zu fürchten; alſo heiter und ſorglos in die Welt hineingeblickt, liebe Learoſa.“ So bemühte Roderike ſich, ihre muthloſe Reiſegefährtin zu ermuthigen, ermüdete aber nicht, als der Verſuch nicht ſogleich die erwünſchten Folgen hatte, ſondern ſtrebte, mit Aufwand aller Kunſt ihrer Beredtſamkeit, ihrem Plane, Learoſa's Vertrauen zu gewinnen, indem ſie die Untrüglichkeit deſſelben entwickelte. Und wirklich verſprach dieſer Plan den beiden Damen die möglichſte Sicherung ihrer Geheimniſſe. Bis nach Prag war ſpähenden Blicken die Verfolgung möglich, aber in dieſer großen Stadt ſchien es leicht, ſich unter der Menge zu verlieren und unbemerkt einen ganz entgegengeſetzten Weg, nach dem Baireuthiſchen, einzuſchlagen, dann aber, um nicht genußlos den ganzen Sommer zu verlieren, ſich nach Kaſſel und, wenn es die Zeit erlauben ſollte, nach Düſſeldorf zu wenden. Nach Learoſa's Geneſung, deren Niederkunft zuerſt zu erwarten ſtand, ſollten beide Freundinnen ihre Rollen mit einander vertauſchen, dergeſtalt, daß immer die Gebieterin verdachtlos bleibe; die Kinder mußten zurückgelaſſen werden, während die Mütter unter ihren wahren Namen den Winter hindurch in Wien von den Mühſeligkeiten ihrer Reiſe ausruhten.

Der Geiſt des Trübſinns, der auf Learoſa's Seele lag, wich dennoch nicht, und ihrer heitern Laune ſich hingebend, verſuchte Roderike, ihn mit den Waffen des Scherzes und der Neckerei anzugreifen. Sie verlangte von der Männerfeindin einen Bericht über das Wunder ihrer Befreundung mit den verabſcheuten Tyrannen ihres Geſchlechts und bedrohte, als ſie die gefoderte Beichte verweigerte, ſie mit der Gerechtigkeit der Nemeſis, welche, um ſie ihre Frevel ſo folgerecht als möglich büßen zu laſſen, ihr ein Knäblein, ſtatt des gehofften Töchterleins beſcheren werde.

Es ſchien, als habe Learoſa die Möglichkeit, Mutter eines Knaben zu werden, noch nicht gedacht, denn Roderikens Scherz erſchütterte ſie ſichtlich. Seit ſie wußte, daß das Weſen, deſſen Mutter zu werden ſie beſtimmt war, nicht dem ſchrecklichſten aller Verbrechen ſeinen Urſprung danke, ſeit ſie wußte, daß Gott es gerettet hatte von dem mörderiſchen Verſuche, es im Keime zu vernichten, ſeit dieſer Zeit hatte ihr Herz ſich dieſem Weſen zugewandt, und der Gedanke, ihr und ihrer Freundin Kind künftig als ein aufgenommenes Findelpärchen unter ihren Augen zu erziehen, war zu einer erheiternden Ausſicht in ihre öde Zukunft gediehen; von dieſer Hoffnung mußte ſie ſich losſagen, wenn ihr Kind ein Knabe war.

Roderike ergötzte ſich heimlich an der ihrer Freundin erregten Beängſtigung und fuhr fort, ſie bald mit ihren Ausſichten, bald mit ihren Erinnerungen zu necken, und ohne ihr gerade weh zu thun, doch recht ſcharf eine Vergleichung ihrer ehemaligen Verachtung weiblicher Schwächen mit ihrer gegenwärtigen Erfahrung zu ziehen. „Eigentlich ſollt' ich dem Manne Dank wiſſen, der Dich von Deiner Höhe herabgehoben und uns armſeligen Menſchen zugeſellt hat,“ ſagte ſie unter Anderm. „Wie hätt' ich es wohl wagen ſollen, mich Dir zu entdecken, wenn ich nicht zuvor die Entdeckung gemacht hätte, daß auch Deine Widerſtandskraft dem Titanengeſchlecht erlegen iſt, das nur deshalb erſchaffen zu ſein ſcheint, um uns unſern urſprünglicher reinen Lebenselementen zu entfremden. — Denk' einmal zurück; gab es wol ſchuldfreiere Weſen als wir waren, damals in Leipzig, als wir uns die Köpfe zerbrachen, was die Unſchuld ſei? — Und was ſind wir geworden durch die Männer, durch dieſe Gattung von Geſchöpfen, die man haſſen, verabſcheuen muß, und dennoch nicht laſſen kann von ihnen?"

„Wir ſind geworden, was wir werden mußten," antwortete Learoſa. „Was die Perſer, die Griechen, die Juden, die Neurömer geworden ſind unter dem Drucke gewaltigerer Völker, feig, hinterliſtig, knechtiſch-keck, ſklaviſch-ſchlau — das ſind wir geworden, und das mußten wir werden im Kampfe mit unſern von der Natur kräftiger gerüſteten Gegnern. Es iſt jammervoll, daß der Sieg auch ſelbſt der Stirn der Barbaren das Gepräge der Hoheit ausdrückt, während dem Beſiegten der Charakter des Edeln verloren geht, er mag knirſchen unter dem Fuße ſeines

Überwältigers, oder in schmachvoller Unterwerfung knieend ihm dienen, oder listig, wie Delila dem Simson, wie Dejanira dem Herkules, wie die Gräfin Königsmark dem riesigen Augustus — dem nackigen Arme des Gegners die Waffen entwinden.“

„Wie? Versteh’ ich Dich recht?“ fiel Roderike ein. „Du hast Deine Ansichten geändert? Du erklärst das Geschlecht des Mannes für das edlere, und das Unsrige für das entadelte — für das unter den Geschlechtern, was die Juden unter den Völkern sind?“

„Du hast mich nur halb verstanden,“ antwortete Learosa. „Edel ist keins beider Geschlechter; der Mann sowol als das Weib sind entadelt, sobald sie ihres Geschlechts sich bewußt werden, sobald sie heraustreten aus dem Stande ihrer Kindheit und sich einander gegenüberstehen als Weib und Mann, als Menschen. — Aber am tiefsten sinkt das Weib, weil es am höchsten stand, und dem Manne verleiht sein Siegestriumph den Schein eines geretteten Adels, der uns gebricht. — Ja, es giebt Augenblicke, in welchen ich wähnen möchte, dieser Schein sei mehr, als Schein, ſeit ich einen Blick geſehen habe in eines Mannes Auge, einen Blick, der jene Schurken verſtäubte, als hätten die Wellen ſie hinweggeſpült.“

„Und dieſen Blick“ — lächelte Roderike — „wird jener Heros hoffentlich vererbt haben auf ſein Ebenbild, das Du der Welt ſchenken wirſt.“

Wie von einer Geiſtererſcheinung aufgeſchreckt fuhr Learoſa zuſammen. „Dieſer Heros, Roderike,“ ſprach ſie unter convulſiviſchen Geſichtsbewegungen, „mein Beſieger iſt nicht der Vater meines Kindes. — Und dennoch — dennoch kann es ſeine Züge erben; — aber es kann auch die Züge eines Teufels tragen. — O, Roderike, es iſt ein entſetzendes Gefühl, das Gefühl der Angſt, Mutter eines werdenden Satans zu ſein.“

Roderike war lebhaft, jedoch mehr von Neugier, als von freundlicher Theilnahme angeregt. „Dein Geliebter iſt nicht Vater Deines Kindes?“ frug ſie. „O, erzähle mir doch! Ich begreife die Möglichkeit nicht; — es müßte denn die rohe — — aber —“

Sie blickte Learoſa fragend, aber nicht weiter redend an; dieſe hatte ſtumm vor ſich niedergebrütet und fuhr jetzt, wie vor ihren eignen Gedanken ſich entſetzend, auf: „O, es iſt doch ein fürchterliches Weſen, das menſchgewordene Kind!“

„Das klingt ja faſt, als wäre die Männerfeindin zur Menſchenfeindin geworden,“ ſagte Roderike. Da ergriff Learoſa ihre Hand und ſprach mit ſehr lauter, aber entſtellter Stimme: „Ich habe das Geſchlecht der Männer in ſeiner Verthierung geſehen; ich ſelbſt bin die ſchmachbedeckte Beute ſolcher verthierten Creaturen geweſen, noch eh' ich meine Schmach begriff, und Du weißt, wie ich ſie verabſcheute; — ich bin unſerm Geſchlecht in ſeiner tiefſten Entwürdigung begegnet; — ich habe — dieſe Entwürdigung getheilt, und verabſcheue mich ſelbſt in meinem Geſchlecht. — Das einzige Weſen, das nur durch ſeine Formen und nur durch eine einzige Erinnerung mich an die Menſchheit mahnt, dieſes Weſen, das einzig Emporragende über alle Erſchaffenen, iſt — ein Mann! — Und nun keine Frage und keine Antwort mehr.

Und in der That war von nun an jedes Geſprách über dieſen Gegenſtand abgeſchnitten; Roderike frug zwar noch viel, aber Learoſa antwortete nicht mehr. — Der entworfene Reiſeplan wurde indeß nach Wunſch ausgeführt. Kaum in Prag angekommen, vertauſchten die Damen den Gaſthof mit einer entlegenen Privatwohnung, verließen jedoch auch dieſe am nächſten Morgen ſchon, um ſeitwärts nach Franken ſich zu wenden; doch hier, in der Nähe des Städtchens Wunſiedel, erkrankte die angebliche Kammerfrau; die Verkünder einer unnatürlich gezeitigten Entbindung ſtellten unter gräßlichen Krampfanfällen ſich ein; Learoſa war leblos, als ſie erlöſ't wurde von der Frucht, die ihre Sünde ihr getragen hatte.

Der erſte Blick, deſſen ſie nach wiedererlangter Beſinnung mächtig war, ſuchte ihr Kind; Roderike ſah erſchreckend die Züge des Geſichts der Unglücklichen bis zur Verzerrung ſich entſtellen, als die alte Geburtshelferin, die ihr Beiſtand geleiſtet hatte während ihrer ſchweren Stunden, mit geſchwätziger Umſtändlichkeit ihr Bericht erſtattete über das Mißgeſchick, welches ſie ihrer Hoffnungen beraubt hatte, und ſie glücklich pries, das eigne Leben aus dieſem

Kampfe gerettet zu haben. Was dieſes gerettete Leben ihr werth war, das fing erſt ſpäter Roderike ſchaudernd zu ahnen an; ſie hielt den Tiefſinn, in deſſen Nacht die Seele ihrer Freundin verſunken war, wirklich für Gram um den Verluſt eines Weſens, welches, wie unerfreulich auch ſein Urſprung der Mutter ſein mochte, dennoch zu innig verknüpft mit ihr geweſen war, um ihr nicht ein Gegenſtand froher Hoffnungen ſein zu ſollen, und bemühte ſich, die Trauernde über die Vernichtung ihrer Ausſichten zu tröſten, deren Verluſt in ihren eigenthümlichen Verhältniſſen wirklich für einen Glücksfall zu achten war. Die anſcheinende Gefühlloſigkeit, mit welcher Learoſa dieſen Troſt empfing, belehrte die Tröſterin, daß ein anderer Weg zur Beruhigung der Gemüthskranken eingeſchlagen werden müſſe, und ſie rief ihre natürliche Heiterkeit zu Hülfe, um ſie zu zerſtreuen; aber vergebens erſchöpfte ſie ihre Laune, um ſcherzend die ſo ungerechterweiſe bevorzugten Männer zu verklagen, die ſich der ſüßen Schaumwellen des Lebenskelches erfreuten, während den armen Weibern die Laſt ſeines immer gewichtiger, immer bitterer werdenden

Bodenſatzes bleibe; und eben ſo vergebens ſuchte ſie Learoſa durch die Mittheilung ihrer eignen Erfahrungen zu unterhalten, welche wenig abwichen von den gewöhnlichen Verirrungen junger ſinnlicher Frauen, die das Mißgeſchick haben, an der Seite eines ſittenloſen Mannes in die große Welt hinausgeſchleudert zu werden. Learoſa blieb ſtumm, antheillos und verdüſtert, und Roderike, zuletzt ſelbſt dem Einfluſſe der gewitterartig ſchweren Luft, die ſie athmete, erliegend, verlor Muth und Luſt, auf Erheiterung ihrer Freundin zu ſinnen, deren Gemüthsverſtörung ſie mit den bängſten Beſorgniſſen erfüllte.

Als Learoſa nicht ſowol geneſen, aber doch erſtanden war von ihrem Siechbette, begann Roderike, welche ihre letzte Hoffnung auf eine Aufenthaltsveränderung geſetzt hatte, von ihrer Weiterreiſe zu reden; da hob Learoſa die ſtieren Augen zu ihr auf und ſagte: „Es ſei; wir wollen reiſen, aber — getrennt von einander. — Geh' nach Caſſel, nach Düſſeldorf, nach Wien; — ich gehe zurück nach Simbach.“

Roderike war höchſt beſtürzt über dieſe Erklärung, theils, weil ſie wirklich mit Anhänglichkeit ihrer Jugendfreundin zugethan war, theils, weil eine Trennung von ihr auch eine Trennung der beiderſeitigen Kaſſen zur Folgen haben mußte, und die ihrige dann nicht reichhaltig genug blieb, ihr die Mittel zur Fortſetzung ihrer Reiſe zu gewähren. Sie beſchwor Learoſa, den Gedanken einer Trennung von ihr aufzugeben, erinnerte ſie an die ihr geleiſteten treuen Dienſte und an ihre Berechtigung, ein gleiches Opfer zu verlangen, und mahnte ſie an das gegenſeitig einander gegebene Verſprechen, daß, im Falle Eine von ihnen ſterben ſollte, die Überlebende die Pflicht übernehme, der zurückbleibenden Waiſe Mutter zu werden. Da fuhr Learoſa wie eine Verzweifelnde auf: „Entledige mich dieſer Pflicht, wenn das Leben Deines Kindes Dir lieb iſt. Hindere mich nicht, in mein Haus zurückzukehren, und es zur Einöde zu machen. — Wiſſe: wie zwiſchen dem Tiger und der übrigen Thierwelt der Knochenhaufen liegt, den er aufgehäuft hat vor ſeiner Höhle, ſo liegt ein Verbrechen zwiſchen mir und der Menſchheit, und bald wird das Wahrzeichen meiner That ſichtbar werden auf meinem Antlitz. Darum laß mich flüchten, ehe Jeder flüchtet vor mir, vor dem ſchrecklichen Weſen, das mit dämoniſcher Feindſeligkeit wider alles Lebendige wüthet — vor der Mörderin ihres eignen Kindes! — Ja, ich rede nicht im Wahnſinn! Dieſes Kindes Leben hab' ich vergiftet im Keime!"

Roderiken's Entſetzen milderte ſich, als ſie das erſte verſtarrende Fröſteln überwunden und ihrer unglücklichen Freundin die näheren Umſtände der ihr anempfohlenen Cur abgefragt hatte. „Tröſte Dich, beruhige Dein Gewiſſen, liebe, gute Learoſa!" rief ſie erheitert. „Gott hat das Unheil gnädig abgewandt von Deiner Seele; Du haſt das Leben Deines Kindes nicht vernichtet! Hätte der Trank gewirkt, den jenes gewiſſenloſe Weib Dir reichte, ſo würde Dein Kind nicht fünf Monate noch erhalten worden, und fortgeſchritten ſein an Wachsthum und Leben. Ich rufe Deine eigene Einſicht zur Beſchwichtigerin Deines Gewiſſens auf; frage Dich ſelbſt, ob ein vergifteter Keim fähig ſein kann, mondenlang zu gedeihen, zu reifen? Du haſt das Schickſal von Millionen Müttern gehabt, die ſchuldlos, wie Du, ſind an dem Verluſt ihrer Hoffnungen; aber unter Millionen Müttern gibt es vielleicht nur eine, der ein ſolcher Verluſt Wohlthat iſt, und eine ſolche biſt Du. Jetzt kannſt Du dreiſt Deinen Feinden in's Auge ſehen, und ſelbſt wenn Deine Verfolger Dich unter der Maske der Frau von Grün entdecken ſollten, ſo verſprech' ich Dir, Dich nicht fallen zu laſſen und ſollt' ich auch öffentlich bekennen müſſen, daß Du meinetwegen dieſe Larve getragen haſt."

Eine, im Augenblick des erwarteten Todesſtreichs, durch den Gnadenruf dem Leben wieder gegebene Verurtheilte kann nicht ſeliger das Auge zum Himmel aufſchlagen und nicht inniger beglückt in die Arme der Ihrigen ſinken, als Learoſa emporblickte und ihre Verſöhnerin mit Gott und mit ſich ſelbſt umſchlang. Der furchtbarſten aller Verſchuldungen war ihr Gewiſſen ledig; ſie war nicht Mörderin, und der Stifter des Elends, an welchem ſie mit faſt erſchöpfter Verzweiflungskraft getragen hatte, war ihr Bruder nicht. Was auf ihr laſtete, das waren nur Vergehungen gegen die Sitte, nur Folgen ihres Mißgeſchicks, nicht Verbrechen.

Je reiflicher ſie den Troſtgründen nachſann, durch welche Roderike ſie ermuthigt hatte, je deutlicher leuchtete die Triftigkeit derſelben ihr ein, und ihre wachſende Beruhigung äußerte den vortheilhafteſten Einfluß auf ihre Geſundheit, welche durch den Gebrauch der benachbarten ſichersreuther Heilquelle, die ſpäter unter dem Namen des Alexanderbades einen verdienten Ruf erhielt, kräftig aufgerichtet wurde; freilich erzwang dieſer Aufenthalt eine ſehr bedeutende Abweichung von dem urſprünglichen Reiſeentwurf, aber wie ſehnſüchtig auch Roderike hinausblickte über die Berge, welche dieſes langweilige, nur von wirklichen Kranken und nur ſpärlich beſuchte Dorf umſchloſſen, ſo fügte ſie ſich doch williger in dieſe Gefangenſchaft, als ſie mit Staunen die wunderähnliche Wirkung dieſes Waſſers auf den Zuſtand ihrer Freundin wahrnahm; die Leichenfarbe der Bleichſucht, welche Learoſa's Haut bedeckt hatte, wich einer jugendlichen Blüte, und noch ehe der Septembermonat die Brunnencur aufhob, hatte bereits eine Fülle, welche vielleicht zu üppig zu werden verſprach, die in der Zeit ihrer Leiden zu ſcharf hervorgetretene Zartheit ihres

Baues verhüllt. Sie war nie reizender geweſen, als jetzt.

Endlich ſchlug Roderiken die Erlöſungsſtunde; die Badecur ward aufgehoben und die Reiſe nach Caſſel fortgeſetzt; aber ein Fluch ſchien auf ihren Hoffnungen zu liegen; ſie hatte zu lange geraſtet, um die Fahrt auf den bahnloſen Felsſtraßen durch den thüringer Wald ohne Nachtheil ertragen zu können. In Schmalkalden erklärte der zu Rath gezogene Arzt, daß eine Weiterreiſe ihr Leben gefährde.

Jetzt kam der Geiſt des Kleinmuths über Roderike; ſie weiſſagte ſich den Tod, bejammerte das Loos ihrer zurückbleibenden Kinder, und nahm den Arzt zum Zeugen des Learoſa abgedrungenen Verſprechens, an ihrer Statt Mutter ihrer Waiſen und vor Allen des Namenloſen zu werden, deſſen Leben ſie auf Koſten des ihrigen zu nähren fürchtete.

Vergebens ſuchte Learoſa ſie zu beruhigen, und ebenſo vergebens dem Verrathe ihrer Maske vorzubeugen; beide Verſuche mißlangen; ſie ſprach in ihrer Angſt zu unverhohlen von ihren Verhältniſſen, um es dem Arzte verbergen zu können, wer die angebliche Kammerfrau der angeblichen Frau von Grün ſei, deren Name ſeit Learoſa's Entbindung vertragsmäßig an dieſe gefallen war. Und ebenſo wenig als Mahnungen zur Rückſicht auf ihren Ruf, wirkten die Verſicherungen, daß ihr Zuſtand die Ueberſtehung der nahen Kriſe ihr verbürge; ſie ſchwur, ſie fühle den Tod, und — der Erfolg rechtfertigte ihre Ahnung; ſie gab einem Töchterchen das Leben und verhauchte das ihrige.

Roderike ruhte unter dem Raſen, als Learoſa, das Kind, zu deſſen Mutter Gott in ſeiner fürſorgenden Gnade ſie gemacht hatte, auf ihrem Schooße wiegend, zu ruhigem Nachdenken gelangte; dies Kind — keine Gewalt ſollte es ihr entreißen; es war das ihrige; aber ihre eigenthümlichen Verhältniſſe zwangen ſie, es nicht für das ihrige gelten zu laſſen. Es war unerläßlich, Alles, was die Verſtorbene bereits verrathen hatte, vor den Behörden des Orts förmlich zu beſtätigen. Es geſchah; der Tod der Frau von Hedemark, in Folge ihrer Entbindung mit ge-

genwärtigem Kinde wurde auf das Zeugniß des Arztes amtlich beglaubigt, und nun ermuthigte Learosa ſich, an den Kammerherrn von Troghauer zu ſchreiben, ihm ſo ſchonend als möglich das traurige Loos ſeiner Nichte mitzutheilen und ſeinen Rath für die Ausführung ihres Vorhabens zu erbitten, das Kind als das ihrige erziehen zu dürfen, ohne durch ihre Feinde veranlaßt zu werden, ſich von dem Verdachte, wirklich Mutter deſſelben zu ſein, durch Angabe des Namens ſeiner Mutter reinigen zu müſſen. — Die Antwort auf dieſen Brief beſchloß Learoſa hier abzuwarten. Indeß wuchs täglich ihrem Leben eine neue Freude, eine neue Beruhigung zu; ihr Gewiſſen war ſeiner Laſten entbürdet; ihren Verfolger, Schwunzel, hielt die Hand der Gerechtigkeit in Feſſeln; Martin hatte ſie ein Vaterhaus zugewieſen, das ihn fern hielt von ihr, und ſeit ihrer Badecur nur ein Mal, nur an Roderiken's Leiche, hatten wieder die Convulſionen ſie niedergeworfen, welche, als Strafe ihres Mordverſuchs, über ſie gekommen waren. Heiterer als ſie je zu hoffen gewagt, ſeit ſie wieder in die Welt getreten war aus den Mauern ihres Kloſters, ſah ſie die Zukunft vor ſich liegen; und als ſie das Kind in die Arme ſchloß, nachdem der Prieſter es taufend geweiht, und „Roderike Learoſa“ genannt hatte, da wähnte ſie, nie glücklicher geweſen zu ſein und verlangte, nie glücklicher zu werden, als ſie es war in dieſer Stunde. Ach ſie entſann ſich nicht, daß auch den wolkenloſeſten Tag ein Sonnenuntergang endet, und daß immer dem Sonnenuntergange die Nacht — oft die finſterſte folgt.

Es war am Abend des Tauſtages; der letzte Sonnenſtrahl fiel röthend auf das Geſicht der Kleinen, welche an der Bruſt ihrer Amme lag; Learoſa lächelte ſegnend die geliebte Segenbringerin an; da ſprang hinter ihrem Rücken die Thür auf; mit einer Schreckbewegung, welche dem Säuglinge die Bruſt entriß, fuhr die Amme zuſammen, und als Learoſa ſchnell das Haupt wandte, ſtand — Martin vor ihr. — Ihre Zunge war gelähmt; auch die ſeinige ſchien es, denn ſprachlos ließ er das Auge von ihr hinweg zu dem Kinde hinübergleiten; aber dieſer Anblick gab ihm die Seele wieder! „Mein Kind! Mein Kind!“

ſchrie er jauchzend, auf die Kniee ſinkend und das Kind faſt erſtickend mit ſeinen Küſſen, dann ſich aufrichtend, und mit den Worten: „Mein Kind! — Unſer Kind!“ Learoſa ſtürmiſch umſchlingend.

„Unſinniger! Es iſt nicht mein Kind!“ ſchrie Learoſa ihn zurückſtoßend, aber er drückte ſie noch gewaltiger an ſich, und rief: „Ja, ja, es iſt Dein Kind! Leugne es mir nicht! Es iſt Dein und das meinige! Ich bin ja nicht Dein Bruder; Du darfſt es ja bekennen, mir wenigſtens, mich darfſt Du glücklich machen! Aber Du mußt fort von hier mit unſerm Kinde, denn Deiner Spur folgt, wie ich ihr gefolgt bin, Schwunzel, der entſprungen iſt auf dem Transport nach Berlin und ſich nach Sachſen gewandt hat. Er war in Thomsfelda, als ich in Lobſtädt ankam, und Nauvogel ſelber hat mir geſagt, daß er ſich erboten habe, Dir nachzuſetzen, um Dich zu verrathen. Da gab mein guter Geiſt mir ein, mich neidiſch zu ſtellen auf Schwunzel, und nun leitete Nauvogel auch mich auf Deine Spur. Er entdeckte mir, daß Du ihm verdächtig geworden ſei'ſt in Thomsfelda, daß er Dich habe bewachen laſſen, daß Du ohne Begleitung Simbach verlaſſen, auf der böhmiſchen Gränze den Namen einer Frau von Grün angenommen haſt und in Prag mit einer Kammerfrau angekommen biſt, die Du unterwegs in Dienſt genommen haſt. Weiter haben ſeine Blicke Dich nicht verfolgen können; aber die meinigen und Schwunzel's Augen haben Dich gefunden; ich erfuhr in Eger durch einen Geneſenden, der von Sichersreuth zurückkehrte, daß eine Frau von Grün dort gebadet habe, und in Sichersreuth habe ich Schwunzel geſehen, der Deine Spur zuverläſſig eben ſo gut finden wird, als ich ſie gefunden habe. Darum mußt Du fort; oder wenigſtens das Kind muß fort! Gieb es mir; gieb mir unſer Kind! Ich will es verbergen vor ihm; das Kind würde gegen Dich zeugen, darum muß es fort!“

Learoſa's Geiſtesgegenwart hatte ſich wieder geſammelt; was half der Beweis ihr, daß dieſes Kind nicht das ihrige ſei, wenn Schwunzel ſie fand, der dieſes Zeugen nicht bedurfte, um vollſtändig wider ſie zeugen zu können? — In der ganzen Welt gab es in dieſem Augenblicke nur zwei Menſchen, die ihr hülfreich ſein konnten; aber dieſe Beiden — wo waren ſie? Wo war Hochwart? Wo war Jakob? „Gott im Himmel, wo iſt Jakob? Er würde mich retten, mich befreien von meinen Verfolgern!“ rief ſie mit Angſt aus.

„Wo Jakob iſt? das weiß ich nicht,“ verſetzte Martin. Learoſa rang die Hände; da fingen ſeine Augen unnatürlich zu blitzen an, und mit gänzlich veränderter Stimme hob er an: „Wo er iſt, das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ich ſeiner nicht bedarf, um Dich zu retten; die Mittel, die er anwenden kann, Dich zu erlöſen, die ſtehen auch mir zu Gebot!“

Learoſa blickte ihn zweifelnd an; dann winkte ſie ihn in ein entlegenes Zimmer, und begann: „Martin, ich habe kein Kind, das ſchwör' ich Dir; — unterbrich mich nicht, ich ſchwöre Dir: dieſes Kind gehört weder Dir noch mir; aber es giebt ein anderes Band, das Dich an mich bindet: Deine Liebe zu mir! — Dieſe Liebe hat Dich zum Verbrecher an mir, zum Vernichter meines Glücks gemacht; biſt Du fähig, mich zu retten, ſo iſt die Zeit da, in welcher Du Dich mir verſöhnen kannſt. Rette mich! Werde mein Wohlthäter! Erlöſe mich von Schwunzel.“

Martin ſtarrte vor ſich hin. Die Züge ſeines Geſichts nahmen einen Ausdruck von Wildheit, von Härte an, deren Anblick Learoſa's Bruſt zuſammenſchnürte. „Gut!“ ſprach er, „ich will Dich befreien von Deinem Verfolger, aber unter einer einzigen Bedingung: Du bekennſt mir, daß jenes Kind Dein iſt und mein!“

„Sinnloſer, glaubſt Du meinem Schwure nicht?“ frug Learoſa heftig. — „Nein!“ antwortete Martin. „Du ſchämſt Dich, Deinem Bedienten, dem Baſtard des Paſtor Stramm, dem Namenloſen, der nie ſeliger geweſen iſt, als in dem Augenblick, der ihm die Schmach ſeiner Abkunſt kund that — Du ſchämſt Dich, dem elenden Martin zu geſtehen, daß er Vater Deines Kindes ſei. — Aber bei Himmel und Hölle ſei es Dir geſchworen, ich laſſe Dich Deinem Schickſal, und rette mir gewaltſam mein Kind, wenn Du mir das Geſtändniß weigerſt, das ich auf Deiner Stirn leſe!“

„O, Gott, Gott!“ ſchrie Learoſa verzweiflungsvoll, und plötzlich, gleich einem Gefolterten, der zu Lug und Trug ſeine Zuflucht nimmt, weil die Wahrheit für Lüge gilt und gleich der Lüge beſtraft wird' rief ſie: „Ja, ja, es iſt Dein Kind! Aber nun geh' — eile! Rette mich!“

„Es iſt mein Kind!“ brüllte Martin mit der Jubelſtimme eines Wahnſinnigen, preßte Learoſa an ſich und ziſchelte: „Unſer - - unſer iſt's! — Noch einmal will ich es ſehen, und dann — dann —“

Er ließ Learoſa fahren und tobte hinaus; die Angſt trieb ſie ihm nach; ſie ſah ihn an der Wiege knieen, ſein Geſicht in die Kiſſen vergrabend. — „Er drückt das Kind todt!“ ſchrie die Amme; da fuhr er zitternd auf. „Todt?“ frug er, und wiederholte mit wildem Gebrüll das Wort: „Tod — Tod! — Nein, nur für Teufel hab' ich den Tod in Händen! — Die Hölle ſoll untergehen, damit ich leben kann in meinem Himmel! — Learoſa, auf Wiederſehen!“

Der donnernde Wurf der hinter ihm zufallenden Thür dröhnte verletzend durch Learoſa's Nerven. Das Geſchrei der kleinen Roderike, welche die Amme vergebens an ihrer Bruſt zu beruhigen ſuchte, weckte ſie aus ihrer Betäubung. — „Das war wohl ein Verrückter?“ frug die Amme. „Gott ſei Dank, daß er fort iſt; ich fürchtete, er würde das Kind tödten, und zittere und bebe noch an allen Gliedern.“

Wie eine friſch genährte Flamme flackerte Leareſa's Todesangſt auf; wenn dieſer Raſende wiederkehrte, was hatte ſie dann gewonnen durch ſeinen Eintauſch gegen Schwunzel? — Und wenn ſein Verſprechen, ſie zu retten von Schwunzel, nichts war, als leere Prahlerei? — Wenn Beide einſtürmten auf ſie? — Der mit ſeiner Liebeswuth gegen ſein vermeintliches Kind, und Jener mit ſeiner berechneten Argliſt! — „Ja, ſo wird die Hölle es fügen!“ jammerte ſie laut. „Er wird wiederkommen; Beide werden kommen, um mich zu zerfleiſchen und ſich zu theilen in mir! O, Florentin, Du, mit Deinem Blick, der alle Schurken der Erde zittern macht — hätt' ich Dich!“

Die Amme blickte ihre irredende Gebieterin ſcheu an, welche noch jezuweilen einen Theil der Gedanken, denen ſie tiefſinnend ſich hingab, durch einzeln ihr entfallende Worte verlautbarte. Was war ihr Simbach geweſen, ſeit ſie deſſen Eigenthümerin war? Nichts als der Schacht, aus welchem ſie das mit vollen Händen weggeworfene Gold zog; wie entbehrlich war dieſer Überfluß ihr? Was hinderte ſie, ihn von ſich zu werfen, um gegen ihn ihre Ruhe, ihr Lebensglück einzutauſchen, mit einem Schlage Schwunzel's drohenden Verrath unwirkſam zu machen und ſich vor Martin's Raſerei zu retten? — Sie berechnete die Summen, auf welche die ihr beſtimmten Erben keinen Anſpruch hatten, und Johanna's an ſie gefallenen und von Hochwart verſchmähten Antheil mit eingeſchloſſen, belief ihr rechtmäßiges Eigenthum ſich auf mehr als zwei und zwanzigtauſend Thaler; hinreichend, um ihr und ihrem Kinde in einem fernen Lande ein ſtilles Glück zu begründen. Aber ohne Verzug mußte die Hand an die Begründung dieſes Glücks gelegt werden; ehe Martin zurückkehren, ehe Schwunzel ſie finden konnte, mußte ſie Schmalkalden ſchon verlaſſen, ihre Heimath erreicht, ihren Schuldnern gekündigt haben und auf dem Wege zu ihrem noch ungewählten Zufluchtsorte begriffen ſein. „Wir reiſen morgen ab,“ rief ſie, und eilte, die Vorkehrungen zu ihrer Flucht zu treffen

Der gerade Weg ſchien ihr der beſte, weil er ſie am ſchnellſten zum Ziele zu fördern verhieß; daß dieſer Weg durch die engen Gebirgsſchluchten in dieſer winterlichen Zeit größtentheils unfahrbar ſei, wußte ſie nicht; ſie beſchloß, um Martin und Schwunzel irre zu leiten, die über Gotha führende große Heerſtraße anfänglich zwar einzuſchlagen, nach einigen zurückgelegten Meilen aber den Weg zu nehmen, der nach Arnſtadt führte, und auf dieſem ohne Aufenthalt vorwärts zu eilen.

Emſig packte Learoſa die Koffer, doch häufig unterbrach ſie ihr Geſchäft, um nach dem Kinde zu ſehen, welches um Mitternacht ſehr unruhig wurde; am folgenden Morgen kam der Arzt; er fand die Reiſe mit dem ſehr aufgeregten Kinde bedenklich und rieth Learoſa, es mit der Amme zurückzulaſſen, wenn ein Aufſchub ihrer Reiſe unmöglich ſei; aber Learoſa gerieth außer ſich bei dem Gedanken an eine Trennung von dem Kinde, und ſelbſt die Amme erklärte, daß ſie es nicht zurückbehalten möge, weil ſie ſich vor dem Verrückten fürchte, der es geſtern faſt erdroſſelt habe. Der Arzt willigte endlich in die Reiſe, nachdem Learoſa ihm die ſorgſamſten Vorſichtsmaßregeln für ihre kleine unbehülfliche Begleiterin zugeſagt hatte, und die Pferde wurden gegen Mittag beſtellt.

Bis zu dieſem Augenblick hatte die Amme, ein heiteres, lebensluſtiges Geſchöpf, ſich auf die Reiſe gefreut; jetzt änderte die Ankunft ihres Liebhabers, der Abſchied von ihr zu nehmen kam, ihre Stimmung; ſie weinte heftig und tröſtete ſich endlich nur durch die Ausſicht, ſo reich begabt zurückzukehren, daß Nahrungsſorge nicht das weitere Hinderniß ihrer Verheirathung mit ihrem Bräutigam werde.

Der Novemberhimmel war herbſtlich bewölkt, aber kein Lüftchen regte ſich, als das Kind, dicht in Betten eingehüllt und mit Schleiern bedeckt, in den feſt verſchloſſenen Reiſewagen getragen wurde; es war eingeſchlummert, und weder das Schluchzen der Amme, noch die Stöße der bald verſinkenden, bald emporgeſchnellten Räder ſtörten es; endlich ſchien das Verlangen nach ſeiner Nahrung es zu wecken; aber gerade als ſein Geſicht befreit wurde, ſchlug ein zurückprallender Baumzweig an das Wagenfenſter, zertrümmerte es und die Luft drang kalt ein. — Nach einigen Stunden hielt der Fuhrmann, deutete mit der Peitſche auf einen dunkel gähnenden Schlund hin, in welchen die Straße ſteil hinabführte, und erkundigte ſich, ob Learoſa es wagen wolle, den berüchtigten Weg von der tombacher Höhe hinabzufahren? Sie hielt es nicht rathſam, auszuſteigen und das Kind der Zugluft auszuſetzen, welche dieſen Hohlweg durchpfiff; der Fuhrmann hemmte den Wagen, und die Fahrt begann.

Der Schlund, in deſſen Tiefe der Wagen bald hinabglitt, bald hinabſchoß, ward fürchterlich; das Nadelgebüſch, welches dicht die Höhen des Hohlwegs bedeckte, verdunkelte ihn faſt nächtlich; Todesſchrecken ergriff die Amme; ſie verlangte auszuſteigen, aber hier war es nicht möglich anzuhalten; ſie riß vergeblich die Augen auf, um das Klippenmeer anzuſchauen, an welchem die Räder krachten; endlich verkleinerten die Seitenwände der tiefen Felſenſtraße ſich und die Tageshelle beleuchtete die Schrecken, welche die wohlthätige Dämmerung nur hatte ahnen laſſen. Selbſt Learoſen ſchloß das Entſetzen die Augen, als die Räder dicht am Rande einer ſenkrecht abgeſchnittenen Thalwand hinholperten, deren unſichtbaren Fuß die wilde Werra mit donnerndem Toſen beſpülte. Die Angſt der Amme ward zur Verzweiflung; ſie warf das Kind auf Learoſa's Schooß, riß und ſtieß ſo lange und ſo heftig an der Wagenthür, bis dieſe aufſprang, und ſchwang ſich hinaus.

Endlich war die Gefahr überwunden und der am Fuße dieſer Höhe liegende Flecken Tambach erreicht; hier entdeckte der Fuhrmann, daß der Wagen einigen Schaden genommen habe, zu deſſen Herſtellung die Handwerker die Nacht foderten. Die Beſorgniß, ereilt zu werden von Martin oder Schwunzel, welche Learoſa die erſten Stunden hindurch marterte, wich bald einer andern Angſt; die Amme hatte, der Warnung der Wirthin des ländlichen Gaſthofs entgegen, trotz der Aufregung, in welche die überſtandene Gefahr ſie verſetzt hatte, das unruhige Kind durch Reichung ihrer Nahrung beſchwichtigen zu können geglaubt, aber das kleine Weſen, ſtatt beruhigt zu werden, verfiel in eine ſo heftige Bewegung, daß die Wirthin, eine bejahrte, erfahrene Frau, fürchtete, es leide an Krämpfen.

Learoſa ſelbſt war dem Krampfe nahe, als die Wirthin dieſe Beſorgniß äußerte; ein reitender Bote jagte, um ärztliche Hülfe zu holen, nach Gotha, der nächſten Stadt, ein zweiter nach dem entfernteren Schmalkalden; ehe ein Arzt ankam, hatte der Erfolg die Muthmaßung der Wirthin beſtätigt; das Kind lag in den heftigſten Krämpfen und war bereits Leiche, als die herbeigerufenen Ärzte anlangten.

Es war unmöglich, Learoſa zu beruhigen; ſie klagte ſich des Mordes ihres Lieblings an, den ſie, nur ſich berückſichtigend, aller Warnungen trotzend, herausgeriſſen hatte aus ſeiner Zimmerluft in dieſes winterliche Wetter, und als die Ärzte den Tod des Kindes der Unvorſichtigkeit der Amme beimaßen, welche es, ohne Rückſicht auf ihren Zuſtand, genährt hatte, fand ſie neuen Anlaß zur Beſchuldigung wider ſich ſelbſt, da ſie es geweſen war, die der Amme die Erlaubniß, den Wagen zu verlaſſen, verſagt hatte. Mit einer Heftigkeit, welche ſie bewußtlos machte, kehrte ihr Krampfübel zurück, und als ihr am zweiten Tage die Beſinnung dauernd wiedergegeben war, da ſuchte ſie ihr geliebtes Kind vergebens. Man hatte die kleine Leiche auf dem Kirchhofe gebettet.

Mit wildem Blicke raffte ſie ſich auf von ihrem Lager und gebot der Amme, ſie zu dem Grabe ihres Kindes zu führen; die Füße, zu matt, um die Laſt ihres ſchweren Herzens zu tragen, wichen unter ihr; ſie ſank an dem Hügel nieder. Die Amme bemühte ſich, ſie aufzurichten, aber es gelang ihr nicht; ſie eilte, um Beiſtand zu holen und wo möglich den Arzt zu rufen, der eine andere Kranke des Dorfs beſucht hatte.

Eine Art von Traum war über Learoſa gekommen; ſie fühlte ſich dem Weſen nachgezogen, das hier ſchlummerte; ſie fühlte, der Tod umſpanne ihr Herz, aber ſeine gewaltige Hand ſei zu ſchwach, es zu brechen; ſie hielt gewaltſam den Athem an, aber es ſtand nicht ſtill. Die Kraft ihrer Natur bezwang die Kraft ihres Willens und füllte ihre Bruſt wieder mit Luft. „Soll ich nicht ſterben? — Darf ich nicht ſterben?“

frug ſie ſich. „Ja, ich darf, ich muß!“ beantwortete ſie ſich die Frage. „Ich bin ein Würgengel; wohin ich blicke, da ſtirbt das Leben; ich darf, ich muß die Erde befreien von der Laſt, mich zu tragen.“

Ein fernes Rauſchen ward ihrem Ohre vernehmbar; ihre Erinnerung wurde einen Augenblick lang ſehr hell; ſo hatte der Strom gerauſcht, an deſſen Ufer ſie vorübergefahren war bei ihrem Einzuge in das Dorf. — Dieſes Rauſchen war Gottes Stimme, die ſie rief. — Sie war ſo ſchwer niedergeſunken; jetzt ſtand ſie ſo leicht auf, und ging der vermeintlichen Gottesſtimme nach, die immer lauter, immer vernehmlicher rief, je näher ſie der Werra kam; ſie befand ſich, ohne es zu wiſſen, auf dem die Tambacher Höhe aufwärts führenden Wege; jetzt tobte der Strom zu ihren Füßen; da — bei dem Blicke, den ſie hinabwarf in das Dunkel der Todespforte, erleuchtete ihre Seele ſich noch einmal. — „Wenn ich in dieſes Grab mich werfe, werf’ ich mich in Gottes Arme? Erlöſ’ ich die Menſchheit von mir? Erlöſ’ ich mich von mir ſelber? Oder beginnt erſt dann mein Raſen wider die Menſchheit und wider mich ſelbſt?

Find' ich Rottingerode und den Jeſuiten? Oder mein Kind dort, und — meine Mutter, meine Schweſtern? Findet dort mich einſt Hochwart? — Oder folgen Martin und ſein Vater und Schwunzel dahin mir nach, wohin dieſer Weg mich führt?" —

„Ei, ſieh da; hier ſchon treffen wir uns? Das übertrifft ja all' meine Erwartung!" — Learoſa taumelte unwillkürlich dem Strome einen Schritt näher. — Das war Schwunzels Stimme; ſeine Hand war es, die um ihren Arm ſich ſchlang. „Gehen Sie nicht ſo nahe an das Waſſer; es ſcheint tief zu ſein," fuhr er fort. „Aber wieder auf Ihre Reiſe zu kommen, Sie ſind langſam gefahren; es iſt faſt, als hätten Sie meine Nähe geahnet und mich abwarten wollen. Daran haben Sie ſehr wohl gethan, denn ich habe mich ſehr freundſchaftlich gegen Sie benommen; ich hätte bei dem Herrn Gerichtshalter Nauvogel auf der Stelle tauſend Thaler verdienen können, wenn ich ihm hätte Ihre breslauer Abenteuer berichten wollen, aber meine Freundſchaft für Sie bewog mich, den Erwerb fahren zu laſſen und dafür in das freundliche Verhältniß mit Ihnen zurückzutreten, welches in Glaz ſo widrig unterbrochen wurde. Gewiß haben Sie viel Sorge um mich getragen, mehr als ich ſelber trug; denn Sie wußten nicht, daß ich zu viel weiß, und folglich zu viel hätte ſagen können, als daß meine hohen geheimen Freunde und Mitarbeiter mir nicht hätten Gelegenheit geben ſollen, mich den Herren Kammergerichtsräthen in Berlin gehorſamſt zu empfehlen, ehe ſie mich fragen konnten. Aber nun laſſen Sie uns von Ihren Angelegenheiten reden. Wie befindet ſich der kleine Martinus, oder die kleine Martinia? Hoffentlich ganz wohl; nun, für das Würmchen will ich väterlich ſorgen und ſchon Mittel zu finden wiſſen, daß es Herrn Nauvogel nicht vor Augen kommt. — Doch beiläufig geſagt, Ihr Heckneſtchen haben Sie gut verſteckt; war mir die Frau von Grün doch ganz aus den Augen gekommen von Prag an; doch Gott ſei Dank, ich habe Sie wieder, und jetzt verlaſſen wir einander nicht, ſo lange wir leben."

„Und auch im Tode nicht!" ſchrie Learoſa, von einem augenblicklichen Irrſinn ergriffen, umfaßte Schwunzel, und riß ihn zum Rande des Stromes hin. Ein herabhängender Baumaſt gab ihm einen Haltpunkt; er faßte ihn mit der linken Hand, und ſchlang den rechten Arm feſt um Learoſa's Leib, um, mit ihr ringend, ſie zurückzureißen. — Da donnerte dicht hinter beiden eine wohlbekannte Stimme: „Schurke, Du willſt ſie morden?“ — Learoſa's Arme ſanken erſchlafft nieder; erſchrocken ſah Schwunzel ſich um, und ſtürzte, noch ehe er ſeinen Feind in's Auge gefaßt hatte, von Martin's Knotenſtocke getroffen, mit zerſchmettertem Schädel den Abhang hinunter. Ein Blutſaum umgab den weißen Schaum der über ihn zuſammenſchlagenden Wellen. Learoſa war an den Baumſtamm getaumelt, deſſen Zweig Schwunzel, um ſich zu halten, als er gegen ſie rang, gefaßt hatte; vor ihr ſtand, ſprachlos wie ſie, Martin, betäubt von dem Anblick ſeiner That. — „Das war ein Mord,“ murmelte er vor ſich hin. „Ja, das war ein Mord, und ich bin der Mörder, und Mörder — ſterben auf dem Rabenſteine!“

Ein gewaltiger Schauer ergriff ihn. „Menſchen kommen, Menſchen!“ hauchte er angſtvoll. „Sie ſuchen uns Mörder! Komm, komm, fliehen, fliehen!“

Er winkte Learoſa, ohne ſich nach ihr umzuſehen, und verſchwand in dem Gebüſche.

Es kam Niemand; Learoſa war ſich keines Gefühls, keines Gedankens bewußt; all' ihrer Erinnerungen hatte ſie der Anblick dieſer Bluttħat beraubt; ſie ſchwankte unwillkürlich die Höhe hinab, und gelangte, ohne zu wiſſen, wie? in ihre Wohnung. — Freudig kam die Amme ihr entgegen, welche ihr Verſchwinden vom Kirchhofe geängſtigt hatte; der Arzt unterſuchte ihren Puls und empfahl ihr Ruhe. Sie legte ſich, aber ſie ſchlief nicht, wußte jedoch auch nicht, daß ſie wache. Die Amme bemerkte ihre offenen Augen. „Sie ſchlafen nicht?" fragte ſie. „Das iſt mir lieb; es iſt ein Wagen hier aus Schmalkalden; darf ich zurückfahren, oder ſoll ich noch bei Ihnen bleiben?"

Da blitzte Learoſa ein Schimmer von Gedächtniß wieder auf. „Reiſe zurück," ſagte ſie. „Auch ich will reiſen! Schaff' mir Pferde."

Das Mädchen flog hinaus, und kehrte mit der Nachricht wieder, daß der Wirth ſelbſt ſie bis Gotha fahren laſſen wolle. — Learoſa beſchenkte ſie reich, tilgte ihre Rechnung bei Wirth und Arzt, und verließ Tambach.

Überall aufgehalten durch Winterſtürme und Krankheitsanfälle, hatte Learoſa während der Dauer ihrer Heimfahrt Muße, ihre Erinnerungen zu wecken; ſie war jetzt, was ſie ſelbſt als Kloſtergefangene nicht geweſen war, hoffnungslos allein; kein menſchliches Weſen lebte ihr, und die Gränzen der Wüſte, in deren Mittelpunkt ſie ſtand, verſprach kein menſchlicher Fuß zu überſchreiten. — Sie rang ihr Beben vor der Grabesſtille, welche von nun an kein Laut, als der ihres eigenen Seufzers, kein Weſen, als die Geiſter ihrer begrabenen, aber unvergeßlichen Vergangenheit beleben ſollten; ſie rang ſelbſt ihre Furcht vor dieſen Erſcheinungen nieder, deren Nähe ſie mit ſchuldfreiem Gewiſſen ertragen zu können, ſich überredete. „Beſſer, ein Leben unter dieſen ſchuldloſen Todten, als mit jenen feindſeligen Lebendigen; beſſer dem Herzen, wenn es unter dem kalten Anhauch ſeiner

Geſpenſter erſtarrt, als wenn es unter den Händen der Menſchen bricht! — O, ſie ſind fürchterlich, dieſe Menſchen, und auch ich — auch ich bin dieſer fürchterlichen Weſen eins! Das wildeſte Raubthier ſchont ſeines Gleichen; der Löwe zerreißt den Löwen nicht; der hungrige Tiger fällt den Tiger nicht an, aber der Menſch muß ſich verwahren hinter Wällen und Mauern wider den Menſchen, um nicht zerfleiſcht zu werden von ſeines Gleichen! — O, wie wohlthätig war Gott, als er mein Kind mir nahm, damit es Engel ſtatt Menſch werde!"

So ſuchte Learoſa mit ihrer Beſtimmung, einſam durch's Leben zu wallfahrten, ſich zu befreunden, aber das unwillkührliche Schauern der Furcht vor dem ewigen Alleinſein mit ſich ſelbſt, welches bei jedem Blick auf die Leere ihrer Zukunft ſie befiel, blieb unüberwindlich, und mit einem Sehnſuchtsweh, das weder die Männerfeindin, noch die Menſchenhaſſerin verrieth, entwarf ſie ſich das Bild, dem ſie jetzt gleichen würde, wenn ſie, ſtatt hineingebannt zu werden in dieſe Öde durch ihren Feind, den ſie, wie ſpottweiſe Gemahl hatte nennen müſſen, Hochwart's

Gattin, Mutter ſeiner Kinder geworden wäre. Sie fühlte, an ſeiner Seite würde ſie das beglückteſte und das edelſte Weib geworden ſein; Gott alſo war's, der die Schuld ihrer Seelenentadelung trug, Gott, oder — wie Hochwart ſie glauben gelehrt hatte — Gottes fehlgreifende Diener ſeiner Allmacht; — ihr Vater, der ihr nichts, als die Pflicht, ihr Glück für ſeine Ehre zu opfern, hinterlaſſen; die gute Zſchechwitz, die ſie verhindert hatte, ſich von dem Greiſe zu trennen, an deſſen Seite ihr nur die Ahnung ihrer Beſtimmung aufgegangen war; dieſer Greis ſelbſt, der ihrer Wahl jener Bücher ſich erfreut, deren Geiſt die Reinheit des ihrigen untergraben hatte; und ſelbſt Hochwart, deſſen Umarmung den erſten glimmenden Funken der ſpäter zur Flamme erwachten Lüſternheit in ihren Buſen warf — Alle, Alle waren beſchäftigt geweſen, theils willig, theils willenlos, ſie des höchſten, des zu Gott führenden Lebensglückes unfähig zu machen. — Sie ſelbſt war — — ſchuldlos! —

Dieſer auf ſehr verwegene Schlüſſe gegründete Wahn hatte zu viel Verführendes, um nicht anzulocken, und von ihm gewiegt, ward Learoſa ruhiger. Sie entdeckte jetzt, daß ihr Schickſal ſehr ſorgenfrei geworden ſei; von den beiden Menſchen, welche ſie allein zu fürchten hatte, war einer ermordet, der andere deſſen Mörder; jenen trennte das Grab von ihr; dieſen jagte die Furcht vor der Ahndung des Geſetzes unſtät in's Weite. — Nichts als das verlorene Kind fehlte ihr, um ſo glücklich zu ſein, als ſie es ohne Hochwart zu werden vermochte. Da richtete ihr Gedanke ſich auf die anderen Waiſen, welche Roderike zurückgelaſſen hatte; freudig lockerte ſie ihre Bruſt für den Wurzelſchlag ihrer längſt vergeſſenen Liebe zu Roderikens älteſtem Kinde. Der Umweg nach Simbach über den Wohnſitz des Kammerherrn von Troghauer war gering; ſie ſchlug ihn ein.

Die Kühle, mit welcher der Kammerherr ſie empfing, ſtreifte an Unart. Er ließ ihr nicht Zeit, ihren Wunſch zu äußern, ſondern machte ſogleich den Inhalt des Briefes, durch den ſie ihn von Roderiken's Ende benachrichtigt hatte, zum Gegenſtande einer Erörterung, aus welcher Learoſa klar entnahm, daß auch er wähne, jenes Kind, deſſen Geburt Roderiken das Leben, und deſſen Tod ihr das letzte Reſtchen ihres Glückes gekoſtet hatte, jenes Kind habe ſie ſelbſt geboren. Vergebens legte ihm Learoſa die Belege vor, daß die Mutter jenes Kindes geſtorben ſei, und daß ſie es folglich nicht ſein könne, da ſie lebe; aber der Kammerherr zuckte zweifelnd die Achſeln und ließ die beleidigende Äußerung fallen, daß es leider nicht ſchwer ſei, Zeugniſſe zu erkaufen, daß es aber ſchwerer ſein werde, den Amtmann Naßvogel von dem Ungrunde ſeiner Muthmaßungen zu überführen, zu welchen er an der Gruft zu Thomsfelda Anlaß erhalten habe wolle, wie es verlaute.

Das Bewußtſein ihrer Schuld machte Learoſa faſſungslos; ſie wurde es noch mehr, als der Kammerherr ihr entdeckte, Schwarzberg habe unter dem Vorwande, daß ihre ſtete Abweſenheit zur Vernachläſſigung der Güter Anlaß gebe, welche nächſtens an ſeinen Mündel zurückfallen dürften, auf die gerichtliche Beaufſichtigung der Herrſchaft Simbach angetragen. — Sie beſchwur den Kammerherrn, ſich ihrer anzunehmen; aber ſeine Theilnahme für ſie war völlig verſchwunden. Er rieth ihr, einen Vergleich mit dem Oberſten einzuleiten, und ihrem Erben Simbach gegen ein Jahrgehalt zu überlaſſen, verweigerte aber beharrlich ſeine eigne Einmiſchung in ihr Geſchäft.

Unter den vielen lichtloſen Nächten, welche Learoſa verwacht zu haben ſich entſann, waren wenige ſo dunkel geweſen, als die, welche während ihres Weges nach Simbach auf ihr lag. Ihr Schuldbewußtſein nahm ihr den Muth zum Trotzgebot gegen ihre Feinde, deren Scharfblick nur auf einem Puncte ſie verfehlt und verwechſelt hatte. Sie überlegte Troghauer's Rath, Simbach gegen einen Jahrgehalt abzutreten; aber ſie überzeugte ſich, daß ein ſolcher Einigungsverſuch nicht von ihr ſelbſt, ſondern von einem Andern, gleichſam ohne ihr Vorwiſſen, in Antrag gebracht werden müſſe, wenn er ihren Gegnern nicht als das letzte Rettungsunternehmen einer Erlegenen, als das Bekenntniß ihrer Furcht, beſiegt zu werden, erſcheinen müſſe. Wo lebte ihr aber ein Freund, welchem ſie dieſes Vermittelungsgeſchäft anvertrauen durfte? — Wer lebte ihr noch auf Erden? —

Ein Menſch lebte ihr noch; ein Menſch, der ſie empfing bei ihrem hoffnungsloſen Einzuge in Simbach; es war Jakob. Seine Gefangennehmung in Breslau war eine Spiegelfechterei geweſen, berechnet, ihn von Learoſa zu entfernen; nicht in ein Criminalgefängniß, ſondern in eine Wachtſtube war er gebracht, und Tags darauf nach Koſel transportirt worden, um dort einem Garniſonregimente einverleibt zu werden. Aber mit Vertrauen auf Gottes Hülfe allen Mißhandlungen den ruhigſten Gleichmuth entgegenſetzend, hatte er den Eid der Treue zu leiſten verweigert, war endlich, als man ihn gezwungen, an den Arbeiten der Feſtungsgefangenen Theil zu nehmen, ſo glücklich geweſen, zu entkommen und vorgeſtern hier angelangt.

Das Gefühl, nicht ganz verlaſſen zu ſein, welches Learoſa's ſorgenſchwere Bruſt erleichtert hatte, als ſie Jakob ſah, verringerte ſeine wohlthätige Wirkung, als ſie bedachte, wie wenig dieſer Freund für ihren Frieden mit ihren Widerſachern leiſten könne; ſie fand es daher auch überflüſſig, ihm ihre Sorgen mitzutheilen, welche vom Tage ihrer Ankunft in Simbach an täglich einen bedenklichen Zuwachs nach dem andern erhielten. Während ihrer Abweſenheit hatte ein Waldbrand einen Theil des Forſtes zerſtört; die abſichtliche Brandſtiftung erhellte aus den Umſtänden; — im Herbſte hatte ein boshafter Schadenſtifter das Wehr eines Baches, welcher den einträglichen Teichen Waſſer zuführte, zerſtört; die Teiche waren faſt vernichtet und nur mit großen Koſten wieder herzuſtellen. Kürzlich war eine Commiſſion hier geweſen, um ſich von dieſem Schaden zu unterrichten.

Einige Tage ſpäter meldete Jakob den Gerichtshalter, welcher in Begleitung eines Fremden Gehör erbitte; dieſer Fremde war — der Advokat Hellerbruth, der, Learoſa ein Actenheft überreichend, ſich als der Bevollmächtigte des hohen vormundſchaftlichen Gerichts und beauftragt erklärte, über die Verwaltung des Gutes, deren Mangelhaftigkeit den teſtamentariſchen Erbfolger bedrohe, die Aufſicht zu führen. Er empfahl ſich, nachdem er die Hoffnung geäußert hatte, ſeiner ehemaligen, vielleicht auch künftigen Mündel, durch einen nächſtens zu erwartenden Spruch des Gerichts noch mehr genähert zu werden.

„Menſchen! Menſchen!“ ſchrie Learoſa, als der Pachter ihr zu verſtehen gab, daß all' die angeſtifteten Frevel wol nur den Zweck gehabt haben möchten, ſie geſetzlich dieſer Aufſicht unterwerfen zu können. „Menſchen, ich will nicht Eures Gleichen ſein! Eine Tigerin, eine Hyäne will ich ſein, aber kein Menſch!“

„Menſchen ſind Gottes Kinder, auch wenn ſie irren,“ ſagte Jakob, ſeine Hände faltend. „Betet für Eure Feinde,“ ſagt die heilige Schrift.

„Beten?“ fuhr Learoſa mit erſchreckender Wildheit auf. „Heuchler beten und wahnſinnige Verbrecher, die ſich einbilden, Gott zu beſtechen durch ihr Gebet. Ich bin weder Heuchlerin noch Verbrecherin! Ich bete nicht mehr, und Dir verbiet' ich, in meiner Gegenwart die Hände zu falten.“

Jakob blickte ſie ſtarr an; er ſchien etwas ſagen zu wollen, aber er ſchwieg und ſchlich leiſe hinaus.

„Nein, ich bete nicht mehr!“ wiederholte Learoſa ſich ſelbſt, gleichſam als finde ſie es nöthig, den beſtürmt von leidenſchaftlicher Aufwallung gefaßten und ausgeſprochenen Beſchluß bei ſich ſelbſt zu rechtfertigen. „Warum ſollt' ich beten? — Was ich verbrochen habe, das hab' ich zehnfach gebüßt, denn meine Leiden ſind größer, als meine Sünden; und Frevel an Gottes Größe wär' es, ihm erſt klagen zu wollen, was mich kümmert und ängſtigt, als wär' er nicht allwiſſend und müßte erſt gerufen werden, um zu erfahren, daß ein unglückliches Weſen auf ſeine Hülfe hofft. — Nein, nicht beten, aber wehren will ich mich! Trotz bieten will ich meinen Feinden! Die Mitwiſſer um das einzige Geheimniß, deſſen Verrath mich in ihre Hände liefern könnte, hält — den Einen das Grab, den Andern die Furcht vor dem Richtſchwert feſt; Keiner von Beiden wird kommen, wider mich zu zeugen."

Sie überlegte nun, was ſie zu thun habe, um ſich des Angriffs ihrer Gegner zu erwehren und namentlich Hellerbruth's ſich zu entledigen; bald war ſie einig mit ſich ſelbſt über die Wahl der zu nehmenden Mittel, und ihr klarer Verſtand hatte ſie in der That die zweckmäßigſten ergreifen laſſen; ſie begann eine Schrift zu entwerfen, in welcher ſie, gegen jeden Eingriff in ihre Rechte proteſtirend, auseinander ſetzte, daß auch die ſtrengſte Aufſicht ſolchen Unglücksfällen nicht vorzubeugen vermöge, wie diejenigen, welche während ihrer Abweſenheit Simbach getroffen hatten. Sie endete aber dieſe Schrift nicht; eine Botſchaft, welche Jakob brachte, gab ihren Sorgen eine andere Richtung.

„Leſen Sie doch hier,“ ſagte Jakob ängſtlich, ihr ein Zeitungsblatt reichend; „leſen Sie und ſagen Sie mir, weſſen Bild es ſei, das hier geſchildert iſt?“

Das Blatt enthielt eine gerichtliche Bekanntmachung, daß bei Tambach in der Werra der Leichnam eines unbekannten Mannes gefunden worden ſei, der die Spuren des an ihm verübten Mordes trage. — Der Leichnam wurde beſchrieben, und Jeder, der über denſelben irgend eine Auskunft zu geben wiſſe, zu deren Mittheilung aufgefodert. Dieſer Bekanntmachung war der Steckbrief wider einen der Mordthat verdächtigen jungen Menſchen angehängt, welcher, Tags zuvor, ehe der Leichnam gefunden, flüchtig, verwildert, mit einem Knotenſtocke bewaffnet, in dem ohrdruffer Forſte geſehen worden ſei, und in der darauf folgenden Nacht zu Wachſenburg ein Unterkommen geſucht, jedoch, als der Wirth ihn ſcharf in's Auge gefaßt habe, wieder entronnen ſei.

Die Buchſtaben ſchwammen in einander vor Learoſa's Augen, und die vom Krampf gefaßten Hände verſagten ihr den Dienſt, das Blatt länger zu halten. — „Erkennen Sie ihn alſo auch?“ frug Jakob. „Iſt er's nicht, der hier geſchildert wird? Iſt's nicht Martin wie er leibt und lebt, mit ſeinem ſchiefgewachſenen Vorderzahne, mit dem warzenähnlichen Muttermale unter dem linken Auge? — Aber der Andere, der Erſchlagene, der an nichts kenntlich iſt, als an dem geſpaltenen Daumen der rechten Hand, wer iſt der? — Die Papiere, die man bei ihm fand, ſind unleſerlich geworden durch die Näſſe, wie hier geſagt wird.“

„Jakob, Jakob,“ ächzte Learoſa, ſeine Hand faſſend, „ich weiß, wer der Gemordete iſt, denn ich ſtand zwiſchen ihm und ſeinem Mörder im Augenblicke der That! Der Todte iſt Schwunzel, und Martin war's, der ihn erſchlug!“

„Mein Gott! — Und das haben Sie nicht angegeben auf der Stelle?“ frug Jakob.

„Durft' ich das?“ ächzte Learoſa. — Jakob blickte ſie achſelzuckend an und murmelte unverſtändlich vor ſich hin: „Freilich, freilich, es iſt ja der Bruder!“ Dann frug er: „Aber wenn der Unglückliche nun zurückkehrt und Zuflucht ſucht bei Ihnen, wie dann?“

„Er wird nicht zurückkehren,“ ſagte Learoſa zuverſichtlich. „Seine Angſt, ſeine Furcht vor der Strafe treibt ihn von dannen. — Aber wenn er ergriffen wird? — Wenn er befragt wird, warum er Schwunzel ermordet hat, und wenn er dann entdeckt, daß ich — o Gott, Gott!“

Die Gedanken vergingen ihr. Jakob wußte weder Rath noch Troſt. — Plötzlich ſprang ſie auf; ihr bleiches Geſicht färbte ſich dunkelroth und ihre Augen funkelten. „Hinweg aus dieſer Marterkammer!“ rief ſie. „Hinweg von dieſen Folterknechten! Jakob, ich will den hungrigen Blutſaugern die Beute hinwerfen, nach der ihre Seele lechzt! Was ich mit mir nehme, das reicht hin, mir eine neue, beſſere

Welt zu gründen unter andern, beſſern Menſchen! — Jakob, willſt Du mit mir gehen? Ich verlaſſe dieſes Schloß, dieſes Land, dieſen Welttheil auf immer!"

„O, thun Sie das nicht," flehte Jakob. „Dieſe Welt hat Gott Ihnen gegeben, um ſie zu beglücken an ſeiner Statt; dieſe Menſchen hat er Ihnen zu Unterthanen gegeben, damit Sie ihnen Mutter werden."

„Mutter?" fiel Learoſa heftig ein. „Mutter des Schlangengezüchts, das ſchmeichelnd um meine Kniee ſich windet, während es mit dem Stachel nach meinem Herzen züngelt? — Mutter des Kannibalengeſchlechts, das ſich ſelber zerſtört durch Fauſt und Zunge? — Nein, ich will unter dieſen Ungeheuern nicht weilen."

„Wähnen Sie denn, daß die Menſchen beſſer ſind in der Ferne?" frug Jakob. „Ach, es giebt böſe Leute überall."

„Du ſprichſt wahr," antwortete Learoſa. „Die Erde wimmelt von Böſewichtern; ſie ſind nur zu ertragen, wenn man ihnen im Fluge vorübereilt. Wohlan, ſo ſoll denn mein Fuß nicht mehr feſt ruhen auf

Erden. Ich will von nun an den Menſchen nur begegnen wie ein Reiſender dem andern begegnet auf der Heerſtraße. Widerſprich mir nicht, oder ich zähle auch Dich zu den Menſchen, denen ich meinen Rücken kehre auf immer."

„Und dennoch widerſprech' ich!" erhob Jakob dreiſter ſeine Stimme. „Im Namen des Hauptmanns Hochwart widerſprech' ich Ihnen! In der ſchweren Stunde, da des Hauptmanns Seele rang mit dem Schmerz der ewigen Trennung von Ihnen und mit Ängſten um Sie, da hat er Sie in meine Hand gegeben und will Ihr Glück von mir fodern an Gottes Thron. Ich ſoll wachen für Sie und beten, daß Gott Ihre Seele erleuchte, daß Sie den Standpunct nicht verlaſſen, den er Ihnen angewieſen hat, damit Sie walten und wirken in ſeinem heiligen Namen und glücklich werden, indem Sie beglücken."

Einem Kinde ähnlich, deſſen aufwallenden Ungeſtüm die Erinnerung an das Zürnen der geliebten Ältern geſänftigt hat, ſtand Learoſa vor dem Wächter ihres Friedens mit Gott und mit ſich ſelbſt.

„Verlaß mich, Jakob, ich will allein ſein,“ ſprach ſie mit ſanfter Stimme, und Jakob gehorchte. — Er wartete eine Stunde nach der andern auf ihren Klingelruf; ſie rief nicht; da glaubte er endlich, als die Dunkelheit eingebrochen war, die Gelegenheit, ihr das Licht zu bringen, zur Unterbrechung ihrer Einſamkeit und zur Erforſchung des fernern Eindrucks, den ſeine Erinnerung an Hochwart ihr hinterlaſſen haben mochte, zu benutzen. Er fand ſie in tiefen Gedanken verſunken.

„Jakob, ich will Dir folgen,“ redete ſie ihn an. „Ich will hier bleiben, ſo lange ich hier weilen darf; aber ſetze den Fall, Martin würde ergriffen, Martin verriethe, was er Schwunzel zu verrathen hinderte — Jakob, was dann?“ —

Jakob ſenkte ſinnend das Haupt, ſeufzte und antwortete nicht.

„Dann, Jakob, wenn dieſe Welt mir untergegangen iſt — darf die Heimathloſe dann dahin flüchten, wo — Hochwart ſeine Heimath gefunden hat?“

Jakob blickte ſie überraſcht an. „Wiſſen Sie denn, wo der Hauptmann ſich hingewandt hat?“ fragte er.

„Er iſt in England,“ antwortete ſie. „Wenn ich ihm folge, wird er mir geſtatten, in ſeiner Nähe zu — — zu ſterben?“

„In England? Wiſſen Sie das gewiß?“ forſchte Jakob.

„In England oder Irland, ich weiß es gewiß,“ verſetzte ſie. „Er hat Empfehlungen dahin von dem ſächſiſchen Reſidenten am berliner Hofe verlangt.“

„Nun, wenn Sie vertrieben werden, dann freilich müſſen Sie gehen, und dann — ja, dann gehen wir zum Hauptmann Hochwart,“ ſeufzte Jakob.

Learoſa ſtand auf und öffnete ihren Schreibtiſch. „Der Schlag, wenn er erfolgen ſollte, darf mich nicht unvorbereitet finden,“ ſagte ſie. „Hier übergeb' ich Dir meine Papiere; kündige unter der Hand meinen Schuldnern und ſuche die Gelder ſo ſchnell als möglich einzuziehen; ſelbſt wenn einiger Schade für mich durch den eiligen Umſatz verknüpft ſein ſollte, ich will ihn nicht achten. Geh, beginne Dein Geſchäft noch heute.“

Jakob überrechnete den Werth der Papiere, ſchlug ſie ſeufzend zuſammen und entfernte ſich.

Learoſa's Gedanken ſchweiſten ängſtlich und doch ſehnſuchtsvoll in die Ferne, in die Zukunft hinaus; wenn all das Verderben drohende Treiben ihrer Feinde nichts wäre, als ein wohlthätiger Sturm, von Gott geſandt, um ihr Schiff loszureißen von dieſem feindlichen Strande und es an einem glücklichen Geſtade ſcheitern zu laſſen? — Aber ſelbſt wenn Hochwart beſtimmt ſein ſollte, ſie zu retten aus den Trümmern ihrer Welt — was ſollte ſie Hochwart werden, ſie mit ihren befleckten Erinnerungen? — Einen Augenblick lang wollte der Gedanke ſchmeichelnd ſie aufrichten, ſie trage nur um ſeinetwillen dieſe Flecken auf ihrer Seele; aber bald wandte ſie ſich ab von dieſem täuſchenden Wahne; ach — ſchon daß ſie des Sehnens nach dem Rauſche fähig geweſen war, das ſie erfrecht hatte, ihn zu ſuchen und ihn gleich ihr geſunken zu wähnen, ſchon das zog die trennende Scheidewand zwiſchen ihn und ſie. — Aber ihre Verirrung ſchied ja nur den reinen Mann von dem geſunkenen Weibe, ſchied nur die Körper, nicht die

Seele des Engels von der Seele der Sünderin; ſie konnte ihm Nichts — er mußte ihr Alles werden, ihr Verſöhner mit Gott — ihr Führer zum Himmel! — „Hochwart! — Florentin!“ flüſterte ſie, die Arme ſehnend ausbreitend; doch plötzlich ſanken ſie ſchlaff nieder, denn ihr Auge, im Begriff, ſich zu erheben zu den Sternen, die freundlich, gleich Friedensverkündern niederblickten auf ſie, haftete ſchreckerſtarrend an den Umriſſen eines Menſchengeſichts, das an demſelben Fenſter ſichtbar ward, an welchem vor länger als zehn Jahren Martins Erſcheinung ſie und die damals noch wahnſinnige Louiſe in Todesſchreck geſetzt hatte. Athemlos ſtarrte ſie das Antlitz an, auf welches ihr Licht einen ungewiſſen Schein warf, und allmählig — wieder wie damals — entwickelten Martins Züge ſich ihr. Das Entſetzen nahm ihr die Luft; ſie winkte ihm mit der Hand, ſich zu entfernen; aber ſtatt zu gehorchen, nannte er erſt leiſe, dann lauter, immer ſchreiender ihren Namen, und drohte die Scheiben zu zerſchlagen, wenn ſie das Fenſter nicht öffne. Angſtvoll drehte ſie den Wirbel; der Flügel ſprang auf, und er ſtürzte zu ihren Füßen.

„Unſinniger, Du wagſt Dich hierher?“ ſtammelte Learoſa; „weißt Du nicht, daß Steckbriefe Dich verfolgen? Was ſuchſt Du hier, wo der Tod Dir gewiß iſt?“

„Mein Kind ſuch' ich,“ antwortete Martin, mit wilden Geberden um ſich blickend. „Learoſa, wo iſt unſer Kind?“

„Es war nicht unſer Kind, ſo wahr Gott lebt,“ ſchrie Learoſa. „Das Kind, welches Du in Schmalkalden geſehen haſt, war das Kind der Frau von Hedemark. — Es iſt todt.“

„Todt iſt's?“ wiederholte Martin mit tief geſchöpftem Tone. „Todt? Und nicht unſer war's? Nicht Dein? Nicht mein? — Learoſa, Du lügſt mir; — um Jeſu willen, lüge mir nicht! Sieh, ich umfaſſe Deine Kniee und flehe Dich: Laß mich mein Kind ſehen! Du ſelber haſt mir geſtanden, es ſei das meine; lüge mir alſo nicht! — Um Deinetwillen hab' ich ja mein Gewiſſen mit Mord beladen, auf Dein Geheiß meine Hand in Menſchenblut getaucht und meine Seele dem Teufel gegeben.“

Da fiel Learoſa entgeiſtert ein: „Was redeſt Du?

Auf mein Geheiß hätteſt Du gemordet? — Raſender! Wann iſt ein Wort über meine Zunge gekommen, das Du hätteſt deuten können als eine Vollmacht, zu morden?“

„Wann? — Wann?“ ſo ſtierte Martin ſie an. „Das fragſt Du? Haſt Du mir nicht geboten, Dich zu erlöſen von Schwunzel? Und wußteſt Du nicht, ſo gut als ich es wußte, daß es nur ein Mittel gebe, ſeine Zunge zu binden und ſeine Füße zu lähmen? — Dieſes Lähmungsmittel war der Mord, und den geboteſt Du mir, und den hab' ich vollbracht! — In Blut hab' ich meine Sünde wider Dich abgewaſchen und mir ein Recht erkauft auf Dich! Wir haben gemordet, Du mit der Zunge, mit dem Willen, ich mit der Hand, mit der That, und wir Beide ſind zuſammengebannt durch unſer gemeinſames Verbrechen! — Nun gieb mir mein Kind!“

„Schreckliches Weſen!“ ächzte Learoſa. „Welcher Satan lehrt Dich, den Worten meiner Angſt Deinen kannibaliſchen Sinn unterzuſchieben? — Sieh, hier heb' ich meine Hand auf zu Gott und ruf' ihn an, mich zu ſtrafen mit ſeinen furchtbarſten Strafen, wenn ich lüge in dieſem Augenblicke; und ſo ſag' ich Dir denn: meine Seele hat nicht an Blut gedacht, als ich Dich beſchwor, mich zu retten von Schwunzel; und ſag' es Dir noch einmal: das Kind, das Du ſuchſt, hat Gott zu ſich genommen. — Der Schreck der Amme vor Deiner Erſcheinung war die Urſache ſeines Todes! — Und nun geh' von mir; ich will dir Geld geben; Alles was ich habe; geh' über die Gränze; immer weiter; raſtlos weiter, bis Länder und Meere Dich ſichern vor Rad und Galgen."

„Todt, todt; alſo wirklich todt!" murmelte Martin dumpf. „Die Sehnſucht nach meinem Kinde hat meine Füße beflügelt in den Tagen meiner Angſt; die Todesbotſchaft hängt Blei an meine Füße. Ich kann nicht weiter!"

Halb ſinnlos ſtarrte Learoſa nach Hülfe umher; Jakob fiel ihr ein, doch Jakob hatte ſie entfernt in dieſem Augenblick; verzagend rang ſie die Hände. — „Martin," hob ſie heftig mit ſich ſelbſt ringend an, „Du haſt mir geſchworen, mich zu lieben; liebſt Du mich, ſo ſei barmherzig gegen mich und — geh!"

Er ſtierte ſie an. „Gehen ſoll ich?" ſagte er mit der Stimme eines Träumers. „Ach, ich bin viel gegangen und kann nicht mehr gehen.“ — Nach einer Pauſe richtete er ſich auf, blickte Learoſa an, deren ſtumme Verzweiflung ihn wach zu rütteln ſchien aus ſeiner Verſtumpfung, und fuhr fort: „Morgen, morgen vielleicht; heute kann ich nicht fliehen. Wie ſollte ich heute den Häſchern entkommen, die meiner lauern? Wie ſollt' ich die Gränze finden, ich Lahmer? ich Blinder? — Vielleicht kommt mir über Nacht ein anderer Geiſt. In meine Augen iſt kein Schlaf ſeit vielen Nächten, und über meine Lippen keine Speiſe gekommen ſeit vielen Tagen.“

„So folge mir,“ rief Learoſa neubelebt durch den ſchwachen Schimmer von Hoffnung auf Erlöſung. „Du ſollſt ſchlafen und eſſen, und dann fort.“

Sie riß ihn fort mit ſich in ein entlegenes Zimmer. „Hier“ — ſie deutete auf ein Bett — „hier ruhe, aber die Laden öffne nicht; Du biſt verloren, wenn ein Menſch Dich erblickt. Lege Dich, ich werde Dir Speiſe holen.“

Abgeſpannt warf Martin, ohne der faſt triefenden Kleider ſich zu entledigen, ſich auf das Bett, während

Learoſa auf Umwegen nach dem Speiſegewölbe ſchlich, und beladen mit Nahrungsmitteln zu ihm zurückkehrte. Sie entfernte ſich, um durch Boten Jakob's Wiederkunft beſchleunigen zu laſſen und mit ihm die Mittel, Martin hinwegzuſchaffen, zu berathen.

Um die Zeit der Abendmahlzeit kam Jakob; er war bei einem benachbarten Mühlenbeſitzer geweſen, welcher zu den Schuldnern der Gräfin gehörte, und hatte dort den Anfang der Einziehung ihrer ausſtehenden Gelder zu machen verſucht; aber er vergaß Bericht zu erſtatten über ſein Geſchäft, als ſie ihm entdeckte, welch ein Gaſt Obdach geſucht hatte bei ihr, und ihn beſchwor, dieſen Gaſt in Sicherheit zu bringen. „Gnädige Gräfin,“ hob er an; „für einen Bruder thut man viel, aber —“

„Er iſt nicht mein Bruder,“ fiel Learoſa ein. „Ich ſelbſt hab' einſt gewähnt, daß er es ſei, und dieſer Wahn hat mein Gewiſſen mit mehr als hölliſchen Qualen gemartert; aber der Elende, der ihm das Leben gab und ſein Verbrechen heimtückiſch auf den Namen meines Vaters wälzte, hat auf ſeinem Sterbebette ſeine Lüge mir bekannt.“

„Nun, wenn Martin nicht Ihr Bruder iſt, warum —?“ Jakob ſtockte; nach einer Pauſe begann er wieder: „Gnädige Gräfin, es iſt nicht Neugier, die mich treibt zu fragen; ach, ich weiß mehr als mir gut iſt zu wiſſen für meine Ruhe; aber dieſer Martin — Ihre Sorge für ihn — o, es wäre ſchrecklich, wenn die Sündgenoſſenſchaft mit ihm ihn Ihrer Seele theuer gemacht hätte!“

„Was redeſt Du?“ fuhr ſie auf. „Dieſer Bube meiner Seele theuer? — Ja, Du magſt mehr als gut iſt, wenigſtens nicht die Wahrheit erlauſcht haben. Tritt näher; Du ſollſt Wahrheit hören: Dieſer Böſewicht, von Schwunzel angeleitet, hat mich überredet, mit Hochwart auf einer Maskerade zuſammen zu kommen, um — meine Liebe zu Hochwart zu mißbrauchen unter Hochwarts Larve. — Es iſt ihm gelungen! Nun frage Dich, ob dieſer Verrath mir den Verräther werth zu machen vermocht hat?“ Sie bedeckte das Geſicht. Jakob verſtummte; da hob ſie wieder an: „Martin iſt mir nichts — ich ſchwör' es Dir — nichts, als das ſchmutzige Gefäß, welches meine gefährlichſten Geheimniſſe enthält, und das deshalb geborgen werden muß vor den Händen und Augen meiner Feinde.“

„Beſſer uns und ihm: es bräche,“ ſeufzte Jakob. „Doch es wird nicht brechen und muß alſo getragen werden. — Aber wohin? — Ich will Gott bitten, mich zu erleuchten; beten Sie auch, daß der Herr ſeinen Geiſt, den Geiſt des Troſtes, uns ſende über Nacht.“

Und wirklich kam mit dem Morgen der Geiſt des Troſtes und der Hoffnung über Learoſa. Sie war ja keine Verbrecherin; wie ſollte Gott ſie denn ſinken laſſen? Ihr Vertrauen rechtfertigte ſich, denn Jakob hatte einen Plan erſonnen, der ſie über ihre Ängſte hinwegzuführen verhieß. Er übernahm es, Martin in Verkleidung über die böhmiſche Gränze zu bringen und ihn bis Ungarn zu begleiten, dort in einer möglichſt entlegenen Gegend ihm ein kleines Eigenthum zu erkaufen, an welches er, durch die Furcht vor der hier ſeiner wartenden Strafe ſeiner That, gefeſſelt werden ſollte. Mit dem Einbruche der nächſten Nacht verhieß Jakob die Flucht zu bewerkſtelligen.

Learoſa's Hoffnungsaufſchwung wurde durch ein Bedenken gemäßigt; ihre Baarſchaft reichte nicht aus, um Jakob's Plan auszuführen; ſie forſchte nach dem Erfolge ſeiner geſtrigen Bemühungen; Jakob tröſtete ſie; zwar hatte der Müller eine vierteljährige Friſt zur Anſchaffung des Geldes gefodert, welches er der Gräſin ſchuldete, aber Jakob erinnerte ſie, daß er ſelbſt eine ihr zugehörige Summe aufbewahre. — Ihre Stirn runzelte ſich. „Sei ruhig, ich werde Rath ſchaffen; ich habe Juwelen. – Geh', bereite Martin auf ſeine Reiſe vor.“

Jakob gehorchte, kam aber mit einem ſehr trübſeligen Geſicht zurück, um ſeiner Gebieterin zu verkünden, daß Martin ſtarr und ſteif, ohne ein Glied regen zu können, auf dem Bette liege. — Der Umſtand war höchſt beängſtigend; wie ſollte dieſer Kranke vor den Ohren und Augen des Hausgeſindes gehütet werden? Und was war, ohne die unmöglich zu wagende Zuziehung eines Arztes, zu beginnen, ſeine Gelenke wieder ſchmiegſam und ihn reiſefähig zu machen? — Selbſt Jakob konnte den Wunſch nicht unterdrücken, dieſe Krankheit möge eine rettende — eine tödtliche ſein. — Er unterzog ſich indeß der Cur des Patienten, deſſen Lähmung er mit Recht auf eine heftige Erkältung ſchob, und als ſolche mit Hausmitteln ſo kräftig behandelte, daß nach drei Tagen ſchon einiger Erfolg ſeiner Bemühung ſichtbar wurde. Aber noch ſichtbarer trat die Beunruhigung der Seele des Verbrechers hervor, welche durch die faſt ununterbrochene Einſamkeit, in einem nachtdunkeln Zimmer, genährt, dem Gebete, welches Jakob mit ihm anſtimmte, nicht wich, und ihn trieb, eines Morgens die Kraft ſeiner Füße zu erproben und den vergeſſenen Verſchluß ſeiner Thür zu einer kleinen Ausflucht zu benutzen.

Der Morgenſchlummer lag auf Learoſa's Augen, als ein Geräuſch ihn verſcheuchte; ſie richtete ſich auf — und Martin war's, der mühſam ihrem Bette ſich entgegenſchleppte. — „Barmherzigkeit!“ winſelte er. „Ich halt's nicht aus, dies ewige Alleinſein mit mir ſelber.“ — Er ſank zu den Füßen ihres Bettes nieder. — „Meine Leute kommen!“ hauchte Learoſa faſt ohne Athem. „Geh', ſchließ die Thüren ab. Wer hat die Deinen Dir geöffnet? — Unſinniger, fort! Du wirſt entdeckt!"

Zweimal mißglückte Martin's Verſuch aufzuſtehen; endlich erhielt er ſich auf den Füßen, tappte fort, der nach außen führenden Thür zu, verriegelte dieſe und hob, zurückkehrend und ſich auf ſeinen vorigen Platz niederlaſſend, an: „Nun laß uns von unſerm ſeligen Kinde reden."

„Still, um Gottes willen, Unſinniger!" flüſterte Learoſa. „Jeder, der dieſer Thür vorübergeht, hört Dich reden. Geh' in Deine Stube zurück."

„Ich kann nicht — ich kann nicht allein ſein," antwortete Martin. „Ich kann die Gedanken nicht tragen in meinem Kopfe, die wie Gewürme mir wühlen im Hirn. So hat dieſe Nacht hindurch der Gedanke an mir genagt, Du hätteſt unſer Kind ermordet, um das Band zu zerreißen zwiſchen Dir und mir. O, dieſen Gedanken — nimm ihn von mir! Schwöre mir, daß Du die Mörderin meines Kindes nicht biſt."

„Ich will Dir ſchwören," verſetzte Learoſa außer ſich vor Angſt. „Aber hier ſchwör' ich nicht; geh' in Dein Zimmer; ich komme Dir nach; wahrhaftig, ich komme!"

„Wahrhaftig? — Nun das iſt ja auch ein Schwur," ſagte Martin. „Ich will ihm vertrauen und gehen; aber täuſche mich nicht; komm."

Er erhob ſich mit Mühe und ſchwankte hinaus; Learoſa warf ſich in ihre Kleider, entriegelte die Thür, klingelte und befahl Jakob, zu rufen, den ſie beſchwor, ſie von der Nothwendigkeit zu befreien, Martin ihr Verſprechen halten zu müſſen. — Jakob verſprach, zu verſuchen, was ſeine Überredungskraft vermöge und ging zu Martin, kehrte aber nach einer Stunde ſehr verdüſtert zurück. „Gott ſei uns gnädig und helfe uns von dieſem Menſchen," ſeufzte er. „Was er jetzt von Ihnen ſagt, das giebt Ihren Feinden Mittel in die Hände, Sie zu verfolgen bis auf den Tod; er ſagt: Sie hätten ſein Kind ihm ermordet — — und" — Jakob's Blick heftete ſich ſehr feſt auf Learoſa — „und ſagt: Sie hätten ihn aufgefodert, Schwunzel zu ermorden. — Gräfin, wenn ich bedenke, wie willkommen Ihnen Schwunzel's ewiges Verſtummen ſein mußte — dann — Gott vergebe mir's —"

„Nun? — Dann? dann würdeſt Du nicht zweifeln an meiner Blutſchuld?" frug Learoſa ſcharf und brach mit ſichtbar zerrüttetem Gemüthe faſt ſchreiend in die Worte aus: „Ha, wie deutlich muß das Siegel der Verworfenheit meiner Stirn aufgeprägt ſein, wenn Mörder mich für ihre Geſellin halten!"

Jakob blickte ſie ſehr düſter an und ſagte bebend: „Gräfin, es giebt ſchwerere Sünden als die meiner Mordthat; Gott ſei uns Allen gnädig, wenn er richten wird dereinſt."

Das kränkende Wort that Learoſa weh, gleich nachdem es ihr entſchlüpft war. „Wie konnteſt Du dem Böſewicht, der im Wahnſinn ſpricht, Dein Ohr leihen?" frug ſie, halb vorwerfend, halb ſich ſelbſt entſchuldigend. „Das Kind, von welchem er ſpricht, ſtarb ſeiner Mutter, der Frau von Hedemark, nach; das kann die halbe Stadt Schmalkalden bezeugen; und — Schwunzel's Mord? — Martin ſelbſt erbot ſich, mich zu erlöſen von Schwunzel's Nachſtellungen; konnt' ich ſeine Mordentwürfe ahnen?"

„O, hätten wir ihn doch erſt von hinnen, eh' ſein Wahnſinn vollends ausbricht!“ ſeufzte Jakob. — „Und der wird ausbrechen, wenn wir ihn allein laſſen; die Einſamkeit erzeugt ſolche Gedanken; ach, ich weiß das. — Aber ich kann nicht immer um ihn ſein; es würde Aufſehen erregen, wenn ich unaufhörlich abweſend wäre.“

Learoſa bezwang ihr Zittern. „Gut, wir wollen einander abwechſeln,“ ſagte ſie, und ging, den Anfang zu machen. — Martin's Entzücken, als er ſie kommen ſah, äußerte ſich verletzend; ſie war ihm — das verbarg er nicht — ſeines Gleichen geworden, und nun fiel das Gefühl ihrer unwürdigen Stellung, dieſem Elenden gegenüber, ihr fürchterlich ſchwer auf die Seele. Sie brach in einen heftigen Thränenſtrom aus. Martin blieb nicht unerſchüttert. „Weine nicht!“ ſchluchzte er. „Sonſt, wenn ich weinen ſah, mußte ich mitweinen, aber ſeit Du mich zum Mörder gemacht haſt, ſtößt der Anblick einer Thräne mir das Herz ab. Weinen kann ich nicht mehr, aber erſticken möcht' ich.“

Da faßte Learoſa die Hände des unſeligen Verbrechers, ſah ihn flehend an mit dem naſſen Auge und ſagte: „Martin, über uns lebt ein Gott, der Dich einſt fragen wird, wie Du mir vergolten haſt, vas ich that an Dir! Was wirſt Du antworten, venn dann mein namenloſes Elend, deſſen Stifter Du biſt, Dir vor Augen tritt? Willſt Du Deine Seele retten, ſo ſei dankbar, ſei barmherzig gegen nich! Frage mich nicht mehr nach dem Kinde, das Gott gerufen hat; ich ſchwöre Dir, es wird zeugen ür mich an ſeinem Throne! Geh' in Dich! Erſinne eine Lügen mehr; entſinne Dich, ob ich es war, ie Dich auffoderte, mich zu befreien von Schwunzel, der ob Du Dich erboteſt, mich zu erlöſen? — Sei in blutlechzendes Raubthier; ſei kein ſchadenfroher eufel! Sei ein Menſch, damit Du mit der Hoffnung ſterben kannſt, einſt ein Engel zu werden."

Martin wälzte ſich wie in Zuckungen: „Ja, ich ill kein Raubthier, will kein Teufel ſein!" ſchrie . „Ich will vergeben und vergeſſen und alle chuld auf mich nehmen; auf mich allein! Gott eiß ja Alles, Gott hat's gehört und geſehen und ird mir vergeben; aber ich habe ſo lange nichts gehört von Gottes Wort; wenn doch eine menſchliche Seele mich erquicken und mir vorleſen wollte aus der heiligen Schrift.“

Erleichtert hob Learoſa's Bruſt ſich; ſie eilte hinaus, eine Bibel zu ſuchen; aber ein ſolches Buch enthielt die Schloßbibliothek nicht; ſie mußte ihre Zuflucht zu der Pachterfamilie nehmen. Die älteſte Tochter derſelben brachte ihr nicht nur die verlangte Bibel, ſondern auch einige Bücher weltlichen Inhalts zur Unterhaltung, davon ſie beſonders das eine, das Aufſehen erregende Werk eines jungen Dichters, Namens Bürger, empfahl, welcher, wie ſie nicht ohne einigen Stolz hinzufügte, ihr Vetter ſei.

Learoſa ließ die weltlichen Bücher unbeachtet, und eilte, ſobald das Mädchen ſich entfernt hatte, mit der Bibel zu ihrem Gefangenen. Glücklicherweiſe ließ ihr guter Geiſt ſie Stellen finden, welche die Zerknirſchung des Sünders nährten, und als ihre Kräfte nicht ausreichten, weiter zu leſen, da nahm er ihr die Bibel aus der Hand und vertiefte ſich ſo in die Klagen des Propheten Jeremias, daß Learoſa, unbemerkt von ihm, das Zimmer verlaſſen konnte.

Einige Stunden ſpäter ging Jakob, dann ſie wieder zu dem gefährlichen Gaſte, und ſo wechſelten Beide zwei Tage lang in der beſchwerlichen Mühe einander ab, den Unglücklichen vor der Gefahr, ſich ſelbſt anzugehören, zu hüten; der Einfluß dieſer Sorgſamkeit auf Martins Seelenzuſtand war unverkennbar, und ſeine innere Beruhigung förderte ſo ſichtbar ſeine Geneſung, daß Learoſa es an der Zeit fand, ihn auf ſeine Entfernung vorzubereiten. Sein Blick wurde düſterer, als ſie ihm Jakobs Plan entwickelte, ihn tief in Ungarn zu bergen. „Weiter — weiter fort! Über's Meer hinweg!“ ſeufzte er. „Ich muß einen andern Himmel über mir und eine andere Erde unter mir ſehen, wenn ich das Leben ertragen will!“

Learoſa war erfreut über ſeine Willigkeit, ſeine Flucht bis zu den fernſten Zielen auszudehnen, und berieth ſich mit Jakob über die Mittel, ihn zu einem Seehafen zu ſchaffen; aber weiter, als bis zu den Gegenden, die Jakob auf ſeinen Wanderungen kennen gelernt hatte, erſtreckte ſich ſeine geographiſche Kenntniß nicht; doch ließ er den Muth nicht ſinken, und fing an, die Koſten, welche ſein Unternehmen foderte, mit Learoſa's ſehr erſchöpfter Kaſſe zu vergleichen. Die erwarteten Zahlungen konnten erſt nach Ablauf mehrerer Monden eingehen; Learoſa ſchlug vor, den Pachter zu einer Vorauszahlung eines Theils ſeiner Pachtgelder zu veranlaſſen, und Jakob übernahm es, mit ihm in Unterhandlung zu treten.

Eine Woche lang war Martin jetzt der unwillkommene Gaſt dieſes Hauſes geweſen, und ſein Übel bis auf eine gichtiſche Anſchwellung eines Schultergelenks, gewichen, als Learoſa, von Jakob beſchworen, den böſen Geiſt zu bannen, der ſeit Kurzem wieder häufiger Martins Seele verdüſterte, ſich eines Vormittags zu ihm begeben hatte, um ihm, wie gewöhnlich, ein paar Capitel aus der Bibel vorzuleſen. Martins Augen waren voll verſtohlener Gluth auf ſie gerichtet; ſie bemerkte es nicht; plötzlich fuhr er mit tiefer, ſtöhnender Stimme auf: „O, Himmel, ich halt's nicht aus! Sie iſt ſchön — wunder — wunderſchön!"

„Haſt Du Schmerz?" frug Learoſa, welche den leiſeren Nachſatz ſeines Seufzers überhört hatte.

— „Ja, Schmerz! — Hier!“ rief er, die gelähmte Hand auf ſeine Bruſt legend, mit der geſunden heftig die ihrige ergreifend und feſthaltend. „Schmerz um Dich,“ fuhr er fort. — „Dich, Dich ſoll ich verlaſſen?“

Learoſa verſuchte ihm ihre Hand zu entringen, aber er umſchlang ſie noch feſter und flüſterte: „O, geh' nicht von mir! Du biſt ja meine Schweſter nicht! In der vorigen Nacht, da iſt mir's klar geworden, daß Du mich doch liebſt, daß Du nur der Menſchen halber Dich trennen willſt von mir; nun, ſo verbirg' mich denn vor den Menſchen in dem tiefſten, lichtloſeſten Winkel des Kellers; ich will das Tageslicht nie ſehen, die Sonne nie, nur den Mond — Nachts — und Dich!“

Die Lüſternheit eines Trunkenen glühte aus ſeinem Auge; entſetzt riß Learoſa ſich los von ihm und flog zur Thüre hinaus; raſend tobte er hinter ihr her; kaum hatte ſie Zeit, den Schlüſſel im Schloſſe umzudrehen. Halbtodt kam ſie grade, als Jakob von der andern Seite eintrat,, in ihr Zimmer an; ſie ſtürzte ihm entgegen: „Jakob, nun ſchaffe Rath auf der Stelle! Der Wahnſinnige dort fängt wieder an, mich zu verfolgen mit ſeiner Liebesraſerei! Er muß fort noch in dieſer Nacht!“

„Gott helf' uns, ich weiß keine Hülfe!“ ſeufzte Jakob. „Der Pachter giebt uns kein Geld, der Commiſſair hat Beſchlag darauf gelegt, der fremde Advokat Hellerbruth nämlich; und draußen ſteht er und will mit Ihnen reden; verrathen Sie ſich nicht! Um Gottes willen bleiben Sie ſtandhaft, was er auch reden möge! Ich fürchte, er iſt Martin auf der Spur, und kommt, um Sie auszuhorchen. — Jeſus! Hören Sie das Gebrüll? — Das kommt von Martin! Ich gehe zu ihm, aber hier dürfen Sie den Commiſſair nicht empfangen und ihn auch draußen nicht ſtehen laſſen; er könnte den Wahnſinnigen toben hören. Empfangen Sie ihn in dem Saale; ich eile, Martin zu beruhigen.“

Learoſa ſtarrte einige Secunden, nach Faſſung ringend, vor ſich hin; dann ſchritt ſie hinaus, dem in dem Vorſaal ihrer harrenden Hellerbruth vorüber und lud ihn durch eine Bewegung mit der Hand ein, ihr in den Saal zu folgen. Nachläſſig warf ſie ſich auf das Sofa und hob an: „Ein Geſchäft führt Sie zu mir, Herr Advokat?“

„Mehrere; Geſchäfte ganz verſchiedener Art, hochreichsgräfliche Excellenz,“ verſetzte Hellerbruth. „Das erſte betrifft einen kleinen Einſpruch, den ich kraft meiner Vollmacht einlegen muß, gegen Ihre Verſuche, Dero Revenüen im Voraus zu erheben. Die Unglücksfälle, welche die Herrſchaft Simbach getroffen haben, erlauben im Laufe der nächſten Jahre nicht, die Pachtgefälle zu etwas Anderm, als zur Vorbeugung einer völligen Verwüſtung der Güter zu verwenden. Ferner bin ich beauftragt, die Verſchleuderung der Capitalien zu verhindern, welche wahrſcheinlich die einzigen Subſiſtenzmittel Ihro Excellenz ſein werden während der Dauer des Prozeſſes, welchen der Herr General von Schwarzberg wider Hochdieſelben anhängig zu machen im Begriff iſt; ich habe daher, um vorzubeugen, daß Ihro Excellenz dermaleinſt der Familie zur Laſt fallen, Dero Debitoren andeuten müſſen, keine Kündigung von Hochdenſelben anzunehmen.“

Aus Learoſa's Auge flammte der Zorn; ſie fiel

Hellerbruth in die Rede: „Herr Advokat, ich erkenne keine Behörde für berechtigt, ſich in die Verwaltung meines Eigenthums einzumiſchen, und erkläre Ihnen, daß ich wider ein ſolches Verfahren förmlich einſpreche. Ich werde mich auf der Stelle nach Dresden begeben, um den Schutz unſers Kurfürſten anzuflehen, den Sachſen gewiß mit Recht den Weiſen, den Gerechten nennt."

„Ohne mir erlauben zu wollen, Ihro Excellenz hohem Ermeſſen vorzugreifen, muß ich doch ganz unterthänig bemerklich machen, daß Seine Durchlaucht ſich zum Geſetz gemacht haben, den Gang der Juſtiz durchaus nicht zu beſchränken," entgegnete Hellerbruth. „Wäre ein Antrag wie der gegenwärtige, zwei Jahre früher, damals nämlich gemacht worden, als Ihro Excellenz nach vierjähriger Abweſenheit zurückkehrten nach Sachſen, ſo würde die Rückſicht auf die öffentliche Stimme, welche Hochdieſelben für ſich gewonnen hatten, Seine Durchlaucht vielleicht bewogen haben, Hochdero möglichſte Schonung zu empfehlen; aber dieſe Stimme iſt verſtummt, ſeit es Ihro Excellenz beliebt hat, ein Jahr lang gänzlich zu verſchwinden, und ein anderes Jahr hindurch unter einer etwas zweideutigen Maske ſich verborgen zu halten, welche jedoch nicht künſtlich genug angelegt war, um undurchſchaut zu bleiben; und ſo ſind Ihro Excellenz denn vorläufig, bis zwei in Frage geſtellte Puncte zu Hochdero Vortheil erörtert ſein werden, unter Curatel, und zwar unter meine Obhut geſetzt worden, wie Ihro Excellenz des Weiteren aus dieſem Decretum der hohen Behörde zu entnehmen geruhen wollen. Ich werde, um der mir übertragenen Pflicht mit erforderlicher Umſicht obliegen zu können, von morgen an meinen Wohnſitz hier in Dero Schloſſe aufſchlagen."

Learoſa ließ vor Schreck das ihr überreichte Decret aus den Händen fallen. „Sie wollen hier wohnen bei mir? — Mich bewachen? — Mich gefangen halten?" rief ſie.

„Nur mit Rath und That, und etwas weniges an Aufſicht, Ihro Excellenz nahe zu ſein," antwortete Hellerbruth, ſich ſubmiß verbeugend.

Vor Learoſa's Augen flimmerte, vor ihren Ohren ſchwirrte es; ihr ganzes ſchreckliches Geſchick ſtand in ſchauerlicher Klarheit vor ihr. Von Morgen an war ſie Gefangene; dann war es ihr unmöglich, Martin länger zu verhehlen; er mußte entdeckt werden, und wer konnte zweifeln, daß ſie, die Hehlerin des Mörders, auch die Mitſchuldige ſeiner Mordthat ſei. Sie war nicht im Stande, eine ihr fremde Faſſung zu erlügen. — Hellerbruth's Augen wichen nicht von ihr. „Ihro Excellenz jammern mich," hob er an. „Hätten Hochdieſelben meinen Rath befolgt anno 63, wie glücklich würde Hochdero Schickſal ſein gegenwärtig! — Ich hätte auch jetzt noch wol einen Rath; Ihro Excellenz wiſſen, Nauvogel iſt mein Feind, ſeit ich ihn der Vormundſchaft überhob über Hochdieſelben; ich blaſe ungern mit ihm aus einem Horn, und würde gern die Hand bieten, Sie zu retten aus ſeinen Klauen. — Wenn ich an Ihro Excellenz Stelle wäre, ich ſammelte meine Juwelen und meine disponible Baarſchaft, und abſentirte mich in der Stille der Nacht."

Da kehrte Learoſa die Beſinnung wieder. „Nein!" rief ſie, heftig aufſpringend, „Flucht? — Stillſchweigendes Eingeſtändniß aller ſchändenden Verleumdungen, welche der Haß der Teufel, die mich verfolgen, auf meinen Namen wälzen? — Nein, nein, ich fliehe nicht! Ich will der ganzen Hölle die Stirn bieten!“

„Ei, ei, Ihro Excellenz, mäßigen Sie ſich! Bedenken Sie ſich,“ mahnte Hellerbruth. „Es werden Dinge zum Vorſchein gebracht werden wider Sie; Dinge — o! mir ſtehen die Haare zu Berge! — Der Martin, der Bube; tauſend Thaler bezahlt für ſeinen Taufſchein; und, wie auffällig? — Und wie auffälliger noch Ihr Benehmen in Thomsfelda? — Und wie am allerauffälligſten das Benehmen des Burſchen, als er ankommt in Lobſtädt und erfährt, daß der Paſtor, den er gerade auf der Todtenbahre findet, ſein Papa ſei; man könnte Bücher davon ſchreiben; und ferner: als er vernimmt, daß ein Gewiſſer angelangt iſt, Namens Schwunzel, und ausgewandert iſt, um Ihro Excellenz Spur nachzugehen; wie er ihm nachſtürmt, dem Schwunzel, und wie dieſer plötzlich da verſchwindet, wo man den Leichnam eines Erſchlagenen entdeckt; — und wie ſich klar ergiebt, daß kein Anderer dieſe That vollbracht haben kann als gedachter Martin, Ihro Excellenz getreuer Bedienter. — Und warum? — Frage warum? — Das wird ſich erweiſen! Wehe! Wehe! Wehe! — — Sollten Ihro Excellenz meinem Rathe folgen wollen, ſo würd' ich dafür ſorgen, daß Hochdieſelben Päſſe fänden, wohin Sie befehlen."

„Er weiß Alles! Alles iſt entdeckt, bis auf das Einzige, daß Martin hier von mir verſteckt iſt, und das wird Morgen entdeckt werden!" Dieſer Gedanke erſchütterte Learoſa's Hirn. — Hellerbruth hob leiſe das mitgebrachte Decret vom Boden auf und empfahl ſich mit den Worten: „Ich werde noch heut' Abend die Ehre haben, Ihro Excellenz aufzuwarten."

Stumpf an allen Sinnen ſchlich Learoſa nach ihrem Zimmer zurück; ſie ſank auf das Sofa und ihre Augen hafteten ſehkraftlos an den Zeilen eines aufgeſchlagenen Buches, die vor ihr zitterten, als ſchwämmen ſie auf kleinen, windbewegten Wellen. „Was ſoll ich beginnen, was ſoll ich laſſen?" ächzte ſie angſtvoll. „Geh' ich, ſo geb' ich meinen Feinden die Waffen wider mich in die Hände; bleib' ich, ſo nehmen ſie ſie ſich! Geh' ich, ſo donnert der Schimpf mir nach in die Ohren, der auf meinen Namen fällt; bleib' ich, ſo muß ich der ſchändenden Strafe erliegen! — Und warum dieſe Qual mir? Wie kann Gott, wenn er barmherzig iſt, in dieſes Labyrinth von vernichtenden Schrecken mich wälzen?"

Es war als rüttle die Erſchütterung dieſes Gedankens die Nebelwolke hinweg, die auf ihren Augen lag; ihr Blick wurde ſehkräftig, und das Erſte, was er deutlich ihrer Seele wiederſpiegelte, war das Zeilenpaar, auf welches ihr Auge ruhte:

„Bei Gott iſt kein Erbarmen!
O weh', o weh' mir Armen!"

Ein wildes, zum offenen Aufruhr gegen den Erbarmungsloſen waffnendes Gefühl durchſtürmte Learoſa's Seele. „Ha ſo haben ſchon andere Herzen als das meinige, von der Marter dieſer fürchterlichen Entdeckung ergriffen, mit Verzweiflung gerungen?" ſchrie ſie, und unwillkührlich flog ihr Auge über die nächſtfolgenden Zeilen hinweg:

„Hilf, Gott, hilf! Sieh' uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunſer!
Was Gott thut, das iſt wohlgethan,
Gott, Gott erbarmt ſich unſer." —

„O Mutter, Mutter, eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half — was half mein Beten?
Nun iſt's nicht mehr vonnöthen!“ —

„Um Jeſu, unſers Heilands Blutes willen, was giebt der böſe Feind Ihnen da ein zu leſen?“ rief Jakob, der aus der Seitenthür getreten war, während Learoſa's Stimme beim Leſen der letzten Zeilen ſich zu gräßlich ſchreiendem Ausdruck erhoben hatte. Da wandte ſie ſich gegen ihn; ihre Augen blitzten, ihre Muskeln flogen, und mit fliegendem Athem ſtieß ſie die Worte hervor: „Der böſe Feind? Wer iſt der böſe Feind? Wer iſt der Heiland, der mich rettet durch ſein Blut? Ich habe gebetet zu ihm in meinem Wahnſinn, er hat mich ſinken laſſen, und nie iſt ſein Arm ſchwerer auf mich gefallen, als ſeit ich blutige Thränen der Angſt und der Reue zu ſeinen Füßen weinte!“

Jakob war in entſetzlicher Angſt auf ſeine Kniee geſunken. „Höre ſie nicht, du aller Welt Heiland! Höre ſie nicht, du aller Welt Vater!“ flehte er. „Sie weiß nicht, was ſie ſpricht! Die Hölle hat ihre Seele verfinſtert! Erleuchte ſie, du Geiſt des Lichtes, daß ſie den Weg zur Gnade, zur Verſöhnung finde! — Kommen Sie, knieen Sie, wir wollen beten, daß Gott Ihnen vergebe Ihre ſchwere Schuld!“

„Wahnſinnige beten!“ ſchrie Learoſa. „Wahnſinnig iſt Der, der ſich einbildet, demſelben Weſen, das ihn niederſchmettert, ſein Leid klagen zu müſſen! Iſt Gott nicht allwiſſend? Weiß er nicht, welche Qualen meine Seele von allen Hoffnungen losreißen? Weiß er nicht, was ich ſchuldlos gelitten habe von dem Tage an, ſeit ich aus meinem Kindesleben trat? Weiß er nicht, daß ich unſchuldig leide? — Ja, ſtarre mich nur an mit Deinen verklagenden Augen! Unſchuldig leid' ich! Nenne mir eine Schuld, die ich noch nicht gebüßt habe, und ich will ſie büßen und mich winden und beugen vor dem Bußwecker!“

„Gott — Gott — alſo ſoll ich reden! Soll Sie verklagen bei Ihnen ſelber!“ wimmerte Jakob. „Ich habe gehofft, ſchweigen zu dürfen — aber — und wenn Ihr Herz brechen ſollte unter der Gewalt meines Wortes — beſſer, es bricht in Reue, als daß es untergehe in Frevel! So hören Sie denn und ſinken Sie nieder, und demüthigen Sie Ihre ſtolze Seele betend und büßend vor Gott! Ich will Ihnen die Schuld nennen, die Sie nicht gebüßt haben und nicht büßen können, und wenn all' Ihre Nächte voll Jammers, ſtatt voll Schlafes wären; die Schuld, die Sie nicht büßen können, wenn unſer Seligmacher ſie nicht tilgt mit ſeinem heiligen Blute! So hören Sie denn: Sie haben den Tod Ihrer Schweſter Johanna verſchuldet!"

Schon die Einleitung dieſer Eröffnung hatte Learoſa abgekühlt; jetzt war ſie völlig ſtarr; ſie ſammelte ſich indeß wieder ein wenig und ſtammelte: „Es iſt nicht wahr! — Wer ſagt Dir — woher weißt Du!" —

„Sie ſagten mir ſelbſt, als Sie mich zurückließen in Leipzig, und nach Dresden eilten mit Frau von Zſchechwitz, es geſchehe, um meinen Herrn zu überraſchen," antwortete er.

„Ja, ja, das wollt' ich; aber — wo wußte Johanna?" —

„Ich ſagt' es ihr, ohne zu ahnen, daß ich den Schleier von dem gefährlichſten Geheimniſſe lüfte,“ fuhr er fort. „Als ich am Todestage des Fräuleins in dem Garten war mit ihr, da mußt' ich erzählen von Ihrer Gefangenſchaft im Kloſter und von Ihrer Befreiung; und als ich nun erzählte, wie ich in die Kirche gekommen, und die Züge des Hauptmanns Hochwart auf allen Bildern wiedergefunden, da erſchrak ſie und frug mich, ob denn der Hauptmann Ihnen bekannt geweſen ſei? Ich bejahete die Frage und erzählte, wie er und ich Anfangs gemeinſchaftlich Sie geſucht, wie er dann mich allein entſandt hatte, um Ihnen nachzuforſchen, und wie er mich zurückrief zu derſelben Zeit, da ich Ihre Spur fand. Jetzt bemerkt' ich aber, daß das Fräulein ſehr unruhig wurde, und wollte abbrechen, obgleich ich noch weit entfernt war, zu ahnen, daß mein Herr beiden Schweſtern angehört habe; aber das Fräulein drang mit einer Haſt in mich, die mich verwirrte. Ich weiß nicht, was ich ihr geantwortet habe auf ihre Fragen, aber das weiß ich, daß ſie plötzlich verſtummte, als ich ihr ſagte, daß es Ihre Abſicht geweſen ſei, ſich dem Hauptmann unverhofft entgegenzuſtellen in Dresden. — Ihr Schweigen, ihr Blick, ihr Athem fing an mich zu ängſtigen; ich bat ſie, den Garten zu verlaſſen, da fuhr ſie mit einem Male auf und ſchrie mit einer Stimme, die mir durch Mark und Bein drang: „Jetzt weiß ich Alles! Jetzt iſt mir's klar! Mich hat ſie gehaßt — ſeinetwillen! — Ihn hat ſie geliebt, ihn mir mißgönnt, und um ihn loszureißen von mir, ihn zum Mörder ihres Verfolgers gemacht. Aber wie ſüß auch die Sünde ihr gelacht haben mag in der Stunde des Verraths, die Frucht der Sünde wird ihr bitter werden, denn Gott iſt gerecht! — O, mög' er ihr gnädig ſein!" ſchrie ſie, und ein Blutſtrom quoll aus ihrem Munde. Ich habe ſie nicht mehr ſprechen hören."

„Menſch! Menſch!" ſchrie Learoſa, wie raſend auf ihn eindringend. „Du, Du haſt ſie gemordet, nicht ich!"

„Ich? — Nicht Sie? — O wie gern wollt' ich die Laſt von Ihrer Seele nehmen, und die meinige damit beladen, wenn Sie nicht tragen müſſen daran, um ſich zu denen geſellen zu können, an welche der Ruf unſeres Seligmachers gerichtet iſt: „Kommt her zu mir, die Ihr mühſelig ſeid und beladen, ich will Euch erquicken,“ ſagte Jakob mit einer von Thränen beinahe erſtickten Stimme. „Gräfin,“ fuhr er, nachdem er ſich zu ſammeln verſucht hatte, fort, „während Sie jetzt mit dem fremden Herrn redeten, hab' ich mit Zittern und Beben an Martins Seite geſtanden, der ſich jetzt weigert, von Ihnen zu gehen, und in ſeiner Tollheit Alles offenbart, was Himmelſchreiendes geſchehen iſt mit Ihnen und durch Sie. Geahnet hab' ich zwar Manches, ſchon ſeit Fräulein Johannen's Tode und ſeit Sie anfingen, den Hauptmann zu ſuchen; und darum hab' ich Sie beſchworen, zurückzubleiben und mich auszuſenden; aber der böſe Feind jagte Sie blindlings der vergeltenden Hand Gottes entgegen, auf daß das letzte Wort Ihrer ſeligen Schweſter erfüllt werde und Ihnen die bittere Frucht nicht entgehe. — Dieſe Frucht — die Angſt, die Qual dieſer Stunde, ſie iſt das Joch, das Sie auf ſich nehmen müſſen, um es dem Herrn nachzutragen, bis er ſelber — und ſollt' es auch nur durch einen ſanften, ſeligen Tod ſein — Sie erlöſen wird.“

Die Flamme in Learoſa's Auge war erloſchen, und wie es bewegungslos in den plötzlich verfallenen Höhlen, als ſei es gebrochen, lag, glich ſie einer ſchon von jedem Erdenjoche Erlöſ'ten; endlich ſtreckte ſie Jakob die Hand entgegen, und der Hauch, mit welchem ſie wimmerte: „Hilf mir!“ ſtreiſte kalt ſeine Wange. — Er ſah ſie ſchwanken und griff zu, um ſie niedergleiten zu laſſen auf den Stuhl; ſie wehrte ihn zurück und lehnte ſich an die Wand. „Meiner Seele ſollſt Du helſen, meine Füße haben nicht zu tragen an meinem Joche,“ ſtöhnte ſie. „Sage mir, rathe mir, wie büß' ich gottgefällig? — Wie nah' ich mich Gott? Wenn ich mich niederwerfe mit meiner Laſt, oder — wenn ich flüchte mit ihr?“ . . . .

„Wer dem Herrn ſtill hält in ſeiner Angſt, dem mag der Herr wohl am nächſten ſein mit ſeiner Hülfe,“ antwortete Jakob. — Da richtete Learoſa das Geſicht gen Himmel und ſtammelte: „Nun, ſo will ich Dir denn ſtillhalten, Du Rächer! — Ich fliehe nicht!“

„Nein, fliehen Sie nicht, harren Sie aus,“ ermahnte Jakob. „Die gottgefälligſte Buße iſt ein reiner Wandel vor dem Herrn; und wo könnten Sie reiner wandeln als hier, im Angeſicht der Mahner an Ihre Sünde? Noch iſt im Garten die Laube nicht verdorrt, aus welcher ich Ihre ſelige Schweſter trug, und die Spuren des Blutſtroms, der ſie erſtickte, ſind noch ſichtbar auf den Dielen. Wenn wir nur Martin von hinnen gebracht haben, ſo iſt keine Stätte dem Bußaltar ähnlicher als dieſe.“

In Learoſa's Innerm wüthete der Krampf, aber ihr Antlitz, ſtarr wie ein Todtengeſicht, verrieth den Zerſtörer, der ihr Seele und Körper zu trennen drohte, ſo wenig wie der Ton der Stimme, mit welcher ſie erwiederte: „Jakob, hier wird meine Reue den Altar ſich nicht weihen können; man wird mich entfernen; man wird mich gefangen ſetzen. Martins Mordthat iſt entdeckt; der Mann, der vorhin mich verließ, wird morgen hier einziehen in das Schloß, um mich zu bewachen; er wird Martin finden, und Martin wird, wie er jetzt ſchon gethan, ſeine That auf mich wälzen.“

„Barmherzigkeit! Gnade! Du Herr der Heerſchaaren!“ ſchrie Jakob, vom Schreck vernichtet, riß Learoſa neben ſich nieder auf die Knie, hob die Hände empor und betete: „Herr, Herr! Siehe, wir beten wie dein Knecht David betete: laß uns nicht in Menſchenhände fallen!“

„Nein, Jakob, ſo bete nicht,“ ſagte Learoſa. „Was ſind Menſchenhände anders als Gotteshände? Menſchen ſind die Werkzeuge, die ihm dienen, um Menſchen zu belohnen und zu beſtrafen. Bete mit mir: Vater, dein Wille geſchehe!“

„Gott ſei Dank, ich habe Sie beten hören, weiſer als David gebetet hat! Und nun iſt der Herr uns nah' und wird uns retten!“ rief Jakob zuverſichtlich. „Wenn wir“ — ſetzte er kleinlauter hinzu — „wenn wir nur Martin's ledig wären!“

Learoſa, in tiefen Gedanken verloren, vor ſich niederſtarrend, hörte nicht auf ihn; nach einigen Minuten blickte ſie auf. „Jakob, ich habe das Zimmer noch nicht wieder betreten, in welchem — Johanna geendet hat; führe mich hin; dort will ich erwarten und empfangen, was Gott mir ſenden wird.“

Sie verſuchte aufzuſtehen, aber der Krampf hatte ihre Füße zuſammengezogen; ſie ſank wieder zurück. „O, Jeſus!“ rief Jakob; „Sie ſind ja ſtarr und ſteif an allen Gliedern! Himmliſcher Vater! Wenn ich doch nur einen Menſchen hätte zu Rath und Beiſtand! Mich verlaſſen in der Angſt die Gedanken!“

„Beiſtand von Menſchen? — Was hab' ich verdient von Menſchen?“ wimmerte Learoſa; da fiel Jakob angſtvoll flehend ein: „O, denken Sie jetzt daran nicht, martern Sie ſich nicht; Sie können ja Alles wieder vergüten; wenn Gott nur in dieſem Augenblick Hülfe ſendet.“

„Vergüten? — Wem? — Den Todten?“ frug Learoſa zitternd. „Alle ſind todt, Alle, deren Leben ich trübte! — Alle — bis auf Einen!“ — Ein neuer Lebensſtrahl glimmte in ihrem Auge auf. — „Hochwart lebt noch! — Aber wie könnt' ich,“ — brach ſie mit einem Jammer aus, der mehr ſichtbar in ihrem Antlitz, als hörbar an dem matten, dumpfen Tone ihrer Stimme war — „wie könnt' ich mich vermeſſen, auch nur den ſchwächſten Sonnenblick in ſein unter meinen Händen verdunkeltes und erſtarrtes Leben zu werfen? — Ich? — Aber doch — einen Lichtſtrahl kann und muß ich ihm ſpenden, einen Strahl, der mich beleuchtet in meiner Tiefe!"

Ein heftiger Schlag an das nach dem Garten führende Fenſter erſchütterte Beide; Beide wandten erſchrocken die Augen dahin, und Martin ſtand, die Fauſt gegen die Scheibe ballend, hinter derſelben. „Nun iſt das Maß voll!" rief Jakob, ſeinem Schlage vorbeugend und das Fenſter aufreißend. „Unſinniger, Du haſt am hellen Mittage Dein Zimmer verlaſſen? Biſt durch das Fenſter geſprungen? — Dein Kopf iſt verloren, wenn ein Menſchenauge Dich geſehen hat!"

„Was liegt mir an meinem Kopf? Was liegt mir an meinem Leben?" frug Martin wild und ergriff Learoſa's Hand. „Ich gehe nicht wieder hinein in das Gefängniß dort; ich gehe nicht mehr von Dir! Ich kann nicht leben ohne Dich! — Fort!" ſchrie er Jakob an, der ſeinen Arm gefaßt hatte, um ihn hinwegzuziehen. „Fort, ſag' ich Dir! Sie iſt mein, wie ich des Teufels bin! Sie hat mir mein Kind gemordet und für mein Kind muß ſie ſich ſelbſt mir geben! Ja, ſtarre mich nur an mit Deinen großen blauen Augen, ich laſſe Dich nicht und müßte der Rabenſtein unſer Brautbett werden."

„Laß ihn, Jakob," gebot Learoſa; „es iſt Gottes Hand, die Hand der rächenden Gerechtigkeit, in welche ich gefallen bin! Sie lichtet das Auge dieſes Wahnſinnigen, damit keines meiner Verbrechen unenthüllt bleibe vor den Blicken der Welt. Er ſpricht wahr; ſein Kind — mein Kind — ich hab's vergiftet!"

Jakob taumelte, von ſeinen Sinnen verlaſſen, an die Wand, während Martin, ohne ein Wort zu reden, ihr ſtier in's Auge ſah, als habe auch ihn das Geſtändniß der ungeheuern That faſſungslos gemacht. So verſchlichen in fürchterlicher Stummheit einige Minuten, da hob Learoſa wieder an: „Jetzt geh' hin und klage mich an, mein Kind und meine Schweſter ermordet zu haben; ich werde nicht leugnen; geh'!"

„Bleib', bleib'!" ſchrie Jakob, ihn ergreifend.

„Du ſelbſt gehſt in Deinen Tod, wenn Du dieſe Schwelle bei Tageslicht überſchreiteſt. — Gräfin, dem Hauptmann hab' ich angelobt, Sie vor Gottes Antlitz ihm zu überliefern; ich will Wort halten und Sie retten, damit Sie Zeit behalten, Ihre Seele zu retten. Wir müſſen fort, alle Drei, in dieſer Nacht. — Wohin? — Das ſinnen Sie aus. — Du" — er zog Martin, der ſchwerathmend immer noch Learoſa ſtier im Auge hielt, mit ſich hinweg — „Du mußt noch zurück in Dein Gefängniß, und gnade Dir Gott, wenn Du es verläſſeſt, ehe ich Dich hole."

Als Jakob zurückkehrte, ſaß Learoſa noch, wie er ſie verlaſſen hatte, bleich, abgeſpannt, aber ruhig und in tiefes Nachdenken verſunken. Er blieb, ohne daß ſie es zu bemerken ſchien, zitternd vor ihr ſtehen und begann, nachdem er lange ſchweigend ſie angeblickt hatte: „Gräfin, Ihre Flucht kann nur geſichert werden, wenn Martin nicht zurückbleibt. — Wohin ſoll ich Sie und Martin führen?"

Learoſa hob ihr Auge ruhig empor. „Zu Hochwart," antwortete ſie.

„Nein, dahin nicht, um Jeſu willen, nicht zu ihm!“ flehte Jakob. „Wie er Sie in ſeinem Herzen trägt, das weiß ich, und ich weiß, es würde unter den fürchterlichſten Qualen brechen, das Ihrige mit Blutſchulden bedeckt zu ſehen. Laſſen Sie ihm den wohlthätigen Wahn, es ſei nur eine Unglückliche, eine Schwache, die er liebt — keine — Vergifterin des eignen Kindes!“

„Nein, ich kann ihm den Wahn nicht laſſen,“ verſetzte Learoſa nach einer Pauſe. „Jener Wahn iſt kein wohlthätiger, denn er belaſtet ſein Herz mit dem Andenken an mich, mit der Sorge um mich. Er ſoll wiſſen, wer ich bin, damit er aufhöre, mich zu lieben. — Führe mich zu Hochwart, oder ich gehe nicht von hinnen!“

Die Feſtigkeit der Stimme der Herrin ließ Jakob keine Wahl eines andern Vorſchlags; er ging. — Aus Learoſa's Füßen wich der lähmende Krampf, und ihre Gedanken wurden völlig hell; ſie wußte, daß ihre Miſſethaten, wie ſchwer ſie auch wogen auf Gottes Schale, den Arm der weltlichen Gerechtigkeit nicht wider ſie waffneten, daß ihre Flucht alſo nicht die Zahl ihrer Sünden vermehre; ſie ward ferner inne, daß die Beſchränkung ihres freien Schaltens mit ihrem Eigenthume eine Gewaltthat ſei, welche kein Geſetz rechtfertige; ſie entſann ſich endlich der erblos gewordenen Waiſen ihrer Jugendfreundin Roderike, und nun erhob ſie ſich, um vor ihrem Scheiden eine Verfügung über ihr Eigenthum in ſichere Hände niederzulegen.

Sie ſchrieb zwei Briefe; dem erſten, an den Kammerherrn von Troghauer gerichtet, legte ſie ihre werthvollen Papiere mit dem Bedeuten bei, daß ſie dieſe, im Falle ſie nicht wiederkehren ſolle, den nachgelaſſenen Kindern ihrer Freundin beſtimme. Der andere, an die verwitwete Kurfürſtin gerichtet, enthielt folgende Worte:

„Durchlauchtigſte Frau!

Ohne Hoffnung, den Kampf wider die Gewalt ſiegreich zu beſtehen, werf' ich, eine Sterbende, mich zu Ihro Durchlaucht Füßen, und flehe, die hinterbliebenen Waiſen der verſtorbenen Frau von Hedemark, welche ich zu meinen Erben erkläre, im Beſitz meines Nachlaſſes wider den Gerichtsamtmann

Nauvogel und den Advokaten Hellerbruth zu ſchützen. Meine erſte Bitte verſagten Ihro Durchlaucht mir; möcht' ich mit der letzten glücklicher ſein.

L. R. Gräfin von Rottingerode,
geborne Baronin von Pfinzing."

Beide Briefe lagen geſiegelt vor Learoſa, als ſie es klopfen hörte an der Thür; ſie verſchloß den Schreibtiſch, und empfing den Gaſt. — Es war Hellerbruth.

„Ich ahne, Ihro Excellenz befolgen meinen Rath," begann er. „Ich habe nämlich gemerkt, daß Jakob das kleine Reiſekütſchchen ganz unter der Hand in Stand ſetzt; er hat gut gewählt; das Wägelchen iſt leicht fortzuſchaffen und ſcheint auch ziemlich bequem. — Doch das geht mich nichts an; ich komme eigentlich nur, um Ihnen ein Papierchen zu bringen; Ihren Reiſepaß. Er iſt fix und fertig bis auf eine Kleinigkeit; Ihr Reiſeziel muß noch eingetragen werden; die Stelle für den Ortsnamen iſt noch leer geblieben; befehlen Excellenz, ich fülle das Plätzchen nach Dero Belieben aus.

Learoſa überflog den Paß; er war auf den Namen eines Pachters Grün nebſt deſſen Gattin ausgeſtellt. „Der Pachter Grün? — Und wer ſoll dieſer ſein?“ frug ſie.

„Ihr treuer Jakob, mein' ich; den werden Sie doch hoffentlich mitnehmen?“ verſetzte der Advocat.

Learoſa blickte ihn zweifelnd an; die Willfährigkeit dieſes Menſchen, ihr fortzuhelfen, mußte ihr den Verdacht einer im Hintergrunde lauernden verrätheriſchen Abſicht erregen; ſie glaubte ihn zu durchſchauen; die Rolle, welche ihrem Bedienten zugetheilt war bei ihrer Flucht, mußte ihrem Rufe das öffentliche Brandmal aufprägen, deſſen ihr Feind zum Angriff auf ihr Eigenthum bedurfte. Aber dieſes Eigenthums hatte ſie ſich ja ſchon entäußert, und verachteter und ehrloſer, als ſie durch dieſe Flucht unter dem Namen der Frau ihres Bedienten werden konnte, mußte die Kunde ihrer Thaten ſie machen, wenn ſie blieb. Sie nahm das Papier zu ſich.

„Den Namen, Ihro Excellenz, den Namen des Ortes, nach welchem Sie zu reiſen belieben wollen,“ erinnerte Hellerbruth. „Ich dächte Wien; erlauben Sie, ſo ſchreib' ich das Wörtchen hin.“

„Ich danke Ihnen; ich weiß noch nicht, ob ich Gebrauch machen werde von dieſem Papiere,“ entgegnete Learoſa, und warf es in den Schreibtiſch.

„Ganz nach Dero Belieben,“ verſetzte der Advocat, und entfernte ſich mit dem Verſprechen, morgen früh wieder aufzuwarten.

Das Geſpräch hatte Learoſa heftig angegriffen; das Hämmern in ihrem Kopfe wehrte ihr zu denken; mehrere Stunden verfloſſen ihr in wüſtem Brüten, aus welchem gegen Abend Jakobs Ankunft ſie ſtörte.

„Um elf Uhr werden von außerhalb Pferde hier ſein,“ berichtete er, und legte, indem er ein Beutelchen hervorzog, ein Häuflein Gold auf den Tiſch. „Ihro Excellenz haben dieſes Gold einſt meiner Verwahrung übergeben; Sie werden es jetzt brauchen. Martin über das Meer zu ſchaffen, dazu reichte es freilich nicht aus.“

„Nein, ich brauch' es nicht, nimm es wieder, ich habe genug.“ Sie ſchloß ihre Chatulle auf; dieſe enthielt aber, außer den Juwelen, faſt nichts. — Jakob legte das Gold ſchweigend dazu. „Behalt' es,“

rief ſie gebietend, auf ihren Schmuck deutend. „Hier iſt mehr, als ich bedarf.“

„Der Menſch weiß ſelten, was er bedarf,“ ſagte Jakob, und drückte den Deckel der Chatulle zu. — „Was befehlen Sie einzupacken?“ frug er. — Learoſa antwortete nicht. — Er fing an, einen Koffer mit Wäſche zu füllen. — „Aber ich glaube, wir werden Päſſe bedürfen, um nach England zu kommen,“ unterbrach er ſich in ſeinem Geſchäft.

„Ich habe Päſſe,“ antwortete Learoſa und ging an ihren Schreibtiſch, um den leergelaſſenen Platz in ihrem Paſſe mit dem Worte: London, auszufüllen. — Jakob fuhr fort, zu packen.

„Jakob, noch eine Bitte,“ hob Learoſa an; „führe mich in das Zimmer, in welchem Johanna geſtorben iſt.“ — Jakob ſah ſie erſchüttert an, nahm das Licht und ging voraus. — „Ich will hier bleiben, bis die Pferde kommen,“ ſagte ſie, den Blutfleck anſtarrend, der auf den Dielen vor dem Sofa erkennbar war. „Rufe mich, wenn es Zeit iſt.“

Sie blieb faſt drei Stunden allein; als Jakob ſie abzurufen kam, lag ſie bleich und ſtarr auf dem

Sofa. „Jeſus! So lag das Fräulein als Leiche!“ rief er entſetzt. Sie richtete ſich mühſam auf. „Eine Stunde länger hier, und ich wär' es vielleicht auch geworden,“ ſagte ſie, blickte noch einmal rings um ſich her und verließ das Zimmer.

„Der Wagen iſt ſchon gepackt und Martin lauere in der Scheuer daneben,“ flüſterte Jakob, hüllte ſeint zitternde Gebieterin in Pelze und führte ſie hinaus. — Die Winternacht war undurchſichtlich; Learoſa wußte nicht, auf welchen Wegen ſie den Wagen erreichte; Jakob hob ſie hinein, reichte ihr die Chatoulle und das Schmuckkäſtchen und eilte, Martin zu holen. — „Still, kein Wort!“ hörte ſie einige Augenblicke ſpäter Jakob flüſtern, fühlte dann den Stifter ihres Elends an ihrer Seite und hörte auf zu fühlen. — Langſam bewegte der Wagen ſich fort.

„Nun, Chriſtian, dicht hinter d'ran, aber behutſam, daß Dich Niemand gewahrt,“ ziſchelte der Advokat Hellerbruth, der nebſt ſeinem Bedienten Learoſa auf dem Fuße gefolgt war, dieſem zu. „Raſch zu Pferde, und auf der Station, wo ſie Poſt nehmen, forſcheſt Du, wohin es geht, und dann ſogleich mit dem Rapport nach Dresden zum General.“

Der Bediente ſetzte ſich auf und Hellerbruth ging langſam nach dem Amtshauſe. „Das war ein leichter Erwerb,“ murmelte er. „Nun ſind die Herrſchaften ſie los und können Simbach in Beſitz nehmen, ohne Einſpruch zu fürchten. Mich wundert, daß ſie ſo leicht auf die Beine zu bringen war; ſie muß mehr zu verſtecken haben, als wir ſelber wiſſen

Der Hufſchlag eines ſcharf dahertrabenden Pferdes ſtörte ihn. — „Nun, nun, mich nur nicht überritten,“ warnte er ſcheltend den Reiter. — „Ach, ſind Sie's, Herr Advokat?“ rief dieſer. „Ich bin an Sie geſandt mit einem Briefe. Denken Sie, der junge Graf iſt ertrunken beim Schlittſchuhlaufen auf der Elbe!“

Erſchrocken eilte Hellerbruth in das Amtshaus, eröffnete den Brief und las:

„Eure Hochedelgeboren melde ich, daß heute Nachmittag mein Neveu, der letzte Sproß des edeln Rottingerodiſchen Geſchlechts, auf der Elbe verunglückt iſt. Da wir nach dem Hintritt deſſelben nur für den Staat arbeiten würden, welcher die Beſitzthümer und Anſprüche meines Neveus erbt, ſo iſt es rathſam, unſere Arbeiten einzuſtellen; wenigſtens kann ich zur Beſtreitung derſelben keine Gelder bewilligen.

Dresden den 3ten Februar 1775.

von Schwarzenberg.

„Keine Gelder bewilligen?“ rief Hellerbruth. „Das heißt: ich ſoll nichts haben für meine Mühe? — Ha, ich will doch verdienen; wenn nicht von Einem, ſo doch von dem Andern! Hab' ich die Gräfin weggeſcheucht, ſo will ich ſie auch wieder holen, und ſie ſoll mir bezahlen für beide Mühen.“

Die Flüchtlinge hatten Hamburg erreicht ohne durch eine Ahnung der Begebenheiten, welche in ihrem Rücken ſich zutrugen, aufgehalten zu werden, vielmehr nur unaufhaltſamer noch fortgetrieben, ſeit Jakob die Päſſe geſehen, und von dem Antheil, welchen Hellerbruth an Learoſa's Flucht hatte, umſtändlich unterrichtet worden war. Wenn dieſer Hellerbruth, wie Learoſa verſicherte, ihr Feind war; wenn er, wie ſich nicht bezweifeln ließ, ihr ehemaliges Verhältniß zu Schwunzel kannte und Martin's Zufluchtnahme zu ihr wenigſtens ahnete, ſo ließ ſich von ſeiner Bemühung, ihre Flucht zu befördern, nichts gewiſſer als die Abſicht vorausſetzen, ſie unterwegs anzuhalten, um ſie auf Martin's Entführung zu ertappen. Dieſe Beſorgniß ſchüchterte vor Allen Martin ein, der, an Learoſa's Seite zu neuen Lebenshoffnungen zurückgekehrt, ſich bewegen ließ, gleich nach Überſchreitung der Gränze in eine kurze Trennung von ſeiner Begleiterin zu willigen, und ſeinen Weg nach Hamburg mit dem gewöhnlichen Poſtwagen fortzuſetzen. Dort war er wieder zuſammengetroffen mit der unglücklichen Learoſa.

Jakob war unabläſſig beſchäftigt, die Überfahrt nach London zu beſchleunigen, aber die Fahrzeuge, welche ſegelfertig in den Elbhäfen lagen, ſchienen ihm nicht hinreichende Sicherheit zu verſprechen, um dem ſtürmiſchen Meere in dieſer Jahreszeit gefahrlos die ihm ſo theuer befohlene Wallerin zum Ziele anzuvertrauen, und dieſe, mit völliger Entäußerung ihres eignen Willens, bereitete ſich, ihrem Führer nach

Cuxhaſen zu folgen, um dort unter den größeren Seeſchiffen das feſteſte zu wählen. Der Wagen, welcher beſtimmt war, ſie aufzunehmen, hielt bepackt mit ihrem geringen Reiſegeräth vor der Thür des Gaſthofs; ihre Kaſſe, zu deren Aufbewahrung jetzt keine Chatoulle mehr vonnöthen war, trug ſie, nebſt ihren Päſſen, in der Taſche, und Jakob, beladen mit ihrem Schmuckkäſtchen, öffnete ſchon die Thür, als Learoſa mit einem matten Aufſchrei zurückſprang, und Augenblicks darauf eine nur zu wohl bekannte Stimme den beſtürzt vortretenden Jakob begrüßte und dringend nach der Gräſin forſchte.

„Sogleich ſteh' ich zu Befehl," rief Jakob hinaus und wandte ſich dann ſchnell an die von ihren Sinnen verlaſſene Learoſa. „Das iſt Hellerbruth," flüſterte er. „Meine Beſorgniß hat ſich gerechtfertigt; Sie ſind verloren, wenn er Sie findet; mich hat er geſehen; ich kann mich ihm nicht verleugnen, aber ich will ihn aufhalten. Eilen Sie die kleine Treppe hinab und beſteigen Sie den Wagen; der Kutſcher weiß, wo er Sie hinzufahren hat; er wird Ihnen das Fahrzeug andeuten, welches beſtimmt iſt, Sie nach Curhafen zu bringen. Ich folg' Ihnen binnen wenig Stunden nach."

Martin's Gelenke, im erſten Augenblicke des Todesſchrecks, der ihn ergriffen, gelähmt, wurden wieder geſchmeidig; er riß Learoſa durch eine Hinterthür mit ſich fort, hinab auf den Hof, ſchwang ſie und dann ſich in den Wagen, der dem Rummelhafen zueilte, während Jakob dem Advokaten entgegenging, um ihm zu verſichern, daß die Gräfin bereits nach England abgeſegelt ſei. — Ach er wußte nicht, wie wahr er rede in ſeiner Abſicht, den vermeintlichen Verfolger durch eine Lüge zu täuſchen, denn als ihm dieſer endlich begreiflich gemacht hatte, daß Learoſa ungefährdet nach Simbach zurückkehren dürfe, daß Niemand mehr ſie anfechte in dem Beſitz ihres Eigenthums, und als er mit dieſer Botſchaft nach dem Rummelhafen flog, da fand er das Boot, welches ſie nach Curhafen zu bringen beſtimmt geweſen war, noch ruhig vor Anker liegen, ſie aber nirgends. Er ſuchte den Kutſcher auf, der ſie nach dem Hafen gefahren hatte, und erfuhr von dieſem, daß Learoſa in einer Hinfälligkeit, welche ſie faſt des Gebrauchs ihrer Füße beraubt habe, ausgeſtiegen und von ihrem Begleiter in ein Boot geführt worden ſei, welches er die Bahn nach dem Niederhafen, der Aufenthaltsſtelle der Seeſchiffe, habe einſchlagen ſehen.

Die Angſt, welche Jakob zurück zu dem Strande jagte, verblindete ihn nicht, das neue Mißgeſchick ſeiner Gebieterin ahnend zu überſchauen; ihre Kraftentſpannung hatte ſie in Martin's Hände gegeben, der von ſeiner Furcht, ereilt und zurückgeſchleppt zu werden von ſeinem Verfolger, zur möglichſt ausgedehnten Flucht angeſpornt worden war. Jakob's Ahnung beſtätigte ſich; im Augenblick der Abfahrt eines altonaer Kauffahrers, der nach London geladen hatte, waren noch Paſſagiere von ihm an Bord genommen worden, in deren Beſchreibung Jakob weder Learoſen noch Martin verkennen konnte. Sein Vorſatz, ihnen nachzufolgen, war augenblicklich gefaßt, aber die Ausführung deſſelben erſchwerte ihm der Mangel eines Paſſes und der Mangel an hinreichendem Geldvorrathe; er mußte ſich entſchließen, auf einem ſegelfertigen Schiffe für die Zeit der Überfahrt nach England zum Matroſendienſt ſich zu verdingen, und trat ſogleich ſeinen Dienſt an, nachdem er Learoſa's Juwelen in ſeiner Kleidung verborgen hatte.

Wind und Witterung begünſtigten die Fahrt ungewöhnlich, aber am Ziel derſelben machte die Habſucht des Capitains dem unermüdlichſten ſeiner Arbeiter das Recht ſtreitig, ihn verlaſſen zu dürfen. Es kam zum heftigen Streit zwiſchen Beiden; Jakob benutzte die Abfahrt der Zollviſitatoren, um mit ihnen das Schiff zu verlaſſen; der Capitain folgte ihm an den Strand; der Lärm, mit welchem er ſein Recht gegen ſeinen vorgeblich entlaufenen Matroſen geltend machte, der, der Landesſprache unkundig, keinen Gehülfen an dem zuſammenſtrömenden Volkshaufen fand, vergrößerte die Gafferzahl von Minute zu Minute; doch plötzlich ſtoben die Zuſchauer aus einander, um ſich vor einer Bande von Kerlen zu retten, welche mit Knütteln und Meſſern bewaffnet, unter der Anführung eines Milizofficiers die Säumigen überfielen und hinwegſchleppten. Unter den Ergriffenen befand auch Jakob ſich, der erſt, mit ſeinen Unglücksgefährten in ein Boot zuſammengedrängt, begriff, daß er zum Dienſt für die Flotte Seiner Großbritanniſchen

Majeſtät gepreßt ſei. Des Werthes eingedenk, den ſeine Befreiung für Learoſa haben mußte, erbot er ſich, ſeine Freiheit um jeden Preis zu erkaufen, aber glücklicherweiſe verſtand ihn Niemand, und er hütete ſich, ſein Anerbieten zu wiederholen, als er ſah, daß einer ſeiner Genoſſen, der ſo unvorſichtig war, ſeinen Goldreichthum zu offenbaren, um mittelſt deſſen die Herzen ſeiner Preſſer zu gewinnen, ſofort dieſes gefährlichen Mittels, ſeinen Zweck zu fördern, beraubt wurde.

Noch an demſelben Tage wurden die gepreßten Matroſen nach der Bai von Spithead abgeführt, um hier, von jeder Verbindung mit dem Lande abgeſchnitten, auf einem ausrangirten Kriegsſchiffe die fernerweitige Beſtimmung zu erwarten. Jakobs einzige Hoffnung ſtand auf der jetzt zwar nicht begreiflichen Möglichkeit, ſich durch die Flucht zu retten, um Learoſa die Hülfe zu bringen, deren ſie im höchſten Grade bedürftig ſein mußte. Wer ſollte ihr Hochwart aufſpüren? Wer ſollte Martin hinwegſchleudern von ihr? Wer ſollte ſie aufhalten am Rande des allertiefſten Abgrundes, wenn ihre geringe Baarſchaft erſchöpft war? —

Ach, ſeine Beſorgniſſe waren nur zu wohlbegründet!

Nicht Liebe zum Leben, ſondern die Furcht, es nicht unter Hochwart's Augen enden zu ſollen, hatte Learoſa mit ſinnraubender Angſt erfüllt, als ſie, im Begriff, Hamburg zu verlaſſen, Hellerbruths anſichtig ward. Ohne ſich bewußt zu ſein, an wem ſie ſich feſtklammerte, ließ ſie ſich hinwegziehen von Martin, der, getrieben von ſeinem Entſetzen vor Kerkerbanden und Henkertod, die von Jakob zu Learoſa's Rettung getroffene Anſtalten verſchmähte, als er erfuhr, daß ein Schiff eben die Anker lichte, um, ohne zuvor noch in Curhaſen zu landen, unmittelbar von hier nach London abzuſegeln. Zitternd vor ſeinem Verfolger trug er die ahnungsloſe Learoſa in das Boot und ereilte den ſegelfertigen Altonaer noch zeitig genug, um nebſt ſeiner Begleiterin an Bord genommen zu werden. Der Capitain verlangte ſeine Päſſe zu ſehen; und jetzt erſt, als Martin unter Learoſa's Geräthen wühlend, ihren Paß, deſſen er erwähnen gehört zu haben ſich entſann, auf ſie und ihren Gatten ausgefertigt fand, jetzt erſt blitzten die Strahlen der Glücksſonne ihn an, die ihm aufzugehen verhieß, wenn es ihm gelang, ſich mit ſeiner Beute nicht allein vor Hellerbruth, ſondern auch vor Jakob zu retten. Für dieſen Gatten galt er, und wer wollte ihn hindern, es zu ſein und zu bleiben, wenn Learoſa Niemand auf Erden mehr hatte, als ihn?

Das Schwanken des ſchnell fortbewegten Schiffes nährte Learoſa's Betäubung, welche, als man die hohe See gewann, den Charakter einer wirklichen Krankheit annahm; ihre Sehnſucht nach der Landung in Kurhafen wuchs; aber das Gefühl der Vernichtung durchdrang ſie, als Martin, unfähig, den Losſturm ſeiner Sinnenglut zu hemmen, ſie mit ſeinem Arme umſchlang und ſeine brennenden Lippen an ihr Ohr lehnend, ihr zuflüſterte: „Kurhafen liegt längſt hinter uns! Uebermorgen, wenn der Wind ſo fortbläſ't, landen wir in London, und dann, Learoſa, dann biſt Du mein, — das ganze Leben hindurch mein! Wende Dich nicht ab von mir, liebe mich! Du mußt mich lieben! Ich habe ja meine Seele dem Teufel geopfert auf Dein Geheiß, und habe Deine Schuld auf mich geladen! O, ich habe Dich theuer erkauft!“

Learoſa richtete das ſchwindelnde Haupt auf und ſtarrte hinaus zum Fenſter der engen Kajüte, aber wo ſie hinſah, nichts war zu ſehen als der wolkige Himmel und ſein düſterer Spiegel, das wellenſchlagende Meer. Ihr Auge ſchauderte zurück vor dieſem nie geſehenen Bilde ihrer Lebensöde; da, indem ſie das Antlitz wandte, fiel ihr Blick auf Martin. „Schrecklich! ſchrecklich!“ ſtöhnte ſie, und mit wildem verzweifelnden Ausdruck gen Himmel blickend, ſetzte ſie hinzu: „Ha, Gott! ſolch' ein Leiden kannſt du nicht verhängt haben über mich! Solch' ein Leiden muß mich der Hölle reiſen; verſöhnen mit dir kann es mich nicht!“ — Und nun wandte ſie ſich heftig an Martin: „Unglücklicher, Du zitterſt für Dein Leben und willſt es mir vertrauen? — Mir, die ich Dein Kind gemordet habe? — Laß Dich warnen, flieh vor mir, wie Du vor Deinem Kerker geflohen biſt! Geh hinaus, hinweg von mir; und landet das Schiff, ſo eile, daß Du den Boden betrittſt, ohne mir zu begegnen. Geh!“

Im erſten Augenblicke ſchien dieſe Warnung Martin zu durchbeben, aber ſeine Liebeswuth überwog ſeine Feigheit. „Nein!“ rief er, „ich gehe nicht von Dir, und wüßt' ich auch, daß ich keinen Trunk Waſſers aus Deiner Hand nehmen dürfte, ohne fürchten zu müſſen, Gift zu empfangen, und ohne Dich zwingen zu müſſen, zuerſt die Lippen an das verdächtige Glas zu ſetzen. Aber Du wirſt mich nicht vergiften, Du haſt ja auf Erden Niemand als mich, und wie ich an Dich, ſo durch das gleiche Band biſt Du an mich gekettet! Ich bin ein Mörder, Du eine Mörderin; ich habe Dein Leben in Händen, Du das meine! Aber wir werden einander nicht verrathen; wir werden vergeſſen, was wir gegenſeitig verſchuldet haben an einander, und glücklich, ſelig ſein hinfort. Sieh, dies Papier nennt uns ein Gattenpaar: Pachter Grün und ſeine Ehefrau, und das wollen wir ſein! Und den verſteckteſten Winkel wollen wir uns aufſuchen in ganz England. Du wirſt mir andere Kinder geben für das gemordete, und ich —“

„Halt ein, Du Entſetzlicher!“ unterbrach Learoſa ihren ſchrecklichen Genoſſen. „Vor mir willſt Du nicht zittern? Wohlan, ſo wiſſe: es lebt ein Anderer, deſſen Blick Dich in die Flucht ſchlagen wird! Wiſſe auf Englands Boden erwartet Hochwart mich! — Jetzt geh, oder — ſo wahr ich mich beugen will unter Gottes Strafarm, — ich werfe Dich dem ſeinigen hin.“

Da erblaßte Martin; neuer Lebensmuth erwärmte Learoſa's Herz; Hochwart's Name war der Talisman, der ſie ſchützte; aber — die Lebenswärme, mit welcher dieſer Gedanke ſie durchdrang, verkühlte der Blick, der von ihm auf ihr eignes Selbſt niederglitt; wie gottähnlich ſtand er vor ihr, und ſie? — ſie? — Es war ihr nicht möglich, die Vergleichung zu enden; ihre Gedanken reichten nicht aus, ihr Bild dem ſeinigen gegenüber zu finden.

Die Folge ihres Geſprächs mit Martin war wohlthätiger, als ſie es gewähnt hatte; er hielt ſich in ſcheuer Ferne vor ihr, und blieb es, bis das Schiff in der Londondock ankerte; da trat er mit den Zollbeamten zu ihr ein und verließ ſie mit dieſen wieder, nachdem ihr Gepäck beſichtigt, der Zoll erhoben und der Paß geprüft worden war. — Sie hörte es leer und immer leerer auf dem Verdeck werden; die

Hoffnung, daß Martin, eingeſchüchtert durch die Furcht, Hochwart zu begegnen, ſich heimlich geflüchtet habe, lockte ſie aus ihrer Kajüte; da ſchreckte der Anblick der unermeßlichen Stadt ſie an; von all' den Millionen Weſen, die unter dieſer Dächermaſſe hauſten, war kein einziges zu ihrem Empfange bereit, und wer verbürgte ihr, daß der Einzige, den ſie ſuchte, ſich unter dieſen Millionen befinde? — Ihre Kraft verſank unter der Schwere dieſer Frage; ſie blickte umher, ob Gott ihr nicht einen Menſchen zum Beiſtand ſenden werde, aber das einzige bekannte Geſicht, welches ihr begegnete, war das des Capitains. Sie bat ihn, zur Ermittelung eines Unterkommens ihr behülflich zu ſein, aber ein Schwindel, als wirbele das Schiff ſich mit ihr, ergriff ſie, als der Capitain ſie ermahnte, nur geduldig die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten, der ſogleich, nachdem es ihm gelungen, eine Gelegenheit nach Edinburg zu finden, kommen werde, um ſie abzuholen.

„Es iſt nicht mein Mann," betheuerte ſie. „Es iſt mein Bedienter." Da lächelte der Capitain ſpöttiſch: „Madam, es iſt meine Sache nicht, mich um

Ihr Verhältniß zu Ihrem Begleiter zu kümmern; ich hab' indeß keine Verbindlichkeit gegen ihn, und will Sie keinesweges aufhalten, wenn Sie den Herren, für deſſen Ehefrau Sie, laut Ihres Paſſes, ſich bekannt haben, hier nicht abwarten wollen; bezahlen Sie mich, und gehen Sie dann nach Belieben, wohin Sie wollen."

Learoſa wankte in ihre Kajüte zurück, um ihr Geld zu holen; aber — ſie fand es nicht. — Sie entſann ſich, daß Martin ihr den Beutel abgefodert hatte, um den Zoll für ihr Gepäck zu entrichten; wiedergegeben hatte er ihr den Beutel ſo wenig als die Päſſe.

Der Capitain war ihr gefolgt. „Tröſten Sie ſich, Madam," begann er; „Ihr Freund trug zu viel Sorge für Sie, um fürchten zu laſſen, daß er nicht wiederkommen werde! Ich hab' ihm einen vernünftigen Menſchen mitgegeben, der bekannt iſt in London, und ihn uns ſicher wieder zurückbringen wird, nachdem er gefunden hat, was er ſucht."

Noch war Learoſa nicht von aller Beſonnenheit verlaſſen; es mußte ja eine Obrigkeit vorhanden ſein, in deren Schutz ſie ſich begeben konnte, und dieſen mußte ſie aufſuchen, ehe Martin wiederkam. Sie beſtand darauf, an das Land geſetzt zu werden, und überließ es dem Capitain, zu ſeiner Sicherheit einſtweilen ihr Gepäck zurückzubehalten. Dieſer prüfte den Inhalt ihrer Koffer, überſchlug flüchtig den Werth der Kleidungsſtücke und Wäſche, erklärte das ihm gebotene Unterpfand zwar außer Verhältniß mit dem Betrage ſeiner Foderung, willigte indeß ein, es vorläufig anzunehmen, und der Ausführung des Vorhabens ſeiner Paſſagierin nicht weiter hinderlich zu ſein.

Learoſa hüllte ſich in ihren Pelz, und folgte dem Capitain auf das Verdeck, der, kaum hier angekommen, ſogleich einen Matroſen ins Auge faßte, und ihn mit den Worten anredete: „Was? Du biſt ſchon zurück? Und wo haſt Du denn Deinen Paſſagier?“

„Den haben Andere, die ihn feſter halten können als ich, Capitain,“ antwortete der Matroſe. „Den haben die Rothröcke gepreßt; ich ſelber hatte Mühe, mich zu gehöriger Zeit zu ſalviren.“

„Haben Sie gehört, Madam, wie es Ihrem

Herrn oder Bedienten, wie Sie ihn nennen wollen, ergangen iſt?“ frug der Capitain Learoſa. „Ja, ja, es iſt eine ſchlimme Zeit hier für gliederfeſte, junge Kerle; er hätte das bedenken ſollen, eh er den Fuß auf engliſchen Grund und Boden ſetzte, daß der König von England gerade jetzt eine Flotte bemannt wider ſeine nordamerikaniſchen Unterthanen, und folglich Matroſen braucht. Nun, den ſind Sie los für immer, Madam; aber Ihres Geldes ſind Sie auch los, und ich das meinige dazu. Wie, zum Teufel, komm' ich jetzt zu meinen Auslagen? Der Plunder in Ihren Koffern erſetzt mir meinen Verluſt nicht zur Hälfte!“

Ohne eines Wortes mächtig zu ſein, ſtarrte Learoſa mit einem Blicke zum Himmel, in welchem es nicht zu erkennen war, ob die Angſt oder die Freude ihn beſeele; und wirklich ſchwankte ihr Herz zwiſchen dem freudigen Gefühle, gerettet zu ſein aus Martin's Händen, und der beängſtigenden Sorge, wie ſie, ohne Geld zu beſitzen, die Mittel finden ſolle, ſich in dieſer Fremde zu erhalten, bis es ihr gelingen werde, Hochwart auszuforſchen, oder — der ängſtliche Ausdruck ihrer Züge wurde vorherrſchend — oder zu erſahren, daß ſie Hochwart vergebens hier geſucht habe.

„Sie ſehen den Himmel an, Madam; er drohet mit Regen,“ ſagte der Capitain. „Wenn Sie für Ihren Pelz noch etwas löſen wollen, ſo dürfen Sie ihn nicht naß werden laſſen. Sie finden ſonſt keinen Käufer dazu. Ich will eben einen Commis nach Marklane*) ſenden, und Ihnen erlauben, gratis mitzufahren bis an den Strand. Gegen Bedrängte muß man nachſichtig ſein und ſuchen, ſie loszuwerden, eh' ſie ſich eingeniſtet haben. Adieu, Madam. Unſere Rechnung iſt quitt.“

Er ging in die Kajüte; zitternd folgte Learoſa dem Commis in das Boot, nahm den ihr angewieſenen Platz ein, und blickte ſtill ſinnend vor ſich nieder. Der Wink, welchen der Capitain ihr gegeben hatte, ihren werthvollen Pelz zu verkaufen, war ihr nicht verloren gegangen; ſie wußte jetzt ein Mittel, ſich über ihre nachdrücklichſten Sorgen zu erheben, und wurde ruhiger.

---

*) Marklane, der Kornmarkt Londons.

Das Boot landete; der Commis ſtieg aus, und ſie, indem ſie ihm folgte, bat ihn, ihr mit ſeinem Rathe hülfreich zu ſein, und ihr einen Käufer zu ihrem Pelze zuzuweiſen. „Ich kenne keinen Kleiderhändler,“ antwortete er mürriſch, und verlor ſich in dem Menſchenſchwarm, von welchem ſogleich ein Haufe roher Kerle ſich absonderte und Learoſa in die Mitte nahm, um ihr ſeine Dienſtleiſtungen aufzudringen. Ihr wurde unbeſchreiblich bange, und ihre Bangigkeit ſtieg, als ſie wahrnahm, daß die Sprache, welche ſie erlernt und für die engliſche gehalten hatte, ſo wenig verſtanden wurde, als ſie verſtand, was dieſe Menſchenclaſſe redete. Sie ſuchte ihren Drängern zu entkommen, aber die Zahl derſelben wuchs immer dichter an um ſie her, und ſchon fühlte ſie den Krampf ihre Füße ergreifen und ſich dem Sinken nahe, als die Landung einiger ſchwerbefrachteter Böte, deren Ausladung den Laſtträgern, welche ſie umringten, einen reicheren Verdienſt, als das Geſchäft, ſie zurechtzuweiſen, verſprach, ſie von dem Haufen befreite. Nur Einer blieb zurück, ein ſchwächlicher Knabe, der mehr Erwerb von der Geſchmeidigkeit ſeiner Füße, als von der Kraft ſeiner Schultern hoffen mochte, und dieſer wich von Learoſa nicht und forſchte ſo unermüdlich nach ihrem Begehr, daß es endlich ihr gelang, ihn zu verſtändigen; er bedeutete ſie, ihm zu folgen und führte ſie in eine ſo enge, krumme Gaſſe hinein, daß der abendliche Himmel hier kaum noch ein Dämmerlicht verbreiten konnte. Es ging fort von Gaſſe zu Gaſſe, und je weiter es ging, je nächtlicher wurde der Himmel; aber ein Lichtmeer, von zahlloſen Laternen aufwärts wogend, machte den Tag entbehrlich. — Langſamer, von Gaſſe zu Gaſſe, wurde Learoſa's Schritt; kaum vermochte ſie noch zu ſchleichen; da ſtand der Knabe an einem ſehr hell erleuchteten Laden ſtill und winkte Learoſa hineinzugehen. Es war ein Kleiderladen und der Händler unverkennbar ein Jude. Sie trug ihm ihren Pelz an; er betrachtete ihn, tadelte und feilſchte. Sie verſtand ihn nicht; er rief einen Gehülfen, dem es gelang, ſich mit ihr zu verſtändigen. Sie nahm das Gebot von zwölf Pfund an, empfing die Banknoten, und wandte ſich, während der Käufer den Pelz zu ſäubern begann, mit der Bitte an ſeinen Gehülfen, ihr ein Bureau nachzuweiſen, in welchem man öffentliche Anzeigen zur allgemeinen Kunde bringen könne. Der Mann war willig, ihren Führer zu unterrichten, und Learoſa folgte dieſem jetzt ſchneller durch das Gaſſenlabyrinth, denn ſie hatte geruht und zitterte vor Froſt. Endlich hatte ſie wieder ihr Ziel erreicht; an den Scheiben einer haushohen Glasthüre las ſie die Worte: „The office of intelligence,“ und erbat, in das Comtoir eintretend, Schreibwerkzeug. Man reichte es ihr und ſie ſchrieb:

„Learoſa, verlaſſen, verfolgt, iſt hier und ſucht Hochwart. Wo? erfährt er in dieſem Comptoir.“

Dieſer Auffoderung ließ ſie die Bitte folgen, eine fremde Malerin zu beſchäftigen, welche in dieſem Bureau zu erfragen ſei, und benutzte dann das ihr noch übrigbleibende Blatt, um an Jakob nach Hamburg zu ſchreiben und ihn aufzufodern, ihr nachzueilen und ſie in dieſem Comptoir zu erfragen.

Sie zahlte dem Beamten die hohe Gebühr, die er foderte, verſprach täglich Nachricht über den Erfolg ihrer Auffoderungen einzuholen, und gebot ihrem kleinen Führer, ſie zu der nächſten Poſtanſtalt zu führen. Der Gang war jetzt ſchwieriger, denn es hatte angefangen zu regnen. Alle Fußgänger beeilten ſich, aber Learoſa war nicht mehr fähig, ſchnell zu gehen; da überholte eine leichtfüßigere Weibsperſon ſie, und in dem Augenblick ſcholl es hinter ihr her: „Haltet ſie! Haltet die Frau auf! Sie hat falſche Banknoten ausgegeben!“ Und ſogleich ward die Flüchtige ergriffen und zurückgeſchleppt; Learoſa hörte ſie betheuern, daß ſie ſeit einem Jahre keine Banknote mehr in Händen gehabt habe, aber ihr Eid fand keinen Glauben; ſie ließ ſich indeß getroſt zurückführen und behauptete, es werde ſich ausweiſen, daß man ſich in der Perſon geirrt, die Unſchuldige ergriffen und der Schuldigen Zeit zum Entrinnen gegeben habe.

Das Büreau der Pennypoſt war nicht ſehr entlegen; Learoſa trat ein, übergab ihren Brief und die gefoderte Banknote. „Nun in ein Wirthshaus, Knabe,“ ſagte ſie. Das Wort „Hotel“ war ihm verſtändlich; das anſtoßende Gebäude war ein ſolches, doch eben als Beide eingetreten waren, erſcholl hinter ihnen wieder das verfolgende Gebrüll: „Haltet das Weib feſt! Ein Weib hat eine falſche Banknote auf der Pennypoſt bezahlt.“ — Die Straße kam in noch lebhaftere Bewegung; der Portier ſtürzte bei Learoſa vorbei, um das Schauſpiel des Auflaufs nicht zu verlieren; da zog der Knabe ſie mit ſich fort, der langen Halle entlängs auf den Hof des Gebäudes, und ſtill ſtehend hob er an: „Miß, ich habe Ihr Leben in meinen Händen; will ich, ſo müſſen Sie hängen, denn Sie ſind's, welche die falſchen Banknoten ausgegeben hat. Nun kaufen Sie Ihr Leben mir ab.“

Er mußte ſich oft wiederholen, eh' er ſich Learoſa verſtändlich machen konnte. „Bube!“ rief ſie, „komm', ich will ſogleich mich ſelbſt angeben; Du haſt mich zu dem Juden geführt, der mir die falſchen Papiere gezahlt hat, Du mußt ihn nennen!“

„Ich hätte Sie zu einem Juden geführt?“ rief der Knabe höchſt verwundert. „Miß, Sie ſind ſehr frech! Aber Sie werden Ihre Frechheit büßen! Wiſſen Sie denn nicht, daß Derjenige, der falſche Banknoten ausgiebt, beſtraft wird, wie der Verfertiger? Auf der Stelle bezahlen Sie mich für mein Schweigen, oder ich zeige an, daß Sie im Intelligenzbüreau und auf der Pennypoſt nachgemachte Papiere gezahlt haben und noch einen ganzen Haufen bei ſich tragen.“

Da griff hinterrücks eine ſtarke Fauſt nach des Knaben Kopf, und ihn bei den Haaren feſthaltend, trat der Portier hervor: „Spitzbube, Du ſollſt hängen!“ brüllte er ihn an; doch mit einem gewaltigen Ruck riß der Bube ſich los; ein Flauſch ſeiner Haare blieb in den Fingern des Portiers zurück, und wie ein Windſtoß war er dieſem unter den Händen entſchwunden.

„Miß, Sie ſind fremd hier, wie ich an Ihrer Sprache bemerke,“ redete der Portier nun die zitternde Learoſa an. „Es wäre traurig, wenn Sie Ihre Unbekanntſchaft mit unſern Einrichtungen büßen ſollten; zeigen Sie mir doch einmal die Papiere, von welchen der Junge ſprach.“

Learoſa nahm keinen Anſtand, dem wohlmeinenden Manne ihre Banknoten zu zeigen, und ihm, während er ſie einzeln prüfte und ohne Ausnahme für falſch erklärte, zu klagen, daß ſie, im Augenblick ihrer Landung von ihrem Bedienten beraubt und verlaſſen, zur Veräußerung ihres einzigen Beſitzthums von Werth habe ſchreiten müſſen, deſſen Käufer ihre Fremdheit zu dieſem Betruge benutzt habe. „Ich beſitze jetzt nichts,“ fuhr ſie fort, „nichts als ein Talent, welches mir meinen Unterhalt zu ſichern verſpricht, wenn ich nur für die erſten Tage geborgen bin. Sollte der Beſitzer dieſes Gaſthofs vielleicht ſo menſchlich ſein, dem unglücklichſten Geſchöpfe auf Gottes Erde ein Obdach zu gewähren, bis einige Bekanntſchaft —“

„Hm, hm, verſtehe,“ fiel der Portier ein. „Freilich, Miß, Ihre Lage iſt bedenklich, denn da Sie den Juden nicht namhaft zu machen wiſſen, der Ihnen dieſe Banknoten gegeben hat, ſo rettet Sie nichts vom Strange, wenn Sie angegeben werden. Doch hoffnungslos iſt ein Mädchen oder eine Frau von Ihrer Geſtalt keineswegs in London. Dies Haus iſt zwar kein Gaſthof, wie Sie vermeinen, ſondern ein Theil der Gebäude der oſtindiſchen Compagnie; aber dennoch wird es Ihnen ein Obdach nicht verſagen, wenn Sie das Glück haben, einem der Herren Secretaire zu gefallen. Iſt's Ihnen gefällig ein=

zutreten bei mir, um die Herren abzuwarten? Sie pflegen freilich erſt nach Mitternacht heimzukehren; doch iſt's ja faſt ſchon elf Uhr." — Er öffnete einladend die Thür ſeiner Loge.

„Menſchen! Menſchen! — O, wär' ich noch ein Thier!" ſchrie Learoſa, und ſtürzte dem Portier vorüber der Straße zu. — „Wohin nun?" frug ſie ſich, kaum fähig mehr, auf den entmarkten Füßen ſich zu erhalten. „Wohin?" frug Jemand hinter ihr. „Zur Pennypoſt, die Sie betrogen haben; kommen Sie."

Es war der verrätheriſche Knabe, welcher ſie geführt hatte und ſie jetzt feſt am Arme hielt. „Kommen Sie, Miß, ich will nicht vergebens meine Zeit verloren haben in Ihrem Dienſt. Bezahlen Sie mich, oder ich will mich durch das Vergnügen bezahlt machen, Sie henken zu ſehen."

„Ich kann Dich nicht bezahlen, ich beſitze nichts," antwortete Learoſa, hinfällig an die Wand eines Hauſes ſich lehnend.

„Ei, Sie haben ja die falſchen Banknoten," verſetzte der Burſche. „Ihnen bringen ſie den Tod;

mich aber henkt man noch nicht, wenn ich ertappt werde bei ihrer Umſetzung. Ich bin noch zu jung; mich deportirt man nur, und darauf will ich's wagen. Her damit."

„Unglücklicher, Du weißt noch nicht, wie fürchterlich Gott iſt, wenn er rächt!" rief Learoſa mit ſchneidendem Tone, und die handvoll Papiere ihm hinſchleudernd, ſchrie ſie: „Erfahr' es, wenn Du den Muth haſt!" und ſtürzte, indem er ſie losließ, um die Zettel aufzuſammeln, von hinnen.

Wie weit, wie lange und wohin ſie ging, das wußte und das kümmerte ſie nicht; für ſie gab es weder Raum noch Zeit, noch Ziel. — Wechſelsweiſe gedrängt von nacheilenden und aus dem Wege geſtoßen von ihr begegnenden Fußgängern, ſchlich ſie immer langſamer dicht an der Häuſerreihe hin, bis nach und nach das Getobe der jagenden Karoſſen in der Straßenmitte, und das Gewühl der Wanderer auf den Seitengängen ſich verminderte und die Gegend öder ward. Die Gaſſe theilte ſich vor ihr; ein Arm wich rechts, der andere links ab. —

„Nicht weiter mehr," hauchte ſie, ſich niederwerſend auf einen bankähnlich gehauenen Stein, deſſen Rückwand das Eckhaus der hier ſich ſpaltenden Straße war. „Nicht weiter mehr!“ wiederholte ſie; „hier will ich mein Schickſal erwarten.“ — Erwarten? — War es denn nicht ſchon vollendet? Stand ſie hier nicht an ihrem Ziele? — Sie überblickte ſchaudernd ihre Lage; der erſte Schritt, der ſie in dieſe fremde Welt führte, hatte ſie in das Netz heimtückiſcher Betrüger geworfen; der zweite hatte ſie eines Verbrechens ſchuldig, und auch hier ihr Leben zu einem verwirkten gemacht; ihr mit falſchem Gelde bezahlter Brief ging nun nicht ab; Jakob wurde nicht gerufen und konnte alſo nicht zu ihr kommen. Ihre Auffoderungen wurden nun nicht gedruckt, folglich erfuhr Hochwart nichts von ihr, und Niemand konnte ſie berufen zur Arbeit. — Es gab nirgends eine Hoffnung mehr für ſie. Sie nahm in immer dumpferem Geiſtverſinken Abſchied von all' den Lichtpuncten, die wie einzelne Inſelchen hervorragten aus dem dunkeln, hinter ihr liegenden Meere; da beleuchtete ihren matten Blick die Erinnerung an jene Nacht ſich, welche ſie, auf der Gränze ihrer Kindheit ſtehend, mit Roderiken gemeinſchaftlich durchgrübelt hatte, um das Räthſel der Unſchuld zu enträthſeln. Es war nämlich die Ähnlichkeit ihrer Lage mit der jener tugendhaften Tochter, deren Geſchichte ſie Roderiken damals erzählt hatte, dieſe Ähnlichkeit war es, der ſie ſich jetzt entſann. Eben ſo hoffnungslos wie ſie jetzt, vielleicht auf dieſer ſelbigen Stelle, hatte jene Unglückliche geſeſſen, verzagend hinausſtarrend wie ſie in die lichtloſeſte Nacht; und doch hatte Gottes Liebe dieſer Verzagenden eine neue Sonne heraufgeführt über ihr ſonnenloſes Leben. — Doch ſchnell verſtob der Hoffnungsſchimmer der vor Learoſa's Auge zu flimmern begonnen hatte; wie konnte ſie mit dieſer tugendhaften Tochter ſich vergleichen, die, um dem höchſten Zwecke ihr höchſtes Gut zu opfern, die Sünde geadelt hatte? — Wie konnte ſie hoffen, begnadigt zu werden von Gott, wie jene Seelenreine, ſie, die ihre Tugend, ihre Unſchuld, gleich den läſtigſten Bürden, von ſich geworfen, und dieſe Hüter ihres Lebensglücks zu Würgengeln fremden Glücks und fremden Lebens gemacht hatte? — Ihre Vergehungen traten, ſie anklagend, zwiſchen ſie und

Gott. — Ihr erſtes Verbrechen hatte das Band zerriſſen, welches ihre Schweſter an Hochwart und an das Leben knüpfte; ihr war der erweckte Strafengel vorübergegangen, um ſeine Hand auf ein ſchuldloſes Haupt niederfallen zu laſſen; und ſie, ungewarnt durch den Anblick des Rächers, der in ſeiner vollen Furchtbarkeit ihr erſchienen war, hatte ihr Gewiſſen betäubt, um zum zweiten Male deſſelben Verbrechens ſchuldig zu werden. Die Sünde war ihr lieb geworden; entfernter ſtand ſie Gott ſeit ihrem Fall — näher den Feinden der ſegenbringenden Werkzeuge Gottes — ja, ſie ſelber war eine Feindin derſelben geworden.

Sie hatte in der Angſt die Hände zu falten geſucht, als ob das Gebet ſie Gott nähern ſolle; aber der Krampf, der ihre Lippen zuſammenkniff, wirrte ihr auch die Finger in einander; der Froſt, in welchem ihre Füße auf den Flieſenſteinen verklammten, ſtieg fühlbar aufwärts ihrem Herzen nah. „Das iſt der Tod!" ſagte ihre Hoffnungsſtimme, aber eine andere ſchrie ihr zu: „Stirb nicht! Dir wäre der Tod, nur als ein ewiger, Ausfluß des göttlichen Erbarmens! Was kann der Tod Dir — was kannſt Du durch den Tod werden? Lebe, bis Du aufgehört haſt, Dämon der Lebendigen zu ſein!"

„Leben, o du fürchterliches Leben hier und dort!" jammerte ſie; aber der Nachhall der letzten Mahnung, die ihr guter Geiſt an ſie gerichtet hatte, als er die Todeshoffnung ihr nahm, drang wieder ihrer Seele zu. „Ja, ich will leben," ſo verwandelte ſich der Jammerton ihrer Stimme. „Gott iſt ja barmherzig, wenn er mein Leben friſtet, damit ich hier mich reinige, um dort eine Mitgenoſſin der Seligkeit reiner Seelen zu werden. Ja, ſei barmherzig, Gott, gegen mich, barmherziger, als du warſt gegen den Unſeligen, der ſeiner letzten Laſterthat froh in ſeiner Verteufelung ſein Herzblut verſpritzte unter Hochwart's Händen. Ich will nicht mehr flehen: Nimm das Leben von mir mit ſeiner Laſt. Ich will leiden — büßen — will Dir mich nahen durch Leiden!"

Sie blickte, wie beruhigt, vor ſich nieder; aber ihr Herz ſollte nicht ruhen; eine neue Marter fiel es an. „Was ich gethan habe?" frug ſie ſich, „wird's denn ungethan durch das Leid, das ich dulde? Die

Todten, die ich gebettet habe unter der Erde — erwecke ich ſie durch meine Reue? — Die Thränen, die ich entpreßt habe, trocknet ſie mein Seufzer? — Nein, ich kann den Todten ihre Todespein, den Lebenden ihre Lebensqual nicht vergüten. Es war Wahnſinn von mir, Hochwart zu ſuchen; und wenn ſeine Liebe ſich in Abſcheu wandelt, kann mich das retten und reinigen, kann ihn das Gott näher bringen und den Menſchen? — O, möge Gott ihn bewahren vor meinem Anblick, und mich — mich vor dem ſeinigen!“

In der Ferne erhob ſich Geräuſch; näher kommend ward es lärmend. Learoſa erſchrak; es war, ſeit ſie hier ſaß, ſo ſtill in dieſer Gegend geweſen, als werde es hier zeitiger Nacht, als in den hellern Gaſſen, den ſie entronnen war. Sie hörte jetzt deutlich Stimmen, deren Ineinandergellen einen Haufen Zankender verrieth; ſie unterſchied, daß einige Männer einer Bande lockerer Weibsperſonen ſich zu erwehren ſuchten, von welchen ſie anfallen ſein mochten. Um ihnen Raum zum Vorüberzuge zu machen, erhob Learoſa ſich mühſam und ſchwankte um die Ecke;

doch grade hieher wandte der Schwarm ſich, und grade, als die nachtwandelnde Geſellſchaft ſie erreicht hatte, fiel der Lichtſchein der nahen Laterne auf ihr Geſicht. Einer der Männer umfaßte ſie, blickte ſie prüfend an und rief, indem er ſie mit ſich fortriß, ſeinen Umſchwärmerinnen zu: „Aus dem Wege, Ihr unverſchämten Nachtvögel; ſeht, dieſe, die ſich verkriecht, die lockt an, während Ihr zurückſtoßt. Packt Euch, dieſe will ich mitnehmen.“

Da warf, wie einem verabredeten Signale gehorchend, der ganze Schwarm der Gaſſendirnen ſich auf die unglückliche Learoſa. Der Mann, der ſie ergriffen hatte, wurde gewaltſam durch ſeine vorſichtigen Begleiter fortgezogen, und überließ ſie ihrem Schickſal. Eine ſchmutzige Fauſt riß ihr das Buſentuch ab; eine zweite wickelte ihre flatternden Locken ſich um die Finger; eine dritte zerrte an ihrem Gewande; es zerriß, und ihr Hülfsgeſchrei übertönte das gellende Schimpfen der eiferſüchtigen Mänaden, welche der vermeintlichen Brotdiebin das Handwerk auf immer legen zu wollen ſchienen.

Plötzlich unterbrachen die Luſtdirnen ihren Kampf;

ſie verſuchten auseinander zu ſtieben, aber es gelang keiner, die Kette handfeſter, bewaffneter Männer zu durchbrechen, welche ſie umzingelt hatte. Alle — Learoſa mit ihnen — wurden hinweggetrieben. — Nun erhob ein faſt einſtimmiges Geheul ſich, welches aber bald nach einer Troſtſtimme ſchwieg, die mit folgenden Worten ſich erhob: „Was heult Ihr? Lacht wie ich! Adieu Du Luſt von London! Jetzt geht's nach Kanada!“ — „Nach Kanada? In's Ehebett?“ frug eine andere. „Freilich,“ ſchrie die Erſte. „In London ſind wir kaum mehr den Matroſen gut genug; jetzt muß ein ehrlicher kanadiſcher Alderman dem weiſen Lord Chatam Dank ſagen für die Mühe, die Seine Herrlichkeit ſich giebt, die londoner Straßen zu fegen, damit der Papa ſich die Schwiegertochter ausſuchen könne unter dem Auskehricht.“

Ein nahe gelegenes Gebäude empfing die Eingefangenen; man trennte ſie; Learoſa wurde einem Gemache zugewieſen, deſſen Bewohnerinnen die neue Kumpanin jubelnd empfingen, und ſie über ihr Mißgeſchick mit der Ausſicht auf das Freudenleben tröſteten, welches ihrer in Kanada harre. Und nun empfing Learoſa ſehr umſtändlich die Kunde, daß es den zahlreich nach Kanada ausgewanderten Coloniſten an Frauen gebreche, daß nämlich die Angeſeſſenen am Lorenzfluſſe das Mutterland um eine Sendung Weiber angeſprochen, und daß Lord Chatam einen Parlamentsbeſchluß durchgeſetzt habe, kraft deſſen die Straßen Londons zu Gunſten der heirathsluſtigen Jünglinge Kanada's geſäubert werden ſollten. Sie erfuhr ferner, daß ſeit dem Anfange des gegenwärtigen Winters dieſe Dirnenpreſſe begonnen habe, und alle ihre Genoſſinnen wetteiferten, ſie durch die Verſicherung mit ihrem Geſchick zu verſöhnen, daß der geringſte Kanadier wie ein britiſcher Lord lebe, und daß es ihr vielleicht gar beſchieden ſein könne, einſt als die Wittwe eines kanadiſchen Nabobs zurückzukehren, wenn ſie nämlich das Glück habe, bei der öffentlichen Ausſtellung in Quebek oder Montreal das Auge eines Goldgrubenbeſitzers vorzugsweiſe auf ſich zu ziehen.

Die Nacht, welche auf Learoſa lag, verfinſterte ſich noch drückender unter dieſer neuen Lage von niegeahneten Wolken. Dieſem Auswurfe des menſchlichen Geſchlechts beigezählt, und – wie das Thier dem Thiere — einem Manne zugeworfen zu werden — ha, welche entſetzliche Strafe für den längſt verflogenen Wahnſinn ihrer Männerfeindſchaft! „Nur das nicht, du rächender Gott!“ flehte ſie. „Der Mann, in deſſen Hände du mich werfen willſt, iſt ja dein Kind! Du willſt ihn beglücken! — und ich — ich mit meiner kranken Seele, mit meinem zerrütteten Körper — wen könnt' ich beglücken? — Dieſe Geſchöpfe ſind edler als ich! Sie haben nur unreine Hände; die meinigen ſind blutig! Sie trieben ihr ſchändendes Handwerk öffentlich, und ihr Locken war eine Warnung vor ſich ſelber; ich trieb das Laſter in noch ſchändenderer Verlarvung, und log, um nicht hinwegzuſcheuchen durch mein verſtecktes Selbſt, mir die Geſtalt einer Andern an! Ich bin ehrloſer als dieſe ſind! — Welchen Mann könnte Gott ſtrafen wollen durch die Wahl eines Weſens wie ich bin? — Aber es iſt wohl nur eine Verſuchung, der Gott mich unterwirft, um mich zu prüfen, ob ich fähig ſei, ſehnſüchtig nach einem Aſyl, meinen Verbrechen ein neues hinzuzufügen; ja, gewiß, es iſt nur eine Verſuchung, aber ich will ſie beſtehen; ich will mich beugen unter der Laſt, die ich von mir warf, als ich flüchtete vor meinen Verfolgern; ich will mich zurückſchleudern laſſen in ihre Hände.“

Als am nächſten Tage einige Beamte des Hauſes erſchienen, um ſich mit den Verhältniſſen der in der verwichenen Nacht eingefangenen Dirnen bekannt zu machen, da nannte Learoſa ſich ihnen, erzählte, wie ſie als Flüchtlingin, um ſich vor einer Unterſuchung zu retten, Deutſchland verlaſſen habe, hier beraubt, in den Straßen irregeführt worden und unter dieſe Dirnen gerathen ſei. Sie legte Einſpruch wider das gegen ſie beobachtete Verfahren ein, und foderte Zurückſendung nach Deutſchland.

Der Beamte hatte, nachdem er ihren Namen in ſein Buch eingetragen, nur mit halbem Ohre auf ſie gehört. „Sind Sie verheirathet?“ frug er, und ſagte, als Learoſa die Frage verneinte: „Nun, dann iſt das gegen Sie angewandte Verfahren auch völlig geſetzlich. Sie ſind als öffentliche Störerin der nächtlichen Ruhe, in einer Schlägerei begriffen, aufgefangen worden. Mit Ihrer Zurückſendung nach Deutſchland können wir uns nicht befaſſen, und

Märchen wie das Ihrige wiſſen alle Luſtdirnen zu erzählen.“

Vergebens betheuerte Learoſa, daß ſie kein Märchen erzähle. „Gleichviel,“ ſagte der Beamte. „Eine Gräſin, welche in dieſer Geſellſchaft, in ſolcher ihr Handwerk bekundenden Kleidung, ohne den allergeringſten Ausweis über ihre Berechtigung, eine Ausnahme von der Regel zu verlangen, Nachts auf der Straße gefunden wird, eine ſolche Gräſin gehört ohne Widerſpruch in die Claſſe der kanadiſchen Bräute. Es iſt ſchon manche Gaſſendirne gehenkt worden, die ein adliches Wappen aufzuweiſen hatte.“

„Aber Sie belaſten ſich mit einer Sterbenden; ich bin krank!“ rief Learoſa, kaum noch fähig, die ſchwindenden Sinne zu ſammeln.

„Die Luft von Kanada thut Wunder,“ rief ſpöttiſch der abgehende Beamte ihr zurück, „und die kanadiſchen Männer haben ſich ſchon als Heilkünſtler an den ſiechen Weibern bewährt, die in unſeren Hoſpitälern ſich nicht reinigen konnten von dem Gifte, das ſie eingeſogen hatten in Londons Freudenhäuſern.“

„So ſoll es denn ſein! Es iſt Gottes Wille!“

brach Learoſa's Jammer laut aus, aber auch ſchreiender ſcholl das Gelächter der verworfenen Geſchöpfe um ſie her, deren höhnender Jubel den Triumph, über die Herabſchleuderung einer Bevorzugten in den Schmutz ihrer eigenen Atmoſphäre, feierte. — Learoſa hörte auf zu jammern; die rohe Luſt dieſer Elenden, ſtatt ſie niederzudrücken, regte zum erſten Male ſeit langer Zeit wieder ein erhebendes Gefühl ihr auf. „O Gott, ich bin doch noch minder tief geſunken als dieſe!“ rief ihr erwachendes Bewußtſein. „Das Schickſal, welches dieſe Geſchöpfe erhebt, beugt mich! — Ich will es tragen!“

Von nun an wurde ſie ruhiger, und nun entwickelte ihrem Blick die furchtbare Weisheit des Lenkers ihres Geſchickes ſich, der dieſe Strafe auserſehen hatte für ſie, damit ſie vergelte an den Lebenden, was ſie verbrochen an den Todten.

Sie ward jetzt ſehr ſtill; man hörte ſie nicht klagen; nur zuweilen ſchrie eine ihrer Gefährtinnen des Nachts ſie an, durch ein unbezwinglich hervorbrechendes Schluchzen die Ruhe nicht zu ſtören; ſie gewann es endlich auch über ſich, lautlos zu weinen, aber der Kampf erſchöpfte ihre Kräfte; ſie ward hinfälliger von Morgen zu Morgen; Niemand bemerkte es, denn Niemand achtete der Stummſten dieſer Verworfenen.

Der Flotte, welche im Frühling des Jahrs 1775 die Küſte Englands verließ, um unter den Generalen Howe, Bourgoyne und Clington dem britiſchen Heere Verſtärkungen nach dem empörten Nordamerika zuzuführen, war auch das Transportſchiff angeſchloſſen, welches die Beſtimmung hatte, die kanadiſchen Anſiedler mit Frauen zu verſorgen, und, nach bewerkſtelligter Umſchiffung der großen Bank von Terreneuve, ſich von der Flotte abzuſondern, um ſelbſtändig den Weg nach der Mündung des Laurenzfluſſes einzuſchlagen. — Dieſe Beſtimmung änderte ſich jedoch auf der Höhe von Cap Corſo; ein Kriegsſchooner hatte bedeutende Havarie erlitten, die Bemannung, ſo wie die Befrachtung deſſelben, mit Einſchluß einiger auf Neu-Foundland aufgegriffenen Verdächtigen, mußte jetzt von dem Transportſchiffe aufgenommen werden, und dieſes, ſtatt nach Quebek zu ſegeln, nach Boſton, dem Herde des Aufruhrs, der Flotte folgen, wohin dieſe vorauseilte, ohne durch die unvermeidliche Zögerung des nun ſehr befrachteten Laſtſchiffes ſich aufhalten zu laſſen.

Jauchzend begrüßte der Schwarm der Dirnen die aus allen Weltgegenden zuſammengerafften Helden, welche das dreiundſiebzigſte Regiment bildeten, und den freudigen Willkommgruß erwiedernd, wahllos, wie der Zufall Jeden greifen ließ, in die kanadiſchen Bräute einſtweilen ſich theilten. Die Gier nach thieriſchem Genuß, gezwungen in Schranken zu bleiben während der langen Dauer der Seefahrt, brach jetzt zügellos vor. Die Offiziere wandten ſich ab und ſchwiegen. — Da ward durchdringender als das Gewieher der lärmende Stimmenwechſel zweier, um eine Beute einander Befeindender laut; Gefahr verkündendes Säbelgeklirr rief einen Mitſhipmann zur Beilegung des Zwiſtes; er fand ein todtbleiches, augenſcheinlich krankes Weib, um deſſen Beſitz zwei Soldaten mit einander kämpften. „Kerle, ſeid Ihr von Sinnen?“ ſchrie er. „Wimmelt das Schiff nicht von Geſunden, und Ihr wollt, einer halben Leiche wegen, Euch die Hälſe brechen?“

„Sir, ich war der Letzte an Bord und fand keine Geſunde mehr für mich,“ ſchrie der Eine der beiden Kämpfer, „darum mußt' ich nehmen, was ich fand, und plötzlich kommt dieſer Milchbart und —“

„Sir, es iſt meine Frau!“ ſchrie der Milchbart einfallend. „Ich laſſe ſie mir nicht nehmen, und ſollt' ich Mord und Todtſchlag begehen, um ſie zu behaupten.“

„Freilich, Macklas, dem Manne mußt' Du weichen, das verſteht ſich von ſelbſt,“ entſchied der Midſhipmann und befreite den vorgeblichen Ehemann der Kranken von ſeinem Gegner.

„Learoſa! Du biſt unter Dieſen?“ rief der Zurückbleibende. „Dich wollen ſie nach Kanada ſchleppen? — Nimmermehr! So lang' ich Arm und Fuß noch bewegen kann, ſoll keine Hand Dich anrühren! Ich muß Dich retten! Binnen wenig Tagen werden wir Anker werfen vor Boſton; Du erklärſt, daß Du meine Frau biſt; dann müſſen ſie Dich an's

Land ſetzen mit mir, und wir gehen über zu den Rebellen bei der erſten Gelegenheit.“

Der Anblick des Stifters ihres Unglücks, der Anblick Martin's, hatte Learoſa mit entnervender Gewalt ergriffen; aus ihrer Bruſt, vom Krampf zuſammengezogen, entwickelten ſich, kaum verſtändlich, die Worte: „Laß mich, ich bin dem Tode nah'; ich werde weder in Kanada, noch mit Dir in Boſton an's Land treten.“

„Du wirſt nicht ſterben! Du biſt nur ſeekrank; die Landluft wird Dich heilen!“ betheuerte Martin. „Aber Du mußt mit mir an's Land gehen. Ermuntere Dich; ſteh' auf; folge mir zu meinem Hauptmann und ſag' ihm, daß ich Dein Mann bin.“

„Nein, nein!“ ſtieß Learoſa gellend aus der kranken Bruſt hervor; da fing die Wuth zu glühen an in Martin's Auge. „Nein, ſagſt Du? — Und ich ſage Ja! Du mußt', oder — Du vergiß'ſt, daß Dein Leben in meiner Hand ſteht!“

„In Gottes Hand!“ hauchte Learoſa und krümmte ſich ſchmerzhaft zuſammen. Martin ergriff ihre Hand; ihr gebrach die Kraft, ſie ihm zu entziehen. „Liebe, geliebte, theure Learoſa, ſieh' nicht weg von mir, ich werde Dich ja nicht verrathen; ich würde mich ſelber ja angeben, wenn ich Dich verriethe. O, wenn Du wüßteſt, was ich gelitten habe, ſeit ich Dich verließ und die Rothröcke mich preßten, Du würdeſt mich lieben! Wahnſinnig hat der Gedanke mich gemacht, daß Hochwart — aber wo iſt Hochwart? Hat er Dich gefunden?"

„O, Hochwart!" bebte der ſeelenzerreißende Schmerz in Tönen von Learoſa's Lippen. Dieſer Ton waffnete Martin's Eiferſucht wieder. „Du liebſt ihn noch? — Du liebſt mich nicht? — Ha, Du ſollſt ihn laſſen, und mein werden, und müßt' ich Dich zerfleiſcht aus ſeinen Armen reißen!"

Der Trommelruf rettete Learoſa für den Augenblick. „Das iſt Appel!" fuhr Martin auf. „Ich muß fort; heute komm' ich nicht wieder; der Dienſt ſteht an mir; aber morgen, morgen mußt Du erklären, mein zu ſein, oder ich entlaufe und folge Dir nach Kanada zu den Wilden — in's Grab!"

„In's Grab, in's Grab!" ſtammelte Learoſa ihm nach. — „Und Du mit mir; Du mein Genoß, wie hier, ſo in Ewigkeit! O, Jeſus, Jeſus, jetzt weiß ich, was Verdammniß iſt: an dieſen Teufel gekettet ſein und Teufel zu werden wie er iſt!" — Da verſtummte ihre Angſtſtimme vor der Mahnung ihres Gewiſſens: „Wer hat ihn denn zum Teufel gemacht, als ich ſelbſt? — Ich, die ich ihn hineinblicken ließ in das Gewebe meiner verrätheriſchen Pläne und Thaten? — Ich, ich hab' ihn losgeriſſen von Gott! Ich muß büßen, für ihn durch ihn, und — mit ihm!"

In ſtetem Wechſel ihres Entſetzens mit dumpfer Fühlloſigkeit verſloß ihr die Nacht; der grauende Morgen löſ'te Martin von den Feſſeln ſeines Dienſtes, um ihn von Neuem an ſie zu ketten. Die Stimmung, mit welcher ſie ihn empfing, war die einer Sterbenden. „Martin, ich habe Dich an den Höllenrand gedrängt," wimmerte ſie. „Sei barmherzig gegen mich; gieb Dein Hoffen auf; laß Dich retten durch mich; weiche von mir."

„Nein, ich weiche nicht von Dir! Ich gebe mein Hoffen nicht auf! Ich will Dich beſitzen, und müßt' ich durch einen Meineid Dich gewinnen!" ſchrie Martin und ſtürmte von dannen. Nach kur=

zer Zeit kam er wieder; mit ihm der Hauptmann ſeiner Compagnie.

„Dies iſt meine Frau, Herr Capitain," hob er an. „Ich will einen Eid leiſten, daß ſie es iſt, aber ſie verleugnet mich, weil ſie in Kanada auf ein größeres Glück hofft, als ein britiſcher Füſelier ihr bieten kann. Ich verlange —"

Der Capitain fiel ein: „Du verlangſt, daß ſie Dir ausgeliefert und nicht nach Kanada geſchickt werde; das ſoll geſchehen, darauf nimm mein Wort."

„Er iſt nicht mein Mann, er iſt mein Bedienter, der mich verließ mit —"

Hier wurde Learoſa unterbrochen; ein Segel, vom Feſtlande kommend, ward ſignaliſirt. „Das kann nur ein Schiff der Rebellen ſein!" murmelte der Capitain, und eilte auf's Verdeck; die wirbelnde Lärmtrommel zwang Martin, ihm zu folgen.

Die Bemannung ſtand zum Empfang der Rebellen bereit; die Matroſen hingen in den Tauen, die Weiber waren in den Unterraum geſperrt, und tiefe Stille herrſchte oben. — Der Schooner flog näher und entfaltete die britiſche Flagge. Ein jubelndes Hurrah empſing ihn, und augenblicklich kam es zwiſchen ſeinem Befehlshaber und dem Führer des Transportſchiffes zur Verſtändigung über das Räthſel ſeines Erſcheinens; der Admiral hatte nämlich bei dem gegenwärtigen Stande des Windes die Paſſage des zur Boſtonbai führenden Kanals ſo ſchwierig gefunden, daß er es räthlich erachtet, dem zurückgelaſſenen ſchwerfälligen Fahrzeuge eine Verſtärkung an Matroſen zuführen, und dagegen die Zahl der auf demſelben befindlichen Soldaten verringern zu laſſen. Der Schooner hatte den Auftrag, dieſen Umtauſch zu bewirken.

Während die beiden Schiffe, dieſer Beſtimmung gemäß, ihre Bemannungen wechſelten, ſtand Martin, den das Loos mit traf, gegen einen Matroſen ausgetauſcht zu werden, vom Dienſt gefeſſelt, unterm Gewehr; da — beinah machte der Schreck ihn unfähig, das Mordwerkzeug feſt zu halten — da erkannte er unter den Ankömmlingen — Jakob, der gleichzeitig auch ihn in's Auge faßte, und, all ſeiner Dienſtpflichten vergeſſend, aus der Reihe, die der Befehlshaber muſterte, ſprang, um mit Fragen nach

Learoſa auf Martin einzubringen. Er ward heftig zurückgeriſſen in das verlaſſene Glied, und die Strenge der Seekriegszucht zwang ihn, Martin aus den Augen zu laſſen, der in ſtillem Ingrimme ſeinen Finger auf der Spitze ſeines Bajonettes tanzen ließ, und ſich des Gedankens nicht erwehren konnte, daß es ſcharf genug ſei, ihn eines Jeden zu entledigen, der zwiſchen ihn und ſein Ziel ſich drängen ſollte.

Bis zur Wildheit erhitzt durch dieſen Gedanken, begab ſich Martin, nachdem ſein Dienſt geendet hatte, zu Learoſa; ihr todtenbleiches Antlitz war die Gorgona, deren Anblick den Geiſt der Verwilderung lähmte, der aus ſeinen Augen glühte; er warf ſich nieder zu ihr, aber ſie entriß ſich ihm, und raffte mit Anſtrengung ſich auf, um zu entweichen. „Bleib, um Gottes willen, bleib!“ ziſchelte er, ihr den Weg vertretend, um ſie zu verhindern, Jakob's anſichtig zu werden. „Bleib! Du ahneſt nicht, welches Unglück Du ſtifteſt, wenn Du Dich blicken läßt dort oben; bleib hier unten, nur zwei Tage lang noch, dann will ich Dich retten. Sei eingedenk Alles deſſen, was ich gethan und gelitten habe für Dich, und vergilt mir! Ich habe ja alle Deine Sünden auf mich genommen, und will ſie tragen und verantworten bei Gott, aber mein mußt Du ſein und bleiben, und ſollte ich dem Teufel meine Seele verſchreiben, und Dich mit mir hinabziehen müſſen in den Pfuhl der ewigen Verdammniß!“

„Das haſt Du ſchon gethan, Du Teufel!“ ſchrie Learoſa, die letzte Kraft ihres Athems an dieſen Aufſchrei verſchwendend. „Gott hat mich verlaſſen, denn er hat mich in Deine Hände gegeben!“

Da drang der Lärm eines treppabpolternden Fußtrittes in ihr ſterbendes Ohr. „Das iſt ihre Stimme!“ hörte ſie ſchreien, blickte auf, und vor ihr ſtand Jakob. — „Sie? — Sie ſind's? — In dieſem Zuſtande? — Unter dieſen Creaturen?“ — Learoſa's Kniee knickten ein, und ihm die Arme entgegenſtreckend, lallte ſie, auf Martin deutend, der mit dem Blick eines feigen Banditen zurückgetreten war: „Der — der — hilf mir!“

„Ja, ich will Ihnen helfen!“ ſchrie Jakob, ſeine Flaſche hervorziehend, um ihr die Schläfe mit Branntwein zu waſchen; da fiel Martin ihm in die Arme und kreiſchte mit gepreßter Stimme ihm in's Ohr: „Du, ehe Du ſie erweckſt, höre mich an: ich nur, ich kann ſie retten! Sie muß verderben ohne meine Hülfe; aber ſie will meine Hülfe nicht! — Laß ſie jetzt und höre mich; ſie iſt Nachts in London auf der Gaſſe aufgegriffen worden unter dieſen liederlichen Dirnen, und befindet ſich gleich ihnen auf dem Wege nach Kanada, um dort ausgeboten zu werden an die weiberbedürftigen Coloniſten. Nichts kann ſie retten, als die Erklärung, daß ſie ſchon verheirathet ſei, und das habe ich erklärt! Sie gilt für meine Frau, und dafür muß ſie gelten, bis wir ausgeſchifft werden, ſonſt rettet ſie nichts von Kanada. Wenn wir aber ausgeſchifft ſein werden, dann wird ſich auch ein Augenblick finden, der uns günſtig iſt, überzugehen zu den Rebellen, und dann, wenn ich ſie gerettet habe, dann ſoll's in ihren Willen geſtellt ſein, ob ſie —"

Learoſa ließ ihn nicht enden; unter dem naſſen Tuche, welches Jakob auf ihre Schläfe gedrückt hatte, war ſie zu ſich gekommen; ſie ſtieß es hinweg, ſtarrte Martin mit einem Blick voll Entſetzen an und kreiſchte: „Nein! nein! Nach Kanada, zu den Menſchenfreſſern, nur fern — fern von dieſem Seelenvernichter! Jakob, befreie mich von ihm!“

Da drang Martin wie ein Raſender auf ſie ein. „Befreien?“ ſchrie er, „Dich von mir befreien?“— Er drückte die Fauſt an Learoſa's Kehle, zog mit der andern Hand ſeinen Pallaſch, ſchwang ihn gegen Jakob und brüllte ihm zu: „Tritt einen Schritt näher, und ich würge ſie und morde Dich!“

Der Lärm, der ſo heftig die ordnungsmäßige Stille unterbrach, war glücklicherweiſe zu den Ohren der Wachtpoſten gedrungen. Das eilfertige Nahen Bewaffneter rief den Tobenden zur Beſinnung; er ſteckte ſchnell den Pallaſch ein und trat einige Schritt zurück. Unter den Kommenden befand ſein Hauptmann ſich, der nach der Veranlaſſung des Tumults forſchte. „Meine Frau,“ hob Martin an; doch ſchnell fiel Jakob ein: „Es iſt nicht ſeine Frau, es iſt die Gräfin von Rottingerode aus Sachſen; er und ich gehörten zu ihrer Dienerſchaft; welche Mittel er angewendet hat, ſie in dieſe Lage zu bringen, das weiß ich nicht; ich wurde gepreßt, als ich, ihr nacheilend von Hamburg nach London mit ihrem zurückgelaſſenen Schmucke, Englands Boden betrat. Hier" er riß ſeine Kleidung auf — „hier iſt ihr Schmuck; das Petſchaft an dieſer Uhr trägt ihr Wappen! — Gräſin, reden Sie, fodern Sie ſtandesmäßige Behandlung und Zurückſendung nach Sachſen; Sie haben dort nichts mehr zu befürchten; der Knabe, für welchen Ihre Feinde arbeiteten, iſt todt! Niemand taſtet Ihr Eigenthum an. — O, Gott! hätten Sie ſich doch nicht fortreißen laſſen zur Flucht aus Hamburg von dieſem Buben!"

Jakobs heftiglaute Rede hatte faſt alle Offiziere der Bemannung des Schiffs um ihn verſammelt, und Alle, von den ſeltſamen Abenteuern, welche dieſe bisher ſo wenig beachtete Kranke erfahren haben mußte, zur lebhaften Theilnahme angeregt, drangen mit Beſtürmungen ein auf Martin, ein Bekenntniß der Frevel abzulegen, welche er an der Gräſin verübt hatte, während der Capitain befahl, der unglücklichen Dame ſogleich ein anſtändiges Gemach anzuweiſen. Da brach, als Jakob im Begriff war, Learoſa zu entfernen, Martin los: „Halt! nicht von der Stelle! Meine Herren, es iſt wahr; dieſe Dame iſt die Gräfin Learoſa von Rottingerode, aber — dennoch bin ich ihr Gatte! Ich, ihr ehemaliger Bedienter! — Wo ſie iſt, da gebührt auch mir das Recht zu ſein! — Soll ich noch weiter reden, Frau Gräfin? — oder räumen Sie ein, daß ich wahr geſprochen habe?" —

„Nein, und wenn die Lüge meine Lebensretterin werden ſollte, ich lüge nicht!" rief Learoſa feſt, „Dieſer Bube iſt der boshafteſte Betrüger! Es giebt kein Elend, welchem er mich nicht preisgegeben hätte! Ich mag ihn nicht ſehen, nicht hören! Man wird mich befreien, hoffe ich, von ihm."

„Ja, das glaub' ich, daß ſie zu hören ſich ſcheut, wenn ich rede von ihr," ſchrie Martin. „Aber nun gerade ſoll ſie mich hören. Meine Herren, dieſe Frau Gräfin iſt Mutter, und iſt — Mörderin des Kindes ihres Bedienten. — Ich — der Vater — fodere Gerechtigkeit!"

In Jakob's Innerm entbrannte eine ihm fremde Leidenſchaft, die Rachluſt. Mit dem martervollſten Tode hätte er die Luſt, Martin zu würgen, büßen mögen. — „Meine Herren, auch ich ſodere Gerechtigkeit!“ rief er. „Dieſer Böſewicht iſt ein Meuchelmörder! Ich klag' ihn an auf den Tod!“

„Ja, ich bin ein Meuchelmörder!“ brüllte Martin. „Ich will ſterben auf dem Schaffot, aber ſie ſoll mit mir ſterben, denn ſie — die Mörderin, die Vergifterin meines Kindes, ſie hat mich verführt, ihren Feind zu morden. — Ich bin Gefangener auf den Tod! Hier iſt mein Pallaſch. Aber auch ſie ſoll angeklagt ſein auf den Tod!“

Martin wurde der Wache übergeben, und Learoſa, mehr getragen als geleitet, einſtweilen in die Kajüte des befehlführenden Offiziers gebracht; aber nur ihr Körper war kraftlos; frei und mit ruhigem Blick überſchaute ihr Seelenauge den Weg der Nemeſis, unter deren Fußtritt ſie ſeufzte. Sie verbot Jakob, mit Fragen über das Verhängniß in ſie zu dringen, welches ſie dieſen Dirnen beigeſellt hatte, und die Übereilung ihrer Flucht aus Hamburg zu beklagen, welche Hellerbruths Reiſezweck vereitelt und ſie beiſtandslos in Martin's Hände geliefert hatte. „Iſt's denn wunderbar,“ frug ſie, „daß ein über mir hängendes Gewicht endlich herabgeſtürzt iſt auf mich, nachdem ich ſo lange daran gezerrt hatte? — Was mich getroffen hat, das mußte mich treffen. Die Männerfeindin mußte Menſchenfeindin werden, als ſie ihr eignes Geſchlecht in ſeiner Entartung kennen lernte; und die Menſchenfeindin mußte zur Selbſtverächterin werden, als ſie ſich ſelbſt unter den Geſunkenſten beider Geſchlechter ſah; und die Selbſtverächterin mußte ſich ſelber und der Welt zum Teufel werden, und Teufel bilden aus Menſchen. — O, Jakob, jetzt fang' ich an, die Verzweiflung der Teufel zu fühlen, die auf unermeßlichen Umwegen ſie wieder zu Gott führt."

„Ach lieber Gott! nun iſt's aus mit ihr; das Unglück hat ihr den Kopf verdreht," ſeufzte Jakob, und ſein Haß wälzte ſich mit Flammen, die ein falſches Licht ihm vorſprühten, auf Martin; wenn dieſer Ankläger verſtummte, eh' er ſeine Anklage wiederholen konnte vor Gericht, ſo konnte kein Richter den Stab brechen über Learoſa's Haupt. War die Sünde, dem Scharfrichter vorzugreifen und den Urtheilsſpruch zu vollſtrecken an dem Elenden, der ſchon das Leben verwirkt hatte — war dieſe Sünde eine That, die den Thäter von Gott ſchied?"

So erhitzte Jakob ſein Hirn an Mordgedanken; da rief man ihn ab, und brachte zugleich Learoſa eine anſtändige Kleidung, das Geſchenk einer Dame, welche auf dem andern Schiffe ihren Gatten begleitete; ſie erbebte, als ſie das ſchwarze Gewand erblickte, deſſen Farbe abſichtlich gewählt ſchien, um ihre Seele abzuziehen von allen lichten Lebenshoffnungen. — Doch trotz ihres Bebens that es ihr wohl, ſich des grauen, grobwollenen Anzugs zu entledigen, der die Ausſtattung der kanadiſchen Bräute war. Sie entließ Jakob, der zu den Offizieren geführt wurde, welche ihm nähere Auskunft über die ſeiner Gebieterin angeſchuldigten Verbrechen abfoderten, und als er ſeine Unkunde betheuerte, den Beſchluß faßten, ſie, ſammt ihrem Ankläger, verhaftet zu halten, und Beide in Boſton den Behörden zu überliefern. Es wurde ſogleich ein Raum, der ihr zum Gefängniß dienen ſollte, ermittelt und eingerichtet.

Jakob hatte gehofft, man werde ihm geſtatten, die Aufwartung bei ſeiner Gebieterin zu verſehen, aber man erlaubte ihm nur, ſie bis an den Ort zu begleiten, den man zu ihrer Aufbewahrung beſtimmt hatte. Ein allgemeines Staunen empfing ſie, als ſie, den Blick einer Heiligen im Auge, die Reihe des zuſammengeſtrömten Schiffsvolks durchſchritt, denn Niemand hatte eine hinreißendere Schönheit geſehen, als die dieſer Augen, dieſer Züge, dieſes Wuchſes, dieſes bleichen Hauptes, welches einer, den edelſten Muſtern nachgebildeten Alabaſterbüſte ähnlich, aus dem ſchwarzen Kleide hervorragte. Todtenſtille empfing und begleitete ſie, als ſie ſchwankend — denn Jakob, auf deſſen Arm ſie ſich ſtützte, zitterte — unter dem zweiten Verdeck verſchwand. — Unfern der Thür ihres Gefängniſſes lehnte eine Axt. — Jakob's Auge heftete ſich an das ſeinem Arme vertraute Handwerkzeug, welches ſchon einmal in einer ſeiner jetzigen Gemüthswirre ähnlichen Sinnverwilderung zum Mordgeräth ihm gedient hatte. „Gräfin,“ flüſterte er, als ſie eintrat in das dämmerdunkle Gemach, ihr in's Ohr, „ich habe dem Hauptmann Hochwart verſprochen, Sie zu retten, und ich will mein Wort halten. Sie werden mich ſchwerlich wiederſehen auf Erden, darum hören Sie auf meine letzte Bitte: Reiſen Sie, ſobald Sie frei ſein werden, zurück nach Sachſen. Hier nehmen Sie Ihren Schmuck. — Sie werden frei werden, Sie werden nicht ſterben, denn Martin wird ſeine Anklage nicht wiederholen. — Und wenn Sie zurückgekehrt ſind nach Sachſen, dann leben Sie mit Gott und für Gott; und ſehen Sie den Hauptmann Hochwart noch einmal, ſo ſagen Sie ihm, ich hätte Wort gehalten.“

„Dich werde ich nicht mehr ſehen?“ frug Learoſa, den treuen Menſchen unruhig anblickend, da trat der Offizier, der ſie begleitet hatte, ihr näher: „Es thut mir leid, Ihr Geſpräch unterbrechen und Sie bitten zu müſſen, einzutreten, Frau Gräſin von Rottingerode.“ — „Lebe wohl, Jakob!“ hauchte Learoſa tief aufathmend und überſchritt die Schwelle; der Offizier ſchloß die Thüre, und während ein Seeſoldat Poſto an derſelben faßte, ergriff Jakob die Axt und verbarg ſie in der weiten Mündung einer Haubitze, in der Nähe des Raumes, in welchem Martin neben den auf Neufundland eingefangenen Verdächtigen ſaß.

Learoſa ahnete den Vorſatz ihres Freundes nicht, an ihrer Statt das Blutgerüſt zu beſteigen. „Zurückkehren ſoll ich?“ frug ſie ſich, niedergleitend auf den Seſſel, an dem kleinen, kaum das Tageslicht empfangenden Fenſterchen. „Frei ſoll ich werden? — nicht ſterben?“ — Es ward ihr klar, daß ihr Verbrechen keinen Richter berechtige, ſie zum Tode zu verurtheilen, und daß ſie nur reden dürfe, um zu leben. „Ja, ich will reden!“ ſagte ſie ſich. „Schweigen wäre Selbſtmord, und ich muß noch leben, wenn ich dort nicht werden will, was ich heute bin, ein dämoniſches, glückſtörendes, ſich ſelbſt und alles Gute befeindendes Ungethüm. Ich will meinem Richter entdecken, welcher Art meine Mordthaten ſind, und will — leben!“

„Frau Gräſin von Rottingerode!“ ſo ſcholl eine gedämpfte Mannsſtimme von unten herauf zu ihr. — Sie erſchrak heftig und bemerkte bei dem Dämmerlicht ihres Gemachs, daß der Fußboden deſſelben ſehr locker zuſammengefügt ſei und die Decke eines unter ihr befindlichen Raumes bilde, der nicht unbewohnt war. — „Sind Sie“ — fuhr der Bewohner dieſes Raumes fort, „ſind Sie dieſelbe Gräfin von Rottingerode, welcher der Name Hochwart nicht fremd iſt?“

„Hochwart?“ rief ſie außer ſich. „O Gott, wer kennt hier Hochwart?“

„Ruhig! Reden Sie leiſe,“ mahnte der Fremde. „Man wird uns trennen, wenn man uns reden hört. — Ich vernehme, daß man Sie verhaftet hat; doch nicht um Hochwarts willen? Haben Sie vielleicht von Ihrem Verhältniſſe zu Hochwart geredet?“

„Nein, nein!“ rief Learoſa. „Aber wer ſind Sie? Was wiſſen Sie von Hochwart? — Wo iſt er?“ —

„Er iſt uns hoffentlich nah; wenigſtens wird er es uns ſein zur rechten Stunde,“ erwiederte der unſichtbare Nachbar. „Sie entſinnen ſich vielleicht noch des jungen Mannes, der bei Ihrer Befreiung aus dem byslawer Kloſter thätig war, der bin ich, Dederow, Hochwart's Freund. Hochwart befehligt eine Abtheilung des Heeres der Nordamerikaner; ich war mit Einigen der Unſern nach Neufoundland entſandt mit einem geheimen Auftrage; unglücklicher Weiſe geriethen wir den Feinden in die Hände; doch iſt's Einem der Unſrigen geglückt, ſich zu retten und vorauszueilen mit der Kunde unſers Mißgeſchicks; wir dürfen alſo auf Hochwart's Hülfe zählen."

„Neckt mich ein Traum?" frug Learoſa ſich. „Hochwart hier? — wie käme Hochwart hieher?"

„Das wiſſen Sie nicht? Sie haben das alſo aus ſeinem Briefe nicht erfahren, den er Ihnen ſchreiben mußte auf Verlangen ſeines Großvaters?" frug Dederow. „Nun, ſo will ich Ihnen denn erzählen, was ich weiß: Während ſeines erſten Exils hat Hochwart ſich eine Zeit lang in Mexiko aufgehalten, und iſt dort mit einem gewiſſen Doctor Warren, der bei Bunkershill den Befehl führte, vertraut geworden. Dieſem hat er entdeckt, was ihm von dem Geheimniſſe der Herkunft ſeines Vaters bekannt war, und an dieſen Freund wandte er ſich, nachdem er ſeines unglücklichen Duelles wegen zum zweiten Male flüchtig geworden war, mit der Bitte, ihm eine Brotquelle in Amerika zu ermitteln. Während Ihrer Anweſenheit in Breslau langte die Antwort von Warren an, daß er zufällig in Providence einen achtzigjährigen, reichbegüterten, kinderloſen Greis, Namens Hochwart, gefunden, der, als er ihm von ſeinem jungen Namensvetter, von deſſen Herkunft und Lage erzählt, in ihm ſeinen Enkel erkannt und verlangt habe, ihn augenblicklich in ſeine Arme zu rufen."

Da ſchwieg, während Learoſa in unbeſchreiblicher Spannung hörte und zitterte, Dederow plötzlich ſtill, und mit Schrecken ſah ſie durch die weiten Fugen ihres Fußbodens einen Lichtſtrahl brechen. Hätte ſie noch zweifeln wollen, daß ihr Geſpräch mit ihm Lauſcher gehabt habe, ſo mußte das erſte Wort, welches ſie von unten heraufſchallen hörte, ſie eines Andern belehren. „Ihre Decke, Sir, iſt ja ein wahres Gitter," hörte ſie Jemand ſagen. „Folgen Sie uns, Sir, wir wollen Ihnen ein minder luftiges Gemach anweiſen."

Und nun ward es reglos und dunkel zu Learoſa's Füßen. Aengſten über Aengſten befielen ſie; was hatte ſie noch zu erfahren von Hochwart? — Und was mochten dieſe Britten vielleicht erlauſcht haben von den Hoffnungen, welche Dederow auf ſeinen

Freund ſetzte? — Und was war gewiſſer, als daß man Vorkehrungen treffen werde, dieſen Hoffnungen entgegen zu arbeiten, wenn man ihn verſtanden hatte? —

„Land! Land!“ ſo jauchzte es jetzt von den Maſten und vom Verdeck herab, und: „Land! Land!“ wiederhallte das Gekreiſch der gleich ihr eingepferchten Dirnen; und: „Land! Land!“ zitterte der Angſthauch von Learoſa's Lippen. „Nun bin ich, wo er iſt! Er wird kommen, und mich finden! — Mich wird er finden, mag er als Sieger dieſes Schiff betreten, oder als Gefangener. Und wenn er mich nun findet, er und der Greis, der die Arme nach mir ausſtreckt — der in mir ſeine Jugendgeliebte liebt, werde ich nicht die Mörderin Beider werden, wenn ich ihnen zuächze: weicht zurück von der ſchmutzigen Buhlerin, von der Mörderin ihrer Schweſter, von der Vergiſterin ihres werdenden Kindes! Weicht zurück von dem werdenden Satan!“

Und wie ihrer hoffnungsloſen Seele, ſo verdüſterte auch ihrem Auge der Himmel ſich; ſternenarm brach die Nacht ein; angſtvoll zählte ſie die Stundenſchläge; jeder brachte ſie einem gleich ſchrecklichen Ziele entgegen. War Boſton dies Ziel, ſo harrte ihrer die ſchmachreiche Unterſuchung der Anklage Martin's; rettete Hochwart ſie, dann mußte ſie ihm die Augen öffnen, und ſich das Herz zuſammenpreſſen, damit es erſticke im erſten Schmerze, und nicht unter langſam genährten Folterqualen verſieche; und wenn es nun erſtickt und ihm die neue Welt geöffnet war, und ſie allen vollendeten Engeln, die ſie dort fand, und den reifenden Engeln, die ſie hier verließ, ein neidiſcher, feindſeliger Dämon entgegengeriſſen, durch den Geiſt der Sündenliebe, den ſie genährt hatte mit Gedanken und Thaten, wenn ſie ewig wie jetzt ſchaudern mußte vor ſich ſelber, und dennoch von Leben zu Leben alle Grade der Höllentiefen zu durchſinken gezwungen war? —

So hatte der Geiſt der Lehre, welche einſt Hochwart der unglücklichen Learoſa gepredigt, ihr einen ſpät erwachenden, aber ſchrecklichen Rächer ihrer Sündthaten erweckt; die Furchtbarkeit des Anblicks dieſes Geſpenſtes hatte endlich nach langdauernder Anſpannung ihre Sinne erſchlafft, als ſie um die

Mitternachtszeit erweckt ward durch ein plötzliches Dröhnen, welches das Schiff bis zum Berſten erſchütterte; in demſelben Moment drang ein Anfangs blitzähnlicher Schein durch ihr Fenſterchen, der aber länger als ein Blitz anhielt, allmählig matter ward und endlich in weiter Ferne erſtarb. — Ein zweiter Schlag folgte ihm, und dieſelbe Helle begleitete ſeinen Donner. — Unbekannt mit der Wirkung des Wurfs einer Leuchtkugel, ſuchte Learoſa den vermeintlichen Vernichtungsquell außerhalb des Schiffes, jedoch ungewiß, ob das Phänomen einer Wolke über ihr oder einem Vulkane unter ihr entſpräche. Die Stöße wiederholten ſich nicht mehr, aber das verworrene Gebrüll der Matroſen auf dem Verdeck und das aus dem Unterraume heraufdringende Gekreiſch der geängſtigten Dirnen, das galt ihr für verſtändliche Stimmen der Todesangſt; und wie vorhin ihre Angſt vor Hochwart's Begegnen, ſo ergriff jetzt das Sehnen ſie, unter Hochwart's Augen zu ſterben. Es war ihr, als müſſe dem Abglanz der Seinigen eine reinigende, eine ſühnende Kraft innewohnen. Aber ein furchtbares Krachen, das rings um ſie losbrach, ſchnitt dieſen Seufzer ihr ab, und ſie ſank nieder auf den Fußboden, der unter ihr aus ſeinen Fugen ſich löſen zu wollen ſchien, ſo ſchwankte das Schiff wie unter Stößen von Rieſenfäuſten. Wie lange das Toben anhielt, das wußte ſie nicht, denn ihre Sinne reichten nicht aus, die Zeit zu meſſen; doch als ein lauter Ruf ihres Namens an ihr Ohr ſchlug, da ſchrak ſie auf. — Wer rief? — War's Martin? — Sie raffte ſich auf, um inſtinctmäßig ſich zu verbergen. — Wo? — Da haſtete ihr umherfliegendes Auge an dem Fenſter, und im Dämmerlicht des anbrechenden Tages lag das Meer vor ihr, bedeckt, ſo weit ſie es überſah, von feuerſpeienden Böten, die das zum Vulkan gewordene Schiff umzingelten. Und nun erſt begriff ſie, daß das Ungeheuer, in deſſen todathmenden Rachen ſie blickte, nicht die Wuth der Elemente, ſondern daß der Haber zwiſchen Menſch und Menſch es ſei, der den weißen Schaum dieſer Wellen blutig färbte. — Da wandte ſie entſetzt ſich um, denn ein heftiger Schlag fiel auf ihre Thüre; das morſche Holz widerſtand dem Axthiebe nicht; es brach ein und Jakob ſtürzte herein. „Gräſin, Gott ſei Dank, wir werden gerettet!“ ſchrie er. „Die Amerikaner wollen entern; der Schooner iſt ſchon genommen, und von unſrer Mannſchaft hat die Hälfte ſchon die Waffen weggeworfen, denn die neufundländiſchen Gefangenen haben heimlich geworben unter unſerm gepreßten Volk. Beim erſten Schuß ſind ſie losgebrochen und haben gemetzelt unter den Rothröcken; aber auch die Arreſtanten haben ſie befreit und Martin mit ihnen; darum komm' ich, um aufzulauern auf ihn. Treten Sie aber zurück vom Fenſter. Hören Sie, wie das praſſelt gegen die Planken? — Das ſind amerikaniſche Kugeln.“

„Das ſind Hochwart's Kugeln, die tödten mich nicht!“ ſchrie Learoſa. „Aber ihn — ihn können dieſe Mörder tödten! Geh, Jakob, ficht gegen dieſe Mörder und für Hochwart!“

„Für Hochwart?“ frug Jakob ungläubig. „Gräfin, ich darf nicht von Ihnen gehn; Martin könnte Sie finden.“

„Feiger, Du zitterſt vor dem Tode für Hochwart!“ rief ſie. „Ich nicht! Ich will ſterben für ihn, mit ihm!“

Sie entriß ihm die Axt und ſtürzte hinaus. — „Jeſus, mein Heiland, ſie iſt von Sinnen! Was träumt ſie von Hochwart?“ ſo eilte Jakob ihr nach. — Die Kanonen ſchwiegen bereits; die Artilleriſten, von den Meuterern den gepreßten und für den Feind gewonnenen Matroſen, im Rücken angefallen, hatten bis auf Einen ſich ergeben, der ſeinem Achtundvierzigpfünder treu, eben die Lunte dem Zündloche zuſenkte, um ein Boot, deſſen Bemannung ein ſteinalter Greis zu entern begeiſterte, mit einem Traubenhagel zu überſchütten; da ſchwang Learoſa die Axt, ließ ſie niederfallen, und der zerſchmetterten Hand des Kanoniers entſank die Lunte. Schnell warf Learoſa durch die Kanonenluke den Andringenden ein Tau zu, und flog dann, den Säbel, der einem Leichnam entfallen war, aufraffend, wie gerufen von den Flintenſchüſſen, die auf dem Verdeck fielen, dahin. Ein Seeſoldat zielte auf den rieſigen Führer eines Bootes, welches angelegt hatte; ſie hieb, und das Blut ſprudelte aus dem Halſe des Soldaten. —

„Bravo, mein Amazon! Du ſollſt mein Beut' ſein zum Lohn!" brüllte der Gerettete zu ihr. Sie hörte es nicht, denn ein anderer Ruf, der Ruf: Hochwart for ever!" erſcholl von jener Seite; ſie flog dem Emporklimmenden zu; da — plötzlich, als lege eine Leichenhand kalt und ſchwer ſich auf ihre Augen — ſo finſter ward es ihr. Sie taumelte ſchwankend, immer ſchwankender fort; ein dumpfer Schmerz unter dem rechten Schulterblatte beklemmte ihr die Bruſt; ſie ſtolperte und ſank nieder; in der Angſt lüſtete ſie unwillkührlich das Gewand, welches, wie ſie meinte, ihr die Bruſt einſchnüre, aber das Athmen ward ſchwerer, ſtehender Ich bin verwundet," ſagte ſie ſich, „ich werde ſterben. — Sterben, ohne Hochwart zu ſehen?" — Sie riß die Augenlider weit von einander, aber nicht Hochwart war's, den ſie ſah; ein Anderer war's. „Hochwart, Hochwart!" glaubte ſie zu ſchreien, aber noch ahnete Hochwart ihre Nähe nicht; lange noch, nachdem er, der Vorfechter Aller, den Bord erklommen, hatte das Gefecht auf dem Verdeck ihn aufgehalten, und ehe Dederow, ehe Jakob ihn fand, trat ein anderer Haufenführer, der auf jener Seite des Schiffs daſſelbe erſtiegen hatte, ihm lachend entgegen: „Hochwart, wiſſen Sie denn, was wir haben eigentlich erobert? Das kanadiſche Metzenſchiff, das eingeſammelt hat ſeine Fracht aus Londons Kloaken. — Nur Eine iſt brav; die hat niedergehauen ein' Rothrock, der gezielt hat auf mein Kopf. Die will ich mir ſuchen.“

„Jakob, Jakob, Du biſt hier?“ ſchrie Hochwart, jetzt erſt den treuen Diener, wie dieſer ihn erblickend, „Du biſt hier? Du bringſt Learoſa? Ihr habt meinen Brief ſchon? Wo iſt ſie?“

Hochwarts Anblick hatte Jakob verſteinert; die Erinnerung an Das, was die geliebte Freundin ſeines Herrn dieſem geworden war, faßte ihn mit Grauſen an. — Hochwart ſtarrte ihm ängſtlich in's Geſicht. „Jakob, haſt Du die Gräfin verlaſſen? — Dann muß ſie todt ſein!“

„O, wäre ſie's, wären wir's Alle!“ ſeufzte Jakob innerlich, da rief Dederow, ſeinen Freund gewahrend: „Hochwart, die Gräfin iſt hier, kommen Sie, ich führe Sie zu ihr.“

„Sie finden ſie nicht, ſie hat ihre Kajüte verlaſſen, hat mitfechten wollen, und ich habe ſie aus den Augen verloren in dem Gedränge," rief Jakob Beiden nach, aber ſie hörten nicht; da ward ein Hülfgeſchrei und ein Auflauf, der ſie mit fortriß, ihnen zum Wegweiſer zu Learoſa, welche, als ſie Hochwart's Namen zu rufen vermeint hatte, in dem rieſenhaften Manne, der auf ſie zueilte, den fürchterlichen Menſchen erkannte, der ihr Sieger in dem breslauer Circus, der Räuber des Ringes, der ihre Verirrung an Hochwart verrathen hatte, ihr Kerkermeiſter in Ratulin geweſen war; ſie irrte nicht; es war der Graf Ratulinski.

„Da find' ich Dich ja, mein' Amazon," rief er. „Du biſt ein tüchtig Weib; haſt tüchtig losgeſchlagen auf die Rothröck; dafür will ich Dich belohnen. Du ſollſt mein ſein. Komm, gieb mir ein' Kuß. — Nun, Du Narr, willſt Du nicht küſſen?" — Er umfaßte ſie gewaltſam; da fühlte er ſeine Hand voll Blut. „Was Teufel, biſt Du bleſſirt?" frug er, ſie unſanft aufrichtend, um nach der Wunde zu ſehen; doch plötzlich, mit einem tiefen Aufſtöhnen krümmte er ſich zuſammen, und ſank, ſie mit ſich niederreißend, hin auf ſie; ſie fühlte einen warmen Blutſtrom ihren

Buſen überrieſeln, und mit den Blicken eines Wahnſinnigen zog Martin ſeinen Säbel aus der Halswunde des hinterrücks durchſtochenen Nebenbuhlers heraus.

„Nieder mit dem Rothrock! er hat den Lieutenant getödtet!“ ſchrie Einer der Sieger, aber eh’ ſein Hülfsruf einen Haufen zum Angriff auf Martin ſammelte, riß dieſer die Terzerole aus dem Gurte des Leichnams, und brüllte: „Zurück, oder ich jage dieſe Kugeln in Euer Gedränge hinein! Ich will ſterben, aber vorher muß ich noch zwei Worte mit dieſer reden.“ — Er kniete nieder neben Learoſa, ſetzte ihr das geſpannte Piſtol auf die Bruſt, und ſchrie: die Kugel, die Dich traf, kam von mir! Hochwart iſt hier; zweimal hab’ ich nach ſeinem Herzen gezielt, aber ich hab’ ihn verfehlt; da hört’ ich ihn nach Dir fragen, und da kamſt Du mir in den Wurf, aber auch Du lebſt noch, und nichts von Dir als Deinen Leichnam ſoll er finden, und —“

Er endete nicht, denn in dieſem Moment hatte von der einen Seite der Greis, welchem Learoſa das

Tau zugeworfen, von der andern Hochwart den Haufen durchdrungen.

„Learoſa!“ ſchrie er, indem ſein Säbel die Luft durchpfiff und Martin mit geſpaltenem Haupte niederſank. „Learoſa, Du bluteſt? — Nein, es iſt ja nur fremdes Blut. — Vater,“ wandte er ſich zu dem Alten, „dies iſt Learoſa, das Lieblingskind Deiner Lea!“

„Ja das ſind die Züge meiner verklärten Freundin!“ bebten die Lippen des Greiſes.

„Mein Kind, meine Tochter! Ja, das ſollſt Du ſein! Florentin, ich gebe ſie Dir! Vergiß nie, wie ſie Dich geliebt hat, wie ſie Dir gefolgt iſt über das Meer, und Alles, Alles Dir geopfert hat. — Komm, hilf ſie mir aufrichten; ſie liegt ja, als habe der Todesſchreck ſie gelähmt.“

Hochwart hatte, wie von verkühlenden Erinnerungen angehaucht, ſein Auge auf Ratulinski's Leichnam ruhen laſſen; jetzt, der Auffoderung ſeines Vaters nachgebend, beugte er ſich nieder zu Learoſa. Sie ſah ihn flehend an und drückte ſeine Hand an ihre Lippen, da verflüchtigten ſich ſeine Erinnerungsſchauer; „meine Learoſa!“ rief er, und ſein Mund näherte ſich dem ihrigen.

„Deine? — Deine Learoſa?“ röchelte Martin, ſein blutiges Haupt mit dem Aufwande ſeiner letzten Kraft lüftend. „Nein, ſie iſt mein! Mein und des Teufels! Keine Sünde fehlt ihrer Seele, und aller Schmutz der Tavernen Londons klebt an ihrem Leibe! Mich hat ſie gedungen zur Mordthat! Mein Kind, ihr Kind — hat ſie vergiftet, und in Londons Kloaken hat die Scharwacht ſie in Gemeinſchaft jener Metzen aufgeſammelt, die — die — nach Kanada — — verlooſ't — — Henkersknecht — — Boſton —“

Der nahende Tod lähmte ſeine Zunge; auch Hochwart's Kraft ſchien der gewaltigen Hand des Führers zum Endziele verfallen; mit ſprachloſem Entſetzen ſtierte er das unglückliche Weib an, während Jakob händeringend an dem Maſt lehnte und ununterbrochen betete: „Lieber Gott, hilf uns Allen durch einen ſchnellen, ſeligen Tod,“ und dann, wie von plötzlichem Wahnſinn erfaßt, ſich auf den ſterbenden Verräther niederwarf, und in ſeiner Todeswunde mit der Wildheit eines Raſenden wühlend, brüllte: „Verfluchter, ſtirb! — Ha, er iſt todt! Warum hat die Hölle nicht früher der Schlange den Stachel ausgeriſſen?“

Da flammte ein Strahl auf in Hochwart's Leichenauge. „Alſo auch Du weißt es?“ ſtammelte er; „alſo iſt's wahr, daß dieſe — Dieſe —“

Die Luft blieb ihm aus; da hob Learoſa das Haupt mit einer Heftigkeit, als werd' es von epileptiſchen Zuckungen emporgeriſſen: „Mich frage, mich!“ ächzte ſie. „Ich habe Dich aufgeſucht, weil ich nicht als Heuchlerin mich ſtellen will vor dem Angeſicht des Richters; weil Du der einzige Menſch auf Erden biſt, dem ich vergüten kann, was ich den Menſchen gethan; ich will Deine Seele befreien von der Laſt der Liebe zu einem verlarvten Scheuſal! Ich will Deiner Seele Johannens reines Bild wiedergeben, das ich — ich befleckte! Ich war's, — ich — nicht ſie — aus deren Armen Rottingerode kam, um den Todesſtoß zu empfangen von Deiner Hand. — Und dieſe Todten, die hier liegen, Einer der Mörder des Andern, ſie waren's, aus deren Armen ich kam, Nachts, in Breslau, als der Nachtwächter Dir mich brachte, als Du Heiliger die Verworfene an Dein Herz ziehen wollteſt, die ſchon die Frucht ihrer Sünde unter dem Herzen trug, die Frucht, die ſie — vergiftete mit eigener Hand. — Nun verachte, nun haſſe mich! Aber den Troſt gieb mir mit zu Gott, daß Du leichter trägſt an Deinem Haſſe, als Du getragen haſt an Deiner Liebe — daß Du — — o Gott, wo iſt er? — wo iſt er? —"

Sie ſuchte mit den Augen umher, aber ſie fand Hochwart ſo wenig als den Greis, der — während ſie mit abgewandtem Blicke ihr Thatenbekenntniß ſchloß, die Hand ſeines in ſtummer Verzweiflung brütenden Enkels ergriffen und ihn fortgezogen hatte mit ſich. Nur Jakob war nicht gewichen von ihr, aber Troſt hatte er nicht für ſie; ſie foderte ihn auch nicht von ihm; er ſtand neben ihr, ohne ſie anzuſehen, und ſo ſah er denn nicht, wie ihr Geſicht immer blaſſer wurde; erſt der röchelnde Ton ihres Athemzuges weckte ihn aus ſeiner Verſtumpfung. „Sie wird ohnmächtig," ſagte er zu ſich ſelbſt.

„Ach, Gottes Barmherzigkeit iſt doch ohne Maß, ohne Ende; wenn der Schmerz am größten wird, dann ſchläft die gepeinigte Seele ein. Ach, wenn nur kein Erwachen wäre von ſolchem Schlaf auf Erden! Ob ich ſie wohl ſchlafen laſſen darf? — Vielleicht ſchlummert ſie in dieſem Schlummer hinüber, wenn Niemand ſie ſtört.“

Der Greis kam zurück; er ſah ſie an. „Sie iſt ohnmächtig geworden,“ ſagte er zu Jakob, indem er ein Glas mit einem Belebungsmittel hervorzog. „Richte ſie auf, mein Freund, unſeres Bleibens iſt hier nicht; ſie muß uns folgen.“

„Jakob ſah ſich nach Hochwart um. „Du ſuchſt meinen Sohn?“ frug der Alte. „Er hat hier kein Geſchäft mehr; er iſt auf ſeinen Poſten zurückgekehrt. Gott ende gnädig mit ihm und mit mir! Der Schlachtentod iſt ſüß, aber bitter iſt der Tod, den der Gram bringt. Meine letzten Erdenhoffnungen hat dieſe — große Sünderin vernichtet.“

„Ach, ſie war gut, ſo gut, daß, wenn ſie ſelber ſich nicht angeklagt hätte, ich ſchwören würde, ſie ſei rein von jener entſetzlichen That,“ jammerte

Jakob, indem er Learoſa aufrichtete. „Gott, das iſt ihr Blut, was hier den Boden bedeckt,“ ſchrie er. „Sie iſt verwundet! Sehen Sie, hier iſt die Kugel eingedrungen. — Hülfe! Hülfe!“

Ein gefangener Schiffswundarzt flog herbei und ſondirte die Wunde; die Kugel hatte den rechten Lungenflügel zerriſſen und Widerſtand an dem Bruſtknochen gefunden. Unbedingt tödtlich war die Wunde nicht, aber die Heilung zweifelhaft. Learoſa wurde verbunden und in ein Boot getragen; der Wundarzt ließ nicht ab in ſeinen Bemühungen, ihre Ohnmacht zu heben, welche er dem Blutverluſte zuſchrieb, während der alte Hochwart mit immer naſſer werdenden Augen, je länger und je inniger Jakob ſprach von der geliebten Gebieterin, einen Zug der Beglückerin ſeiner Jugend nach dem andern in Learoſa's Antlitz wiederfand. „Nein, es kann nicht ſein,“ ſeufzte er. „Dieſem Weſen kann das Böſe nicht Natur geworden ſein. Es hat ſie, ein liſtiger Gaſt, beſchlichen in ſchwachen Stunden, und Das, wovor wir ſchaudern, ſind nur die Fußtapfen, die es zurückgelaſſen hat beim Entweichen. Gott helf' uns, daß es uns gelinge, ſie zu verwiſchen."

Er hatte die Hand auf ihre Schläfe gelegt; ein leiſes Pulsregen ward ſeinem Finger fühlbar, aber ihre Augen blieben geſchloſſen, bis das Boot in der Bucht von Marblehead gelandet und ſie in ein Haus getragen war. Jetzt erſt kam ſie zu ſich, aber zu einem klaren Umſchauen zu gelangen, hinderte ſie der Ausbruch eines heftigen Wundfiebers. Mit matter, oft röchelnder Stimme bezeichnete ſie den Weg, den ihre irrende Erinnerung unter den Ruinen ihres Lebens nahm; und erfüllt von Jammer über ſeine gebrochene Hoffnungen, folgte der Greis ihr von einem Schauerpunkte zum andern, den ſie irrredend hin und wieder beleuchtete. Bald war ſie in Pellgramms, bald in des Königs Armen; dann ſchauderte ſie vor den Leichen ihrer Schweſter, ihres Kindes zurück, taumelte in den Unterraum des Floracircus von Arm zu Arm und durchkreuzte Londons Gaſſenwinkel. Zwiſchen dieſen Nachtbildern der Vergangenheit fiel hin und wieder der Blitz eines Schrecks vor der Zukunft jenſeit des Grabes nieder. — Mit ſteigendem Entſetzen wandte der alte Hochwart ſich ab; ſein Herz wollte ihm erſticken im Schmerze über das Schickſal ſeines Enkels, deſſen Leben untergegangen war in ſeiner Liebe zu dieſem verthierten Geſchöpf, das, um die ſchmachreichſte aller Gluten zu kühlen, in jedem Sumpfe ſich gewälzt, und, der Spinne gleich, deren Hunger nach allen Fliegen haſcht, alle Männer umkrallt zu haben ſchien mit Abſcheu erregender Gier.

Am folgenden Morgen war Learoſa fieberfreier; dem alten Manne, als er ſie ſah, erwachten unausſprechlich wehmüthige Erinnerungen; dieſer Blick — dieſe Züge — es waren die Züge, die Blicke ſeiner Lea. — Ach, warum begegnete er ihrer Seele nicht? — Sein Gefühl für die unglückliche Sünderin ward milder; er dachte darauf, ihren Fieberträumen andere, minder ſchwarze Grundlagen unterzuſchieben, und fing an, ein Bild ſeiner Erfahrungen nach dem andern zu entfalten. Einen Theil ſeines vielbewegten Lebens kannte ſie bereits. Nachdem er tödtlich verwundet auf dem Schlachtfelde von Chotuſitz liegen geblieben und von einem Weingärtner gepflegt und geheilt worden war, hatte er noch einmal wagen wollen, das Antlitz ſeiner Lea zu ſuchen, und drei Nächte hintereinander das Schloß umſchlichen, eh' es ihm gelang, einer Bekannten, ihrer Kammerfrau, anſichtig zu werden. Sie erſchrak wie vor einem Geſpenſte, und beſchwur ihn, die Ruhe der Gräfin nicht wieder zu ſtören, welche ein todtes Kind geboren habe und auch ihn todt glaube. Da ſetzte er ſeinen Wanderſtab auf ungewiſſem Wege fort. In Hamburg warb ihn ein Auswanderer als Seelſorger für die von ihm in Nordamerika zu gründende deutſche Colonie, und hier überſchüttete das Glück ihn mit Würden und Reichthümern. Gott friſtete ſein Leben bis faſt hinaus über die Grenze menſchlichen Alters, aber er blieb einzeln ſtehen, bis er vor zwei Jahren von einem Jüngling ſeines Namens hörte, der ſich den Enkel einer ſächſiſchen Gräfin genannt hatte. Da erwachte ſeine Sehnſucht nach einem Weſen, das ſeine und ſeiner Lea Seele vereinigte; er rief, und Florentin kam. Aber der Anblick des erſehnten Enkels beängſtigte den Greis; einen lebensmuthigen Jüngling hatte er erwartet, und ein ſchwermüthiger, kränkelnder, entmuthigter Mann warf ſich an ſeine Vaterbruſt. — Dederow, der Begleiter ſeines Enkels, entdeckte ihm das Geheimniß dieſes zerriſſenen Herzens, und als der Alte erfuhr, weſſen Bild die Seele ſeines Florentin erfülle, und wie verlaſſen, wie verfolgt die Lieblingin ſeiner Jugendgeliebten im Vaterlande ſtehe, da hatte er nicht abgelaſſen, in ihn zu dringen, ſeine Learoſa aufzuſodern, ihr von Räuberhänden angefochtenes Eigenthum gegen ein geſichertes; ihr freundloſes Vaterland gegen eine beſſere Heimat zu vertauſchen, und in die Arme eines Vaters und ihres Florentin zu eilen. — Widerſtrebend hatte dieſer gehorcht, doch kaum war der Brief entſandt, der ſie rief, als die Gährung des amerikaniſchen Volks in offene Widerſetzlichkeit gegen das Mutterland aufſprudelte; Florentin konnte dem Dienſte ſeines neuen Vaterlandes ſich nicht verſagen, und der Greis hatte ihn hieher begleitet ohne zu ahnen, weſſen Rettung ihnen gelingen ſollte, als ſie ausliefen, um Dederow zu befreien.

Learoſa's tödtliche Seelenwunden vervielfältigten ſich, als ſie mit jedem Blicke die Trümmer der von ihr zerſtörten Hoffnungen anwachſen ſah; ſie fühlte ſich dem fürchterlichen Looſe dämoniſcher Weſen unterworfen, überall Böſes ſtiften, überall Fluch bringen zu müſſen, und die Angſt, immerdar zu wachſen an teufliſcher Kraft und an teufliſcher Luſt, durchzückte wahnſinnweckend ihren fieberheißen Kopf. „Vater,“ rief ſie, den Greis ſtarr anblickend und mit convulſiviſcher Haſt ſeine Hand ergreifend, „ſage mir: iſt's wahr, daß jenſeits des Grabes der Menſch Das werden muß, wozu er ſich erzieht diesſeits des Grabes? — daß ich ein ſchadenſtiftendes, verderbenluſtiges Ungethüm bleiben muß, wenn ich hier nicht ſchon vergelte und vergüte? — Ach, wem kann ich vergelten und vergüten? Johannen, der ich das Leben nahm? — Dir, deſſen letzte Hoffnung ich vernichtete? — Florentin, den ich um ſein Alles — um mich ſelbſt beſtahl? — Alle, Alle klagen mich an; Alle, ſelbſt der Elende, der unter dem Deckmantel der Nacht ſich ſelber mir unterſchob, als ich Deinen Sohn ſuchte, auch er fodert ſeinen Himmel von mir, denn ich — ich hab' ihn zum Scheuſal gemacht!

Er hat mich geehrt, bis ich mich entehrte vor ihm, bis zu jener unſeligen Stunde, als er ſtatt Deines Sohnes mir den Verräther zuführte, und der Anblick meiner Schmach ſeine Begierden entzügelte. — O, Florentin, hätte mein Engel damals Dich zu mir geführt — hätt' ich damals den Eid Dir geſchworen, den ich Dir ſchwur in der Stunde unſerer letzten Trennung, den Eid, Dein und Gottes zu werden jenſeit des Grabes, ich würde noch Dein und Gottes ſein und heut nicht fragen müſſen: Vater, muß ich ein Teufel bleiben?"

Die Haſt, mit welcher Learoſa dieſe Worte hervorſtieß, machte den Alten beſorgt für ſie, aber er vergaß ſeine Beſorgniß über die Andeutungen der Umſtände, welche ihre Verirrungen begleitet hatten. „Du haſt Florentin geſucht, und biſt verrathen worden?" frug er, und Learoſa, das Geſicht verbergend, ließ, wie im hirnzerrüttenden Traume redend, die Schilderung der ſchrecklichſten Stunden ihres Lebens ihren Lippen entgleiten. Und lichter und immer lichter, während ſie ſprach, wurden die Kummerwolken auf der Stirn des Greiſes, und unter den Tropfen, die an ſeinen grauen Wimpern hingen, ſtrahlten die Augen faſt freudig, als Learoſa's Irrwege ſich ihm entfalteten. „Das alſo“ — ſprach er, ſich niederbeugend zu ihr und ſeine Hand auf ihre Stirn legend, „das alſo ſind Deine Verbrechen? — Das Deine Mordthaten? — Das iſt Deine Abtrünnigkeit von Gott? — O, mein Kind, mein Kind! Warum vertraut' ich Deinen Zügen nicht? Warum ließ ich Florentin gehen in ſeiner Hoffnungsloſigkeit? Warum verſpätete ich mein Glück um drei lange Tage, als wenn ich Bürgſchaft hätte, daß Gott mein Leben noch friſten werde drei Tage lang?“

„Vater, Vater, was ſprichſt Du?“ frug Learoſa, ängſtlich befremdet, und fuhr mit nach und nach an Wildheit wachſender Haſt fort: „Du haſt mich nicht verſtanden; Du kennſt mich nicht. Soll ich Dich denn durch jeden Winkel meines ſchmachbedeckten Lebens hindurch führen? — Muß ich Dir ſagen, daß ich nie anders als feindſelig gewirkt habe auf Erden; daß ſelbſt da, wo ich mit Thaten nicht ſündigen konnte in meinen Klöſtermauern, ich mit Wünſchen und Racheplänen geſündigt habe? Willſt Du mich ganz ſehen, wie ich war? — Die Mörderin, die zuverſichtlich wußte, der Trank, den ſie empfing, werde den Keim ihrer Laſterthat zerſtören, und dennoch ihn trank, um zwei Seelen zwiſchen ſich und Gott zu ſtellen, und keine andere als Blutſpuren zurückzulaſſen von ihrem Daſein auf Erden; die Betſchweſter, die, in ihrer Angſt vor der Hölle, das Giftfläſchchen in den gefaltenen Händen verbarg; die wollüſtige Heuchlerin, die ſich überredete, die Männer zu haſſen, und dennoch fähig war, einen Mann ſo zu ſuchen, wie ſie Deinen Sohn geſucht hat; die ſchaamloſe Buhlſchweſter, die mit zugedrückten Augen von Deinem Sohne Träume träumte, deren Geiſt ihr Blut jedem Manne gegenüber in Wallung jagte; die Menſchenfeindin, die Jeden, der harmlos und liebreich ihr entgegentrat, gezwungen hat, weinend von ihr zu weichen, oder in ein Ungeheuer verwandelt, ein höllenreifes Scheuſal, ſich feſt zu klammern an mich, um nachzuziehen in die Hölle, die ich ihm öffnete. — Ich — ich — ich —"

Ihre Stimme ſank; ein kurzes Hüſteln, welchem eine ſtarke Blutentleerung ihrer wunden Bruſt folgte, verſchlang den letzten Ton, und feſt hielt der Krampf ihre Finger zuſammengeſchnürt, um die ergriffene Hand ihres greiſen Freundes, der voller Angſt, der Sturm, der ihre Seele umherwarf mit Fieberwildheit, werde das ſchwache Band zerreißen, welches ſie an dieſen gebrechlichen Körper knüpfte, ihr die heftig pulſirende Stirn ſtreichelnd, ſie zu beruhigen ſuchte. „Sprich nicht, mein geliebtes Kind," bat er. „Später, wenn Du ruhiger ſein wirſt, ſollſt Du mich einführen in Deine Vergangenheit. Aber um ruhiger zu werden, mußt Du aufhören, Dich anzuklagen. Du biſt weder Mörderin noch Abtrünnige von Gott. Du würdeſt mit dem klargedachten Vorſatze: „jetzt geh' ich, meine Schweſter zu ermorden," nie Dich gedrängt haben, Florentin an ihrer Statt zu empfangen. Du würdeſt nie Deinem lebendigen Kinde den vergiftenden Saft eingeflößt haben, den Du ſelbſt trankſt, um ſein Werden zu verhindern. Du biſt Sünderin geweſen, aber von allen Sünderinnen, die unter meinen Augen zurückkehrten zu Gott, ſah ich keine, die vor der Sünde ſich entſetzte, wie Du; keine, die der Engel des

Leid's Gott ſo genähert hat, als Dich! Nichts fehlt Dir, um völlig Eins zu ſein mit ihm, als der Glaube an Dich ſelbſt, der Glaube an Deine vollendete Rettung! — Das naturgemäße Sehnen nach innigſter Vereinigung mit Geliebten, dieſes Sehnen der Geiſter, in einander zu verſchmelzen zu einem Weſen, dieſes Sehnen, das überall, wo Körper die Geiſter trennen, die Körper einander nähert und das Thier im Menſchen aufregt mit ſeinem Verlangen nach thieriſcher Sättigung, dieſes Sehnen mußte auch Dich ergreifen und niederziehen; aber Du haſt Dich erhoben, während Millionen — ja, ganze Völker verblindet und verſtumpft untergingen. Jener Verthierung des Menſchen baut ſeit Jahrtauſenden der indiſche Cultus Altäre; die Zeit der Deinigen liegt hinter Dir! Und dieſe Rettung dankſt Du der rauhen Hand, die Dich hinausriß aus Deinem verrätheriſchen Traumhimmel. Sie hat Dich gerettet von dem ſeelenverderbenden Unglück, die Sünde lieb zu gewinnen unter Florentins Küſſen. Frage Dich, was Du heute ſein würdeſt, wenn Deine Betrüger Dich nicht betrogen, wenn ſeine Sinne ihn überwältigt hätten? Wenn Du jetzt ſeine heimliche Buhlerin wärſt, er Dein Mitſchuldiger? Beide einander Entführer aus Gottes Nähe? Jedes im Auge des Andern täglich deutlicher den Vorwurf leſend, ihn Gott entfremdet und der Sünde befreundet zu haben? — Das frage Dich, und dann antworte mir: ob Deine Führung von Irre zu Irre nicht die eines wohlthätigen Engels war?"

Der Krampf, welcher Learoſa's Finger gleich Kettenringen zuſammengepreßt hatte um die Hand ihres Freundes, war verflüchtigt unter dem Einfluß der neuen Lebenswärme, welche ihr ganzes Weſen durchdrang, als ſie begriff, daß noch ein Menſch — und zwar von allen Menſchen, die ſie kannte, der Weiſeſte, der Geprüfteſte, der Vater ihres Florentin — ſie nicht aufgebe. Ein hoffnungsreiches Licht ging ihr auf über das Grauen ihrer zerſtörten Welt, und mit Kindesvertrauen legte ſie das Haupt an den Quell dieſes Lichtes, an das Herz ihres Seelenretters und begann die Bilder ihres Lebens, von dem erſten — der Feier ihres funfzehnten Geburtstages — an, bis zu dem letzten — ihrer Gefangennehmung in London — bruchſtückweiſe vor den Augen ihres greiſen Freundes zu entrollen, welcher, bald vor Beängſtigung, bald vor Freuden bebend, ihre Seele hüllenlos, wie ſie vor Gott lag, ſich entfalten ſah. Aber plötzlich, ſeit ſie die Aufſchlüſſe ihm mitgetheilt, welche ſie über Martins Herkunft durch den Paſtor Stramm erhalten hatte, wurde ſein Geſicht düſterer, und erſt allmählig trat der Abglanz ſeiner inneren Ruhe wieder hervor aus den Wolken, die ſein Auge umſchattet hatten. Doch war ſeine Stimme noch nicht völlig feſt wieder, als er, nachdem Learoſa geendet hatte, das Wort nahm: „Du haſt mir die Erinnerung an all die Folterbetten erweckt, auf welchen ich einſt, gleich Dir, mich marterte, unter verzweifelnden Rückblicken auf das Opfer meiner Sinnenerregung, auf die Hülfloſe, durch mich entehrte Mutter meines keimenden Kindes. Gleich Dir hab' ich mich entartet gewähnt zu einem dämoniſchen Feinde Gottes und der Menſchen, wenn ich zu mir ſelbſt kam aus meinen fürchterlichen Träumen und meine Seele erfüllt fand von raſender Rachbegier, von der verzehrenden Sehnſucht, meinen

Feind und dann mich ſelbſt zu morden. Ich würde in Wahnſinn verfallen ſein, wenn damals ſchon das volle Licht die ſpäten Folgen meiner Verirrung mir beleuchtet, wenn ich damals ſchon gewußt hätte, daß jenes ſchmachvolle Geheimniß, welches ich meiner verzweifelnden Lea zur Verhüllung zurückließ, einem Rächer meiner Sünde den Weg zum Leben und zu dem Wirkungskreiſe vorbereite, der Deine Bahnen durchſchnitt. Dieſer Martin würde nie, oder wenigſtens unter ganz andern, Dir ſchadloſen Verhältniſſen gelebt haben, wenn ich Deine Großtante nicht abhängig gemacht hätte von der Tochter ihrer Kammerfrau, der Mitwiſſerin um ihr Geheimniß, der Vertrauten, die ſie zu ſchonen gezwungen war, ſtatt ſie gewaltſam entfernen zu dürfen von dem unwürdigen Geiſtlichen, der, ohne die Folgen ſeiner Lüge berechnen zu können, Dir den Wahn aufdrang, die Frucht ſeiner Sünde ſei Deines Blutes, und dadurch dich veranlaßte, an deinem Buſen Dir eine Schlange zu erziehen. Ich alſo, ich war's, der dieſer Schlange ihren Weg bahnte, und mich mußt Du anklagen, Dir dieſe Schlange in den Weg geſchleudert zu haben; mich, den Du mit größerem Rechte Mörder, als dich Mörderin nennen darfſt; denn ich empfand die Fähigkeit, mich erhitzte der Wunſch, den Bruder meiner gemarterten Geliebten, der mich von ihr geriſſen hatte, ſterben zu laſſen unter meinen Händen, und Deiner Seele iſt ein ſolches Mordgelüſt fremd geblieben. — Dennoch, mein geliebtes, vielgeprüftes Kind, wieviel ſchuldbeladner ich auch bin als Du, dennoch blick' ich ruhig Dich an und getroſt zu Gott hinauf, nicht etwa, weil das Leid mich abgeſtumpft hat für die Furcht, ſondern weil ich weiß, daß der Menſch in ſeinem engen Wirkungskreiſe irren, fehlen und Trübſal ſchaffen muß, damit er zu fehlen und zu irren vermeide, wenn er dereinſt berufen ſein wird, Erzieher einer Welt zu ſein und den Fortſchritt von Myriaden zu fördern. Darum mußten über Dich und über mich die Wellen der Sünde zuſammenſchlagen. — Das unnatürliche Verhältniß, in deſſen Schranken Dein kindliches Gefühl Dich gezwängt hatte, bedingte Deinen Fall, der unausweichlich wurde, nachdem, wie durch einen Zauberſchlag erweckt, eine neue, durch üppige Bilder anlockende Welt Deinen Sinnen zugänglich gemacht worden war. — So umſtrickt von geheimnißvollen Mächten, die Deiner Phantaſie geboten, Deine Leidenſchaften erregten, mußteſt Du taumeln von Fall zu Fall; Du mußteſt es, um unter Fehltritten reif zu werden für Deine hohe Beſtimmung; Du mußteſt es, um unter Irrſchritten Gottes Segensträgerin zu werden. Du nennſt Dich Verbrecherin, weil Du im Zuſtande der Sinnzerrüttung den Keim eines werdenden Menſchen zerſtörteſt; und ich nenne Dich die Retterin dieſes Weſens von den Gefahren der gräßlichſten Entartung, die ihm, dem Baſtarde Deines Bedienten, dem Erben Deiner Verarmung an Ehren und Gütern, drohte. Dein Gewiſſen wirſt Dir vor, den Tod Deiner Schweſter verſchuldet zu haben; aber wie viel qualreicher als ihr Tod, würde ihr Leben geweſen, wie viel größer und gerechter Deine Selbſtmarter ſein, wenn Dein Wiederanblick, als Du zurücktrateſt aus Deinem Kloſter in die Welt, Florentin aus den Armen des liebenden Mädchens geriſſen hätte, damit er in den Deinigen mit

Dir untergehe, ſich und Dich dem Himmel entfremdend, dem Hand in Hand entgegen zu gehen, Ihr Beide nun vorbereitet ſeid. Richte muthig und hoffnungsvoll Deine Seele auf, mein Kind! Du biſt ſicher, nie mehr zu fehlen, wie Du gefehlt haſt, und je länger Du umherblicken wirſt auf Menſchenſaaten und auf Gotteserndten, je ruhiger wird Dein Gewiſſen werden, denn klarer, immer klarer wirſt Du ſehen, daß der Menſch nur für den Himmel ſä't, ſelbſt wenn er mit dem Vorſatz, Segenswerke zu zerſtören, Feuerbrände umherſchleudert, wie jener Wahnſinnige that, der Dich umklammerte, um Dich mit ſich hinabzureißen in ſeine Tiefe, und dadurch Dich rettete vor dem einzigen Unglück des Menſchen, vor der Laſterliebe! — Und wie er, ſo haben all Deine Feinde für Gottes Ernte ſäen — ſie haben Dich vorbereiten müſſen, ein weltbeglückendes Werkzeug in Gottes Hand zu werden; ja, dereinſt vielleicht ſelbſt den Pfad ihnen zu bahnen, der durch ſchreckvoll dunkle Nächte ohne Zahl ſie wieder zu dem verfehlten, aber auch dem Verirrteſten noch erreichbaren Ziele führen wird."

Die Rede des Greiſes hatte einen Verklärungsſtrahl auf Learoſa's Antlitz geworfen; aber ruhig war es dennoch nicht in ihrer Bruſt, und der Ausdruck eines Gemiſches von Wehmuth und bangem Zagen trat in ihr Auge. „O, Vater," flüſterte ſie, „ich werde nicht mehr ſäen und nicht mehr ernten auf Erden. — Ich werde ſterben; — bald — bald."

Der alte Mann war heftig erſchüttert; er bedurfte mehrerer Augenblicke, um ſich zu ſammeln und ihr zu antworten: „Mein Kind, wer kennt die Wege Gottes? — Es iſt möglich, daß Du beſtimmt biſt, in Vaterarmen zu ſterben; aber ich hoffe von ſeiner Barmherzigkeit, er werde dem Vater vergönnen, in den Armen ſeiner vereinigten Kinder, in Florentins und Deinen Armen, zu entſchlummern."

„Deiner vereinigten Kinder?" wiederholte Learoſa mit leiſem Weinen. „O, Du ſiehſt mit den Augen eines Vaters auf mich nieder; — Florentin mit den Augen eines — Mannes. Wird der ſelbſtbewußte, edelſtolze Mann mit einem Weibe ſich vereinigen wollen, das ihn geſucht hat, wie ich ihn ſuchte, und — gefunden wurde, wie ich gefunden ward? —"

Der Greis verſtummte. Die ihm ſo unverhofft erweckte Beſorgniß, ſein Enkel möge minder als er geneigt ſein, Learoſa gerechtfertigt zu finden, wuchs, als er ſich entſann, wie anhaltend Florentin ſeinem Verlangen, Learoſa einzuladen, widerſtanden hatte. Ahnungsvoll blickte ſie ihn an. „Guter, guter Vater," hauchte ſie, „ſorge nicht, wie Du meinen Fuß leiten willſt auf Erden; ich werde keinen Weg mehr betreten, als den zu meinem offenen Grabe; aber dieſer Weg — ich würd' ihn ſo gern beenden unter ſeinen Augen. Es iſt mir, als müßt' ich Gott willkommener ſein, wenn ich vor Florentin zu ihm komme. — Wo iſt Florentin? — Ach, daß Du ihn rufen könnteſt!"

„Ich will ihn rufen; er iſt nicht fern; er leitet die Vertheidigungsanſtalten auf Caſtle Island," antwortete der Greis; doch indem er mühſam, einen ſchweren Seufzer unterdrückend, ſich erhob, trat Jakob ein. Learoſa gewahrte, daß er, wahrſcheinlich außer dem Bereich ihres Blicks ſich wähnend, mit verſtörtem Auge dem alten Hochwart verſtohlen winkte und ihr einen Brief ſehen ließ, den er unter dem Wamſe verſteckt hielt. Beide verließen das Zimmer.

„Das iſt der Todesbote!“ dröhnte der Angſtgedanke durch Learoſa’s Hirnſibern; ſie richtete ſich auf; zweimal warfen Schmerz und Schwäche ſie zurück, aber die Erregung ihrer Seele ſpannte ihre machtloſen Glieder zu unnatürlicher Kraftäußerung an. Sie ſtand auf, warf ein Kleidungsſtück über, und lehnte zitternd die Stirn an die Thür des Nebengemachs; ſie hörte Jakob ſchluchzen: „Er hat den Tod geſucht, und — o, Gott — Gott — ſie —“

Da ſtieß Learoſa die Thür auf, und ſank mit den Worten: „Sie?—ſie wird neben ſeinem Leichnam ſterben,“ beſinnungslos zu den Füßen des alten Hochwart nieder.

„Sie ſtirbt jetzt ſchon!“ jammerte Jakob, ſie aufrichtend; und der Schwindel, der es hatte Nacht werden laſſen vor ihren Augen, verſtob. „Zu ihm, eh er begraben wird,“ röchelte ſie, mit fieberiſcher Haſt die Hand dem Alten entgegenſtreckend, der jetzt, wie aus einem Traume ſich herausreißend, auffuhr: „Ja, zu ihm; aber wie? — Das Meer wimmelt von engliſchen Segeln; — und Du“ — er wandte ſich mit ſchmerzlichem Blick zu Learoſa — „Du, mit Deiner zerriſſenen Bruſt, Du wirſt ſterben, eh' wir ihn erreichen; und doch verlangt er nach Dir mit einer Sehnſucht, die —“

„Er verlangt nach mir? — Alſo iſt er nicht todt?“ fiel Learoſa ein. — „Nein, noch lebt er,“ antwortete Jakob, und wandte ſich halblaut an den Greis: „Darf ich ihr den Brief geben?“

„Gieb ihn ihr,“ antwortete dieſer, das weiße Haupt, als ſei es ihm zu ſchwer, auf ſeine Hand ſenkend, und Jakob reichte ihr den Brief; er war von Dederow und enthielt die Kunde von Florentins Fall. Beide waren kaum auf Caſtle Island gelandet, als eine von Boſton entſandte Abtheilung britiſcher Truppen den Verſuch machte, ſich der Inſel durch einen nächtlichen Überfall zu bemächtigen. Hochwart's Dienſtobliegenheit wies ihm im Innern der Verſchanzungen ſeinen Platz an, aber plötzlich ſah Dederow ihn bei ſich vorüberſtürzen, und mit den Worten: „Tod! Tod!“ den einzigen, die er aus ſeinem Munde vernommen, ſeit er ſich losgeriſſen hatte von Learoſa, durchdrang er die Reihen der Vertheidiger, warf ſich den Anſtürmenden entgegen, und ſank, von zwei Kugeln getroffen. Sein Beiſpiel hatte die Amerikaner befeuert, ihm zu folgen; der Angriff der Britten wurde abgeſchlagen, und Hochwart todesnah unter den Todten gefunden. Er hatte verlangt, nach Marblehead gebracht zu werden, und, als ſeine Fortſchaffung unmöglich gefunden worden, da beide Schüſſe ſeine Bruſt getroffen hatten, auf die Entſendung eines Boten beſtanden, um ſeinen Großvater und Learoſa ſchleunigſt an ſein Sterbebette zu berufen.

Mehr als einmal hatte während des Leſens die Schrift ſich verdunkelt vor Learoſa's Augen, und immer ſchwerer war ſie geworden in Jakobs Armen unter der Laſt, mit welcher der Geiſt dieſer Zeilen ihr Herz belud; jetzt aber, als ſie Jakob flüſtern hörte: „es geht nicht, wir müſſen ſie hier laſſen, ſie ſtirbt uns unterwegs,“ jetzt durchzuckte eine gewaltige Lebenskraft ihre Glieder. Sie riß ſich los von Jakob, ſtand aufrecht ohne zu ſchwanken da, und rief mit kräftiger Stimme: „Nimm mich mit, Vater! Ich bin geſund, ich bin kräftig! Er ruft mich; ich muß ihm folgen.“

Schmerzlich blickte der Greis ihr in das fiebernd flammende Auge, und antwortete: „Ich kenne den Quell und das Maß Deiner Kraft; ich führe Dich zum Tode, wenn ich Dich mit mir nehme.“ —

Da fiel Learoſa ein: „Und dem Tode überlieferſt Du mich, wenn Du mich zurückläſſeſt. Willſt Du mir denn nicht gönnen, daß der Himmelsbote mit ſeinen mildeſten Waffen mein Herz anfalle? Willſt Du, daß die Angſt um ihn mich wahnſinnig mache und daß ich raſend vor den Schrecken, mit welchen meine Phantaſie mich martern wird, wenn ich ihn nicht ſehe, in das Grab taumle? — Vater, ſei barmherzig gegen mich! laß mich in ſeinen Armen, laß mich den ſüßen Tod mit ihm ſterben!“

Das tief eingefallene Auge des alten Mannes hing immer noch an den Flammen des ihrigen, aber die Sehkraft war ihm geſchwunden unter zwei großen Thränentropfen. „Wie ſchwach iſt der Menſch, ſelbſt wenn er ſich am kräftigſten wähnt,“ ſeufzte er. „Ich habe nicht geglaubt, daß die Trennung von einer irdiſchen Freudenhoffnung mein Auge noch feuchten, mein Herz noch beben machen könne, und doch muß ich weinen, wenn ich bedenke, daß es wieder ſo einſam werden ſoll an meinem Lebensabend wie es um mich her war vierundfunfzig Jahre lang. Die morgende Nacht, meine Tochter, iſt die vierundfunfzigſte Jahresnacht meiner Trennung von Deiner Großtante. — — Geh, bereite Dich vor, an meiner Hand Deinen Todesgang anzutreten. — — Jakob, Du beſorg' uns ein Boot; es werden ſich gute Menſchen finden, die aus Liebe zu mir das Wagſtück unternehmen, ſich hindurch zu ſchleichen, durch die Wachtſchiffe der Engländer; und ſollten wir angehalten werden — ſo — ich will meinen prieſterlichen Ornat anlegen, und dann wird man ja einem achtzigjährigen Greiſe und einem todtwunden Weibe wohl gönnen, einem Sterbenden den letzten Troſt zu bringen.“

Es war Nacht, als das Boot mit den Pilgern zu Florentins Sterbelager ſich dem Strande von Caſtle Island nahte; kein engliſches Segel ließ ſich ſehen, denn alle brittiſchen Schiffe waren in dem Hafen verſammelt, um Boſton in Zaum zu halten, während das ausgeſchiffte Heer im Rücken der aufrühreriſchen Stadt die von Waſhington beſetzten Höhen von Bunkershill ſtürmte. In Learoſa's Adern tobte das Wundfieber, und die Kanonenſchläge, deren Donner der Weſtwind von dem Feſtlande herübertrug, ſchienen Tact zu halten mit den Schlägen ihrer Pulſe; aber ihre Seele war voll von dem Gedanken an die ewig trennungsloſe Vereinigung, die ihr bevorſtand mit dem Manne ihrer einzigen Liebe, und ſo fühlte ſie den Sturm ihres Blutes, und ſo hörte ſie den Lärm der Schlacht nicht, der erſten, welche das dem Gängelbande entwachſene Tochtervolk mit dem herrſchaftgewohnten Muttervolke focht.

Ein donnernder Anruf empfing das landende Boot; der Greis gab ſich der aus Alten und Kindern gebildeten Strandwacht zu erkennen, und ſofort waren Viele erbötig, die kranke Braut auf ihrer

Matte nach der nahen Wohnung ihres ſterbenden Bräutigams zu tragen. Die kleine Gruppe langte bei der Hütte an, deren Bewohner den Verwundeten aufgenommen hatten. Der alte Hochwart trug Bedenken, ſich ſeinem Enkel unvorbereitet zu zeigen, und forſchte nach Dederow, aber dieſer war abberufen worden zu Waſhington's Heere, der Alles, was waffenfähig war, in ſeine Reihen geſammelt, und vor Allen des kriegskundigen Führers bedurft hatte, um den Andrang der Britten abzuwehren. Einer der gutmüthigen Träger-Learoſa's mußte es daher übernehmen, den Verwundeten auf den Empfang ſeines Vaters vorzubereiten.

Auf Jakob gelehnt ſtand Learoſa an allen Gliedern bebend, nur das Auge unbeweglich, als ſei es ein Leichenauge, an der Thür und ſtarrte ihrem greiſen Freunde nach, der auf einen Wink ſeines Verkünders ſie verließ und hineinſchwankte in das matthelle Zimmer. Jakob betete halblaut und verhinderte ſie, einen Ton der Stimme ihres Florentin zu erlauſchen. — Da öffnete ſich die Thür wieder; der alte Hochwart kam, um ſie abzuholen. Sie ſank ihm ſchwindelnd in die Arme.

„Standhaft, meine Tochter,“ flüſterte er, „der Engel, zu dem ich Dich führen werde, iſt faſt vollendet; er will in Deinen Armen ſterben.“

Er ergriff ihre Hand, und auf Jakob geſtützt ſchritt ſie, bei jedem Trittwechſel dem Zuſammenſinken nah, dem Lager zu, auf welchem todtähnlich Florentin ausgeſtreckt lag. Er lächelte ſie an und ſtreckte ihr die bleiche Hand entgegen; der Greis fügte ſie mit der ihrigen zuſammen und ſprach mit feſter Stimme: „Mein Sohn, ſie iſt Dein! ſie hat nur Dich geſucht, und — gelobt ſei der Name des Herrn, der ſie Dich finden ließ, um Dich nimmer — nimmer zu verlieren.“

Learoſa war niedergeſunken neben dem Bette; Hochwart hatte ſeinen Arm um ſie geſchlungen und hielt ſie ſo umfaßt; da winkte Jakob dem Greiſe und deutete auf Learoſa's Rücken; der Verband mußte ſich verſchoben haben, denn das Blut durchdrang das Gewand und überrieſelte Florentins Hand. Der Alte wollte ſie aufrichten, aber ſie ſank todesmatt zurück auf das Bett; da entdeckte Florentin das Blut auf ſeiner Hand; „Blut? — Dein Blut?“ frug er mit ſterbender Stimme. — „Ja, ja, ich ſterbe mit Dir, ich bin verwundet wie Du,“ ſtammelte ſie kaum hörbar, und immer tiefer neigte ihr Haupt ſich dem ſeinigen zu. Beider Lippen ruhten an einander. — Da wandt’ er ſein Antlitz dem Greiſe zu, faßte Lea-roſa’s Hand, hob ſie etwas empor, und flüſterte: „Mein — mein Weib! — Vater — ſei Prieſter. — Segne Deine Kinder ein. — Gatte und Gattin — Beide.“

Da verſuchte der von ſeinem Schmerz niedergedrückte Alte ſich zu erheben, aber all’ ſeine in vierundfunfzigjährigen Leidensnächten ergrübelte Weisheit verließ ihn in der Stunde ſeiner letzten irdiſchen Prüfung. Er ſtand, die Hände auf die Stirnen des Paares gelegt, und wollte reden und konnte nur ſchluchzen. Da hub Jakob an, mit den Worten des Evangeliſten: „In der Auferſtehung werden ſie weder freien, noch ſich freien laſſen, denn ſie ſind gleichwie die Engel im Himmel.“

Nun erweckte der Geiſt der Rede ſich auf den

Lippen des Greiſes: „Engel, meine Engel dereinſt, meine Kinder! Noch lebt Ihr als irdiſche Weſen, und ſo verwalt' ich denn an Euch mein prieſterliches Amt und vereinige Euch im Namen der ewigen Liebe, die Euch erlöſt hat von den Banden des Irrthums und der Sünde und Euch geheiligt hat, zu lieben und zu ſegnen von nun an bis in Ewigkeit. Amen."

Die Lippen der Vermählten hatten wieder einander gefunden; Beider verſchlungene Hände hielt der Greis umfaßt; kein Ton bewegte die Luft des Zimmers; da beugte Jakob ſich zu dem Alten hin und flüſterte: „Sie verblutet ſich; möchten wir den Arzt nicht rufen, damit er ſie verbinde?"

„O, ſie ruhen ſo ſelig einander Bruſt an Bruſt," ſagte der Greis; „doch, Du haſt Recht, wir müſſen ſie noch einmal zurückrufen aus ihrem Himmel. Learoſa, mein Kind, richte Dich auf."

Learoſa antwortete nicht. — Ahnungsvoll neigte der Greis ſein Haupt dem ihrigen zu; — ſie athmete nicht mehr, Florentin nicht mehr; Beider letzter Kuß war Beider letzter Hauch geweſen.

Als das franzöſiſche Heer nach dem Verluſte der Schlacht von Leipzig dem Rheine zueilte, war das Dorf Thomsfelda der Schauplatz eines hartnäckigen Kampfes zwiſchen einem verſprengten Trupp, der flüchtig zwiſchen Elſter und Pleiße gerathen war, und der Vorhut der verfolgenden Preußen, deren Führer, ein greiſer Staabsoffizier, bei dieſer Gelegenheit ſchwer verwundet wurde. Seine Leute brachten ihn nach dem Schloſſe, welches endlich nach langem Klopfen von einem alten Manne geöffnet wurde, der ſich als den einſtweiligen Kaſtellan deſſelben ankündigte, und ſich, mit Allem, was er in der Abweſenheit ſeiner geflüchteten Herrſchaft vermöge, zur Verfügung des Verwundeten ſtellte, und in der That ſo angelegentlich für ihn ſorgte, daß ſeine Begleitung ihn getroſt verlaſſen und zur Vollendung des faſt ſchon erfochtenen Sieges eilen konnte.

Der wunde Greis war, nachdem der Verband ihm angelegt worden, zu ſich gekommen, und blickte umher in dem Zimmer, welches ſeine Leute für ihn auserwählt hatten. Der Kaſtellan bemerkte, daß einige Oelgemälde, welche die Wände zierten, die Aufmerkſamkeit ſeines Gaſtes erregten, und erſchrak, als er dieſen plötzlich ausrufen hörte: „Mein Gott, das iſt Hochwarts Bild!“

„Sie haben ihn gekannt, den Herrn?“ frug der Kaſtellan, und mit ſichtbarer Erregung antwortete der verwundete Major: „Ob ich ihn gekannt habe? Er war mein Freund; mit ihm verließ ich Deutſchland; an meiner Seite ſtürzte er ſich in den Tod; ich rief ſeinen Großvater, ſeine Geliebte an ſein Sterbebett, das ich verlaſſen mußte, um bei Bunkershill zu fechten; wir wurden zurückgedrängt in das Innere des Landes, und als ich im folgenden Jahre wieder nach Maſſachuſetts kam, da wußte Niemand mir Kunde zu geben von meinen Freunden. In Providence erfuhr ich endlich den Tod des alten Hochwart.“

Der Kaſtellan faltete die Hände. „Lieber Gott, ſollt' es möglich ſein — Sie wären der Herr von Dederow?“

„Ja, der bin ich, und Sie — Sie kennen mich? — Wer ſind Sie?“

„Ich bin Jakob Roſer; doch auf mich werden Sie ſich wohl nicht beſinnen; ich war Bedienter des

Hauptmanns Hochwart, der mich der Gräfin abtrat; unter meinen Augen ſind Beide entſchlafen, und fünf Wochen ſpäter iſt ihnen der alte Vater gefolgt. Während dieſer fünf Wochen haben wir von nichts, als von den ſeligen Todten geſprochen, und ich mußte immer und immer wieder erzählen von Beider Schickſalen. Und als ich nun ſprach von der Freundſchaft der ſeligen Gräfin zu der Frau von Zſchechwitz, von ihrer Liebe zu den Enkeln der würdigen Dame, und von ihrem Wunſche, dieſen verarmten Kindern ihre Verlaſſenſchaft zuwenden zu können, da entſchloß ſich der alte Mann, ihre letzte irdiſche Sorge auf ſich zu nehmen. Er theilte ſein Vermögen dreifach; einen Theil beſtimmte er zur Stiftung eines Erziehungshauſes verwahrloſter Kinder; den zweiten ſetzte er zur Unterſtützung gebeſſerter Verbrecher aus, und den dritten Theil überwies er mir, um ihn für die Kinder der Frau von Hedemark, der ſchon früher verſtorbenen Tochter der Frau von Zſchechwitz, anzulegen. Ich kehrte, nachdem ich ihm die Augen zugedrückt hatte, nach Europa zurück; aber hier fand ich, daß eine wohlthätige Hand ſchon geſorgt hatte für die Waiſen, deren Vater inzwiſchen in Berlin verſtorben war. Die ſelige Gräfin hatte nämlich im Augenblicke ihrer Flucht aus Sachſen, die Kinder ihrer Freundin dem Schutze ihrer ehemaligen Gönnerin, der verwittweten Kurfürſtin, Maria Antonia, empfohlen, durch deren Fürſprache nicht allein das kleine Capital, welches die Gräfin zurückgelaſſen hatte, unverkürzt auf die Kinder übergegangen, ſondern auch eine Unterſuchung wider die beiden Juriſten Hellerbruth und Nauvogel verhängt worden war; doch nur der Erſtere konnte gefaßt und beſtraft werden. Nauvogel ſtarb vor Eröffnung des Prozeſſes ſchon. Hellerbruth aber hat den Segen noch erlebt, den das Geld, welches ich mitbrachte, auf die Lieblinge ſeiner ehemaligen, vielbefeindeten Mündel gehäuft hat, denn mit dieſem Gelde wurden, als nach dem Erlöſchen des Rottingerodeſchen Geſchlechts die Güter Thomsfelda und Simbach an den Staat gefallen waren, dieſes für das Fräulein und jenes für den jungen Herrn von Hedemark angekauft, die ſich Beide in den achtziger Jahren verheirathet haben, das Fräulein mit dem älteſten

Sohne, der junge Herr mit einer Tochter des verſtorbenen Kammerherrn von Troghauer, und während des langen Friedens, den das geſegnete Sachſen unter ſeinem geliebten Friedrich Auguſt genoß, reiche, ſehr reiche Leute geworden ſind, doch auch in ihrem Reichthum das Andenken ihrer Wohlthäterin treu in Ehren halten, wie Sie auch ſchon aus dieſen Bildern ſehen, welche meine ſelige Gräfin gemalt hat, und die ich habe aufkaufen müſſen weit und breit. Die meiſten ſind aus dem Kloſter Byslaw, in welchem ſie eingeſperrt war. Das Kloſter iſt jetzt auch aufgehoben. Mein lieber Gott, wer hätte gedacht, als wir dort zuſammentrafen, daß wir ſo ſpät noch, ſo nah am Grabe und mit ſolchen Erinnerungen einander wiederfinden würden?"

„Ja freilich," verſetzte Dederow, „ich hätt' es ſchwerlich geglaubt, daß ich — ein faſt ſechzigjähriger Greis — mein zweites Vaterland werde verlaſſen müſſen, um im Kampfe für mein unglückliches Geburtsland mein Grab zu ſuchen; aber — ich weiß es nicht — iſt's die Geſchichte des treuen Volkes, unter welchem ich geboren bin, oder that es der Zauder des Rufs ſeiner Fürſten, die es beglückt haben ſeit vierhundert Jahren, wie noch kein anderes Volk beglückt worden iſt durch ſeine Regenten — genug, ſelbſt in den glücklichſten Verhältniſſen, die mich an Nordamerika knüpften, hab' ich nicht aufhören können, mich nach meinem Preußen zu ſehnen; und als es ſo ſchmählich ſank vor ſieben Jahren, da artete meine Sehnſucht in das ſchmerzlichſte Heimweh aus; ich ſchämte mich, glücklich zu ſein, während mein Brudervolk in Ketten lag; und als nun vor fünf Monaten die Kunde kam, daß das zertretene Preußen ſich erhebe wider ſeinen gigantiſchen Feind, da riß ich mich aus den Armen meiner Enkel, ſchiffte mich ein in Neuyork, landete in Stettin, und fand, als ich eben einzutreten im Begriff war in die Reihen eines ſich bildenden Landwehrbataillons, meinen ehemaligen Rittmeiſter, meinen Blücher, der mit mir, und ich kann es wohl ſagen, um meinetwillen, einſt den preußiſchen Dienſt gemieden hatte, als Heerführer wieder. So hab' ich freudig manchen alten Bekannten wieder begrüßt."

„Es dürften Ihnen aber doch Bekannte begegnen, deren Wiederſehen Ihnen nicht erfreulich wäre,“ ſagte Jakob; „Sie würden ſchwerlich ein fröhliches Geſicht machen, wenn Ihnen, zum Beiſpiel, der Herr von Lüttchepfal unter die Augen träte.“

„Wahrhaftig, mit einem recht heitern Geſichte wollt’ ich ihn begrüßen,“ verſetzte Dederow. „Über meinen Zwiſt mit ihm ſind vierzig Jahre mit ihren Stürmen und Freuden hinweggeſtrichen, und die Hand der Zeit gleicht viel aus. Alſo lebt er noch? Er muß ein alter Burſch ſein, zehn Jahr älter als ich beinah.“

„Er lebt, und iſt nicht weit,“ entgegnete Jakob. „Ich will’s Ihnen nur geſtehen, er iſt hier im Schloſſe; aber er hat ſich verſteckt, als er ſchießen hörte; er iſt kein ſonderlicher Freund von dergleichen Lärmen, darum übergab er auch vor ſieben Jahren ſogleich beim erſten Anlauf der Franzoſen eine Feſtung; nun ward er entlaſſen aus dem preußiſchen Dienſt, nicht eben ſehr ehrenvoll; aber an den Hals kam man ihm nicht, und ſo ging er denn an den weſtphäliſchen Hof und befand ſich recht behaglich dort, bis Czerniczeff mit ſeinen Koſaken dem ganzen Königreich einen Stoß gab, der es auseinander ſtäubte. Da retirirte vor einigen Nächten der Herr Oberjagdmeiſter hieher, gewiß ohne zu ahnen, wem ſein Verhängniß ihn hier entgegenzuführen beſtimmt ſei."

„Lieber Kaſtellan, beruhigen Sie den Mann, laden Sie ihn ein zu mir," bat Dederow. — Jakob ging, kam aber bald zurück, und ſagte lächelnd: „Ich kann Ihnen den Herrn Oberjagdmeiſter von Lüttchepſal nicht bringen; er hat gehört, wer unſer Gaſt ſei, und iſt ſchnell und ganz in der Stille abgereiſt."

Es war vier Tage ſpäter, als der lobſtädter Wundarzt eben dem Major den Verband angelegt hatte, und Jakob mit ſich hinauswinkend, ihm zuraunte: „Der Brand greift um ſich, ich kann nicht mehr helfen; bringen Sie das dem alten Herrn mit guter Manier bei, damit er nicht verſäume, Verfügungen zu treffen und dergleichen. Sie verſtehen mich; er überlebt den morgenden Tag nicht mehr."

„Alles geht zu Gott, ich muß bei den Menſchen bleiben," ſeufzte Jakob, und ſchlich in das Krankenzimmer. —

Vierzehn Tage ſpäter — die Zeitungen hatten verkündet, daß die Luft rein ſei in Thomsfelda, daß der Gaſt, der dem weiland königlich weſtphäliſchen Oberjagdmeiſter vertrieben, das wirthliche Schloß mit der noch wirthlicheren Gruft vertauſcht habe — da hörte der kranke Kaſtellan einen Reiſewagen in den Schloßhof rollen, und unmittelbar darauf trat — Herr von Lüttchepfal bei ihm ein.

„Ei, ei, mein theuerſter Herr Roſer, die Herrſchaft noch nicht heim? — Und Sie krank? — Ei, ei, ich will hoffen, es ſoll nicht viel zu bedeuten haben; — oder — ſollt' es eine anſteckende Krankheit ſein?" — So frug der Oberjagdmeiſter, und näherte ſich mit einigen Rückſchritten der Thür wieder.

Ein leiſes Lächeln ſchwebte über des Kranken Geſicht. „Nein, nein, fürchten Sie ſich nicht; es hat nichts zu bedeuten," ſprach er mit Anſtrengung.

„Ich kam erſchöpft zurück von dem Leichenbegängniß des Major von Dederow."

„Ja, der iſt todt; das hab' ich geleſen in den Zeitungen," fiel Lüttchepfal ein. „Und den haben Sie begleitet? — Ei, wie unvorſichtig; in unſern Jahren muß man behutſam ſein. — Doch hoffentlich nur ein Schnupfen; in drei Tagen ſpazieren wir wieder in der Orangerie umher, nicht wahr?"

„In der vorgeſtrigen Nacht hört' ich die Glocken läuten und — Sie wiſſen doch, was das bedeutet?" frug Jakob.

„Nein, nein, was bedeutet denn das?" forſchte Lüttchepfal, Mund und Augen unnatürlich weit öffnend.

„Wer hier im Schloſſe die Thomsfeldaer Glocken zur Nachtzeit läuten hört, der liegt drei Tage ſpäter unter dieſen," antwortete Jakob.

Entſetzt fuhr Lüttchepfal auf. „Liebſter Kaſtellan, gehaben Sie ſich wohl. Zwar weiß ich nicht, wo ich mein Haupt niederlegen ſoll, denn in Kaſſel hauſen die Koſaken. In Preußen will mir's nicht ſonderlich gefallen, und in Simbach iſt wie hier die

Herrſchaft noch auf flüchtigem Fuß; aber eh ich mich feſtſiedle in einem Hauſe, das nicht dicht genug für ſolche Todesverkünder iſt, als da ſind: dieſe Glocken, die weiland Uhr in der dresdner Hofkirche, und der Spukgeiſt, der in dem Irrenhauſe in meiner letzten Garniſon ein ganzes Jahr lang eine gewiſſe Räthin Kuchel mit ſeinem Klopfen ängſtigte, eh' will ich von der Landſtraße nicht weichen mein Leben lang, und ſollt' ich umherwandern müſſen wie der ewige Jude. Gehaben Sie ſich wohl, Liebſter."

„Lieber Gott," ſeufzte Jakob, dem Enteilenden nachblickend mit faſt ſehkraftloſem Auge, „lieber Gott, wie kann man ſich fürchten vor dem Tode? — Wie kann man ſich fürchten — Eins zu werden mit Dir?" —

Druckfehler im dritten Bande.

Seite 56 Zeile 10 von unten hinter dem Worte dankt fehlt ein Kolon
= 416 = 11 v. u. lies Sohnes ſtatt Kindes
= 419 = 7 v. u. l. künftiges ſt. des
= 478 = 8 v. oben l. Tambacher ſt. tombach
= 616 = 11 v. u. l. entſprühe ſt. entſpräche
= 642 = 4 v. o. l. geleuchtet ſt. beleuchtet
= 648 = 2 v. o. l. ihn ſt. ihr

[illegible]

Leonide.

Ein Roman

von

Emerentius Scävola.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

[Winckelmann

v. der Heyden.]

Universitäts Bibliothek Halle

Erſtes Capitel.

> Es ſchmiedete
> Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band.
> Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
> Verbarg er ihrem ſcheuen düſtern Blick;
> Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier
> Und grenzenlos drang ihre Wuth umher.
>
> Goethe.

Der kleine Flecken Lacaparède in Languedoc wimmelte von Menſchen. Das Feſt der heiligen Veronika, deren Bild hier ſeit König Chlodowig's Zeiten Wunder that, traf mit dem großen, weit und breit berühmten Pferdemarkt des Ortes zuſammen, und die Menge der andächtigen, von nah und fern daher gewallfahrteten Pilger, umwogt von der nicht geringern Anzahl Kaufluſtiger und Verkäufer, die von Nord und Süd zuſammengeſtrömt waren, lieferte ein Abbild des Marktes im Vorhof des Salomoniſchen Tempels, ehe der Herr die Buben verjagte, welche ſeines Vaters Haus zur Mördergrube gemacht hatten.

Schwankend zwiſchen den Gefahren, hier einen knienden Büßer zu treten, dort von einer Proceſſion niedergeriſſen und zertreten zu werden, hier unter einen Haufen ſtreitender Handelsleute zu gerathen, dort einem ſchwerfälligen normanniſchen Proberenner in den Weg zu kommen, wand ſich ein junger Mann behutſam zwiſchen den Altären in dieſer, und dem Gewühl des Hyppodroms in jener Gaſſe durch und ſah endlich, leichter aufathmend, über der Thüre eines zweiſtöckigen Giebelhauſes das Wahrzeichen eines Zufluchtsortes; ein großes, mit Trauben, Flaſchen und Gläſern bemaltes Schild verkündete ihm ein Weinhaus. Er trat ein.

Der Fremde hatte aber ſehr Unrecht gehabt, ſich von dem Zeichen des Hauſes wenigſtens heute ein Aſyl zu verſprechen. Maſſen Kommender und Gehender drängten ſich in unſanfter Bewegung durch die enge Thür des Wirthszimmers, und ſchon war der Ankömmling im Begriff, ſeine Hoffnung, ein Ruheplätzchen zu finden, aufzugeben, als ein Chorgeſang, von Trompeten und Poſaunen begleitet, die Annäherung der Proceſſion verkündete, welche dem heiligen Ambroſius bei deſſen der heiligen Veronika abzuſtattendem Beſuch das Geleite gab. Jetzt entlud theils die Neugier, theils die Andacht der Gäſte das übervolle Zimmer; eine gewaltige Flut füllte die Vorhalle, drängte den Fremden an die Wand und verſtopfte die Hausthür. Ein Theil der von Licht und Ausſicht Abgeſchnittenen verſuchte einen Sturm auf die Beſatzung des Ausgangs, während der andere, friedfertigere ſich wieder zurück in das Zimmer ſchob; ihr Wogendrang faßte den Fremdling; er fühlte ſich unwiderſtehlich umwickelt in der Mitte des Knäuls, fortgeriſſen und in das Zimmer hineingedrängt.

Vier offene Fenſter, von Weinlaub vergittert, ließen einer wohlthätigen Zugluft freies Spiel; zwiſchen zweien dieſer Oeffnungen in der hintern Ecke des Zimmers nahm der Eingetretene einen kleinen Tiſch und an dieſem drei Stühle wahr; einer derſelben war unbeſetzt; des Fremden Ermattung machte ihr Recht geltend, er ſetzte ſich und bog, um die friſche Luft mit vollen Zügen einzuathmen, das Weinlaub am Fenſter etwas ſeitwärts und ſtarrte hinaus in das Freie.

Eine Zeitlang ſchweifte ſein Auge, ohne einen Gegenſtand feſtzuhalten, umher, bald aber ward es gebunden. Dem Fenſter gegenüber, an der andern Seite der Straße, hatte ein Amuletkrämer ſeinen Tiſch aufgepflanzt und pries hier ein Agnus-Dei dem braunen languedoker Landmädchen gegen das Alpdrücken, dort dem gebückten Mütterchen ein geweihtes Elendsklauenkreuz als unfehlbares Mittel gegen die Gicht an; hier erhandelte ein ſtämmiger, ſchwarzgelockter Burſch den ſchönſten Roſenkranz von violetten Glasperlen und ließ die heilige Waare mit einem freundlichen, aber ſo verborgenen Schmunzeln in die Taſche am Bruſtlatz gleiten, daß kein Kenner junger Herzen an der Beſtimmung der Perlenſchnur, aus der Hand des Käufers in die Hände eines geliebten Mädchens überzugehen, zweifeln konnte.

Mit Einem Male nahm aber das ſtille Treiben von Alt und Jung um den Kramtiſch einen andern Charakter an. Ein ältlicher Bürgersmann, oder wenigſtens, wie es aus ſeiner reichern Tracht zu ſchließen war, ein ſehr begüterter Landmann, machte ſich mit Fäuſten und Ellenbogen Bahn durch den Volkshaufen, welcher einen Kreis um den wichtigen Mann geſchloſſen hatte, der die ſichere Hülfe gegen jedes Uebel in der Welt für wenig Sous feilbot, und fiel dieſen Wunderthäter ſo laut mit harten, drohenden Worten an, daß der Tumult in das Zimmer drang und die Neugier der Weingäſte ſehr hoch ſpannte. Bald war das Haus faſt noch leerer als vorhin bei dem Vorüberzuge des heiligen Ambroſius, und mismuthig ſah der Wirth ſeinen Gäſten nach, welche den Kreis um die beiden Streiter vergrößerten und, theils für den Heiligen, theils für den Profanen Partei nehmend, die Rückkehr vergaßen. Endlich erinnerten ſich einige der Gemäßigten ihrer Gläſer und brachten, wiederkehrend zu dieſen, die Nachricht mit, daß jener Ausforderer ein Pachter ſei, welcher während des vorjährigen Marktes von jenem Krämer ein geweihtes Mittel wider die blaue Milch ſeiner behexten Kühe verlangt und für ſchweres Geld zwei bleierne Heiligenbilder empfangen habe, um das eine in dem Viehſtall, das andere in der Milchkammer aufzuhängen und des beſten Erfolges gewiß zu ſein. Jetzt behaupte der Pachter, das Mittel habe nicht angeſchlagen, der Krämer habe ihn betrogen und müſſe ihm ſeine fünf Livres zurückgeben. Der Verkäufer weigre ſich aber, dieſer Zumuthung zu genügen, und ſchwöre auf die Echtheit der von ihm verkauften Amulete, deren Wirkung nur durch des Käufers ermangelnden Glauben an die wunderartige Kraft der geweihten Bilder vereitelt worden ſei.

Der Fremde hatte ſein Geſicht von dem Fenſter ab- und dem Erzähler der Geſchichte jenes Haders zugewandt, als er dicht in ſeiner Nähe von einer gedämpften männlichen Stimme folgenden Ausruf vernahm:

„Sollte man glauben, daß wir im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, im Zeitalter und im Vaterlande eines Voltaire leben?“

Der junge Mann fand erſt jetzt Veranlaſſung, ſeine Nachbarn ſchärfer ins Auge zu faſſen; der nächſte derſelben war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren in ganz ſchmuckloſer grauer Kleidung. Die ungewöhnliche Höhe ſeiner Stirn war augenſcheinlich Folge eines frühzeitig eingetretenen Haarverluſtes und dieſer nach der Sitte der damaligen Zeit künſtlich durch eine dicke Lage von Puder und Pomade verſteckt, die, eine Schneppe über der Naſenwurzel bildend, ſich vier Finger breit über die Augenbrauen hinwegwölbte.

Der Zweite, am jenſeitigen Ende des Tiſchchens ſitzend, war ein alter, aber kräftiger Mann; ſeine Kleidung, ein hell- und dunkelgrün geſtreifter ſeidener Rock, an beiden Seiten herunter mit einer ſchmalen Goldſtickerei eingefaßt, das Spitzenjabot, faſt ganz von den lang herabhängenden breiten Zipfeln ſeiner Halsbinde bedeckt, die gelbe Atlasweſte, mit Blumen geſtickt, ſtanden im Gegenſatze zu den gelben, wildledernen Beinkleidern und den ſteifen, glänzenden, mit ungeheuern Sporen beſchnallten Stiefeln. Die ſeltſame Zuſammenſtellung dieſer verſchiedenartigen Kleidungsſtücke verrieth keinen Vertrauten der Mode und ließ vielmehr auf einen, von Stadt und Welt abgeſchiedenen Landgutsbeſitzer, der zierliche Galanteriedegen jedoch auf einen Mann höhern Standes ſchließen.

Während der junge Fremde dieſe flüchtigen Bemerkungen machte, hatte der Alte den ihm von ſeinem Nachbar hingeworfenen Faden des Geſprächs aufgenommen. „Es begeben ſich wol noch ſchlimmere Dinge als ſolche im Zeitalter und im Vaterlande Voltaire's," erwiderte er; „wiſſen Sie denn, wo wir ſind?" fragte er und ſah ſeinem Nachbar mit einem Ausdruck, der den tiefſten Schmerz mit dem bitterſten Hohne verſchmolz, ins Auge, faßte dann die Hand des grauen Mannes und ſprach mit lauter, faſt ſchreiender Betonung: „In dieſem Hauſe wurde Calas geboren!"

Der Graue fuhr ſprachlos zuſammen, und auch der Fremdling am andern Fenſter fühlte ſich beben; doch Keiner von den Dreien ſprach ein Wort; aber ein Vierter, von der lauten Rede jenes alten Mannes zur Theilnahme an dem Gegenſtande des Geſprächs erweckt, fing an, ſich in daſſelbe zu miſchen. „Calas?“ fragte er; „etwa derſelbe Calas, welcher vor etwa zwanzig Jahren in Toulouſe hingerichtet wurde?“

„Derſelbe Calas, welcher in Toulouſe gemordet wurde!“ entgegnete der Greis mit bebender, aber kräftiger Stimme.

„Gemordet, mein Herr? Wer behauptet das?“ ſo erhob ſich aus dem entgegengeſetzten Winkel des Zimmers eine rauhe Baßſtimme, deren Eigenthümer ſchwerfällig dem Alten entgegenſchritt.

„Ich behaupte das,“ antwortete dieſer; „ich und unſer allergnädigſter König, Ludwig XVI., den Gott ſegne und erhalte.“

„Und ich behaupte,“ ſchrie donnernd der Baſſiſt, „daß der Mörder Calas hingerichtet worden iſt — von Rechtswegen! — Hören Sie mich an, meine Herren,“ ſo wendete er ſich an die aufmerkſam gewordenen Weingäſte; „hören Sie mich an, ich will Ihnen die Geſchichte erzählen. Ich bin ein Einwohner von Toulouſe, und folglich: hat Jemand das Recht, von der Sache zu ſprechen und zu urtheilen, ſo bin ich es und kein Anderer. Geben Sie Acht! Dieſer Calas, Jean hieß er mit Vornamen, hatte ſechs Kinder und war Kaufmann in Toulouſe; er lebt da ein Jahr, zehn Jahre, funfzehn Jahre; jedem guten Chriſten fällt es auf, daß weder er noch ſeine Kinder zur Beichte und zum heiligen Nachtmahl gehen. Da kommt es plötzlich an den Tag, daß dieſer Jean Calas ein Nachkömmling jener hugenottiſchen Ketzerbrut iſt, die dem Strafgericht in der heiligen Bartholomäusnacht vor ein- oder zweihundert Jahren entrann; es kommt ans Licht, daß Jahr für Jahr ein hugenottiſcher Pfaffe bei ihm einkehrte und ihm mit ſammt ſeinem Weibe und ſeinen Kindern den geheiligten Kelch zu trinken gab. Nun verſchwuren ſich alle gute Chriſten in und um Toulouſe, dem Ketzer keinen Verdieſt mehr zukommen zu laſſen; aber dem ſtand der Böſe ſelber bei. Seine Waaren blieben die beſten, die wohlfeilſten und leider die geſuchteſten; denn ſo gottlos iſt das Volk, daß es, um einen Sous am Pfunde zu ſparen, einen heiligen Erzengel verhungern laſſen und den Teufel ſelbſt in Nahrung ſetzen würde.

Nun hören Sie weiter, meine Herren. Der Ketzer wurde reich, und die andern Kaufleute verarmten; mein eigner Vater ſtarb am Bettelſtabe, weil die Käufer vor ſeiner Thüre das Gras wachſen ließen; aber die Freude nahm dort ein Ende mit Schrecken! Die lieben Heiligen erleuchteten Calas' älteſten Sohn Marc Antoine. Dieſer ſieht ein, daß er in Satans Stricken liegt; ſein Gewiſſen erwacht, er beſchließt, dem Sündendienſt zu entſagen und zu unſerer heiligen, allein ſeligmachenden Kirche überzugehen. Aber hören Sie an, meine Herren: heute meldet er ſich bei unſerm Herrn Erzbiſchof, und — morgen hängt er, ein Leichnam, an einem Haken in ſeiner Stube."

„Das iſt nicht wahr!" rief der Greis; „erſt fünf Wochen nach dem Tage ſeiner Meldung bei dem Herrn Erzbiſchof fand man ihn erhenkt."

„Hören Sie nicht auf ihn, meine Herren," ſchrie der Toulouſer; „ich muß das beſſer wiſſen, denn ich bin aus Toulouſe. Alſo: geſtern — geſtern hat er ſich gemeldet, und heute hängt ihn ſein Vater auf."

Der Verfechter des toulouſer Blutgerichts war wieder in Gefahr, von dem alten Herrn unterbrochen zu werden, aber ein beſchwörender Blick des grauen Nachbars, und die redfertige Lippe ſchloß ſich wieder und ließ dem ſtämmigen Toulouſer einſtweilen das Wort, der alſo fortfuhr:

„Denken Sie ſich, meine Herren, den Schrecken, der die ganze Stadt ergriff, als die Mordthat verlautbart wurde. Das Volk war kaum abzuhalten, den Kindesmörder zu zerreißen; die Juſtiz bemächtigte ſich ſeiner, ſchleppte ihn in den Kerker und vernahm Zeugen über Zeugen. Es war erwieſen: Jean Calas war der Mörder ſeines Sohnes; aber der alte verſtockte Sünder leugnete; er wurde auf die Folter geſpannt, aber der Satan ſtand ihm bei; kein Geſtändniß war von ihm zu erpreſſen! Nun, meine Herren, urtheilen Sie: hatte das Tribunal nicht Recht, den Ketzer, den Mörder zum Rade zu verurtheilen?“

Die allgemeine Stimme war laut und entſchieden auf der Seite des Toulouſers, und kaum bemerkte das der Alte, als er mit einem vor Zorn glühenden Geſicht ſich erhob, um die Sache ſeines längſt im Grabe ſchlummernden Clienten kräftiger zu vertheidigen.

„Nichts als Lügen ſind das!“ ſchrie er; „erwieſene abſcheuliche Lügen! Hat nicht, ſeit Voltaire ſich der Sache des gemordeten Märtyrers annahm, ein Tribunal von funfzig unparteiiſchen Richtern den Unglücklichen —“

„Unparteiiſchen?“ fiel ihm ſein Gegner mit ſeiner Stentorſtimme in die Rede. „Hören Sie mich an, meine Herren, ich will Ihnen die Sache erzählen. Dieſer Voltaire, dieſer Philoſoph, dieſer Ketzer, dieſer Gottesläugner, hat ſich unterfangen, ſeine läſterliche Stimme gegen das hochachtbare Tribunal meiner Vaterſtadt ſo laut zu erheben, daß unſer allergnädigſter König bewogen wurde, den Proceß und das Urtheil von einem andern Gerichtshofe prüfen zu laſſen, und die lieben Heiligen werden wol wiſſen, welche Mittel und Kräfte in Bewegung geſetzt worden ſind, um Gerade in Ungerade und Schwarz in Weiß zu verwandeln. Kurz, die Richter erklärten den Mörder für ſchuldlos, das wider ihn ergangene Urtheil für ungerecht, und der König überſchüttete die Witwe und die Kinder mit ſolchen Gnaden, daß —"

Länger war die Lebhaftigkeit des Greiſes nicht zu bändigen; er verließ ſeinen Platz hinter dem Tiſche, drängte ſich vor durch das Gewimmel, ſtellte ſich ſeinem Widerſacher gegenüber und rief: „Was ſprecht Ihr da von Rechtsverdrehung? von Krumm und Gerad? von Schwarz und Weiß? — Ward' es nicht erwieſen, daß der Apoſtat, der Marc Antoine, ſchon ſeit Jahren ſchwermüthig geweſen war? daß er oft geäußert hatte, er müſſe ſterben, müſſe ſich das Leben nehmen? War es nicht erwieſen, daß der zweite Sohn des unglücklichen Calas ſchon längſt zur katholiſchen Kirche übergetreten war und dennoch fortwährend von ſeinem Vater unterſtützt wurde? War es nicht klar, daß andere Kräfte als die eines faſt ſiebzigjährigen Greiſes erfodert wurden, um einen rüſtigen Jüngling zu überwältigen und ihn aufzuhängen? War es nicht erwieſen, daß die Richter, die den Märtyrer zum Tode verurtheilt hatten, Feinde ſeiner Perſon und ſeines Glaubens geweſen?"

„Hört Ihr?“ ſchrie der Toulouſer. „Er nennt den reuigen Sündenſohn einen Apoſtaten und den Mörder einen Märtyrer! Er frevelt an allen Heiligen, die geſtorben ſind zur Ehre der katholiſchen Kirche auf Folter und Roſt, durch Schwert und Spieß! Ich ſetze meinen beſten andaluſiſchen Hengſt gegen einen Eſel, daß dieſer Vertheidiger des Mörders ſo gut wie jener ein Sprößling jener Ketzer iſt, die der Würgengel bei der Bluthochzeit mitzunehmen vergaß. — Was? und ein Solcher will unſere heilige Kirche verunglimpfen?“

Mit ſteigender Angſt hatte bis zu dieſem Augenblick der graue-Mann dem beunruhigenden Auftritte ſchweigend zugeſehen, jetzt aber ergriff er, nach einem Vermittler des immer heftiger werdenden Streites ſuchend, die Hand des jungen Fremblings, deſſen Blicke ihm Theilnahme an dem leidenſchaftlichen Greiſe zu verrathen ſchienen, und flüſterte: „Mein Herr, die milden Züge Ihres Geſichts erfüllen mein Herz mit Vertrauen zu Ihnen. Sein Sie barmherzig, retten Sie jenen alten Mann, der, von ſeiner zu lebhaften Theilnahme an dem Schickſale eines längſt Verſtorbenen zu dieſem Streite hingeriſſen, weder ſeine Worte noch die Gefahr ſeiner Stellung zu wägen vermag."

Der junge Mann ſah ſeinen geängſtigten Nachbar mit einem Blicke an, in welchem die Frage zu leſen war, warum er nicht ſelber den unruhigen Greis zu beſchwichtigen ſuche, welcher fortfuhr, den Zorn ſeiner Gegner wider ſich zu entflammen, indem er ſich in der That für einen Calviniſten erklärte und in ſeiner Hitze Worte fallen ließ, welche allerdings nachtheiliger Deutung in Bezug auf die katholiſchen Beiſitzer des toulouſer Tribunals fähig waren. Dennoch hätte man den übeln Folgen des Wortkampfes vorbeugen können, wenn die Streitkräfte auf beiden Seiten dieſelben geblieben wären; doch leider verſtärkte ein Vorfall, welcher ſich draußen am Tiſche des Krämers ereignete, die Partei des rohen Toulouſers, der, längſt angriffsfertig, ſein Uebergewicht zum Beginn eines ernſtern Kampfes benutzte.

Ein Kärner, im Handel um einen Gaul begriffen, war, dieſen verſuchend, gerade bis an die Thüre des Wirthshauſes gekommen, als der Teppich, welcher zu Ehren des Tages von dem Giebel des Gebäudes herabflatterte, das Thier ſcheu machte; vergebens bemühte der ziemlich ungelenke Reiter ſich, dem widerſpenſtigen Pferde ſeine Schranken anzuweiſen. Jeder Peitſchenſchlag, jeder Hackenſtoß ſteigerte die Widerſetzlichkeit des ſtätiſchen Roſſes, welches, ſtatt vorwärts zu gehen, in ungemeſſenen Rückſchritten und Seitenſprüngen bald den Menſchenkreis, der gedrängt den Heiligenkram umgab, gewaltſam durchbrach und mit einem Hufſchlage den Tiſch mit allen Kreuzen, Bildern und Roſenkränzen zu Boden warf. Der bisher gewährte Zwieſpalt zwiſchen dem Pachter und dem Krämer trat jetzt in den Hintergrund, verdrängt von einem ernſtern; der Krämer fiel den Kärner und dieſer den Roßtäuſcher an, welcher ihn mit einem ſtätiſchen Gaule habe betrügen wollen. Endlich ward der Streit vermittelt. Der Roßkamm erklärte ſich bereit, ſeine Widerſacher mit einem Glaſe Wein zu verſöhnen; der Kärner verſprach einen gleichen Beitrag zur Beſchwichtigung des Krämers zu liefern, und die drei

Parteien mit ihrem zahlreichen Anhange begaben ſich in das Weinhaus. Der Wirth kredenzte; die Flaſchen jagten einander, die Köpfe wurden heiß, und in der Schnelle weniger Minuten ſah der Anwalt des Blutgerichts ſeiner Vaterſtadt ſich um zehn bis zwanzig Zungen und doppelt ſo viel rüſtige Arme ſtärker.

Zu ſpät erkannte der alte Mann jetzt die ihm drohende Gefahr; ſeinem Rückzuge folgten die Angreifer; vergebens warf dieſen der Fremde ſich entgegen; der Tumult war bereits ſo allgemein geworden, daß nur Parteinahme für den großen Haufen oder völlige Neutralität Sicherheit verſprach. Zu keiner dieſer beiden Maßregeln konnte der Jüngling ſich aber entſchließen; er ergriff den bedrängten Greis, deſſen bebender Hand der gezogene Degen gleich im Anfange des Kampfes entriſſen worden war, ſchob ihn zurück in die Ecke, ſtellte ſich vor ihm hin und rief:

„Ruhe! im Namen des Königs, Ruhe, ſag' ich Euch! — Hat dieſer Mann etwas verbrochen wider Staat oder Kirche, ſo klagt ihn an bei der Obrigkeit, aber —“

Er vermochte nicht zu enden; der Tumult um ihn her verdoppelte ſich, und mit heftig blutender Stirn, getroffen von einem Wurfe des porzellanenen Degengefäßes des alten Herrn, taumelte der fremde Vermittler dem Fenſter zu.

„Hinaus mit ihm! Hinaus zum Fenſter mit allen Beiden!“ brüllte der fanatiſche Pöbel und drang auf die wehrloſen, halb ohnmächtigen Opfer ſeiner Wuth ein. Da ſprang der Mann im grauen Kleide auf, zum Fenſter hin, riß die Weinranken hinweg und ſchrie aus allen Kräften: „Mord! Rettung! Hülfe!“

„Hinunter auch mit dem Schreihals!“ rief der Toulouſer, welcher den Fremdling ſchon umſchlungen und zum Hinabſturz gehoben hatte. „Kommt her, ſchlagt dieſem hier die Finger entzwei, er hält ſich feſt an das Fenſterkreuz! Kommt, hebt ihm die Füße auf, ſchleudert ſie hinüber und laßt ihn ſchweben zwiſchen Erd' und Himmel!“

Sofort ſetzte der Aufruf des Unruhſtifters mehre Arme in Bewegung, und nur noch eines tüchtigen Ruckes ſchien es zu bedürfen, um dem Kopfe des jungen Mannes das Uebergewicht zu geben, als ein Ruf, der von der Straße heraufdrang, die wüthenden Kämpfer entwaffnete.

Bis zum Zeitpunkte der Revolution übte nämlich der Titel eines Herzogs, eines Grafen, ja ſelbſt ein Chevaliers eine faſt zauberähnliche Gewalt auf die niedern Volksklaſſen. Eine Dame, der die Ehre des Seſſels bei Hofe geworden; ein Herr, durch ſeine Geburt zum Zutritt in die Antichambre bevorrechtet, waren Gegenſtände tiefer unterwürfiger Ehrfurcht in den Provinzen. Das Wunder der plötzlichen Lähmung der wüthenden Gegner des jungen Mannes war mithin einem Jeden leicht erklärbar, der den Zuruf zweier, eben vorübergehender Männer in Livrée vernommen hatte: „Unglückliche! was beginnt Ihr? — Ihr vergreift Euch an den Herrn Grafen Saint Hilaire de Pontgris!“

Einem elektriſchen Schlage ähnlich durchlief der Schrecken alle Glieder der ſtürmiſchen Verſammlung; eines nach dem andern begann ſich abzulöſen; der graue Mann, losgelaſſen von ſeinen Feinden, ſank zwiſchen Tiſch und Wand neben dem alten Herrn nieder, der mit kochender Bruſt und rollenden Augen, aber, wie es ſchien, bewußtlos unter einer umgeſtürzten Bank lag. Das Zimmer ward ſchnell leer, und der Graf ſank in die Arme ſeiner eindringenden Diener.

„Hülfe, um Gotteswillen, Hülfe! Hier iſt ein Unglück geſchehen!“ rief der Mann im grauen Kleide, welcher ſich ſeit ſeiner Befreiung aus den Händen zweier rieſiger Basken wieder zu dem Greiſe gewandt hatte. „Hülfe! der Herr von Auverrière ſtirbt!“ rief er noch einmal und riß dem Ohnmächtigen die flatternden Fetzen der in der Hitze des Kampfes zerriſſenen Spitzenbinde vom Halſe.

„Herr Wirth, einen Arzt!“ rief der Graf und benutzte das, ihm zur Reinigung ſeines blutigen Geſichts dargereichte Waſſer, um den ſcheintodten Greis ins Leben zurückzurufen. Es gelang ihm; aber der erſte Athemzug des Erweckten ward zum tiefſtöhnenden ſchmerzlichen Seufzer, und der bald eintretende Wundarzt überzeugte ſich mit Achſelzucken, daß unter ſeinen Händen ein Schwerkranker mit zerbrochenem Schlüſſelbein leide.

„Um des Heilandes Willen, wie bringen wir dieſe Nachricht dem Fräulein Cäcilia bei!“ rief der Fremde im grauen Kleide und ging händeringend auf und ab im Zimmer.

Dieſe Worte ſchienen einen neuen Schmerz in der Bruſt des alten Mannes zu erregen. „Ich will zu meiner Tochter,“ röchelte er; „bringt mich nach Luclauſe.“

„Sie fodern das Unmögliche, gnädiger Herr,“ erwiderte der Wundarzt; „kaum weiß ich, wie wir Sie in das Zimmer ſchaffen ſollen, welches der Wirth in dem obern Geſchoß für Sie in Stand ſetzen läßt; um wie viel weniger würde ich es vermögen, Sie in den Wagen und zwei Meilen weit auf holperigen Straßen nach Ihrem Schloſſe bringen zu laſſen.“

Der Alte kämpfte ſichtbar nicht minder hart mit ſeinem Unmuth als mit ſeinem Schmerze. Ein Weilchen ſchwieg er, dann ſprach er: „Legrange, ich will in den Armen meiner Tochter ſterben; ſchicken Sie den Reitknecht nach Luclauſe, Cäcilia ſoll kommen.“

„Reden Sie nicht von Sterben, mein Freund,“ ſprach mit ſanfter beruhigender Stimme der Mann im grauen Kleide. „Bei Ihrer Körperkraft, bei Ihren jünglingsfriſchen Säften hört ein Knochenbruch auf, auch ſelbſt in Ihrem Alter das Leben zu gefährden.“

„Meine Minuten ſind gezählt,“ erwiderte der Greis; „thun Sie, was ich Ihnen ſage: ſchicken Sie den Reitknecht zurück nach Luclauſe und laſſen Sie mein Kind an mein Sterbebett berufen.“

„Wie, durch den Reitknecht, durch dieſen Boten, unfähig, das Kindesherz zu ſchonen, ſoll die liebreiche Tochter das Unglück des theuern Vaters erfahren?“ fragte der Andere. „Erwägen Sie, wie nothwendig es iſt, dieſes zarte Weſen, kaum erſt hergeſtellt von einem lebenbedrohendem Siechthum, mit äußerſter Schonung zu behandeln. Nein, Herr von Auverrière, unvorbereitet darf Fräulein Cäcilia dieſe Kunde nicht empfangen, wenn wir ſie nicht der Gefahr eines Rückfalls in ihre kaum beſiegte Krankheit preisgeben wollen. — Aber wem können wir dieſes traurige Geſchäft übertragen? — Ich würde mich ſelbſt zum Unglücksboten erbieten, wenn ich Sie verlaſſen dürfte, oder Sie unter der Obhut eines zuverläſſigen Freundes wüßte; aber welche Freunde haben wir hier?“

Er ſprach dieſe Worte in einem ſo klagenden Tone, daß das Mitgefühl des jungen Grafen rege ward. „Darf ich,“ ſprach dieſer, leiſe vortretend; „darf ich, bis Sie zurückkehren, das Hüteramt an dieſem Krankenbette übernehmen?“

Der Fremde ſah den freundlichen Gaſt dankbar, aber doch etwas verlegen an; da nahm der Verwundete das Wort und ſprach: „Mein Herr, Sie ſind ſehr menſchenfreundlich; doch muß ich befürchten, daß Sie aus der Scene, deren Zeuge und Theilnehmer ſie heute geworden, nicht entnommen haben, wer wir ſind, und daß Sie, wenn es Ihnen kund ſein wird, weniger gütig gegen uns ſein werden. — Wir ſind Calviniſten.“

„Auch ich bin Calviniſt,“ erwiderte der Graf; „und noch mehr: ich bin ſelbſtändig und darf nach Gefallen meine Reiſe verzögern, denn auf mich harren weder Aeltern noch Gattin. Wenn ich gegen

Abend dieſen Ort verlaſſe, ſo lange ich noch immer zeitig genung in Cordes an.

Augen und Züge des Fremden nahmen einen faſt zärtlichen Ausdruck an, und mit Wärme faßte er die Hand des Jünglings, drückte ſie ſanft und ſprach mit ſehr innigem Tone: „Mein Sohn, Gott ſegne Sie! Gott lohne Ihnen! — Und er wird Ihnen lohnen, und er wird Sie ſegnen! Nicht nur zu unſerm Heile, nein, auch zu dem Ihrigen hat er Sie hiehergerufen im Augenblick unſerer höchſten Noth! Jeder guten That folgt ihr lohnender Engel. Zweifeln Sie nicht!“

Das Zimmer für den Kranken war jetzt bereitet, und die Schwierigkeit, ihn dorthin zu bringen, wurde beſonders durch die umſichtige Fürſorge des Grafen vermindert. Kaum war es gelungen, dem Patienten eine, ſeinem Zuſtande möglichſt angemeſſene Lage zu geben, als dieſer auch ſchon mit neuer Sehnſucht nach ſeiner Tochter verlangte. Sein Begleiter theilte ihm ſeinen Entſchluß mit, ſich ſelbſt zu dem Fräulein zu begeben, dieſe mit dem unglücklichen Ereigniß bekannt zu machen und binnen möglichſt kurzer Zeit mit derſelben zu ihm zurükzukehren; der Graf Saint Hilaire de Pontgris werde an ſeiner Statt die Krankenpflege übernehmen.

Herr von Auverrière faßte den Grafen ſo ſcharf und ſo anhaltend mit Verwendung ſeiner völligen Aufmerkſamkeit ins Geſicht, daß er die Entfernung ſeines Freundes zu beachten vergaß. Nach einer langen, dem jungen Mann faſt drückenden Pauſe hob er endlich an: „Sie hat wahrſcheinlich das kirchliche Feſt hiehergeführt, Herr Graf?“

„Zum Theil,“ erwiderte jener. „Ich bin im Begriff, eine Reiſe nach Rochelle zu machen, um die Wiege und die Gräber meiner Ahnen kennen zu lernen; in Cordes hörte ich geſtern von der Merkwürdigkeit dieſes Fleckens und hielt dieſelbe der Mühe eines kleinen Umwegs werth. Doch leider hab' ich kaum für meine Pferde, nicht aber für meine Perſon ein Unterkommen finden können und, von Hunger, Durſt und Mattigkeit gequält, mich genöthigt geſehen, Zuflucht in dieſem Hauſe zu ſuchen.“

Eine neue Pauſe trat ein; doch ſchneller als die vorige unterbrach ſie der Alte, indem er vor ſich

hinmurmelte: „Saint Hilaire de Pontgris! Den Namen führten einſt zwei edle Brüder; Frankreichs Geſchichte weiß ſie zu nennen. Der eine ſtarb mit dem großen Coligny unter den Dolchen der Fana-
andere fiel auf den Mauern von

„Der Erſtere von Beiden war der Stammherr meiner Geſchlechtslinie," entgegnete der Graf.

„War er's?" rief der Kranke, und ſeine Augen funkelten. „Und Sie ſind nicht blos ein Erbe ſeines Namens und ſeiner Güter?" ſetzte er fragend hinzu. „Sie ſind auch Erbe — ſeines Glaubens, für deſſen Vertheidigung er ſtarb?"

„Ich bin Calviniſt," verſetzte der Graf.

Herr von Auverrière vergaß ſeinen Zuſtand und ſtrebte ſich emporzurichten; doch ſchien er, zurückſinkend, ſeiner Schmerzen nicht zu achten; er ſtreckte dem Glaubensgenoſſen die Hand entgegen und rief: „O, wie wohl thut es dem alten Herzen, ſich öffnen zu dürfen gegen ein gleichgeſinntes Herz! Wiſſen Sie, auch die Auverrière's ſtanden vertheidigend auf den Wällen von Rochelle, und belagernd unter dem großen Heinrich vor Paris. Aber ſie gingen nicht mit Heinrich in die Meſſe, ſie ließen ſich nicht von den Dragonern der Maintenon in den Beichtſtuhl ſetzen; ſie entſagten dem Eigenthum, aber nicht dem Glauben ihrer Väter.

ich ſag' es mit Stolz: der kleine
chem ich in tiefer Zurückgezogenheit hauſe, er iſt das Einzige, was mir übriggeblieben iſt von der Hälfte von Languedoc, deren Herren meine Ahnen waren. Um Gotteswillen," fuhr er plötzlich mit der Betonung des Schreckens auf, „bringen Sie mich zurück nach Luclauſe! Laſſen Sie mich nicht hier ſterben, hier an dieſem Orte, deſſen fanatiſcher Pöbel dem Leichnam des letzten Auverrière kein ehrliches Begräbniß geſtatten würde."

„Beruhigen Sie ſich, mein Herr," tröſtete der Graf den Kranken. „Ihr Unfall iſt nicht bedeutend genug, um ihren Tod veranlaſſen zu müſſen; und ſollte das Uebelſte, das Gefürchtete eintreten, ſo vergeſſen Sie nicht, daß wir unter dem Schutze eines guten Königs leben. Ludwig XVI. iſt kein neunter Karl, kein vierzehnter Ludwig; er iſt ein gemäßigter, ein aufgeklärter Katholik, der unſerer, anderthalb Jahrhunderte hindurch verfolgten Kirche Rechte zugeſtanden hat, welche die Ruhe ihrer Bekenner ſichern.“

„Rechte? Rechte?“ donnerte der Kranke mit der Stimme des Geſündeſten dem Grafen entgegen. „Sie vergeſſen wol den Auftritt, deſſen Folgen mich auf dieſes Siechlager niedergeworfen haben! Rechte? unſerer Kirche? — Nennen Sie mir die weltliche oder die geiſtliche Behörde, welche ſich an unſere Rechte kehrt! — Stille, jedoch freie Religionsübung in unſern Häuſern iſt uns geſtattet; aber verkleidet, ohne Zeichen ihrer amtlichen Würde müſſen unſere Prieſter das Land durchſtreichen. Sie haben den Mann in dem grauen Kleide bei mir geſehen; es iſt mein Beichtvater; und dieſem Manne hat der Pöbel in Cordes vor drei Jahren die Perücke vom Kopfe geriſſen, weil er dieſe für einen Amtsſchmuck calviniſtiſcher Geiſtlichen hielt. Drei Wochen hat er jetzt in meinem Hauſe zugebracht, und ich bin deshalb heute mit ihm an dieſem Orte, weil ich mit einem andern Glaubensgenoſſen hier zuſammenzutreffen hoffte, in deſſen Hände ich meinen Beichtvater zu übergeben beſchloſſen hatte. Rechte! unſerer Kirche! O, Freund, es wird noch viel Blut fließen, ehe Frankreich ſich daran gewöhnt, einen Ketzer in ſeine geweihte Erde aufzunehmen. Doch, was ſag' ich das Ihnen? Sie ſind ja ein Franzoſe und ein Calviniſt wie ich; hat man Ihnen denn verſtattet, Ihre Todten auf dem Kirchhof der Katholiken zu begraben?"

„Meine Todten," antwortete der Graf, „ſchlummern in der Familiengruft auf meinem Stammgute in der Dauphiné. Keiner ſtört ſie dort; ſterb' ich, ſo mag man mir die Schlüſſel nebſt meinem Wappen nachwerfen in die Gruft, denn ich bin der letzte meines Namens."

Der Wundarzt, welcher zurückkehrte, um ſeinen Kranken wieder zu beſuchen, machte die Fortſetzung dieſes Geſprächs vor der Hand nicht rathſam.

Zweites Capitel.

Iſt's Wahl, wenn des Geſtirnes Macht den Menſchen
Ereilt in der geheimnißvollen Stunde?
Nicht eine Braut zu ſuchen ging ich aus.
Nicht, wahrlich, ſolches Eitle konnte mir
Zu Sinne kommen in dem Haus des Todes,
Denn dorten fand ich, die ich nicht geſucht.

Schiller.

Einige Stunden lang hatte der Graf an dem Bette des Kranken zugebracht, als er abgerufen wurde; er ging hinaus und fand den Kammerdiener ſeiner harren, welcher ihm meldete, daß der Kutſcher auf ein anderes Unterkommen für ſeine Pferde denken müſſe, wenn es die Abſicht des Herrn Grafen ſei, die Nacht hier zuzubringen, indem der aus Noth gewählte Ausſpannungsort den Thieren jede Bequemlichkeit verſage.

Der Graf ſann ein paar Secunden nach. Hier die Nacht zuzubringen, hatte nicht in ſeinem Plane gelegen; aber wenn ſich die Ankunft des Fräuleins verzögern ſollte, ſo band ihn allerdings ſein dem Geiſtlichen gegebenes Wort für dieſe Nacht an die Perſon des Greiſes. Dieſe Unterbrechung ſeiner Reiſe war dem jungen Mann nichts weniger als angenehm; er befragte den Wirth um die Entfernung dieſes Fleckens von dem Schloſſe des Alten und überzeugte ſich aus der empfangenen Auskunft, daß das Fräulein bei nur mäßiger Eile doch bald ankommen müſſe.

„So kehr' ich denn noch heute zurück nach Cordes," wandte ſich der Graf zu ſeinem Kammerdiener. „Geht und ſetzt Alles in Bereitſchaft, damit auf meinen erſten Wink vorgefahren werden kann."

Der Kammerdiener ging, und der Graf war im Begriff, ſich zu dem Kranken zurückzubegeben, als der Wirth ihm in den Weg trat. „Herr Graf, Euere Gnaden entſchuldigen mich," ſprach dieſer. „Hör' ich recht, ſo wollen Sie den Herrn von Auverrière verlaſſen?"

„Nicht früher, als bis ſeine Tochter angekommen iſt,“ verſetzte der Graf.

„Hätt' ich das gewußt, ich würde weniger bereit geweſen ſein, dem Kranken eine Lagerſtatt in meinem Hauſe zu bereiten,“ ſprach der Wirth unmuthig. „Ich ſchloß aus Ihrer Vorſorglichkeit für den alten Herrn auf eine nahe Verwandtſchaft zwiſchen ihm und Ihnen, gnädiger Herr Graf, und hielt mich Ihretwegen für die Bezahlung der Rechnung geſichert, welche, wenn die Cur auch nur einige Wochen dauert, dennoch viel zu hoch für die Kräfte des Herrn von Auverrière anlaufen wird. Wie werd' ich zu meinem Gelde kommen, wenn Sie reiſen?“

Der Graf ſtutzte. „Wie?“ ſagte er, „iſt der Mann in ſo übeln Umſtänden?“

„Verſchuldet über und über!“ verſicherte der Wirth. „Beſondern Werth mag ſein Gütchen wol nie gehabt haben; doch hätte er ſich ziemlich ſorgenfrei von deſſen Ertrage ernähren können, wenn nicht ſein Eifer für ſeinen Glauben ihn zu Unternehmungen geführt hätte, die ſeinen Wohlſtand untergraben mußten. So zum Beiſpiel hat er mehre tauſend Livres daran gewandt, ſich Beweiſe der vermeintlichen Unſchuld jenes hingerichteten Calas zu verſchaffen, um deſſen Vertheidiger damit zu verſehen. Eine andere Angelegenheit, in welche er ſich gemiſcht hat, mag ihm noch mehr gekoſtet haben. Sie erinnern ſich des grauen Mannes, der bei dem Lärm hier gegenwärtig war; ſo weit, wie jetzt die Pomadekappe auf ſeine Stirn herabgeht, trug er ſonſt die Perücke, die, wie man behauptet, zur Tracht der calviniſtiſchen Prieſter gehört wie die Tonſur zum Talar der unſrigen. Dieſen Mann inſultirte ſeiner Perücke wegen das Volk in Cordes vor mehren Jahren gröblich, und Herr von Auverrière nahm ein Capital nach dem andern auf, um jenen Vorfall zur Unterſuchung und die Schuldigen zur Beſtrafung zu bringen. So hat er ſein Vermögen verſplittert, ſich mit Schulden belaſtet und es ſo weit gebracht, daß ſich wol ſchwerlich in ſeinem jetzigen Zuſtande ein Haus für ihn geöffnet haben würde, wenn ihm nicht unglücklicherweiſe in dem meinigen die Knochen zerſchlagen worden wären.“

Den Grafen ſetzte dieſe Mittheilung in nicht geringe Verlegenheit. Zwar gab es keinen reichern Calviniſten in Frankreich als ihn; aber die Sorge für die Sicherung der Rechte ſeiner Kirche hatte auch ſeinem Vater große Summen gekoſtet, deren Erſchwingung größtentheils ihm, dem Erben, zur Laſt fiel und einige Beſchränkung des gewohnten Aufwandes von ihm foderte. Auch waren die weitläufigen Beſitzungen, welche ſeine Familie gerettet hatte, mit Bürden vielerlei Art belaſtet, die der katholiſche Adel nicht kannte. Seine Lage war alſo, ungeachtet ſeiner Reichthümer, nicht völlig ſorgenfrei und foderte Rückſichten, welchen er genügen mußte. Dieſen Rückſichten trat aber ſein Mitleid für den bedrängten, verlaſſenen Greis dringend entgegen; doch eine kleine Summe war unzureichend für deſſen Bedarf, und eine größere vermochte der Graf, gebunden durch die Rückſicht, die ihm ſein gegenwärtiger Reiſeplan auferlegte, nicht zu entbehren.

Schon ſchwankte er, ob er, um dem Zuge ſeines Herzens zu genügen, die Wallfahrt zu den Gräbern ſeiner Ahnen aufgeben ſolle, als der Wirth mit den ſpöttiſchen Worten: „Da betrachten Sie einmal den Bettelſtaat,“ ihn an das Fenſter rief. Er blickte hinaus; da hielt eine Equipage, ſicherlich die einzige ihrer Art in ganz Frankreich; zwei, urſprünglich verſchiedenfarbige, jetzt aber durch ihr Alter einander ziemlich gleich ergraute Pferde zogen, gelenkt von einem ſchmuzigen Knecht, in altfränkiſche, ganz verſchoſſene Livrée gehüllt, mit Anſtrengung eine Kutſche daher, welche zu den Zeiten Ludwig XIV. ein Prachtſtück geweſen ſein mochte.

„Sehen Sie, mein gnädigſter Herr Graf,“ fuhr der Wirth fort, „das iſt die Staatscaroſſe des Herrn von Auverrière. Freilich hat der Zahn der Zeit ſchon recht tüchtig an der reichen Vergoldung des ungeheuern Kutſchkaſtens genagt, doch das Wappen am Schlage, die rothe Traube im ſilbernen Felde, hat ſich noch vollkommen erhalten. Schade, daß ſie ſich nicht preſſen läßt; iſt's nicht ſeltſam, daß der alte Herr trotz des Weins in ſeinem Wappen ſich mit Waſſer auf ſeinem Tiſche begnügen muß?“

Der Graf überhörte die unzarte Witzelei des Wirthes und verglich mit wehmüthigem Blick auf das alterthümliche Gebäude die Zeiten, in welchen dieſe Caroſſe als ein Meiſterſtück aus den Händen kunſtfertiger Handwerker hervorgangen ſein mochte, um vielleicht den Großvater ihres jetzigen Beſitzers an den Hof oder zum Traualtare zu führen, mit dem heutigen Tage, an welchem ſie die Erbin des berühmteſten Namens in Frankreich zu dem Sterbebette ihres verarmten und verſpotteten Vaters trug. Da öffnete eine Hand, von innen herauslangend, mühſam den Schlag. Der Beichtvater ſtieg heraus und ihm folgte — faſt betäubt, erſchrocken beinah, trat der Graf zurück, denn das Mädchen, welchem der graue Mann hülfreich die Hand reichte, um ihm aus dem Caroſſenſchlage zu helfen, trug die Züge eines Engels, wie er ſie noch keinem andern weiblichen Antlitze aufgeprägt geſehen hatte. Dieſes große, ganz ungemiſcht ſchwarze Auge, deſſen Glut durch eine überſchwellende Thränenfülle mehr genährt als erlöſcht zu werden ſchien; dieſe hohe, ſchöngewölbte Stirn, deren linke Hälfte durch den flüchtig aufgeſteckten Schleier verhüllt wurde; dieſe feine Biegung der von einer Angſtröthe angeflogenen Wangen;

dieſes zartgerundete Kinn; die ſchwellenden, hochgefärbten Lippen; die ſanftgebogene Naſe — all dieſe Züge fügten ſich zu einem Bilde zuſammen, des Studiums eines griechiſchen Künſtlers würdig.

„Das iſt das Fräulein Cäcilia von Auverrière," ſprach der Wirth. „Nicht wahr, ſie iſt ſchön? Aber lieber eine Schönheit weniger und eine gute Ausſteuer dafür; dieſe iſt bleibend, und jene vergeht, oder vielmehr, ſie iſt ſchon halb vergangen, wie ich bemerke. Ich ſehe ſie ſeit ihrer Krankheit heute zum erſten Male wieder, und glauben Sie mir, ich kenne ſie faſt nicht mehr. Jetzt wird der Sturm der Bewerber um die ſchöne leere Hand ſich wol mäßigen, und das Fräulein wird anfangen, ihre Sprödigkeit zu bedauern."

Der Graf überhörte dieſe nicht liebreichen Bemerkungen; ſein Auge war an das Fräulein gefeſſelt, welches den Gang zwiſchen den beiden Gärtchen vor der Hausthüre heraufſchwebte. Halb herabgefallen flatterte der Mantel nachläſſig von ihrer rechten Schulter nieder und verrieth eine Geſtalt, welche ſelbſt die entſtellende Kontuſche und der poſchenreiche

Faltenrock ihres urſprünglichen Reizes nicht berauben konnte.

Ihr Eintritt in das Haus entzog ſie den Augen des bezauberten Lauſchers. Dieſer ſchwankte zwiſchen dem Triebe ſeines Herzens und ſeiner Blödigkeit, ob er dem reizenden Mädchen entgegeneilen und es zu dem harrenden Vater geleiten, oder ob er hier verweilen ſolle, bis man ihn rufen werde. Er entſchied ſich endlich für das Letztere und blieb.

Der Wirth war hinausgegangen, und der Graf befand ſich allein in dem Zimmer; über demſelben lag das Gemach des Kranken. Alles war ſtill, und nur der Tritt eines weiblichen Stelzſchuhs, einer lächerlichen Erfindung der damals herrſchenden Mode, war vernehmbar in dem obern Zimmer. Der Graf horchte; es war Cäcilia, deren Gang er vernahm; eine unbeſchreibliche Unruhe fing an ſein Herz zu bewegen. Da polterte ein ſchwerer Stiefeltritt die Treppe hinab; des Grafen Beunruhigung ſtieg; er wußte, man komme jetzt, um ihn abzuholen zu dem Kranken und zu Cäcilien. Und wirklich, er hatte nicht geirrt; der Geiſtliche kam, um ihn ein=

zuladen, den Dank von Vater und Tochter in Empfang zu nehmen. Graf Saint Hilaire zögerte, aber der Paſtor ergriff ſeine Hand und zog ihn mit ſich fort die Treppe hinauf.

Freundlich ſtreckte der Alte ihm die Hand entgegen, wandte ſich dann zu ſeiner, neben dem Bette ſtehenden Tochter und ſprach: „Sieh, mein Kind, das iſt der gute Mann, den mir Gott geſandt hat im Augenblicke der Noth; wär' er nicht hier geweſen, ſo würdeſt Du ſchwerlich den letzten Segen von meiner Hand empfangen haben. Geh, danke ihm!“

Cäciliens noch nicht getrocknete Augen ſtrömten aufs Neue über. Sie bewegte ſich einige Schritte dem Grafen entgegen, hub ihre Hand ein wenig, ließ ſie wieder ſinken, öffnete die Lippen, ſchloß ſie aber wieder, ohne zu reden, und ſtand in lieblicher Verwirrung dem jungen Manne gegenüber, welcher faſt geängſtigt die Augen niederſchlug.

„Nun? Du ſprichſt nicht?“ begann der Greis in einem etwas auffahrenden Tone. „Du hältſt die That des Herrn Grafen keines Dankes werth?

Es iſt Dir gleichgültig, ob ein edler Mann ſein Leben für die Rettung Deines Vaters gewagt hat?“

Er kehrte ſein Antlitz dem Geiſtlichen zu. „Sehen Sie,“ murmelte er dieſem zu. „Sie ſpricht nicht! Sie dankt nicht! In dieſem kalten Herzen finden Sie keinen Funken kindlicher Liebe! Sie liebt Niemanden auf Erden als ſich ſelbſt!“

Der Graf wagte es kaum, Cäcilien anzublicken; ſie war erblaßt; ihr Auge hing ſtarr an dem Boden; ſie zitterte. Die Härte des Alten durchſchnitt des Grafen Herz; gern hätte er Cäcilien ein tröſtendes Wort zugeflüſtert, aber auch ſeine Zunge war gebunden; er wandte ſich mit vorbittendem Blicke dem Kranken zu und nahte ſich, als dieſer, ohne ihn anzuſehen, düſter vor ſich hinſtarrte, dem Geiſtlichen. „Mein Herr,“ flüſterte er dieſem zu, „mich drückt der Dank, den ich hier ſo unverdient empfangen ſoll. Mein kräftigeres Einſchreiten gleich beim Beginn des gefährlichen Wortkampfes würde wahrſcheinlich den Angriff auf die Perſon des ſchwachen Greiſes verhindert haben. Ich muß meinen Hochmuth anklagen, der, mächtiger als meine Menſchenliebe, mir gewehrt hat, mich in einen Streit ſolcher Art einzumiſchen, und mich jetzt des Lohnes unwürdig macht, der dieſem Fräulein für mich abgezwungen werden ſoll. Befreien Sie das Fräulein und mich aus dieſer peinvollen Lage.“

Der Paſtor drückte bedeutend die Hand des Grafen und näherte ſich dem Bette; doch bevor er ſich zu dem Kranken herabzubeugen Muße hatte, hob dieſer, zu dem Grafen gewandt, ſelbſt wieder zu reden an: „Sie haben um meinetwillen ſich eines Theils Ihrer vielleicht genau abgemeſſenen Zeit beraubt, mein theuerer junger Freund; die Nacht iſt nah; wollen Sie vor dem völligen Einbruch derſelben noch Cordes erreichen, ſo werden ſie eilen müſſen. Rückſicht für mich darf Sie hier nicht feſthalten, denn Ihr Werk an mir haben Sie vollendet. Leben Sie wohl, geſegnet von meinem letzten Athemzuge; wiederſehen werden wir uns nicht mehr auf Erden.“

Cäcilia ſchluchzte laut auf. Der Graf ſchrak zuſammen; es war ihm, als habe er nie daran gedacht, ſich von dem Greiſe zu trennen, an welchen er ſich, ſeit er deſſen Tochter geſehen, mit unzerreißbaren Feſſeln gebunden fühlte. Schüchtern hob er das Auge auf, und der Blick des Fräuleins, welcher auf ihm ruhte, zog das feſſelnde Band noch feſter an. Sie ſchlug wie erſchreckend das Auge nieder, und er wandte das ſeinige dem Vater zu, der einer Erwiderung gewärtig ſchien.

„Meine Reiſe eilt nicht, Herr von Auverrière,“ ſtammelte er. „Sie befinden ſich unter Fremden, Uebelwollenden; Sie bedürfen des Schutzes; geſtatten Sie mir, einige Tage hier zu bleiben; wenigſtens ſo lange, bis Ihr Zuſtand es geſtatten wird, Sie nach Ihrem Schloſſe zurückzubringen.“

Der Greis reichte dem jungen Manne freundlich die Hand. „Ich erkenne dankbar Ihren guten Willen, aber er iſt nicht ausführbar,“ ſprach er. „Dieſes Wirthshaus, das einzige in dieſem elenden Flecken, hat keinen Raum, um Sie bequem zu beherbergen; und — lieber Graf, verlaſſen Sie mich; ich bitte Sie darum!“

Der Ton des Alten war ſo dringend, daß der Graf in Verlegenheit gerieth; er ſchielte verſtohlen nach dem Fräulein hinüber, welches mit ängſtlichem Ausdruck das Auge auf ihn gerichtet hielt, es aber ſchnell wieder hinwegwandte. „Nein,“ rief er ſich zu, „nein, ich gehe nicht! Es wäre unmenſchlich, den ſterbenden Greis in ſeiner Todesnoth und das hülfsbedürftige Mädchen in ihrer troſtloſen Lage zu verlaſſen. Ich bleibe!“

„Waſſer! Mich dürſtet!“ ächzte der Kranke. Cäcilia flog der Thüre zu; der Graf eilte ihr nach; doch an der ſchmalen Treppe ward er aufgehalten. Es war ſein Kammerdiener, den der Hauswirth hinaufgeführt hatte, um die Befehle des Herrn zur Fortſetzung der Reiſe einzuholen.

„Ich bleibe dieſe Nacht und vielleicht noch mehre Nächte hier,“ antwortete der Graf. „Seht Euch nach einer bequemen Stallung für die Pferde um; der Ort iſt jetzt ja leer von Fremden, und vier Pferde werden doch wol unterzubringen ſein.“

„Gnädigſter Herr,“ rief der Wirth hervorſpringend, „ich ſelbſt habe jetzt Raum für Pferde, Wagen und Dienerſchaft. Auch für Euere Gnaden hab' ich ein Kämmerchen in Bereitſchaft; klein zwar, aber freundlich und ganz in der Nähe des Zimmers, welches ich dem alten Herrn eingeräumt habe. Darf ich bitten, es in hohen Augenſchein zu nehmen?"

Er öffnete eine Thüre, und der Graf trat in ein kleines niedriges Erkergemach ein. „Gut, ich will hier wohnen," ſprach er und gab ſeinen Dienern den Befehl, ſein Reiſegepäck, jedoch mit Rückſicht auf den benachbarten Kranken ſehr behutſam hier abzuladen.

Die Leute ſammt dem Wirthe entfernten ſich, und der Graf entdeckte jetzt, daß es nur eine Bretterwand ſei, welche ſein Kämmerchen von dem Krankenzimmer ſcheide, denn keine Sylbe ging ihm verloren von dem Geſpräch, welches ſich zwiſchen dem Greiſe und deſſen Seelenſorger entſponnen hatte. Unwillkürlich ward er zum Lauſcher.

„Es ſei," ſprach der Alte. „Ich will mich bezwingen, weil Sie es verlangen; ich will ihr keine Vorwürfe machen. Aber wenn ich auch ſchweige, kann ich meinem Schmerz, meiner Sorge gebieten, meine letzten Lebensaugenblicke nicht zu beunruhigen und meine Züge nicht zu verdüſtern? Sagen Sie mir, was ſoll aus dem unglücklichen, verlaſſenen

Weſen werden, wenn der Tod mein Auge geſchloſſen hat?"

„Befehlen Sie Ihre Sorgen Gott, der mit ſichtbarer Gnade waltet über die Seinigen," ermahnte der Geiſtliche. „Gibt der Herr Ihnen nicht das ſichtbarſte Zeichen ſeiner Nähe? Dieſer Mann — zweifeln Sie, daß Gott ihn geſandt habe, um Ihrem letzten Kummer auf Erden ein Ziel zu ſetzen? Haben Sie die Blicke nicht geſehen, die er auf Ihre Tochter wirft?"

„Ja, ja!" rief der Kranke heftig. „Ich habe geſehen, was Sie ſahen! Aber dieſer Mann ſoll nicht unglücklich werden durch ſeine Liebe zu einer Herzloſen! Darum ſoll er fort! Er ſoll ſeine erwachende Neigung nicht nähren! Er hat ein beſſeres Loos um mich verdient, als ſich verzehren zu müſſen in unerwiderter Liebe?"

„Woher wiſſen Sie denn, daß ſeine Liebe unerwidert bleiben wird?" fragte der Paſtor. „Etwa weil das Fräulein kein Herz für andere Männer hatte bis zu dieſem Augenblick? Wie, wenn nun grade dieſer Graf von allen Männern der einzige wäre, der beſtimmt war, ihre Seele zur Liebe zu erwecken?"

„Dieſer Graf? — O Legrange, ich durchſchaue Sie! Sie wollen mich nicht ohne Troſt von der Erde ſcheiden laſſen; aber ich kenne meine Tochter beſſer als Sie. Meine Tochter iſt nicht fähig zu lieben, und weit entfernt bin ich, ein Glück zu hoffen, wie Sie es meiner Seele aufdringen wollen. Die Hoffnung, meine Tochter mit einem edeln Manne verbunden zu ſehen, hab' ich längſt aufgegeben, und nichts will ich von der Barmherzigkeit des Heilandes erbeten als das Seelenheil der Unglücklichen, damit ſie nicht jenſeits verloren ſei. Können Sie das mir retten, Legrange?"

„Still, ſie kommt," flüſterte Legrange. „Wir reden ein ander Mal weiter. Jetzt ſeien Sie freundlich gegen das Fräulein; Sie haben es mir verſprochen."

Das Geſpräch ward abgebrochen, doch ſchnell knüpfte es ſich wieder an. „Was? eine Citrone bringſt Du? Wein? Zucker? Wer ſoll das bezahlen?" fuhr der Alte auf.

Des Fräuleins Antwort war unverſtändlich. „Bringe den Wein und den Zucker wieder fort!" befahl der Alte. „Ich will nicht Schulden machen!"

„Sie machen auch keine Schulden, mein Vater; der Wein iſt bezahlt, er iſt ſo wohlfeil," flüſterte das Fräulein.

„Bezahlt? wovon? von Deinen Spaarpfennigen. O, daß Du dieſe aufſparteſt, um mich unter die Erde bringen zu laſſen!" rief der Greis. Da brach das Fräulein in lautes Schluchzen aus, und der Graf, der bis zu dieſem Augenblicke geſchwankt hatte, ob er ſchnell abreiſen, oder die Seele des Greiſes durch ſein Bleiben mit Hoffnungen erfüllen ſolle, entſchloß ſich kurz, dem gequälten Mädchen als Beiſtand nahe zu bleiben. Er verließ ſein Zimmer und begab ſich in das angrenzende.

„Sie kommen Abſchied zu nehmen, Herr Graf?" ſo empfing ihn Herr von Auverrière, ihm die Hand bietend. Der Graf faßte dieſe und erwiderte: „Das war allerdings meine Abſicht, aber eines meiner Pferde iſt erkrankt, und das verhindert mich, heute weiter zu reiſen."

Der Kranke ſtarrte nachdenklich vor ſich hin; nach einer Pauſe ſchlug er die Augen auf und ſagte: „Ich bedauere Sie, Herr Graf, daß dieſer Unfall Sie an mein Sterbebette feſſelt. Sie werden eine unangenehme Erinnerung aus dieſem Städtchen mit ſich nehmen.“

„O, reden Sie nicht von Ihrem Sterbebette, mein geliebter Vater,“ rief das Fräulein. „Sie ſind ja geſund, bis auf die Verletzung eines Gliedes, deſſen Heilung ihre rüſtige Natur nicht bezweifeln läßt.“

„Kind, der gebrochene Knochen eines Sechzigers heilt nicht ſo leicht,“ verſetzte der Alte. Da hob der Graf an: „Ihre Hand iſt fieberheiß; erſchöpfen Sie ſich nicht durch Reden; eine Erquickung würde Ihnen wohlthun. Hier ſeh' ich ja Waſſer und eine Citrone; erlauben Sie mir, ich bereite Ihnen die Limonade.“

Der Kranke hatte nicht den Muth, die Erfriſchung, deren er bedürftig war, zurückzuweiſen. Er trank, und der Graf ſah das Auge des Fräuleins dankbar auf ihm ruhen. Sie näherte ſich dem Bette des Vaters; dieſer blickte umher. „Wo wirſt Du ſchlafen?“ fragte er; „ich ſehe hier keine Anſtalt für Deine Nachtruhe.“

„Ich bedarf derſelben nicht, mein Vater,“ erwiderte das Fräulein; „Ihr Zuſtand erfodert eine Wärterin.“

„Und der Deinige erfodert Schonung,“ fiel der Kranke ein; „Du biſt noch nicht geneſen. Sei unbeſorgt um mich; ich bin müde und werde ſchlafen.“

Cäcilia gab nicht nach. Sie beſtand darauf, den Stuhl am Bette ihres Vaters nicht zu verlaſſen. Da erbot ſich ſchüchtern der Graf, ihre Sorge für den Kranken zu theilen. Ein glühendes Roth bedeckte des Fräuleins blaſſe Wangen; ſie war weder eines genehmigenden noch eines ablehnenden Wortes mächtig; aber ihr Vater erklärte ſich beſtimmt gegen das Anerbieten des Grafen. Da ſchützte dieſer mit einer ihm nicht eignen Liſt ſeine Obdachloſigkeit vor. Sein Sattelpferd ſei erkrankt, ein Zimmer weder in dieſem Hauſe noch in einem andern dieſes Ortes zu haben, und die Erlaubniß, an dieſem Krankenbette ſeine Herberge aufſchlagen zu dürſen, ſei eine Wohlthat, die ihm die Güte des Patienten weder verſagen könne noch werde.

Da trat Legrange ſehr heiter ins Mittel und nahm, ohne den Widerſpruch des Kranken zu berückſichtigen, das Erbieten des Grafen an. „Ich befürchte jedoch," ſetzte er leiſe redend hinzu, „daß der Zuſtand unſers Patienten eine lange Reihenfolge von Nachtwachen nöthig machen werde; es dürfte mithin rathſam ſein, unſere Kräfte nicht gleich Anfangs zu erſchöpfen. Ich ſchlage Ihnen daher vor, Herr Graf, daß wie Beide Nacht für Nacht zur Unterſtützung des Fräuleins abwechſeln. Sie machen den Anfang; ich werde morgen wachen."

Es war dunkel geworden und der Greis allmälig entſchlummert. Eine Lampe wurde in Stand geſetzt. Legrange ſchlich hinaus, um ein Ruheplätzchen in der Wirthsſtube aufzuſuchen, der Graf ſetzte ſich auf einen Stuhl, dem Lehnſeſſel gegenüber, in welchem das Fräulein zu Häupten des Bettes Platz genommen hatte, und Beide bewachten den ſelten unterbrochenen Schlummer des Greiſes. Die Einförmigkeit dieſes Geſchäfts ermüdete nach und nach das durch Krankheit und, wie es nicht zu verkennen war, durch Gram erſchöpfte Mädchen bald nach Mitternacht. Ihre verweinten Augen fielen allmälig zu, und der mildeſte aller Thränentrockner auf Erden ſchloß ſie in ſeine Arme.

Die tiefe Stille der Nacht lud den Wächter der Ruhe beider Entſchlummerten zum erſten Male zu ungeſtörten Blicken in ſein bewegtes Innere ein. „Was will ich hier?“ fragte er ſich. „Was feſſelt mich hier? die Liebe? die Liebe zu einer Fremden? zu einer faſt Zweideutigen, welche ihr eigner Vater herzlos nennt? die Liebe zu einem Mädchen, deren Vater an ihrem Seelenheil verzweifelt? und darf ich lieben? darf ich einem theuern Todten mein Wort brechen? Zwar jenes Verſprechen gab ich nur bedingungsweiſe; mich bindet kein Zwang; ich bin frei! — Aber — nein, nein! ich will, ich muß fort! Ich, mit meinem Greiſesernſte, ich, mit meiner hölzernen Unbeholfenheit, ich, aller einſchmeichelnden Eigenſchaften beraubt, wie kann ich, auf dem der Druck einer faſt klöſterlichen Erziehung unabwerfbar laſtet, dieſes Mädchen zu gewinnen hoffen, dem kein Bewerber noch gut genug war? — Nein, es würde Thorheit ſein, mich hier zu feſſeln! Nein, ich will fort, ſobald der Tag anbricht!"

Erſchreckend brach der Graf ſein Selbſtgeſpräch ab, denn Cäcilia bewegte ſich; aber ſie erwachte nicht, und ungeſtört verlor er ſich jetzt in dem Anſchauen der holden Entſchlummerten, deren Haupt, in die Ecke zwiſchen der Rücklehne und einer der Seitenwände des altväteriſchen Stuhls zurückgeſunken, etwas der linken Schulter zugeneigt, unbeweglich, einer bezaubernden Marmorbüſte ähnlich dalag.

Der Graf fing an zu ſchwanken. Dieſe edeln, geiſtvollen Züge, waren ſie nicht Bürgen für den Adel der Seele dieſes Mädchens? War es möglich, daß es ein zweites Weſen wie dieſes auf der Welt gebe? Warum ſollte er erſt auf den Gräbern ſeiner Ahnen ſuchen, was Gottes Hand ihn hier ſo ungeſucht finden ließ? O gewiß, hätte ſein verewigter Vater Cäcilien geſehen, nimmer würd' er ihm das Verſprechen abgefodert haben, deſſen Erfüllung der Zweck ſeiner gegenwärtigen Reiſe war.

Jetzt fing die Dämmerhelle des beginnenden Tages an ſich mit dem Lichte, welches die Lampe verbreitete, zu vermiſchen, und grade jetzt löſte eine zweite Bewegung der ſchönen Schläferin das Gebäude ihres künſtlichen Haarſchmucks aus ſeinen unnatürlichen Fugen. Eine dritte Wendung lüftete ein Häkchen, welches die entſtellende Kontuſche unter dem ſchönen Halſe zuſammenhielt, und das Herz des Lauſchers ſchlug mächtiger. Doch war ſein Auge noch klar genug, um zu bemerken, daß das ſchöne Antlitz wol einſt noch ſchöner geweſen ſein möge. War es Folge der kürzlich erſt überſtandenen Krankheit, oder Folge des Druckes unter dieſer rauhen Vaterhand, oder beleuchtete die Miſchung von Morgenlicht und Lampenſchein dieſe Reize ungünſtig: genug, das zarte Roth auf dieſen Wangen war verwiſcht; das Lilienweiß dieſer Stirn und dieſes Halſes ſchimmerte etwas welk, und unverkennbarer war es, daß dieſe Blüte, vielleicht überzeitigt durch einen Wurm im Innern, bereits zum Gipfelpunkt der Reife gediehen ſei. Der Graf verſank im Nachdenken. „Das bin ich fähig zu bemerken, und dennoch ſchweigt die Stimme nicht, die ſich erhoben hat in der Leere meines Herzens für dieſes holde Weſen?“

fragte er ſich ſelbſt und ſetzte freudig hinzu: „So hat mein Gefühl denn ſeine Probe beſtanden! Es ſind nicht meine Sinne, welche dieſer Anblick beſticht; es iſt mehr! Es iſt die Verwandſchaft ihrer Seele mit der meinigen. — Aber —“ er ſchwieg, und ein tiefer Ernſt kam über ihn; „wer war es denn, der ihr Seelenheil gefährdete?“ — Seine Phantaſie wurde geſchäftig, dieſe Frage zu beantworten: wie, wenn Cäciliens Herz ſchon eine Stimme vernommen hatte, die zu ihm rede? wenn dieſer Redner der Genoß eines fremden Glaubens geweſen und ſie hinübergelockt hätte zu den verpönten Altären?

Dem Grafen ward unausſprechlich bange. Nie war das Fräulein ihm holdſeliger erſchienen als in dem Augenblicke ſeines Zweifels an der Möglichkeit, ſie zu gewinnen. Die vorhin entdeckte leiſe Spur des Ueberganges vom höchſten Entfaltungspunkte zur beginnenden Welke gab jetzt dem Antlitz des ſchlummernden Mädchens einen doppelt anziehenden Reiz in den Augen des Grafen. Was war aller Farbenſchmuck auf den roſigſten Mädchenwangen, die er bisher geſehen, gegen die unvergängliche Schönheit dieſer edeln Züge? Und ließ ſich, wenn Krankheit und Kummer dieſes Antlitz von ſeinem Frühlingsgeſchmeide entkleidet hatten, von dem Wiederaufgange der Lebensſonne, von der Wiederkehr der Geſundheit und der Gemüthsruhe nicht die Erneuerung des früh geendeten Lenzes hoffen? Wie, wenn er beſtimmt war, den Blumenſchmuck auf dieſen Wangen wieder zu ſammeln, den ein Sturm vor der Zeit abgeſtreift hatte? Aber dieſer kecke Gedanke verging ſchnell, niedergedrückt durch das Bewußtſein, weniger zu ſcheinen, als er war. „Was ich bin, was ſie gewinnen könnte, das hab' ich nicht Muße zu entfalten vor ihren Augen. Darum hinweg, um wenigſtens das Verſprechen zu halten, welches meines Vaters letzte Lebensaugenblicke erheiterte. Ich kann ja wiederkehren, wenn ich mich überzeugt habe, daß nur dieſes Herz fähig iſt, mich zu beglücken."

Ein tiefer, ſtöhnender Seufzer des erwachenden Kranken riß Cäcilien aus den Armen des Schlummers und endete das Selbſtgeſpräch des Grafen. Beide fuhren auf, blickten einander etwas verwirrt und unſicher an und wandten dann gleichzeitig die

Augen dem Greiſe zu, welcher über heftig zunehmenden Schmerz klagte. Der ſchnell herbeigerufene Wundarzt fand das Fieber bedenklich ſtark eingetreten, und der Graf entdeckte in dem häufigen Wechſel der innerlichen wie der äußern Mittel, welche der ängſtliche Mann eins nach dem andern anordnete und wieder verwarf, deſſen völlige Unzuverläſſigkeit und entſandte ſofort einen ſeiner Leute nach Cordes, um einen dort wohnhaften nahmhaften Arzt herbeizurufen. Alsdann begab er ſich in ſein Kämmerchen, um Cäcilien Muße zu gewähren, ihre leichte Toilette zu machen. Da ward es laut in dem Zimmer nebenan, und zum zweiten Male ward der Graf Zeuge eines Geſpräches, welches ſein Schickſal unerwartet ſchnell entſchied.

„Wie? bin ich noch nicht Bettler genug?“ ſo vernahm der Lauſcher die Stimme des leidenſchaftlich aufgeregten Greiſes. „Soll ich durch meinen fruchtloſen Heilungsverſuch meinem Kinde die Mittel rauben, ſeinen Vater wenigſtens anſtändig zu betrauern? Legrange, wie haben Sie in die Beruſung dieſes koſtſpieligen Arztes einwilligen können? wer ſoll den Mann bezahlen?“

Die Antwort auf dieſe Frage war nicht ſo laut, um dem Grafen durchaus verſtändlich zu ſein, doch vernahm dieſer genug, um zu begreifen, daß auf ihr die Hoffung des Geiſtlichen beruhe. Die Stimme des Kranken verſtärkte ſich noch mehr, indem er ausrief: „Und mit dieſer Hoffnung vermeinen Sie mich zu tröſten? Ich ſollte doch glauben, beſſer von Ihnen gekannt zu ſein; Sie ſollten wiſſen, daß ein Auverxière Hungers ſterben, aber kein Almoſen von einem Fremden annehmen kann. Ich will zurück nach Luclauſe! Auf der Stelle! Laſſen Sie anſpannen! Der beſtellte Arzt ſoll mich hier nicht mehr finden.“

„Beruhigen Sie ſich,“ rief der Paſtor in vernehmlicherm Tone. „Sie nennen den Grafen einen Fremden; das iſt er nicht. Vertrauen Sie meiner Kenntniß menſchlicher Herzen; glauben Sie mir, daß dieſer edle junge Mann, welchen Gottes Vaterhand Ihnen zugeführt hat, aufhörte ein Fremder für Sie zu ſein, ſeit er — in das Auge Ihrer Tochter blickte.“

An einem Aufſchrei des Fräuleins, der zu kurz, zu dumpf war, um von dem Grafen verſtanden zu werden, knüpfte ſich unmittelbar die Rede des Vaters in wechſelnder Betonung, bald weich, bald rauh, doch immer ſo deutlich, daß dem bebenden Lauſcher kein Wort verloren ging.

„Legrange, entweder ſind Sie blind, oder Sie wollen mich verblenden,“ rief er aus. „Sehen Sie denn nicht den Schaum, in welchen Ihre vermeintlichen Tröſtungen, Ihre — Gott vergeb' es mir — kindiſchen Hoffnungen ſich auflöſen? Setzen Sie den Fall, Sie hätten recht geſehen; dieſer Graf Saint Hilaire, dieſer ſchöne Mann, dieſer reiche, dieſer vornehme Mann, dieſer Genoß meines Glaubens liebte meine Tochter: würde ſie nicht dafür ſorgen, daß er mir ewig ein Fremder bliebe? Nein, mein Freund, ich bin nicht der Thor, der ſein Herz der freudigen Hoffnung öffnet, in den Armen eines geliebten Sohnes zu ſterben. Meine Tochter, mein Kind, mein einziges geliebtes Kind will mich nicht beglücken, will fortfahren, der Gegenſtand der Sorge, des Kummers ſeines Vaters, ſtatt ſeine Freude zu ſein.

Mein einziges Kind will mich, beladen mit unausſprechlichen Aengſten um das Heil ſeiner Seele und ſeines Leibes, in die Grube fahren laſſen! — Schweigen Sie! Entſchuldigen Sie die Ungerathene nicht! Ich weiß es ja, ihre Verſtockung iſt meine Schuld; mich hab' ich anzuklagen! mich und meine Selige, ihre Mutter! Warum haben wir durch thörichte Nachgiebigkeit den Geiſt des Eigenſinns und der Schwärmerei Wurzel faſſen und Nahrung finden laſſen in ihrer Seele? Warum haben wir ihr geſtattet, ihren alten Taufnamen, den Namen: Leonide, der die älteſten Töchter der Auverrières geſchmückt hat, ſo weit der Stammbaum meines Geſchlechts reicht, mit dem katholiſchen Heiligennamen: Cäcilia, zu vertauſchen? Warum hab' ich ſie, das Lamm, unter die Wölfe geſandt? Warum hab' ich ſie fähig und würdig geachtet zu dem heiligen Apoſtelamt? — Mir geſchieht Recht; Gott beſtraft mich durch die Hand meines eignen Kindes. Komm her, Du Abtrünnige! Du Zerſtörerin meiner Hoffnungen! Du Werkzeug der ſchweren Strafhand Gottes! Wende Dich nicht ab von Deinem ſterbenden Vater, der mit ſeinen letzten Worten auf Erden Deine Seele retten will. Du weißt es, ich darf es Dir nicht wiederholen, daß Deine Hinneigung zum Papſtthume Deine Mutter in das Grab geſtürzt hat. Hüte Dich, auf Dein Gewiſſen das Bewußtſein zu laden, die letzten Lebensſtunden Deines Vaters verbittert und verkürzt zu haben! — Hier tritt her, lege die linke Hand auf Dein Herz, hebe die Rechte zum Himmel empor und gelobe mir — nicht etwa die Gattin eines Mannes zu werden; nein, es ſei fern von mir, einen Mann durch den Beſitz eines liebloſen Herzens betrügen zu wollen! ich habe mich meines Wunſches abgethan, Dich als Gattin zu ſehen, bevor ich ſcheide von Dir und dieſem Jammerthal —; aber auf dem Wege zur Hölle ſoll Dich der letzte Blick meines Auges nicht finden! Du ſollſt mir geloben, eine treue, calviniſtiſche Chriſtin zu bleiben, in dem Glauben Deiner Väter zu verharren unter Sorgen und Kümmerniſſen bis an Dein ſeliges Ende und den gotteslästerlichen Entſchluß aufzugeben, Deine Zuflucht zu dem unchriſtlichen Spiel mit Crucifix und Roſenkranz in einem Nonnenkloſter zu nehmen."

Eine Antwort auf dieſe erſchütternde Beſchwörung erfolgte nicht; wahrſcheinlich wurde durch das convulſiviſche Schluchzen, in welches das Fräulein beängſtigend ausbrach, eine Erwiderung verhindert. Jedoch ſchien dieſer Ausdruck der ungeheuerſten Qual das Herz des Vaters nicht zu erweichen. „Sehen Sie?“ rief er mit verſtärkter Stimme ſeinem Beichvater zu; „ſehen Sie, Legrange, dieſe Hartnäckige, dieſe Verſtockte? — Ein Wort fodere ich von ihr, ein einziges Wort, ein beruhigendes Verſprechen, welches mir den Hinübergang erleichtern ſoll aus dieſem elenden Leben in jenes Reich der Seligen, und ſie gibt mir nichtsſagende, ausweichende Thränen. Aber ſo hat ſie es getrieben, ſo weit meine Gedanken rückwärts reichen. Nicht allein wenn Gottes Vorſehung ihr einen Jüngling entgegenführte, deſſen Herz ihr Anblick bewegte, den ich mit väterlicher Liebe an das meinige gedrückt haben würde; nein, auch wenn es Höheres, wenn es das Höchſte, das Glück ihrer Seele galt, immer war es ihr eiligſtes Geſchäft, meine freudigſten Hoffnungen, meine frömmſten Wünſche hinwegzuſchwemmen mit ihren Thränen. Höre jetzt auf zu weinen! Es iſt nichts Irdiſches, was ich von Dir verlange! Deine ewige Seligkeit hängt von dieſem Augenblicke, von der Erweichung Deines verſteinerten Herzens ab. Frage nicht, wer Dich ernähren wird, wenn Dein Wort, welches ich mit mir nehme, Dir das Kloſter verſchließt! Gott verläßt die Seinigen nicht, die ihm treu verbleiben, und mein Segen wird Dir eine Stätte bereiten, wo Du auch wandeln mögeſt vor Gottes Augen."

Der Greis harrte vergebens auf ein Wort ſeiner Tochter; da brach er endlich noch ungeſtümer aus: „Ha, du unbeugſames Kind, dies Schweigen wird Gott an Dir rächen! Wie in dieſem Augenblicke, ſo haſt Du geſchwiegen immerdar, wenn ich eine Stimme zu wecken ſuchte in Deiner Seele; wenn ich Dich bat, mir den Reſt meines Lebens zu erheitern. Aber wie Du mich vergebens bitten ließeſt, ſo wird auch Gott Dich nicht erhören, wenn Du Dich einſt niederwirfſt mit Deinem Flehen vor ſeinem heiligen Throne."

„Vater, Vater!" ſchrie das Mädchen. „O, Sie ſind hart! Sie brechen mein Herz!"

„Dein Herz?" fuhr der Alte auf. „Rede mir nicht von Deinem Herzen! Wäre Deine Bruſt nicht leer, Einer von den Vielen, die Dich liebten, ja die Dankbarkeit, die Du meinem Retter ſchuldig biſt, würde eine Stimme erweckt haben in Deinem Innern!“

„O, ſein Sie gerecht gegen mich, mein Vater!“ ſtammelte das Fräulein mit flehender Stimme. „Iſt es meine Schuld, daß von all den Männern, deren Neigung mir unverdient wurde, kein einziger mein Herz zu rühren vermochte, und daß Ihr Retter, der Einzige auf Erden, deſſen Auge in mein Inneres drang — daß dieſer mit einer Kälte meine dankerfüllte Seele zurückdrängte, daß — O mein Vater, Sie fodern doch nicht von ihrer Tochter, daß ſie ſich einem Manne in die Arme werfe, der ihr noch nicht einmal das Zeichen eines flüchtigen Wohlgefallens gegeben hat?“

„Alſo Sie lieben den Grafen?“ rief der Geiſtliche mit freudiger Stimme; aber das Fräulein antwortete kein Wort, und an ihrer Statt ward die Stimme des Vaters wieder vernehmbar: „Lieben? dieſe? — O, Legrange! laſſen Sie ſich nicht täuſchen! Ausflüchte ſind's! hinhalten will ſie mich mit

Hoffnungen bis ich die Augen geſchloſſen haben werde, um dann, wann ſie ſicher iſt vor meinen Mahnungen, des leichtgläubigen Vaters im Grabe zu ſpotten, hinzutreten vor den Götzenaltar, mit den Füßen auf unſer hochheiliges Evangelium und —"

„Halten Sie ein, um Gotteswillen, halten Sie ein," rief Legrange. „Wollen Sie denn Ihr einziges Kind mit eignen Händen tödten? — Meine in Chriſto geliebte Tochter, faſſen Sie ſich! Sammeln Sie Kraft, Ihrem Vater ein ſeliges Scheiden zu bereiten. Bekennen Sie es ihm unumwunden, wenn es wahr iſt, was ich ahne, wenn dieſer Graf Ihr Herz nicht unbewegt gelaſſen hat. Sie reden von ſeiner Kühle; o, glauben Sie mir, dem Seelenkenner: dieſer Mann liebt Sie, und grade die Schüchternheit, mit welcher er Ihnen ausweicht, verbirgt mir die Tiefe ſeines Gefühls. Gehen Sie, werfen Sie ſich in die Arme Ihres Vaters, öffnen Sie ihm Ihr Herz; und ſollt' ich mich getäuſcht haben, ſollt' es nicht reden für dieſen jungen Mann, den Gott zugeführt hat, dann erfüllen Sie wenigſtens den letzten, den innigſten, den gerechteſten Wunſch Ihres Vaters: geloben Sie ihm, nicht von dem Glauben ſeiner Väter zu weichen.“

Mit der unbeſchreiblichſten Spannung hatte der Graf bis hierher gelauſcht. Wechſelsweiſe bald vom Schrecken über die Hinneigung des Fräuleins zum Katholicismus, bald vom Mitleid für die Hartbedrängte erfüllt, hatte das halbverſteckte Bekenntniß ihrer Neigung für ihn ſeine Seelenkräfte in einen rauſchähnlichen Taumel verſetzt. Wenn ſie ihn liebte, wenn er beſtimmt war, die liebenswürdige Abtrünnige zurückzuführen zu der gereinigten Heilandslehre; wenn er erleſen war, ſie zu verſöhnen mit ihrem Vater, mit ſich ſelbſt: welches Menſchen Glück konnte alsdann mit dem Seinigen ſich meſſen? Jetzt, jetzt mußte ihre Antwort entſcheiden; mit angehaltenem Athem legte er das Ohr an die dünne Wand und lauſchte. Das Fräulein ſprach; er verlor kein Wort.

„Sagen Sie mir,“ ſo bebten die Töne gebrochen aus dem Munde des erſchütterten Mädchens; „bei den Leiden des Heilands, deſſen Nachfolge Sie predigen, beſchwör' ich Sie, ſagen Sie mir: bindet der Eid, den der Todte mit in ſein Grab genommen hat, die Lebende an den Todten?“

„Ha, ſo hab' ich Dich alſo durchſchaut!“ donnerte der Alte. „Du gedenkſt alſo wirklich zu ſpielen mit den Eiden, die Du mir in mein Grab mitgeben, um mich zu beruhigen, und ſie brechen willſt, um meinen himmliſchen Frieden zu ſtören! Unglückliche Schülerin der Baalspfaffen! Ich durchſchaue Dich! Du ſinnſt darauf, meinen Kummer um Deine theuer erlöſte Seele zu beſchwichtigen, und die Heiligthümer, die ich verfochten habe mit Geld und Zunge, mit Feder und Schwert, in den Schmuz zu treten gleich der ſchwediſchen Chriſtina, der fluchwürdigen Tochter des großen Guſtav Adolf! Aber ſieh und höre: meinen väterlichen Fluch geſelle ich zu dem Mutterfluche, der auf Deiner Seele laſtet, wenn Du —“

„Kein Wort mehr!“ fiel der Geiſtliche dem Greiſe in die Rede, welche entſetzlich anzuhören war. „Seine Feinde ſegnend ſtarb Jeſus am Kreuze, und Sie, ein Bekenner ſeines geläuterten Gotteswortes, wollen mit einem Fluch auf der Lippe Ihre Pilgerſtätte verlaſſen? Ha, der Fluch wälzt ſich auf Ihr eignes

Haupt! Sehen Sie die Augen Ihrer Tochter an, es iſt der Tod, der ſie bricht! Gott ſei uns gnädig und barmherzig,“

Als der Paſtor zu reden begann, hatte der Graf, vom Entſetzen getrieben, ſein Kämmerchen verlaſſen, um durch ſeine Gegenwart dem tobenden Zorne des in Fieberflammen glühenden Greiſes ein Ziel zu ſetzen. Er eilte dem Krankenzimmer zu und überſchritt deſſen Schwelle in dem Augenblick, als Legrange ſich an den krampfhaft-ſtieren Augen der Unglücklichen entſetzte. Da war es, als belebe ſie ſein Antlitz; von der Hand des Prieſters ſich losreißend, ſtürzte ſie, blindlings taumelnd, ſich feſt in den Arm des Grafen und ſtieß, indem ſie ihn mit ſich zu dem Bette ihres Vaters hinzog, die Worte heraus: „Retten Sie mich! Reden Sie für mich! O, daß Gott Sie auch für mich geſandt hätte!“

Ihr leichenfarbnes Antlitz verzog ſich; die geöffneten Lippen ſtarrten bläulich wie die Aderſtreifen auf ihren Schläfen, und einer Todten ähnlich ſank ſie neben dem Bette nieder.

Da ergriff eine furchtbare Angſt den verzweifelnden Vater; der Schmerz ſeines Knochenbruchs ward übertäubt durch den Schmerz ſeines Herzens; er beugte ſich jammernd nieder zu ſeinem Kinde, aber der Graf ſtieß ihn zurück. „Du haſt ſie gemordet, Unglücklicher!“ ſchrie er, ſeines Vorſatzes, zu fliehen, und aller Warnungsſtimmen vergeſſend, welche laut geworden waren in ſeiner Seele während dieſer Nacht. „Du haſt ſie Dir und mir gemordet!“ jammerte er mit der Stimme eines Verzweifelnden, indem er ſeine Lippen auf den eiſigen Mund des ohnmächtigen Mädchens drückte. „Cäcilia! Leonide! Wach' auf! Meine Geliebte! Mein Weib!“

Es war, als wohne ein Zauber auf ſeiner Lippe. Leonide ſchlug die Augen auf und blickte ſtarr den Grafen an, deſſen Ruf, deſſen Küſſe ihr Leben wieder erweckt hatten. Er fühlte ihre Wange allmälig erwarmen an der Seinigen; das Schlagen ihres Herzens empfand er an ſeiner Bruſt und rief mit unausſprechlicher Inbrunſt: „Du lebſt! O lebe für mich! Sei mein!“ Plötzlich ſchien Cäcilien das volle Bewußtſein zurückzukehren; ſie ſprang mit einer Kraft empor, als ſei ihre Ohnmacht ein ſanfter ſtärkender Schlaf geweſen, umſchlang den Grafen mit faſt krankhafter Glut, küßte heftig ſeine Lippen und rief dann, ihn niederziehend auf die Knie an das Bette ihres Vaters, dieſem zu: „Segne uns Vater, ſegne uns! Wir ſind Deine Kinder! Ich ſchwöre Dir — und wenn der Tod *jedes* Gelübde zu löſen vermag, *dieſer* Eid ſoll mich binden von Ewigkeit zu Ewigkeit! — ich ſchwöre Dir: ich will dem Glauben Deiner Väter getreu bleiben! Ich will dieſes Mannes Gattin werden! Und Fluch ruhe auf dem Namen Cäcilia, und Fluch treffe mich, wenn ich je dieſen Namen wieder führe! Segne mich! Segne deine Leonide und ihren Verlobten, Deinen Sohn!“

„Segnen Sie uns, mein Vater!“ rief der Graf, ſein Haupt beugend, und mit Freudenthränen — nie hatte ſein Auge ſie ſüßer geweint — legte der zitternde Greis ſeine geſunde Hand auf die Stirnen ſeiner vereinten Kinder.

Der Galoppſchlag eines Pferdehufs donnerte die die Straße herauf; die Glücklichen, oder die *Betäubten*, hörten ihn nicht; ein geſpornter Fuß trat heftig vor der Thüre auf dem Quaderdamme auf, aber nur Legrange vernahm ihn, eilte zum Fenſter und ſah den aus der Stadt zurückgekehrten Reitknecht des Grafen. Eilig ging er hinaus, ſeine Botſchaft in Empfang zu nehmen, und kehrte mit der Nachricht zurück, daß der Arzt dem Eilboten auf dem Fuße folgen werde.

In der That ließ der Heilkünſtler, auf welchen die allgemeine Hoffnung gerichtet war, nicht lange warten. Der Graf eilte ihm entgegen, beſchwur ihn, den Greis zu retten, und feſſelte den guten Willen des Asklepiaden durch ein, ihm im Voraus verabreichtes Geſchenk von Bedeutung an ſein zu unternehmendes Werk.

Drittes Capitel.

Hinweg! Hinweg! Hier iſt kein Ankergrund!
Vorbei! Vorbei! der Nebel deckt den Schlund!
Weich' aus! Weich' aus! Eis unter dir — es bricht!
Kehr' um! Kehr um aus Nacht ans Tageslicht!

• — •

Der Arzt, nachdem er den Zuſtand des Patienten aufmerkſam geprüft hatte, erſuchte den Grafen insgeheim um ein zeugenloſes Geſpräch und eröffnete dieſem nunmehr ausführlich, daß er wenig Hoffnung für die Herſtellung des hochbejahrten Mannes habe. „Das Fieber, welches eingetreten iſt,“ ſprach er, „iſt nicht das gewöhnliche, welches Zufälle dieſer Art zu begleiten pflegt; es iſt nervöſer Gattung. Gelingt es mir nicht, dieſes zu beſchwören, ſo bereiten Sie ſich auf den Tod Ihres Herrn Schwiegervaters vor.“

Erſchüttert kehrte der Graf mit dem Arzte in das Krankenzimmer zurück.

Der Greis fing von Neuem an auf ſeinen Wunſch zurückzukommen, dieſen Ort zu verlaſſen und nach ſeiner Heimath gebracht zu werden; wider Vermuthen pflichtete der Arzt ihm bei. „Sie entbehren hier aller gewohnten Bequemlichkeiten,“ ſprach er, „auch iſt es zu geräuſchvoll in dieſem Hauſe. Wollen Sie auf Ihr Schloß zurückkehren, ſo muß ich Ihnen empfehlen, nicht mit Ihrer Reiſe zu ſäumen; Ihre Cur iſt nicht das Werk einiger Wochen, und Ihr annahendes Fieber wird Sie täglich mehr der Kräfte berauben, welche Ihr Transport fodert. Es fragt ſich, ob Ihr Wagen bequem genug iſt, um Sie vor nachtheiligem Rütteln zu bewahren.“

Der Graf empfahl den ſeinigen, als völlig dieſen Foderungen entſprechend, und der ungeduldige Kranke, der ſein Haupt nur unter dem Dache ſeines Stammhauſes ſicher und ſanft niederlegen zu können wähnte, betrieb die Abreiſe ſo leidenſchaftlich, daß er mit den Seinigen noch vor dem Verlauf einer Stunde bereits auf dem Wege nach Luclauſe begriffen war. Ihm ſelbſt hatte man eine Lagerſtätte in des Grafen Wagen nach Angabe des Arztes bereitet, welcher nebſt dem Fräulein den Rückſitz einnahm. Der Graf und der Geiſtliche nahmen in der alterthümlichen Carosse Platz, begleitet von den beſten Wünſchen des Wirthes, der die neuen Goldſtücke, durch welche ſein vornehmer Gaſt den Geſammtbetrag der Rechnung berichtigt hatte, mit fröhlicher Miene einſtrich.

Erſt an der Seite ſeines geiſtlichen Begleiters kam der Graf zu einer ruhigen Anſicht ſeines neuen Verhältniſſes, die natürlich den Wunſch in ihm erregen mußte, die räthſelhafte Vergangenheit ſeiner Braut, auf welche deren Vater ſowol als der Paſtor hingedeutet hatte, etwas näher kennen zu lernen. Er geſtand dem Letztern daher, daß er unwillkürlich Zeuge des beängſtigenden Auftritts geweſen war, deſſen Sturm heute Vater und Tochter auf eine ſo ſchwindelnde Höhe geſchwungen hatte, und bat ſeinen Begleiter um Aufſchluß über das angedeutete Dunkel.

Der Geiſtliche gerieth in ſichtbare Verlegenheit; er faßte ſich aber bald, ergriff mit Wärme die Hand ſeines jungen Freundes und ſprach: „Sie haben ein unbeſtreitbares Recht, auf Enthüllung jener Räthſel zu dringen; erwarten Sie dieſe aber nicht, wenigſtens nicht vollſtändig, von mir. Obgleich ich die ehrwürdige Familie, deren Glied Sie zu werden im Begriff ſtehen, ſeit ſechzehn Jahren kenne, ſo bin ich dennoch fremd in Betreff der ſeltſamen Geheimniſſe des Fräuleins. Es war ein etwa fünfjähriges Kind, als ich zum erſten Mal das Haus des Grafen von Auverrière betrat, ſehr gut, ſehr ſanft und ſchon damals unbeſchreiblich ſchön. Der nächſte Nachbar der Familie war ein Herr von Ainaraude, ebenfalls ein Abkömmling der hugenottiſchen Kampfgefährten Heinrich's von Navarra und Coligny's. Aber ſchon vor hundert Jahren hatte ein Ahnherr dieſes Hauſes dem Drange der Umſtände nachgegeben und war zur herrſchenden Kirche übergetreten. So glühend, wie Sie meinen Freund Auverrière für die Rechte und die Wahrheit ſeines Glaubens geſtern kennen gelernt haben, ebenſo feurig war er in Betreff desſelben von jeher und leider mehr eifrig als klug befliſſen, ſeiner Kirche Anhänger zu gewinnen. Unzählige Male verwickelte ihn dieſer, eines Paulus würdige Eifer in Mishelligkeiten, welche die weltliche und die geiſtliche Gewalt ihn häufig und ſchwer büßen ließen. Er ward aber nicht vorſichtiger. Seit der Herr von Ainaraude ſein Nachbar geworden und mit ihm in freundſchaftliche Verbindung getreten war, machte unſer Freund es ſich zur Gewiſſensſache, jenen Mann ſammt ſeiner Familie zu dem Glauben ſeiner Vorfahren zurückzuführen. Herr von Ainaraude, wenn auch gleich kein eifriger Katholik, hatte doch keine Luſt, die Vortheile, welche ihm als Glied der herrſchenden Kirche zu Theil wurden, für die Nachtheile aufzugeben, welche die kaum geduldete ſchwer bedrückten; ließ ſich aber aus Liebe zum Frieden die Zunöthigungen ſeines bekehrungsſüchtigen Nachbars geduldig gefallen. So verging eine Reihe von Jahren; die Kinder beider Häuſer wuchſen beiſammen auf, und Herr von Auverrière, der allmälig die Hoffnung aufgab, ſeinen Nachbar ſelbſt zu bekehren, gab ſich dem Wahne hin, durch ſeine Tochter auf deſſen Kinder wirken zu können. Es waren ihrer viere; zwei Knaben und zwei Mädchen. Fräulein Leonide wurde eifrig zum Studium der Bibel und der Katechismen unſerer Kirche angehalten und inſtruirt, den andern Kindern die Wahrheiten unſers Glaubens recht anſchaulich zu machen. Aber der verblendete Vater ahnte nicht, daß der Zwang, mit welchem er das Kind an die ihm unverſtändliche Lecture feſſelte, es ermüden mußte, und daß die Geſchichten von Heiligen und Wundern, die das Fräulein gegen ihre Belehrungen eintauſchte, ihr weit beſſer gefielen, als die trockenen Glaubenslehren, welche ihr im väterlichen Hauſe eingeprägt wurden. Ich warnte vergebens; unſer Freund war von ſeinem Project, die Kinder ſeines Nachbars durch ſeine Tochter bekehren zu laſſen, nicht abzubringen. Bald zeigten ſich einzelne üble Vorboten eines nicht geahnten Erfolgs ſeines Entwurfes. Das Fräulein war ungefähr zwölf Jahre alt, als ſie Vater und Mutter die Gewährung der Bitte abſchmeichelte, ihren Vornamen Leonide gegen den, bei uns Calviniſten ganz ungebräuchlichen: Cäcilia, umtauſchen zu dürfen. Mir ſchien die Sache bedenklich; doch, ich geſtehe meine Schwachheit, ich widerſprach nicht dringend, als die

Aeltern, gewohnt dem einzigen Kinde keinen Wunſch zu verſagen, in dieſem Namenswechſel nicht mehr als eine kindiſche Grille fanden und das geliebte Töchterchen willig Cäcilia nannten. Nach dieſer Begebenheit verfloß mir faſt ein Jahr in ſteter Abweſenheit von Luclauſe, und nicht ohne Bewunderung ſah ich Fräulein Leonide wieder: das volle Wangenrund fing an, ſich dem Oval zuzuneigen, welches ſich jetzt völlig ausgebildet hat; das funkelnde, ſteter Bewegung gewohnte Auge war weniger regſam geworden und hatte ſchon begonnen, den Ausdruck der hinreißenden Schwärmerei ſich anzueignen, welcher ihre Züge jetzt faſt verklärt. Ihr fröhlich hüpfender Gang hatte etwas Schwebendes angenommen, und die früher faſt zu dunkele und zu weit verbreitete Roſenglut ihres Geſichts fing an, ſich in das zarteſte Lilienweiß zu verlaufen. Ich begann jetzt den förmlichen Religionsunterricht mit ihr; aber ſo viel Erhebendes ich auch in die rührende Feierlichkeit ihrer Aufnahme in unſern chriſtlichen Bund zu legen ſuchte, es gelang mir nicht, ſie zu erwärmen. Ich ſuchte ihr Vertrauen zu gewinnen; es war vergebens; wol aber hatte ich oft

Gelegenheit, ganz im Stillen tiefe Blicke in ihre reine ſchöne Seele zu werfen und mich des Reichthums ihrer vortrefflichen Eigenſchaften zu erfreuen. Doch neben dieſen nahm ich auch eine, mit ihrer Sanftmuth in Widerſpruch ſtehende minder rühmliche Eigenthümlichkeit wahr, die ich ſpäterhin ſehr richtig auf den Zwieſpalt ſchob, in welchen ſie mit ſich ſelbſt gerathen war. Sie hatte nämlich die ſchwere Aufgabe zu löſen, Pflichten, die im Geheimen ihr aufgedrungen waren, mit ihren natürlichen zu vereinigen. Ich entdeckte eine faſt krankartige Leidenſchaftlichkeit in ihrer Seele; einen Ausbruch derſelben haben Sie heute empfunden, als ſie Ihren Leib umſchlang und Sie mit ſich fort zu dem Bette des zürnenden Vaters riß. Ich empfahl den Aeltern genauere Aufmerkſamkeit auf ihre Tochter, beſonders in Betreff auf ihren Umgang im Ainaraude'ſchen Hauſe. Nach etwa neun Monaten ſah ich das Fräulein, aber nur flüchtig, wieder, entdeckte jedoch keine beſondere Veränderung ihrer gewöhnlichen Weiſe; doch waren ihre Beſuche bei dem Nachbar, wie ich hörte, ſeltener geworden. Als ich wieder in dieſe Gegend kam, hatte ſich das ganze Verhältniß umgeſtaltet. Eine Tochter aus jenem Hauſe war verheirathet, die andere in ein Kloſter gegangen; der älteſte Sohn war in einem Duell und der jüngere in Amerika gefallen. Die Aeltern hatten ihr Gut verkauft und waren ihrer verheiratheten Tochter nachgezogen. Um dieſe Zeit hatten der unbeſchreibliche Reiz des Fräuleins und der Ruf ihrer Sitten, ihrer Erziehung und ihrer Herzensgüte mehre annehmliche Bewerbungen um ihre Hand veranlaßt; ſie lehnte aber, trotz der Vorſtellungen und Bitten ihrer Aeltern eine nach der andern ab. Nun verfloſſen ihr mehre Jahre in tiefer Abgeſchiedenheit. Da trug ſich ein unglücklicher Wortwechſel zwiſchen Mutter und Tochter zu, welcher den Tod der Erſtern zur Folge hatte. Beide waren allein geweſen; die Mutter ſcheint einem neuen Freier das Wort geredet zu haben; auf einmal ſtürzt ſie heraus, in das Zimmer ihres Gatten, ſchreit: „Sie will katholiſch werden und in ein Kloſter gehen,“ und fällt, nachdem ſie dieſe Worte mit lallender Zunge hervorgeſtottert hat, todt, vom Schlage gerührt zu Boden.“

„Das Fräulein verfiel in eine tödtliche langwierige Krankheit, die noch heute mit Rückfällen droht und Schonung für ſie in jeder Art erheiſcht. Hier bin ich am Ende meiner Mittheilungen.“

Der Graf hatte mit einem unbeſchreiblichen Wechſel von Empfindungen zugehört; ſeine letzte und dauernde war das innigſte Mitleid und die auf den höchſten Punkt geſteigerte Liebe für das unglückliche, von Phantaſie und fremdem Beiſpiel misleitete Weſen. Er hing lange Zeit ſchweigend ſeinen Gedanken und Gefühlen nach; da fiel ihm Leonidens Frage nach der Bindungskraft eines Eides ins Gedächtniß; er forſchte bei ſeinem Begleiter nach der Veranlaſſung dieſer Frage.

„Ich kenne ſie nicht,“ erwiderte ihm dieſer, „aber ich vermuthe dieſelbe. Wahrſcheinlich hat Leonide der jüngſten jener beiden ihr befreundeten Schweſtern, derſelben, welche Nonne geworden und kurz nach ihrer Einkleidung faſt gleichzeitig mit der ſeligen Frau von Auverrière verſtorben iſt, das Gelübde abgelegt, katholiſch zu werden. Eine andere Muthmaßung hab' ich nicht. Etwas Genaueres jetzt ſchon von Ihrer

Braut zu erzwingen, rathe ich nicht; gewinnen Sie erſt ihr völliges Vertrauen; es wird zwar lange, vielleicht jahrelang währen, ehe ſie es Ihnen im vollen Maße ſchenkt, doch verlieren Sie die Geduld nicht. Gemüther, wie das des Fräuleins, fodern eine unbeſchreiblich zarte Behandlung. Vergeſſen Sie das nie, wenn das Vertrauen Ihrer künftigen Gemahlin und Ihr beiderſeitiges Glück Ihnen werth iſt."

Es trat eine neue Pauſe ein. „Hoffen Sie denn," fragte der Graf nach langem Sinnen etwas zögernd, „daß ich Leoniden werde beglücken können? Meine Erziehung war zu ernſt, meine Kindheit zu einſam, zu freudenlos, um meinem Aeußeren etwas Gefälliges mittheilen zn können; ich weiß es, daß meine Perſönlichkeit mich dem weiblichen Geſchlechte nicht empfiehlt, und dennoch war Leonidens erſter Kuß ſo innig, ſo liebevoll; es würde mich tief niederſchlagen, zu erfahren, daß ihre Glut nur Folge ihres kindlichen Gehorſams geweſen ſei; und dennoch — o, mein ehrwürdiger theuerer Freund, geſtehen Sie mir: glauben Sie, daß Leonide mich liebt?"

„Ob Leonide Sie liebt?" erwiderte der Geiſtliche,

„das vermöchte Ihnen freilich nur Der zu ſagen, vor welchem alle Herzen offen liegen; daß Sie aber dem Fräulein ein Intereſſe eingeflößt haben, wie es keinem andern Manne gelungen iſt, das glaub' ich, und das wag' ich zu behaupten. Wären Sie Leoniden gleichgültig geweſen, ſo würde ſie ſich nicht durch Ihre ſcheinbare Kälte im Augenblick ihres kindlichen Dankerguſſes gegen Sie verletzt gefühlt haben; ſie würde, als ſie ihrem Vater in den Wagen folgte, den Abſchiedskuß, welchen Sie auf ihre Hand drückten, nicht mit einem bräutlich ſüßen Erröthen, mit einem mir nicht entgangenen Händedrucke erwidert haben, wenn ſie nur, um dem väterlichen Wunſche zu genügen, die Ihrige geworden wäre. Ich habe Ihnen hier die Quellen meiner Ueberzeugung geöffnet, daß Leonide Ihr Bild in ihr Herz aufgenommen hat. Und mag Ihre Beſcheidenheit Sie auch verhindern die Richtigkeit meiner Wahrnehmung anzuerkennen; mag Ihnen auch die Gabe fehlen, gewöhnliche Weiberherzen auf den erſten Blick zu gewinnen; Leonidens Herz iſt kein gewöhnliches, und grade der Ihnen eigenthümliche Ernſt, verbunden mit Ihrer Wohlgeſtalt, macht Sie vor allen andern Männern einem Mädchen wie Leonide gefährlich."

Der Graf erröthete. „Auf welchem Wege iſt es Ihnen aber gelungen," fragte er, „meine Liebe für Leoniden mit einer ſolchen Zuverſicht zu erkennen?"

„Auf dem natürlichſten von der Welt," erwiderte der Geiſtliche. „Sie hatten mir Ihre Reiſeluſt entdeckt und dieſe nach dem erſten Anblick des Fräuleins wunderbar ſchnell verloren. Ihr Kutſcher war befehligt geweſen, auf den erſten Wink vorzufahren; kaum hatten Sie aber Fräulein Leonide ins Auge gefaßt, als jener Befehl widerrufen wurde. Sie unedler Abſichten zu zeihen, verbot mir der Adel Ihres Gemüths, deſſen Gepräge ſehr deutlich Ihr Antlitz trägt. Sie werden nun die Zuverſicht begreifen, mit welcher ich das zerriſſene Herz unſers Kranken zu einer Hoffnung anzuregen wagte, die, Gott ſei Dank, nicht voreilig geweſen iſt. Ein Theil meiner heißeſten Wünſche iſt jetzt erfüllt: das Herz unſers Freundes iſt von ſeiner ſchwerſten Sorge entlaſtet; ſeine Tochter geht an Ihrer Hand einem ſchönen ſorgenfreien Looſe entgegen, ſicher, von der

Krankheit ihrer Seele und ihres Körpers zu geneſen, und Sie, edler Mann, Sie ernten, wie ich es Ihnen verhieß, den Lohn für den Beiſtand, welchen Sie einem bedrängten Greiſe gewährten; Sie werden an der Hand eines Engels durch das Leben gehen. Doch ſehen Sie," unterbrach der Paſtor ſich ſelbſt, „da liegt das Ziel unſerer Reiſe vor uns. Jenes alte Gebäude iſt das Schloß Luclauſe."

Der Graf bog den Kopf ſeitwärts zu dem runden Caroſſenfenſter hinaus; aber ſtatt das unter ihm ausgebreitete Thal zu überblicken, begegnete er dem Auge Leonidens, welche auf dem Rückſitze, ihrem Vater gegenüber, in dem langſam vorausgleitenden Wagen Platz genommen und, wie es ſchien, abſichtlich zu dem Verlobten hinübergeblickt hatte. Sie wandte das Auge nicht ab, als es das ſeinige traf, inniger, ſprechender dünkte ihm ihr Blick zu werden, und als die Biegung des Weges Beider Augen von einander losriß, da glaubte der Graf ein leiſes grußähnliches Neigen ihres ſchönen Hauptes ihm entgegen wahrzunehmen, und ſeine Seele wiegte ſich in nie gefühlten Entzückungen. „Sie iſt dein, um deiner ſelbſt willen iſt ſie dein. Leonide liebt dich!“ ſo riefen nie vernommene Jubelſtimmen in ſeinem Herzen.

„Nicht wahr, die Gegend iſt ſchön?“ ſo fragend riß des Grafen Begleiter dieſen aus ſeinen erflogenen Himmeln zurück auf die Erde. „Sehr ſchön!“ antwortete der Graf und faßte jetzt erſt die vor ihm liegende, wirklich einem bezaubernd Rundgemälde ähnliche Landſchaft ins Auge. Ein Waſſerſpiegel, zur Hälfte mit Rebenhügeln, zur Hälfte mit freundlichen Dorfhütten eingefaßt, war linker Hand durch einen ſteilen, aber niedrigen Felsvorſprung von einer Waldung abgeſchnitten, deren grüne Wipfel über das alterthümliche Stammhaus der Auverrières hinausragten, welches, einer Ruine ähnlich, die Platte des Felſens bedeckte. Im Hintergrunde beleuchtete die Sonne die Gebirgshäupter von Vivarais.

„Ja, es iſt ſchön hier, ſehr ſchön,“ ſagte der Graf; „aber Leonide wird in Chateaugris, meinem Vaterhauſe, keinen Reiz ihres Geburtslandes vermiſſen. Auch jenſeits der Rhone hat Frankreich Paradieſe; ich will dem meinigen ſeinen Engel geben.“

Jetzt ging es auf Schneckenwegen den ſteinigen Berg, der auf ſeinem Gipfel die Burg Luclauſe trug, hinauf; mit Entſetzen ſah der Graf die ſteinbeſäte, augenſcheinlich unfahrbare Hochſtraße vor ſich liegen. „Um Gotteswillen!" rief er aus, „dieſen gefährlichen Weg hinauf ſoll der Kranke machen? Laſſen Sie halten, um des Heilandswillen! Wir wollen ihn hinauftragen."

„Beruhigen Sie ſich, Herr Graf," ſagte der Geiſtliche. „Jener ſteile Steinweg mag wol ſeit Menſchengedanken von keinem Fuhrwerk befahren worden ſein. Das Schloß dort oben iſt längſt unbewohnbar und folglich unbewohnt; wir werden auf der Stelle von dieſer gefährlichen Straße abbiegen."

Und wirklich bog in dieſem Augenblicke der vordere Wagen ſeitwärts ab und hielt wenig Minuten darauf vor einem niedrigen, hölzernen Gebäude, welches vom Dache bis zu dem Steingrunde des Erdgeſchoſſes hinab überall Spuren der Baufälligkeit zur Schau trug.

„Sehen Sie, Herr Graf," ſprach der Geiſtliche mit Wehmuth, „bis zu dem Grade der Bedürftigkeit, die ſich jedem Ihrer Blicke hier aufdringt, iſt das hochberühmte Geſchlecht der Barone von Auverrières herabgeſunken. Dieſes Gebäude war einſt in ſeinem beſſern Zuſtande, das Verwalterhaus. Kurz vor dem Tode des Vaters ſeines jetzigen Bewohners bezog es derſelbe, weil ſein Schloß den Einſturz drohte und ihm die Mittel fehlten, es baulich herzuſtellen."

Die Caroſſe hielt, und der Graf ſprang nebſt ſeinem Begleiter aus derſelben, um den Leuten, welche den Kranken eben aus dem Wagen zu heben im Begriff waren, hülfreiche Hand zu leiſten.

Mit vieler Mühe ward das ſchwierige Werk vollbracht; Herr von Auverrière hatte ſein Haupt erſchöpft, aber ſanft auf ſein eignes Lager mitten unter den Bildern ſeiner Ahnen niedergelegt und winkte, nachdem der Arzt ſeinen Verband erneuert hatte, Leoniden und den Grafen an ſein Bett.

„Meine Kinder," ſprach er, oft von ſchmerzlichem Aechzen unterbrochen, „meine Abſchiedsſtunde iſt nah, näher vielleicht, als Ihr es denkt; verſüßt mir meine letzten Augenblicke durch den Anblick Euerer auf ewig verbundenen Hände. Legrange, ſprechen Sie den Prieſterſegen über dieſes Paar.“

Mit einer Thräne im Auge reichte der Graf ſeiner verbleichenden Braut die Hand; aber dieſe, ſtatt die ſeinige zu faſſen, warf ſich nieder an dem Bette und rief: „Mein Vater, Sie werden nicht ſterben! Noch nicht, noch lange nicht! Gott wird barmherzig ſein und Ihre Tage friſten auf Erden.“

„Gott wird barmherzig ſein,“ erwiderte der Greis, „und mich von hinnen nehmen, nachdem er mich geſegnet hat durch die Erhörung meines heißeſten Gebets, durch den Anblick des Glücks meines einzigen Kindes. Wie viele Nächte hab' ich auf dieſer Stelle verwacht, meine gefalteten Hände zum Himmel emporgeſtreckt und gelobt, freudig die Erde zu verlaſſen, wenn ich die Sorge für meine Tochter in die Hände eines edeln Mannes niedergelegt haben würde. Und nun, da Gott mich erhört, da er mir mehr geſchenkt hat, als ich je von ſeiner Gnade zu erbitten wagte — nun ſoll ich zu leben wünſchen, da er mich ruft? Nein! Ich will ſterben, und ich werde jetzt ſterben. Herr Doctor, Sie ſehen, ich fürchte den Tod nicht, ſagen Sie ohne Rückhalt in meiner Gegenwart dieſem bebenden Mädchen, daß die ſteigende Geſchwulſt meiner Verletzung die Wirkung der von Ihnen angewandten Mittel verhindert; ſagen Sie meinem Kinde, daß Sie ſogar den Verband nicht mehr regelrichtig anzulegen vermocht haben und — daß ich den Siebzigen nahe bin. Legrange gehen Sie, legen Sie Ihren Ornat an und kehren Sie bald zu uns zurück."

Der Doctor räusperte ſich verlegen, hob dann das in Thränen zerfließende Mädchen auf und rieth ihr, ſich dem Wunſche ihres allerdings bedenklich kranken Vaters nicht zu verſagen. Leonide trocknete mit Heftigkeit ihre Thränen, ſah dem Arzt ſtarr und fragend ins Auge, als wolle ſie aus dieſem den Maßſtab der Größe der Gefahr ihres Vaters entnehmen, wandte ſich dann plötzlich von ihm hinweg, faßte des Grafen Hand und rief: „Ich bin Dein Eigen!"

Jetzt trat, gefolgt von der Dienerſchaft des Hauſes, Legrange ein. Die Perücke, lockenreich das Haupt bis zu dem Puderſtreifen auf ſeiner Stirn bedeckend, der weiß=linnene faltenreiche Chorrock über dem langen ſchwarzen Kleide, die Bibel in den Händen verkündeten, daß er bereit ſei, zuſammenzuführen, was Gott vereinigt hat und der Menſch nicht trennen ſoll auf Erden. Er trat zu dem Bette des Kranken; das Brautpaar folgte ihm, und der Graf fühlte einen anhaltenden zärtlichen Druck der Hand in dem Moment, als Leonide Gott zum Zeugen ihres Gelübdes nahm, die Seinige zu ſein und zu bleiben, bis ſie das Grab von ihm trennen werde.

Die heilige Handlung war vollendet. Die zu den erhabenſten irdiſchen Pflichten, zur Gattin= und zur Mutterpflicht Geweihte zog ihren Gemahl mit ſich hinab in die Umarmung ihres in Freudenthränen ſchwimmenden Vaters und ſank dann an die Bruſt ihres glücklichen Gatten mit dem leiſen, nur dieſem verſtändigen Seufzer: „Nun iſt's überwunden, nun iſt Alles gut! O, wie iſt mir ſo leicht!"

Der entzückte Graf küßte die letzte Thränenſpur vom Auge ſeiner geliebten Gattin, deren Geſicht der Reiz einer faſt nie gefühlten Heiterkeit unbeſchreiblich verklärte, indem ihr Gemahl ſie ſeiner Dienerſchaft als deren nunmehrige Gebieterin vorſtellte, und den höchſten Gipfel erſchwang ſein Glück, als ſie mit Innigkeit ihren Arm um ſeinen Hals ſchlang, ihre Lippen auf die ſeinigen drückte und dann, als fühle ſie ſich einer großen Gefahr entronnen, freudig heimlich vor ſich hin flüſterte: „Ja, Nun iſt Alles, Alles gut!“

Der Eintritt des Abends verſtärkte das Fieber des Kranken; er fing an ſehr unruhig zu werden. Bald beſchäftigte ihn der verunglückte Bekehrungsverſuch der Familie Ainaraude; dann beunruhigte ihn der Gedanke, daß ſein Stammgut an den Meiſtbietenden verkauft und in die Hände katholiſcher Beſitzer kommen werde, und er hielt feſt an dieſer Vorſtellung, bis ſein Schwiegerſohn ihm das Verſprechen ablegte, ſeiner Tochter ihr Vatererbe zu ſichern. Nun ſchweifte ſeine Phantaſie zu andern Gegenſtänden über. Oben auf der alten Stammburg ſolle ein Schatz liegen, der einſt auf ſeine Enkel kommen werde; dann machte er ſich Vorwürfe, ſeinen Tod nicht in dem Hauſe erwartet zu baben, in welchem Calas, der Märtyrer, geboren ſei, und endlich fand er einen

Troſt darin, in der Vertheidigung dieſes Märtyrers rühmlich wie ſeine Ahnen vor Paris und in Rochelle gefallen zu ſein.

Um die Zeit der Morgendämmerung ward der Patient ruhiger; er ſchien einzuſchlafen, und der Graf vermochte jetzt Leoniden, ſich zu entfernen und eine kurze Ruhe zu ſuchen, welche eine, faſt vierzig Stunden hindurch nicht unterbrochene Erſchütterung ihrer Seelen- und Körperkräfte bringend nothwendig machte.

Kaum mochte ſie entſchlummert ſein, als der Graf, welcher keinen Augenblick ſeine Achtſamkeit von dem Kranken wandte, an deſſen linkem Auge und linkem Mundwinkel ein leiſes, faſt unmerkliches Zucken wahrnahm. Er weckte den, in einem Lehnſeſſel entſchlummerten Arzt, machte ihn aufmerkſam auf ſeine Wahrnehmung, und dieſer prüfte ſogleich den Puls des Greiſes. „Was iſt vorgegangen?“ fragte der Graf erſchrocken, als er den Arzt achſelzuckend ſchnell zu einem Aderlaß Anſtalt machen ſah.

„Gott ſcheint unſern Patienten der Qual eines langen Todeskampfes überheben zu wollen,“ antwortete der Doctor. „Ein Nervenſchlag iſt eingetreten. Ich fürchte, er wird tödtlich ſein.“

Der nicht zu verhütende Lärm im Hauſe weckte Leoniden; ſie flog in das Sterbezimmer. Noch einmal ſchlug der Greis die Augen auf, nickte freundlich ſeinen Kindern zu und ſtammelte faſt unverſtändlich: „Meine — meine Kinder — Legrange — Kelch!“

Leonide verſtand ihn; ſie theilte Legrange ſein Verlangen mit, und im Fluge des Augenblicks erſchien der Diener der Religion, angethan mit den Zeichen ſeiner Würde. Der ſterbende Greis empfing das Nachtmahl; aber er ſchien noch etwas zu fodern, doch Keiner verſtand ihn; endlich glaubte Leonide ihn zu errathen. „Wir auch?“ fragte ſie. Der Kranke winkte mit dem rechten, noch beweglichen Augenlide, und das junge Gattenpaar genoß das Liebesmahl, während der entſchlummernde Vater aufhörte zu athmen.

Viertes Capitel.

Wann endlich wird der alte Fluch ſich löſen,
Der über dieſem Hauſe laſtend ruht?
Mit meiner Hoffnung ſpielt ein tückiſch Weſen,
Und nimmer ſtillt ſich ſeines Neides Wuth.
So nahe glaubt' ich mich dem ſichern Hafen,
So feſt vertraut' ich auf des Glückes Pfand,
Und alle Stürme glaubt ich eingeſchlafen,
Und freudig winkend ſah ich ſchon das Land
Im Abendglanz der Sonne ſich erhellen,
Da kommt ein Sturm, aus heit'rer Luft geſandt,
Und reißt mich wieder in den Kampf der Wellen.
Schiller.

Der Graf fürchtete von der Erſchütterung dieſer Scene die nachtheiligſten Folgen für ſeine junge Gemahlin; aber ſie blieb ruhiger, als er zu hoffen gewagt hatte. Mit Thränen, die zwar einen kindlichen Schmerz, aber keine unmäßige Beſtürmung ihres Gemüths bekundeten, küßte ſie die verbleichenden Lippen ihrer Vaters und drückte die Hand ihres Gemahls, indem ſie ihm leiſe zuflüſterte: „O, Gott hat mich dennoch lieb; er hat mir Dich gegeben. Was wär' ich ohne Dich in dieſem Augenblick!“

Der Graf ordnete die Beſtattung der Leiche ſeines Schwiegervaters ſtill, aber feierlich an. Die Gruft, in welcher deſſen Väter ſchliefen, war unter einer im Schloſſe befindlichen Capelle, aus welcher die Sinnbilder der katholiſchen Kirche ſeit den Zeiten der Religionsverbeſſerung verbannt worden waren. Der Weg, welcher zur Burg hinaufführte, mußte für den Leichenwagen mit um ſo bedeutendern Koſten in fahrbaren Stand geſetzt werden, als nur wenige Glaubensgenoſſen des Verſtorbenen in der Gegend zu finden waren, und Hände der Katholiſchen, ungeneigt zur Hülfleiſtung, kaum durch Geld willfährig gemacht werden konnten.

Der Graf, welcher, nur unterſtützt von Legrange, ſich allen Anordnungen ſelbſt unterzog, lernte bei Gelegenheit derſelben auch die alte, von ihren Bewohnern verlaſſene Stammburg der Auverrières kennen. Er fand dieſelbe zwar als Ruine ganz wohl erhalten, aber zur Wohnung allerdings gar nicht mehr geeignet. Nur ein Flügel des alten Gebäudes, augenſcheinlich derjenige, auf deſſen Benutzung die Familie während der letzten Zeit ihres Aufenthalts in dem Schloſſe ſich beſchränkt hatte, enthielt noch einige, bis auf die mangelnden Fenſter allenfalls bewohnbare Zimmer. Die Capelle befand ſich in dem Erdgeſchoß des einen Eckthurmes von völlig runder Geſtalt. Den Grafen befrembete es, die Rundung des zum gottesdienſtlichen Gebrauch eingerichteten Gemachs nicht vollſtändig, ſondern den innern Raum deſſelben durch eine, etwa den achten Theil der Capelle abſchneidende Wand beſchränkt zu finden. Er machte Legrange auf dieſen Umſtand, der auf ein zweites verborgenes Gemach ſchließen ließ, aufmerkſam, und dieſer entdeckte ihm, daß jene Wand allerdings den Raum in zwei Theile abſondere. Als nämlich dieſe Capelle für den Gottesdienſt der gereinigten Lehre eingerichtet worden ſei, da habe der damalige Beſitzer des Schloſſes aus Achtung für den Glauben ſeiner Väter den Hochaltar, den Beichtſtuhl und die Heiligenbilder durch dieſe Wand von dem übrigen Raume trennen laſſen. Anfangs ſei der abgeſchnittene Theil deſſelben noch zu einer Art von Sacriſtei benutzt worden; er aber, Legrange, habe den eben Verſtorbenen veranlaßt, die Thüre, welche beide Gemächer verbunden, vermauern zu laſſen, um der Zugluft zu wehren, welche durch die zerbrochenen Fenſter jener Sacriſtei eingedrungen ſei.

Gedankenvoll ſuchte der Graf die Stelle, an welcher einſt die Thüre beide Theile der kleinen Kirche verbunden hatte; er fand ihre Spur aber nicht. Legrange zeigte ihm den Ort; er war fugenlos vermauert.

„Und wie lange iſt es her, ſeit dieſe beiden Räume völlig geſchieden ſind?“ fragte der Graf.

„Schon ſeit vierzehn bis funfzehn Jahren,“ erwiderte der Geiſtliche.

„Und einen andern Eingang als den eingemauerten hat jener abgeſchnittene Theil nicht gehabt?“ forſchte der Graf weiter.

„Ich habe keinen andern wahrgenommen und glaub' es auch nicht,“ antwortete Legrange.

Der Graf ſah ſinnend vor ſich nieder; endlich hob er wieder an: „Ob Leonide wol jene Sacriſtei kennen mag?“

„Sie müßte dieſes Gemach als Kind geſehen haben,“ gab Legrange ihm zur Antwort; „doch auch das bezweifle ich,“ ſetzte er hinzu. „Jene Sacriſtei war immer verſchloſſen, und ich bewahrte die Schlüſſel zu derſelben auf. Nur ungefähr einige Monate vor der Vermauerung dieſer Thüre habe ich den Schlüſſel dem Herrn von Auverrière abliefern müſſen, welcher manche Stunde damit verbrachte, einen Schatz in jenem Gemache zu ſuchen.“

„Es iſt wahr,“ fiel der Graf ein. „Der Selige ſprach ja in ſeiner letzten Nacht von einem Schatze; wiſſen Sie, weshalb er einen ſolchen dort vermuthet?“

„Er hat mir erzählt,“ erwiderte Legrange, „daß derjenige ſeiner Ahnherrn, welcher ſich zum Calvinismus bekehrt hat, im Augenblick ſeines Sterbens auf einen von ihm verborgenen Schatz hingedeutet habe, und dieſen haben die Auverrières ſeit mehr als zweihundert Jahren vergeblich geſucht.“

Der Graf verſank aufs Neue in Gedanken; aber nicht der vermeintliche Schatz war es, welcher ihn beſchäftigte; eine andere Vorſtellung war in ihm rege geworden: ſollte jener abgeſchiedene Theil dieſer Capelle nicht noch einen andern Eingang gehabt haben, welcher ſeiner Gemahlin und deren Freundinnen bekannt geweſen war? Dieſer Theil des Schloſſes war ſo ganz geeignet, die Schwärmerei in jungen, für dieſelbe empfänglichen Gemüthern zu nähren; unwiderſtehlich drang ſich die Ahnung ihm auf, daß jene verborgenen Heiligenbilder, jener Beichtſtuhl, jener Hochaltar in die geheime Geſchichte des Jugendlebens ſeiner Gemahlin verflochten ſein möchten; aber wie emſig er auch ſuchte, es gelang ihm nicht, einen Eingang in jenes verſchloſſene Tabernakel aufzuſpüren, und er ſtand endlich von ſeinen Verſuchen mit dem Entſchluſſe ab, die Aufklärung des Geheimniſſes der Zeit zu überlaſſen.

Die Gruft unter der Capelle ward jetzt geöffnet. „Sehen Sie,“ ſprach der Graf zu dem Geiſtlichen, „hier hat der Zufall den Aberglauben nicht begünſtigt, dieſem zufolge hätte mein Schwiegervater noch nicht der Letzte ſeines Namens ſein müſſen; denn wenn auch ſein Geſchlecht mit ihm ausſtirbt, ſo iſt dennoch ſein Sarg nicht der letzte, für welchen dies Gewölbe Raum bietet; es hat noch für mehre Särge Platz. Sie kennen doch den Wahn des Volkes, welcher aus dem größern oder geringern Raume in einer Familiengruft die fortdauernde Blüte oder das nahe Verlöſchen des Geſchlechts, dem dieſe Todten angehören, weiſſagen will?“

„Ich kenne dieſen Aberglauben,“ erwiderte der Geiſtliche; „er beſchränkt ſich aber nicht blos auf den Raum in der Gruft, ſondern er bezieht ſich auch auf den Raum an der Wand des Familienſaals, und da hat der Wahn in dieſem Falle freies Spiel. Haben Sie es noch nicht beachtet, daß unter den Ahnenbildern im Wohnzimmer Ihres ſeligen Schwiegervaters nur noch für Ein Bild, für das ſeinige, ein Räumchen übrig iſt? Er hat es oft beklagt, daß ſein Mangel an Mitteln es ihm unmöglich gemacht hat, ſich malen zu laſſen, um durch ſein Bild die Reihe zu beſchließen.“

„Das ſei meine Sorge,“ erwiderte der Graf und ließ ſogleich einen Portraitmaler von Ruf, der ſich in der benachbarten Stadt aufhielt, nach Luclauſe beſcheiden.

Leoniden fand der Graf, als er vom Schloſſe heimkehrte, um die Leiche ihres Vaters beſchäftigt, deren Beiſetzung, ſtill, doch mit einem gewiſſen Pompe, der Neigung des Verſtorbenen entſprechend, auf den dritten Tag feſtgeſetzt worden war. Sie reichte ihrem Gemahl freundlich die Hand entgegen, welcher, ſie faſſend und an ſeine Lippen führend, zufällig die friſche Spur von Dinte an dem mittlern Finger bemerkte. „Du haſt geſchrieben, meine Leonide?“ fragte er. „Willſt Du mich nicht mit Deinem Correſpondenten bekannt machen?“

Ein dunkeles Roth überflog die Wangen der jungen Gräfin; ſie antwortete nicht und wandte ihr Geſicht ſchnell ab von ihm zum Fenſt

Befremdet ſah der Graf ihr nach; doch faßte er ſich, kehrte ſich zu den Leuten, welche mit der Reinigung der Leiche beſchäftigt waren und befahl ihnen, das Staatskleid des Verſtorbenen zu holen, um es dem Leichnam anzulegen, damit der Maler, welchen er berufen habe, ſogleich ſein Werk beginnen könne.

Die Diener, zweifelhaft über die Wahl des Kleides, wandten ſich mit der Frage nach demſelben an die Gräfin und veranlaßten dieſe, ihrem Gemahl das Geſicht wieder zuzuwenden; ſie vermied es aber ſichtbar gefliſſentlich, ihn anzublicken, und ging, um ihm auszuweichen, einen kleinen Umweg nehmend, zur Thüre hinaus.

Der Graf fing an zu begreifen, wie richtig auf die eigenthümliche Reizbarkeit ſeiner Gemahlin Legrange's Wink gegründet geweſen war, ſie mit der zarteſten Schonung zu behandeln, um ſich ihres Vertrauens allmälig zu verſichern, und gelobte ſich, über ſeine Fragen mit möglichſter Genauigkeit zu wachen; jedoch vermochte er der ſteigenden Spannung ſeiner gereizten Neugier nicht zu widerſtehen und begann insgeheim nachzuforſchen, ob etwa Jemand von der Dienerſchaft des Schloſſes als Bote verſandt ſein möge; es fehlte aber Niemand, und er mußte die Enthüllung des neuen Räthſels ebenfalls der Zukunft überlaſſen.

Jetzt ſtand die Leiche auf dem Paradebette, und der angekommene Maler ſchritt zum Werke; da ging der Graf, ſeine Gemahlin aufzuſuchen. Er fand ſie, aus tiefen Gedanken erwachend, im Sterbezimmer ihres Vaters. Sie ſtand auf, ging ihm freundlich entgegen, und er bemerkte, daß ſie einen Theil ihrer letzten Einſamkeit dazu verwendet hatte, die Spur der verrätheriſchen Dinte von ihrem Finger zu vertilgen. Beide ſetzten ſich, und dem Beſtreben des jungen Gemahls gelang es, Leoniden in eine leichte Unterhaltung zu verwickeln, deren Gegenſtände die Beſchreibung der Reize ihres neuen Wohnortes, des Schloſſes Chateaugris in der Dauphiné, die Einrichtung ihres häuslichen Lebens und die etwas fernere Ausſicht auf eine anziehende Reiſe war.

Immer lebhafter erregte die Schilderung des Grafen die Theilnahme ſeiner Gemahlin. Er ſchwieg endlich und ſah ſie mit unſtäten Augen und ſchnell bewegter Bruſt vor ſich niederblicken. Plötzlich fuhr ſie, wie einen ſchweren Kampf gewaltſam abbrechend, auf, griff mit ihren beiden Händen nach den ſeinigen, lehnte ihre Stirn an ſeine Wange und rief: „Aber, Godefroi, nicht wahr, nun weilen wir hier auch nicht länger? wir verlaſſen dieſen Ort gleich, nachdem wir die Leiche des Vaters beſtattet haben? O, könnten wir es doch noch heut!“

Den Grafen befremdete dieſer, mit ängſtlicher Heftigkeit herausgeſtoßene Wunſch, und ſchon ſchwebte auf ſeiner Zunge die Frage, wen Leonide hier fürchte; aber er gedachte Legrange's Warnung, bezwang ſich und ſchwieg. Das geliebte Weib hatte ſich ſo innig ihm angeſchmiegt, ihre Wange war ſeinen Lippen ſo nah, und ſeine bezwungene Frage wurde zum langen ſüßen Kuſſe.

„Du antworteſt mir nicht, Saint Hilaire,“ flüſterte ſie; „willſt Du noch länger hier verweilen?“

„O, nenne mich Godefroi!“ rief der Graf, ſie mit Inbrunſt an ſich drückend. „So hießen die älteſten Söhne meines Hauſes ſeit den Zeiten Gottfried's Bouillon. Wie klingt mir der Name von Deinen Lippen ſo ſüß!“

„Mein, mein Godefroi!“ lispelte die Gräfin unter ſeinen Küſſen. Da rang ſich der Ausruf von ſeinen Lippen, der längſt ſchon auf der Flut ſeiner Gefühle geſchwebt hatte: „O Leonide, liebſt Du mich denn? Biſt Du mein Weib geworden, weil ich Dir theuer war? O ſag' es mir: bin ich der Gatte Deiner Wahl? oder hat Dein kindlicher Gehorſam Dich in meine Arme geworfen?"

Da drückte Leonide ihr Geſicht noch feſter an die Wange des Grafen und flüſterte: „Dich, Dich lieb' ich!" Doch in demſelben Augenblicke zuckte ſie zuſammen, wie von einem ſchreckenden Gedanken überraſcht, und rief: „Aber nun weilen wir hier auch nicht länger! Nicht wahr, morgen, ach nein, erſt übermorgen führſt Du mich nach Chateaugris?"

„Wann Du willſt, mein geliebtes Weib," erwiderte der Graf, der, verloren in ſeinen Entzückungen, das ſchreckhafte Zuſammenfahren ſeiner Gemahlin nicht bemerkt hatte. „Zwar," fuhr er fort, „hielt ich es für nöthig, Deine Angelegenheiten hier vorerſt zu ordnen, mich mit den Gläubigern Deines Vaters über ihre Befriedigung zu vereinigen und gelegentlich meinen Unterthanen Zeit zu geben, einen feierlichen Empfang ihrer ſchönen Gebieterin vorzubereiten; doch —"

„Nein, nein!" rief die Gräfin; „laß uns ganz ſtill einziehen in Dein Vaterhaus und ſo unbemerkt wie möglich unter ſeinem Dache leben. Du ſprachſt auch von einer Reiſe; wohin? nach der Schweiz? nach Deutſchland? O läge doch Frankreich uns erſt im Rücken!“

Des Grafen Befrembung ſtieg natürlich von Neuem, aber er hütete ſich, ſie zu verrathen. „Ich hatte,“ hob er nach einer Pauſe an, „es mir ſo ſchön gedacht, Dich dies Zimmer in Chateaugris wiederfinden zu laſſen; alle dieſe Bilder Deiner Ahnen hatte ich beſchloſſen darin aufſtellen zu laſſen und —“

„Um Gotteswillen, laß dieſe Bilder hier!“ rief Leonide, angſthaft hinaufſtarrend zu den ernſt herabblickenden Geſtalten. „Laß uns fliehen nach der Schweiz, nach Deutſchland! Nicht wahr, dort gibt es keine Katholiken, keine katholiſchen Prieſter?“

„Nicht überall,“ verſetzte der Graf; „aber ich denke — ich ſchließe es aus Deines Vaters Worten —, Du haſt einige Vorliebe für die katholiſche Kirche?“

„Nein, nein! So wahr mir Gott helfe, nein!“ verſicherte Leonide mit Heftigkeit. „Ich fürchte ſie,“ ſetzte ſie etwas zögernd hinzu. „Und dennoch — wäre ich als Katholikin geboren, und wärſt Du

Katholik — dann — ja, was würde dann meinem Glücke fehlen?“

„Ich verſtehe Dich nicht, meine Leonide,“ erwiderte der Graf; „welches Gut vermöchte die katholiſche Kirche Deiner Seele zu gewähren, deſſen unſer Glaube ermangelte?“

„Die katholiſche Kirche vergibt dem reuigen Sünder, die unſrige nicht!“ antwortete die Gräfin mit halberſtickter Stimme.

„Leonide,“ rief ihr geängſtigter Gemahl, „Du biſt ein Engel, und Engel können nicht ſündigen und bedürfen der Vergebung der Kirche nicht! — Ich vernahm ein Wort Deines Vaters, welches mich die Bürde ahnen läßt, mit welcher Du Deine Seele beladen haſt. Wirf dieſe Bürde von Dir, meine geliebte Leonide. Du bedarfſt nicht der Prieſter, nicht der Kirche, um Dich zu entſündigen, denn Deine Seele iſt fleckenlos, und Niemand verklagt Dich als Du ſelbſt. Aber darfſt Du Dich verklagen, weil der Herr über Leben und Tod Dich zum Werkzeuge wählte, um die geliebte Urheberin Deiner Tage auf einem nähern Wege der Seligkeit beſſerer Welten entgegenzuführen? Der Segen Deines Vaters ruht auf Dir. Das Glück eines Mannes, der Dich anbetet, iſt an Dein Glück, an Deine Seelenruhe gebunden! O Leonide, beglücke mich, und Du wirſt glücklich ſein!"

Leonide blickte aus düſtern thränenſchweren Augen ſtumm vor ſich nieder, und der Graf, um ihrem Sinnen eine andere Wendung zu geben, hob an: „Da Du unſere Abreiſe beeilſt, ſo werd' ich Dich den morgenden Tag hindurch allein laſſen müſſen; es wird nämlich nothwendig ſein, die Angelegenheiten Deiner väterlichen Hinterlaſſenſchaft, welche ich nun nicht ſelbſt ordnen kann, einem gerichtlichen Sachwalter zu übergeben, und ich will morgen nach Cordes eilen, um mich nach einem ſolchen zu erkundigen."

„Mich [illegible] Du allein laſſen?" rief Leonide erſchrocken; „[illegible] das nicht, nimm mich mit Dir. Laß mich nie allein [illegible]e, ſo lange wir noch in dieſer Gegend ſind."

„Gut, ſo fahren wir zuſammen," erwiderte der Graf, ſeinem Vorſatze treu, trotz der Nahrung, welche jeder Augenblick ſeiner Neugier gab, jede Regung derſelben niederzukämpfen und die Löſung der ihn beunruhigenden Räthſel von dem ſichtbar wachſenden Vertrauen ſeiner jungen Gemahlin zu erwarten.

Jetzt trat Legrange ein, freudig überraſcht von der ſchnellen Annäherung der Gräfin an ihren Gemahl; doch vermied er ſeine Ueberraſchung zu äußern, und ein anderer Gegenſtand des Geſprächs, welchen er ſchon in Bereitſchaft hatte, erleichterte ihm die Mühe, ſein vorherrſchendes Gefühl zu verbergen.

„Herr Graf,“ ſprach er, „ich fürchte, das Schickſal hat uns in der Perſon dieſes Malers den unrechten Mann zugewandt. Er behauptet nämlich, ſein Werk ſchon morgen beendet haben zu müſſen, weil er an einem Altarblatte für eine benachbarte Dorfkirche zu arbeiten habe welches unfehlbar in drei Tagen geliefert werden ſolle, und [illegible] kaum entworfen ſei. Nothwendig iſt dieſer Mann entweder ein Zauberer, oder er liefert uns eine unbrauchbare Sudelei.“

„Hab' ich's doch gefürchtet, als ich in das geiſtloſe Auge, in das gemeine Geſicht dieſes Menſchen ſah,“ rief unmuthig der Graf. „Wie konnten wir auch erwarten, daß dieſer Seelenloſe uns die Seele eines Todten in treuer Auffaſſung ſeiner Züge wiedergeben werde?"

„Ob er ſein Werk zu beſeelen verſteht, das will ich freilich dahingeſtellt ſein laſſen," erwiderte der Geiſtliche; „aber das Verdienſt, die Umriſſe der Züge treu aufzufaſſen, iſt unſerm Künſtler nicht abzuſprechen. Kommen Sie und betrachten Sie das werdende Bild mit eignen Augen."

Der Graf ſtand auf und ging in das Zimmer, deſſen Mitte das Paradebette einnahm, und in groben, doch ſprechend ähnlichen Umriſſen blickte von der, zur rechten Hand aufgeſtellten Staffelei das Geſicht des todten Vaters zu ihm hinüber; betroffen, verloren in den Anblick der geretteten Züge ſtand er da und war grade im Begriff, den Künſtler zu beloben, als mit den Worten: „Gott, das iſt kein ſegnender Blick!" hinter ihm Leonidens Stimme laut ward. Erſchrocken wandte der Graf ſich um und ſah ſeine Gemahlin ebenſo unhörbar, wie ſie ihm nachgeſchlichen war, wieder von dannen ſchweben. „Sehr getroffen!" wandte er ſich kurz an den

Maler; „ſehr gut; nur freundlichere Züge wünſchte ich dem Bilde, nicht dieſen finſtern Blick.“

„Befehlen Sie, mein Herr Graf,“ ſprach der Maler, „ſo fahr’ ich mit dem Pinſel über dieſe Augen hinweg; ein paar Striche, und Sie haben den Leichnam, leibhaftig, wie er dort liegt. Soll ich ihn aber **lebend** malen, ſo muß ich ihm entweder Augen **lügen**, oder ich muß ihm **die** geben, welche er hatte, als ich ihn ſah.“

„Und wo haben Sie ihn geſehen?“ fragte der Graf geſpannt.

„Hier auf dieſer Stelle vor zwei Jahren,“ erwiderte der Maler. „Hier, wo er jetzt liegt, da lag damals ſeine Gemahlin, todt wie er heute. Ich war herbeſchieden, um ſie zu malen.“

„Wo iſt denn das Bild der Frau von Auverrière?“ forſchte der Graf; „man hat es mir nicht gezeigt.“

„Das konnte man auch nicht, denn ich habe es nicht gemalt,“ verſetzte der Künſtler. „Ich foderte nämlich die Bezahlung für meine Arbeit voraus und packte meine Staffelei und Pinſel wieder zuſammen, als ich nichts erhielt. Die Augen, wie ſie damals der alte Herr rollte, die Stirn, wie er ſie damals in Falten runzelte, als er bald mir, bald ſeiner Tochter fluchte, die hab' ich treulich in meinem Gedächtniß feſtgehalten und wiedergegeben."

Tief erſchüttert von den Worten dieſes Menſchen wandte ſich der Graf ab, kehrte aber bald wieder zurück zu ihm und ſprach: „Mein Herr, wenn ich den Preis verdoppele, vermögen Sie es alsdann, die Runzeln von dieſer Stirn wegzulaſſen und einen freundlichen Blick in dieſe Augen zu legen?"

„Zu lügen," verbeſſerte der Maler. „O ja, recht gern; doch für die Aehnlichkeit ſteh' ich dann nicht mehr, und meinen Namen ſetze ich alsdann nicht unter das Bild."

„So laſſen Sie Ihren Namen fort," rief der Graf und entfernte ſich, um ſeiner Gemahlin nachzueilen, welche der Geiſtliche vergebens in ein erheiterndes Geſpräch zu verwickeln geſucht hatte. Dem Gatten gelang es, die trübe Wolke von ihrer Stirn hinwegzuſchmeicheln, und der Abend verging unter Entwürfen für die Geſtaltung der nächſten Zukunft minder düſter, als es die Sonnenloſigkeit des vergangenen Tages zu verkünden geſchienen hatte.

Am folgenden Morgen übergab der Graf dem Geiſtlichen die Beſorgung der zur Beſtattung der Leiche noch erfoderlichen Vorbereitungen, lohnte den Maler ab, welcher wiederholt verſicherte, noch vor Eintritt des nächſten Abends ſein Werk vollenden zu müſſen, und reiſte mit Leoniden nach Cordes ab.

Hier übergab er einem Notar das Geſchäft, die Gläubiger ſeines verſtorbenen Schwiegervaters zu ermitteln, deren Foderungen zu prüfen und mit ihnen eine unferne Zahlungsfriſt zu verabreden. Zugleich fand er einen ſichern, ihm von mehren Seiten empfohlenen Mann, welcher ſich entſchloß, das Gut unter billigen Bedingungen in Pacht zu nehmen. Der Graf ſagte dieſe dem Pachtluſtigen zu, empfing von demſelben eine angemeſſene Bürgſchaft und ſchloß mit ihm einen Pachtvertrag auf zehnjährige Dauer ab.

Das junge Ehepaar konnte nach unerwartet ſchnell beſeitigten Geſchäften die Rückreiſe nach Luclauſe zeitig genug antreten, um noch vor Sonnenuntergang dort anzukommen. Je näher ſie dem Dorfe kamen, je unruhiger fing Leonide an zu werden; der Graf bemerkte, daß ſie ein Mal über das andere mit ſcheuen Blicken bald zu dieſem, bald zu jenem Wagenfenſter hinausſah, als ſuche ſie Jemand, den ſie zu begegnen fürchte. Endlich hielt der Wagen am Ziele, und Beide ſtiegen aus; aber eine kleine Unannehmlichkeit erwartete ſie; man hatte augenſcheinlich ihre Rückkunft ſpäter erwartet, denn die Thüre des Wohngebäudes war verſchloſſen und blieb trotz alles Klopfens an demſelben ungeöffnet. Nach langem Harren erfuhr der Graf endlich durch einen, den Schloßberg herabkommenden Arbeiter, daß Legrange ſeit dem Mittage ſchon beſchäftigt ſei, Gruft und Capelle dort oben ſäubern zu laſſen. Einer der Bedienten wurde hinaufgeſchickt, um ſchnell den Schlüſſel zu holen.

Mit Befremden vernahm Legrange die Botſchaft des Entſendeten, daß das Haus verlaſſen und verſchloſſen ſei, und eilte ſelbſt zurück, um den Harrenden die Nachricht zu bringen, daß er den Maler im Hauſe zurückgelaſſen habe und nicht im Beſitze des

Schlüſſels ſei. Das Pochen an der Thüre wurde jetzt verdoppelt, aber das Haus war wirklich leer. Die zur Dienerſchaft gehörigen männlichen und weiblichen Bewohner deſſelben kamen endlich Eins nach dem Andern vom Schloßberge herab; Alle hatten vor mehren Stunden ſchon, um die geöffnete Gruft zu ſehen, das Haus und in demſelben den Maler verlaſſen. Es blieb nichts Anderes übrig, als das Schloß zu ſprengen. Es geſchah. Der Graf ging, während ſeine Gemahlin ſich von ihm trennte, um ſich in ihr Zimmer zu begeben, nach dem Leichenſaale und trat mit Entſetzen vor dem Anblick des ihm gegenüberſtehenden Bildes zurück. Es war dem Todten ſprechend ähnlich; aber nicht allein verzerrten Blick und Miene ſich zum Grinſen, ſondern der fanatiſche Maler hatte die ganze grobgemalte Figur mit einem gelben, über und über mit Teufelsfratzen beſäten Hemde umgeben und den Kopf derſelben mit einer ſpitzen Mütze von gleichen Farben, das Bild alſo ganz mit dem Gewande verſehen, in welches die Opfer der ſpaniſchen Inquiſition gekleidet zu werden pflegten. Auf einem unter dem Bilde befeſtigten Papier las der Graf die Worte: „Den Ketzer und die Eidbrüchige wird das göttliche Gericht ſtrafen, wenn das weltliche mit der Rache zögert. — Es iſt nicht todt, was verſtummt iſt.“

„Jeſus, Er iſt hier geweſen!“ ſchrie plötzlich Leonide, welche ungeſehen dem Grafen gefolgt war, an ſeiner Seite und ſank, von einem krampfartigen Zittern befallen, auf einen Stuhl nieder.

„Wer iſt hier geweſen?“ fragte erſchrocken der Graf, die Sinkende unterſtützend; aber ſtatt ihm zu antworten, ſprang ſie heftig auf, faßte ihn am Arme, zog ihn mit ſich hinaus und ächzte: „Fort, fort von hier! Um Gotteswillen, fort ohne Aufenthalt! Er ſucht mich auf! Er droht mir! Rette mich vor ihm!“

„Vor wem?“ rief der Graf, faſt angeſteckt von ihrer Furcht; aber Leonide ſank keuchend Luft ſchöpfend, ohne eines Wortes fähig zu ſein, in ſeine Arme. Er geleitete ſie in ihr Zimmer und ließ ſie ſanft auf einen Lehnſtuhl ſinken.

Legrange kam Beiden nach. „Herr Graf,“ ſprach er, „ich bin ein Freund des Friedens, wie ich ein Prediger deſſelben bin, aber der Frevel des Buben, der jenen Todten in ſeinem Bilde geſchändet hat, verdient die Ahndung der Geſetze. Ich ſelbſt rathe Ihnen, belangen Sie den Fanatiker.“

„Laßt ihn, laßt ihn!“ ächzte Leonide. „Das iſt nicht des Malers Werk! Das iſt die Spur der Hand eines Mächtigern, als er iſt, als wir ſind! O Godefroi, komm! Laß uns fliehen!“

„Vor wem!“ fragte der Graf noch ein Mal. „Wer iſt hier geweſen? wer iſt der Mächtige, den Du fürchteſt? Laß uns ſehen, ob er ſtärker iſt als das Geſetz!“

„O, er iſt mächtiger als das Geſetz!“ rief Leonide. „Ihn erreicht kein Arm! Entfliehen wir dem ſeinen! Heute! Jetzt! Jetzt auf der Stelle!“

Der Graf forſchte bei allen Bewohnern des Hauſes und deſſen nächſter Umgebung nach, ob irgend Jemand einen Fremden geſehen habe; aber Niemand hatte einen ſolchen bemerkt. Er ging mit Legrange zu Rathe über Leonidens Verlangen, noch dieſen Abend Luclauſe zu verlaſſen, und Beide kamen in ihren Anſichten dahin überein, daß, möge Leonide auch die triftigſten Gründe zu Beſorgniſſen hegen, dennoch die Gefahr unmöglich ſo dringend ſein könne, als ſie in ihrer krankhaften Aufregung ſich dieſelbe vorſtelle.

Es gelang ihren vereinigten Beſtrebungen, die Gräfin zu beruhigen. Sie überzeugte ſich, daß der von ihr ſo gefürchtete Gegenſtand den Grafen zu fürchten ſcheine. Hatte doch derſelbe die Abweſenheit des Letztern benutzt, um hier zu erſcheinen, und nicht gewagt, deſſen Zurückkunft abzuwarten; und war Leonidens Furcht wirklich begründet, ſo war die Gefahr während der Nachtreiſe auf einſamen Wegen weit mehr zu fürchten als hier, im ſichern Hauſe, umgeben von einer zahlreichen, größtentheils aus Glaubensgenoſſen beſtehenden Dienerſchaft.

Das Gefühl, den Schutz, deſſen ſie bedürftig war, von ihrem Gatten zu empfangen, ſchmiegte Leoniden dieſem mit einer Innigkeit an, welche ihm den Muth gab, ſie gegen die Angriffe von Legionen zu vertheidigen; aber die Nacht verfloß ebenſo ruhig wie der folgende Tag, nach deſſen Schluſſe die Beiſetzungsfeierlichkeit begann.

Nur ein größeres Gefolge fehlte, und die Leichenfeier wäre, völlig im Sinne des Seligen angeordnet geweſen. Nicht das Wappen am Sarge und nicht auf demſelben das alte Familienſchwert mangelte, welches unter Ludwig XII. einſt ein Auverrière als Connetable in den Schlachten des Reichs geführt hatte. Hinter dem Sarge führte ein geharniſchter Knecht ein Pferd als Leibroß des Verſtorbenen, mit gepanzerter Bruſt, den Kopf mit einem ſchwarzen Federbuſche geziert und der Rücken vom Widerriſt bis zum Kreuze mit einer lang herabſchleppenden Trauerdecke behangen. Der Wagen mit den beiden Leidtragenden folgte hinter dem Roſſe, und dem Sarge voran ſchritt Legrange in ſeiner Amtstracht, umgeben von den calviniſtiſchen Dienern des Hauſes, welche den Zug mit Fackeln begleiteten.

Der Graf fühlte ſeine Gemahlin heftig beben, als er ſie aus den Wagen hob und in die Capelle geleitete; er führte ſie auf das Chor. Jetzt ward der Sarg hineingetragen, auf die Senkplatte niedergeſetzt, und Legrange richtete mit naſſen Augen einige rührende Worte an die Verſammlung. Nun ſchwieg er; der Sarg, begleitet von dem älteſten Diener des Seligen, verſank, und der Graf fühlte Leonidens eiskalte Stirn an ſeiner Wange.

Ein ſtarkes Riechmittel belebte ſie wieder. Zitternd hing ſie ſich an den Arm ihres Gemahls, und Beide verließen die Capelle.

Der Platz vor der Burg hatte ſich indeß mit den neugierigen Bewohnern des Dorfes angefüllt, welche, als zur herrſchenden Kirche gehörig, der Leiche ihres Gutsherrn ihre Begleitung zur Gruft einſtimmig verſagt hatten. Leonide zuckte ſchreckhaft zuſammen, als ſie aus der Thüre der Capelle trat; und in der That hatte der Anblick, welcher ihrer harrte, und die Luft, welche ſie umfing, etwas widerwärtiges, wol geeignet, ſchwache Nerven unſanft zu berühren. Die Fackeln waren meiſtens ausgebrannt; der matte Schein, welchen die einzeln noch glimmenden auf das Gewühl der Menge warfen, ſtach grell gegen das glänzende Licht ab, mit welchem die Capelle überfüllt war, und der Pech- und Schwefeldunſt, der von den verlöſchenden Fackeln aufſtieg, verdüſterte den ſternenloſen Himmel und verdarb die Luft. Leonide, abgemattet und abgeängſtigt, verfehlte mit dem zitternden Fuße den Tritt des Wagens, und in dem Augenblicke, als der Graf ſie hineinzuheben im Begriff war, ſprach eine dumpfe Baßſtimme hinter ihm: „Es iſt nicht Jeder todt, welcher ſchweigt!“ — da ſank, mit dem Aufſchrei: „Das iſt er!“ Leonide bewußtlos zurück in den Arm ihres Gemahls.

Dieſes Mal war ihre Ohnmacht hartnäckiger, als ihre Sinnlähmung vorhin während der Verſenkung der Leiche ihres Vaters geweſen war. Beſinnungslos wurde ſie zurückgebracht in ihr Haus und in ihr Bette; reitende Boten flogen nach Aerzten; aber noch ehe einer derſelben anzukommen vermochte, kehrten ihre Lebensgeiſter zurück. Wild warf ſie die Augen umher und beſchwor dann ihren Gemahl, augenblicklich die Abreiſe anzutreten. Vergebens machte dieſer die gleich einer Fieberkranken Bebende auf ihren Zuſtand aufmerkſam und beſchwor ſie, die Ankunft eines Arztes abzuwarten. „Ich bin geſund!“ ſchrie ſie. „Ich bedarf keines Arztes! Fort, fort von hier! Dieſe Luft erſtickt mich! Dieſe Wände erdrücken mich! Fort, fort!“

Der Graf ſah ihre Unempfänglichkeit für vernunftgemäße Vorſtellungen ein und überzeugte ſich, daß eine Widerſetzlichkeit gegen ihr Verlangen ihren Zuſtand nothwendig gefährden müſſe. Er gab daher Befehl, anzuſpannen, und nahm Abſchied von ſeinem Freunde Legrange, welcher vergebens dem geheimnißvollen Sprecher auf allen zur Burg führenden Haupt- und Nebenpfaden nachgeſpürt hatte.

Grade ging die Sonne auf, als der Geiſtliche den Wagen mit dem jungen Paare zwiſchen den Rebenhügeln verſchwinden ſah.

Fünftes Capitel.

Am ſtyg'ſchen Fluß
Die Seele irrt
Und rückſchaut und brütet und denket;
Bis Liebeskuß
Zum Lethe wird,
Der die quälenden Bilder verſenket.

Die Seele lag
An Lethes Strand,
Von ſegnenden Träumen umwoben;
Da — Blitz und Schlag
Von Liebeshand! —
Sie erwacht, und der Traum iſt verſtoben.

• — •

An dem heiterſten Sommerabende erreichte das junge Paar ungefährdet das Ziel ſeiner Reiſe. „Sieh, Leonide," ſprach der Graf, mit einem ſtolz freudigen Blicke ſein wunderreiches Heimathland begrüßend, „dies iſt mein Vaterhaus! Dieſe Fluren ſind Dein!"

Leonide fuhr aus ihren Träumen empor und blickte in das reizende Thal nieder, welches, von der majeſtätiſchen Rhone in zwei Hälften getheilt, ſich immer weiter, immer reicher, je ſchroffer ſich die Abdachung des Cevennengebirges nach Oſten zu ſenkte, vor ihren Augen entfaltete. „Sieh,“ ſprach der Graf mit mühſam unterdrücktem Jubeltone, „jener kleine Fluß, der ſich wie ein leicht hingeworfenes himmelblaues Band durch die Aue ſchlängelt, iſt die Drôme; ſie begrenzt meine Herrſchaft gegen Norden. Oeſtlich ſchneidet die Biegung dieſes Bergwaſſers mein kleines Reich vom Weichbilde jener Stadt ab, deren Thürme Du im Hintergrunde wie glänzende Punkte in die Wolken ſchwimmen ſiehſt; es iſt Creſt. Gegen Süden iſt jene kleinere Stadt dort, Lauriol — Du ſiehſt ſie rechts im Vordergrunde —, meine Nachbarin, und zwiſchen meiner weſtlichen Grenzſcheide, der herrlichen Rhone, und dem Drômefluſſe wohnen wir. — Nun, Leonide? Dich entzückt dieſer Anblick nicht? Du ſchweigſt?“

„Vor Entzücken und — vor innerer unbezwinglicher Angſt,“ antwortete die Gräfin mit leiſer, kaum vernehmbarer Stimme. „Es iſt ein Paradies, aber — aber, ach, warum liegt dies Paradies in Frankreichs Grenzen!“

Tiefeingreifende nagende Wehmuth verdrängte das ſchöne Gefühl, welches das Herz des jungen Gatten beim Wiederanblick ſeines Geburtslandes, ſeines Eigenthums ſo freudig erhoben hatte. Er ahnte, daß die unſelige Stimmung ſeiner geliebten Leonide ihm die Pforten dieſes Elyſiums auf immer verſchließen werde, und mit einem verſtohlenen Seufzer den Schmerz des Abſchiedes von ſeinem Vaterlande im Voraus fuhlend, ſchlug er verſtummend ſein feuchtes Auge nieder.

Schon brauſte das wilde Alpenkind, die Rhone, hinter den Reiſenden her, als Leonidens Auge von der unausſprechlich reizenden Lage eines kleinen einſamen Dörfchens angezogen ward. „O Godefroi,“ rief ſie, „welch ein Eden iſt dieſes kleine Thal? Gehört auch dies zu Deiner Herrſchaft?“

„Nicht zu meiner Herrſchaft, aber dennoch mir,“ antwortete, aus ſeinem Sinnen auffahrend, der Graf. „Dieſes freundliche Gütchen kaufte mir vor vier Jahren mein guter Vater, um mich allmälig an eine gewiſſe Selbſtändigkeit zu gewöhnen. Es iſt unabhängig von meinen andern Beſitzungen und das Einzige, über welches mir freie Verfügung zuſteht. Schon ſeit längerer Zeit handelt ein Nachbar um daſſelbe mit mir; doch hab' ich dies kleine Beſitzthum ſehr lieb, und die Noth drängte mich bisher noch nicht zu deſſen Veräußerung. — Jenes Häuschen, Du ſiehſt es dort zwiſchen der Lindengruppe hervorſchimmern, hab' ich in faſt eremitiſcher Zurückgezogenheit vier glückliche Jahre hindurch bewohnt; es iſt mir unausſprechlich lieb!"

„O, das darfſt Du nicht verkaufen!" rief Leonide. „Wiſſe, daß ich Dein Schloß, ſo glänzend es auch ſein mag, mit Freuden für dieſes einſame ſchmuckloſe Häuschen aufgeben würde, wenn — ach wenn es außerhalb der Grenzen Frankreichs läge."

„Du kennſt ja Chateaugris noch nicht," erwiderte der Graf und ſetzte nach einigem Zögern hinzu: „ſo freundlich dieſes Dörfchen, ſo lieb es mir und Dir auch iſt, ſo werden wir es dennoch andern, dringenden Umſtänden aufopfern müſſen. Erinnere

Dich, daß ich Deinem Vater verſprochen habe, Dir Dein Stammgut zu erhalten; das vermag ich aber nur, wenn ich dieſes Beſitzthum dafür hingebe und mit der Summe, welche ich aus deſſen Verkaufe löſe, die Anſprüche unſerer Gläubiger auf Luclauſe befriedige.“

Leonide fühlte an der bewegten Stimme ihres Gemahls die Größe des Opfers, welches er ſeinen um ihretwillen übernommenen Pflichten zu bringen gedachte. „Welch ein edler Mann! Und wie liebt dieſer Mann mich! O, er iſt der Segen meines Vaters, der auf meinem Haupte ruht!“ ſo erhob ſich im Stillen ihr Herz zum Gefühl ihres Glückes, und die Thräne in ihrem Auge, welche ihren innigſten Händedruck begleitete, ließ den Grafen die Fülle ihrer Empfindungen ahnen.

Jetzt rollte der Wagen über die Brücke, unter deren Bogen die Drôme ſchäumte, hinweg in den Schloßhof hinein, deſſen großartiger Anblick Leonidens Gefühlen eine andre Richtung gab.

Was waren die ſogenannten Schlöſſer des Luclauſe umwohnenden kleinen Landadels gegen dieſe, im italieniſchen Style aufgeführten Wohnungen der gräflichen Schloßbeamten und gegen die andern das Schloß umgebenden Gebäude, welche, wie Leonide erſtaunend vernahm, nur die Marſtälle waren, in deren innern Räumen die Pferde ihres Gemahls aus Marmorkrippen fraßen. Immer tiefer ward ihr Athem, immer unruhiger flog ihr Auge umher, und als der Palaſt, deſſen Herrin ſie zu ſein von nun an beſtimmt war, immer deutlicher aus dem Hintergrunde zwiſchen dem Laubdunkel der Platanenallee gleich einem Feenſchloſſe hervortrat, da überwältigte der ſchmeichelnde Gedanke, daß alle dieſe Herrlichkeit ihr Eigenthum ſei, ihre Seele, und faſt verwirrt ſank ſie, als der Wagen hielt, und ein Dienerſchwarm aus den Pforten des Schloſſes ihr entgegenſtürzte und den Schlag aufriß, ihren Sitz verlaſſend in die Arme ihres Gemahls.

„Du haſt es gewollt, meine Leonide,“ ſprach dieſer, „daß unſer Einzug in Deine neue Heimath geräuſchlos ſei; mache mir daher keinen Vorwurf, daß nichts für Deinen Empfang vorbereitet iſt. Du wirſt die Zimmer meiner Mutter alſo fürs erſte beziehen müſſen, wie ſie ſind; freilich wirſt Du den Geſchmack ihrer Einrichtung um wenigſtens zwanzig bis dreißig Jahre veraltet finden."

Mit dieſen Worten führte er die faſt taumelnde junge Frau in das Schloß. Von Zimmer zu Zimmer an ſeinem Arme ſchwankend, erſchien Leonide Andern einer Berauſchten, ſich ſelbſt einer Bezauberten gleich. Die Reihe der Gemächer wollte nicht enden; und die in dem einen Zimmer bereits erſchöpft geglaubte Pracht wurde von der des folgenden jedesmal noch überboten. Schwindelnd gelangte ſie endlich zu einer Wendung der ſchimmernden Zimmerreihe.

„Hier beginnt Dein eigenſtes Reich," ſprach der Graf, die Thüre eines Eckſaals öffnend, und Leonide trat in ein kleines Gemach, deſſen Wände, Spiegel, durch goldne Leiſten von einander getrennt waren. Ueberall, wohin ſie die Augen warf, ſah ſie ſich und mit immer ſteigenderm Erglühen ihr eignes vertauſendfachtes Bild. Aber faſt waren die Thränen ihr nah, ſo drückend umfing ſie das Gefühl ihrer Fremdheit in dieſem Glanze; ſie wagte es nicht, in ihrer unſcheinbaren Kleidung ihr Auge gegen dieſe Spiegelwände aufzuſchlagen, und war nur mit Mühe zu bewegen, die Federkraft der ſchwellenden Divanpolſter zu prüfen, welche, mit Goldſtoffen behangen, ſich unter den Spiegeln längſt den Wänden hinzogen. Ihr ward wohl, als ſie das Spiegelgemach verlaſſen durfte, und ſie fühlte ſich, wenn auch gleich nicht heimiſch, doch wenigſtens minder gedrückt in den folgenden Zimmern, welche ihr Gemahl ihr anwies. Am nächſten Vormittage war ihr eine neue, ſie unausſprechlich verwirrende Ueberraſchung vorbereitet: die Beamten ihres Gemahls wurden ihr vorgeſtellt, und einige der höhern derſelben erbaten ihren Gattinnen die Erlaubniß, der gnädigen Gebieterin die Schleppe küſſen zu dürfen. Dieſe Huldigung ſchien dem armen, aus der Tiefe der bedeutungsloſeſten Stellung plötzlich auf eine ſchwindelnde Höhe hinaufgeſchwungenen Landmädchen faſt einem Hohne zu gleichen, und mehr als einmal bedurfte es des vermittelnden Dazwiſchentretens ihres Gemahls, um die in ihrer neuen Welt von Irre zu Irre Taumelnde vor Fehlgriffen zu bewahren, welche ſie unfehlbar der Nachrede der an die Beobachtung ſtrenger höfiſcher Sitten gewöhnten Beamten preisgegeben haben würde.

Trotz ihrer anfänglichen Schüchternheit war Leonide dennoch nicht unempfänglich für den Reiz des Glanzes und der Huldigungen, deren unbequeme Neuheit ſich bald verlor und einer ſehr behaglichen Empfindung Platz machte; es gelang ihr ſchon nach wenigen Tagen, die Stände der Herrſchaft ihres Gemahls nebſt deren Gattinnen und Töchtern, die Genoſſinnen ihres ehemaligen Standes, mit der gehörigen Würde zu empfangen, und faſt ſchien es jenen, als ob die junge ſchöne Gräfin dieſe Würde etwas zu ſehr zu behaupten wiſſe.

Leonide hörte auf, ſeit ſie ihre einfache Kleidung mit einer reichern, modiſchen vertauſcht und mit klar aus ihren Augen leuchtendem Wohlgefallen den Brillantenſchmuck der ſeligen Gräfin zum erſten Mal angelegt hatte, ſich mit Scheu in das Spiegelzimmer zu begeben, und lachte mit dem Erröthen der Scham über die Ehrfurcht, welche ſie vor den goldverzierten Polſtern empfunden hatte. Mit unbeſchreiblicher Freude ſah ihr beglückter Gemahl die, auf dem Geſichte ſeiner Leonide ihm noch völlig fremden Roſen erblühen, deren Lebenselemente ein jugendlich leichter Sinn, Befriedigung ſüßer Lieblingswünſche und heitere Seligkeit ſind; ſie ſchien nicht mehr daran zu denken, daß Chateaugris innerhalb der Grenzen Frankreichs liege, oder daß ſie jemals von den Menſchen, welche dieſes Frankreich bewohnten, etwas befürchtet habe; und ſchon gab der Graf ſich der Hoffnung hin, daß das geheimnißvolle Schreckbild, welches ſeine Gemahlin aus ihrem Vaterhauſe vertrieben hatte, aufgehört habe ſie zu ängſtigen, als ein Schreiben von ſeinem Notar aus Cordes einlief und jenen ſchreckenden Dämonen neues Leben gab.

Die katholiſche Geiſtlichkeit hatte nämlich die Rede ergriffen, welche Legrange bei der Beſtattung des Herrn von Auverrière gehalten, und einen Verhaftsbefehl wider den Prieſter einer angefeindeten Lehre ausgewirkt. Der Graf war gewiß, daß jene Leichenrede nichts enthalten hatte, was als eine Schmähung auf die herrſchende Kirche gedeutet werden konnte; aber ebenſo gewiß war er auch, daß die Dauer der gegen den Schuldloſen anhängig gemachten Unterſuchung jahrelang währen werde, und daß das einzige Mittel die ſofortige Freiſprechung des Verfolgten zu erwirken, kein edleres als — Beſtechung der Richter ſein könne.

Leonide behielt, von dieſem Ereigniſſe ergriffen, nicht die Faſſung ihres Gemahls; ihre Furcht vor einem geheimnißvollen Feinde kehrte ſtärker und quälender als je zurück und hing ſich, einem Geſpenſte gleich, an ihr und ihres Gatten Glück. Verſchwunden war der Reiz, mit welchem die großartige Geſtaltung ihres neuen Verhältniſſes ſie gelockt hatte; eindruckslos verhallten die Stimmen der Huldigung, welche ihrer Eitelkeit ſo ſüß geſchmeichelt hatten. Es war ihr, als begreife ſie erſt jetzt die Schrecken des Damokles, welcher, umgeben von königlichen Pompe, auf einmal das Schwert an einem Haar über ſeinem Haupte hängend gewahrt, und mit dem Ausſpruch: „Beſſer eine Hütte im einſamſten Thale als das fürſtliche Schloß, welches mich vor meinem Verfolger nicht zu ſichern vermag!“ beſtürmte ſie ihren Gemahl mit neuen unabläſſigen Bitten, ſie hinwegzuflüchten aus dieſem unheilſchweren Lande.

Nicht ohne erneuten Kampf gab der Graf Leonidens wiederholten Beſtürmungen nach; er beſchleunigte den Verkauf ſeines kleinen Gutes und verwandte einen Theil der aus demſelben gelöſten Summe, um die Commiſſarien, welche mit der Unterſuchung der Angelegenheit ſeines Freundes Legrange beauftragt waren, recht ſchnell von deſſen Unſchuld zu überzeugen. Mit einem andern Theil des Goldes, in deſſen Beſitz ihn die Veräußerung ſeines freundlichen Gütchens geſetzt hatte, befreite er Luclauſe, das Eigenthum ſeiner Leonide, von allen Anſprüchen, welche die Gläubiger ihres Vaters auf daſſelbe machten, und der Reſt, welcher ihm von jener Summe verblieb, war bedeutend genug, bei einiger Einſchränkung ihm und Leoniden auf etwa zwei Jahre einen ſorgenfreien Aufenthalt im Auslande zu gewähren.

Bevor das junge Paar ſeine Reiſe antrat, lud der Graf ſeinen durch ihn befreiten Freund Legrange ein, ſich den fernern Feindſeligkeiten einer ihm gehäſſigen Prieſterſchaft zu entziehen und ihn nach Deutſchland zu begleiten. Legrange lehnte jedoch, durchdrungen von der Heiligkeit ſeiner Pflichten für ſeine zerſtreut wohnende Gemeinde, die Einladung des Grafen ab, und Leonide ließ dieſem nicht länger Zeit, die ſchnell vorbereitete Reiſe zu verzögern.

In reichſter Jugendfriſche blühte Leonide an der Seite ihres Gemahls auf, nachdem er ihr verſichert hatte, mit der eben hinter ſich gelaſſenen Barrière die Grenzen Frankreichs im Rücken zu haben. Der milde Himmel, welcher auf den entzückenden Thälern der Schweiz lag, die wohlthätige äußere Bewegung und die noch wohlthätigere Ruhe ihres Innern fügten ihrem Antlitz alle Reize hinzu, welche ihm zur Vollendung ſeiner Zauberkraft noch gemangelt hatten. Ein vierwöchentlicher Aufenthalt in Bern während des Gebrauchs der Aarzilebader Quellen machte ſie mit dem Reiz der Vergnügungen der großen Welt bekannt; ſie gewann lebhaften Geſchmack an dem ihr noch faſt ganz fremden Zauber des Tanzes, und bald war die junge ſchöne franzöſiſche Gräſin die Königin der Bälle.

Der Graf gönnte ſeiner holden Gemahlin den neuaufgefundenen Freudenquell um ſo liebevoller, als ihre Innigkeit gegen ihn mit ihrer Fröhlichkeit wuchs, welche täglich mehr die Ueberzeugung in ſeiner Seele befeſtigte, daß Leonide ihn um ſeiner ſelbſt willen gewählt habe. Aber ungeachtet dieſer ihn unausſprechlich beglückenden Gewißheit war er nicht hinreichend Herr ſeiner ſelbſt, um bei dem Anblick der Huldigungen ruhig zu bleiben, welche die zahlreich hier verſammelte männliche Jugend wetteifernd der liebenswürdigen Gräfin darzubringen begann.

Unter den Badegäſten, welche durch Reichthum, Rang, ausgezeichnete Geſtalt und andere empfehlende Eigenthümlichkeiten die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, zeichnete ſich ein junger öſtreichiſcher Rittmeiſter, der Graf Daniellowich, ein Kroatier von Geburt, beſonders vortheilhaft aus, und grade er war es, auf welchen der Zauber des Reizes der jungen Gräfin vor Allen ſichtbar einwirkte. — Und weniger der Glanz der Feſte, welche er zur Feier Leonidens gab, als die ſinnige Anordnung derſelben beſtach die aus der tiefſten Lebenstrübe mit wunderbarer Schnelligkeit auf den heiterſten Punkt der Lebenshelle hinaufgezauberte junge Frau; ſie konnte ſich eines dankbaren Gefühls für den Freund nicht erwehren, der unermüdlich mit zarter Hand all die ſchauerreregenden Erinnerungen vertilgte, welche ſie hieher begleitet hatten und ſelbſt unter den Augen ihres Gatten nicht völlig von ihr gewichen waren. Mit einer ihr fremden Leichtigkeit fing ihr Blut an zu fließen; zu ſchnell war ihr aus einer durchjammerten ſternenloſen Nacht die Sonne in nie geahnter Klarheit aufgegangen. Der erſte wolkenloſe Tag ihres Lebens ſchien ihr ein endloſer; die freundlichen Engel, welche an die Stelle der hinter ihr verſchwundenen Larve getreten waren, zeigten ihr der blumenreichen Füllhörner ſo viele: wie konnte die mit Welt und Leben Unbekannte das Entflattern der leichtbeſchwingten Freudenbringer fürchten?

Sie fürchtete es nicht, denn ſie ſah die düſtern Blicke nicht, mit welchen die Augen ihres Gemahls ſie verfolgten, wenn ſie am Arm des bezauberten Kroatiers durch die bunten Tanzreihen flog. Sie hörte, ermattet von den Vergnügungen des Tages, ihre Nächte ſanft durchſchlummernd, die Seufzer nicht, die ſich aus dem Buſen ihres gequälten Gatten ran=

gen, deſſen Seele ſich eine unausſprechliche Bekümmerniß bemächtigte. Die blindeſte Eiferſucht folterte ihn, aber ſeines Schmerzes ſich ſchämend, ſuchte er dieſen vor Leonidens Augen zu verbergen, welche, mit ihren liebgewonnenen Erheiterungen beſchäftigt, die trübe Stimmung des Grafen nicht ahnte.

Ein Tag verfloß nach dem andern, und einer nach dem andern öffnete dem Unglücklichen neue reiche Sorgenquellen. Oft beſchloß er durch eine ſchnelle Abreiſe ſeine Marter zu enden und das ihn beunruhigende Verhältniß Leonidens mit dem gefährlichen Huſaren abzubrechen; aber noch fühlte er ſich unfähig, ſeiner ihm ſelbſt zuweilen in lächerlichem Lichte erſcheinenden Eiferſucht Worte zu geben, und verfiel endlich auf den Gedanken, Leonidens geheimnißvolle Furcht vor allen Mitgliedern der katholiſchen Kirche zu benutzen, um ihr den Grafen Daniellowich verdächtig zu machen. Und in der That ſchien ſeine Liſt von dem gewünſchten Erfolge begleitet zu werden; Leonide erſchrak heftig, als der Graf einſt die Bemerkung hinwarf, daß jener junge Mann einem Volke angehöre, welches durch die ſtarrſte Anhänglichkeit an den römiſchen Stuhl ausgezeichnet ſei; ſie zog ſich zur faſt laut hervorbrechenden Freude ihres Gemahls bei der nächſten Begegnung des jungen Fremden mit ſichtbarer Scheu von ihm zurück; aber noch an demſelben Tage erfuhr ſie zufällig, daß der Rittmeiſter nicht der katholiſchen, ſondern der griechiſchen Kirche zugethan ſei. Freudig berichtigte ſie nach ihrer Zuhauſekunft ihren Gemahl über ſeinen Irrthum und weckte die Flamme der Eiferſucht desſelben ſo gewaltig, daß ſie undämpfbar hervorbrach und der erſchreckenden jungen Frau gleich einem furchterregenden Meteor erſchien. Der Graf hatte die Kraft verloren, ſich ſelbſt zu beherrſchen; er hatte vergeſſen, daß ſeine leidenſchaftliche Erregung in beſonnenern Augenblicken ihm ſelbſt lächerlich erſchienen war; er erwog nicht, daß die Bloßgebung derſelben die Achtung ſchmälern könne, auf welche er die Liebe ſeiner Gemahlin begründet zu haben ſich bewußt war. Rückſichtslos ſprach er den Argwohn aus, welcher Leoniden um ſo tiefer verletzen mußte, je weniger ſie ſich ſelbſt das Zeugniß verſagen konnte, nur dem von ihrem Gatten ſelbſt geweckten Hange nach harmloſen Vergnügungen, aber keiner unedeln Neigung ſich hingegeben zu haben. Ohne ein Wort der Erwiderung, ja ſelbſt ohne eine Thräne, aber mit feſt und immer feſter ſich verſchließendem Herzen hörte ſie die Vorwürfe an, mit welchen der Graf ſie beſtürmte, und als er, durch ihr Schweigen zu noch ungemeſſenern Ergüſſen ſeines empörten Gefühls hingeriſſen, ihr ankündigte, daß er beſchloſſen habe, ſeine Ehre um jeden Preis ſicherzuſtellen; als er ihr befahl, ſich zur Abreiſe auf morgen mit dem früheſten fertig zu halten, und dennoch keine weitere Regung als ein leiſes Zucken in ihrem Geſichte bemerkte, da bemeiſterte ſich ein Gemiſch von Zorn und Schmerz ſeiner Beſonnenheit völlig. „Geliebt haſt Du mich nie!“ rief er glühend, „und ein Thor war ich, an Deine Liebe zu glauben, für deren Daſein ich keine einzige Bürgſchaft beſaß. Der erſte und ſprechendſte Zeuge der Liebe iſt das Vertrauen — wann haſt Du mir vertraut? — Auf Deiner Vergangenheit ruht ein undurchdringlicher Schleier; meine Liebe für Dich hat Dein Geheimniß geehrt; von der Deinigen hab' ich die Enthüllung der Räthſel erwarten wollen, die ich zu fodern berechtigt war, als ich meine Hand in die Deinige legte. Du haſt die Zartheit nicht erkannt oder nicht beachtet, mit welcher ich die Löſung Deiner Räthſel lediglich Deiner Liebe verdanken wollte. Wohlan, ſo bediene ich mich denn des Rechts, welches das Geſetz mir darbietet, und frage Dich: was iſt's, das Du mir verheimlicht haſt? Fürchte nicht, mich niederzuſchmettern durch Dein Geſtändniß; ich bin, ſeit ich Gelegenheit gehabt habe, Dich genauer zu beobachten, auf die Entdeckung meiner Entwürdigung gefaßt. Sprich alſo!"

Da hob die Gräfin, welche bisher ohne aufzuaufzublicken vor ſich niedergeſtarrt hatte, ihr Haupt mit dem Ausdrucke eines unbeſchreiblichen Stolzes empor und ſprach: „Saint Hilaire, bis zu dieſem Augenblicke hab' ich den Engel in Dir angebetet, jetzt biſt Du mir zum Menſchen geworden. Ich beklage Dich und mich! Liegt Dir aber etwas an der Erhaltung Deines Kindes, ſo höre auf mich langſam zu tödten. Erfahre, was ich zum Angebinde für Dich an Deinem Geburtstage beſtimmt hatte, die Nachricht, daß ich Mutter bin."

Sie wandte ſich langſam um und verließ mit Hoheit in ihren Bewegungen das Zimmer.

Verſteinert haftete das Auge des Grafen auf der hinter der Verſchwundenen zugedrückten Thüre. Wie bis zu dieſem Moment der Ungeſtüm ſeiner Leidenſchaft ihn der Beſinnung beraubt hatte, ſo drückte jetzt der Schrecken ſein Denkvermögen nieder. „Mutter? Mutter?“ lallte er wie ein Trunkener vor ſich hin, und dieſes Zauberwort ſchwang plötzlich ſeine Seele aus der Tiefe ihrer Gramverſunkenheit zu einer faſt ſchwindelnden Höhe unausſprechlicher Seligkeiten empor. „Leonide iſt Mutter!“ jubelte er, und vergeſſend, wie ſie ſich von ihm entfernt hatte, ſtürmte er ihr nach. Aber die Thüre, welche zu ihren Gemächern führte, war verriegelt. Vergebens bat er um deren Oeffnung; Leonide hörte ihn nicht, oder wollte ihn nicht hören. Nach langem fruchtloſen Harren und Bitten mußte er ſich endlich entſchließen, im bitterſten Zorn gegen ſich ſelber, nach ſeinem Zimmer zurückzukehren.

Drei Viertel der Nacht verſeufzte der Graf unter Entwürfen, Leoniden, die jetzt doppelt geliebte Gattin, die beleidigte, von ſeiner blinden, unverzeihlichen Eiferſucht gekränkte Mutter ſeines Kindes, zu verſöhnen. Als er erwachte, meldete ihm ſein Kammerdiener, die Frau Gräfin ſei zu der befohlenen Abreiſe bereit. In eiliger Haſt kleidete ſich der Graf an, flog hinüber zu Leoniden und fand ſie reiſefertig; reuig faßte er ihre Hand, umſchlang ſie zärtlich und bat ſie, ſeiner geſtrigen Unart nicht mehr eingedenk zu ſein. „Muß ich denn, um Deine Verzeihung zu erhalten, Dir geſtehen, meine Leonide, daß ich berauſcht war, als ich mich vermaß Dich zu beleidigen?“ flehte er mit geſenktem Blicke. „O, wende Dich nicht ab von mir,“ ſetzte er hinzu, als ſie, von einem Schauer ergriffen, ſich ſeitwärts kehrte. „Als ich Dich, meine Leonide, ſo freundlich, ſo mild, ja, wie es mir ſchien in meiner Verblendung, ſo gern auf die Schmeichelworte des verführeriſchen Ausländers hören und antworten ſah, da faßte mich ein noch nie gekannter Dämon an. Um mich zu betäuben, trank ich ein Glas nach dem andern; ich wollte meiner Thorheit entfliehen und entfloh meinem guten Engel! O, vergiß was ich geſprochen habe in meinem Wahnſinn, in meinem doppelten Rauſche! Ich weiß es ja, daß Du mich liebſt!“

Faſt unmerklich ſchüttelte Leonide das geſenkte Haupt, drückte dann, wie plötzlich von einem quälenden Gedanken ergriffen, die Hände auf ihr bleiches Geſicht und rief: „Ha, wie vermocht' ich auch den Gedanken an ein Glück feſtzuhalten! Wie kann die Meineidige ein Glück auf Erden und im Himmel hoffen!“

Ehe der erſchütterte Graf ſich zu ermannen und zu reden vermochte, hatten Leonidens Züge ihr kaltes ernſtes Gepräge wieder angenommen. „Du haſt mir geſtern geboten, Saint Hilaire, mich reiſefertig zu halten,“ ſprach ſie ruhig; „ich erwarte Deine fernern Befehle.“

Glühende Thränen ſtürzten aus den Augen des Grafen. Er bedeckte Leonidens Hände mit Küſſen und beſchwor ſie, des Aufbrauſens ſeiner Leidenſchaft, ſeines geſtrigen bewußtloſen Zuſtandes nicht mehr zu gedenken. „Willſt Du reiſen, ſo befiehl,“ rief er; „willſt Du hier verweilen, ſo gebiete! O Gott, was könnt' ich gegen Deinen Wunſch wollen?“

„Nun, ſo bleib' es denn bei Deiner Verfügung," ſprach die Gräfin; „Du biſt ja nur meinetwillen hier, und meine Brunnenkur hat der Arzt, wie Du weißt, ſchon ſeit einigen Tagen für beendet erklärt. — Wohin wirſt Du reiſen? etwa wieder zurück nach Chateaugris?"

„Dahin nur dann, wenn wir müſſen, um die Erbrechte unſers Kindes auf die Herrſchaft Chateaugris zu ſichern," erwiderte der Graf. „Es iſt nämlich Geſetz, daß der Erbe dieſer Lehnsherrſchaft ein geborener Franzoſe ſei. Deshalb iſt es alſo nothwendig, daß wir einige Zeit vor Deiner bevorſtehenden Entbindung nach Frankreich zurückkehren; doch wollen wir die uns bis dahin noch übrige Zeit ganz nach Deinen frühern Wünſchen anwenden. — Nicht wahr, meine Leonide, Du willſt den Winter in Dresden zubringen?"

Die Gräfin verneigte ſich ſchweigend.

„Nun, meine Theuere, Geliebte," fuhr der Graf fort, „und was unſere Abreiſe betrifft, ſo dächt' ich, wir verſchöben ſie noch einen Tag; es iſt doch nöthig, Abſchied von wohlwollenden Bekannten zu nehmen? Iſt es Dir gefällig, ſo fahren wir heute gegen Mittag vor bei ihnen."

„Du ſollſt mich fertig finden," erwiderte die Gräfin, ſich wie vorhin etwas verneigend.

Der Graf ſchloß ſie noch einmal in den Arm; ſie duldete die Ergüſſe ſeiner Zärtlichkeit, ohne ſie zu erwidern. Er verließ ſie endlich, ermuthigt von ſeiner Hoffnung, durch Vermeidung jeder Aufwallung die geſtrige Scene allmälig aus ihrer Erinnerung zu tilgen, und fand ſie um die beſtimmte Zeit zur Ablegung der Abſchiedsbeſuche gekleidet. Ueberall bedauerte man die Trennung von dem liebenswürdigen Paare und wünſchte der Gräfin einen glücklichen Erfolg der Kur, welche, nach ihrer heutigen Bläſſe zu ſchließen, bis jetzt noch wirkungslos geweſen war.

Den Grafen Daniellowich ſah weder der Graf noch die Gräfin wieder, und am folgenden Morgen ſchmetterte das fröhliche Poſthorn vor der Thür ihrer Wohnung, die Stunde der Abfahrt verkündend.

Sechstes Capitel.

Wähnt das Herz noch nicht geſund,
Wenn's nicht blutet, hart getroffen;
Es iſt oft im Innern wund
Und die Narbe doch nicht offen.

Trefft es nicht mit Blick und Wort,
Wie ſein Mal auch ſich verkleinert;
Wenn's nicht blutet — es verdorrt —
Es vertrocknet — es verſteinert.

• — •

Der Graf verdoppelte während der Reiſe ſeine Aufmerkſamkeiten für Leoniden, welche jede Aeußerung derſelben nicht unfreundlich, aber mit dem kalten ruhigen Gleichmuth ſtarrer Unempfindlichkeit aufnahm; ihre Bläſſe nahm zu, und mit Schrecken bemerkte der Graf, daß von Zeit zu Zeit, beſonders während ſeiner Beſtrebungen, ſie durch zärtliche Vorſorglichkeit zu gewinnen, ein verzerrendes Muskelzucken ihr

Geſicht überfliege. Kaum in Dresden angekommen, war es ſeine erſte Sorge, einen Arzt von hohem Ruf über den Zuſtand der Gräfin zu Rathe zu ziehen. Der Arzt prüfte denſelben und beruhigte den bekümmerten Gatten durch die beſtimmte Verſicherung, daß dieſe krankhafte Erſcheinung nur Folge der gegenwärtigen Umſtände ſeiner Gemahlin ſei, und daß ihre Entbindung unbedingt die Verſtimmung ihrer Seele wieder heilen werde.

Der Graf verſäumte nichts, was zur Erheiterung der geliebten Patientin beitragen konnte, obgleich es ſchwer war, ihren Wünſchen zu begegnen, indem ſie nie ein Verlangen äußerte, ſich aber mit einer ihn unſäglich peinigenden Art von Unterwürfigkeit in jeden ſeiner Vorſchläge fügte. Er kannte Leonidens Leidenſchaftlichkeit für Gegenſtände der Kunſt und hatte kaum in Erfahrung gebracht, daß die Erben eines kürzlich verſtorbenen Kunſtfreundes deſſen reiche Gemäldeſammlung zum Verkauf und deshalb zur Schau geſtellt hatten, als er ſich auch ſchon entſchloß, ſeine Gemahlin zu der Ausſtellung zu führen und ſie zu bitten, einige Gemälde nach ihrem

Geſchmacke auszuwählen. Leonide fügte ſich mit ihrer gewöhnten Bereitwilligkeit, doch ohne ein Zeichen ihrer Theilnahme zu geben, in den Wunſch ihres Gemahls, und Beide traten den Weg nach der Altſtadt an.

Bald überzeugte ſich der Graf, daß der Ruf den Werth dieſer Gemäldeſammlung bei weitem überſchätzt habe; von wahrhaft großen Meiſtern befand ſich kein Stück in derſelben, und auch Leonide ging flüchtig an den bunten Wänden vorüber. Auf einmal blieb ſie ſtehen; der Graf fühlte ſie an ſeinem Arme beben, folgte mit ſeinem Auge dem ihrigen, welches feſt an einem großen, ziemlich gelungenen Bilde hing, und ſchrak heftig zuſammen, als ſie mit krampfartig gepreßter Stimme rief: „Jeſus, das iſt mein Vater!“

„Wo?“ fragte der Graf; aber ſie antwortete nicht, ſondern ſchritt, gewaltſam ſich bezwingend, vorüber und blieb vor einem andern Bilde ſtehen, während ihr Gemahl unter den mannichfaltigen Figuren, welche der Künſtler recht geſchickt auf jenem Gemälde gruppirt hatte, vergebens eine Geſtalt ſuchte, die an ſeinen verſtorbenen Schwiegervater zu erinnern vermochte; er fand in keiner derſelben eine Spur von Aehnlichkeit mit jenem Todten. Indeß war das Bild ihm intereſſant geworden, er ſchlug deſſen Nummer im Katalog auf und fand, daß es die Bilderſtürmerei in der Kathedrale von Gröningen vorſtelle. Gewohnt, jede Gelegenheit zu benutzen, ſich Leoniden freundlich zu nähern, rief er ſie auch jetzt wieder zurück, um ſie mit dem hiſtoriſchen Intereſſe bekannt zu machen, welches dieſes Stück vor allen andern auszeichnete. Schweigend, doch nicht ohne ſichtbaren Antheil hörte Leonide ihm zu, während ſie mit ununterbrochenem leiſen Zittern das Bild betrachtete. War ſie auch gleich gezwungen, die einzelnen Figuren verzeichnet zu nennen, ſo blieb dennoch das Ganze eine anziehende Darſtellung und gewann hauptſächlich durch die recht gewandte Vertheilung von Licht und Schatten. Im Hintergrunde tummelte ſich im bunten Gewühl ein Volkshaufen, welcher die an Schnitzwerken reiche Orgel zerſtörte; zur rechten Hand zertrümmerte eine andere Gruppe ein Heiligenbild; links ſtand ein Beichtſtuhl noch unverſehrt, und ganz in der Mitte des Vordergrundes war eine einzelne Geſtalt beſchäftigt, das bemalte Täfelwerk aus einem Altare loszubrechen.

„Du wurdeſt vorhin durch den Anblick dieſes Bildes an Deinen Vater erinnert, liebe Leonide,“ hob der Graf an, indem ſie noch immer im Hinſtarren auf das Bild verloren daſtand; „ich begreife nicht, wie Du in den Zügen einer dieſer Geſtalten Aehnlichkeit mit ihm haſt finden können.“

Leonide antwortete nicht; ihr Gemahl fühlte aber ihre Hand in der ſeinigen zucken und führte ſie, das begonnene Geſpräch abbrechend, weiter.

Bald waren Beide am Ziele ihrer Schau; Leonide ſtimmte ihrem Gemahl bei, als er ihr ſeine Meinung mittheilte, daß keines dieſer Gemälde ein eigentliches Kunſtwerk und des Ankaufs würdig ſei, und verließ an ſeiner Hand die Galerie.

Einige Tage ſpäter wandte ſich in einer Geſellſchaft, an welcher der Graf mit ſeiner Gemahlin Theil nahm, das Geſpräch auf die herrliche Muſik, welche der Feierlichkeit des Gottesdienſtes in der katholiſchen Kirche ſchon damals einen weitverbreiteten

Ruf verliehen hatte und neben der Gemäldegalerie und dem grünen Gewölbe zu Dresdens Merkwürdigkeiten gezählt wurde. Angezogen von dieſem Gegenſtande des Geſprächs, hörte Leonide demſelben mit einer Theilnahme zu, welche ihren Kunſtſinn verrieth; aber je ſprechender ſie dieſen an den Tag gelegt hatte, je lauter äußerte ſich das allgemeine Erſtaunen, als man erfuhr, daß ſie bereits zwei Monate in Dresden ſei, ohne dieſe Muſik gehört haben. Die Blicke der ganzen Geſellſchaft klagten deutlich den Grafen an, deſſen Mangel an Sinn für das Schöne augenſcheinlich ſeine Gemahlin des köſtlichſten Genuſſes beraubt haben müſſe, und verlegen um eine Ausflucht erklärte der Graf endlich, daß Leonidens überzarte Nervenſtimmung ihm verbiete, ſie einer ſolchen Erſchütterung auszuſetzen. Die Gräfin widerſprach ihm nicht.

Sinnend ſaß Leonide, in die Einſamkeit ihres Zimmers zurückgekehrt, neben ihrem Gemahl, als dieſer, ſich des Geſprächs entſinnend, welches ihn in der heutigen Geſellſchaft zum Gegenſtande des allgemeinen Vorwurfs gemacht hatte, ſeine Verwunderung äußerte, daß ſeine Gemahlin heute ohne Zeichen der Furcht, ja ſogar mit einem gewiſſen Antheil von der gottesdienſtlichen Feier in einer katholiſchen Kirche geſprochen habe.

„Ich fürchte nichts mehr!“ antwortete Leonide, ohne irgend einen Ausdruck weder in ihre Stimme noch in ihre Miene zu legen; aber grade dieſe Tonloſigkeit war es, welche die Seele des Grafen mit entſetzlicher Gewalt ergriff. Er bezwang ſich indeß und ſprach ſo leicht hingeworfen, als er es vermochte.

„So würdeſt Du alſo gern dieſe Muſik hören?“

„Wenn Du es befiehlſt, ſo werde ich Dich begleiten,“ antwortete die Gräfin mit ihrem gewohnten Gleichmuth. — Der Graf nahm, niedergedrückt von der Schmerzlichkeit ſeines Gefühls, ein Buch vom Tiſche und ſchien zu leſen, während unter den Thränen, in welchen ſeine Augen ſchwammen, die Buchſtaben ihm zu unerkennbaren Hieroglyphen zuſammenfloſſen.

Der Sonntag kam; auf eine leiſe Erinnerung ihres Gemahls kleidete Leonide ſich früher als gewöhnlich an und begleitete ihn in die katholiſche Kirche.

Wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, ſchauerte die Gräſin zuſammen, als ſie, dem Hochaltare gegenüber, die Schwelle des Tempels betrat. Der Graf ſuchte vergebens einen Sitz für ſie; alle öffentlichen Stühle waren beſetzt, und das hinter ihnen wogende Gedränge ſchob die beiden Fremden vorwärts. Ohne Wahl des Platzes führte der Graf ſeine ſchwankende Gemahlin in den Raum zur rechten Hand der Bankreihen und hielt, um ſie zu unterſtützen, ihren Arm feſt umſchlungen.

Jetzt begann der Wohllaut der Töne von der Höhe des Chors im Rücken der Verſammlung herabzuwogen. Eine neue Welt ging Leonidens entzückten Sinnen auf; von nie empfundener Begeiſterung emporgeſchwungen über ihr irdiſches Sorgen und Sehnen, vergaß ſie das Beben ihrer Knie und umklammerte, ihrer unbewußt, den Arm des Grafen, während ihr Haupt an ſeiner Schulter einen Ruhepunkt ſuchte. So ſtand ſie, in Verzückung verloren, da, und mit dem freudigen Gefühl eines Seligen blickte ihr Gemahl, den eine ſolche Innigkeit ihrer Annäherung ſeit langer Zeit nicht beglückt hatte, nieder zu ihr.

In dieſem Augenblicke fuhr zwiſchen den Häuptern des vereinigten Gattenpaars ein ungeheuerer metallener Stockknopf hinterrücks mitten durch und ließ ſich zur unſanften Berührung auf Leonidens Schulter nieder.

„Jeſus!“ ſchrie die Gräfin auf und ſank, von Krampfe gefaßt, in die Knie. Erſchrocken fing ihr Gemahl, unterſtützt von einem neben ihr ſtehenden Unbekannten, ſie auf.

„Liebeleien gehören hier nicht her,“ murmelte, zwar flüſternd, aber dennoch ſehr vernehmbar, eine brummende Stimme hinter dem Grafen. Er ſah ſich um und erblickte einen langen hagern Mann, vom Kopf bis zum Fuße in citronengelbe Livrée gekleidet, die Hand mit einem faſt drei Ellen langen ſpaniſchen Rohr bewehrt.

„Die Frauenzimmer gehören auf die andere Seite!“ brummte der citronengelbe Diener der Kirchenpolizei mit drohender Miene.

„Es iſt meine Frau, und ſie iſt krank,“ antwortete der Graf leiſe.

„So mag ſie ſich ſetzen!“ antwortete der Kirchendiener.

„Es iſt nirgends ein Platz leer,“ erwiderte der Graf.

„So mag ſie zu Hauſe gehen, wenn ſie keinen Sitz mehr findet,“ gab jener mit ungeduldigerm Tone zur Antwort. „Fort muß ſie von hier und das auf der Stelle. Machen Sie Anſtalt.“

„Mein Herr,“ ſprach der Fremde, ein bejahrter Mann, welcher Leoniden während des kurzen Geſprächs unterſtützt hatte, das der Graf mit dem Kirchendiener zu führen gezwungen war, „Sie ſcheinen unbekannt mit den hieſigen, einen Fremden freilich ſehr häufig verletzenden Einrichtungen zu ſein, welche den Zweck haben, die Andacht der wenigen Katholiken dieſer Stadt vor Störungen Seitens der eigentlichen Zuſchauer dieſer Feierlichkeit ſicherzuſtellen. Ich ſelbſt bin als Proteſtant ein ſolcher und, ich geſtehe es Ihnen, zu empört von der Behandlung, welche dieſe Dame eben erfahren hat, um heute noch einen Genuß hier finden zu können. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen beiſtehe, Ihre erſchütterte Gemahlin herauszubegleiten.“

Dankbar nahm der Graf das Erbieten des Fremden an, welcher mit menſchenfreundlicher Vorſorglichkeit einen Miethswagen beſorgte und zum Beiſtand des Grafen ihn nebſt Leoniden nach deſſen Wohnung begleitete.

Die Gräfin kam heftig erkrankt hier an; der Arzt, welchen der Unbekannte als ſeinen Hausarzt und einen ſehr erfahrenen Mann empfahl und berief, fürchtete die Zerſtörung der Hoffnung der jungen Mutter; endlich gelang es ihm jedoch, ſeine Beſorgniß für gehoben erklären zu können. Leonide genaß.

Der menſchenfreundliche Fremde, welcher ſich Leoniden am Tage ihrer Gefahr ſo hülfreich erwieſen hatte, fuhr im Laufe ihrer Krankheit fort, vereint mit ſeiner Gattin, einer ehrwürdigen Matrone, dem ausheimiſchen Paare fortdauernd Beweiſe inniger Theilnahme zu geben. Er war ein in der Gegend von Meißen begüterter Edelmann und Uechtleben ſein Name. Der Umgang mit dieſer Familie, welche außer den beiden alten Leuten nur aus zwei kleinen Enkeln und deren Erzieherin, einer jungen liebenswürdigen Schweizerin, beſtand, war von jetzt an der einzige, auf welchen ſich Leonide und folglich auch ihr Gemahl beſchränkte. Jene fühlte ſich hauptſächlich von der jungen Gouvernante angezogen, während der Graf ſich lebhaft für die beiden, früh älternlos gewordenen Enkel ſeines Freundes, zwei vielverſprechende Knaben von drei und vier Jahren, intereſſirte. Wie jungen Männern, welche zum erſten Mal durch Vaterhoffnungen beglückt ſind, häufig die Erziehung der neuen Weltbürger den Lieblingsſtoff zu ihren Unterhaltungen zu liefern pflegt, ſo war auch der Graf in keinem Geſpräche eifriger, als wenn er ſeine Grundſätze über Kindererziehung geltend machen oder die vorgefaßten auch wol berichtigen konnte.

„Ich kann über dieſen Punkt nicht mitreden,“ erwiderte Herr von Uechtleben, als der Graf ihn einſt in ein Geſpräch über dieſen Gegenſtand zu verwickeln ſtrebte. „Als mein einziger Sohn der Erziehung bedurfte, da focht ich im ſiebenjährigen Kriege wider die Preußen, und meiner Frau fiel das ſchwere Werk allein zur Laſt. Jetzt bin ich zu alt, das verſäumte Studium zu beginnen; aber ich kann Ihnen Jemand empfehlen, der über dieſen Gegenſtand wenigſtens ſehr gut ſpricht; es iſt der Verlobte der Erzieherin meiner Enkel, ein junger Unterlehrer an einer der hieſigen höhern Schulen, welchem ich, ſobald er ſich ſeiner Abſicht gemäß anſäſſig gemacht haben wird, mit Freuden die beiden Knaben übergeben würde, wenn meine gute Frau ſich in ſeine Anſichten zu finden vermöchte. Er verlangt nämlich, daß die jungen Leute, ohne eine Ahnung von ihrem Geburtsrange zu haben und nur durch ihren Vornamen von einander unterſchieden, ganz naturgemäß erzogen werden; er fodert, daß die Väter und Mütter der Kleinen, deren Bildung er übernimmt, ihre Kinder nur beſuchsweiſe und nur unter ſeiner Aufſicht ſehen, ihnen nur ſolche Geſchenke, welche er gebilligt hat, verabreichen und weder durch Worte noch durch den Glanz ihrer Kleidung und die Zahl ihres Gefolges den Kindern ihren Rang und ihren Reichthum verrathen. Ja, wär' es thunlich, ſo würde er nur Waiſen in ſeine Obhut nehmen, um gewiß zu ſein, daß die zärtliche Schwäche der Aeltern der guten Wirkung ſeiner Bemühungen nicht entgegenarbeite."

Der Graf war neugierig, dieſen originellen Pädagogen kennen zu lernen. Herr von Uechtleben ließ ihn einladen, aber Herr Ulrich, ſo hieß dieſer Erziehungskundige, war durch eine leichte äußerliche Krankheit auszugehen verhindert und blieb es die beiden Monate hindurch, welche der Graf noch in Dresden zubrachte. Im Laufe dieſer Zeit hatte das Uechtleben'ſche Ehepaar mehr als einmal Gelegenheit die Spannung wahrzunehmen, welche die junge liebenswürdige Gräfin ſo ſichtbar von ihrem Gemahl ſchied, und die theilnehmende Matrone, Leoniden mütterlich zugeneigt, machte einſt, nachdem ſie kurz zuvor den Schmerz des Grafen in ſeinem Auge ſchwimmen geſehen hatte, die Rechte der Erfahrung, des Alters und ihrer Freundſchaft für Leoniden geltend, um ſie auf die Schwere ſolcher von ihr erpreßten Thränen aufmerkſam zu machen.

Leonidens Puls ſchlug, die Matrone erſchreckend in der Hand, welche dieſe liebevoll gefaßt hatte. „Ich weiß es,“ erwiderte nach einer Pauſe die Unglückliche, „ſolche Thränen fallen ſchwer und heiß auf das Gewiſſen; aber ich bin ihrer gewohnt; ich habe gewichtigere Thränen fallen ſehen und — erpreßt. Es iſt nicht meine Beſtimmung, zu beglücken.“

„Ja, das iſt ihre Beſtimmung!“ rief Frau von Uechtleben mit ſchönem Eifer; „und leicht muß es Ihnen werden, dieſe Beſtimmung zu erfüllen. Ihr Gemahl liebt Sie unausſprechlich; ein freundliches Entgegenkommen, ein vertrauendes Erwidern ſeiner —“

„Vertrauen?“ fiel ihr Leonide ins Wort; „Vertrauen? Ich bin ſeit meinen frühſten Kinderjahren entwöhnt, mein Herz einem Herzen aufzuſchließen. Drei Menſchen hat es auf Erden gegeben, deren Blicke meine Seele zu öffnen verſtanden: der eine war Saint Hilaire, der zweite — Sie!“ Mit dieſen Worten ſank Leonide, in Thränen ausbrechend, auf die Hand der Matrone nieder, welche, vor tiefer Bewegung unfähig zu reden, das jammerreiche junge Weib in ihren Armen emporrichtete.

„Ich danke Ihnen für Ihr Mitleid,“ ſprach Leonide mit ſchwach wieder befeſtigtem Tone. „Wenn das Unglück des Mitleids würdig macht, ſo haben Sie das Ihrige an keine Unwürdige verſchwendet.

Mein Leiden, mein Zweifel an menſchlicher Liebe, meine Furcht vor menſchlichem Haſſe ſind ſo alt als meine Erinnerung. Kinderſeelen ſollte man früh üben, ſich faltenlos und klar dem Auge darzuſtellen; meine frühſte Uebung war aber die Kunſt der Täuſchung, und wenn andern Menſchen, auch den Verdorbenſten, der Rückblick auf ihre Jugend dem Blicke in das Paradies vergleichbar dünkt — ich kenne ein ſolches Paradies nicht! Einer Wüſte gleich liegt mein Leben hinter mir; einer Wüſte, deren Freuden ein mühſam aufgefundener und verſtohlen genoſſener Waſſertropfen und das ſchauerliche Entzücken waren, vom glühenden Hauche des Sirocco nicht verſtäubt worden zu ſein. Und wie meine Erinnerungen, ſo bieten auch meine Hoffnungen mir nichts, denn ich glaube an Vergeltung nach dem Tode! Wär' ich ſo glücklich, Vernichtung glauben zu können, ewigen traumloſen Schlaf im Grabe, ich würde mit Wolluſt dem Augenblicke entgegenſehen, in welchem ich der Erde entfliehen werde, indem ich meinem Kinde ſein trauriges Daſein gebe. — Ich habe beſchloſſen, die wenigen Monate, welche ich noch übrig habe, mich für Sie, ehrwürdige Frau, zu beſchäftigen. Wie ich Ihnen vertraue, das ſoll mein Vermächtniß Ihnen beweiſen; Sie ſollen nach meinem Tode einen Blick in mein Leben werfen dürfen!“

„Getroſt, liebes liebes Kind,“ ſprach die Matrone unter Thränen, „der gefürchtete Augenblick wird glücklich vorübergehen. Sie werden Ihrem Kinde das Leben geben, ohne das Ihrige zu verlieren.“

„Wähnen Sie, daß es dieſes Troſtes bedürfe?“ fragte die Gräfin. „Ich fürchte den Tod nicht; ich erſehne ihn aber auch nicht. Das Grab in der Erde iſt mir ebenſo gleichgültig, als es die Grabesluft über der Erde mir iſt. Ein Daſein, reich an Leid, endet; ein zweites, den erſtern gleiches beginnt, muß beginnen, oder Urſachen hören auf Wirkungen zu erzeugen. Es gab eine Zeit, da ich mich dem Wahne überließ, ich könne glücklich werden hier und droben! Saint Hilarie war es, der mich dieſen Wahn feſthalten lehrte — und Saint Hilaire war's, der mich ihm entriſſen hat.“

Die Wehmuth der alten Frau von Uechtleben war nicht tief genug, um all' ihre Gefühlskräfte zu beſchäftigen. Leonide hatte vorhin von einem Dritten geredet, der ihr Vertrauen beſeſſen, und neben dem Mitleid der alten Dame fing an etwas Neugier ſich zu regen. Sie forſchte behutſam nach jenem Dritten. Mit einem prüfenden, faſt mistrauiſchen Blick ſtarrte die Gräfin ihrer mütterlichen Freundin ins Geſicht, ſtand dann ſchweigend auf, bemerkte, daß es ſchon ſpät ſei, empfahl ſich, und Frau von Uechtleben hatte die Gelegenheit, vermittelnd zwiſchen beide Gatten zu treten, auf immer verloren.

Kurze Zeit darauf erlaubten Jahreszeit und Landſtraßen dem jungen Paare die dringend nothwendig gewordene Rückreiſe nach Frankreich anzutreten, denn die Zeit der Entbindung der jungen Gräfin war nicht mehr fern.

Siebentes Capitel.

Tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Kinderjahre
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Schiller.

Weniger hoffnungslos als ſeine liebenswürdige Gemahlin trat der Graf an ihrer Seite ſeinen Rückweg an nach Frankreich; ihn hatte die Verſicherung des Arztes, daß Leonidens, ihn und ſie ſelbſt marternde Stimmung nur Folge ihres gegenwärtigen Zuſtandes ſei und ſich ſpurlos verlieren werde, ſobald ſie den Moment der Entbindung überſtanden habe, mit der zuverſichtlichen Hoffnung auf die Wiederkehr ſeines entſchwundenen Eheglücks erfüllt, und ſein Blick in die ſchönere Zukunft glitt leicht und froh über die ſcharfen Ecken der Gegenwart hinweg.

Die Jahreszeit war noch nicht weit genug vorgeſchritten, um die Gebirgswege der Schweiz fahrbar gemacht zu haben; die Reiſenden waren daher veranlaßt, ihren Weg durch die zauberiſchen Gegenden des Oberrheins, des Elſaß und der Franche Comté zu nehmen. Täglich von Neuem ſuchte der Graf ein Zeichen des Entzückens über den Anblick dieſer mit unausſprechlichem Reiz geſchmückten Fluren in in dem Antlitz ſeiner Gemahlin; aber gleich dem Auge eines Cretins hing das ihrige fühllos an dem Schmuck der verjüngten Erde.

Endlich breitete das Drômethal, wunderbar ebenſo richtig mit dem rührenden Reiz eines engelſchönen ſchlafenden Kindes als mit der ſchauerlichen Majeſtät eines ehrfurchtgebietenden, im Königsſchmucke prangenden Greiſes vergleichbar, zu den Füßen des heimkehrenden Paares, gleichſam ihm huldigend, ſich aus. Des Grafen Auge funkelte freudig, ſein Geſicht glühte, und ſein hüpfendes Blut begrüßte immer entzückter die geliebte Wiege des Lebens. Einen ſchmerzlichen Seufzer in ſeiner Geburt erſtickend, ſah Leonide verſtohlen zu ihrem Gemahl hinüber, und in ihrem Blick war die beinah verwunderungsvolle Frage zu leſen: „Alſo Du biſt der Freuden noch fähig?“

Und als hätte er dieſe ſtumme Frage ihrer gedrückten Seele vernommen; als hätte ein feindſeliger Dämon ihr den geheimen Gedanken abgelauſcht und beeile ſich nun, den Quell ihrer ſtillen Verwurfs, die Freude des Grafen über den Wiederanblick ſeines Jugendlandes, zu zerſtören, ſo ſah Leonide plötzlich die freudige Glut von dem Geſichte ihres Gemahls verſchwinden und die Heiterkeit ſeiner Züge ſich in tiefen ſorgenvollen Ernſt umwandeln. Dieſe plötzliche Umgeſtaltung ergriff die Beobachterin ſo heftig, daß ſie, unwillkürlich der Trübe ihrer eignen Mißſtimmung entriſſen, ſich der Mitempfindung eines Schmerzes außer ihr hinneigte und mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit ausrief: „Saint Hilaire, Du verbleichſt; was geht mit Dir vor?“

Langſam wandte der Graf ſich ſeiner Gattin zu und erwiderte: „Die Ahnung eines Unglücks bewegt mich. Ich will Dir geſtehen, daß ich nicht frei von einem gewiſſen Aberglauben bin, der, ſo lange mein Geſchlecht blüht, von Vater auf Sohn herabgeerbt hat. Sieh, dort fehlt die Drömebrücke; kaum ragen die ſteinernen Trümmer ihrer Bogen noch über die Waſſerfläche hinaus. Von dieſer Brücke trägt mein Geſchlecht den Namen Pontgris; dieſe Brücke führen wir in unſerm Wappen, und ſeltſam iſt's in unſern Familienchroniken zu leſen, daß der Verfall dieſer Brücke, je nachdem der Schaden bedeutender oder geringer war, immer der Vorbote eines größern oder kleinern Unglücks geweſen iſt. Aus dieſen Wahrnehmungen hat ſich nach und nach die Sage zuſammengetragen, daß die gänzliche Zerſtörung dieſer Brücke das größte Unglück unſers Geſchlechtes, ſeinen Untergang, verkünden werde. Mein Vater, um ſo erfüllter von dieſer Beſorgniß, als ich der Einzige war, auf deſſen Leben die Erhaltung unſers Stammes beruhte, ließ etwa zehn Jahre vor ſeinem Tode das Mauerwerk dieſer Brücke durch einen berühmten Waſſerbaumeiſter prüfen, die vorgefundenen unbedeutenden Schäden ausbeſſern und weidete ſich an der mit zuverſichtlicher Beſtimmtheit ihm ertheilten Verſicherung, daß das Gemäuer dieſes Werks unverwüſtlich ſei."

„Es iſt doch befremdend," hob die Gräfin nach einer Pauſe an, „daß Dein Vater ſeiner Beſorgniß, Euer Geſchlecht könne erlöſchen, nicht durch Deine frühere Vermählung vorgebeugt hat."

„Wohl dachte er daran," erwiderte der Graf; „aber meine Verheirathung war kein leichtes Werk. Den Bedingungen, welche mein Vater machte, entſprachen wenig Mädchen. Seine Schwiegertochter ſollte Calviniſtin, von uraltem franzöſiſchen Adel und meinen Jahren angemeſſen ſein. Nach einer ſolchen ſah er ſich in der Gegend von Chateaugris vergebens um. Es war ihm aber bekannt geworden, daß ein Seitenzweig unſers Hauſes, welcher unter den Namen: Saint Hilaire de Bras de Ferre, bei Rochelle anſäſſig iſt, einige noch nicht völlig erwachſene Töchter habe; auf dieſe verwies mich mein guter Vater. Ich mußte ihm auf ſeinem Sterbebette verſprechen, dieſe Stammtöchter des Zweiges Saint Hilaire de Bras de Ferre wenigſtens zu ſehen, bevor ich mich zu einer andern Wahl entſchlöſſe. Da ſah ich Dich! Du weißt, wie meine Liebe und Deines Vaters ſchnell nahender Tod ſich vereinigten, mich mein Verſprechen vergeſſen zu laſſen."

Düſter ſah Leonide vor ſich nieder; da riß ein laut donnernder Jubel, von rauſchender Muſik und Kanonenſchlägen begleitet, ihre Augenlider plötzlich wieder auf. Dieſes Mal war das gute Volk von Chateaugris von der bevorſtehenden Ankunft ſeines geliebten Herrn und deſſen ſchöner Gemahlin unterrichtet geweſen und hatte ſich die Freude nicht verſagen wollen, den im vorigen Jahre verſäumten feierlichen Empfang der Herrſchaft jetzt mit verdoppelten Kräften nachzuholen.

Gerührt ſprang der Graf aus dem Wagen und eilte nach den erſten Erwiderungen ſeiner Bewillkommnung den Ruinen der grauen Brücke zu.

„In wenigen Wochen zerſtörten ſie die überſchwellenden Wogen," ſprach einer der Beamten. „Die Rhone hat noch weit bedeutenderes Unheil angerichtet, und alle Gebirgsflüſſe ſind ausgetreten, wie man hört. Der Schnee ſoll namentlich auf den piemonteſiſchen Bergen ungewöhnlich ſchnell geſchmolzen ſein."

„Was ſeh' ich?“ rief der Graf, freudig überraſcht; „da ſteht ja noch ein Bogen meiner Brücke.“

„Ja, allerdings!“ rief ein alter Mann, aus der Menge hervortretend; „noch iſt die alte graue Brücke nicht ganz zertrümmert! Ein Pfeiler hat den Wogen getrotzt! Ein Pfeiler ſteht noch, und den Pfeiler wird Gott erhalten, und einer nach dem andern wird ſich wieder erheben! Hoch lebe und ewig ſtehe der einzige Pfeiler von Pontgris!“

Mützen und Hüte flogen in die Höhe, und tauſend Tücher flatterten luſtig in der Luft, während das fröhliche Volk ſeinem alten Wortführer den Jubelruf nachjauchzte.

Das erſte Geſchäft des Grafen war, den in den letzten Monaten minder lebhaft als im Anfange unterhaltenen Briefwechſel mit Legrange wieder zu beleben und ihn einzuladen, den im Laufe der nächſten vier Wochen erwarteten neuen Pfeiler der alten Pontgris durch die Taufe zu weihen. Dann unterſuchte der Graf die Führung ſeines Haushaltes und fand denſelben ſo trefflich geordnet und durch außerordentliche Einnahmen ſo bedeutende Summen in der

Caſſe geſammelt, daß er ſich in den Stand geſetzt ſah, ſich vollends von dem Reſte der Schulden zu befreien, welche ſein Vater ihm zu bezahlen hinterlaſſen hatte, und ſeinen für das zweite Reiſejahr beſtimmten Geldvorrath noch außerdem ziemlich anſehnlich zu vermehren. All ſeine Hoffnungen blühten freudig und jugendkräftig wieder auf. Welch eine Fülle von Glück blühte ihm entgegen, wenn Leonide, die Mutter ſeines Kindes, wieder dieſelbe Leonide würde, welche ſie in den Roſenmonden ihrer Ehe geweſen war. Und — er wußte es gewiß — ſie mußte es werden, ſo wahr noch ein Pfeiler der uralten Pontgris, faſt gleich einem Granitblock im Meere, den Wogen getrotzt hatte, um ihm ein Bürge für den Fortbeſtand ſeines Glückes zu werden.

Legrange ließ nicht lange auf ſich warten; aber nur zu bald entdeckte ſein ſcharfer Blick das geſtörte Verhältniß beider Gatten. Der Graf vertraute ihm das Vorgefallene. Erſchrocken ſchüttelte der Geiſtliche ſein Haupt und ſchüttelte es immer zweifelhafter, je zuverſichtlicher der Graf ſeine Ueberzeugung ausſprach, mit Leonidens körperlichem Zuſtande werde ſich auch der ihrer Seele ändern.

Leiſe verſuchte es Legrange, die Gräfin in ein Geſpräch zu verwickeln, deren Gegenſtand die unglückliche Wendung war, welche ihr ſo freundlich begonnenes eheliches Verhältniß genommen hatte. Leonide brach mit düſterm Ernſt die Unterredung ab. Da glaubte Legrange ſie an ihre Pflichten, an Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter erinnern zu müſſen, der, um ſie dem Zorn ihres Vaters zu entreißen, mit grenzenloſer Liebe und mit grenzenloſem Vertrauen ſein ganzes Erdenglück in ihre Hand gelegt habe und wol einer ſorgſamern, liebevollern Pflege deſſelben verdiene. Nun antwortete endlich Leonide, aber ihre Antwort war nicht geeignet, des Freundes geſunkene Erwartung aufzurichten.

„Es ſchmerzt mich,“ ſprach ſie, „um Saint Hilaire's willen ſchmerzt es mich hauptſächlich, daß es mein Loos iſt, Diejenigen unglücklich zu machen, welche mich lieben. Doch ſteht glücklicherweiſe mein Gemahl am Ziele ſeiner Leiden; ich werde ihm ein Kind geben und von ihm ſcheiden. Sagen Sie ihm das, wenn Sie etwa in ſeinem Auftrage zu mir geredet haben. Gabe für Gabe! Verſtehen Sie mich? Einen neuen Pfeiler zur Stütze von Pontgris für die Schätze, die er mir in den Schoos warf, und die ich nicht mit mir nehmen werde in mein nahes Grab."

„Leonide!" rief der Geiſtliche im Tone des väterlichen Seelſorgers, aber die Gräfin wandte ſich ſchnell um und verließ das Zimmer.

Eine Stunde darauf verkündete ein dumpfes Durcheinanderlaufen des Hausgeſindes und die Angſt des faſt beſinnungsloſen Grafen, die entſcheidende Stunde ſei gekommen, und noch vor dem Eintritt des Abends verbreitete ſich die frohe Nachricht vom Schloſſe in die Gegend, ein neuer Pfeiler der alten Pontgris, ein Stammhalter des alten Grafenhauſes habe das Licht der Welt erblickt; und in der That, der Geringſte wie der Höchſte konnte das Glück des überſeligen Vaters aus deſſen Augen leſen, der, taumelnd vor Entzücken, ſeinen Neugebornen, deſſen kräftiges Leben der übeln Vorbedeutung jener zertrümmerten Brücke zu ſpotten ſchien, Jedem zum Kuſſe hinreichte.

Der Genuß des Glückes, welches der jetzige Augenblick ihm gab, hatte den Vater die Hoffnung des Gatten vergeſſen laſſen; endlich gedachte er ihrer und trat, das Herz voll von der frohſten Erwartung, zu dem Bette ſeiner geliebten Leonide. Aber mit kaltem, ſtarrem Auge lag die Freudengeberin da, einer Bergquelle vergleichbar, die den ermüdeten Pilger labt und erfriſcht, ohne ſich der Gabe bewußt zu ſein, welche ſie ſpendet. Erſchrocken bebte der Graf zurück; doch noch einmal ermannte er ſich, nahm ſeinen Sohn in ſeinen Arm, trat zu ihr hin und ſprach mit den Tönen der allerinnigſten Liebe: „Leonide, meine geliebte Leonide, mein Weib, Mutter meines Kindes, haſt Du kein Lächeln für den glücklichen Vater?“

Langſam wandte Leonide das gleichgültige, liebloſe Geſicht ihrem Gemahl entgegen und erwiderte mit unbewegter, nur etwas matter Stimme: „Ja, in der That, Saint Hilaire, das Schickſal begünſtigt Dich; ich wünſche Dir Glück zur Erfüllung Deiner Wünſche.“

Ruhig drehte ſie das Geſicht auf die entgengeſetzte

Seite, während ihres Gatten Augen ſich mit den Thränen des tiefſten bitterſten Schmerzes füllten. Schweigend gab er ſeinen Sohn der Amme zurück, und mit leiſen Schritten an Legrange vorüberſchleichend, faßte er verſtohlen deſſen Hand, zog ihn mit ſich fort in das Nebenzimmer, warf ſich an ſeine Bruſt und ſchluchzte: „Es iſt verloren! Alles — Alles verloren!“

„Nicht Alles!“ verſetzte der Geiſtliche. „Gott nimmt nie, ohne zu geben! Leonidens unſelige Reizbarkeit beraubt Sie Ihres Gattenglücks; aber Sie ſind Vater geworden; fanden Sie nicht die ganze Fülle der Seligkeiten des Himmels! Vergeſſen Sie nicht, daß Sie auf Erden wallen, und widerſtreben Sie nicht dem uralten Rechte dieſer Erde: den Menſchen, der ſich ihr aufdrängen will, um ihr Leibeigner zu werden, hinwegſtoßen zu dürfen. — Bin ich denn etwa ein glücklicher Bürger dieſer Welt? Hat ſie nicht Alles, was ſie mir gab, in ihren dunkeln Schoos zurückgenommen? Meine Kinder, mein Weib! Wie lange ſchon weine ich über ihren Gräbern, und dennoch verzag' ich nicht!“

„O, wäre Leonidens Leichnam begraben, und lebte ihre Seele mir im Himmel, wie Ihnen die Geiſter Ihrer Geliebten!“ So drängte ſich der gewaltige namenloſe Schmerz in Worten aus dem unheilbar geſpaltenen Herzen des unglücklichen Mannes, der im Gefühl ſeines unausſprechlichen Verluſtes auch die Würdigung der Güter, die ihm verblieben waren, aus den Augen verlor.

Vertraut mit der Behandlung Leidender, hielt es Legrange nicht für zweckmäßig, dem überſchwellenden Schmerze ſeines Freundes einen Damm, aus Worten gebaut, entgegenzuſtellen. Er ließ dem Strome ſeinen Lauf, ohne zu verſuchen, ihn zu leiten, noch zu beſchränken, und ſah mit ſtiller Freude, daß der Graf nach und nach den Beſitz des ihm gebliebenen hohen Gutes als einem Erſatz für das Verlorene zu erkennen begann; daß er an der Wiege ſeines Sohnes ſein grenzenloſes Unglück zu vergeſſen und nur ſein in gleichem Maße unbegrenztes Glück zu empfinden ſchien.

Die feierliche Taufhandlung ließ keine Spur von Rührung in der Seele Leonidens zurück. Noch einmal vor der jetzt nahen und trotz der Bitten des Grafen unverſchiebbaren Abreiſe des Geiſtlichen verſuchte dieſer, die urſprünglich edle Gemüthskraft, die Herzensgüte der jungen Gräfin zu erwecken. Aber vergebens erſchöpfte er ſich in Beweiſen, daß Gott ihr Leben nur deshalb gefriſtet habe, um ihr Gelegenheit zu geben, die Verſäumung ihrer Pflichten gegen einen edeln großmüthigen Mann nachzuholen, und nahm endlich die tief ihn beugende Ueberzeugung mit, daß Leonidens Seelenverhärtung mehr als Eigenſinn, mehr als Mislaune, daß ihre liebloſe Verſchloſſenheit Gemüthskrankheit ſei, deren geheimer Quell ſeinen Urſprung in ihrer früheſten Vergangenheit und, wie es ſchien, nunmehr ein körperliches Uebel hervorgerufen habe.

Er theilte ſeine Entdeckung unumwunden dem Grafen mit und rieth ihm, den Zuſtand ſeiner Gemahlin der Behandlung eines geſchickten Arztes zu unterwerfen.

Der Graf, mit der ganzen Kraft, welche die tiefe Beugung ſeines Gemüths ihm noch übriggelaſſen hatte, die neue Hoffnung ergreifend, ſchlug Leoniden, nachdem ſie ihr Wochenbette verlaſſen hatte, vor, Paris kennen zu lernen. Die Gräfin fügte ſich mit dem ihr bereits zur Natur gewordenen Gleichmuth in den Wunſch ihres Gemahls. Beide reiſten ab, begleitet von dem kleinen Godefroi nebſt ſeiner Amme.

Der Arzt, auf deſſen Geſchicklichkeit der Graf ſeine neue Hoffnung richtete, trug einen hochgefeierten Namen; er ließ ſich den Zuſtand der vermeintlichen Kranken nebſt den Quellen der Beſorgniſſe ihres Gemahls auf das genauſte ſchildern und fing an, dieſe ihm fremde Krankheit zum Gegenſtand ſeiner Studien und ſeiner Verſuche zu machen, deren Erfolgloſigkeit dem Grafen nur allzubald klar wurde. Der Arzt fand jetzt nöthig, zur Anwendung des damals grade in hohen Ehren gehaltenen Mesmerismus überzugehen, und auch dieſer, wiewol ihr ſehr läſtigen Curart unterwarf ſich die Gräfin ohne Widerrede, aber leider blieb auch dieſe wirkungslos.

„Herr Graf,“ ſprach jetzt der verzweifelnde Arzt, „Sie haben mir eine Kranke zugeführt, welche nicht meiner Kunſt, ſondern des Beiſtandes eines Seelenarztes, eines Geiſtlichen bedürftig iſt; ein Gewiſſensrath iſt hier an ſeiner Stelle, ich bin, wenigſtens ſo lange als Ihre Gemahlin mit ſich ſelbſt zerfallen iſt, hier überflüſſig.“

„Sie irren,“ erwiderte der Graf; „der Beichtvater meiner Gemahlin hat längſt ſchon auf deren Gemüth, aber vergebens zu wirken verſucht und ſich überzeugt, daß die Krankheit ihrer Seele nur Folge des krankhaften Zuſtandes ihres Körpers iſt.“

„Und ich kann Ihnen die Verſicherung geben,“ antwortete der Arzt, „daß der Beichtvater der Frau Gräfin fehlgeſchloſſen hat und auf ſie zu wirken nicht fähig ſein mochte, weil er — vergeben Sie meine Theilnahme an dem Wohl Ihrer Gemahlin, meine Offenheit, — weil er — ein Calviniſt war. Erlauben Sie es mir, ſo werde ich Ihnen einen Mann zuführen, welcher, das verſpreche ich Ihnen, höchſt erfolgreich auf das Gemüth der Frau Gräfin wirken wird.“

Der Graf erſchrak heftig; mochte auch Legrange in der Behandlung, welche Leonidens Charakter foderte, gefehlt haben, ſo mußte er ſelbſt, bekannt mit ihrer, bei jeder Gelegenheit ſich offenbarenden Gleichgültigkeit gegen jede Religion und ihrer Abneigung gegen alle Diener jeder Kirche, dennoch mit Recht bezweifeln, daß ein anderer Prieſter folgenreicher auf ſeiner Gemahlin wirken werde, als es Legrange vermocht hatte. Im Gegentheil mußte er von der Annäherung eines katholiſchen Geiſtlichen um ſo nachtheiligere Folgen auf Leonidens Gemüth beſorgen, wenn er des Widerſpruchs gedachte, in welchem der ihrem ſterbenden Vater geleiſtete Eid, bei ihrer Kirche beharren zu wollen, mit einem Bekehrungsverſuche ſtand. Indeß war die Ablehnung der ihm gemachten Anerbietung um ſo ſchwieriger, als der Arzt erklärte, daß der Geiſtliche, welchem er das Geſchäft zu übertragen gedenke, die Gräfin mit ihrem Gewiſſen zu verſöhnen, kein geringerer als der Caplan des Beichtvaters Ihrer Majeſtät der Königin Maria Antoinette ſei.

Es blieb indeß, wie auch der Graf auf ein milderes Ablehnungsmittel dieſes Antrags ſann, kein anderes übrig, als dem Arzte zu entdecken, daß ein Gelübde, welches der Vater ſeiner Gemahlin mit in das Grab genommen habe, ſie unauflöslich an ihre

Kirche knüpfe, und folglich jeder Verſuch eines katholiſchen Geiſtlichen, ihr Gewiſſen zu bearbeiten, ſie mit mit dieſem nur noch bedenklicher entzweien werde.

„Fürchten Sie das nicht“ erwiderte der Geiſtliche. „Unſere Kirche hat die Kraft, zu binden, folglich auch zu löſen; das Ihrer Gemahlin abgenommene Gelübde ſoll ſie nicht feſſeln. Ich ſchicke Ihnen den Pater.“

„Thun Sie das nicht!“ ſprach der Graf, alle Bedenklichkeiten vergeſſend, ſehr ernſt. „Wir ſind Calviniſten und ſtehen als ſolche unter dem Schutze des Geſetzes.“

Er beugte ſich zum Abſchiede; der Arzt verſtand das Zeichen und entfernte ſich, um nie wiederzukehren.

„Fort, fort von Paris! Fort nach dem glücklichen Deutſchland!“ rief der Graf, in das Zimmer ſeiner Gemahlin eilend und dieſer die eben mit dem Arzte gehabte Unterredung mittheilend.

„Wenn Du es befiehlſt, ſo werde ich Dir allerdings folgen,“ erwiderte die Gräfin, obgleich ich zweifle, daß der Zuſtand Deines Sohnes Dir erlauben wird, jetzt ſchon abzureiſen. Godefroi kränkelt ſeit geſtern Abend. — „Beunruhige Dich nicht,“ ſetzte ſie hinzu, als ſie ihren Gemahl erbleichen ſah. „Es iſt ein Zahnfieber im Anzuge; weiter nichts. Warum Du mich aber als eine Kranke behandelſt und mich einer Cur nach der andern unterwirfſt, das begreife ich nicht. Ich bin geſund und bedarf keiner Heilmittel, ſo wenig für den Körper als für die Seele. Befürchte übrigens von dem Verſuche nichts, welchen mir der mit Recht verabſchiedete Arzt aufbringen will; ich fühle mich nicht veranlaßt, dem Verſprechen treulos zu werden, welches mein Vater auf ſeinem Sterbelager von mir empfing. Du hätteſt den Pater, unbeſorgt für meine Feſtigkeit, kommen laſſen dürfen.“

„O, Leonide,“ ſprach der Graf mit bebender, Thränen verrathender Strimme, „wenn Du geſund biſt, wenn die Gewalt über Deine Laune, Deine Stimmung völlig Dein iſt, ſage mir, wie kannſt Du mein unausſprechliches Leiden ſehen, ohne es mir durch einem freundlichen Blick, durch ein liebevolles Wort zu erleichtern? — Ach Du biſt krank oder — Du haſt aufgehört mich zu lieben!“

„Ich bin geſund, und ich liebe Dich,“ erwiderte Leonide, „aber — ich vertraue keiner Hoffnung mehr, ſeit Du aufgehört haſt, mich zu Hoffnungen zu berechtigen — mir zu vertrauen! — Es gab eine Zeit, eine kurze Zeit, da träumete ich von der Möglichkeit der Dauer meines Glücks. Ich war Thörin genug, ein Gut beſitzen zu wollen, welches ich nicht verdient hatte.“

„Leonide,“ rief der Graf, „ich ehre die Laſt auf Deiner Seele: Du haſt Dich gegen die Töchter des Ainaraude'ſchen Hauſes verbindlich gemacht, katholiſch zu werden, und Deinem Vater angeloben müſſen, Deine angeerbte Religion nicht zu wechſeln; es iſt der Widerſpruch Deiner Gelübde, welcher Dich drückt! Aber Leonide, zieht Dich Dein Herz hin zur katholiſchen Kirche, o ſo lege Deine Sehnſucht nieder in meine Bruſt, und ſo feierlich, ſo erhebend mir auch der Genuß des heiligen Kelches war, der uns am Sterbebette Deines Vaters vor Gott vereinte, ich will verzichten auf das Glück einer ſolchen gemeinſchaftlichen Seelenerhebung! Werde katholiſch! Deine neue Mutter, die katholiſche Kirche löſt den Zwieſpalt

Deiner Gelübde und ſpricht Dich frei von der Verſchuldung eines Eidbruchs. Werde katholiſch und ſei glücklich!“

Ein Nervenzucken überflog das Geſicht der Gräfin, ſie überwältigte ihr Gefühl aber und ſprach ruhig: „Du kennſt mich wenig, Saint Hilaire, wenn Du mich ſo tief in Thorheit verſunken glaubſt, daß ich wähnen ſollte, ein heuchleriſcher eigennütziger Prieſter könne mich eines Verſprechens entbinden, welches einem Sterbenden angehört. — Ich vernehme Tritte Saint Hilaire; es kommt Jemand; faſſe Dich.“

Der Kammerdiener trat ein, und meldete den Grafen Saint Hilaire de Bras de Ferre.

Weder der Graf noch die Gräfin hatten den Namen des Gemeldeten genau verſtanden, Letztere jedoch, voller Sehnſucht, ein ſie marterndes Geſpräch abzubrechen, rief, zum erſten Male ſeit jenem ſchrecklichen Abende, der in Bern ihrem kurzen Glück ein Ende machte, ſelbſtändig handelnd, dem Diener zu: „Angenommen.“

Die Thüre flog auf, und ein junger Mann begrüßte das Paar mit der Wärme eines geſchmeidigen Höflings.

Lange währte es, ehe der Graf begriff, daß der Fremde ein Glied des andern Zweiges ſeines Stammes, ein Sohn des Hauſes Bras de Ferre, ein Bruder jener beiden Schweſtern ſei, welche er ſeinem Vater angelobt hatte zu ſehen, bevor er die Gefährtin ſeines Lebens wähle; und ſeltſam mußte es dem fremden Vetter dünken, dreimal wiederholen zu müſſen, daß er, begleitet von ſeiner Mutter und ſeinen Schweſtern, ſeit einiger Zeit in Paris anweſend ſei, um als erwähltes Mitglied der einberufenen Notabeln des Königreichs die Rechte ſeines Standes wahrzunehmen.

„Auf eine ſeltſame Weiſe,“ ſo fuhr er fort, nachdem er bemerkt hatte, daß er endlich verſtanden worden war, „erfuhr ich Ihre Anweſenheit in Paris, mein theuerer Vetter, oder vielmehr die Ihrige, gnädigſte Gräfin. Ein Poſtbote gibt nämlich in meinem Hotel einen, vermeintlich für eine meiner Schweſtern beſtimmten, mit der Poſt aus Languedoc angekommenen Brief ab; glücklicherweiſe betrachten ſie die

Adreſſe und finden dieſe an die Gräfin Saint Hilaire de Pontgris und nicht de Bras de Ferre lautend. Ich begebe mich ſogleich auf das Stadthaus, verlange die Liſte der Fremden, finde Ihren Namen und bin hier, um Ihnen, ſchöne Gräfin, dieſen Brief zu überreichen und Sie Beide zu erſuchen, den Meinigen das Glück Ihres Umgangs zu gewähren.“

Betroffen empfing Leonide den Brief, ſtarrte ihn an und ſank mit dem Aufſchrei: „Ha! Nicht Alles Schweigende iſt todt!“ in ihrem Seſſel zurück.

„Gott im Himmel! was iſt das?“ rief Graf Godefroi und eilte, von ſeinem Vetter, dem Grafen Boëmond, unterſtützt, ſeiner Gemahlin zu Hülfe.

Seine Annäherung ſchien Leonidens Geiſter wieder zu ſammeln. „Bemühe Dich nicht,“ ſprach ſie mit wunderbar wiedergefundener Ruhe. „Ein flüchtiger Schrecken hat mich etwas außer Faſſung gebracht. Iſt es Dir gefällig, Saint Hilaire, ſo ſtatten wir noch heute — jetzt gleich den Couſinen unſern Beſuch ab. Ich gehe mich anzukleiden und darf hoffen, daß Graf Boëmond uns begleitet.“

Sie ſtand mit unbegreiflicher Feſtigkeit auf und verließ den Salon.

Bebend für ſie und für ſich, ſtarrte ihr Gemahl ihr nach. Dieſe Ruhe, dieſe Feſtigkeit war Wirkung des furchtbarſten Seelenzwanges, Wirkung einer Gemüthsbeherrſchung, von deren Gewalt er keine Ahnung gehabt hatte, vor deren übernatürlicher Stärke er ſich entſetzte. Er ſah, wie ihr Buſen, geſchwellt von krampfhaften Athemzügen, ſtieg, wie ihre Hand in faſt epileptiſcher Zuſammenballung den eben erhaltenen räthſelhaften Brief zerkniff, und war taub für die ungeſtört ſich ergießende Unterhaltung ſeines Vetters. Dieſer Brief, von wem kam er? welches war ſein Inhalt? welcher Schweigende war nicht todt? wie vermochte der Anblick dieſes Briefes ſie an jene Schrift zu mahnen, welche eine geheimnißvolle Hand unter das Bild ihres Vaters geſchrieben hatte? war etwa der Schreiber dieſes Briefes und der Schreiber jener Worte ein und dieſelbe Perſon? ſollte er es wagen, Leoniden zu bitten, die Laſt ihrer Sorgenqual auf ſeine Seele zu laden? — Er ſchwankte wie ein plötzlich Verblindeter in einem engen unbekannten Hohlwege voll ſcharfer, überall vorſpringender Ecken ſchwanken mag; da öffnete ſich die Thüre, und Leonide trat ein, mit ruhigen Zügen, die Todtenfarbe ihres Geſichts mit den künſtlichen Roſen der ſonſt nie gebrauchten Schminke roth, faſt zu roth übertüncht, neigte ſich mit Hoheit, und der Graf Boëmond bot ihr den Arm.

Schwindelnd folgte ihr Gemahl dem Paare zum Wagen.

Achtes Capitel.

Aufgeregte Höllenbilder,
Zeigt euch wild und immer wilder!
Euer Wanken,
Euer Weben
Sind Gedanken;
Sollt ich beben?
Euer Laſten,
Euer Streben,
Ihr Verhaßten,
Iſt kein Leben; –
Eure Häupter, eure Kronen
Sind nur Schatten, trübe Luft. –
Doch ich wittre Grabesduft;
Unten ſchein' ich mir zu wohnen,
Und ſchon modert mir die Gruft.
Goethe.

Noch immer unfähig zu reden ſaß der Graf ſeiner Gemahlin gegenüber, welche neben dem Vetter Boëmond den Hauptſitz der Caroſſe eingenommen hatte. Nie war ſie geſprächiger geweſen als jetzt, und faſt war er zweifelhaft, ob er die zitternde Bewegung ihrer Knie, welche er an den ſeinigen fühlte, ihrem innern Kampfe, oder dem Rütteln der Kutſche beimeſſen ſolle, ſo wenig verriethen ihr Blick, ihre Miene und die Gewandtheit, mit welcher ſie ſicherer als jemals das Geſprächs zu lenken wußte, den Aufruhr ihrer mit gewaltiger Kraft beſchwichtigten Geiſter. Ein Gefühl, faſt der Furcht ähnlich, wehte den Grafen kalt an, während er dieſe Fülle von Macht erwog, welche in dieſem gebrechlichen Gefäß eingeſchloſſen war, ohne es zu zerſprengen. Welches mochte, welches konnte der Quell ſein, der dieſen Geiſt mit dieſer unnatürlichen Herrſchaft begabte? — ein reiner? — Der bängſte Zweifel an der Lauterkeit dieſes Quells beſchlich den Grafen. Es mußte ein ſchwereres Gewicht ſein, als er ahnen konnte, welches auf Leonidens Gewiſſen lag und durch die beſtändige Uebung, es zu tragen und ſeine Laſt zu verbergen, ihrer Seele dieſen unermeßlichen Grad von Stärke gegeben hatte. Aber welches war dieſe verborgene Laſt, die ſie trug? Doch, durfte er es wünſchen, ſie kennen zu lernen? mußte er nicht fürchten, von dem

Anblick des entſchleierten ungeheuern Schreckbildes, deſſen Antlitz die tiefſte Nacht ihm bis jetzo ſo wohlthätig verbarg, verzweifelnd niedergeſchmettert zu werden? Einen fürchterlichen Vorwurf warf ſeine Erinnerung in ſeine zerriſſene Seele: warum hatte er das Verſprechen gebrochen, deſſen gehoffte Erfüllung der verklärende Sonnenſtrahl für das brechende Auge ſeines Vaters geweſen war. Ach, nur zu ſichtbar fehlte der Segen des geliebten Todten ſeinem freud- und friedloſen Bündniſſe mit einer, vom ſchrecklichſten aller Flüche — vom Mutterfluche verfolgten Tochter! — Sollte er zweifeln, ein beglückterer Gatte und vielleicht auch ein glücklicher Vater geworden zu ſein, wenn er die unwiderrufliche Wahl ſeiner Lebensgefährtin weniger übereilt und, ſeinem Gelübde treu, den letzten Wunſch und die letzte Hoffnung des Sterbenden wenigſtens zu erfüllen geſucht hätte? — Ein ſchwerer, ſtrafender Seufzer entfloh ſeiner Bruſt; doch jetzt begegnete ihm Leonidens Auge, und jener Frage, die von außen her in ſeine Sinnen leiſe ſich eingeſtohlen, flog aus dem Innerſten ſeiner Seele ein entſchiednes Nein entgegen; wie war ſein Eheglück gedenkbar, ohne ſeine Liebe? und wie hätte er ein anderes Weib von allen Weibern auf Erden lieben können als das einzige, welches er in Leoniden gefunden — und, ach! in Leoniden verloren hatte?

Ein Ruck des im raſchen Fahren plötzlich haltenden Wagens erinnerte ihn, daß er am Ziel ſei und nun das Schweſterpaar ſehen werde, an deſſen Bilde ſeines Vaters letzte freudige Hoffnung gehangen hatte. Er zitterte, indem er die Treppe hinaufſchlich, und ſein Zittern verdoppelte ſich, als Leonide ihr Haupt nach ihm umwandte, und er ihrem ermuthigenden, faſt freudig auf ihn gerichteten Blicke begegnete. Zu denken, oder vielmehr ſeine Gedanken ſich zu verſinnlichen, hatte er nicht Muße, denn in dieſem Augenblick flogen die Thürflügel vor ihm auf, und er ſtand vor den Schweſtern, deren Hände und vielleicht auch deren Herzen einſt zur Auswahl ihm überwieſen geweſen waren.

Allmälig verſchwand der undurchſichtliche betäubende Nebel, welcher des Grafen Sinne niederdrückte. Er erwachte unter dem Einfluß der Anmuth der beiden jungen Mädchen und der Freundlichkeit ihrer

Mutter zu einem klarern Bewußtſein, deſſen nächſte und natürliche Beſchäftigung eine Vergleichung der ungeſehen Verſchmähten mit der unerkannt Gewählten war.

Aber ein flüchtiger Blick auf dieſe Roſen und auf ſeine Lilie, und die Frage, wem der Preis gebühre, war entſchieden. Ein anmuthiges Amorettenpaar, unter Blumen ſpielend, vom glühenden Blick der Abendröthe beſchienen, lächelten jene lieblichen Schweſtern heiter das Leben an; eine hohe Urania, unter dem geſtirnten Himmel einer Sommernacht wallend, blickte Leonide mit ihrem feierlichen Ernſt über das Leben hinweg. Mädchen wie jene hatte die Erde tauſendfach; ein zweites Weib, wie Leonide war, ſuchte das Auge vergebens auf Erden. In der Bildung ihrer Züge hatte die Natur ſich erſchöpft und zu einer zweiten ähnlichen Schöpfung die verſchwendete Kraft nicht zu ergänzen vermocht. Die Unterhaltung der beiden jungen Damen fing aber bald an, Gegenſtände zu umfaſſen, welche die Aufmerkſamkeit des Grafen Godefroi ungetheilt in Anſpruch nahmen; ſie beſchrieben ein großes uraltes Oelgemälde, welches in dem Speiſeſaale ihres Schloſſes hing, die Hauptwand faſt ganz einnehmend, und die Trennung der beiden Linien ihres gemeinſchaftlichen Stammhauſes in die Zweige von Pontgris und von Bras de Ferre darſtellte, und beklagten nur ihren Mangel an Kenntniß von der ältern Geſchichte ihrer Familie, um das intereſſante Bild richtig deuten zu können. „Mein Bruder behauptet, es ſtelle eine Scene aus einem der Kreuzzüge vor, in welchem unſer Haus ſich ſeinen Namen geholt haben ſoll,“ ſprach die Aelteſte der beiden Gräſinnen; „wir können auf dem Bilde aber keine Beziehung auf das Morgenland finden; kein Turban, kein Roßſchweif, dennoch aber Kreuzfahnen ſind darauf zu erblicken, die mitten unter Haufen flüchtiger Landleute wehen, welche einer Capelle zueilen, deren Eingang zwei Ritter, auf einer Brücke haltend, gegen die Verfolger jener Flüchtlinge zu vertheidigen ſcheinen.“

„Ich erkenne dies Bild in Ihrer Beſchreibung wieder,“ entgegnete Graf Godefroi. „Ich bin nämlich in Beſitz einer uralten Familienchronik, zum Theil in Mönchsſchrift geſchrieben und mit vielen kunſtreich ausgemalten Bildern geziert; eins derſelben ſcheint eine Copie des Ihrigen; dieſelben Flüchtlinge, dieſelben Verfolger, dieſelben Beſchirmer ſind es, welche Sie ſchildern, und nach einer danebenſtehenden Beſchreibung ſtellt es die Rettung eines Albigenſerhaufens durch die Stammväter unſerer beiden Häuſer vor. Ich behalte mir es vor, ſobald ich wieder in meine Heimath zurückgekehrt ſein werde, Ihnen das Buch mitzutheilen."

In gleich lebhafte Unterhaltung war Leonide mit der Gräſin Mutter und dem Grafen Boómond verflochten; aber trotz des Antheils, welchen ſie an dem Inhalt ihres Geſprächs zu nehmen ſchien, bemerkte ihr Gemahl, daß ſie mit fein verborgener Achtſamkeit ſeinem Geſpräche mit den beiden jungen Gräfinnen folge, ohne den Faden des ihrigen zu verlieren.

Nach einer ungleich längern Friſt, als es gebräuchlich iſt, zu den erſten Beſuchen zu verwenden, ſchieden endlich Graf Godefroi und ſeine Gemahlin von ihren intereſſanten Stammverwandten und nahmen das Verſprechen der baldigen Erwiderung des Beſuchs derſelben mit.

Stumm ſaß Leonide neben ihrem gleichfalls ſchweigenden Gemahl im Wagen, und ſchon mochte die Hälfte ihres Rückweges zurückgelegt ſein, als ſie ungezwungen die Bemerkung hinwarf, daß ſie die beiden jungen Gräfinnen ſehr liebenswürdig gefunden habe.

„Vermochteſt Du das zu erkennen? — Wie mich dünkt, haſt Du nur wenig Worte mit ihnen gewechſelt,“ erwiderte ihr Gemahl.

Das vorige Schweigen trat wieder ein und wurde nicht mehr unterbrochen. Gleich nach ihrer Ankunft in ihrer Wohnung trennten ſich die beiden Gatten; Leonide ging in ihre Zimmer, der Graf in die ſeinigen.

Die unverſöhnbare Feindſeligkeit ſeines Lebenslooſes trat in unverhüllter Schrecklichkeit wieder vor das Auge des bedauernswürdigen Mannes. Er erkannte an den Symptomen, welche der heutige Tag ihm zur Anſchauung gebracht hatte, daß eine Kriſe nah ſei; irgend etwas Ungeheueres mußte ſich begeben. Auf dieſer ſchwindelnden Höhe, die Leonide auf geheimnißvollen Wegen erſchwungen hatte, konnte ſie ſich nicht erhalten. — „Aber welcher Art wird ihr Fall werden?“ rief er mit zerriſſenem Herzen. „Wird er ein ſanftes Hinabgleiten in meine Arme, oder ein fürchterlich niederſchmetternder Sturz ſein, der mich und mein Kind unter ihren Ruinen begräbt? — Mein Kind!“ ſchrie er plötzlich mit verändertem Tone auf; denn jetzt erſt gedachte er wieder ſeines kränkelnden Sohnes. Er ſprang auf und eilte in das Zimmer zu dem Kleinen.

Der ſchwellende Teppich dämpfte das Geräuſch ſeines Fußtritts, unhörbar bewegte ſich die Thür in in ihren Angeln, als er ſie öffnete, und leiſe, um den geliebten kleinen Schläfer nicht zu ſtören, trat er in das Gemach. Da ſah er Leoniden über die Wiege gebückt, wie er ſie nie geſehen hatte; den Athem an ſich haltend, ſtand er ſtill und lauſchte. Er hörte ſie ſchluchzen, und lautlos ſtürzten die Thränen des Mitgefühls aus ſeinen Augen. Und als er ſie in die von unſäglichem Jammer herausgepreßten und von lautem, herzzerreißendem Weinen begleiteten Worte ausbrechen hörte: „Mein Kind! Mein geliebtes, mein armes mutterloſes Kind!“ da hielt er ſein blutendes Herz nicht mehr in den Feſſeln des Zwanges; es trieb ihn mit Gewalt, die Unglückliche zu umſchlingen, und riß die Worte von ſeiner Zunge los. „Leonide!“ ſchrie er, ſie bebend an ſeine Bruſt drückend, „o, ſei barmherzig gegen Dich, gegen mich und gegen dies Kind, welches aufgehört hat mutterlos zu ſein ſeit dieſem Augenblicke, da Du es zum erſten Male mit den Küſſen, den Thränen Deiner Liebe geſegnet haſt! O Leonide, hab' ich Dich gekränkt, vergib es mir! Nicht um meinetwillen, nein, um Deiner ſelbſt und um Deines Kindes willen vergib mir! Das Wort Deiner Vergebung wird ein unverſiegbarer Segensquell werden für Dich und unſer Kind! Du wirſt die glücklichen Zeiten unſerer erſten Ehemonde wieder haben! Ja, mit verdoppeltem Glück wird jeder Morgen Deines neugewonnenen Daſeins Dir aufgehen; denn in dem untergegangenen Tage hatteſt Du mich nur, jetzt haſt Du neben mir auch Dein Kind! — O Leonide, vergib mir und ſei glücklich und beglücke!“

Leonidens Arm hatte ſich um den Nacken ihres flehenden Gemahls geſchlungen; immer feſter drückte ſie ihn an ſich, immer reicher und heißer floſſen ihre Thränen; immer näher neigte ihr Geſicht ſich dem ſeinigen zu, und als er nun endlich, von der Bewegung ſeines Gefühls erſchöpft, aufhörte zu reden, da drückte ſie mit einer Innigkeit, die er ſelbſt in den Stunden ſeines entflohenen Glückes nicht an ihr gekannt hatte, ihren Mund auf ſeine Lippen und ſprach mit häufig verſagendem Athem: „Mein Godefroi, was foderſt Du von mir? Ich ſoll Dir verzeihen? — Ich? — Dir? — O Godefroi! Läſtre Dich ſelbſt nicht, oder verhöhne mich nicht! Du haſt mich dem Fluche meines Vaters entriſſen, Du haſt ſeine pulsloſe Hand zum Segen auf mein Haupt gelegt, Du haſt mich den bitterſten Sorgen, die der Menſch um ſein Bedürfniß haben kann, entriſſen und Deinen Ueberfluß an Gütern und Liebe mit mir getheilt — und ich? — ich? — O Gott! — Laß mich nicht anfangen mich zu verklagen, ich würde nicht aufhören können in dieſem Leben! Wie glücklich könnteſt Du ſeit einem Jahre ſchon geweſen ſein, wenn Deine Großmuth Dich nicht an das Sterbelager meines Vaters gefeſſelt hätte! wenn ich Unſelige Dir nicht entgegengetreten wäre auf Deinem Wege nach — La Rochelle!“

„O Leonide, hör' auf! Du tödteſt mich!“ rief der Graf; „nur Du vermochteſt mich zu beglücken, denn nur Dich vermocht' ich zu lieben!“

„Der Segen Deines Vaters würde mit Dir geweſen ſein,“ flüſterte faſt unhörbar die Gräfin und ſetzte, in einen neuen Thränenſtrom ausbrechend, mit einem convulſiviſchen Zucken und faſt gellenden Aufſchrei hinzu: „Er wird mit Dir ſein von nun an!“

„Wird er das, Leonide?“ rief der Graf mit faſt jauchzender, ſchneidend von der ihrigen abſtechender Stimme. „Wird er das? und das verheißeſt Du mir? — So willſt Du mir angehören? o geliebte Leonide, willſt Du das?“

„Das will ich!“ antwortete ſie mit einer gewiſſen Feierlichkeit. „Ich will Dir angehören — innig wie nie, inniger als je ein Menſch dem Menſchen anzugehören vermochte, ſeit Menſchen geboren werden und — Menſchen ſterben!“

Die Entzückungen des Grafen fanden kein Maß. Worte, Thränen, Küſſe, Alles verſuchte er, um ſeinem Gefühl einen ſeiner Seligkeit entſprechenden Ausdruck zu geben; aber ſein Herz war reicher als die

Werkzeuge ſeiner Sinne. Er verſtummte im Ueberſchwange ſeiner Empfindungen.

Da trat Godefroi's Amme ein und reichte der Gräfin ſchweigend ein Papier hin. Der Graf fühlte ſeine Gemahlin zuſammenfahren, und als er aufſah, ſchien ſie todtenbleich zu ſein, ſo viel er bei dem ſchwachen Lampenlichte, welches das Zimmer nur dämmernd erhellte, wahrzunehmen im Stande war. „Was fehlt Dir?“ fragte er; „was hat Dir die Amme gebracht?“ ſo entwiſchte ſeiner Beſorgniß für Leoniden, uneingedenk ſeines Vorſatzes, keine Neugier zu verrathen, die zweite dringendere Frage. „Arznei für unſern Sohn“ antwortete mit Ruhe Leonide, indem ſie gleichmüthig die ihr überbrachten Gegenſtände in einen Toilettenſchrank verſchloß.

„Arznei für Godefroi?“ fragte der Graf ängſtlich. „Mein Gott, ſo iſt das Kind noch krank?“

„Unbedeutend,“ erwiderte die Gräfin und lüftete die über die Wiege gebreitete Gardine. „Fühle ſein Köpfchen an, Du wirſt nichts von Fieberglut mehr ſpüren; die Arzenei thut ihm wohl.“

„So gib ihm doch davon,“ bat der Graf.

„Ich darf ihn nicht im Schlafe ſtören," antwor- Leonide. „Schlaf, ſagt ſein Arzt, iſt ſeine beſte Arznei. Geh, lieber Godefroi, Du wirſt ihn mir erwecken."

„O Gott, ich kann nicht von Dir gehen, meine Leonide," lispelte der Graf mit Innigkeit. „Alle Freuden meines Lebens hab' ich in den Raum dieſes Augenblicks geſammelt der Biene gleich, die den Honig von tauſend und aber tauſend Blumen in ihre einzige kleine Zelle zuſammenträgt. Es iſt mir, als hätte meine Zukunft keinen zweiten Moment wie dieſen!"

„Es iſt mir auch ſo," ſeufzte dumpf murmelnd und kaum verſtändlich die Gräfin; da ſchien ſie plötzlich vor ihren eignen Worten zu erſchrecken, denn ſchaudernd wand ſie ſich aus des Grafen Armen und ſprach: „Laß mich, es kommt Jemand."

Unmuthig ſah der Graf nach der ſich in der That öffnenden Thüre; aber der Eintretende war nur einer der Lakaien ſeiner Gemahlin, welche dieſem ſchnell entgegenging, etwas von ihm in Empfang nahm und ihn mit den Worten: „Es iſt gut," abfertigte.

Sie öffnete dann und verſchloß darauf wieder den Toilettenſchrank und kehrte zu ihrem Gemahl zurück.

„Ich bin müde, Godefroi,“ ſprach ſie, „auch thut mir der Kopf etwas weh. Ich werde heute zeitiger als gewöhnlich die Ruhe ſuchen. Schlaf wohl.“

„O Gott, ſo ſoll denn doch eine Nacht auf dieſen Abend, ein Scheiden auf unſer Wiederfinden folgen!“ rief der Graf ſchmerzlich. „Eine Stunde wie dieſe, aber anfangslos und endlos, eine ſolche — O Leonide, jetzt ahn' ich die Bedeutung des Wortes: Seligkeit, und jetzt will ich nicht mehr klagen, dieſe Erkenntniß theuer erkauft zu haben. Wir haben einander wieder gefunden, und nichts ſoll ferner uns ſcheiden!“

Die Gräfin ſchauderte wieder zuſammen. „Finden und ſcheiden —“ flüſterte ſie ſtill vor ſich hin, ſeufzte dann tief und blickte ſcheu zu ihrem Gemahl auf. Ein Thränenſtrom, heftiger als die vorigen, brach aus ihren Augen. Mit gleicher Heftigkeit umſchlang ſie ſeinen Nacken, küßte ihn und rief unter Küſſen: „Lebe wohl!“

„Gute Nacht,“ erwiderte der Graf und drückte ſie an ſich, als wolle er den Abſchiedsaugenblick verewigen; da entrang ſie ſich ihm mir einer gewaltſamen Körperbiegung und warf ſich auf das Sofa.

„Gute Nacht, Leonide, meine Leonide!“ rief der beglückte Gatte und warf, langſam ſich entfernend, Küſſe dem geliebten Weibe zu. Nun hatte er die Thüre erreicht, ſie grüßend; da hauchte noch einmal von Leonidens Lippen ein Lebewohl zu ihm hinüber und begleitete ihn, ſüß in ſeiner Seele nachhallend, wie einen von der Erde ſcheidenden Engel der Segen den Zurückgebliebenen, durch ihn Beglückten in ſüßen Nachklängen umſchweben mag.

Lange noch ſaß der Glückliche, heitere Dankgebete im Herzen und auf den Lippen, auf eben der Stelle, wo er heute verzweifelnd ſein lebensmüdes Haupt in ſeine bebende Hand gelegt hatte, und ſann über die Veranlaſſung dieſer wunderähnlichen Umwandlung Leonidens nach. War denn die faſt ein Jahr hindurch vorhandene Mißſtimmung ihres Herzens nichts als die Aeußerung ungeheuerer Laune geweſen? — Nein das war nicht möglich! Ein Weib wie Leonide konnte zu dieſer gemeinen Schwachheit nicht herabſinken! — War es eine Krankheit geweſen, welche mit unſichtbaren und unentdeckbaren Banden die edlern Kräfte ihrer Seele in Feſſeln geſchlagen hatte? — Er verneinte ſich auch dieſe Frage; denn welches Wunder war geſchehen, um ihre Geneſung ſo zauberſchnell bewirken zu können. War ſie niedergedrückt geweſen durch irgend ein verborgenes Ereigniß, und hatte der heut empfangene geheimnißvolle Brief ihre Kräfte ſo gewaltig geſtärkt, daß ſie ihre Laſt von ihrer Seele zu werfen und ſich frei und ſelbſtändig aufzurichten vermocht hatte? — Ja, ſo war es! ſo mußte es ſein! Nur eine ſolche Muthmaßung war auf Leonidens Charakter begründet! — Und dieſe ehrwürdige Seelenſtärke hatte ihn heute mit einem ſcheuähnlichen Gefühle erfüllen können? Bald lachte er, bald zürnte er über ſich ſelber; wie tief ſtand er unter Leoniden!

Immer voller wurde ſein Herz; es drängte ihn das Uebermaß zu ergießen. Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch, um ſeinem Freunde Legrange die Geſchichte des heutigen Tages mitzutheilen.

Seine Uhr repetirte die zweite Stunde, und immer noch mehr hatte er ſeinem Freunde zu ſchreiben; unerſchöpflich ſchien ſein Thema wie ſeine Thatkraft; keine Müdigkeit drückte ſeine Augenlider. Beglückte Kinder ſchläfert das Entzücken leicht ein, aber den gereiftern Menſchen kräftigt das Gefühl eines ungewohnten Glückes, und leichter gelingt es dem Schlafe ſein thränenvolles als ſein lächelndes Auge zuzudrücken. Seine Seligkeit will er fühlen, nicht träumen, und ſelbſt der Weiſeſte vergißt in ſolchen Stunden, daß alle Seligkeit allen Sterblichen nichts als Traum iſt.

Was aber der Mangel an Müdigkeit ihm geſtattete, das verbot ihm der Mangel an Beleuchtung. Sein Kammerdiener hatte nicht auf eine ſchlafloſe Nacht ſeines Herrn gerechnet und ihn deshalb nur ſpärlich mit Kerzen verſehen. Der Graf nahm wahr, daß er zu ſchreiben aufhören, oder Licht bringen laſſen müſſe. Um Leoniden nicht durch den gellenden Klingelzug in ihrem Schlafe zu ſtören, beſchloß er, ſelbſt in Godefroi's Zimmer zu gehen, wo er ſich entſann mehre Kerzen bemerkt zu haben. Er ſchlich leiſe hinaus. Da feſſelte, als er dem Schlafzimmer ſeiner Gemahlin vorüberzugehen im Begriff war, ein dumpfes Gepolter wie von einem harten, fallenden Gegenſtande ſein Ohr. Er blieb erſchrocken ſtehen und lauſchte; nun hörte er ein deutliches, zuweilen ſchreiartiges Stöhnen im Innern des Gemachs. Sein Schrecken ſtieg zur Angſt. Er wollte in das Zimmer dringen, aber es war von innen verriegelt; er rief Leonidens Namen, aber ſie antwortete nicht: da rannte er, von ſeiner Angſt zum Athleten gekräftigt, gegen die Thür, ſie brach in Trümmern; er drang ein — und da lag Leonide auf dem Teppich neben ihrem Bette, ihr zur Seite ein Stuhl und ihr Nachttiſch, beide umgeſtürzt.

„Jeſus! Hülfe! ſie ſtirbt! — Rettung! Aerzte!“ ſchrie der Graf und hob die mit dem Tode Ringende empor vom Boden. Da ſtürzten ſeine Leute Einer nach dem Andern herein, und die Erſten flogen nach Aerzten.

Zu Stunden wurden dem Grafen die Minuten; immer heftiger und häufiger wurden die convulſiviſchen Zuckungen der Bewußtloſen; Anfangs ſtier, dann fliegend, mit gekreuztem Blicke umhergerollt wälzten ſich die Augen; immer blutiger trat der Schaum zwiſchen den dicht zuſammengepreßten Zahnreihen auf ihre zerbiſſenen Lippen; immer kälter wurde der Todesſchweiß auf ihrer Stirn. Des Grafen Angſt ſtieg wahnſinnartig. Der Uebergang vom höchſten Glück zum allertiefſten Elende war zu ſchnell; er mußte dem ungeheuern Wechſel erliegen.

Da kam ein Arzt. Bei dem erſten Blick auf die Sterbende erkannte er ihre Krankheit. Vier Fläſchchen lagen umgefallen mit dem Nachttiſch am Boden. Er hob ſie auf, prüfte die einzelnen, den vorigen Inhalt der geleerten Gläſer verrathenden Tropfen und ſprach ſeufzend: „Die Gräſin iſt vergiftet!“

„Vergiftet, vergiftet!“ ſchrie der Graf und rannte im heftigſten Ausbruche des Wahnſinns auf und ab im Zimmer; das ängſtliche Durcheinandertreiben der Dienerſchaft glich dem Gewimmel in einem brennenden Hauſe, und kläglich fing im Nebenzimmer der erweckte Säugling nach ſeiner Amme zu weinen an.

Neuntes Capitel.

Heiß mich nicht reden, heiß mich ſchweigen,
Denn mein Geheimniß iſt mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Inn're zeigen,
Allein das Schickſal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finſtre Nacht, und ſie muß ſich erhellen;
Der harte Fels ſchließt ſeinen Buſen auf,
Misgönnt der Erde nicht die tiefverborg'nen Quellen;

Ein Jeder ſucht im Arm der Freunde Ruh,
Dort kann die Bruſt in Klagen ſich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag ſie aufzuſchließen.

Goethe.

Glücklicherweiſe war der Arzt kaltblütig genug, um in dieſem Getümmel ſeine Beſonnenheit zu erhalten; doch konnte er ſich nur auf allgemeine Mittel beſchränken, der Wirkung des Giftes entgegenzuarbeiten, weil er deſſen Beſtandtheile nicht genau zu ermitteln vermochte: da brachte ihn die Amme des kleinen Godefroi bald zu beſtimmter Erkenntniß derſelben. Dieſe Perſon bemerkte nämlich, daß der Arzt den Inhalt der vorgefundenen leeren Arzneigläſer mit unabläſſiger, aber mit deutlich erkennbarer Unſicherheit prüfe und entdeckte dieſem, daß die Gräfin geſtern ¡Abend ſie ſelbſt ſowol als auch drei andere Domeſtiken mit Recepten in vier verſchiedene Apotheken geſandt und jene Fläſchchen ſamt den Recepten empfangen und in dieſen Toilettenſchrank verſchloſſen habe. Der Arzt beſtand darauf, die Recepte zu ſehen; der Schrank wurde geöffnet, und er überzeugte ſich aus den leicht aufgefundenen Papieren, daß die Gläſer Opiate enthalten hatten, welche der Gräfin während der Cur zu verſchiedenen Malen verſchrieben worden waren. Dieſe Entdeckung führte den Arzt zu einer zweiten, ſehr hoffnungsreichen; er erſah nämlich aus den Recepten, daß das Opium keineswegs in ſeinem reinen Zuſtande, ſondern ſehr ſtark mit andern Beimiſchungen verſetzt geweſen war, welche deſſen tödliche Wirkung verminderten. Er ſäumte nicht, dem verzweifelnden Grafen die Möglichkeit, Leoniden zu retten, einleuchtend zu machen und ihn zu beruhigen.

Reichliche Einflößungen von Kampferſäure gaben in ihren Erfolgen den Hoffnungen des Arztes neuen Schwung. Leonidens Krämpfe wurden minder heftig, und allmälig verfiel ſie in einen Zuſtand völliger Unempfindlichkeit. Die eingeklemmten Zahnreihen öffneten ſich, der Schweiß ward wärmer, der Athem ruhiger, und Leonide glich einer von ſchweren Mühen in todähnlichen Schlummer gewiegten Erſchöpften.

Ebenſo ungemeſſen, als der Schmerz des Grafen geweſen war, ſo ausſchweifend äußerte ſich jetzt ſeine Freude, welche über alle Beſchreibung geſteigert ward, als die Amme mit der Meldung eintrat, das erſte Zähnchen des kleinen Godefroi habe in dieſer Nacht, während ſich Niemand um das Kind bekümmert, leicht und krampflos ſeinen gefürchteten Durchbruch vollendet. Mit Entzücken erſehnte der Graf den Augenblick, in welchem er, ſein Söhnchen auf dem Arm, ſeine geliebte Leonide mit der freudigen Botſchaft werde begrüßen können, und ſelbſt der unvermuthete Beſuch des Grafen Boémond hielt den

Erguß ſeiner Freude nicht auf. Aber der Gaſt, weit davon entfernt, das Glück ſeines Vetters zu theilen, war vielmehr gekommen, dieſem den beſeligenden Genuß ſeiner Freuden durch Sorgen zu verkümmern und zu vergällen.

Es war nämlich um dieſe Zeit jener Zwieſpalt, einerſeits zwiſchen dem Staatsoberhaupt und einem Theil der verſammelten Notabeln des Königreichs, anderſeits unter dieſen Notabeln ſelbſt ausgebrochen; jener unſelige Zwieſpalt, welcher in ſeinen Folgen Thron und Altar zertrümmerte, das königliche Haus und die Edelſten des Volks unter den Ruinen begrub und noch heute die Welt in bald geheimen, bald offenbaren Kämpfen bewegt. Grade handelte es ſich um die Entſcheidung der großen Frage, ob der Adel und die Geiſtlichkeit auch fürderhin keine andern Pflichten und Sorgen als die des Genuſſes für das Vaterland haben, oder ob ſie auch Theil nehmen ſollten an der Tragung der Laſten, mit welchen der dritte Stand überbürdet war.

Die Sorge, ſeinem Stande den fernern Beſitz ſeiner angeerbten Bevorrechtungen zu erhalten, beſchäftigte den Grafen Boémond unabläſſig, und ſie war es, welche er in die glühende, grade in dieſer Stunde für keine Sorge in der Welt empfängliche Bruſt des Grafen Godefroi zu werfen verſuchte.

„Wer, wie ich," rief dieſer, „ein ihm wiedergeſchenktes geliebtes Weib in dem einen, und ſein Kind, mit ſeinem erſten Zähnchen begabt, in dem andern Arm hält, der iſt erhoben über die niedern Sorgen der Erden! Mir iſt jetzt ſo leicht, ſo wohl, daß ich die Bürden aller Sterblichen auf mein Herz laden könnte, ohne den Druck ihrer Schwere zu empfinden! — O, daß es doch Menſchen geben möchte, die ich Glücklicher beglücken könnte! — Doch was will ich denn? es gibt ja ſolche: von heut an ſchenk' ich meinen Unterthanen die Freiheit! Nicht mehr ein Herr über ſeine Knechte, nein, ein Vater unter ſeinen Kindern, will ich und ſoll mein Godefroi und jeder meiner Nachkommen, ſo lange das Haus Pontgris blühen wird, von nun an nur beglücken ſtatt zu herrſchen!"

Mit einem Geſichte, als erkenne er den Ausbruch eines plötzlichen Wahnſinns, blickte Graf Boémond den Begeiſterten ſeitwärts an und fragte dann, das Geſpräch abſichtlich auf einen andern Gegenſtand leitend: „Alſo Ihre Gemahlin iſt erkrankt? und ſo plötzlich? — ſie ſchien geſtern Mittag doch ſehr geſund; welcher Zufall hat ſie denn ſo ſchnell niedergeworfen?“

Dieſe Frage ſetzte den Grafen Godefroi in nicht geringe Verlegenheit; wie konnte er dieſe, auf welche er ſelbſt noch keine Antwort geſucht hatte, einem Dritten beantworten? Er fing an, aus dem Stegreif zu reden, ſtockte, ſprach wieder und verwickelte ſich endlich in ſo viele Widerſprüche, daß ſein Gaſt zu einer faſt ebenſo klaren Anſicht des Vorfalls gelangen mußte, als derſelbe durch den Empfang eines offenen Geſtändniſſes erreicht haben würde. Er verweilte noch einige Zeit unter aufmerkſamen Beobachtungen und empfahl ſich endlich mit einer zweideutigen Miene, die nur dem ſchwindelnden Gatten, dem glücklichen Vater unbemerkt bleiben konnte.

Kaum hatte aber der Vetter ſich entfernt, als deſſen Forſchung nach der Urſache der plötzlichen Erkrankung Leonidens eine Menge jener verwandter

Fragen in des Grafen Seele erweckte. Leonidens Abſicht, ſich ſelbſt zu tödten, war nicht zu bezweifeln; ihr geſtriger Abſchied war beſtimmt geweſen, ein Abſchied auf ewig zu ſein. Aber welche Veranlaſſung hatte ſie gehabt, ſich eigenmächtig des Lebens zu berauben? Vergebens fragte ſich der Graf nach den Beweggründen einer ſolchen entſetzlichen That. Leonide liebte ihn, das wußte er ſeit geſtern mit Zuverläſſigkeit; ſie liebte ihr Kind mit gleicher Innigkeit, daran konnte er jetzt ebenſo wenig zweifeln; was konnte alſo eine liebende Mutter, eine liebende, geliebte Gattin, eine reich begüterte, angeſehene, geſunde, völlig ſorgenfreie Frau zu einem ſolchen Schritte bewogen haben? — Daß der Brief, welchen ſie geſtern durch den Grafen Boémond empfangen hatte, in nahem Zuſammenhange mit ihrem Tödtungsverſuche ſtehen mußte, konnte er nicht bezweifeln, und er hielt es für eine Pflicht, die er ſich ſelber ſchuldig ſei, den tiefen Schlaf ſeiner Gemahlin zu benutzen und dieſem Briefe nachzuſpüren, um die Quelle ihrer unbegreiflichen Seelenverſtimmung kennen zu lernen. Aber dieſer Brief war nirgends zu finden, und er konnte nicht bezweifeln, daß Leonide ihn vernichtet habe.

Dieſe ſchlummerte ununterbrochen, aber immer ruhiger und krampfloſer fort; da gedachte der ungeduldig harrende Graf ſeines heutigen Vorſatzes, dem Volke ſeiner eignen Herrſchaft ſowol als auch den zu Luclauſe gehörigen Unterthanen, die Befreiung aus ihrem ererbten unnatürlichen Sklavenjoch und ſeinen Standesgenoſſen in ganz Frankreich ein Beiſpiel zu gewähren. Er ſchrieb an Leonidens Bette die ſeinen Willen bekundenden Briefe an den Oberverwalter ſeiner Erbherrſchaft an den Pachter von Luclauſe, deſſen Pachtabtrag er im Verhältniß mit der Verminderung der durch die Freigebung ſeiner Unterthanen verringerten Gutserträge, herabſetzte, und beendete den in der vorigen Nacht angefangenen Brief an Legrange, welchem er eine oberflächliche Nachricht von Leonidens Krankheit und von ſeinen, in Bezug auf die Wohlfahrt ſeiner Bauern getroffenen Anordnungen gab.

Er fertigte zur Ueberbringung dieſer Briefe zwei ſeiner Leute als Eilboten ab.

Kurz vor Anbruch des nächſten Morgens ſchlug Leonide endlich die Augen auf, ſchloß ſie aber, völlig abgeſpannt, ſo ſchnell wieder und ſank ſo unaufhaltſam in ihren vorigen ſchlafähnlichen Zuſtand zurück, daß es kaum möglich war, den Augenblick ihres Wachens zu benutzen, um ihr einen Löffel voll Arznei einzuflößen. In einem ſolchen Wechſel bewußtloſen momentanen Wachens und unnatürlich tiefen Schlafes verſchlichen acht langwierige Tage; da verkürzten ſich allmälig die Stunden ihres Schlafs, die Augenblicke ihres Wachſeins verlängerten ſich, und ihre Beſinnung fing wieder an zurückzukehren.

Im erſten Augenblick des wiedererweckten Bewußtſeins war ihr Zuſtand ein harmloſer, heiterer. Sie ſchmiegte ſich mit aller Innigkeit ihrer frühern Liebe an ihren Gemahl, der, doch zu früh, an die nun ewig fluchtloſe Wiederkehr ſeiner glücklichſten Zeiten glaubend, Leonidens Erinnerungen durch Hindeutungen auf ihren ſchrecklichen Zuſtand weckte.

„Jeſus!“ ſchrie ſie, verzweiflungsvoll ihr Geſicht bedeckend, „Jeſus! Es iſt wahr! Ich lebe ja noch! Ich hatte es ja gelobt, mein fürchterliches pein- und ſündenvolles Leben! — O, warum haſt Du es mich nicht enden laſſen! Ich würde dort nicht härter büßen, als ich hier büße, und Du würdeſt glücklich ſein.“

„Ich glücklich?“ rief der Graf; „ich ſollte glücklich ſein können, wenn Du mir fehlteſt? — O Leonide, wie hab' ich gelitten in den Stunden Deines Todeskampfes! Leonide, verſprich mir, bei der Ruhe Deines Vaters im Grabe ſchwöre mir, daß Du leben willſt, daß Du nie wieder verſuchen willſt, Deine Tage zu verkürzen!“

Leonide zitterte hör- und fühlbar. „Noch einen Eid!“ ächzte ſie. „Trag' ich denn noch nicht genug Eide und Meineide auf meiner Seele? — O Godefroi, Du weißt nicht, was Du von mir foderſt! Es iſt Dein Unglück, wenn ich es Dir gewähre. Nur mein Tod kann Dich beglücken, ſonſt nichts in der Welt; nicht mein, nicht unſers Kindes Leben. Wiſſe! — Wiſſe: Du haſt die Wahl zwiſchen meinem Tode und Deinem unſäglichen, undenkbaren Unglück! Nun wähle!“

„Dein Leben wähl' ich, und wenn Dein Tod ſelbſt unſer Kind vom Tode zu retten vermöchte!“ rief der Graf. „Nun hab' ich gewählt, und nun ſchwöre mir zu leben!“

„Wohlan,“ ſprach Leonide, „Du haſt gewählt, Gott lenke Dein Herz, daß es nie den Vorwurf, Dich elend gemacht zu haben, auf mich werfen möge. Ich ſchwöre Dir bei der Ruhe der Gebeine meines Vaters, komm' es, wie es Gott verfügt mit Dir und mit mir, nie will ich wieder Hand an mein Leben legen! Aber nun ſchwöre auch Du mir dieſen Eid: wie tief auch die Folgen dieſer Stunde Dich niederdrücken mögen, nie, nie verkürze auch Du Dein Leiden durch die gewaltſame Verkürzung Deines Lebens.“

„Nie, nie, ſo wahr ich an Gottes Liebe und an die Deinige glaube!“ rief der Graf mit gefalteten Händen; „aber Leonide,“ fuhr er fort, „ſage mir —“ „Schweig! Frage nicht! Nichts, nichts mehr!“ rief ſie, gewaltſam nach Athem ringend. „Du haſt Dich losgeſagt von allem Erdenglück, indem Du mich an das Leben feſſelteſt, und zu Deinem Glück gehört ja auch ein Blick in mein Herz. Ich muß es Dir verſchließen auf ewig. Schweig und bereite Dich vor auf die Leiden, die ich Dir zu tragen geben muß, weil Du mich zu leben gezwungen haſt.“

Die Unglückliche ſprach dieſe Worte mit einer ſo ſchauerlichen Betonung, daß der Graf, betäubt von Schreck und Schmerz, die Anwandlungen einer Ohnmacht zu fühlen glaubte. Es ſchien ihn nöthig ſich zu entfernen, um durch den ausbrechenden Sturm ſeiner Empfindungen Leonidens Zuſtand nicht zu gefährden. Er verließ das Zimmer.

Jeglichen Unſegen, welcher das Haupt eines Menſchen treffen, jegliches Leid, durch deſſen Qual das Schickſal eines Menſchen Herz heimſuchen kann, hatte der unglückliche Mann nun ein Jahr lang mit ſeltener Ergebung getragen, die Ereigniſſe der letzten Tage hatten aber den Reſt ſeiner Kraft erſchöpft. Aller Jammer, mit deſſen einzelnen Qualen er ſeither in ununterbrochenem Wechſel gerungen hatte, war jetzt zuſammengehäuft auf einen einzigen Punkt und hielt ihn mit furchtbarer Gewalt niedergedrückt zwiſchen Leben und Sterben; er war ebenſo unfähig zu dem Einen wie zu dem Andern. Nie hatte er

Leoniden ſo heiß, ſo unausſprechlich geliebt wie in dieſem Augenblicke, und dennoch hatte er, angeweht vom Schauer vor ihren Geheimniſſen, ſich nie entfernter von ihr gefühlt als ſeit dieſer Minute, in welcher ſie gleich einer ungeheuern Schickſalsgöttin zwiſchen ihn und ſeine Hoffnungen getreten war.

Aus den Schrecken dieſer fürchterlichen Stunde gab es nur einen Weg der Rettung für ihn, und dieſen führte ihn die Vorſicht. O, wer, der je in ſeinen bängſten Stunden mit den Qualen gebrochener Hoffnungen und ſegensloſer Erinnerungen rang — wer hat es nicht jedesmal empfunden, daß die Liebe des Weltenvaters ihm nie näher geweſen war als grade in den Stunden der hoffnungsloſeſten Verzagung? daß, wenn ſein von Thränen erblindetes Auge keinen Schimmer von Licht in der Tiefe ſeiner Nacht mehr entdeckte, Gottes Vaterſorge ihn auf ungeahnten Wegen aus ſeinem Dunkel riß?

Eben die Hälfte der Nacht mochte verfloſſen ſein, als der Graf durch den Eintritt ſeines aus Luclauſe zurückkehrenden Eilboten geſtört ward, welcher ihm berichtete, daß die Entäußerung ſeiner gutsherrlichen

Rechte zu Gunſten der ihm unterthänigen Landleute ganz andere Erfolge als die gehofften gehabt habe.

Es war nämlich von dem Zwieſpalte der in Paris verſammelten Notablen ein bedenklicher Geiſt ausgegangen, welcher, gleich einer durch den Umherflug der verpeſteten Luft ihr Gift ſchnell verbreitenden Seuche, ſich mit unbegreiflicher Schnelligkeit über ganz Frankreich ausgedehnt hatte. Unfähig, die Begriffe vom Rechte der Menſchen, vom Verhältniſſe des Volkes zum Staatsoberhaupte, von glückverbreitender, geſetzlicher Freiheit und Gleichheit richtig aufzufaſſen, ſchritt das Volk, die Philoſophen Frankreichs misverſtehend, welche in der letzten Hälfte des damals ſcheidenden Jahrhunderts ein zu überraſchendes Licht zu verbreiten geſucht hatten, weit über die Grenze vernunftgemäßer Erwartungen hinaus und fing an eine Stellung für ſich zu hoffen und zu fodern, welche unverträglich mit dem Fortbeſtande bürgerlicher Ordnung war. Unter Freiheit verſtand es Zügelloſigkeit; unter Gleichheit vor dem Geſetze, gleiche Vertheilung der Güter, und unter dem angeborenen

Rechte des Menſchen nichts als das ſchreckliche Recht des Stärkern.

In dieſen Taumel und dieſe Gährung war der Volksgeiſt auch in der Gegend von Luclauſe gerathen, als der Pachter dieſes Gutes deſſen Vaſallen die Großmuth ihres Grundherrn, ihre Erledigung von den bisher getragenen drückenden Feſſeln vernunftwidriger Verpflichtungen verkündete. Aber anſtatt dieſe Großmuth dankbar zu erkennen, ſah das Volk in derſelben nur Furcht und Schwäche, welche keinen andern Zweck haben, als durch ein kleines, freiwillig gebrachtes Opfer der Erzwingung eines größern vorzubeugen. Arbeitsſcheue, böswillige Menſchen bemächtigten ſich des Taumels der Verblendeten und verleiteten ſie, das ihnen dargebotene Geſchenk nur als einen kleinen Theil des ihnen gebührenden Tributs zu empfangen und die ihnen noch vorenthaltene größere Hälfte deſſelben mit Ungeſtüm zu fodern.

Dieſes waren die Nachrichten, welche der Eilbote dem Grafen überbrachte, und ein Schreiben von dem Pachter beſtätigte dieſelben. Es ſei, ſchrieb dieſer, zur Beſänftigung der gährenden Gemüther kein anderes Mittel als die ſchleunige Ankunft des Grafen ſelbſt übrig. Er, im Beſitz der Liebe und Verehrung des größten Theils der Aufgewiegelten, werde dieſe durch das Uebergewicht ſeiner Milde zu ihren verkannten Pflichten zurückführen und dem Einſchreiten einer ſchmerzenden Strenge Seitens der Verwaltungsbehörden vorbeugen können.

Dieſe Unglückskunde gab den auf einen Punkt zuſammengedrängten Gefühlen des Grafen andere, ſie günſtig zerſtreuende Richtungen. Zum erſten Male bebte der Anblick ſeines ſchwindelnden Vaterlandes ihn an, und ſchwer fiel der Vorwurf, daß er das, für den Empfang ſeiner Gabe unvorbereitete Volk zu deren Misbrauch veranlaßt habe, auf ſein Herz. Er beſchloß ſofort die Reiſe nach Luclauſe anzutreten, um den böſen Geiſt, welchen er ſelbſt dort erweckt hatte, durch Milde zu beſchwichtigen und die Herſtellung der Ruhe durch Zwangsmittel unnöthig zu machen.

Die Frage, ob er Leoniden zur Begleitung auffodern ſolle, verneinte er ſich bald. Der Zweck ſeiner Reiſe litt keine Unterbrechung durch eine Nachtruhe, deren Leonidens erſchöpfter Körper dringend bedurfte. Auch foderte die Pflege des kränkelnden Kindes die Aufſicht der Mutter.

Er bereitete noch in derſelben Nacht ſeine Abreiſe vor und ſchlich, als der längſt angebrochene Morgen ihn hoffen ließ, ſeine Gemahlin erwacht zu finden, in ihr Zimmer.

Sie ſchlief nicht mehr, oder hatte vielleicht gar nicht geſchlafen, denn ihre Augen trugen die Spuren des Zuſtandes eines Ueberwachten, und die ſchlaffen Züge ihres todtenbleichen Angeſichts ſtanden im Einklang mit der Mattigkeit ihrer Blicke.

Der Graf kündete Leoniden die Vorgänge in Luclauſe und ſeine Abſicht an, auf der Stelle dahin abzureiſen. Mit ſichtbarem Schrecken blickte ſie auf ihn, dann wieder vor ſich hin, und ihre Züge nahmen allmälig einem beſtimmten düſtern Ausdruck an. „Reiſe!“ ſprach ſie; „es iſt gut, daß Du gehſt! Wenn Du wiederkommſt, dann wird's ja vorbei ſein“

Sie ſprach die letzten Worte mit matter Stimme und ließ das Haupt ſinken.

„Was wird vorbei ſein, wenn ich wiederkomme?“

rief der Graf mit neu ausbrechender heftiger Beängſtigung. „Leonide, was wird vorbei ſein? — Dein Leben? — Gedenke Deines Schwurs!“

„Fürchte nichts für mein Leben, inſofern ſeine Fortdauer in meiner Gewalt ſteht,“ antwortete Leonide. Da ſeufzte ſie mit einem Male tief auf, blickte weniger düſter, gleichſam als habe der tiefgeſchöpfte Athemzug ihre Bruſt erleichtert, den Grafen an, zog ihn zu ſich nieder und rief: „O Gott, noch iſt nicht jede Hoffnung verloren! Noch iſt die Möglichkeit meiner Rettung nicht ſpurlos entſchwunden! — Hoffe, Godefroi! O Gott! — Geh! Geh! — Kein Wort mehr!“

Sie entzog ſich ſeiner Umarmung mit Gewalt; noch einmal bedeckte der Graf das Geſicht ſeines Kindes mit ſeinen heißen Küſſen und Thränen, riß ſich dann los und ſprang in den bereits harrenden Wagen.

Sein Weg durch die Straßen der Hauptſtadt führte ihn der Wohnung des Grafen Boémond vorüber; er befahl zu halten und flog hinauf, um ſeine verlaſſene Leonide der Theilnahme ſeines Vetters und deſſen Angehörigen zu empfehlen.

Er ward gemeldet und angenommen, aber ſeltſam geſpannt war ſein Empfang und faſt verletzend die Kühle, mit welcher die Damen ſeine Bitte, während ſeiner Abweſenheit Leonidens eingedenk zu ſein, empfingen. Die Abgemeſſenheit ihrer höfiſch kalten Erwiderung war ebenſo leicht für eine Ablehnung als für eine Genehmigung der Bitte des Grafen zu deuten, und dieſer nahm gern die nothwendige Beeilung ſeiner Reiſe zum Vorwande, ſeinen Beſuch abzukürzen.

Schon lag die Barrière von Paris hinter ihm, und noch immer ſann er über die faſt beleidigende Froſtigkeit nach, mit welcher alle Mitglieder jener Familie, beſonders aber der weibliche Theil derſelben ſeine Bitte, ſich ſeiner Gemahlin anzunehmen, wie überhört behandelt hatten, und plötzlich fiel es ihm ein, daß während ſeines erſten Beſuchs in dieſem Hauſe die beiden jungen Gräfinnen kein einziges Wort an Leoniden gerichtet, und daß die Mutter während ihres Geſpräches mit derſelben ſie häufig mit zweideutigen Seitenblicken gemeſſen hatte. Es fing an dem Grafen wahrſcheinlich zu werden, daß dieſe Familie von dem Plane ſeines verſtorbenen Vaters, ihn mit einer der Töchter derſelben zu verbinden, Kenntniß gehabt und der Schuldloſen, welche der Verwirklichung dieſes Entwurfs in den Weg getreten war, grollen möge. Lange hielt er jedoch dieſen Gegenſtand nicht feſt, ihn verdrängte die Erinnerung an ſein häusliches Leiden, welches ihn während ſeiner ganzen im Fluge zurückgelegten Reiſe nicht verließ.

In Cahors fand er ein Schreiben vor, welches ihn an dieſen Ort unerwartet feſſelte. Sein Pachter meldete ihm nämlich, die ungünſtige Stimmung des Landvolks habe einen ſo gefährlichen Grad erreicht, daß die ſo ſehr erſehnte Anweſenheit des Grundherrn jetzt, ſtatt vortheilhaft, wie er gehofft habe, nur nachtheilig wirken könne. Der alte Haß, welcher vor Jahren die Calviniſten und die Katholiken gegen einander erbittert habe, ſei unter den gegenwärtigen Verhältniſſen heftiger als je ausgebrochen. Die letztere Partei, als die ſtärkere, habe in verſchiedenen bedenklichen Reibungen geſiegt und ſei durch dieſe Siege in eine ſo fanatiſche Begeiſterung verſetzt worden, daß ſie von nichts Anderm rede als von einer gänzlichen Ausrottung ihrer Glaubensfeinde, zu welchen ſie ganz öffentlich auch den Grafen zähle; die calviniſtiſche Partei hingegen, nicht weniger als jene angeregt, erwarte mit Sehnſucht ſeine Ankunft, um ſich ſeiner als Parteihaupt in dem beabſichtigten Kampfe zu bedienen und unter ſeiner Leitung dem andern Haufen die Spitze zu bieten. Unter dieſen Umſtänden ſei daher die Ankunft des Grafen nicht rathſam, und beſſer ſcheine es für ihn und für das unruhige Volk zu ſein, wenn er einige Zeit in Cahors ohne Aufſehen zu erregen verweile und an dieſem Orte ruhig die Kunde von einer hoffentlich günſtigen Wendung der Verhältniſſe abwarte. Der Graf überzeugte ſich, daß ſeine Ankunft in Luclauſe wirklich das Signal zu blutigen Auftritten geben könne, und beſchloß einige Tage in Cahors zu verweilen. Er gebot ſeinem geringen Gefolge, ſeinen Stand und Namen zu verheimlichen, billigte in einem Briefe an den Pachter deſſen Anſicht und lud in einem zweiten, welchen er durch einen ſeiner Diener befördern ließ, Legrange ein, ihn zu beſuchen.

Fünf Tage lang beobachtete der Graf den hier ſich regenden Volksgeiſt, und täglich mehr beſtätigte ſich ſeine Entdeckung, daß nicht allein in Luclauſe die verſchiedenartigſten Stoffe in ausbruchdrohender Gährung begriffen waren, ſondern daß auch in dem benachbarten Guienne, ja, wie man von nah und von fern vernahm, in ganz Frankreich ein fürchterlicher Aufruhr der Gedrückten gegen ihre Bedrücker, der Armen gegen die Reichen, der Faulen gegen die Fleißigen, der Muth- und Böswilligen gegen Ordnung und Recht drohe.

Der eigne Kummer des edeln Mannes trat vor dem großen allgemeinen Leiden, welches, einer ungeheuern Wolke gleich, die den ganzen Himmel mit ihren ſchwarzen Flügeln bedeckt, mit Rieſenſchritten heraneilte, in den Hintergrund ſeiner Seele. Mit ſteigender Ungeduld harrte er ſeines Freundes Legrange, von deſſen Wahrnehmungen er Troſt zu empfangen hoffte; aber ſein Bote kehrte zurück, ohne den ſchon ſeit einiger Zeit in Berufsgeſchäften verreiſten Paſtor gefunden zu haben.

Es ſchien, als beabſichtige die Vorſehung dem

Grafen von Zeit zu Zeit Mittel zu gewähren, neue Kraft zur Tragung neuer Qualen zu ſammeln; denn in der That waren die Ereigniſſe, welche jetzt ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, bedeutend genug, um der Herrſchaft ſeines ältern Schmerzes wenigſtens in einzelnen Stunden theilend entgegenzutreten und ſeinem Herzen eine kurze Ruhefriſt von ſeiner Marter zu geſtatten; aber immer von Neuem trat der fürchterliche Genoß ſeiner Tage und ſeiner Nächte, der Gedanke an Leonidens geheimnißvolles Elend, wieder aus dem Hinterhalte, ergriff ihn und ſpannte ihn zu neuen Martern auf das Folterbette, welchem eine Sorge anderer Art ihn kaum entriſſen hatte. So glich der Unglückliche einem Verfehmten, der vergebens die Spur ſeines flüchtigen Schrittes verwiſcht und vergebens ſelbſt zu den Höhlen, von Ungeheuern bewohnt, ſeine Zuflucht nimmt. Tauſend unſichtbare Späher heften ſich an ſeine Ferſen; tauſend Augen ſuchen und finden ihn, wo er ſich auch verſtecke, und tauſend gewaltige Arme ſtrecken ſich polypenartig nach ihm aus, um ihn zu umwinden und ſein dem Richter im Verborgenen verfallenes Haupt vor der geheimen, unentrinnbaren Macht niederzubeugen.

Der Graf erhielt von ſeinem Pachter ein neues Schreiben, in welches ein anderes ſich eingeſchloſſen befand, das, von Paris kommend, für ihn in Luclauſe eingelaufen war. Das große Lilienſiegel verkündete eine königliche Behörde als Abſenderin deſſelben. Geſpannt erbrach der Graf das amtliche Schreiben und fand mit ſchwindelnden Sinnen eine Vorladung von dem oberſten Gerichtshofe des Königreichs, ſich in einem ganz nah bevorſtehenden Termine vor demſelben zu geſtellen und ſich gegen die wider ihn erhobene Anklage zu vertheidigen, daß er ſeine Gemahlin gewaltſam verhindere, zur katholiſchen Kirche überzutreten. Zum zweiten und zum dritten Mal überlas der Graf, ſeinen Augen mistrauend, die Vorladung und dann erſt die derſelben beigefügte, von der hohen Geiſtlichkeit gegen ihn eingereichte weitläufige Klage. — Welcher Quell ſtrömte dieſes Gift ihm zu? War, trotz Leonidens Verſicherung, daß ſie die katholiſche Kirche eher haſſe als liebe, dennoch vielleicht ihre geheime Anhänglichkeit an dieſelbe der

Grund ihrer ſo ängſtlich verborgenen Leiden? Und hatte ein anderes Auge vielleicht ſchärfer als das ſeinige geſehen, dieſe Anhänglichkeit entdeckt und ihr Beharren bei der ererbten Lehre etwa Zwangsmitteln von ſeiner Seite beigemeſſen? Nein, das war nicht möglich, denn er ſelbſt hatte ja Leoniden zu dem Uebertritt zu bewegen geſucht, und ſie ſelbſt hatte ihn entſchieden zurückgewieſen. Was berechtigte ihn, Leoniden der Verſtellung, der Lüge fähig zu halten? Sie wachte über ein ihm unerklärbares Geheimniß mit ſeltener Standhaftigkeit, ſie war unglücklich durch dieſe Laſt auf ihrer Bruſt, aber nicht unwahr. Sie wollte, ſie mußte er fragen, ob ſie die Quelle dieſer auf ihn geworfenen Beſchuldigung kenne, und er war es gewiß, Wahrheit auf ihren Lippen zu finden.

Er ließ Pferde beſtellen, warf ſich in den Wagen und eilte nach Paris zurück.

In Eſtampes traf der Graf während des Pferdewechſels mit der zu gleichem Zwecke dort aufgehaltenen narbonner Diligence zuſammen und fand das Zimmer mit Paſſagieren angefüllt, die aus dem bewegten Süden Frankreichs nach dem ſchon übervölferten Paris, dem Urſprungsorte jener ungeheuern Schwingungen, eilten, die, von Welle zu Welle ſich fortpflanzend, in immer weitern Kreiſen das Königreich bewegten. Der Graf, mehr um den unbeſcheiden fragenden Aufwärter als um ſeine ſpärliche Eßluſt zu befriedigen, foderte ein Frühſtück. Es wurde ihm, wahrſcheinlich mit Rückſicht auf ſeine glänzende Equipage, welche auf einen gefüllten Beutel ſchließen ließ, ſehr reichlich aufgetragen; er genoß etwas und bemerkte, während er ſpeiſte, einen zur Diligence gehörigen Fremden, welcher ſein Auge mit einer ſchlechtverborgenen Sehnſucht auf den Speiſen ruhen ließ, die den Tiſch bedeckten. Dieſe Blicke, welche verſtohlen, aber dennoch unabwendbar, wie das Eiſenſpitzchen einem unſtäten Magnete, den Bewegungen ſeiner Meſſer und Gabel folgten, erfüllten den Grafen mit Mitleid, und einige freundlich an den Fremden gerichtete Worte verfehlten nicht ihren Zweck, ein Geſpräch mit ihm einzuleiten und dem Grafen in Folge deſſelben Gelegenheit zu geben, den augenſcheinlich Hungernden zur Theilung ſeines Mahls einzuladen. Der Fremde ward geſprächiger und auf den erſten Wink des Grafen deſſen Gaſt. Mit menſchenfreundlichem Vergnügen nahm der Graf die Eßluſt des Unbekannten wahr, welche deutlich verrieth, daß dieſer Hunger ein lange ungeſtillter ſei, und die Beobachtung ſeines Appetits leitete die Aufmerkſamkeit des gütigen Wirths endlich auf die Betrachtung der Perſon ſeines Gaſtes. Ein ſtarkes, markiges Knochengebäude, ein ſcharfgezeichnetes Geſicht, halb verſteckt unter einem kräftigen Haarwuchs, welcher, der noch herrſchenden Mode entzogen, zwanglos, faſt wild auf den rabenſchwarzen Backenbart niederhing, verbunden mit einem ſichtbar von ſchwerer Arbeit gehärteten Händepaar, ließen den Grafen einen Seemann in des Perſon ſeines Gaſtes vermuthen, welcher, nach dieſen Kennzeichen zu ſchließen, wol nicht den feinern Claſſen angehören mochte. Die Wahl der Gegenſtände indeß, über welche er ſprach, und die Gewandtheit, mit welcher er dieſelben im Laufe ſeiner Unterhaltung zu behandeln verſtand, zeigten Spuren nicht gewöhnlicher Bildung, die der überraſchte Graf hinter dieſer unſcheinbaren Kleidung nicht geſucht hatte.

An den verſchiedenen andern Tiſchen wand das Geſpräch, wenngleich auch nicht im allgemeinen Zuſammenhange, ſich doch um ein und denſelben Gegenſtand. Es war derſelbe, welcher jetzt in ganz Frankreich, ſowol in den Prachtſälen den Großen des Reichs wie in der niedrigſten Hütte dem ärmſten Hirtenknechte den einzigen Stoff zur Unterhaltung lieferte. „Das iſt die Floge der unſeligen Politik!“ ſeufzte eine Stimme in der Nachbarſchaft des Grafen; „um England mit einem Schlage zu Grunde zu richten, haben wir ſeinen rebelliſchen Unterthanen eine Armee zum Beiſtande gegen ihr Mutterland über das Meer geſandt, und die Armee kommt angeſteckt von republikaniſchen Ideen zurück und beſtürmt Thron und Altar.“

„Wer nennt das Nationalheer Frankreichs angeſteckt? wer ſchmäht die Grundſätze des freien Amerikas?“ ſo fragte der Gaſt des Grafen mit donnernder Stimme, kauend ſein Geſicht nach dem verſchüchterten und ſchnell verſtummenden Redner umwendend. „Unſer Thron iſt ſeit Jahrhunderten in Schmuz verſunken und muß gereinigt werden — mit

Blut, wenn's nicht anders ſein kann," fuhr der Fremde fort, und der Graf bemerkte mit Schrecken die gefüllt geweſene Burgunderflaſche leer. Der gegenwärtig beginnende Auftritt rief ihm die Scene in dem Wirthshauſe zu Lacaparède ins Gedächtniß zurück, in deren Folge ſein Schwiegervater dem Tode und er ſelbſt ſeinem jetzigen Schickſale hingeliefert worden war. Aengſtlich winkte er ſeinem Bedienten und befahl die Beſpannung ſeines Wagens zu beſchleunigen; der Bediente erwiderte ihm aber, der Poſtbeamte habe verſichert, vorerſt die Diligence abfertigen zu müſſen, bevor an des Grafen Weiterbeförderung zu denken ſei.

„Ein Einziges hab' ich den Bourbons nachzurühmen," ließ der Fremde ſeine Stimme wieder erſchallen, „und dies einzige Ruhmwerthe iſt ihre Feindſchaft gegen jenes hochmüthige verrätheriſche England. Dieſe Inſulaner, dieſe eidbrüchigen Handelsleute haben mich, mich, einen franzöſiſchen Offizier, der bei Fort Rhedobank tödtlich verwundet in ihre Hände fiel, wie einen Räuber behandelt, der mit Brecheiſen und Dietrich in ihre Häuſer bricht. Drei Jahre lang haben ſie mich den Irokeſen und den Nadoweſſiern zur Aufbewahrung übergeben und mich zum Wilden unter jenen Wilden gemacht. Dann, ſtatt mich auszuwechſeln, haben ſie mich von Inſel zu Inſel, von Schiff zu Schiff geſchleppt; und als es mir endlich gelang, aus ihren Mörderhänden zu entfliehen, da haben ſie es gewagt, mich, mich, einen franzöſiſchen Offizier, mich, einen Waffengenoſſen eines Lafayette, eines Lameth, eines Latour Maubourg, zum Matroſen zu preſſen, und — und —"

Der Schmerz dieſer Erinnerungen ſchien den Erzähler zu überwältigen. Der Graf, deſſen Mitleid mit dem Unglücklichen ihn deſſen Unmäßigkeit vergeſſen ließ, ſann eben über eine gute Art nach ihn mit einer Unterſtützung zu verſehen, welcher der Gemishandelte augenſcheinlich ſehr bedürftig war; doch bald hatte ſein Gaſt ſeine Wehmuth niedergekämpft und begann wieder zu reden:

„Endlich nach zehn Jahren find' ich Gelegenheit, mich zu retten. Ich entfliehe zum zweiten Male und küſſe glücklich die Erde Frankeeichs! Aber Frankreich kennt mich nicht mehr! — Meinen Vater find' ich todt;

meine Mutter, todt; meinen Bruder, todt; meine älteſte Schweſter, todt — ich ſelber gelte für todt! Mein väterliches Beſitzthum iſt als Erbe in die Hände meiner noch einzig lebenden Schweſter gefallen, und dieſe iſt verarmt; meine Stelle in der Armee iſt beſetzt, und nun ſteh' ich, in der Blüte meines Lebens, kaum dreißig Jahre alt, aber durch meine Wunden unfähig zum Kriegsdienſt, in dieſer für mich ausgeſtorbenen Welt. Ich habe in drei Briefen, die ich an den Stufen des Throns niederlegte, vergebens um Brot gebettelt; jetzt will ich ſehen, ob meine Worte nicht mehr vermögen als meine Briefe. Ich will auf die Stufen dieſes Throns meinen Fuß ſetzen, hinaufſchreiten und Dem, der auf demſelben ſitzt, ein Wort ins Ohr donnern, ein Wort das —"

In dieſem Augenblick blies der Poſtillon; die Paſſagiere eilten dem Poſtwagen zu. „Mein Herr," ſprach der Graf, ſeinen Gaſt feſthaltend, „Sie ſind für den Augenblick in Verlegenheit; könnten Sie ſich entſchließen von einem Unbekannten ein kleines Darlehn bis auf beſſere Zeiten anzunehmen?" Mit dieſen Worten drückte der Graf ein Papier, in das er ungezählt ſchnell mehre Goldſtücken eingewickelt, in die Hand des Fremden und entzog ſich dem Danke oder der Ablehnung der Gabe durch ſchnelle Entfernung.

Grade fing es an zu dämmern, als der Graf die Barrière von Paris paſſirte. Plötzlich hielt der Wagen; das zur Umarbeitung aufgeriſſene Steinpflaſter hemmte nämlich auf dieſem Wege die Paſſage. „Umgekehrt!“ rief einer der Steinſetzer. „Es geht nicht, die Straße iſt zu eng,“ erwiderte der Poſtillon. „Es geht!“ antwortete jener. „Iſt die Straße doch breit genug für die narbonner Diligence geweſen, welche vor wenig Stunden auch auf dieſer Stelle umwenden mußte.“

Der Graf beſann ſich, daß der Wagen einen ſehr großen Umweg machen müſſe, um auf einem andern Wege als dieſem, für Fuhrwerk verſperrten zu ſeiner Wohnung zu gelangen, und beſchloß, die für Fußgänger ſehr kurze Strecke dahin zu Fuße zurückzulegen. Er ließ den Schlag öffnen, ſtieg aus und ging die Straße hinab, während ſein Poſtillon die Wendung verſuchte.

Zehntes Capitel.

Was ſuchſt du mir dich zu verſtecken?
Sei offen, flieh nicht meinem Blick!
Früh oder ſpät mußt' ich's entdecken,
Und hier haſt du dein Wort zurück.

Was ich geſollt, hab ich vollendet;
Durch mich ſei dir von nun an nichts verwehrt;
Allein verzeih dem Freund, der ſich nun von dir wendet
Und ſtill in ſich zurücke kehrt

Goethe.

Mit jeder Station, welche den Grafen der Hauptſtadt genähert hatte, war der Druck ſeiner Erinnerungen ſchwerer geworden. „Was iſt es, das vorbei ſein wird, wenn ich zurückkehre? Welche Hoffnung hat Leonide noch für ſich und für mich?“ — Dieſe Fragen, wenn ſie auch von andern dazwiſchentretenden Ereigniſſen für einzelne Augenblicke in den Hintergrund ſeiner Gedanken gedrückt wurden, drängten ſich immer wieder mit neuer Gewalt in ſeinen Geſichtskreis, wie dem Mörder das Bild des Gemordeten aus jeder Wolke, aus jedem Nebel, aus jedem Nachtdunkel auftaucht, in deren Tiefen er es verloren wähnte. Jetzt, da der Graf ſich dem Ziele ſeiner Reiſe näherte, da die Umgebungen ſeiner Wohnung ihn gleich alten Bekannten begrüßten, jetzt verdoppelten ſich die Schrecken jener Fragen: „Was iſt jetzt entſchieden? Was hab' ich zu hoffen? Was werd' ich finden?“

Eben bog er in die gekrümmte Querſtraße, an deren Ende das von ihm bewohnte Haus lag, als er aus der Thüre eines Gaſthofes niedern Ranges einen Mann treten ſah, den er augenblicklich für den Fremden erkannte, welcher in Eſtampes ſein Gaſt geweſen war. Der Unbekannte ſchritt in der Richtung ſeines Weges dicht vor ihm.

Der Graf, zu zart, um nicht die Vermeidung eines Zuſammentreffens mit dem von ihm beſchenkten Fremden zu wünſchen, verkürzte ſeine Schritte und folgte ihm in ſo weiter Entfernung, daß er ſich, unterſtützt durch die zunehmende Dämmerung, vor einer möglichen Erkennung geſichert halten durfte. Mit einer unangenehmen Befremdung bemerkte er aber, daß der Unbekannte Jemand zu ſuchen ſcheine, welcher ganz in der Nähe ſeines Hauſes wohne, indem er hier ſtehen blieb und die Nummerbezeichnungen der Häuſer prüfte. Der Aufenthalt, welchen dieſe Unterſuchung veranlaßte, brachte den Grafen unwillkürlich wieder in die Nähe ſeines geweſenen Gaſtes, und ſehr unangenehm überraſcht, ſah er dieſen in ſeine eigne Wohnung eintreten. Er zweifelte nun nicht mehr, daß ſein Name dem Fremden bekannt geworden, und dieſer auf dem Wege ſei, ihm entweder ſeinen Dank abzuſtatten, oder ihm das empfangene Geſchenk, als ihn verletzend, zurückzubringen. Aber mit einer noch weit größern Ueberraſchung, als die erſte geweſen war, hörte der Graf den Unbekannten, welcher, dicht vor ihm hergehend, die Schwelle ſeines Hauſes überſchritt, ſeinen Portier fragen:

„Hier wohnt die Gräfin Saint Hilaire de Pontgris?“

„Eine Treppe hoch,“ antwortete der Portier und zog die meldende Klingel.

Ein Bedienter kam und fragte nach Stand und Namen; der Fremde nannte dieſen, jedoch unverſtändlich für das Ohr des Grafen, und ſchritt dem Bedienten, der ihn zu melden ging, auf dem Fuße nach. Der Graf folgte dem befremdenden Beſuche unwillkürlich und blieb an der Thüre des Vorzimmers ſtehen.

„Darf ich bitten hier zu verweilen, bis ich Sie gemeldet habe?“ ſprach der Bediente, indem er in Leonidens Zimmer ging.

Der Unbekannte antwortete nicht und ſchritt leiſe, mit einer Frechheit, die den Grafen zur unmittelbaren Folge bewog, hinter dem Bedienten her.

„Wer?“ ſo hörte der Graf Leonidens Stimme aus dem Innern ihres Zimmers fragen; „wer iſt es?“

„Ich bin's, Cäcilia!“ antwortete der Fremde, ſchob den ſtaunenden Bedienten heftig auf die Seite und ſchloß Leoniden mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit in die Arme.

Erſtarrt ſtand der Graf einem Spiegel gegenüber, welcher das meduſenartige Bild einer ihn verſteinernden Gruppe aus Leonidens Zimmer auffing und es ſeinen faſt gebrochenen Augen wiedergab. Seine Leonide ſtand, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, unbeweglich wie eine Marmorſäule, an den Tiſch gelehnt, deſſen Beleuchtung hell auf ſie niederfiel. Der Fremde, ſie feſt umſchlingend, bedeckte ihre Stirn und ihre Hände mit Küſſen.

„Cäcilia, Du haſt Deinen Florian vergeſſen?“ rief der Fremde mit dem Tone des Vorwurfs.

Da ſah der Graf Leonidens Hände von ihrem Antlitz ſchlaff herabſinken. „Vergeſſen?“ rief ſie; „nein, vergeſſen hab' ich Dich nicht! Dein Bild iſt mir erſchienen am Sterbebette meiner Mutter — am Begräbnißtage meines Vaters — in jedem Licht- und Schattenpunkte meines Lebens!“

Die Küſſe des Fremden verſchloſſen Leonidens Mund. Ein niegefühlter Schmerz zerknickte das Herz ihres unglücklichen Gemahls. „Barmherziger Gott,“ ſo wähnte er aufzuſchreien, aber ſeine luftleere Bruſt hatte die Kraft verloren, und ſeine Stimme war klanglos. „Barmherziger Gott! an wen hab' ich den Reichthum meiner Liebe verſchwendet!“ So ſchrie es in ſeinem Innern mit tauſend gellenden

Zungen. Mit dieſer Frage drängten ſich alle Qualen, die, von einem ungeheuern Verhängniß für Tauſende vereinzelt, jedem Einzelnen dieſer Tauſende zu Boden gedrückt haben würden, in das Herz des Unglücklichſten aller Menſchen zuſammen. Es ſchien ihm in ſeiner Betäubung, als wären die Wände um ihn her ihm näher gerückt, klemmten ihn ein und preßten bis zur Athemloſigkeit; und dem Inſtinct nachgebend, ſchlich er längſt den Wänden fort, die Treppen hinab und blieb, kühl und erfriſchend von der Zugluft angeweht, in der Hausthüre vor der Portierloge ſtehen. Die friſche Luft, welche unwillkürlich ſeine Bruſt einſog, hauchte die Nebelwolke allmälig hinweg, welche lähmend auf ſeinen Sinneswerkzeugen lag; er fing an wieder zu denken; aber ſeine Gedanken glichen ſchrecklichen Ungeheuern, welche mit ſchlangenartigen Zungen die verwundbarſten, die wehrloſeſten Stellen ſeines Herzens eine nach der andern anfielen. Auf das entſetzlichſte Schickſal war er vorbereitet geweſen, auf das fürchterlichſte Leiden, aber auf Leonidens Untreue nicht! — Dieſes innige Verhältniß mit dieſem Manne war alſo ihr fürchterliches

Geheimniß geweſen. Jener Brief, deſſen Empfang ihr die Worte: „Nicht alles Verſtummte iſt todt!“ entpreßt hatte, war alſo der anmeldende Bote dieſes verſtummten Lebendigen geweſen. Das Gefühl der Unvereinbarkeit ihrer neuen Pflichten mit jenen ältern, die Furcht vor dem um ſeinetwillen aufgegebenen Jugendgeliebten hatten ihr das Verbrechen gegen ſich ſelbſt, den Selbſtmord, aufgedrungen; und nachdem dieſer Verſuch misglückt war, was blieb der Verbrecherin übrig, als die Flucht mit dieſem Verbündeten ihrer Seele zu ſuchen? — „Es iſt vorbei, wenn Du wiederkommſt,“ ſo hatte ſie geſagt, ehe ſie den unglücklichen Gatten verließ. Nun war ihm der Sinn dieſer Worte enträthſelt; er hatte ſie nicht mehr finden ſollen; aber zu früh war er zurückgekehrt, zu ſpät der geheim Geliebte gekommen. Noch war das Werk nicht zur Reife gediehen, aber dieſe Stunde war beſtimmt, es durch die Glut der Hölle in unnatürlicher Eile zu reifen. — Doch Leonidens letztes Wort war ja ein Troſtwort geweſen; noch ſei Rettung möglich, hatte ſie geſagt und ihn zu hoffen ermuntert. So war alſo der Plan zur Flucht noch kein feſter in ihrer Seele geweſen? ſo hatte ſie vielleicht gehofft, ein Mittel zu finden, jenes alte, durch die Macht der Zeit, durch den Reiz der Annehmlichkeiten ihrer neuern glänzenden Lage und, ach, vielleicht durch die Gewalt ihrer Liebe zu ihm gelockerte Band zerreißen, vielleicht ſich loskaufen zu können von den Gerechtſamen des ältern Beſitzers ihres Eides?

Ein heftiges Schwanken ergriff die Seele des Grafen. Was ſollte er thun? — Drei Wege öffneten ſich ſeinem taumelſchweren Auge. Sollte er Leoniden loskaufen von den Anſprüchen des frühern Eigenthümers ihres Herzens und in ihren Armen ein glückliches Vergeſſen ſuchen? Er bebte zurück vor dieſem Gedanken; was Leonide ihm geweſen war, das hatte ſie aufgehört ihm zu ſein, ſeit dieſer Stunde, denn das Bild dieſer Stunde — er fühlte es mit unwiderlegbarer Gewißheit —, das blieb ſeiner Seele auf ewig. — Sollte er zwiſchen das verbrecheriſche Paar treten und ſein Eigenthum gegen deſſen Räuber mit Hülfe ſeines Arms und der Geſetze behaupten? Aber welche Früchte vermochte der glücklichſte

Sieg ihm zu gewähren? Leonide hatte, wie es ihm auch glücken möge ihren Beſitz zu erkämpfen, aufgehört ſein Eigen zu ſein. — Sollte er ſich endlich ſein einziges ihm verbliebenes Kleinod retten? ſollte er ſeinen Sohn aus deſſen Wiege reißen und, zufrieden, die köſtlichſte Perle aus der verlorenen Krone ſeines Lebens nicht eingebüßt zu haben, ſchweigend, ſein Kind an ſeine Bruſt gedrückt, ſich von dannen ſtehlen und ewig Abſchied von den Gütern nehmen, die einem Glücklichern als ihm anheimgefallen waren?

So ſann der Unglückliche, da rollte ſein Wagen daher und hielt vor ſeiner Thüre. „Das iſt Gottes Finger!“ rief er, befahl den Bedienten, die Abpackung ſeines Reiſegeräths zu verſchieben, und wandte ſich, um ſein Kind zu holen und mit ihm in dieſem Wagen, in dieſer Minute, ein anderes Obdach für dieſe Nacht und morgen einen andern Himmel für ſeine Zukunft zu ſuchen.

„Gehören Sie zur Dienerſchaft des Herrn Grafen Saint Hilaire de Pontgris?“ hörte der Graf, während er ſich wandte, Jemand ſeine Leute fragen. „Allerdings,“ war die Antwort. „Und er will verreiſen wie es ſcheint?“ fuhr der Fragende fort; „ſo habe ich denn keine Minute zu verſäumen und muß ihn auf der Stelle ſprechen!“

„Es iſt der Herr Graf ſelbſt, der eben dort die Treppe hinaufgeht,“ antwortete der Lakay, und der dringende Ankömmling eilte dem Grafen nach.

„Herr Graf, Sie vergeben,“ ſprach er; „eine Angelegenheit von der höchſten Wichtigkeit zwingt mich, dieſen Augenblick zu benutzen, da Sie dem Anſcheine nach im Begriffe ſtehen, eine Reiſe anzutreten. — Herr Graf, Sie hören mich nicht, ich betheuere Ihnen, die Sache iſt von der höchſten Wichtigkeit!“

„Es gibt für mich nichts Wichtiges mehr auf Erden!“ ſtammelte der Graf vor ſich hin und wandte, ohne ſeinen Gang aufzuhalten, den Kopf etwas ſeitwärts dem Fremden mit der flüchtigen Antwort zu: „Mein Herr, ich bin beſchäftigt; ich habe keine Zeit für Ihre Angelegenheiten.“

„Nicht meine Angelegenheiten, Herr Graf,“ flüſterte geheimnißvoll der Fremde, dem Eilenden keck den Weg vertretend; „was ich Ihnen mitzutheilen habe, betrifft Sie, Ihre Ruhe, die Ehre Ihres Hauſes!“

„Ruhe? Ehre?“ wiederholte der Graf mit Bitterkeit. „Bemühen Sie ſich nicht weiter, mein Herr; Angelegenheiten dieſer Art haben kein Intereſſe für mich.“ Mit dieſen Worten ſchob er den Fremden heftig zur Seite und ſchritt an ihm vorüber.

„Wie?“ rief dieſer ihm nachſpringend, „Ihre Ehre, Ihre Ruhe wäre Ihnen gleichgültig? Sie wären unempfindlich für das Loos Ihres einzigen Kindes?“

„Meines Kindes?“ fragte der Graf, von dieſem Worte ergriffen und feſtgehalten; „wer ſind Sie mein Herr?“

„Mein Name thut vor der Hand nichts zur Sache,“ antwortete der Andere, „doch ſoll er Ihnen kein Geheimniß bleiben, wenn wir über gewiſſe Bedingungen erſt im Reinen ſind. Kann ich Sie im Geheimen auf eine Viertelſtunde ſprechen?“

Der Graf beſann ſich einen Augenblick lang, dann ſprach er: „Folgen Sie mir,“ verſuchte mehre Thüren zu öffnen unt fand endlich ein unverſchloſſenes Zimmer. Beide betraken es im Finſtern.

„Nun, mein Herr, faſſen Sie ſich kurz,“ ſprach der Graf; „Sie ſehen, ich bin eilig.“

„Wohlan, Herr Graf,“ flüſterte der geheimnißvolle Unbekannte; „wie theuer würden Sie die Nachricht von einem geheimen Projecte bezahlen, welches den Zweck hat, Ihren Sohn unfähig zu machen, dereinſt Ihre Güter und Ihren Namen zu erben?“

Der letzte Reſt von Blut trat aus des Grafen Wangen. „Wer iſt der Unverſchämte, der die Frechheit hat, einen ſolchen Plan zu entwerfen?“ fragte er heftig; „und nochmals, mein Herr, wer ſind Sie?“

„Das ſollen Sie erfahren, ſobald Sie meine Frage beantwortet haben,“ erwiderte jener.„ Ich fodere für meine Kunde, die für Sie einen unſchätzbaren Werth haben muß, zweihundert Stück Louisd'or und werde mich dann nicht allein darauf beſchränken, Sie zu warnen, nein, auch die Mittel, Ihren Widerſachern entgegenzuarbeiten und den gewiſſen Sieg davonzutragen, will ich Ihnen anweiſen. — Willigen Sie ein, ſo hol' ich Licht und Schreibmaterialien aus der Portierloge."

„Holen Sie," ſprach der Graf, „ich will den Wechſel ſchreiben." Der Fremde verſchwand und kehrte nach wenig Minuten, gefolgt vom Portier, zurück, welcher Licht und Schreibmaterialien trug. Der Graf ſchrieb. — „Auf wen ſoll ich den Wechſel ſtellen?" fragte er innehaltend.

„Auf Louis Marchand, Advocatur-Agenten," antwortete jener. Der Graf ſchrieb weiter, unterzeichnete, unterſiegelte, der Fremde empfing den Wechſel und begann:

„Ich bin einer der Agenten des berühmten Advocaten Verrinier, der heute ein wichtiges, gegen Sie abzweckendes Geſchäft übernommen hat. Einem gewiſſen Grafen Saint Hilaire de Bras de Ferre iſt nämlich ein Schreiben von einem gewiſſen Herrn von Ainaraude, an Ihre Frau Gemahlin beſtimmt, zu Händen gekommen, aus welchem unwiderſprechlich hervorleuchtet, daß dieſer Herr von Ainaraude der ältere Gemahl der Frau Gräfin iſt, und daß demnach Ihre Ehe, Herr Graf, mit der Gattin eines

Andern eine geſetzloſe, und folglich Ihr Herr Sohn kein rechtmäßiger Sproß Ihres Stammes und daher nicht erbfähig von Lehngütern ſein kann. Hierauf gründet Ihr Gegner, der nach beglaubigter Abſchriftnahme von dieſem Schreiben daſſelbe ſorgfältig wieder verſiegelt und der Frau Gräfin zugeſtellt hat, ſein Erbrecht auf die Lehnherrſchaft Chateaugris mit Uebergehung Ihres angeblich unechten Sohnes. Ich bin von meinem Principal beauftragt, mich mit dem Pater Curiot, dem Ortsgeiſtlichen in Barideau, einem Dorfe bei Cordes, in Verbindung zu ſetzen, um durch ihn zu erfahren, ob er die Trauung Ihrer Frau Gemahlin mit dem Herrn von Ainaraude vollzogen hat, wie es aus dem gedachten Briefe hervorzugehen ſcheint. Wird der zwiſchen Beiden vollzogen geweſene Ehebund erwieſen, ſo hat Ihr Sohn die Anwartſchaft verloren, Ihr Nachfolger zu ſein, und Ihr Gegner erreicht ſeine Abſicht. Doch gratulire ich Ihnen, Herr Graf, daß Ihre Sache in meine Hände gefallen iſt. Von meinem Berichte hängt die Entſcheidung ab, und wenn ich Hoffnung habe, auf Ihre fernere Großmuth zu rechnen, ſo werde ich ſelbſt die Gefahr nicht ſcheuen, die mit einer Beſeitigung oder wenigſtens theilweiſen Veränderung des Kirchenbuches unvermeidlich iſt. Darf ich Sie bitten, ſich über Ihre Meinung zu erklären?“

„Warten Sie eine Viertelſtunde hier, mein Herr,“ ſprach der Graf, eilte hinaus und verſchloß die Thüre hinter ſich.

Die Aufklärung, welche der Graf von dem Agenten empfangen hatte, war weit davon entfernt, den Erwartungen zu entſprechen, welche dieſer darauf baute. Die legitime Geburt ſeines Godefroi war ein Gegenſtand, der in dieſem Augenblick ganz in den Hintergrund der Vorſtellungen trat, die ihn beſchäftigten. Seine Stimmung für ſeine Gemahlin hatte während der langen Rede des verkäuflichen Agenten völlig veränderte Grundzüge angenommen. Leonide hatte ſich in ſeinem Herzen von der tiefen Stufe einer Laſterhaften zu der höhern einer Unglücklichen erhoben. Seine Verachtung gegen ſie hatte ſich zum milden Gefühl des allerinnigſten Mitleids umgewandelt; ihre ganze Vergangenheit lag klar vor ſeinen Augen. Jugendliche Unbeſonnenheit, das zeitige Erwachen eines flüchtigen, der Liebe ähnlichen Gefühls hatten ſie in den Arm jenes Menſchen, des Sohnes ihres Nachbars, geworfen; ein hinterliſtiger Prieſter hatte heimlicherweiſe dieſen Bund eingeſegnet, deſſen Entdeckung der Mutter der Verleiteten das Leben gekoſtet haben mochte. — Das Gelübde, ſich zur Nonne zu weihen, hatte das Gewiſſen der Unglücklichen beſchwichtigen ſollen. Ihn hatte ſie geliebt; ihn liebte ſie noch, ſonſt Keinen, und nur die Furcht vor dem Empfänger jenes Gelübdes, die Furcht vor einem fanatiſchen Prieſter hatte ſie zittern laſſen, indem ſie die Hand des einzigen Mannes, den ſie geliebt hatte, die ſeinige, annahm, nachdem das Gerücht von dem Tode ihres Gatten, durch deſſen vieljähriges Schweigen beſtätigt, ſie von ihren frühern Pflichten ſcheinbar befreit hatte. Nun gab das Grab dieſen Todten zurück. Was blieb ihr nun Anderes übrig, zwiſchen zwei unvereinbare Pflichten geſtellt, als beiden zu entfliehen, zu ſterben? — Er hatte ſie gezwungen zu leben; ach warum vermochte er nicht, ihr Glück zu erzwingen. Es war dahin wie das ſeinige; doch ſo viel, als ihr zu gewähren in ſeiner Hand lag, das ſollte ſie empfangen.

Erfüllt von dieſem Entſchluſſe, ohne Ahnung, daß all ſeine Folgerungen nichts als eine Reihe von Trugſchlüſſen, daß die in jenem Briefe enthaltenen Andeutungen falſch verſtanden ſein könnten, begab ſich der Graf nach Leonidens Zimmer. Aber während ſeiner halbſtündigen Abweſenheit ſchien dieſer und ihrem Gaſte bemerkbar geworden zu ſein, daß ein Geſpräch wie das ihrige ſich mit offnen Thüren nicht vertrage. Der Graf fand das Vorzimmer verſchloſſen.

Er ging, um den Hauptſchlüſſel vom Portier zu fodern; aber leider mußte auf dieſem Wege ſeine Leoniden ſo günſtige Stimmung eine bittere, ihr Nachtheil drohende Beimiſchung erhalten.

Der Bediente, welcher den Auftrag übernommen hatte, den Herrn von Ainaraude der Gräfin zu melden, und in Folge des Ungeſtüms des mit ihm zugleich eingedrungenen Fremden Zeuge ſeines Empfanges geworden war, ſchilderte die gegenſeitige Begrüßung des Paares ſeinen Kameraden ſo laut, daß dem eben vorübergehenden Grafen kein Wort der weitläufigen und mit unzarten Bemerkungen ausgeſchmückten Beſchreibung der Scene verloren ging.

Das Gefühl, den Gegenſtand ſeiner innigſten Neigung in der Achtung ſeiner eignen Dienſtboten geſchmälert zu ſehen, durchdrang mit all ſeiner Herbe das Herz des Grafen, aus welchem Leonidens Fürſprecher verſtummend ſich zurückzogen.

Er ließ ſich den Schlüſſel geben, kehrte zurück nach dem Vorzimmer, öffnete es und trat ein.

Die laute Stimme des Fremden, welcher grade das Wort führte, verhinderte das Paar, den Fußtritt des nahenden Grafen zu hören. Leonide ſchien kurz zuvor ein mildes vermittelndes Wort eingelegt zu haben, auf welches die Antwort des Herrn von Ainaraude bezogen werden konnte. „Nein,“ hörte der Graf ihn rufen, „nein! — Aller Waffen will ich mich gegen ihn bedienen, welche das Glück mir in die Hände wirft, ſogar die Waffen der Kirche will ich nicht verſchmähen. Wie genau ich auch die Erbärmlichkeit derſelben kennen gelernt habe, unter den Briten wie unter den Hindu, unter den Muſelmännern, wie unter den freien Wilden Nordamerikas, hier zu

Lande iſt ihr Schwert brauchbar für mich. Saint Hilaire wird von der herrſchenden Kirche dieſes Landes ein Ketzer genannt; ich aber bin ihr Glied, und dieſen glücklichen Zufall will ich für mich benutzen."

„Zu dieſer Maßregel werden Sie nicht ſchreiten dürfen, Herr von Ainaraude." Mit dieſen Worten trat der Graf in das Zimmer.

Mit einem Schrei, wie der Graf ihn noch nie gehört hatte, ſank Leonide zurück in die Kiſſen des Sofas, und mit einer unbeſchreiblichen Ueberraſchung ſtarrte der Fremde den Eintretenden an, in deſſen Geſicht er die Züge des Mannes erkannte, der ihn heute geſättigt, der ihn beſchenkt hatte.

„Sie ſind —" ſtammelte Herr von Ainaraude, „Sie ſind der Graf von —"

„Ich bin Saint Hilaire," antwortete der Graf mit einer Würde, wie ſie ihm noch nie eigen geweſen war. „Sie kommen, Herr von Ainaraude, Ihr Recht auf dieſe Dame geltend zu machen. Das allgemein verbreitete Gerücht von Ihrem Tode, Ihr zehnjähriges Verſtummen hat dieſe Dame veranlaßt, ſich frei zu glauben und über ihre Hand zu ſchalten. Sie kehren zurück; Sie fodern Ihr Eigenthum wieder, und — ich bin kein Räuber. Empfangen Sie —" er faßte ihn bei der Hand und führte ihn Leoniden zu; „empfangen Sie, was ich mit Recht zu beſitzen glaubte, Ihre Gemahlin."

Ein ungeheueres Entſetzen riß Leoniden vom Sofa empor; ihre Augen ſtierten wie die ungeſchloſſenen einer unter Qualen Verſtorbenen; ihre Lippen ſpalteten und ſchloſſen ſich wechſelsweiſe, und ſie bemühte ſich zu ſprechen und vermochte es nicht. Ein gichtriſches Zucken flog hin und wieder über ihr Geſicht, welches mit hellen Perlen — zu ſtarr, um Thränen, zu geſchwollen, um der Schweiß der Todesangſt zu ſein — bedeckt war.

Zweifelhaft, wie es ſchien, ſah Herr von Ainaraude dem Grafen in die trockenen, aber faſt brechenden Augen. Nach einer kaum minutenlangen Pauſe fuhr dieſer fort:

„Es verſteht ſich, daß ich Ihrer Gemahlin das Erbe ihres Vaters zurückgebe; jedoch muß ich mir den Vorwurf machen, durch Verwilligung von mancherlei Freiheiten an die dortigen Landleute das Beſitzthum im Werthe zurückgebracht zu haben. Auch iſt das Gut Luclauſe auf eine Reihe von Jahren verpachtet; Sie ſind alſo gehindert, vor der Hand Ihren Wohnſitz dort aufzuſchlagen. Ich bin Ihnen mithin eine zwiefache Schadloshaltung ſchuldig. Doch macht ein Proceß, der mir in dieſem Augenblicke droht, mich unfähig, über Summen zu verfügen, welche mit meiner Verſchuldung in angemeſſenem Verhältniſſe ſtehen; Ihre Nachſicht ſetzt mich aber vielleicht in den Stand, meine Verpflichtung auf eine andere Art auszugleichen. Würden Sie ſich entſchließen, neben dem Gute Luclauſe ein angenehmes, ſelbſtändiges und einträgliches Staatsamt anzunehmen? Ich bin nicht ganz ohne Einfluß; ich kenne genau den Schwiegerſohn des Generalcontroleurs Necker, auf welchem Frankreichs Hoffnung ruht. Man redet von der Entfernung vieler untauglichen Beamten und der zweckmäßigern Beſetzung ihrer Stellen. Sie, Herr von Ainaraude, haben Verdienſte um den Staat; erlauben Sie mir, dieſe in Ihrem Namen geltend zu machen?“

„Edler, großmüthiger Mann!“ rief Ainaraude mit flammendem Entzücken. „Cäcilia! Laß uns zu ſeinen Füßen ihm unſern Dank niederlegen!“

„Ich bitte,“ ſprach der Graf mit ſehr gepreßter, erſt allmälig den Ton der Ruhe wiedergewinnender Stimme, während Leonide unbeweglich, wie eine in aufrechter Stellung erſtarrte Leiche, an den Tiſch gelehnt ſtand, „ich bitte, meinem Betragen keinen edlern Beweggrund unterzuſchieben, als den eines Mannes von Ehre, der keine heiligere Pflicht kennt, als ein Gut zu erſtatten, in deſſen Beſitz er unrechtmäßiger, aber dennoch ſchuldloſer Weiſe geweſen iſt. Zufällig befindet ſich ein Notar hier im Hauſe; iſt es Ihnen gefällig, ſo berichtigen wir unſere Angelegenheit gleich. Wir dürften keine zweite Gelegenheit zur perſönlichen Abſchließung unſers Vertrages finden, indem ich mit meinem Sohne ſogleich abzureiſen gedenke.“

Jetzt zitterte der Tiſch, an welchen Leonide ſich gelehnt hatte, heftiger. Herr von Ainaraude eilte, ſie zu unterſtützen, während der Graf das Zimmer verließ, um der Amme zu befehlen, ſich mit dem Kinde reiſefertig zu halten, und dann den Agenten aus ſeiner Haft zu befreien eilte.

Er führte dieſen in Leonidens Zimmer und beauftragte ihn zur Abfaſſung der Vergleichsacte, deren Inhalt genau die Bewilligung feſtſtellte, welche der Graf dem Herrn von Ainaraude in ſeinem vorhin mit demſelben geführten Geſpräche freiwillig zugeſtanden hatte.

Der Agent entwarf die Acte, der Graf und Herr von Ainaraude unterſchrieben, und dieſer reichte Leoniden die Feder.

Sie faßte das ſchwache Werkzeug der Zertrümmerung ihres Glücks, wandte langſam ihr Geſicht dem Grafen zu, welcher, wie er die ganze Zeit hindurch vermieden hatte ſie anzublicken, auch jetzt abgewandt daſtand. Die Feder flog in ihrer Hand; plötzlich aber ſchien der Geiſt einer übernatürlichen Stärke ſie wieder zu beleben, ſie bog ſich nieder zu dem Papier und unterſchrieb mit feſter Hand.

„Wird Ihre Gemahlin wünſchen, von ihrem Sohne Abſchied zu nehmen?“ fragte der Graf leiſer den Herrn von Ainaraude; aber ehe dieſer etwas zu erwidern vermochte, antwortete Leonide mit einem faſt gellend lauten „Ja!“ — Während der Agent eine Abſchrift der Acte für die andere Partei nahm, entfernte der Graf ſich und kehrte nach einiger Zeit, den kleinen ſchlafenden Godefroi auf ſeinen Armen, in das Zimmer zurück. In Leonidens Nähe blieb er ſtehen.

Der Poſtillon, welcher durch die Ausſicht auf ein reiches Trinkgeld bis jetzt noch aufgehalten worden war, begann in dieſem Augenblick, von ſeiner Ungeduld übermannt, eine lärmende auffodernde Fanfare. Leonide hing dem Hornruf einen convulſiviſchen Aufſchrei an, dann raffte ſie ſich zuſammen, ſchritt dicht zu ihrem verlorenen Gemahl hin, faßte ihr Kind mit beiden Armen und zog es nieder zu ſich. Bei der jähen Hinabbiegung des Kleinen entfiel ihm das um ſeinen Nacken geſchlungene Tuch, das Kleidchen verſchob ſich, und die weiße runde Achſel trat unter dem Gewand hervor. Lange ruhten Leonidens Lippen auf dieſer Stelle; auf einmal fing das Kind heftig an zu ſchreien, und Leonide ſank mit blutigen Lippen todtähnlich zu Boden, während in großen Tropfen das Blut von der Schulter des Kleinen rann, auf deren Rundung der mütterliche

Abſchiedskuß im wahnſinnigen Schmerze zum tiefen, heftigen Biſſe geworden war.

„Leonide!“ ſchrie der Graf, und faſt entſchlüpfte das weinende Kind ſeinen erſchlafften Armen. Da ſprang, gerufen durch den Jammer des Kleinen, die Amme herein; die Gegenwart einer Dienerin gab dem Grafen ſeine Kraft wieder. Er umſchlang ſeinen Godefroi feſter und verließ, von der ſtaunenden Amme gefolgt, das Zimmer. Noch einmal, bevor er die Thüre hinter ſich zudrückte, flog ſein Auge unwillkürlich nach Leoniden hinüber. Er ſah ſie noch auf derſelben Stelle liegen, auf welcher ſie, ihr Kind zum letzten Male küſſend, niedergeſunken war. Sein Herz drängte ihn umzukehren und ſie aufzuheben, aber Ainaraude bog ſich zu der Ohnmächtigen nieder, und ewig getrennt von ihr ſchwankte der Graf hinaus.

„Zum Hotel de Waſhington!“ rief er dem Poſtillon zu, indem er, ſein Kind auf den Armen, begleitet von der Amme und dem Agenten, ſeinen Wagen beſtieg, deſſen laut durch die Nachtſtille dringendes Rädergeroll Leoniden aus ihrem Todtenſchlafe wach donnerte.

„Armes, unglückliches, mutterloſes Kind!“ ſeufzte der gebeugte Vater, den Säugling an ſein blutendes Herz drückend und der einer Weiſſagung ähnlichen Worte gedenkend, welche Leonidens Lippen entflohen waren, als ſie, voll von dem Entſchluſſe zu ſterben, an der Wiege des Kleinen geſtanden hatte. „Unglückliche Waiſe!“ fuhr er fort, als die Amme das Kind von ſeinem Schooße nahm, um deſſen Schmerz an ihrer Bruſt einzuſchläfern.

„Mein Herr Graf,“ hob der Advocaturagent mit einem bedächtigen Tone an, „wenn Sie mir erlauben wollen, eine Bemerkung auszuſprechen, ſo muß ich geſtehen, daß Sie in der Aufwallung Ihres Gefühls ſich ein wenig übereilt haben; nicht etwa, was die Frau Gräfin betrifft, ſondern in Betracht des kleinen Grafen. Ihre Losſagung von Ihrer Frau Gemahlin gibt Ihren Feinden die Waffen in die Hände, und ich werde die undenkbarſte Feinheit anwenden müſſen, die aus dieſem Schritte nothwendig zu ziehenden Folgerungen zu verhindern. Hätten Sie mich vorher von dieſem Verhältniß, welches ich aus der von mir aufgenommenen Acte errathe, genau in Kenntniß geſetzt, ſo würden wir dem Herrn von Ainaraude die Bedingung auferlegt haben, unſere für ihn an den Tag gelegte Großmuth durch eine Gegengabe zu verdienen; er hätte ſich nämlich verpflichten müſſen, vor Gericht ſeine Verheirathung mit der Frau Gräfin allenfalls unter eidlicher Erhärtung ſeiner Ausſage zu leugnen. Dann hätten wir uns auf ſein eignes Zeugniß berufen, und der kleine Herr dort wäre unbeſtrittener Erbgraf von Chateaugris geblieben."

„Mein Herr," fiel der Graf dem umſichtigen Juriſten ins Wort, „wir reden unter vier Augen über dieſen Punkt und ſetzen jede Erörterung deſſelben für jetzt aus."

Der Agent nahm eine Priſe, ſchielte die Amme an und ſchwieg.

Das Hotel de Waſhington war erreicht. Der Graf foderte und erhielt einige Zimmer und befahl abzupacken. Als der Kammerdiener ihm die Caſſette brachte, ſchloß er ſie auf, zählte zweihundert Louisd'or ab und winkte dem Agenten, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen. „Mein Herr," ſprach er, „ich fühle mich bewogen, den Ihnen ausgeſtellten Wechſel ſogleich auszulöſen. Hier iſt das Geld, ich erbitte mir meinen Wechſel.“

„Der Herr Graf ſind gar zu prompt,“ erwiderte der Rechtsgelehrte; „mein Geld war in den ſicherſten Händen; die Berichtigung dieſer kleinen Schuld hätte füglich Anſtand gehabt, bis wir am Ziele unſerer vereinten Beſtrebungen ſtehen werden. Ich nehme es indeß vorläufig als ein kleines Handgeld an, in der Hoffnung, daß wir noch manches Geſchäft, beſonders aber das bewußte, mit einander machen werden.“

„Hoffen Sie nicht, Herr Notar,“ ſprach der Graf. „Seit ich weiß, daß meine Gemahlin in einer ungetrennten Ehe mit dem Herrn von Ainaraude gelebt hat, während ſie meinen Namen führte; ſeit mir kein Zweifel übrig bleibt, daß mein Kind die Frucht einer ungeſetzlichen Ehe und folglich unfähig iſt, mir in meinen Geburtsrechten zu folgen — ſeit dieſer Entdeckung würde ich mich in meinen eignen Augen entehren, wenn ich darauf dächte, die Erbrechte des Seitenzweiges meines Hauſes zu beeinträchtigen. Ich werde, ſo lange Gott meine Tage friſtet, für mein Kind leben und ihm unabhängige Güter zu erwerben ſuchen. Die Anſprüche meines Vetters auf meine Lehnherrſchaft werde ich anerkennen, ſobald er ſie geltend macht."

Noch nie hatte der Agent mit einer ſo ſeltſamen Spannung aller ſeiner Züge ins Geſicht eines Menſchen geblickt, als gegenwärtig, da er, zweifelhaft, ob er träume oder wache, ob der Graf ernſtlich oder im Scherz rede, dieſem gegenüber ſtand. Der Graf ſprach aber ſo nachdrücklich, und ſein Geſicht trug einen ſo würdevollen Ausdruck, daß der nicht ungeübte Menſchenkenner ſich endlich überzeugte, er habe es mit einem Sonderlinge zu thun, deſſen Schroffheit ihm jede Ausſicht auf einen anderweitigen Verdienſt abſchneide. Es war daher das Rathſamſte, ſich mit dem Erwerb dieſes Abends zu begnügen und kurzen Abſchied zu nehmen. Dieſer Ueberzeugung folgte der Agent ungeſäumt.

Das klägliche Weinen des noch immer nicht beruhigten Kindes rief den Grafen zu deſſen Schmerzenlager, an welchem er einen Wundarzt fand, den die Amme in ihrer Beſorgniß herbeigerufen hatte.

„Ein tiefer Biß,“ murmelte der Wundarzt, während er die Wunde unterſuchte, reinigte und verband; „ein tiefer Biß, deſſen Spuren das Kind Zeitlebens tragen wird.“

Ein Schauer überlief den Grafen, denn er gedachte in dieſem Augenblick einer deutſchen Kaiserstochter, welche, als die Grauſamkeit ihres Gemahls ſie zwang, ſich von ihren Kindern loszureißen, ein gleiches unvertilgbares Mal ihrer Mutterliebe und ihres Mutterſchmerzes in ihrem letzten Kuſſe auf der Wange des Geliebteſten zurückgelaſſen hatte. Ein harter Selbſtvorwurf durchdrang die Seele des Grafen: war die Grauſamkeit, welche er gegen Leoniden übte, indem er ihr das einzige Kind nahm, nicht die härteſte, die der rauhſte Mann einem Mutterherzen zufügen konnte? Leonidens blaſſe regungsloſe Geſtalt trat vor ſein Auge, wie er ſie geſehen hatte, als ſie das ſchreiende Kind losließ und mit blutigen Lippen und gebrochenen Augen leichenähnlich zu Boden taumelte. — „O Gott!“ ächzte er, mit verhülltem Geſicht davon ſtürzend, „ich war ein Barbar, ein entſetzlicher Barbar! Wie konnte ich ihr das Gut rauben, an deſſen Beſitz ihr Leben gebunden iſt! Aber was hindert mich, ſie zu beſeligen auf Koſten meiner Seligkeit? Was hindert mich, ihr das Kind zurückzugeben, und — und zu ſterben?“

In dieſem Augenblick, als dieſe ungeheuere Frage ſein Herz zerriß, trat der Stiefvater ſeines Sohnes, der rauhe Mann mit dem wilden Blick und den harten Händen, vor ſeine Seele. „Nein, nein!“ ſchrie er auf, „mein letztes Glück, die letzte Hoffnung, die letzte Liebe, mit welcher Gott mich noch an die Erde knüpft, könnt' ich Leonidens Ruhe opfern, aber das Glück dieſes Kindes nicht.“ Er ſprang mit einer Heftigkeit auf, als ſtreckte der finſterſte Bote der fürchterlichen Nemeſis ſeine Hand ſchon aus nach ſeinem geliebten Kinde, um ihn für den Frevel des Gedankens der Entäußerung ſeines Vaterglücks zu beſtrafen, und kniete an der Wiege ſeines ſchlummernden Sohnes nieder, das Bettchen umklammernd, als wolle er ſein einziges Erbgut feſthalten und bewachen und beſchützen gegen ſichtbare und unſichtbare Feinde.

Die Nacht war längſt vorübergegangen, ehe der Graf ſich an ſeine im Laufe derſelben übernommene Verpflichtung erinnerte, Leonidens Gatten ein Amt zu erwirken. Er kleidete ſich um, ließ vorfahren und begab ſich zu ſeinem Freunde, dem ſchwediſchen Geſandten, Baron Stael von Holſtein, der zwar bereitwillig war, ſeinen Wunſch zu unterſtützen, jedoch an der Möglichkeit, ihn zu erfüllen, zweifelte.

„Mein Schwiegervater,“ ſprach er, „iſt zerfallen mit dem Hofe und ſieht ſeiner Verabſchiedung, vielleicht gar ſeiner Verhaftung entgegen. Doch will ich Sie begleiten und verſuchen, was ſich für Ihren Schützling thun läßt.“

Der Generalcontroleur Necker empfing den Grafen ſehr zuvorkommend. „Ainaraude?“ ſprach er, „Ainaraude? Ihr Geſuch, Herr Graf, leitet glücklicher Weiſe mein Gedächtniß auf dieſen Mann wieder zurück, der ſich vor längerer Zeit ſchon unmittelbar an den König ſelbſt mit der Bitte um eine Anſtellung gewandt hat. Es iſt der Wille des Königs, daß man die Bewerbungen der Mitglieder unſerer ehemaligen amerikaniſchen Armee vorzugsweiſe berückſichtige, um dieſe der Regierung zu befreunden.“

Der Miniſter wandte ſich zu einem Secretair um und ſprach: „Fertigen Sie das Diplom als Directeur der Steuererhebung im Marnediſtrict für den ehemaligen königlichen Lieutenant von Ainazaude aus.“

Der Secretair entfernte ſich, und der Miniſter ſprach halblaut, ſodaß es zweifelhaft war, ob er mit ſich ſelbſt oder zu den Anweſenden rede: „Es iſt der letzte Dienſt, den ich einem Franzoſen erweiſen kann! Unglückliches Frankreich!“

Der Secretair brachte das Diplom; der Miniſter unterſchrieb, und der Graf entfernte ſich unter Dankſagungen.

Sein erſtes Geſchäft war, Leonidens Gemahl das für denſelben ausgefertigte Patent durch eine dritte, aber ſichere Hand zuſtellen zu laſſen, um vor ihm und Leoniden das Geheimniß ſeines Aufenthaltsortes zu ſichern. Dann befahl er ſeiner Dienerſchaft, Anſtalt zur Rückreiſe nach Chateaugris zu treffen, während er ſich ſelbſt zu ſeinem Banquier begab, um, zur Vorbereitung ſeiner Reiſe, ſeine Geldgeſchäfte zu enden. Dieſe Angelegenheit war beſeitigt und er im Begriff, zu ſeinem Kinde zurückzukehren, als plötzlich ſein Wagen angehalten wurde.

Betroffen ſtarrte der Graf zu dem Fenſter des Schlages hinaus, welchen ein Polizeioffizier mit den Worten öffnete: „Sind Sie der Graf Saint Hilaire de Pontgris?“

Der Graf bejahte. Da ſtieg der Offizier zu ihm in den Wagen; zwei ſeiner Sergeanten pflanzten ſich auf den Bock, und die Pferde wurden wieder angetrieben.

„Mein Herr, wohin führen Sie mich?“ fragte der beſtürzte Gefangene.

Sein Begleiter antwortete nicht.

„Mein Herr, ſein Sie barmherzig,“ rief der Graf, „ein krankes, pflegeloſes Kind bedarf meiner Fürſorge!“

Der Polizeibeamte blieb ſtumm.

„Gott, bin ich denn unter Seelenverkäufer gerathen?“ rief der Graf, als er bemerkte, daß der

Wagen ſich in eine dem Anſcheine nach nur vom Pöbel bewohnte, abgelegene, vorſtädtiſche Gegend verlor. Da fuhr ihm wie ein Blitz die Erinnerung durch die Seele, daß heute ſein Termin anberaumt geweſen ſei, und er dieſen verſäumt habe.

„Mein Herr," ſprach er, „ich habe heut einen wichtigen Termin; führen Sie mich etwa vor das Tribunal?"

„Die Sitzung iſt längſt aufgehoben," antwortete ſein Begleiter, „eine **lettre de cachet** möchte wol für Sie in Bereitſchaft liegen."

„**Lettre de cachet**," ſtammelte der Graf und verſtummte plötzlich, denn vor ihm breitete ſich ein langes, hohes, ſchwarzgraues Gemäuer auf. Er erkannte ſchaudernd die Baſtille.

Ein Zeichen ſeines Begleiters, und die Zugbrücke fiel. Der Wagen rollte hinüber und in eine lange dunkle Thorwölbung hinein.

„Mein Kind, mein Kind!" ſchrie jammernd der Graf und fühlte ſeine Sinne ſchwinden.

Druckfehler.

Im erſten Bande:

Seite 91 Zeile 6 v. u. verſtändlichen ſtatt verſtändigen
— 133 ⸗ 4 v. o. heitere Geſelligkeit ſtatt heitere Seligkeit
— 171 ⸗ 7 v. u. vor ſtatt in
— 177 ⸗ 12 v. o. fodern ſtatt fanden
— 206 ⸗ 11 v. o. der ſtatt den
— 219 ⸗ 1 v. u. gelebt ſtatt gelobt

Im zweiten Bande:

— 70 ⸗ 8 v. u. an Allen ſtatt alle
— 85 ⸗ 6 v. u. Goldſtickereien ſtatt Goldſtücken
— 188 ⸗ 11 v. o. den ihm aufgebürdeten ſtatt das ihm aufgebürdete

Im dritten Bande:

— 101 ⸗ 7 v. u. todesverfallenes ſtatt todtes, verfallenes
— 194 ⸗ 11 v. o. richtigen ſtatt rüſtigen

Leonide.

Ein Roman

von

Emerentius Scävola.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1835.

Erſtes Capitel.

Freiheit, Gleichheit! hört man ſchallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz.

Nichts Heiliges iſt mehr; es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſt's den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn,
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Schiller.

„Mein Kind, mein Kind!" mit dieſem Jammerruf fuhr der Graf aus ſeiner Betäubung auf, als der Wagen in einem finſtern Hofe hielt, und ſein Begleiter ihn zum Ausſteigen nöthigte.

„Dem Vater wird man ſein Kind nicht verweigern!“ ſo hob eine neue Lebenshoffnung ſeine Bruſt, er ſprang aus dem Wagen und ſuchte mit ſehnſüchtigen Augen ſeinen Kammerdiener, um für dieſen die Erlaubniß zu erbitten, zurückeilen und ihm ſein Kind bringen zu dürfen; aber ein entſetzlicher Schreck überfiel ihn, als er, ſeinen Bedienten vermiſſend, ſich erinnerte, dieſen mit einem andern Auftrage verſchickt zu haben, nachdem er ſein Geſchäft mit dem Banquier beſeitigt hatte, und mit dem verzweifelnden Blick eines rettungslos Verlorenen ſtarrte er in das fremde Geſicht des Miethkutſchers, deſſen er ſich zu ſeinen heutigen Ausflügen bedient hatte. Er war verloren für ſein Kind, ſpurlos verloren, abgeſchnitten von Allem, was er auf Erden beſaß.

Der gewaltige Druck dieſer ſchrecklichen Gewißheit öffnete alle Blutquellen ſeines Herzens; da ſah er das Geſicht des Miethkutſchers mit mitleidigem Ausdruck nach ihm hingewandt, und ſchnell belebte ihn der Gedanke, dieſes Menſchen zum Boten an ſein Kind, an ſeine Dienerſchaft ſich zu bedienen, um dieſe wiſſen zu laſſen, wo er ſei; aber im Begriff ſich dem Manne zu nähern, der ihn in dieſem Augenblicke mit einem bedeutenden Kopfnicken zuwinkte, fühlte er ſich bei dem Arme ergriffen und fortgeführt.

Ein ſchmales niedriges Pförtchen, angebracht in der Mitte der ungeheuern Flügel eines zweiten Thors, ward aufgethan; ein nachtdunkler, enggewundener Gang führte zu einem zweiten Hofe. Fünf Schergen hielten Wache an verſchiedenen in das Gemäuer gebrochenen Thüren. Eine derſelben öffnete ſich, und eine ſchnarrende Stimme lud den Grafen zum Eintritt ein.

Schaudernd bebte dieſer zurück, ſich flehend nach ſeinen Führern hinwendend, und bemerkte erſt jetzt, daß er von ſeinen frühern Begleitern den Händen Anderer übergeben worden war und ſich bereits in dem Gewahrſam der Gefangenwärter befand. Mit dem Verzweiflungsmuth eines Hoffnungsloſen trat er in die geöffnete Thüre ein.

Eine zweite öffnete ſich; der Graf ward hineingeſchoben und ſtand in einem großen, etwas düſtern Saale; in einem kleinen Nebenzimmer, deſſen Thüre offen ſtand, ſaßen vier Perſonen um einen Lhombretiſch. Sein Begleiter ſchritt dem Spieltiſche zu und überreichte einem der Spielenden, einem ältlichen Manne in Uniform mit dem Ludwigskreuz auf der Bruſt, ein Papier. Kopfſchüttelnd legte der Ludwigsritter die Karten aus der Hand und ſprach, indem er nach dem Papier griff: „Die Miniſter haben den Verſtand verloren! In Zeiten wie dieſe die Baſtille zu bevölkern und dadurch das Volk zu reizen, das iſt ein gewagtes Unternehmen.“ Er durchlief flüchtig das Papier, wandte ſich an deſſen Ueberbringer und ſprach: „Thurm, Nummer drei; Zimmer, Nummer elf.“ Dann nahm er die Karten wieder, und der Graf hörte, indem er abgeführt wurde, ihn gleichmüthig ſprechen: „Ich paſſe.“

Bis zu dieſem Moment hatte der unglückliche Gefangene gehofft, der Commandant werde ſich ihm nähern und ihm Gelegenheit geben, ſeine Knie zu umfaſſen und ſein Herz mit der Bitte zu beſtürmen, das Kind von ſeinem Vater nicht zu trennen; aber vergebens hoffte das liebende Vaterherz, und als das verhärtete Werkzeug der Tyrannei ſich gefühllos zu ſeinen Karten zurückwendete, da erloſch dem Unglücklichen der letzte Funke belebender Hoffnung. Er ſchwankte betäubt an der Seite ſeines Begleiters über den innern Hof hinweg in eine andre Thüre hinein.

„Es kommt auf Sie an, mein Herr," ſprach der Wärter, „Ihre Lebensweiſe mit Rückſicht auf Ihre Geldmittel, ſelbſt zu beſtimmen. Sie befinden ſich in einer ſehr glücklichen Lage; Sie erhalten dieſes helle, freundliche Zimmer, dies Bett, Lecture, die Erlaubniß, täglich zwei Stunden in jenem Hofe zu luſtwandeln, und haben die Wahl, für einen oder ſechs Livres zu ſpeiſen. Das Einzige, deſſen Sie beraubt ſein werden, iſt Ihre Börſe und Ihr Taſchenbuch. Ich muß Sie um Beides bitten; doch bleiben Börſe ſowol als Papier wenngleich in meinem Gewahrſam, Ihr Eigenthum, und ich werde Ihnen treue Rechnung ablegen, wenn Sie entlaſſen werden ſollten."

Schweigend reichte der Graf dem Wärter ſeine Börſe hin, deren Inhalt jedoch bei weitem geringer war, als es Jener erwartet haben mochte. Der Graf hatte nämlich kurz vor ſeiner Verhaftung den gößten Theil ſeiner baaren Beſtände bei ſeinem Banquier in Anweiſungen auf ein lyoner Haus umgeſetzt und dieſe zu ſofortiger Realiſirung ohne Aufenthalt durch ſeinen Kammerdiener auf die Poſt an den Generalverwalter ſeiner Herrſchaft befördern laſſen.

„Es wird ſchmale Koſt ſetzen, wenn das Taſchenbuch nicht reicher iſt als die Börſe,“ murmelte der Gefangenwärter, dieſe einſteckend. „Ich bitte mir das Portefeuille aus.“

„Ich führe kein ſolches bei mir,“ antwortete der Graf.

„Davon muß ich mich überzeugen,“ ſprach der Wärter und fing an die Kleidung des Unglücklichen zu unterſuchen, welcher glücklicherweiſe zu betäubt war, um die Schmach ſeiner unwürdigen Behandlung zu empfinden.

„Es wird finſter,“ ſprach der Kerkermeiſter, nachdem er ſeine Unterſuchung beendet hatte; „wünſchen Sie Licht?“

Der Graf war nicht fähig zu antworten. Er warf ſich in ſtummer Verzweiflung auf einen gebrechlichen Lehnſeſſel, der außer einem Tiſche und einer

Bettſtelle das einzige Möbel war, welches das Zimmer enthielt.

„Sie antworten nicht?“ fragte der Wärter; „wohlan, ſo bleiben Sie dann im Finſtern.“ Er ging, und das Verſchließen gewichtiger Schlöſſer raſſelte an der zugeworfenen Thüre.

In dem ſchlafähnlichen Zuſtande eines durch glühende Fieberwallungen Ermatteten verſtrich dem unglücklichen Grafen die Nacht. Gegen Morgen ward ſeine Ruhe minder häufig durch das ſchreckvolle Aufbeben ſeiner bewegten Nerven unterbrochen, und ſein Schlummer fing an erquickender zu werden. Endlich löſte ein nahes Geräuſch die Bande, welche ſeine Sinne gefeſſelt hielten. Er ſchlug die Augen auf, und ein Blick auf ſeinen vor ihm ſtehenden Kerkermeiſter rief ihm ſein vergeſſenes Elend ins Gedächtniß zurück.

„Was wollen Sie frühſtücken mein Herr?“ fragte ihn ſein ſchrecklicher Wirth. Die Zunge des Gefangenen war heiß und trocken. „Waſſer!“ ächzte er; „Limonade.“

„Ein kräftiges Frühſtück,“ lächelte hämiſch der Wärter mit einem Seitenblick auf den Grafen. „Sie ſollen es haben,“ fuhr er fort, und ſetzte dann hinzu: „Um 11 Uhr wird die Meſſe geleſen; wollen Sie ſie hören?“

Der Graf ſchwieg. „Nun, ich dächte, Sie benutzten die Gelegenheit, einmal andere Geſichter zu ſehen,“ ſprach der Wärter. „Keiner meiner verſtockteſten Gefangenen läßt den Sonntag vorübergehen, ohne die Meſſe zu hören; doch nach Ihrem Gefallen.“

Er entfernte ſich, brachte nach einiger Zeit dem Grafen die verlangte Limonade und überließ dieſen ſeinen Gedanken.

Flucht, Flucht! riefen alle Stimmen der Seele des Unglücklichen. Flucht aus dieſem Kerker, und dann aus Frankreich! Seine Augen flogen ſuchend nach einem Wege, der aus dieſen Mauern zu führen verhieß, umher; aber verzweifelnd prallten ſie zurück von der eiſernen Thüre, von den in niedriger Wölbung ſich über ihr ſchließenden Wänden, von dem einzigen Fenſter des Gemachs, welches dicht mit ſtarken Eiſenſtäben vergittert und trichterförmig in die Mauer eingebrochen war, und mit Todesſchrecken überzeugte ſich der Graf, daß der Gedanke an Flucht aus dieſem Kerker Wahnſinn ſei. Er gedachte der Tauſende, die in dieſen ſchrecklichen Mauern, ohne vor einen Richter geſtellt worden zu ſein, in endloſer Qual ihr Leben verſeufzt hatten, und fuhlte mit entmannender Gewißheit ſeine Beſtimmung zu einem gleichen Looſe. Er ſah die Amme mit ſeinem Kinde zurückgekehrt zu Leoniden, hörte ſein Kind wimmern unter den rauhen Händen ſeines Stiefvaters und ſank mit Himmel und Erde verklagendem Schluchzen auf den Boden nieder.

Da wehte der Luftzug das dumpfe Getön des Glockengeläutes von den Thürmen der Hauptſtadt in ſein Ohr. „Gott, Gott!“ ſchrie er, „dieſe Glocken rufen in dieſem Augenblicke Millionen zu Deinen Altären! Das Flehen von Millionen hörſt du, und mich nicht!“ da ſchrak er zuſammen. Dieſes Geheul zahlloſer Glocken war nicht das Kirchengeläut; das war Sturm! Eine entſetzliche Lähmung ſeiner Seele und ſeiner Glieder machte ihn unfähig zu denken und ſich zu bewegen; eine einzige matte Vorſtellung grauſte ihn an: „Paris brennt, und in Paris iſt dein verlaſſenes Kind!“

Ein Tumult auf den Gängen außerhalb des Kerkers weckte allmälig ſein betäubtes Ohr, und ſein Auge flog mit neugewonnener Sehkraft nach dem Gitterfenſter ſeines halbdunklen Gemachs hin. Da ſah er eine ungeheuere Wolke, vom Winde gewirbelt, ſchwarz daherfliegen und fuhr mit einer Angſt, als ſtrecke die Flamme ihre fürchterlichen Zungen nach ihm aus, ſtürmend gegen die unerreichbaren Eiſenſtäbe des Fenſters und von dort, gleich einem Raſenden tobend, zur Thüre hin.

Das Ohr des tauben Invaliden, welcher am Ende des Ganges Wache hielt, mochte endlich von dem Gebrüll des Unglücklichen erreicht werden, denn nach kurzer Zeit hörte dieſer die Schlöſſer an ſeiner Thüre raſſeln, er raffte ſich auf und flog, als ſie ſich öffnete, ſeinen Kerkermeiſter zurückſtoßend, hinaus, der erſchrockenen Schildwacht vorüber, in den Hof, welchen eine ſchwarze Dampfwolke überwölbte. „Jeſus! Jeſus! Mein Kind!“ ſchrie er und ſank wie vernichtet zu Boden.

Als er erwachte, ſaß der Arzt dieſer Anſtalt neben ſeinem Bette. Eine Binde um ſein mittleres Armgelenk, welche deſſen Bewegung erſchwerte, ſowie eine unbeſchreibliche Mattigkeit in ſeinen Gliedern ließen ihn ahnen, daß man ihm eine Ader geſchlagen habe, und der milde Blick des Arztes gab ihm ſeinen Glauben an die Menſchlichkeit der Menſchheit wieder. „Mein Herr,“ ſprach er, „ſein Sie barmherzig, ſagen Sie mir, lebt mein Kind noch? lebt es noch, oder iſt es untergegangen in jenen Flammen, welche Paris verzehrt haben?“

„Beruhigen Sie ſich,“ erwiderte der Arzt, „Paris iſt nicht bedroht von jenen Flammen. Die Hofpartei, der Anhang der Königin hat die Unvorſichtigkeit gehabt, den Generalcontroleur Necker, den Mann des Volks, zu verbannen, und ein Pöbelhaufe rächt ſich an ſeinen vermeintlichen Feinden, indem er einige äußere Barrièren und die Mauthgebäude in Brand ſteckt. Fürchten Sie für Ihr Kind nichts! Im Innern der Stadt iſt es ruhig, und morgen, ſobald die Verbindung mit derſelben wieder hergeſtellt iſt, laſſe ich Ihr Kind holen. Beruhigen Sie ſich für jetzt, Sie ſind nicht mehr in Ihrem Gefängniſſe, Sie befinden ſich in meiner Wohnung.“

Der Graf drückte mit einem ſchwachen Lebenszeichen ſeiner Hoffnung die Hand des Arztes, welcher, in der Behandlung unglücklicher Menſchen geübt, auf ſeinen verzagenden Gaſt allmälig zum Gebrauch einiger beruhigenden, vielleicht auch einſchläfernden Arzneien zu bewegen wußte.

Auch am folgenden Tage war in den Vorſtädten die Volksbewegung noch ſo groß, daß der Arzt die Erfüllung ſeines Verſprechens, den geängſtigten Vater durch den Wiederanblick ſeines Kindes zu beglücken, noch verſchieben mußte; es gelang ihm indeß, ſeinen Gaſt auch dieſen Tag noch ziemlich beruhigt zu erhalten, indem er ihn die beängſtigenden Nachrichten verheimlichte, welche jede Stunde von dem unheildrohenden Zuſtande der Hauptſtadt brachte.

Der dritte Tag der Gefangenſchaft des Grafen, der Tag, auf welchen er ſeinen Ueberreſt von Hoffnung geſetzt hatte, war beſtimmt, ihm die Erfüllung dieſer Hoffnung, doch auf eine ganz andre Art als die erwartete, zu gewähren. Es war ein Dienſtag, der verhängnißvolle vierzehnte Juli.

Aus ängſtlichen Träumen fuhr der Gefangene um die Zeit der Morgendämmerung dieſes Tages empor, als ein dumpfes Rollen donnerähnlicher Schläge ſein Ohr traf und die Angſt ſeines Traumes in ſein Wachen hinübertrug. Er ſprang von ſeinem Lager; da ſtürzte todtenbleich die Gattin ſeines freundlichen Arztes mit ihren Kindern zu ihm in das Zimmer und rief: „Helfen Sie! Retten Sie! Man wird uns morden. Der Auswurf von Paris hat ſich bewaffnet und ſein Loſungswort iſt: Sturm auf die Baſtille!“

„Ruhe, Ruhe!“ rief der Arzt, ſeiner Gattin nacheilend. „Wir haben nichts zu befürchten. Der Commandant behauptet, mit nur hundertundachtzehn Schweizern und Invaliden ſich nicht vertheidigen zu können. Er will dem Pöbel, im Fall dieſer wirklich andringen ſollte, die Gefangenen ausliefern und, thut es Noth, ſogar eine Capitulation ſchließen, die der Garniſon und uns Allen das Leben und freien Abzug ſichert. — Suche unſer Silber, unſere Papiere von Werth, Deinen kleinen Schmuck, die Sparbüchſen der Kindern zuſammen. Was wir an uns tragen, werden wir vielleicht retten können. Eile! Verſäume keine Minute!“

Die Frau floh von Angſt gejagt davon, gefolgt von ihren winſelnden Kindern, und der Graf, ſein eignes Unglück über das der ihm befreundeten Familie vergeſſend, eilte der Geängſtigten nach, um retten zu helfen. Aber der Schrecken feſſelte ſeine Schritte, als er am Fenſter im Nebenzimmer vorüberging, welches die Ausſicht nach Paris hatte. Unter dicken Staubwolken, welche die Stadt und den Himmel über derſelben verhüllten, gleichſam als ſolle dem Blick der Sonne das beginnende blutige Schauſpiel verborgen bleiben, entwickelten ſich die Volksmaſſen, unter Geheul, Trommelſchlag und einzelnen Flintenſchüſſen heranziehend zur Zerſtörung des Gegenſtandes der Verwünſchung von ganz Frankreich. Immer näher und näher brauſte die ungeheuere Flut, aus welcher einzelne Reiter, den raſenden Haufen anführend, mit geſchwungenen Tüchern zwiſchen Piken, Senſen und Heugabeln hervorragten. „**Allons! en avant! vive la liberté!**“ ſo brüllten die halbnackten Bandenführer die Blutluſt ihrer Horden und das ſtarre Entſetzen der Bewohner der geängſtigten Veſte wach.

Der Graf ſchauderte vor ſeinen ſchrecklichen Befreiern, dieſen furchtbaren Rächern entwürdigter Menſchenrechte, und lieber würde er ſeine Feſſeln ewig ungelöſt getragen haben, als ihre Zerbrechung dieſem raſenden Haufen verdanken müſſen. Doch ein neues Leben ergriff ihn bei dem Gedanken, daß ſeine Befreiung noch ſehr zweifelhaft ſei. Wie leicht war es möglich, daß er von dieſen Wüthrichen für einen Vertheidiger der Veſte und nicht für einen Gefangenen derſelben gehalten wurde. Er beſchloß, was auch die Vorſehung über ihn verhängen möge, ſeine letzte Kraft zur Unterſtützung der Familie des Mannes zu verwenden, der ihm in den Stunden ſeiner entſetzlichſten Angſt mit Troſt und Hoffnung zu erfüllen getrachtet hatte.

Er belud ſich mit den geringen Koſtbarkeiten, welche die geängſtigte Frau, aus ihrem Eigenthum in fliegender Eile ſie ſondernd, ihm zuwarf, nahm ihre Kinder auf den Arme und ſprach ihr Muth und Standhaftigkeit ein.

Jetzt kam der Arzt von dem inneren Waffenplatze zurück. „Wir dürfen hoffen,“ ſprach er; „der Com=

mandant unterhandelt über die Bedingungen zur Uebergabe. Hört Ihr? das Schießen hat aufgehört. Beruhigt Euch und bleibt hier, ich bringe Euch bald wieder Nachricht."

Er ging; aber da überfiel ſeine Gattin eine tödtliche Angſt um den geliebten Vater ihrer Kinder, ſie eilte ihm nach, und der Graf folgte.

„Capituliren?" rief eine Stimme aus dem kleinen Haufen der Schweizer, als der Graf und die Gattin des Arztes eben aus der Thüre traten. „Wer iſt der Feige, der dies Wort auszuſprechen wagt?" Mit dieſen Worten trat der Schweizerhauptmann von der Flue vor die Front ſeiner hier zur Hälfte verſammelten Compagnie und ſprach: „Nicht wahr, die Schweizer ſind gewohnt auf ihrem Poſten zu ſterben?"

Dies Wort ermuthigte den Commandanten. „Wohlan!" rief er, „ſo ſterben wir denn Alle auf unſerm Poſten! Ein Fuß von jenen Zahlloſen betrete die Terraſſe, welche dieſe Thürme verbindet, und ich werfe eine Lunte in das Pulvermagazin, und die Nachwelt mag den Ort ſuchen, auf welchem die Baſtille einſt ſtand.“

Ein ſchneidendes, von allen Seiten losbrechendes Gewinſel verſchlang ſeine letzten Worte, aber er überhörte die Wehklagen und ſchrie: „Weiſt die Unterhändler zurück! Keine Capitulation! Batterien, gebt Feuer!“

Dumpf krachte der erſte Kanonenſchuß, den Donner der folgenden weckend, vom erbebenden Walle. „Verrath!“ brüllte der Feind von außen. „Pardon! Barmherzigkeit!“ wimmerten die ſchlimmern Feinde von innen, die Feigheit, die Thatenſcheu der gebrechlichen Invaliden, welche, längſt des Krieges ſatt, ein friedliches Loos im Raume dieſer Wälle geſucht und zu finden geglaubt hatten.

„Nichts von Gnade! Nichts von Pardon! Tod den heimtückiſchen Verräthern!“ ſo tobte der ſturmfertige Haufen. Ein Gepraſſel von Flintenſchüſſen lief um die Veſte, Kugeln, den Wall überfliegend, fielen auf den Waffenplatz nieder, und ſchnell beſonnen zog der Graf ſeinen Freund und deſſen Gattin in deren Wohnung zurück.

Aber ſchrecklicher noch war hier aus den Fenſtern der Anblick des Sturmes dem Auge, als ſein Tumult dem Ohre geweſen war. Wie bei einer ungeheuern Feuersbrunſt der menſchenfreundliche Drang, Unglücklichen hülfreich zu ſein, tauſend Arme in Bewegung ſetzt, tauſend Herzen ermuthigt; wie eine verbundene Menge dort die langen Leitern anſetzt, um das brennende Dach zu erklimmen, eine andere vor den waſſergefüllten Spritzen keucht, ſo bewegte hier Mord-, Rach- und Raubluſt tauſend und aber tauſend Arme, die langen Leitern anzuſetzen, zum Sturm auf die verhaßten Mauern und die Kanonen heranzuziehen, um dieſe ſo lange gefürchteten und verabſcheuten Zinnen zu brechen.

„Feuer, Feuer!“ tobte der Angſtruf im Innern der Veſte. Das Haus des Befehlshabers ſtand in Flammen; da ſenkte die Feigheit der Veteranen aus dem ſiebenjährigen Kriege die Zugbrücke, und die zügelloſe Horde drang plündernd, brennend und mordend ein. Die Kerker wurden geſprengt, die Ketten gebrochen und Alles gewürgt, was nicht in Feſſeln lag.

Vor der Thüre ſeines Freundes ſtand der Graf.

„Bürger, wir ſind Gefangene!“ rief er, aber ein Hohngelächter antwortete ihm.

„Schweizer ſeid Ihr!“ ſchrie ein Wüthrich ihm zu, „Handlanger der Tyrannei! Die Waffen habt Ihr feigherzig weggeworfen und Euch vermummt, um der Rache zu entgehen!“

Mit dieſen Worten drang er auf den Grafen ein; da ſprang plötzlich ein anderer Mitſtürmer aus dem Haufen, riß den Mordgierigen zurück, indem er rief: „Was willſt Du thun? Das iſt ein Gefangener, den ich ſelbſt erſt am Sonnabend hieher zu fahren gezwungen wurde.“

Der Angreifer ließ ab von ſeinem Mordſturme, und der Graf erkannte in ſeinem Retter den Miethkutſcher, welcher auf dem Wege vom Banquier zum Hotel de Waſhington durch den Polizeibeamten gezwungen worden war, ſeinen Weg mit ihm hieher zu nehmen.

„Kommen Sie, ohne Aufenthalt,“ flüſterte ſein Retter, ihn mit ſich fortziehend, aber der Graf hielt ihn zurück. „Freund,“ bat er, „mein Bruder, meine

Schweſter mit ihren Kindern, auch Gefangene wie ich, flehen um Ihren Beiſtand!“

„Kommen Sie und bringen Sie Alle mit, die Sie in Ihren Schutz nehmen wollen, nur keinen Soldaten,“ erwiderte der Kutſcher. Der Graf nahm die Kinder auf den Arm, winkte ſeinem Freunde und deſſen Gattin, und ſie folgten ſeinem Führer durch das Getümmel.

„Platz! Platz! Ihr Bürger von Paris!“ ſchrie dieſer ſeinen in grauſenhafter Blutarbeit begriffenen Genoſſen zu. „Macht Platz für meine Gefangenen, deren Ketten ich zerbrochen habe! Platz! Es lebe die Freiheit!“

„Es lebe die Freiheit!“ jauchzte der Haufen und fuhr fort zu metzeln und zu zertrümmern.

„Mein Freund, mein Retter!“ rief der Graf, nachdem er die Zugbrücke überſchritten hatte; „welcher Engel Gottes führt Euch zu meinem Glück hieher?“

„Der Ihrige!“ ſprach der biedere Kutſcher. „Ich habe mich Ihretwillen dem wilden Haufen angeſchloſſen und im Hintergrunde gehalten, bis die Zugbrücke gefallen und die Gefahr vorüber war. Nun aber auch kein Aufenthalt mehr in Paris. Ich ſpanne gleich an, Sie ſetzen ſich mit Ihrem Söhnchen ein, und — “

„Mit meinem Sohne?“ ſchrie der Graf. „Mein Kind lebt?“

„Lebt und iſt friſch und munter,“ antwortete der Miethkutſcher. „Mein erſter Gang, nachdem ich zu Hauſe ausgeſpannt hatte, war zum Hotel de Washington, um Ihre Leute über Ihr Verſchwinden zu beruhigen. Das konnt' ich wohl, denn ich wußt' es längſt, daß es auf die Zerſtörung jenes Kerkers abgeſehen war.“

„Und um meinetwillen, eines Unbekannten willen, habt Ihr, Ihr Mann mit dem weichen menſchenfreundlichen Herzen, Euch dieſen Mörderbanden angeſchloſſen?“ ſeufzte der Graf.

„Der Wahrheit die Ehre!“ erwiderte ſein Retter; „nicht Ihretwillen allein, auch der Ruhm hat ſeinen Theil daran. Seit ich denken kann, iſt mancher brave Mann verſchwunden, und wenn man forſchte, wo er geblieben ſei, ſo hieß es: Still! davon darf Niemand reden! und leiſe ſetzte man hinzu:

Der vermodert in den Kerkern der Baſtille! — Nun denken Sie es ſich, welcher Haß gegen dies Tyrannenneſt mit mir aufwuchs, und welche Ehre ich darein ſetzen mußte, einſt rühmen zu können: Auch ich war einer der Eroberer der Baſtille!“

Mit Wärme drückte der Graf ſeinen Retter an ſeine Bruſt und wandte ſich an ſeine Begleiter mit der Frage, wohin ſie ihren Weg zu richten gedächten.

„Für den Augenblick? — das mag Gott wiſſen! Find' ich Gelegenheit zu entkommen, ſo werd' ich nach der Gegend von Chalons ſur Marne meine Zuflucht nehmen, in welcher mein Bruder als Landwirth anſäſſig iſt,“ erwiderte der Arzt.

„Herr Doctor,“ ſprach der Graf, „das Schickſal hat uns mit einander zu brüderlich verbündet, als daß wir unſere Trennung nicht ſo viel, als wir es vermögen, vermeiden ſollten. Ich verlaſſe Frankreich, begleiten Sie mich.“

„Das kann ich nicht, denn alle meine Erinnerungen und alle meine Hoffnungen hängen feſt an Frankreich, und darf ich Ihnen rathen, ſo verlaſſen auch Sie Ihr Vaterland nicht in der Stunde ſeiner Gefahr," antwortete der Arzt.

„Ich muß!" rief gedämpft der Graf; „ich muß, denn alle meine Erinnerungen reißen mich los von Frankreich und ſtoßen mich hinaus in die Fremde, und — Hoffnungen hab ich nicht!"

„Denken Sie nicht an Ihren Sohn?" erinnerte ihn mit faſt ſtrafendem Tone der Arzt.

„Mein Sohn hat keine Hoffnungen in Frankreich!" entgegnete der Graf mit düſterm Blick.

„Meine Herren," hob der Kutſcher an, „ſehen Sie, dort werden Tücher und Hüte geſchwenkt; laſſen Sie die Ihrigen fliegen und rufen Sie mit mir: Es lebe die Freiheit!"

Mit Grauſen ſtimmten der Graf und ſein Begleiter in den donnernden Jubelruf ein und verſtummten, als ſie bemerkten, wem der ſchreckliche Gruß galt. Ein abgeſchlagenes Menſchenhaupt grinſte herab von einer Pike, von raſenden Weibern umtanzt.

„Ha, Bürger, wen habt Ihr dort beſtraft?" fragte, ſeinen Hut ſchwenkend, der Kutſcher einen zu der blutigen Gruppe gehörigen Mann.

„Einen Ariſtokraten," war die Antwort; „einen Erzariſtokraten! Wie er heißt, das weiß ich nicht; aber er war es vor Allen, der Sklaven ſtatt freier Menſchen auf Frankreichs Boden ſehen wollte."

In dieſem Augenblick ſchwenkte ſich die Pike, und mit einem Entſetzen, welches ihm die Luft benahm und ihn aufzuſchreien verhinderte, erkannte der Graf den Kopf ſeines Vetters, des Grafen Boëmond. Er ſchwankte vorüber.

„Da kommen ſie von der Baſtille! Die Sieger kommen!" jauchzte ein trunkener Menſch, den Kutſcher erkennend, und im raſenden Taumel umringte der Haufen die Kommenden. Eine Mänadengruppe ſonderte ſich ab von dem Kreiſe, der das blutig aufgepflanzte Haupt umtanzte, und theilte ſeine Umarmungen zwiſchen den Grafen und den Arzt, welche Beide, zwiſchen Tod und Leben ſchwankend, den Küſſen der entſetzlichen Furien faſt erlagen. Da rief hinter ihnen ein anderer Haufe: „Seht, dort bringen ſie den Commandanten und die Schweizer!" und befreit von den gräßlichen Liebkoſerinnen, verdoppelten die als Sieger begrüßten Flüchtlinge ihre Schritte.

Das Hotel de Waſhington war erreicht. Die Vaterliebe verwandelte den Lauf des Grafen zum Fluge, und mit ſtürmiſchem Entzücken ſank er wortlos an der Wiege ſeines Godefroi nieder.

„Dank ſei Gott, daß Sie wieder hier ſind,“ rief die Amme; „kaum brachte der Kutſcher, der Sie von hier fortgefahren hatte, uns die Nachricht von Ihrer Verhaftung, als ich auch ſchon zur Frau Gräſin eilte; aber ich fand unſere alte Wohnung leer, und Niemand konnte mir ſagen, wo die gnädige Frau geblieben ſei. Der gute Kutſcher hat uns aber täglich beſucht und uns Troſt zugeſprochen.“

Der Graf erſtarrte. Leonide war alſo fort; wohin? ſein Herz fing vom Neuem unſäglich ſchmerzhaft an zu bluten. Da klopfte Jemand an die Thüre, und der Arzt, ſein Retter und jetzt ſein Geretteter, trat ein.

„Herr Graf,“ ſprach er, „ich habe einen alten Freund gefunden, der mir für dieſe Nacht ein Obdach anbietet. Morgen will ich verſuchen Paris zu verlaſſen. Sie ſind heute mein und der Meinigen Engel geweſen. Menſchen wie Sie, bereichert der Dank eines Menſchen nicht; daher danke Ihnen keines meiner Worte. Doch, wenn Sie einſt eines Menſchen bedürfen, hier iſt meine Adreſſe. Leben Sie wohl! Empfangen Sie meinen Segen und den Segen der durch Sie geretteten Meinigen.“

Er lüftete die Thüre, und ſeine Gattin mit ihren Kindern trat ein, des Grafen Knie weinend umfaſſend.

„Es iſt Zeit!“ ſprach hinter der Gruppe eine Stimme; der Graf blickte auf, und der Miethkutſcher ſtand da. „Allons Amme, das Kind in die Betten gewickelt, Herr Graf, aufgepackt! Mein Wagen hält unten vor der Thüre, und Ihre Rechnung bringt der Garçon ſogleich. Wir haben keine Stunde mehr zu verſäumen, denn ſchon reißt der Pöbel in mehren Straßen das Pflaſter auf. Zu welchem Thore geht's hinaus?“ — „Nach Nevers,“ ſprach der Graf.

„Das geht nicht,“ erwiderte der Fuhrmann; „die großen Landſtraßen müſſen wir vermeiden, denn wir haben keine Päſſe. Doch weiß ich jetzt ja die

Gegend unſers Reiſeziels und will gelegentlich ſchon einbiegen.“

Raſch wurde aufgepackt und die Rechnung berichtigt. Der Graf hob ſeinen Godefroi der Amme in den Wagen nach und folgte; die Bedienten beſtiegen den Bock, und auf Kreuz- und Querſtraßen verließ endlich der Wagen das ſtürmiſch bewegte Paris.

Zweites Capitel.

Ihr Kopf durchraſt Paris, und ihre
Schlängelung windet ſich durch ganz Frankreich.
Ha? täubet euch denn Taubheit, vernehmt ihr nicht,
Wie ſie aus ihrem ſcheußlichſten Innerſten
Muſik beginnt, die ſelten zweimal
Hörte der Wanderer, wie ſie klappert?
Treibt ihr die Rieſenſchlang' in die Höhle nicht
Zurück und wälzt nicht Felſen dem Schlunde vor,
So wird ihr Geiſerbiß die Freiheit,
Welch' ihr erſchuſt, in den Staub euch ſtürzen.
Klopſtock.

Das Weichbild der gährenden Hauptſtadt lag hinter den Reiſenden, als der Graf ſich von ſeinen Rückblicken auf die Begebniſſe der letzten Tage losriß, um ſich mit ſeinem Lebensretter über das Ziel ſeiner Reiſe und die einzuſchlagenden Wege zu verſtändigen. „Bis hinter Lyon alſo?“ rief der Miethkutſcher überraſcht; „darauf war ich freilich nicht vorbereitet; hundert Lieues weit! Doch, mag es ſein; es iſt jetzt auch ſo nicht gut in Paris zu wohnen; in vier Wochen bin ich zurückgekehrt, und dann wird's wol ruhiger dort geworden ſein. Wir machen kleine Tagereiſen und verſöhnen durch reichliches Futter meine an ſolche Strapazen freilich nicht gewöhnten Pferde."

Die Reiſe ward nunmehr fortgeſetzt, und der patriotiſche Eifer, welchen der muthige Kutſcher bei Verbreitung der neueſten Nachrichten von den Vorfällen in Paris an den Tag legte, gewann ihm alle Ohren und alle Herzen. Ueberall leiſtete man ihm willigen Beiſtand und dachte, durch ſeine Mittheilungen begeiſtert, nicht daran, der Fortſetzung ſeiner Reiſe irgend eine Schwierigkeit in den Weg zu legen. Je weiter aber die langſame Fahrt die Reiſenden von Paris entfernte, und je älter ihre Nachrichten wurden, deſto weniger befriedigten dieſe die Neugier des großen Haufens, und ſchon fing der Kutſcher an von dem immer lauter ausgeſprochenen Haſſe des Volkes gegen den Adel für die Sicherheit des Graſen zu fürchten, als ein unterwegs aufgefundenes Zeitungsblatt ihm zum bündigſten Geleitsbriefe wurde.

Ein Zeitungsartikel aus Valence meldete nämlich, daß der patriotiſche Beſitzer von Chateaugris, der Graf Saint Hilaire de Pontgris, dem geſammten Adel des Königreichs ein leuchtendes Beiſpiel wahren Seelenadels gegeben, indem derſelbe ſeine Vaſallen von ihren ererbten, mit den Rechten der Menſchheit unvereinbaren Pflichten entlaſſen habe.

Mit lautem freudigen Jubel ſteckte der biedere Kutſcher das Zeitungsblatt ein und verſöhnte durch deſſen Mittheilung überall, wo er hinkam, den Neid des Volkes mit dem Bevorrechteten, der durch die Kutſche, in welcher er reiſte, und durch die Bedienten auf deren Bock ſich als ein beglückteres Glied der menſchlichen Geſellſchaft zu verrathen wagte.

Dieſer glücklichen Entdeckung, welche die Reiſe des Grafen nicht ſelten zum Triumphzuge verherrlichte, verdankte er die Beſeitigung aller äußern Beunruhigung; aber je friedlicher ſeine Umgebungen wurden, deſto feindlicher trat der von den Stimmen der

Gefahr zwar überſchriene, aber dennoch nicht entwichene Schmerz ſeiner Seele wieder hervor.

Er erinnerte ſich, daß es zur Vereinigung Leonidens mit ihrem wiedergefundenen Gatten mehr als ſeiner oberflächlichen Uebereinkunft mit Beiden, daß es einer förmlich geſetzlichen Trennung ſeiner Ehe bedürfe, um Leonidens wieder anzuknüpfendes älteres Band zu einem völlig rechtmäßigen zu geſtalten. Der Graf trug daher bei dem betreffenden Gerichtshofe auf die Löſung ſeines Bündniſſes mit Leoniden an, indem er ſich auf die Geſetzſtellen bezog, welche von dem jetzigen Könige in Bezug auf die Trennung calviniſtiſcher Eheleute erlaſſen worden waren. Um den ihm unbekannten Aufenthalt Leonidens ermitteln zu können, verwies er den Gerichtshof an den Herrn von Ainaraude, königlichen Directeur der Steuererhebung im Marnediſtrict.

Eine zweite Erinnerung fiel ihm mit gleicher Schwere auf das Herz: welcher feindſelige Dämon hatte jenen Kannibalen ſeinen Vetter in die blutigen Hände geliefert, und was war aus deſſen unglücklicher Mutter und deſſen Schweſtern geworden? —

Er machte es ſich zum Vorwurf, nur an ſeine eigne Sicherheit und nicht auch an die ihrige gedacht zu haben, als er Paris verließ. Er ſchrieb ſogleich an die rathlos Verlaſſenen und ſchlug ihnen vor, in ſeiner Begleitung ihr von Parteien zerriſſenes und, wie es ſchien, von der furchtbarſten derſelben überwältigtes Vaterland zu fliehen.

Neben dieſen erſchütternden Denkmälern, welche das Schickſal des Grafen ihm in ſeiner Vergangenheit aufgerichtet hatte, begegnete ſein Auge aber auch manchen ermuthigenden Ruhepunkten, bei welchen ſein Herz gern verweilte: der Edelmuth dieſes Mannes, der mit ſo lautloſem Gefühl ſeines Werths ſeine Pferde lenkte, daß es ſchien, als wiſſe er ſelbſt nicht, welch ein großes Herz er im Buſen trage; die Menſchenfreundlichkeit des Arztes der Baſtille, welcher, wie er aus deſſen Adreſſe erſah, ein Doctor Meneuille war, traten als zwei erhebende Gedächtnißmäler in die Erinnerung des Grafen, wann dieſe von dem Anblick menſchlicher Schwächen und menſchlicher Verſunkenheit ſich trauernd hinwegwandte.

Endlich neigte die Reiſe ſich zum Ziel; mit naſſen Augen ſah der Graf in das Drômethal hinab und hing, erſchütterter als je, an dem Anblick des einzelnen Pfeilers, der unter den Ruinen ſeiner Brücke hervorragte. Ein unſäglich ſchmerzliches Gefühl beugte ſeinen Blick auf ſein ſchlafendes Kind nieder, welches, geboren als der Erbe dieſes kleinen Reichs, jetzt fremd und heimathlos in daſſelbe zurückgeführt wurde. Eine bittere Empfindung regte ſich in ſeiner Bruſt gegen Leoniden; ſie war es, die durch ihre unſelige Verſchloſſenheit einem Baſtarde das Leben gegeben hatte, der nicht fähig war, den Namen ſeines Vaters zu erben und die Unheil weiſſagende Vorbedeutung jener Ruine, deren vereinſamt ſtehengebliebener Pfeiler zwecklos [illegible]n Wogen trotzte, Lügen zu ſtrafen.

„Das iſt ja ein Land hier, als wäre es aus Tauſend und einer Nacht genommen!“ rief der Kutſcher, der, um die Spannkette an das Rad zu legen, vom Pferde geſtiegen war und ſich im Anſtaunen der reizenden Landſchaft verlor. „Paris, das muß man ihm nachrühmen, iſt die erſte Stadt in der Welt, aber das erſte Land in der Welt iſt dies, und zehnmal gäb' ich Paris hin für die Herrſchaft Chateaugris."

„Freund Fabian," rief der Graf, „ich halte Euch beim Worte!" — „Das wird mein Schade nicht ſein!" antwortete lächelnd der Kutſcher, beſtieg ſein Pferd wieder und fuhr die ſteile Bergſenkung hinab.

Schwerer und immer ſchwerer wurden des Grafen Augen, immer tiefer ſeine Athemzüge, als ſich ihm der Vergleich dieſes Augenblicks mit dem freundlichſten Lichtpunkte aufdrang, den ſein Leben aufzuweiſen hatte. Und als nun die Rhone in ſeinem Rücken lag, als ſein Wagen auf ſeinem eignen Gebiete einherrollte, da übermannte ſein Rückblick auf das Bild ſeiner erſten Heimkehr an Leonidens Seite ſeine Seele völlig. Ein unhemmbarer Thränenſtrom brach aus ſeinen Augen, er riß ſein erb- und namenloſes Kind an ſeine Bruſt; aber der kleine Schläfer, aus ſeinem Schlummer erweckt, fing erſchrocken heftig zu weinen an; da faßte den unglücklichen Vater der Schmerz mit nie gekannter Wildheit. Er erkannte, daß er beſtimmt ſei, Alles zu beunglücken, was er liebte; ſein Auge ward ſchnell trocken; er gab den Kleinen der Amme zurück und verſank in ein düſteres, verzweiflungsſchweres Hinbrüten.

Schnell verbreitete ſich das Gerücht, der Graf ſei wieder zurückgekehrt, aber unbegleitet, getrennt von der Gräfin. Jedermann ſtaunte; aber Niemand klagte, denn Niemand hatte die Unglückliche, von ihrem finſtern Geiſte Verfolgte geliebt. Erſt als das Volk den Grafen ſah, mit ſeinen eingefallenen blaſſen Wangen, ſeinem erloſchenen Auge, als die Kunde ruchbar ward, er wolle die Wiege ſeiner Väter und ſeine durch ihn beglückten, aus Unterthanen in Freie umgewandelten Kinder verlaſſen, da fing die Klage an, laut ihre Stimme zu erheben; aber neben dem Mitleid für den geliebten Herren wuchs der Haß gegen die Zerſtörerin ſeines Glücks, deren Strafwürdigkeit das Gerücht von Ohr zu Ohr vervielfältigend und vergrößernd trug. Die Calviniſten ſchalten ſie eine heimliche Katholikin, die Katholiken eine Abtrünnige, und beide Parteien aller Stände kamen dahin überein, daß Leonidens Hoffarth und Eigenſinn keine Grenzen gekannt; daß ihr ruchloſer Lebenswandel Vater und Mutter ins Grab geſtürzt habe, und daß ſie, mit Beider Fluch beladen, von Laſter zu Laſter geſunken, die Abweſenheit ihres Gemahls, der ſie aus dem Staube geriſſen, den Berichten der Diener zufolge, zur Entehrung des guten Grafen benutzt habe.

Zwei Tage nach der Ankunft des Grafen kam der ehrliche Fabian, um Abſchied von ihm zu nehmen und nach Paris zurückzukehren. „Ich denke, die Dauphiné iſt das erſte Land in der Welt, und das will mein Freund Fabian verlaſſen?“ fragte der Graf und ſetzte freundlich hinzu: „Wie wär's, wenn mein redlicher Fabian ſein Weib und ſeine beiden Kinder holte und dieſe hier in ſein Eingenthum einführte?“ — Fabian folgte dem Grafen, der ihn bei der Hand nahm, ihn in ein freundliches Häuschen führte und ihm eine Schenkungsacte des reich mit Ländereien ausgeſtatteten Grundſtücks überreichte. Fabian jubelte: „Gott ſei Dank, daß er mich aus dem Sodom rettet! Hier ſind die Leute gut, und wenn Feuer und Schwefel auf ganz Frankreich niederfiele, die Herrſchaft Chateaugris wird Gott erhalten wie einen Felſen im Meere. Morgen eil' ich nach Paris, und morgen nach drei Wochen bin ich wieder hier mit Weib und Kind, mit Sack und Pack und bringe dem kleinen Grafen ein Paar Spielgefährten mit, die von mir lernen ſollen ihm zu dienen, wie ich ſeinem Vater gedient habe.

Der Graf gab ſeinen neuen Vaſallen ein zweites Schreiben an die Gräfin Saint Hilaire de Bras de Ferre mit, in welchem er ſeine Einladung wiederholte, ihn nach Deutſchland zu begleiten, und ſie zur Bewerkſtelligung ihrer Reiſe nach Chateaugris an den Ueberbringer dieſes Briefes, als einen geprüften, zuverläſſigen Mann, verwies. Nun galt es noch einen ſchweren Kampf zu beſtehen; ſein Herz ſehnte ſich nach einer Nachricht von Leoniden; eine ſo ſichere Gelegenheit, Kunde von dieſer einzuziehen, fand er vielleicht nicht wieder; es koſtete ihm Anſtrengung, ſeine Sehnſucht niederzudrücken, aber es gelang ihm, unterſtützt durch die Ueberzeugung, daß das Band, welches ihn an die Verlorene gefeſſelt hatte, zerriſſen bleiben müſſe bis auf die zarteſten Fäden deſſelben, wenn ſein Streben nach Ruhe nicht ewig fruchtlos bleiben ſolle.

Ungefähr ſechs Wochen erfoderten die Vorbereitungen zu der großen Reiſe, welche der Graf ſich ſelbſt und ſeinem Sohne ſchuldig zu ſein glaubte. An die Stelle des nunmehr verſtorbenen letzten geſetzmäßigen Erben ſeiner Güter trat der Staat; ſein Kind mußte alſo fern erhalten werden von den Genüſſen, die der Reichthum gewährt, deſſen Beſitz ihm verſagt war. Ohne Kenntniß von dem Namen und dem Stande ſeines Vaters ſollte das Kind eine zwar ſorgfältige, aber einfache Erziehung erhalten und durch dieſe in den Stand geſetzt worden, Güter zu entbehren, in deren uneingeſchränkteſtem Genuß ſein unglücklicher Vater den dürftigſten Hirten, der ſein Brot aß, beneidet hatte.

Der Graf prüfte jetzt genau den Zuſtand ſeines Vermögens, deſſen Ertrag ſich durch die ſeinen Vaſallen bewilligten Erlaſſe ſehr verringert hatte, fand aber dennoch, daß er im Laufe der nächſten Jahre ein Capital zu erübrigen vermöge, welches mehr als hinreichend ſei, die Bedürfniſſe eines genügſamen Menſchen zu befriedigen, und zu einem ſolchen wollte er ſeinen Godefroi ja erziehen.

Etwas verſpätet, wenig Tage vor demjenigen, welchen der Graf zu ſeiner Abreiſe beſtimmt hatte, kam Fabian mit Weib und Kindern von Paris an, brachte aber ſtatt der Gräfin nebſt ihren Töchtern, deren Ankunft der Graf erwartet hatte, deſſen Brief an dieſelbe wieder mit zurück. Er hatte die Gräfin nicht mehr, jedoch ihren Namen auf tauſend Zungen gefunden und mehr als einen Kampf zu beſtehen gehabt, um den Beweis zu führen, daß der berüchtigte Ariſtokrat Saint Hilaire de Bras de Ferre, welcher während des Auflaufs am Stadthauſe ſeinen Tod gefunden hatte, nicht der Bürgerfreund Saint Hilaire de Pontgris ſei, den das Volk in der Dauphiné als Vater ehre. Uebrigens bedauere den Gefallenen Niemand als die Geiſtlichkeit, welche ihn als den beſten Katholiken im Königreich und als ihre Stütze in hohen Ehren gehalten haben ſolle.

Der Graf konnte nicht umhin, trotz des Schreckens, den die Erinnerung an den grauſenvollen Tod des Unglücklichen ihm zurückrief, den Wahn zu belächeln, ein Saint Hilaire ſei ein guter Katholik und die Stütze der katholiſchen Geiſtlichkeit geweſen. Er ließ ſich jedoch nicht darauf ein, den guten Fabian eines Beſſern zu belehren, und traf ſeine letzten Anſtalten zur Abreiſe.

Das Gefolge, welches er zu ſeiner Begleitung beſtimmte, war ſehr klein; es beſtand nur aus ſeinem alten Kammerdiener und der Amme. Doch hatte die Letztere ſich das Verſprechen ausbedungen, nicht in dem kalten Lande der deutſchen Barbaren zurückgehalten zu werden, ſondern nach ihrem geliebten Frankreich heimkehren zu dürfen, ſobald der kleine Godefroi die ihm bevorſtehende Impfung der Kinderblattern überſtanden haben werde.

Alle Wunden, die der Graf in ſeinem Herzen barg, brachen auf bei ſeinem Abſchiede von dem treuen Volk, in deſſen Mitte er aufgewachſen war. Er riß ſich gewaltſam los, folgte der in unſtillbaren Jammerthränen zerfließenden Amme, und der Poſtillion trieb die Pferde an.

Noch einmal ſah der Graf zurück; tauſend Tücher wehten ihm den Abſchiedsgruß nach; ſein Auge glitt von der unüberſehbaren Menſchenmenge auf den vereinzelten Pfeiler der zertrümmerten Brücke hin und von dieſem ſchmerzlich auf ſeinen Sohn nieder. Immer dunkler ward ſein Blick unter dem Thränenſchleier, endlich durchbrach die Flut unanfhaltſam ihren Damm: „Mutterloſer! Namenloſer! Erbloſer!“ rief er. „Der nächſte Wogenſturm wird den letzten Pfeiler brechen, und dann ſtehſt Du allein in der öden Welt!“

Die Volksgährung hatte ſich dem kleinen Theile von Frankreich, welchen der Graf bis zur Grenze von Savoyen zu durchſchneiden hatte, noch nicht die Sicherheit bedrohend mitgetheilt; der Reiſende erreichte ungehindert Chambery; hier harrte ſeiner aber das erſte Ungemach. Das Heimweh der Amme ſeines kleinen Godefroi ſtieg zur Unbezwinglichkeit, ſeitdem ihr Ohr den ſchmeichelnden Klang der geliebten Mutterſprache vermißte; der Graf mußte ſie zurückſenden und, da weder jetzt eine Savoyerin, noch ſpäter eine Schweizerin ſich entſchließen wollte, ihn nach Deutſchland zu begleiten, ſich ſelbſt zur alleinigen Pflege ſeines kaum mehr als einjährigen Kindes bequemen.

In München erwartete ihn ein zweiter Unfall; ſein alter treuer Diener erkrankte und ſtarb. Dieſer

Verluſt vervollſtändigte die Trennung des Grafen von ſeinem Vaterlande; aber wie ſchmerzlich ihm derſelbe auch war, er erleichterte ihm die Ausführung des Entſchluſſes, ſeinem Geburtsrange und ſeinem Namen zu entſagen, um ſeinen Sohn in völliger Unbekanntſchaft mit den glänzenden Verhältniſſen zu erhalten, welche das Leben bei ſeiner erſten Begrüßung ihm ſo trügeriſch verheißen hatte.

Der Graf langte in Dresden an und wurde mit Herzlichkeit und Theilnahme von ſeinem Freunde, dem alten Uechtleben, und deſſen Gattin empfangen, welche er ſchon von Chateaugris aus auf ſeinen Beſuch, nur von fern ſeine Trennung von Leoniden andeutend, vorbereitet hatte. Seine Abſicht war nicht, ſich in Dresden niederzulaſſen, ſondern ſich in den Beſitz eines kleinen ländlichen Eigenthums zu ſetzen, und zufällig begünſtigte der Entſchluß ſeines Freundes, ſich auf ſein Landgut zurückzuziehn, in deſſen Nähe eben ein kleines Freigütchen verkäuflich war, das Vorhaben des Grafen. Er begleitete die Uechtleben'ſche Familie unter dem ſchlichten Namen „Graubrück" und erkaufte das kleine feilgebotene Beſitzthum.

Herr von Uechtleben war ſo wenig als deſſen Gattin mit dem Grafen über die Entäußerung ſeines Namens und ſeines Standes einverſtanden, denn Beide, unbekannt mit den Einzelheiten ſeines Schickſals und ſeinen Beweggründen zur Ergreifung dieſes Entſchluſſes, glaubten nur die Wirkung eines krankhaft überreizten Gemüths in dieſer romanhaft ſcheinenden Maßregel zu ſehen und ſprachen ſo lange häufig und dringend dagegen, bis der Graf einſt nach ſchwerem Kampfe mit ſich ſelbſt die Hand ſeines Freundes faßte und mit erſtickter Stimme rief: „Mein Kind hat keine Güter! Mein Sohn hat keinen Namen! Mein Sohn iſt — ein Baſtard! Meine Ehe mit ſeiner Mutter war eine unrechtmäßige! Seine Mutter, Leonide, war gleichzeitig meine Gemahlin und — das ungetrennte Weib eines Andern. Meine Güter ſind Lehen und fallen nach meinem Tode dem Staat anheim.“

Nun konnte der alte Uechtleben die Maßregeln freilich nicht misbilligen, die ſein Freund getroffen hatte, um ſein Kind vor dem Einfluſſe zu bewahren, welchen deſſen Kenntniß von den wahren Verhältniſſen ſeines Vaters auf die Richtung ſeines Lebens haben mußte; da ereignete ſich aber ein unvorhergeſehener Fall, welcher die dereinſtige Stellung, die der Graf ſeinem Sohne in der bürgerlichen Geſellſchaft angewieſen glaubte, plötzlich auf die günſtigſte Weiſe zu verändern verſprach.

Ein neues Geſetz hob nämlich die Lehnrechte in Frankreich auf, jetzt war ſein Sohn erbfähig; aber das freudige Gefühl, ſeine reichen Beſitzungen und den alten Stamm ſeines Hauſes auf ſein Kind vererben zu dürfen, ward durch die erſchütternden Nachrichten von dem Gange, welchen der umſichgreifende Volksaufſtand in ſeinem Vaterlande nahm, ſehr verbittert. Die Erſtürmung und Schleifung der Baſtille hatte, gleich einem ungeheuern, das ganze Reich überflammenden Signalfeuer, alle Leidenſchaften des leichterregbaren Volks erweckt; eine Menge gewandter Aufwiegler hatten ſich an ſeine Spitze geſtellt und ihm eine Lehre gepredigt, welche den gewaltſamen Umſturz der bürgerlichen Ordnung bezweckte. Mit Schrecken verbargen ſich die Beſſern, die Einſichtsvollern, verdrängt von ihren Plätzen durch die Mitglieder der Blutgenoſſenſchaft, welche, gekräftigt durch die Schwäche der Regierung und durch die Raubſucht des Auswurfs der Nation, allen Thronen, allen Religionen und allen Tugenden den Krieg auf Tod und Leben erklärten. Die hohe Geiſtlichkeit ſammt ihrem Anhange entfloh; der Adel, ſeiner Geburtsvorrechte verluſtig erklärt, verließ, dem Beiſpiel der königlichen Brüder folgend, das in vulkaniſchen Schwingungen erbebende Frankreich, und hinter den Flüchtlingen flog aus der gährenden Werkſtatt des Nationalconvents ein Aechtungsdecret her, welches ſie bürgerlich todt, ihrer Güter verluſtig und ihre Häupter der Guillotine verfallen erklärte.

Zwei Jahre hindurch beſchäftigten ſich die herrſchenden Gewalten, welche das unglückliche Land zertraten, mit Anhäufung von Brennſtoffen, die beſtimmt waren in die Nachbarländer getragen zu werden und den Zuſtand Frankreichs dem geſammten Europa mitzutheilen. Gegen dieſen ungeheuern Plan rüſteten die Monarchen Europas ihre Kriegsheere und ſchwuren einander, den Herd zu zerſtören, welchen Blutdurſt und Raubſucht an die Stelle des zertrümmerten Thrones im Herzen von Frankreich aufgerichtet hatte; den Herd, deſſen offene Flammen die heiligſten Güter der Menſchheit bedrohten.

Mit wachſendem Schmerz hatte der Graf Saint Hilaire das Unglück ſeines Vaterlandes ſteigen geſehen, und täglich ergriff ihn der Gedanke beunruhigender, daß er Leoniden in dieſem qualmenden Krater hatte zurücklaſſen müſſen. Aus der geſunkenen Ergiebigkeit ſeiner eignen Güter konnte er auf die Verringerung der Einkünfte ihres Gutes ſchließen. Was war aus ihr geworden? wie friſtete ſie ihr ihm immer noch unausſprechlich theueres Leben? mit welcher Fülle von Mangel mochte ſie kämpfen, wenn der Sturm dieſer Zeit ihren Gatten vielleicht amt- und brotlos gemacht hatte! Er beauftragte ſeinen Generalverwalter, Nachricht über den gegenwärtigen Directeur der Steuererhebung im Marnediſtrict einzuziehen: wie er heiße? ob ſeine Gattin noch lebe? ob ſie ſorgenfrei und glücklich ſcheine? Aber die Antwort auf dieſe Fragen blieb aus und mit ihr die erwartete Sendung ſeiner Gelder. Er ſchrieb noch einmal; doch bevor er noch auf die Ankunft der Erwiderung ſeines zweiten Briefes rechnen konnte, las er in den öffentlichen Blättern ſeinen Namen unter denen der geächteten Feinde ſeines geliebten Vaterlandes.

Dieſen Schlag hatte der Graf nicht erwartet; er gehörte nicht zu jenen Flüchtlingen, welche ſein Vaterland durch ihre Weigerungen, deſſen Laſten tragen zu helfen, in den Strudel des Verderbens gewälzt und, als dieſer ſie zu ergreifen und zu begraben drohte, die Erſten geweſen waren, die ihre eigne Rettung in feiger Flucht geſucht hatten. Seine Entfernung aus Frankreich war ja ſchon früher durch andere Beweggründe veranlaßt worden; er war nicht aus Furcht vor der Rache des Volks entwichen; er war ja der erſte ſeiner Standesgenoſſen geweſen, welche ihren Vorrechten zu Gunſten des Volks entſagt hatten. So leicht wie er, wenigſtens dem Scheine nach, die Rechte ſeines Sohnes aufgegeben hatte, als deren Beſitz ihm im Lichte der Unrechtmäßigkeit erſchienen, ſo feſt war er zu deren Vertheidigung entſchloſſen, ſeit durch ein Staatsgeſetz das Erbrecht ſeines Kindes feſtgeſtellt worden war.

Er ſchrieb zum dritten Mal an ſeinen Generalverwalter und zugleich an ſeinen Freund Legrange und legte beiden Briefen eine bündige Proteſtation wider die gegen ihn ausgeſprochene Aechtung bei, in welcher er den Beweis führte, daß er, durch häusliche Verhältniſſen veranlaßt, der Bürger eines fremden Staates geworden und bereit ſei, auf den erſten Ruf nach Frankreich zurückzukehren. Er berief ſich in Betreff ſeiner patriotiſchen Grundſätze auf das Zeugniß der Grundbeſitzer in der Herrſchaft Chateaugris, welche er in Sklavenfeſſeln gefunden und als freie, durch ihn befreite Menſchen verlaſſen hätte.

Dieſe Proteſtation bat der Graf ſeine Correſpondenten dem Nationalconvent vorzulegen und ſah hoffnungsvoll der Wirkung derſelben entgegen; aber drei ewig lange Monate verfloſſen, und weder der Generalverwalter noch Legrange antwortete.

„Sie ſind todt!“ rief der Graf, täglich mehr überzeugt, daß nur der Tod dieſe ihm ſo treuen Anhänger verhindern könne, ſeine dringendſten Bitten zu erfüllen. Ach, er wußte nicht, daß Todesfurcht oft ebenſo gewaltig lähmt als der Tod ſelbſt, und daß auf dem Verkehr mit einem Geächteten die Todesſtrafe ſtand.

Das Bewußtſein ſeiner Unſchuld und die Sorge, ſeinem Kinde das Erbe ſeiner Väter zu ſichern, drängten den Grafen zu dem verzweifelnden Beſchluß, nach Paris zurückzukehren, um in Perſon ſeine Sache vor dem Nationalconvent zu führen, welcher ihn ungehört und folglich unvertheidigt zum Tode verurtheilt hatte.

Vergebens bemühte ſich ſein Freund Uechtleben, vergebens beſchwur deſſen Gattin ihn, ſich nicht in jene brennenden Ruinen zu ſtürzen; aber ſie wandten umſonſt ihre Beredſamkeit auf. „Daß ich mich ſelbſt ſtelle,“ antwortete der Graf, „das ſchon muß für meine Unſchuld ſprechen, und nöthigenfalls kann ich für dieſe mehr als tauſend Bürgen, die Familienväter ſtellen, die ich als Lehnherr von meinem Vater übernahm, und ihrer Pflichten für mich entlaſſen habe, ehe noch ein Geſetz mich dazu zwang.“

Schon war er mit ſeinem Godefroi, einem jetzt dreijährigen kräftigen Knaben, auf ſeiner Rückreiſe nach Frankreich begriffen, in Dresden angekommen, und nur die Berichtigung ſeiner Paßangelegenheit hielt ihn hier auf; da veränderte der Inhalt eines ihn betreffenden Zeitungsartikels, der aus einem franzöſiſchen Blatte in ein deutſches übergegangen war, Zweck und Richtung ſeiner Reiſe plötzlich. Mit nicht geringerer Freude als Verwunderung ſah das Uechtlebenſche Ehepaar den auf immer verloren gegebenen Freund mit deſſen Kinde, wenig Tage nach ſeiner Abreiſe wieder zurückkehren.

„Freuen Sie ſich nicht!“ So beantwortete der Graf die fröhliche Bewillkommnung ſeines alten Freundes. „Bedauern Sie mich. Der Menſchenfreund, dem ich mein Leben verdanke, hat die mir erwieſene Wohlthat mit ſeinem Leben gebüßt! Leſen Sie dies Blatt!“

Herr von Uechtleben empfing das ihm dargereichte Zeitungsblatt und las:

„Auszug aus dem Ami du peuple: Heute hat das Vaterland die Zahl ſeiner Triumphe durch einen neuen vermehrt! Frankreich hat Gelegenheit gehabt, ſeine Freunde kennen zu lernen und ſeine Feinde zu beſtrafen. Franzoſen, hört und jubelt! Der junge

Baum unſrer Freiheit iſt mit dem Blute der letzten Verräther getränkt worden, welche Paris in ſeinen Mauern verbarg. Ein Franzoſe, unwerth ſeines erhabenen Vaterlandes, ein Baſtard Frankreichs, Namens Fabian, hat ſich an der Spitze dreier, durch ihn aufgewiegelter Landleute aus dem Departement der Drôme geſtellt und ſie verführt, ihm nach Paris zu folgen, um von dem Nationalconvent die Zurückberufung und Begnadigung eines Ausgewanderten, eines geächteten Verräthers, genannt Saint Hilaire, vormaligen Despoten von Chateaugris im Departement der Drôme, zu ertrotzen. Der Convent hat dieſe pflichtvergeſſenen Fürſprecher eines Tyrannen ſofort einem Ausſchuſſe überantwortet, welcher, im Begriff das Urtheil über die Vaterlandsverräther zu ſprechen, in der Ausübung ſeiner geheiligten Pflicht durch einige Verwandte des genannten Fabian, die den Dienſt der Nationalgarden an der Thüre des Sitzungsſaales verſahen, gewaltſam verhindert wurde. Glücklicherweiſe hat die Dazwiſchenkunft einiger Mitglieder vom Club der Jacobiner, dieſer einzigen wahrhaften Freunde des Volks, die Hochverräther an der Vollführung des ſchändlichen Vorhabens verhindert, ihre Genoſſen dem Schwert der Gerechtigkeit zu entziehen. Die Verbrecher an der Majeſtät des franzöſiſchen Volks haben gebüßt! Ihr Blut hat den heiligen Boden Frankreichs von den Flecken gereinigt, welche ihre Fußtritte auf demſelben zurückgelaſſen hatten. Der Hochverräther Fabian hat ſeine Todesfurcht hinter einer unbeſchreiblichen Frechheit zu verbergen gewußt, und noch auf dem Wege zum Schaffot ſich gerühmt, den berüchtigten Saint Hilaire von Paris nach Chateaugris geflüchtet zu haben."

„Dieſer Fabian," rief der Graf, als der beſtürzte Leſer das Blatt aus den Händen fallen ließ, „dieſer um meinetwillen gemordete Fabian war der edle Menſch, der mich aus den Händen der Stürmer der Baſtille riß, der mich von Paris in meine Heimat zurückführte, den ich zu belohnen glaubte, indem ich ihn dem Kreiſe ſeiner Blutsfreunde entzog und ihn durch ſein Dankgefühl an mich feſſelte, welches ihn trieb, für mich zu ſprechen und mit allen Seinigen für mich zu ſterben."

„Und was beſchließen Sie jetzt zu thun? denn wie es ſcheint, haben Sie nunmehr die Gefahr Ihrer Reiſe nach Frankreich erkannt?“ fragte Herr von Uechtleben.

„Und dennoch will ich nach Frankreich gehen!“ antwortete der Graf, „aber nicht als friedlicher Reiſender; nicht in Begleitung meines Kindes! Als Fechter um mein Eigenthum! Als Rächer meines gemordeten Lebensretters! Als Befreier meines unglücklichen Vaterlandes! Als Zerbrecher der Ketten, in welchen eine Bande von Blutmenſchen meinen gemißhandelten König, meine Königin und das ganze königliche Haus gefeſſelt hält. Am Rheine ſammelt der ruhmwürdige Prinz von Condé alle edle Franzoſen unter ſeinen Fahnen. In ihren Reihen will ich kämpfen und ſiegen oder ſterben.“

„Und Ihr Sohn?“ fragte Frau von Uechtleben.

„Mein Sohn ſei, wenn ich falle, der Ihrige! — Mein Geldvorrath, das Gütchen ungerechnet, beläuft ſich auf ungefähr achttauſend Thaler. Ich werde nur wenig davon für mich nehmen, und das Uebrige Ihrer Verwaltung übergeben.“

Jeder Verſuch, den Grafen zu bewegen, von ſeinem Entſchluſſe abzuſtehen, war vergebens; er legte noch an demſelben Abend ſein Teſtament bei den Gerichten nieder, ernannte ſeinen Freund Uechtleben zum Vormunde ſeines Sohnes und ſchied von dieſem mit dem Gefühl eines auf ewig von ſeinem geliebten Kinde ſcheidenden Vaters.

Drittes Capitel.

Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieſer Miſere
Großes begegnen? was kann Großes denn durch ſie geſchehn?

Schiller.

Der Graf langte in Begleitung eines einzigen Reitknechts in Koblenz an, um ſich dem Grafen von Artois, dem Bruder ſeines Königs, vorzuſtellen, eh' er als Kämpfer in die Reihen der Ausgewanderten träte. Ein Gewühl bald mehr bald minder reich geſchmückter Hofleute füllte, theils in prächtigen Karoſſen, theils zu Fuß die Promenaden und die Straßen der Stadt, die Erwartung, welche der Ankömmling von der Reichhaltigkeit des Hofſtaats des emigrirten königlichen Prinzen mitgebracht hatte, bei weitem übertreffend. Aber noch größer als die Ueberraſchung des Grafen bei Wahrnehmung dieſes unerwarteten Glanzes, war ſein Befremden über den Mangel an Vertrauen, welchen er bei dem Gaſtwirthe fand, in deſſen Hauſe er ſeine Wohnung zu nehmen gedachte. Aufgebracht über die ſchamloſe Foderung, den Betrag der Koſten ſeines Unterhalts im Voraus zu entrichten, wandte er ſein Pferd, um ein Unterkommen bei einem andern, weniger unverſchämten Wirthe zu ſuchen, mußte aber die niederſchlagende Erfahrung machen, daß überall, wo er den Verſuch machte, ſich einzuquartieren, ſeine Aufnahme von der Bedingung, ſeine muthmaßlichen Zehrkoſten im voraus zu bezahlen, abhängig gemacht wurde.

Es blieb ihm endlich nichts übrig, als ſich zur Unterwerfung einer ſolchen demüthigenden Foderung zu bequemen; er zog ſeine Börſe, um durch eine angemeſſene Summe dieſe vorſichtigen Hauswirthe gegen die deutlich an den Tag gelegte Beſorgniß, betrogen zu werden, ſicher zu ſtellen; aber ſein Erſtaunen wuchs unbeſchreiblich, als der Wirth ihn warnte, ſeine Börſe öffentlich zu zeigen. „Vertrauen Sie,“ ſprach der Mann, „nicht dem Golde auf den Röcken dieſer reichgalonirten Herren; es iſt das Einzige, welches dieſe Abenteurer beſitzen, und wehe dem Unvorſichtigen, der ihnen einen Blick in das Geheimniß ſeines noch gefüllten Beutels gewährt. Folgen Sie mir in mein Zimmer; wir wollen unſre Angelegenheit unter vier Augen beſeitigen."

Mit dem Gefühl einer bitter empfundenen Kränkung ſeines Nationalſtolzes ſteckte der Graf ſeine Börſe ein und folgte ſeinem Wirthe. „Sie werden," ſprach dieſer, „meine Vorſicht gerecht finden, wenn Sie die Glieder des Hofſtaats des Grafen von Artois kennen gelernt haben. Wir Bürger von Koblenz haben dieſe Bekanntſchaft leider ſehr theuer bezahlen müſſen; freilich im Anfange, als dieſe Stadt der Sammelplatz der franzöſiſchen Flüchtlinge zu werden begann, haben Einzelne meiner Mitbürger von der Verſchwendung jener Herren große Vortheile gezogen; als aber die geretteten Koſtbarkeiten vergeudet waren, als das Elend wuchs und dennoch die Prunkſucht fortbeſtehen wollte, da griff die Schamloſigkeit zu entehrenden Hülfsmitteln, deren Kenntniß auch Ihnen, Herr Graf, zu Ihrem Verderben aufgedrungen werden wird, wenn Sie nicht die ſtrengſten Vorſichtsmaßregeln anwenden. Wiſſen Sie, daß es unter dieſen Herzögen und Grafen, Vicomten und Baronen wenige gibt, die nicht fähig wären, und meiſtens ſchon fähig geweſen ſind, einen ehrlichen Mann um ſeinen letzten Heller zu bringen, um ſich durch einen Schmaus die Freuden des Palais Royal ins Gedächtniß zurückzurufen.“

Der Graf würdigte der Verleumdungsſucht des hämiſchen Wirthes keiner Antwort; er begab ſich, unausſprechlich tief verletzt von dieſen Schmähungen, welche die edelſten ſeiner Nation trafen, auf ſein Zimmer. Mochte jener Menſch auch das Schickſal gehabt haben, Einzelnen, welche das Unglück zur Niedrigkeit gebeugt hatte, zu begegnen; was gab ihm ein Recht, Alle, auch die Schuldloſen, zu verunglimpfen? War nicht die Erwählung dieſer Perſonen zu Gliedern des Hofhalts des königlichen Bruders der ſprechendſte Zeuge ihrer Würdigkeit? Er ſchauderte empört zurück vor jenen habſüchtigen Deutſchen, deren Seelen fähig geweſen waren, ſtatt den Gefühlen des Mitleids und der Achtung, welche das Unglück verdient, Raum zu geben, der unverdienten Armuth mit verächtlichem Hohne zu begegnen.

So ſinnend ſchritt der Graf in ſeinem Zimmer auf und ab, als plötzlich ein ſehr dreiſtes Pochen an ſeiner Thüre ihn ſtörte und, ehe er noch Zeit gewann, den unerwarteten Beſuch einzuladen, die Thüre aufflog. Ein ältlicher Mann in einer etwas verſchoſſenen Hofkleidung trat ein, blieb, den zärtlichen Ausdruck ſeines Blicks eine halbe Minute lang auf den befremdeten Grafen richtend, an der Schwelle ſtehen, ſtürzte dann mit dem Ausruf: „Ja, ja, er iſt's! Ganz ſein edler Vater!“ auf ihn zu, und ſchloß ihn, faſt weinend vor Entzücken, in ſeine Arme.

„Ich bin zweifelhaft,“ ſprach der Graf etwas verlegen, „wem ich dieſe brüderliche Begrüßung verdanke?“

„Wie?“ rief der Fremde, „Sie kennen mich nicht? Sie haben meine Züge vergeſſen? Wohlan, ſo wird der Name des herzlichſten Freundes Ihres Vaters, des Herzogs von Laudeillotte, doch noch wohl in einem Winkelchen Ihres Gedächtniſſes aufbewahrt geblieben ſein! Alſo auch Sie, mein Freund, hat die

Brutalität des Pöbels aus unſerm unglücklichen Vaterlande vertrieben? — Nun, überraſchter können Sie von den Vorfällen in Paris nicht geweſen ſein als ich; ich bin nämlich ein abgeſagter Feind von allem Leſen; leſe auch in den Zeitungen nichts als die Hofverfügungen und die Annoncen, den hohen Adel betreffend; nun verſuchen Sie es, zu begreifen, welches Erſtaunen, welche Empörung ſich meiner bemächtigte, als ich durch die dritte Hand erfuhr, der Conſluxus von Demagogen, der ſich den Nationalconvent nennt, habe ſich erkühnt, die uralte Stütze des Throns, den Adel, ſeiner heiligen angeerbten Vorrechte zu berauben, mich, mich, den Erben des Namens Laudeillotte, den älteſten Edelmann in der Chriſtenheit, meiner angebornen Würden verluſtig zu erklären! Dieſe Frechheit mußt' ich rächen! Bisher hatte ich mich begnügt, Quittungen, freundſchaftliche Briefe und dergleichen, der Kürze wegen, ſchlichtweg mit „Duc de Laudeillotte“ zu unterſchreiben, von jetzt an fügte ich meiner Unterſchrift, auch auf dem kleinſten Zettelchen, jedesmal meine vollſtändigen Titel bei, um dem Pöbel zu zeigen, daß ein Laudeillotte ſich nicht vor ihm fürchte! — Was geſchieht? Ahnen Sie? Werden Sie es glauben? Nimmermehr dürften Sie's, wenn es ein Dritter Ihnen ſagte! Mein ehemaliger Pachter, jetzt zum Maire meiner eignen Stadt erwählt, mein Unterthan unterſteht ſich, mir eine Vorladung zuzuſenden. Begreifen Sie? *Mir!* — eine Vorladung *mir* von meinen aufſätzigen Unterthanen! Ich glühte vor Zorn, und ſchwur, dieſe Keckheit zu beſtrafen! da kommt die Nachricht, daß die Prinzen entflohen ſind, daß das Volk, ſeine Ehrfurcht gegen ſeine Gebieter vergeſſend, gegen deren geheiligte Häupter die ruchloſen Hände erhoben habe, und daß ich, *ich ſelbſt* in Anklageſtand verſetzt worden ſei. Dieſe Nachrichten kühlen meinen gerechten Zorn etwas ab; ich gebe der Ueberlegung Raum und beſchließe, meine Herrſchaft auf einige Zeit zu verlaſſen, um mich an den Hof zu begeben, welchen der Graf von Artois hier gebildet hat, in der Abſicht, dieſen Herren durch meine Rathſchläge in Betreff der Stiftung und Lenkung der Armee beizuſtehen, die beſtimmt iſt, unter Führung des Prinzen von Condé die Sache in Frankreich auf den alten Fuß zurückzubringen. Apropos, mein theurer Graf, Sie haben doch wohl nicht die Abſicht, ſich jenem Condéiſchen Haufen anzuſchließen? Das würde ich Ihnen ſehr widerrathen. Sie finden dort nichts, als niedern Adel, und vom höheren nur einige Sprudelköpfe. Wir ſind auf der Welt, um Völker zu lenken, aber nicht, um uns zur Gemeinſchaft mit ihnen herabzuwürdigen! — Nicht wahr? Sie verkennen den Standpunkt nicht, welchen uns die Geburt angewieſen hat; Sie bleiben bei uns! Ich ſichre Ihnen Ihre Wohlfahrt in der Gnade des Grafen von Artois, deſſen Freundſchaft ich ſo glücklich bin, mich rühmen zu dürfen. Sie werden unſern Zirkel herrlich finden; die feinſten altpariſer Hofſitten, die geſchmackvollſten Moden und vor Allem „lauter gute Katholiken!“ Alſo, wir verſtehen uns? Sie bleiben bei uns? Darf ich dem Grafen Artois die Freude machen, ihn auf die neue unſchätzbare Erwerbung vorzubereiten?“

„Ich muß bedauern,“ erwiderte der Graf, „mir das Vergnügen zu verſagen, den Zirkel, welchem Sie angehören, kennen zu lernen. Zwar bin ich eben ſo wenig Soldat als Hofmann, doch ſcheint mir die

Gefahr, welche unſern König und unſer Vaterland bedroht, kräftiger Kämpfer zu bedürfen, und ich insbeſondre fühle mich aufgefodert, perſönlich in die Reihen dieſer Streiter zu treten.“

„Ach! — der Lorbeer reizt den jugendlichen Helden!“ rief der Duc. „Freilich, die Neigung muß hier entſcheiden. Empfangen Sie den Zoll meiner Bewunderung! Aber, theuerſter Graf, bevor Sie zu dem Prinzen von Condé abgehen, müſſen wir über Ihre künftige Charge etwas feſtſetzen; in untergeordneten Verhältniſſen dürfen Sie nicht dienen; eine andre Stellung als die eines Obriſten anzunehmen, verbietet Ihnen Ihr Geburtsrang! Laſſen Sie mich nur ſorgen! Ich ſtehe Ihnen dafür, Sie nehmen das Obriſtenpatent von hier mit nach Worms, ohne daß es Ihnen etwas Anderes koſtet, als ein Douceur für den Kammerdiener des Grafen von Artois. Mit ungefähr einhundert Louisd'or iſt die ganze Sache abgemacht, und wollen Sie dieſe Kleinigkeit mir heute anvertrauen, ſo haben Sie morgen das Patent als Befehlshaber in der Taſche! Fürchten Sie nicht etwa, daß ich von dieſer Veranſtaltung beſondere Mühe haben werde; gewiß nicht. Ich bin überzeugt, Sie ſind dem Grafen von Artois bereits ſehr dringend empfohlen, denn wie ich den Prinzen kenne, ſo hat er den Eifer nicht vergeſſen, mit welchem Sie ſammt Ihrem ganzen Hauſe vor vier Jahren die calviniſtiſche Kirche verließen und zu der unſrigen übertraten."

„Ich?" rief der Graf erſtaunend, und der Duc fuhr fort: „Nun freilich Sie! Warum wollen Sie mir aus einer rühmlichen That ein Geheimniß machen? Sie wiſſen wohl nicht, daß der hochſelige Erzbiſchof von Tours, der Sie aufnahm in den Schoß unſerer Kirche, mein Bruder war? O, ich weiß noch mehr; nicht etwa, daß es über meine Lippen käme; ganz gewiß nicht! Es bleibt unter uns Beiden und ſoll Ihrer Beförderung keinen Schaden thun, daß Sie bei Gelegenheit Ihres Uebertritts ſich gleichſam die Bedingung gemacht, oder vielmehr ſehr dringend darauf angetragen, Ihnen die Bevormundung eines ſchwachſinnigen Lehnsvetters in der Dauphiné zu übergeben, auf deſſen reiche Beſitzung Ihnen ein nicht ganz zweifelloſes Recht zuſteht. Sehen Sie, das Alles bleibt in meiner Bruſt vergraben, aber nothwendig iſt's, unſre Minen aufs der Stelle ſpringen zu laſſen, denn Patente für Befehlshaber ſind nicht in Maſſe zu vertheilen, und leicht könnte ein Anderer uns zuvorkommen, wenn wir ſäumten; es wird alſo zu Ihrem Beſten ſein, mir eine kleine Summe von höchſtens zweihundert Louis ſogleich zu übergeben. Ich ſtehe Ihnen dafür, die Saat ſoll Ihnen wuchern, und was etwa übrig bleiben ſollte von dieſer Kleinigkeit, das erhalten Sie getreulich von mir zurück."

„Es ſcheint, daß Sie mich mit einer andern Perſon verwechſeln," hob der Graf, endlich zum Worte gekommen, an: „Sie halten mich für den Grafen Saint Hilaire de Bras de Ferre."

„Und der ſind Sie nicht?" fragte der Duc betroffen. „Ihr Wirth ſagte doch mit Beſtimmtheit —"

„Mein Herr," fiel ihm der Graf in die Rede, „der Mann, für welchen Sie mich halten, iſt todt! aber es iſt von Wichtigkeit für mich, Sie auf einen Punkt Ihrer gefälligen Mittheilungen zurückzuführen; Sie behaupten, Ihr Freund habe ſeine Religion gewechſelt; wann iſt das geſchehen? Sie machen ſich durch eine möglichſt ausgedehnte Ausführlichkeit höchſt verdient um mich, und ich verſichre Sie, mein Dank — “

Der Duc, welcher bisher mit ſteigender Verlegenheit dem Grafen in das Geſicht geſchielt hatte, ſchien durch die Erwähnung der Dankbarkeit deſſelben wieder zu beſſeren Hoffnungen angeregt zu werden. Sein Auge wurde wieder heiterer, und mit neuerweckter Geſprächigkeit unterbrach er den Grafen:

„Mit Vergnügen will ich Ihnen mittheilen, was ich von dieſer Angelegenheit weiß. Der ſchwachſinnige Lehnsvetter aus der Dauphiné ſoll beſtimmt geweſen ſein, ſich mit einer Schweſter des Grafen Saint Hilaire zu verheirathen, jedoch ganz unerwartet eine andere Verbindung geſchloſſen haben. Unmittelbar nach Eingang dieſer Nachricht vollführte der Graf ſeinen längſt vorbereiteten Entſchluß, ſammt Mutter und Schweſtern zu unſerer Kirche überzugehen, um, wie ich ſchon vorhin angedeutet habe, ſich gewiſſe Vortheile zu ſichern. Aber Sie vergeben mir, ich weiß nicht, wem ich mein Vertrauen ſchenke?“

„Ich bin der Graf Saint Hilaire de Pontgris,“ war die Antwort des Grafen, „derſelbe Lehnsvetter aus der Dauphiné, welchen der verſtorbene Graf Saint Hilaire de Bras de Ferre zu bevormunden gedachte und deshalb die Kirche verließ, welcher ich noch angehöre.“

Der Duc prallte bei dieſer ihm über alle Beſchreibung überraſchenden Erklärung zwei Schritte zurück, doch ſammelte er mit der Geiſtesgegenwart eines geübten Weltmanns ſchnell ſeine Faſſung wieder, und rief:

„Wahrhaftig? Sie ſind der edle Graf Saint Hilaire de Pontgris? Nun, das entzückt mich, meine Zweifel an allen Lügen, welche Haß und Schmähſucht über Ihre Perſönlichkeit verbreitet haben gerechtfertigt zu ſehen! Mit welchem Eifer hab' ich jedesmal Ihre Partei ergriffen, wenn die Läſterungen, welche Ihr unwürdiger Vetter auf Ihren Namen gehäuft hat, Nachbeter fanden. Ich bin Ihr Freund geweſen, Herr Graf, ehe ich Sie kannte, und das erſte Wort, welches ich aus Ihrem Munde vernahm, hat mich zu Ihrem Verehrer gemacht. Mögen Sie der calviniſtiſchen Kirche zugethan ſein; ich bin aufgeklärt und verehre die Bekenner jeder

Religion, wenn Ihre Tugenden und Ihr Rang, mein verehrter Freund, ſie ſchmücken. Glauben Sie daher nicht, daß ich nach dieſer Entdeckung mein Verſprechen, für Sie zu wirken, zurücknehmen werde. Nichts weniger! Ich werde nur um ſo eifriger für Sie ſprechen, und, Sie haben mein Wort, es bleibt bei dem Obriſtenpatent, wenn Sie nämlich das bewußte kleine Opfer nicht ſcheuen. — Apropos, mir fällt etwas ein; der Marquis von Cote d'or hat mir ja neulich ein Langes und ein Breites von Ihrem Vetter vorgeſchwatzt; ich muß geſtehen, ich entſinne mich nicht mehr, was er mir erzählt hat, aber ich will Ihnen den Mann herſchicken; er iſt leider ſehr herabgeſunken, der Arme; er iſt gezwungen, ein göttliches Talent zur Erwerbung ſeines Unterhalts zu benützen. Sehen Sie mich an, Herr Graf, iſt Ihnen meine Friſur noch nicht aufgefallen? Sie iſt ein Meiſterbau und — das Werk des Marquis von Cote d'or! Morgen ſollen Sie in einer ſolchen Friſur vor dem Prinzen ſtehen! — Doch wie ich ſage, vorarbeiten müſſen wir; wollen Sie ſo gütig ſein, mir die zweihundert Louis gleich mitzugeben? Ich könnte zwar meinen Kammerdiener darnach ſenden, doch das würde uns aufhalten und die Zeit drängt.“

„Herr Herzog,“ erwiderte der Graf, „die Summe von zweihundert Louisd'or überſteigt mein ganzes dermaliges Vermögen. Ich bin jetzt arm, ſehr arm, ſo arm, daß ich dem Vorſprecher, welchem Sie mich ſo gütig empfehlen wollen, kaum einmal ein Darlehn von ſechs Livres zu verabreichen vermögend bin. Auch iſt das Obriſtenpatent, welches ich Ihrem Wohlwollen verdanken ſoll, nicht das Ziel meiner Wünſche; ich fühle mich nicht fähig, einen ſolchen Platz auszufüllen, und bitte Sie, Ihre Güte einem Würdigern zuzuwenden.“

Das Geſicht des Duc verlängerte ſich unbeſchreiblich. „O weh, ich verſäume das Theater!“ rief er, und ſchickte ſich an, zu gehen; doch an der Thüre blieb er, ſeine Taſchen unterſuchend, plötzlich ſtehen. „Theuerſter Freund, ich habe meine Börſe vergeſſen,“ ſprach er, „der Graf von Artois erwartet mich in ſeiner Loge; es iſt mir nicht möglich, erſt in meine Wohnung zu gehen, und meine Börſe zu holen;

leihen Sie mir fünf Livres; morgen beim Prinzen erinnern Sie mich an meine kleine Schuld."

Schweigend zog der Graf fünf Livres aus der Taſche und reichte Sie dem ſchamloſen Bettler dar, der ſie einſteckte und ſich mit einem: „auf Wiederſehn, mein Theurer!" ſchnell entfernte.

Empört über die Frechheit eines elenden Entlaufenen, der es wagte, ſich mit dem ſichtbar geſtohlenen Namen des alten edlen Hauſes Laudeillotte zu ſchmücken, zürnte der Graf über ſeine eigne Schwäche, welcher der niedrigſte aller Bettler ein ſo reiches Almoſen abgedrungen hatte. „Solche erbärmliche Menſchen ſind es," rief er aus, „welche die Gutmüthigkeit und das Vertrauen dieſer Deutſchen unter erlogenen Namen brandſchatzen, und alle wahrhaft Unglücklichen zu Dieben und Räubern werden."

Mit einem verächtlichen Lächeln gedachte er jetzt des Märchens von dem Uebertritt des unglücklichen Grafen Boémond zur katholiſchen Kirche; da erinnerte er ſich aber der Behauptung ſeines redlichen Fabian, daß Jener die Hoffnung und die Stütze der Kleriſei geweſen ſein ſolle, und begierig nach

Aufſchluß in dieſer Miſchung von Möglichkeiten und Zweifeln, beſchloß er, den Marquis de Cote d'or zu ſprechen. Eben trug der Kellner das Abendbrot auf. „Kennen Sie einen Duc de Laudeillotte?“ fragte der Graf den Menſchen.

„Den Duc de Laudeillotte? Allerdings! und recht genau!“ verſetzte dieſer. „Mein Herr kennt ihn noch beſſer, und gewiß ſeufzt er jedesmal, wenn er den Namen des vornehmen Beutelſchneiders in ſeinem Schuldbuche erblickt.“

Die Stirne des Grafen kräuſelte der Unmuth. „Kennen Sie,“ fuhr er fort zu fragen, „einen Marquis de Cote d'or?“

„Der Marquis de Cote d'or iſt täglich in unſerm Hauſe,“ antwortete der Kellner; „dieſer iſt kein Gauner wie die andern Herren Emigranten; er hat es vorgezogen, ſtatt den Betrug zu ſeinem Erwerbsmittel zu wählen, ein ehrliches Gewerbe zu ergreifen; er friſirt und die Frau Marquiſe reinigt Seide, Sammt und Tuch von Wachs- und Fettflecken.“

„Kann ich dieſen Marquis ſprechen?“

„Er wird Ihnen unfehlbar die Ehre erzeigen, Sie morgen, uneingeladen zu beſuchen, um Ihnen ſeine Dienſte anzubieten," antwortete Jener, „damit er aber nicht vergeſſe, bei Ihnen anzuklopfen, ſo will ich ihm bei Zeiten einen Wink geben."

„Thun Sie das," erwiderte der Graf, „aber verſchweigen Sie dem Marquis meinen Namen," ſetzte er hinzu, und der Kellner ging.

Kaum war der Graf am folgenden Morgen aufgeſtanden, als ein beſcheidenes Klopfen an ſeiner Thüre und der auf ſein „Herein!" erfolgende Eintritt eines weißen Mannes ihn überzeugten, daß der Wink des Kellners nicht unbeachtet geblieben ſei.

„Sie haben meine Bekanntſchaft gewünſcht," ſprach im Hoftone der Marquis, „und mit Vergnügen erfülle ich Ihren Wunſch, Herr Graf, denn Sie ſind ja Franzoſe wie ich! Alſo iſt mein Ruf auch zu Ihren Ohren gedrungen? Das freut mich, denn wenn ich auch gleich aus meiner Kunſtliebhaberei nichts weniger als ein Gewerbe mache, ſo fühle ich mich doch von der allgemeinen Anerkennung meiner Fertigkeit geſchmeichelt: Sie wollen an den Hof Monſeigneurs? Gewiß! So überlaſſen Sie Ihren

Kopf mir! Er ſoll nach meinem Geſchmacke behandelt werden! — Ein ſchönes Haar; ich freue mich, ein ſolches unter meinen Kamm und unter meine Scheere zu bekommen! Sie haben von Glück zu ſagen, mir in die Hände gefallen zu ſein! Wie hätte jeder Andere dieſen herrlichen Haarwuchs verſtümmelt! Ja, mein Herr, wünſchen Sie ſich Glück, ein Franzoſe zu ſein, denn noch nie hab' ich meine Hände entwürdigt, den Kopf eines Deutſchen zu ſchmücken!"

Der Graf ſetzte ſich und fing an, ſeinem eigentlichen Zwecke näher zu kommen, während der Marquis ſich ſeines Kopfes bemächtigte.

„Haben Sie vielleicht die Familie eines gewiſſen Grafen Boémond de Saint Hilaire de Bras de Ferre gekannt?" fragte er.

„Den Unglücklichen, der am Tage des Sturms auf die Baſtille das Opfer der Rache ſeines ſchändlichen Vetters ward?" rief der Marquis. Wir waren Nachbaren, Graf Boémond und ich! Er war ein kühner junger Mann, ſpielte ein gewagtes Spiel und hätte es gewonnen, wenn nicht die Revolution dazwiſchen getreten wäre. Es beſtand irgendwo eine

Seitenlinie ſeines Hauſes, deren einzige Hoffnung auf einem Sohn beruhte. Dieſen Sohn mit einer Schweſter des Grafen Boémond zu verbinden, ſpann der alte Lehnsvetter Unterhandlungen mit unſerem Grafen oder deſſen Mutter an, ſtarb aber, ehe eine der jungen Gräfinnen erwachſen war, und ſein Sohn ſchloß ganz unerwartet eine andre Heirath. Das verdroß wie billig den Grafen Boémond, und er machte den Plan, ſich in Beſitz der Erbfolge ſeines Vetters zu ſetzen. Man muß geſtehen, er wählte die geeignetſten Mittel zur Erreichung ſeines Zweckes; er wurde Katholik und befreundete ſich den Hof und die Geiſtlichkeit durch Unterſtützung der Pläne Beider in der Verſammlung der Stände. Da gibt ſein Vetter die Looſung zur Volksgährung, indem er, der Erſte von Allen, ſeine Bauern von ihren Laſten befreit. Nun galt es, dieſen gefährlichen Menſchen unſchädlich zu machen, und glücklicherweiſe gab der Klerus das Mittel dazu an die Hand. Der Kaplan des Beichtvaters der Königin — der Mann iſt auch hier, und kann Ihnen die Geſchichte ſehr ausführlich mittheilen; — dieſer Kaplan trat, wie mir ſein Bruder, mein guter Freund und College, ſelbſt erzählt hat, als Kläger wider jenen Vetter, deſſen Name mir nicht gegenwärtig iſt, auf; er beſchuldigte ihn, ſeine Gemahlin an der Ausführung ihrer Abſicht, die calviniſtiſche Kirche zu verlaſſen, gewaltſam gehindert zu haben, und hierauf wurde der Beſchluß gefaßt, dieſem ſchädlichen Menſchen auf Lebenszeit eine Wohnung in der Baſtille anzuweiſen. Ein **Lettre de cachet** wurde erſchlichen, doch fand man es der Form halber nöthig, den im Voraus ſchon Verurtheilten erſt vorzuladen, ſetzte ihm aber klüglicherweiſe eine ſo kurze Friſt, daß ſeine Erſcheinung, denn er hielt ſich auf ſeinen Gütern auf, nicht vorauszuſetzen war. Auch ſtellte er ſich in der That nicht ein, wurde ergriffen, in die Baſtille abgeliefert und dem Grafen Boémond der Lehnbrief ausgefertigt, welcher dieſen zur Beſitznahme der Güter jenes lebendig Begrabenen ermächtigte. Zwar ſoll dieſer einen Sohn hinterlaſſen haben, aber Graf Boémond verſprach, den Beweis zu führen, daß dieſes Kind ein unächtes ſei. Bis hieher war Alles ganz vortrefflich geglückt; aber nun hören Sie, was geſchieht.

Der Pöbel zerſtört die Baſtille, unſer Gefangener wird frei, ſammelt eine Rotte um ſich her, führt dieſe ſtürmend gegen Paris, reißt den Grafen Boëmond aus ſeinem Palaſte, ſchleppt ihn ſeiner Bande zu, die den Unglücklichen in Stücke zerreißt, ſein Haupt auf einen Speer ſteckt, und ſo die Straßen durchzieht. Wollen Sie etwas Genaueres darüber hören, ſo koſtet es mich ein Wort. Der Bruder des Kaplans, aus deſſen Munde ich dieſe ganze Begebenheit kennen gelernt habe, reicht mit der kleinen Penſion, die er vom Kurfürſten von Trier erhält, nicht völlig aus, denn der Burgunder und die Auſtern ſind hier theuer; er nimmt daher verſtohlenerweiſe gern einen kleinen Verdienſt mit, aber er beobachtet den Anſtand. So zum Beiſpiel raſirt Niemand beſſer als er, aber er würde verzweifeln, wenn er ahnete, daß man in ſeinem ſeidenen Müffchen, welches er Winters und Sommers mit ſich herumträgt, den in demſelben verſteckten Barbierapparat vermuthete. Wünſchen Sie ihn zu ſprechen? — Er ſoll in fünf Minuten hier ſein!“

„Um Gotteswillen nicht!“ rief der Graf, entmumuthigt durch die Laſt der auf ſeinen Ruf gehäuften Verläumdungen. „Ich weiß genug!“ ſetzte er hinzu, „mich intereſſirt dieſe Begebenheit auch nur oberflächlich. Hat der Duc de Laudeillotte Ihnen etwa geſagt, Herr Marquis, daß ich die Ehre Ihrer Bekanntſchaft gewünſcht habe?“

„Der Duc de Laudeillotte?“ wiederholte der Marquis verwundert die letzten Worte des Grafen. „Sie kennen alſo den Duc? So erlauben Sie, daß ich mich Ihrer Gnade empfehle, denn Ihr Glück iſt unfehlbar gemacht, wenn dieſer gewichtige Mann, der tägliche Geſellſchafter Seiner königlichen Hoheit des Grafen von Artois, ſich für Sie zu intereſſiren geruht.“

„Dieſer Duc de Laudeillotte iſt der tägliche Geſellſchafter des Grafen von Artois?“ fragte erſtaunend der Graf.

„Die rechte Hand des gnädigſten Herrn,“ verſicherte der Marquis ſein Friſeurzeug ſammelnd und die halb ausgeſtreckte Hand krümmend. „Ich bemerke es bei jedem Morgenbeſuche, welchen ich bei dem Herzoge abſtatte, ob ſein fürſtlicher Gönner bei

Kaſſe iſt, oder nicht, und glauben Sie mir: heute erobern wir Paris, und morgen iſt der Graf von Artois König von Frankreich und der Duc de Laudeillotte Oberkammerherr, wo nicht gar Miniſter.“

„Nun, und was wird aus dem Könige Ludwig XVI., aus dem jungen Dauphin und aus dem Grafen von Provence?“ fragte der Graf.

„Darauf könnte Ihnen der Bruder unſers Herrn Kaplans ausführlich antworten, wenn Sie ihm Ihren Bart anvertrauen wollten,“ erwiderte der Marquis. „Ludwig XVI. iſt ein halber Jakobiner geworden, der Dauphin iſt ein untergeſchobenes Kind, und der Graf von Provence iſt bekanntlich ein ſchlechter Katholik.“

Der Graf lohnte den überläſtigen Schwätzer ab und ſchickte ſich ſeufzend an, dem königlichen Prinzen aufzuwarten.

Die niederſchlagenden Neuigkeiten, welche er eben vernommen hatte, machten ihm ſeinen Weg an den Hof des Grafen von Artois zu dem rauheſten ſeines Lebens. Geächtet vor der öffentlichen Meinung als der Erwecker der Aufruhrflammen in ſeinem unglücklichen Vaterlande, als Bandenführer, als Mörder — ja mehr als Mörder, als Kannibale, der in wilder Blutluſt den Leichnam ſeines niedergeworfenen Feindes umtanzt — welche Aufnahme hatte er hier, welches Heil in dieſer Genoſſenſchaft zu erwarten? — Eine unbeſchreiblich marternde Traurigkeit drückte ihn zu Boden und beugte ihn immer tiefer, je mehr er im ernſten Nachſinnen auf den Grund ſeiner bittern Erfahrungen zurückging und ſich eingeſtand, daß er ſich ſelbſt — der Uebereilung, mit welcher er ſein Bündniß mit Leoniden geſchloſſen hatte, die Schuld all' ſeiner Unfälle beimeſſen müſſe. Aber da hob ihn der Gedanke wieder empor, daß er eben ſo unglücklich, ja vielleicht noch elender geworden ſein würde, wenn er den Wunſch ſeines Vaters erfüllt und ſich an die Familie angeſchloſſen hätte, deren Haupt jener tief verabſcheute Graf Boémond geweſen, und deren ſämmtliche Mitglieder fähig waren, ihn, während ſie auf ſeinen Untergang ſannen, mit Freundlichkeiten zu überhäufen; und wie hart er auch Leoniden zu verklagen gezwungen war, dennoch ſtand ſie, wie ein heiliger Engel Gottes über ſchwache

Sterbliche, ſo hoch über jenen beiden, ſo früh in den Künſten der Verſtellung geübten Mädchen. Ach, er war nicht zum Glück auf Erden beſtimmt geweſen; weder der Weg, den ſein Vater für ihn erkohren hatte, noch der ſelbſtgewählte konnte zu dieſem Ziele führen.

Seinen trüben Gedanken weiter nachzuhängen, verhinderten den Grafen unzählige Beſuche ſeiner Landsleute; Barone und Herzöge, vermählte und unvermählte Comteſſen, Vicomte und Grafen wechſelten mit einander in ſeinem Zimmer ab; einer warnte vor dem andern; einer bat, der zweite foderte; der eine wollte ein Schulfreund ſeines Vaters, der andre ein Onkel ſeiner Mutter geweſen ſein; dieſe Dame hatte ihn über die Taufe gehalten, jene war mit ſeiner Schweſter in ein und demſelben Kloſter erzogen worden, und nur wenige waren beſcheiden genug, die Gaben ſeiner Großmuth durch Gegengaben verdienen zu wollen. Dieſer Abbé erbot ſich, ihn zu ſilhouettiren, dieſe Vicomteſſe rühmte ihre Fertigkeit im Spitzenwaſchen, und als der Graf einzuſehen begann, daß er noch heute ſich zu dieſem Bettlerhaufen geſellen müſſe, wenn er fortfahre, ſein Almoſen in Livres zu vertheilen. Als er ſeine Wohlthaten auf einzelne Sous zu beſchränken anfangen mußte, und nun überall auf laut ausgeſprochenen Hohn ſtieß, da verſöhnte er ſich mit der unzarten Vorſicht der koblenzer Gaſtwirthe und beſchloß, durch eine möglichſt beſchleunigte Abreiſe ſich dem Anblicke der Schmach ſeines Volkes zu entziehn.

Er verſchloß die Thüre, und begann ſich anzukleiden; aber plötzlich fiel ihm ein, ob es nicht vielleicht beſſer ſein dürfte, ſogleich nach Worms, woſelbſt der Herzog von Condé ſein Corps bildete, abzureiſen, ohne vorher eine völlig überflüſſige Audienz bei dem Grafen von Artois nachzuſuchen? Er foderte ja keine Empfehlung; er machte ja nicht Anſpruch auf ein Kriegsamt von Bedeutung; zu welchem Zwecke war alſo ſeine Vorſtellung bei dem Prinzen nothwendig? Da beſann er ſich, daß ſeine Entfernung nicht einer Flucht ähnlich ſehen dürfe, und daß er durch eine ſolche den Lügen, welche man auf ſeinen Namen geworfen hatte, einen Anſchein der Wahrheit, und ſeinem Widerwillen gegen dieſen Hof den

Schein der Furcht vor demſelben geben werde. Er fühlte, daß er es ſich ſelbſt ſchuldig ſei, ſich dem Grafen von Artois vorzuſtellen und ſeinen Verleumdern mit der Würde eines ruhigen Gewiſſens unter die Augen zu treten, wenn dieſe nämlich Zutritt an dem Hofe des Prinzen gefunden haben ſollten.

Er vollendete ſeine Ankleidung und ging.

„Nun! hab' ich Ihnen zuviel geſagt?“ fragte der Gaſtwirth, als der Graf dieſem den Schlüſſel zu ſeinem Zimmer einhändigte. „Haben Sie unſere Gäſte kennen gelernt?“

„Die geſunkenſten derſelben,“ antwortete der Graf; „ich bin eben im Begriff, durch die Bekanntſchaft der edleren meiner Nation mich mit dieſer auszuſöhnen.“

„Und wo wollen Sie dieſe aufſuchen?“ fragte Jener lauernd.

„Am Hofe des Grafen von Artois,“ erwiderte der Graf.

Der Wirth brach in ein ſchallendes Gelächter aus. „Wiſſen Sie denn nicht, daß Sie einen großen Theil der Perſonen, die den Hofſtaat des Grafen von Artois bilden, bereits kennen gelernt haben? Die Herren und Damen, welche ich den ganzen Morgen lang Ihre Thüre belagern und beſtürmen ſah, gehören zu dem Hofe, der ſich bei uns eingelagert hat.“

Der Graf ſah den Berichterſtatter erſchrocken, aber noch zweifelnd an; dieſer ſchien es nicht zu bemerken und fuhr fort:

„Freilich werden Sie manche dieſer Herrſchaften dort ſchwerlich wieder erkennen, denn was noch von der alten Garderobe unverkauft und unverſetzt geblieben iſt, das werden Sie heute ſchimmern ſehen und Ihre nicht hofmäßige Kleidung ſehr abſtechend gegen die Galaröcke im Vorzimmer des Prinzen finden. Ich will Ihnen wünſchen, daß man Sie vorläßt; zu Fuße dürfen Sie aber auf keinen Fall dort ankommen; Sie müſſen vorfahren! Ich will Ihnen meine Kutſche anſpannen laſſen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Wirth,“ entgegnete der Graf. „Ich will nicht als Kammerherr des Grafen von Artois, ſondern als Kämpfer für mein Vaterland mich bei ihm einführen, und einem angehenden

Krieger wird man den Verſtoß gegen die höfiſche Etikette vergeben.“

Er verließ das Haus und ſchritt dem Schloſſe zu, welches die Großmuth des Kurfürſten von Trier dem heimatloſen Königsſohne eingeräumt hatte.

Viertes Capitel.

Wenn aber nun vom Scheine
Das Herz ſich abgekehrt,
Und nur das Aechte, Reine,
Das Menſchliche begehrt,
Und doch mit allem Streben
Kein Ziel erreichen kann,
Dann muß man wohl vergeben
Die Trauer auch dem Mann.
Uhland.

Sie begehren zur Audienz bei Seiner königlichen Hoheit gelaſſen zu werden?" fragte ein in Sammt mit breiten Goldſtücken gekleideter und mit dem großen Bande des St. Michaelisordens geſchmückter Hofmann, welcher einſtweilen den Dienſt als Oberceremonienmeiſter am Hofe des Grafen von Artois verſah; „Sie verlangen Audienz bei dem Bruder Sr. Majeſtät?" fragte er noch einmal, bald den Grafen mit dem Blick des Erſtaunens, bald den Kammerherrn, welcher dieſen eingeführt hatte, mit vorwerfenden Augen meſſend.

„Allerdings,“ antwortete der Graf, heftig über dieſen Empfang empört, deſſen Veranlaſſung ihm nicht zweifelhaft war. „Allerdings,“ fuhr er fort, „verlange ich Audienz bei Seiner königlichen Hoheit, und ſodre dieſe grade um ſo dringender, als ich weiß, daß es hier Perſonen gibt, die aus Unverſtand oder böſem Willen Verleumdungen von mir verbreitet haben, welche meine Ehre antaſten.“

„Ehre? — Ihre Ehre?“ fiel der beſternte Hofmann dem Grafen ins Wort; „davon iſt ja hier die Rede nicht! Sie bringen Nebendinge, an welche Niemand gedacht hat, zur Sprache, und überſehen die Hauptſache! Wie können Sie erwarten, bei Seiner königliche Hoheit vorgelaſſen zu werden, da Ihnen das Haupterfoderniß fehlt, einen ſolchen Anſpruch zu begründen; Sie ſind ja nicht hofmäßig gekleidet!“

„Nun bei Gott!“ rief der Graf in lebhaften Zorn ausbrechend, „einen ſolchen Grund zu meiner Zurückweiſung hab' ich am wenigſten vermuthet! Ich bin kein Höfling, ich komme, dem Prinzen meinen Arm, mein Blut, mein Leben zu Füßen zu legen, um den geheiligten Thron der Bourbonen aufrecht zu erhalten, und ich fühl' es, der Prinz wird mit gnädigen, ja, mit Blicken der Achtung auf meinen ſchmuckloſen Rock herabſehen. Ich bedarf Ihrer jetzt nicht mehr zu meiner Vorſtellung, mein Herr; ich werde mich ſelbſt dem Prinzen vorſtellen, und ihn um die Erlaubniß bitten, für ſein Haus fechten zu dürfen!"

Er ſchwieg und ſeine Flammenblicke begegneten einem bunten Haufen von Hofleuten beiderlei Geſchlechts, untermiſcht mit Abbés und Prieſtern, welche ſämmtlich mit ſtaunenden Blicken ihn anſtarrten. Nach und nach trat unter dieſen Geſichtern ein bekanntes nach dem andern in ſein Gedächtniß zurück. Jener Herr mit dem violetten Sammtkleide war der Duc von geſtern, welcher ſich nicht geſchämt hatte, den Preis eines Theaterbillets von ihm zu erpreſſen; dieſe Dame mit der goldgewirkten Robe war die Markiſin von heute, die als vorgebliche Jugendgenoſſin ſeiner ihm nie gelebten Schweſter ein Anlehn von fünfundzwanzig Louis bei ihm zu negociren verſucht und ſich endlich mit einer Hand voll Sous zum Abfindungsgeſchenke begnügt hatte. Dieſer Ludwigsritter hatte ſich heute nicht abhalten laſſen wollen, den Grafen, den Sohn ſeines theuerſten Freundes, in die feineren Zirkel, die er aus Paris in dieſes Barbarenland geflüchtet hatte, einzuführen, und den Anfang mit einem Ausfluge in ein Spielhaus zu machen.

Die ganze Seele des Grafen gerieth in Aufruhr; dieſen Schändern des Namens der Franzoſen, dieſen Geſunkenen, deren höchſtbeamtetes Mitglied die Ehre eines Mannes ein Nebending und ſeinen Rock die Hauptſache nannte — dieſen Elenden ſollte er die Rückkehr nach Frankreich, dieſen die Herrſchaft über ſein Vaterland erfechten? Und welche Pläne brüteten dieſe Erbärmlichen? Ein fürchterliches Prieſterregiment ſollte in Frankreich beginnen; Licht und Wahrheit der Finſterniß und der Lüge weichen; der gutmüthige Ludwig — der hellſehende Graf von Provence ſollten ihre Plätze räumen, um —

Er dachte den ſchrecklichen Gedanken nicht aus, denn plötzlich ſchwieg das Geflüſter um ihn her, die Herren zupften die Spitzenmanſchetten hervor, die Damen ſchlugen die Fächer zuſammen, der Oberceremonienmeiſter verwandelte ſeine Ehrfurcht fodernde Miene in eine ehrfurchtsvolle, die Flügelthüren rauſchten auf und der Graf von Artois trat in den Halbkreis.

Wohlwollend grüßte der Prinz leicht umher, ſchritt auf eine Dame zu, flüſterte ein paar freundliche, doch nicht allgemein verſtändliche Worte und ſah, wie ſuchend, umher im Saale.

Da trat der Graf, ehrerbietig aber feſt in die Nähe des Prinzen verbeugte ſich tief, und ſprach:

„Gnädigſter Herr, ein treuer Vaſall Seiner Majeſtät hat ſeine, ſchon ſeit zwei Jahren in Deutſchland gewählte Heimat verlaſſen, um ſich Ihrer Königlichen Hoheit vorzuſtellen, bevor er ſeine Anſtellung in der neugebildeten königlichen Armee nachſucht. Es iſt der Graf Saint Hilaire de Pontgris, der Sie bittet, über ſeinen Arm zu gebieten."

„Welche Frechheit!" erſcholl es flüſternd und hallte es wieder aus allen Winkeln des Saals. Der Prinz warf einige Seitenblicke auf den kecken Verächter des

Ceremoniels, wandte dann ſeinen Kopf links weg und fragte: „Wer?“

„Saint Hilaire de Pontgris, der Calviniſt,“ flüſterte der Großmeiſter der Etikette.

„Der? — Der Erſte, der das Signal gab?“ fragte der Prinz wieder.

„Derſelbe, der das Signal gab zum Aufruhr in Languedoc,“ war die geliſpelte Antwort.

„Der? — Welcher aus der Baſtille brach?“ fuhr der Prinz fort, mit gedämpfter Stimme zu fragen.

„Derſelbe, der die Baſtilleſtürmer zurückführte und ſeinen Vetter morden ließ, den guten Katholiken,“ war die Antwort.

„Der? — Der hier?“ Der Prinz ſprach ſeine Meinung nicht mit Worten aus, deutete ſie aber ſprechend an, indem er, ſeinem Berichterſtatter zugewandt, ſich mit dem Zeigefinger an die Stirn klopfte.

„Derſelbe!“ ziſchelte der Ceremonienmeiſter ſehr leiſe, indem er das Zeichen bejahend nachahmte.

Weiter reichte die Faſſung des beſchimpften Grafen nicht.

„Gnädigſter Herr,“ ſprach er vortretend, „ich ſehe, daß man mich hier nicht nur für einen Aufrührer, für einen Mörder, ſondern auch für einen Wahnſinnigen hält. In den beiden erſten Fällen thut man mir Unrecht; was aber die letzte Beſchuldigung betrifft, ſo geſtehe ich, zu fühlen, daß die Erhaltung meines Verſtandes in dieſem Augenblicke ein Wunder ſein würde, und da ich nicht weiß, ob das Wunder dieſe Minute überdauern wird, ſo bitte ich um die Erlaubniß, dieſe zu meiner Rechtfertigung verwenden zu dürfen. Mein Lehnsvetter, Graf Boëmond Saint Hilaire de Bras de Ferre ſoll, wie ich hier erfahre, die Abſicht gehabt haben, meine Erbbeſitzung zum Nachtheil meiner Nachkommenſchaft an ſich zu reißen. Die Unterſtützung, welche er bei ſeinen Plänen gefunden hat, iſt mächtig genug geweſen, mich meiner Freiheit zu berauben; durch ein Wunder wurde ich bei der Zerſtörung der Baſtille nicht ermordet, und mein erſter Blick in Paris traf das Haupt meines unglücklichen Vetters, welches ein Haufe von Blutmenſchen auf einer Pike ſchwenkte. Wie ſchuldlos ich an dieſem Morde war, wie innig ich den Unglücklichen bedauerte, das habe ich durch mein Beſtreben bewieſen, ſeine Mutter und ſeine Schweſtern zu retten. Auf der Reiſe von Paris in meine Heimat begriffen, ſchrieb ich an dieſe Perſonen und lud ſie ein, mich nach Deutſchland zu begleiten. Leider haben ſie meiner Einladung kein Gehör gegeben.“

Der Graf ſchwieg, da trat ein Mann in Uniform ehrerbietig einige Schritte aus dem Kreiſe vor, und ſprach gegen den Prinzen gewendet: „Gnädigſter Herr, ich kann die Richtigkeit der Angabe des Grafen Saint Hilaire, inſofern dieſelbe deſſen Einladung an die Gräfin Mutter Saint Hilaire betrifft, bezeugen. Ich befand mich nämlich noch in Paris, als dieſe Angelegenheit dort das außerordentlichſte Aufſehen erregte. Die Gräfin Mutter Saint Hilaire trat als Angeberin dieſes Herrn Grafen bei dem Nationalconvent auf und belegte ihre Anklage, daß er ſie zur Auswanderung habe verleiten wollen, durch ſeinen an ſie geſchriebenen Brief. Anfangs wurde dieſe Anklage mit Empörung verworfen, aber ſpäter, als die Jakobiner ihre Partei zur herrſchenden gemacht hatten, als die Todesſtrafe auf die Auswanderung geſetzt worden war, da zog man jenen Vorfall aufs Neue in Betracht, und dieſer Graf Saint Hilaire de Pontgris wurde geächtet.“

Der Graf hatte kaum vermocht, den Erzähler reden zu laſſen. „Was?“ rief er, „die Gräfin Saint Hilaire iſt meine Angeberin? Und meines brüderlichen Einladungsſchreibens hat ſie ſich bedient, um mich zu ſtürzen? Warum? Wodurch hatte ich ſie berechtigt, mich zu haſſen, mich zu verderben?“

Der Fremde winkte dem Grafen zu ſchweigen; aber dieſer ſchwieg nicht.

„Mein Prinz,“ ſo wandte er ſich wieder an dieſen, „ich gehe ab zur Armee, und mein erſtes Geſchäft in dem wiedereroberten Frankreich ſei meine Reinigung vor dem Gerichtshofe, der berechtigt iſt, über mich zu urtheilen. Befehlen Eure Königliche Hoheit noch etwas?“

Der Prinz bewegte verneinend das Haupt, und ein allgemeiner Ausdruck der Empörung wogte in halblautem Murmeln hinter dem entlaſſenen Grafen her.

Zerfallen mit allen Hoffnungen und mit den theuerſten Erinnerungen ſeines Lebens, gekränkt an der Ehre, betrogen von der Liebe, beraubt ſeiner Güter, beſtieg der unglückliche Mann ſein Pferd und verließ den Ort, der die Wiege der Schmach ſeines Vaterlandes und das Grab ſeiner Gemüthsruhe geworden war, „Kehr' um!“ rief eine warnende Stimme in ſeiner Bruſt. „Hinter dir liegen deine Güter! Hinter dir weint dein verwaiſtes Kind! Hinter dir ſtehen deine Freunde, liegt deine neue ruhige Heimat; Alles, was dich liebt und ehrt auf Erden, ſteht hinter dir! Alle Freuden, welche das verarmte Leben dir noch zuzuwerfen vermag, und an ſeinem Ziele ein friedliches Entſchlafen im Arme deines Kindes — Alles das liegt hinter dir! — Und vor dir ſtehen: der Haß, die Zwietracht, die Verleumdung, die Undankbarkeit — der Tod unterm Beile der Guillotine oder das Leben unter furchtbaren unverſöhnlichen Feinden! — Kehr' um! — Dieſer Weg — mag er führen wohin es ſei — er führt dich zum Elende. — Siegſt du — ſo haſt du für deine Gegner geſiegt, die den Zepter ihrer wiedererrungenen Herrſchaft zum Schwert wider dich umwandeln werden, für dieſelben Gegner, die dich verurtheilten, ehe ſie dich gehört hatten, dich verurtheilten, in den Mauern jenes

Kerkers zu ſterben, aus deſſen Nacht der Sturm des Volks dich riß! — Ketten alſo, ewige Ketten werden der Lohn deines Sieges ſein! — Erliegſt du, ſo ergreifen dich die Hände jener Menſchenſchlächter, die dich in raſenden Freudentaumel, blutgieriger als die hungrige Hyäne und grauſamer als der ſatte Tiger, durch die Straßen ſchleifen, bis du betäubt von Martern, die Wohlthat des Mordbeils zu empfinden unfähig geworden biſt! — Kehr' um! Baue deine kleinen Aecker! Iß dein Brot in Frieden! Laß die Stürme aus der Ferne dir vorüberwehen! Lehre dein Kind feſt ſtehen in den Stürmen des Lebens!“

Langſamer war der Schritt ſeines Pferdes geworden, denn unwillkürlich hatte, während dieſes ſtummen Selbſtgeſprächs, ſeine Hand den Zügel nach und nach ſtraffer angezogen, und bei dem jedesmaligen Zuruf ſeiner innern Stimme: „Kehr' um!“ hatte die Hand, wie von einer unſichtbaren Macht gelenkt, eine leiſe Wendung verſucht; da ließ er aber dem Zügel wieder freieren Spielraum, denn eine andere Stimme ward laut in ihm. „Es geht nicht, ich kann nicht zurück! Mag mein Sieg mir mit neuen Feſſeln, oder meine Niederlage mit langen Todesmartern drohen, ich muß vorwärts! Ich muß meinen Namen von der Schmach reinigen, die an ihm klebt! Meinen Feinden in meinem Rücken muß ich ſiegend zeigen, daß ich kein Hochverräther war, und wirft das Schickſal mich in die Hände meiner offnen Gegner, ſo ſoll mein letztes Wort ihnen lehren, daß Frankreich keinen treuern Sohn hat als mich! — Mögen hinter mir die Güter meines Lebens liegen, vor mir liegen die Güter meines Sohnes, der gute Name ſeines Vaters, das Erbe ſeiner Ahnen! — Ich kann nicht umkehren!"

Nein, er konnte nicht umkehren; ein neues Bild trat vor ſeine Seele und zeigte ihm vorwärts ſein Ziel: er ſah Leoniden im Elende! Auch für ſie mußte er kämpfen, um mit ihr den Gewinn ſeiner blutigen Mühen zu theilen! Es war ihm nicht möglich, ſich die Unglückliche anders als im Zuſtande der tiefſten Bedürftigkeit zu denken; vielleicht war es eine geheime Regung von Stolz, von unerkanntem Eigendünkel, was ihn unwillkürlich lenkte, ſich die

Stifterin ſeines Elends recht verlaſſen vorzuſtellen, ſeit ſie ihn gezwungen hatte, ſie zu verlaſſen. Und wie wenig er es ſich auch geſtehen mochte, dennoch war ſeine Sehnſucht, ihre Sorgen durch die Mittheilung ſeines Ueberfluſſes zu vermindern, eine der Haupttriebfedern', welche, ihm den Rückweg verſperrend, ſeinem Auge und ſeinem Fuße die Richtung nach ſeinem Vaterlande gaben. Sehen wollte er Leoniden nicht, aber beglücken wollte er ſie, gleich einem unſichtbaren wohlthätigen Geiſte ihren rauhen Pfad ebnen! — Doch nein, wenn der Kummer, wenn die Noth dieſen Pfad ſchon verkürzt haben ſollte? wie dann? Nie hatte der Tod ja ſo viele dienſtbefliſſene Gehülfen gehabt, wie er jetzt in Frankreich fand! — Hunger und Seuchen, Kriegsſchwerter und Henkerbeile, Tugenden und Laſter — ha, wer vermag alle die zahlloſen Sicheln aufzuzählen, mit welchen der Würger erntete. — War Leonide bereits unter den Geernteten des Todes?

Und raſcher trieb er ſein Pferd an, indem er dieſen Gedanken dachte, als wolle er ſich beeilen, noch zur rechten Zeit anzukommen, um dem gewaltigen

Mäher in den Arm zu fallen. Alle bittere Gefühle, welche ſeit ſeiner Trennung von ſeiner Gattin ihn gegen ſie zuweilen in Wallung geſetzt hatten, waren verſchwunden, und — ſeltſam genug — ſie hatten zu verſchwinden begonnen, ſeit Leonidens Verheimlichung ihres früheren Verhältniſſes mit Ainaraude aufgehört hatte, ſein Kind erb- und namenlos zu machen; es war ihm, als ſei ſie minder ſchuldig, ſeit die drückenden Folgen ihrer Verſchuldung ſich vermindert hatten.

Es war ſchon finſter geworden, als der Graf das Städtchen St. Goar erreichte. Er übernachtete hier, und ſetzte am folgenden Morgen ſeinen Weg langſam auf der Straße nach Worms fort. Ein Pferdegetrappel in ſeinem Rücken ſtörte ihn in ſeinem Sinnen, indem er ſeine Aufmerkſamkeit auf ſein eigenes unruhig werdendes Pferd lenkte; es war ein einzelner Reiter, welcher ihn einholte, und als er ihn erreicht hatte, ſein Thier anhielt, den Grafen ſcharf ins Auge faßte und ihn freundlich begrüßte. Dieſer erkannte in der Perſon des Grüßenden ſogleich den unbekannten Offizier, welcher dreiſt genug geweſen war, geſtern in dem Audienzſaale des Grafen von Artois für ihn zu zeugen.

„Ich freue mich,“ ſprach der Fremde, „einen Ehrenmann kennen zu lernen, wie man ihn ſelten unter den Franzoſen, die ihr Vaterland verlaſſen haben, findet. Mein Herz hat geblutet, als ich geſtern Zeuge der unwürdigen Behandlung war, welche Sie von dem Prinzen erfuhren.“

Mistrauiſch ſah der Graf den neuen Geſellſchafter an, der zwar mit einer edleren Miene als ſeine koblenzer Gönner das Wort an ihn richtete, aber dennoch die Sprache jener geſunkenen Menſchen führte. Er antwortete mit einer leicht hingeworfenen Verbeugung: „Wir Beide gehören aber auch zu den Franzoſen, die ihr Vaterland verlaſſen haben.“

„Zu dieſen Sie nicht, und ich nicht!“ antwortete der Fremde. „Ich folgte den Pflichten der Dankbarkeit, als ich Frankreich den Rücken wandte, um meinen Wohlthäler, den Prinzen von Condé, zu begleiten, und Sie, Herr Graf, haben als Reiſender und nicht als feiger Flüchtling dieſen Boden betreten, an welchen die Undankbarkeit der Ungeheuer, unter deren Fuß Frankreich ſeufzt, Sie zu feſſeln, und dem Vaterlande ſeinen edelſten Menſchenfreund zu berauben gedenkt.“

„Sie ſcheinen ſehr genau mit meiner Vergangenheit bekannt zu ſein,“ ſprach der Graf.

„Durch einen Genoſſen meines amerikaniſchen Feldzugs, den ich in Paris, beglückt durch Ihre Großmuth, Herr Graf, wiederfand,“ antwortete der Fremde.

Ein Eisſtrom durchglitt des Grafen Adern. „Wen hab' ich die Ehre zu begrüßen?“ fragte er ſtammelnd.

„Ich bin der Capitain von Grilhouette, Adjutant des Prinzen von Condé,“ antwortete der Offizier.

Die Seele des Grafen rang in ſchweren Kämpfen mit ſich ſelber; jener amerikaniſche Kriegsgefährte dieſes Capitains, wer konnte es anders ſein als Ainaraude? — und glücklich hatte dieſer ſich geprieſen? ſo mußte ja auch Leonide ſich beglückt fühlen! — Scharf faßte dieſer Gedanke den Grafen an, der das Glück dieſer Beiden auf Koſten des ſeinigen gebaut hatte; er rang ſich aber gewaltſam los von den lähmenden Feſſeln dieſer Vorſtellung, und lenkte mit kräftigem Selbſtzwange das Geſpräch auf einen ableitenden Gegenſtand.

„Was hoffen Sie, Herr Capitain,“ fragte er, „was hoffen Sie für Erfolge von unſerer Unternehmung?“

„Von der unſrigen?“ erwiderte der Adjutant, „inſofern Sie dieſelbe als eine europäiſche Angelegenheit, unterſtützt von ganz Deutſchland, Preußen, Oeſtreich, Schweden und Spanien betrachten, hoffe ich zuverſichtlich die beſten Folgen. Vereinzeln Sie uns aber, und fragen Sie mich, welche Hoffnungen ich von unſern Anſtrengungen hege, ſo muß ich mit bitterm Unmuth die Achſeln zucken.“

„Um Gotteswillen!“ rief der Graf, „worauf ſtützen Sie dieſe entmuthigenden Zweifel?“

„Sehen Sie unſer Corps, und beantworten Sie ſich dann Ihre Frage ſelbſt,“ entgegnete der Capitain. „Die Befehlshaberſtellen ſind mit Höflingen beſetzt, welche nie aufgeblaſener und nie unwiſſender in den Vorſälen von Verſailles und Trianon geſtanden haben. Die Subalternoffiziere haben nie einen Begriff von Disciplin und Subordination gehabt, und die wackern Männer, welche zu arm oder zu ehrliebend ſind, um ein Portd'epée durch Beſtechungen zu erhaſchen, darben in bitterm Mangel. Es iſt vorgekommen, daß der Cavaleriſt ſein Pferd verkauft, und der Infanteriſt ſein Gewehr verſetzt hat, um ein Brot zur Stillung ſeines Hungers zu erkaufen. — Eben komm' ich vom Grafen von Artois mit der Botſchaft, daß die Gelder, auf welche der edle Prinz von Condé gehofft hat, nicht gezahlt werden. Der Himmel beſchleunige unſern Einmarſch in Frankreich, welches unſre Leute ſich gewöhnt haben, als ein feindliches Land, das heißt, als ein gelobtes zu betrachten, deſſen Reichthümer ihnen verheißen ſind, zu beliebiger Schaltung und Vergeudung. — Dieſe Ausſicht iſt das Band, welches uns noch zuſammenhält; nimmt der Himmel uns dieſe oder wird unſer Marſch verzögert, ſo fürcht' ich, wir zerſtreuen uns, ehe wir einen Schuß gehört haben!"

Der Graf ſah ſehr düſter vor ſich nieder, und der Capitain fuhr nach einem tiefgeſchöpften Athemzuge fort:

„Halten Sie noch Ihre Abſicht feſt, Mitglied dieſes Corps zu werden?"

„An Ihrer Seite, Herr Capitain, kann ich nur einen ehrenvollen Platz vorausſetzen,“ erwiderte der Graf.

„Wollte Gott, Sie dürften das mit Recht,“ ſeufzte der Adjutant. „Zwänge mich nicht eine theure Pflicht, mit meinem Prinzen auszuhalten, ich würde längſt eine Anſtellung im preußiſchen Heere geſucht haben, aber ich bin gefeſſelt; mein Vater, erſt Adjutant, dann als er in der Schlacht bei Johannisberg verkrüppelt ward, Freund des Prinzen von Condé, hat mich dieſem als Erbſtück hinterlaſſen. Mich hat der Prinz zu ſeiner Begleitung in das Exil gewählt, welches die Folge ſeiner Widerſetzlichkeit gegen die despotiſchen Entwürfe Ludwig des XV. war; ich habe meinem Herrn zur Seite ſtehen dürfen, als er den ritterlichen Zweikampf mit dem Grafen Agoult beſtand; — ich kann ihn nicht verlaſſen; Sie aber ſind frei, Herr Graf, von allen Rückſichten frei; folgen Sie meinem Rathe, nehmen Sie Dienſte bei den Preußen, wenn Sie Ihrem Vaterlande nützen wollen.“

„Ich darf es nicht,“ antwortete der Graf. „Ich muß für die Wiederherſtellung meines befleckten Rufs kämpfen, und das kann ich mit zweifellosem Erfolge nur unter den Augen meiner heimlichen Widerſacher.“

Der Capitain zuckte die Achſeln, der Graf bemerkte es und ſprach: „Wenigſtens ſo lange als Sie, Herr von Grilhouette, in dieſen Reihen ausharren, will ich das Gleiche verſuchen; aber, Herr Capitain,“ ſetzte er hinzu, „iſt es etwa unſre Beſtimmung, für die raſenden Entwürfe der koblenzer Hofleute unſer Leben zu wagen? Ich habe Aeußerungen von jenen Elenden vernommen, die mich grauſen machten!“

„Dieſe Chimären ſind auch mir bekannt,“ entgegnete der Capitain. „Jene erbärmlichen Menſchen ſinnen in der That darauf, die Grauſamkeit nur deshalb von ihrem Thron zu ſtoßen, um die Narrheit darauf zu ſetzen; doch glücklicherweiſe iſt die Stimme dieſer Wahnſinnigen nicht die entſcheidende, und nicht für deren Träume kämpfen wir, ſondern für die Aufrechterhaltung des Thrones, für die Freiheit des Glaubens, für die Herrſchaft der Vernunft. Dafür bürgt Ihnen der Name unſers Vorfechters, des Prinzen von Condé.“

„Sie beſtärken mich, vielleicht unwillkürlich, in meiner Abſicht unter den Augen dieſes Vorfechters zu kämpfen,“ ſprach der Graf. „Ich habe heftige, vielleicht unverſöhnliche Feinde, und werde gegen dieſe eines Beſchützers bedürfen; ich muß Gelegenheit ſuchen, mir dieſen in der Perſon unſers Heerführers zu erkämpfen, und das kann ich allerdings nur unter ſeinen unmittelbaren Befehlen. Doch, äußerten Sie vorhin nicht beiläufig, Herr Capitain, die Feldzüge in Amerika mitgemacht zu haben? Wie war es Ihnen bei Ihrer Anhänglichkeit an den Prinzen möglich, dieſen zu verlaſſen?“

„Der Prinz wollte es, um mich durch Erfahrungen aller Art zum Soldaten zu bilden,“ erwiderte der Capitain.

„Es ſcheint aber,“ fuhr der Graf fort, „daß Sie den Prinzen nicht begleitet haben, als er Frankreich verließ; er hat ſich nämlich zeitig entfernt, und Sie ſind noch in Paris geweſen, als die Einladung, welche ich an die Mutter des gemordeten Grafen Boëmond richtete, durch dieſe zur Oeffentlichkeit gebracht wurde.“

„Ich war in des Prinzen Auftrag zurückgeblieben,“ antwortete der Capitain; „meine Stellung war ſchwierig, und die Unvorſichtigkeit der Königin, deren Briefwechſel mit dem Prinzen ich vermittelte, brachte mich in Gefahr. Lange ſchützte mich das Vorurtheil, daß alle aus Amerika zurückgekehrte Offiziere republikaniſchen Grundſätzen zugethan ſein müßten, vor dem Verdacht, ein Freund der Monarchie zu ſein, doch endlich ward dieſer Argwohn rege gegen mich, und ich mußte fliehen.“

„Haben Sie bei Gelegenheit Ihrer Miſſion vielleicht den Kaplan des Beichtvaters der Königin kennen gelernt?“ fragte der Graf.

„Allerdings,“ gab der Capitain zur Antwort, „dieſer iſt es grade, welchem ich die Kundwerdung meiner geheimen Stellung Schuld geben muß. Ich bin nämlich kein ſtrenger Katholik, und das hat mir dieſer Mann, der ſich jetzt das Anſehn eines Almoſeniers des Grafen von Artois zu geben ſucht, nicht verzeihen können.“

„Dieſer Almoſenier iſt mein lebhafteſter Feind,“ ſeufzte der Graf.

Der Capitain erſchrak. „Wenn das iſt, ſo bedaure ich Sie,“ rief er, „und da Sie nicht abzubringen ſind, in unſerm Corps zu dienen, ſo legen Sie wenigſtens Ihren Namen ab.“

„Das darf ich nicht,“ erwiderte der Graf. „Grade auf meinem Namen haften Flecken, und er iſt's, kein anderer, den ich rein waſchen muß. Jeden, dem das Gerücht zugetragen worden iſt, der Graf Saint Hilaire de Pontgris habe ſeine Vaſallen zum Aufſtande gegen ſeinen König gereizt, ſoll wiſſen, daß es der Graf Saint Hilaire de Pontgris und kein Anderer iſt, der für ſeinen König kämpft, blutet und ſtirbt!“

„So treten Sie nach Ihrer erſten rühmlichen Waffenthat als Führer Ihres eignen Namens auf,“ ſagte der Capitain, „aber ehe Sie Gelegenheit gehabt haben, ſich auszuzeichnen, verbergen Sie dieſen Namen, der Ihre Stellung gefahrvoll macht. Entdecken Sie, wenn Sie meiner Anſicht mistrauen, Ihr ganzes Verhältniß dem Prinzen, und hören Sie auf deſſen Rath.“

Die beiden Reiſenden verfolgten ihren Weg gemeinſchaftlich; ihre Unterhaltung wand ſich an dieſem und am folgenden Tage hauptſächlich nur auf die Erfahrungen des Capitains in dem amerikaniſchen Kriege, deſſen Helden, Pichegrü, Lafayette und Andere, jetzt die Helden der Revolution geworden waren. „Pichegrü,“ erzählte er unter andern, „damals noch Sergantmajor, aber dennoch geachteter als mancher Heerführer jener Zeit, rettete mich in einem Gefecht vor dem Fort Rhedebank perſönlich aus den Händen der Heſſen; Ihrem armen Schützlinge, Herr Graf, dem Herrn von Ainaraude, ward es nicht ſo gut als mir, er war nicht zu retten.“

Die Nennung dieſes Namens fiel mit unſäglich ſchwerem Gewicht auf die Seele des Grafen. Aller Gram, welchen dieſer Mann auf ſeine Tage gewälzt hatte, ſammelte ſich in dem Raum dieſes Augenblicks; alle Träume, die ihm das Bild dieſes Menſchen in zahlloſen Schreckgeſtalten gezeigt hatten, flogen ſeiner Erinnerung in dieſer Minute entgegen. Ein heftiges Beben durchzitterte ihn; endlich gelang es ſeiner Anſtrengung, ſeine tief in die Schrecken der inhaltſchwerſten Vergangenheit verſenkte Seele zu erheben und mit mühſam erzwungener Unbefangenheit zu fragen, wie der Herr von Ainaraude ſich in ſeinem neuen Verhältniſſe gefalle?“

„Nicht gut,“ antwortete der Capitain, „doch hab' ich ihn nur flüchtig geſprochen, denn grade, als ich im Begriffe ſtand, aus Paris zu fliehen, langte er dort an, um eine Vertauſchung ſeines bisherigen Amtes nachzuſuchen, welches ſeinen Wünſchen nicht entſprach; ich zweifle aber, daß die Behörden, ſelbſt bei dem beſten Willen, vermögen werden, ihn zufrieden zu ſtellen; er gehört nicht zu den Genügſamen und ſein von Jugend auf unruhiger Charakter hat durch ſein langjähriges Unglück als Gefangener unter den Engländern und den Wilden, beſonders aber wohl durch ſeine Seefahrten als Matroſe, eine widrige Rauhigkeit angenommen.“

Mit Mühe hielt der Graf die Thränen der Wehmuth, des Mitleids mit der unglücklichen Leonide zurück. Er konnte dem Drange, nach dieſer zu fragen, nicht mehr widerſtehen. „Kennen Sie,“ fragte er mit abgewandtem Geſichte, „die Familie des Herrn von Ainaraude?“

„Ich bin nie in ſeinem elterlichen Hauſe geweſen,“ entgegnete der Capitain.

Mit einem verſtohlenen Seufzer begriff der Graf, daß er misverſtanden worden ſei und noch einmal fragen, oder ſeine Sehnſucht nach einer Kunde von Leoniden aufgeben müſſe. Lange ſchwankte er, eine Einkleidung ſeiner Frage ſuchend, und hob endlich an:

„Haben Sie die Kinder Ihres Freundes vielleicht geſehen?“

„Seine Kinder? Ainaraude, Kinder?“ fragte jener. „Hat er Ihnen geſagt, daß er Kinder habe?“

„Das nicht;“ erwiderte der Graf ſtammelnd; „ich vermuthete nur.“

„So? alſo iſt Ainaraude verheirathet?“ fuhr der Capitain fort zu fragen.

„Ich weiß es nicht;“ hauchte der Graf faſt unverſtändlich, ſtieg, um ſeine Verlegenheit zu verbergen, vom Pferde und ſchnallte den Steigbügel kürzer.

„Nein, das glaub ich nicht,“ ſprach der Capitain, nachdem der Graf ſein Geſchäft beendet hatte und wieder ſtark genug zu ſein glaubte, ſeinem Geſellſchafter ſein Geſicht zu zeigen. „Wenigſtens mir hat Ainaraude nichts von seiner Verheirathung mitgetheilt. Es war bei Gelegenheit der jubelvollen Einholung des verbannt gewesenen Finanzministers Necker, desſen Wiederberufung das Volk vom Könige ertrotzt hatte, als ich Ainaraude unverhofft fand. Da erzählte er mir, daß Sie, Herr Graf, ihm die Verleihung eines einträglichen Amtes ausgewirkt hätten. Als ich zum zweiten Male mit ihm zuſammentraf, war ich mit meinen eigenen Angelegenheiten und Sorgen zu ſehr beſchäftigt, um eine Verlängerung unſerer kurzen Unterredung zu wünſchen. Ich muß zur Rechtfertigung meiner Kühle gegen meinen alten Waffenbruder anführen, daß er berauſcht ſchien, und leider hatte ich früher ſchon oft Gelegenheit gehabt, ihn in einem ſolchen Zuſtande als gefährlich für jeden ihm Begegnenden zu erkennen, und die Nothwendigkeit begriffen, ihm ausweichen zu müſſen."

„O Gott, Leonide!" ſo erſtarrte ein Angſtgeſchrei auf des Grafen gelähmter Zunge. „Du, du, deren Seele keines rauhen Anhauchs gewohnt iſt, du die Genoſſin eines Mannes, deſſen Rohheit ſeinen Kriegscameraden ſelbſt anwidert! O Gott! Barmherziger Gott!“

„Herr Graf,“ hob der Capitain wieder an, „eben entſinne ich mich, daß Ainaraude doch verheirathet ſein kann; er ſprach nämlich davon, ſobald es ruhig geworden ſein werde, ſich auf ſeine Güter zurückziehen zu wollen. So viel ich weiß, war er früher nicht ſonderlich begütert; folglich muß er ſein Glück entweder durch eine Erbſchaft, oder, was mir jedoch minder wahrſcheinlich iſt, durch eine reiche Heirath gemacht haben, wenn er nicht, was mir das Glaubwürdigſte ſcheint, im Rauſche etwas geprahlt hat.“

Der Graf antwortete nicht. Seine ganze Seele hing an einem einzigen Gegenſtand, an ſeiner unglücklichen, ſeiner grenzenlos unglücklichen Leonide. Er begann mit Vorwürfen auf ſich ſelbſt einzuſtürmen; warum hatte er ihren Beſitz jenem Menſchen abgetreten, ohne ſie durch eine rechtskräftige Bedingung unabhängig von den Launen dieſes Mannes zu machen, deſſen Rohheit ſeinen Zügen eingeprägt war? Seine rege Einbildungskraft malte ihm mit den grellſten Farben ihr Schickſal in furchtbaren Bildern aus.

Bald ſah er ſie gemishandelt von dem Trunknen, bald ſterbend vor Gram, und nach ihm, dem Genoſſen ihrer glücklichen Tage, die abgezehrten Hände mit unausſprechlicher Sehnſucht — und ach — vergebens ausſtreckend. — Da ſah er ihren verwilderten Gatten taumelnd aus dem Klub der Jakobiner, zu deſſen Mitglied ſeine Phantaſie ihn ſchuf, zurückkehren, die Hände gefärbt von Menſchenblut, und ein unausſprechlich tiefer Haß, ein Haß, deſſen Gewalt ihm bisher fremd geweſen war, grub ſich ein in ſeine Seele gegen den muthmaßlichen Verächter ſeines ihm, dem Vergötterer deſſelben, entriſſenen heiligſten Lebensgutes.

„Wir ſind unſerm Ziele nahe, Herr Graf,“ ſtörte dieſen in ſeinem wilden Brüten der Capitain. „Beharren Sie noch auf den Eintritt in unſer Corps?“

„Allerdings!“ rief der Graf, mit einer ihm uneignen Wildheit in Stimme und Blick.

„Und wiſſen Sie auch, daß Sie auf keine Offizierſtelle werden Rechnung machen dürfen?“

„Ich ſuche keine ſolche! Fechten will ich gegen meinen Feind, und die Stelle, die mir Gelegenheit gibt, ihm zu begegnen, iſt mein Ehrenplatz.“

Der Sturm, welcher den Grafen bewegte, war deutlich vernehmbar in dieſen herausgeſtoßenen Worten. Prüfend ſah der Capitain ihn an und ſchwieg.

Sie erreichten Worms. Der Graf nahm Abſchied von ſeinem freundlichen Begleiter, um ein Gaſthaus zu ſuchen und ſich umzukleiden, bevor er ſich dem Prinzen vorſtellte. Aber der Capitain hielt ihn zurück. „Bleiben Sie wie Sie ſind,“ ſprach er, „es liegt mir daran, daß der Prinz der Erſte ſei, welcher Sie hier ſpricht; Ihre Reiſekleidung thut nichts zur Sache; wir ſind hier nicht am Hofe des Grafen von Artois; mein Prinz wird keinen Blick auf Ihren Rock werfen, das betheure ich Ihnen.“

Der Graf gab nach; Beide ritten in das Hauptquartier ein, und der Capitain bat ſeinen Reiſegefährten, ſeine Zurückkunft von dem Prinzen hier im Vorſaale zu erwarten.

Fünftes Capitel.

Jener Name, meines Friedens Klippe,
Abgeſtorbner Freuden Monument,
Den der Büßerin verblühte Lippe
Nimmer ohne Thrän' und Seufzer nennt. —
Auch den meinen ſeh' ich zu erblicken;
Ueberall ziehn Kränkung oder Schmach;
Ueberall des Schickſals böſe Tücken
Ihm, wie Schatten ihren Körpern, nach.
Bürger.

Ungefähr eine halbe Stunde lang mochte der Graf in ungeſtörter Einſamkeit der Wiederkehr ſeines Begleiters geharrt haben, als dieſer aus dem Cabinet des Prinzen trat und ihn zu demſelben einlud.

Der Graf folgte.

Der Prinz, ein etwa funfzigjähriger Mann mit den veredelten Zügen eines Bourbonengeſichts, trat — eine kräftige Heldengeſtalt — dem Grafen ernſt, doch nicht abſchreckend entgegen.

„Sie ſind mit den Pfaffen in Händel gerathen, Herr Graf?“ ſprach er. „Das ſind böſe Händel; erzählen Sie mir einmal die Geſchichte.“

„Gnädigſter Herr,“ erwiderte der Graf, „die Begebenheiten, deren Mittheilung Sie mir anbefehlen, ſind ſo verworren, daß eine eigentliche Geſchichte derſelben nur mühſam zuſammengetragen werden dürfte, und wenn auch gleich einzelne Winke, die ich in Koblenz erhalten habe, mir Licht geben, ſo darf ich aus dieſen doch keine Geſchichte zuſammenſetzen. Ich will jedoch mittheilen, was ich weiß, und was man mich vermuthen läßt. Mein Vater, ein Calviniſt, hatte mir die Hand der Tochter eines Seitenzweiges unſeres Hauſes beſtimmt; ich ſchloß aber nach ſeinem Tode eine andere Verbindung. Kränklichkeit meiner Gemahlin führte mich nach Paris und einem Arzte zu, welcher die Entdeckung zu machen glaubte, daß meine Gemahlin ſich der römiſchen Kirche zuneige, und mir den Kaplan des Beichtvaters der Königin Majeſtät empfahl; ich lehnte ſeinen Vorſchlag ab, und ſah ihn nicht wieder.

Um dieſe Zeit hatten die Foderungen des dritten

Standes und die Verweigerungen des Adels und der Geiſtlichkeit, die Gemüther bedenklich erhitzt, und ich entſchloß mich, meinen Vaſallen freiwillig die Begünſtigungen zuzugeſtehen, deren Abzwingung mir bevorſtand. Ein Theil des misgeleiteten Pöbels in Languedoc foderte aber mehr als ich verliehen hatte, und veranlaßte mich zu einer Reiſe nach jener Provinz. Während ich einige Tage lang in Cahörs die Abkühlung einiger beſonders erhitzten Köpfe abwartete, welche meine Ankunft als das Zeichen zum Bürgerkriege benutzen wollten, erhielt ich eine Vorladung, mich vor dem hohen Gerichtshofe in Paris von der wider mich erhobenen Anklage zu reinigen, daß ich meine Gemahlin gewaltſam verhindert habe, zur katholiſchen Kirche überzutreten. Ich verſäumte den mir geſetzten Termin, ward verhaftet und in die Baſtille geſperrt, aus welcher mich der Aufruhr am vierzehnten Juli befreite. Während dieſes Auflaufs hatte mein Vetter, derſelbe, deſſen Schweſter mir zur Gemahlin beſtimmt geweſen war, das Unglück, ermordet zu werden. Das iſt Alles, was ich mit Gewißheit von dieſer Angelegenheit weiß. Vorgeſtern erſt habe ich durch Hofbeamte des Grafen von Artois erfahren, daß man mir den Aufſtand in Languedoc und den Mord meines Vetters zur Laſt legt, welcher, wie man wiſſen will, um ſich in den Beſitz meines Eigenthums zu ſetzen und die Vergünſtigung zu erhalten, mich als einen Blödſinnigen bevormunden zu dürfen, zur herrſchenden Kirche übergetreten ſei, und auch den Beſchluß, mich in der Baſtille zeitlebens eingeſperrt zu halten, veranlaßt haben ſoll. Als meine muthmaßliche Ankläger kann ich nur den Arzt, der meine Gemahlin behandelte, den Doctor Tranchant, und den Kaplan, deſſen Beiſtand ich zurückwies, bezeichnen."

„Sie werfen ſich hier in eine ſchwierige Lage," ſprach der Prinz. „Ihr Feind, der Kaplan, iſt zum **Grandaumônier** *) bei meinem Herrn beſtimmt; — weichen Sie dieſem mächtigen Gegner, Herr Graf; treten Sie nicht in mein Corps ein."

„Ich muß es auf jede Gefahr," erwiderte der Graf. „Ich hoffe, meine Gegner mit mir verſöhnen zu können, indem ich ihnen beweiſe, daß ich, ſtatt ein Empörer zu ſein, mein Leben für ihre Sache wage.“

---

*) Feldpropſt.

„Für die Sache jener unduldſamen Prieſter nun wohl nicht!“ ſprach der Prinz. „Wir wollen hoffen, für eine beſſere Sache zu ſiegen, und das Gute, welches die Revolution in Frankreich geſtiftet hat, unverloren zu erhalten. — Kennen Sie den Herrn Kaplan perſönlich?“

„Ich hab' ihn nie geſehen,“ antwortete der Graf.

„Wohlan, ſo legen Sie Ihren Namen ab,“ ſprach der Prinz. „Ich werde Ihnen den Augenblick, der mir zu deſſen Wiederannahme günſtig ſcheint, zu ſeiner Zeit andeuten. Sie ſollen nichts durch dieſe Maßregel, welche die Sorge für Ihren Frieden erheiſcht, verlieren. Uebrigens rathe ich Ihnen, den Schein der Armuth anzunehmen. Verbergen Sie Ihr Geld wie Sie ein Verbrechen verbergen würden, denn der Verdacht, reich zu ſein, wird ſchwer bei mir gebüßt! Ständ' es auch in meiner Gewalt, die Schmutzigſten jener hungrigen Harpien, die mir zur Beſetzung der Führerſtellen aufgedrungen worden, mit Schimpf zu entfernen, es blieben ihrer immer noch genug, die mich beſorgt für die Wohlfahrt der redlichen Männer machen, welche leider jenen Elenden untergeordnet ſind. — Capitain Grillhouette, der Graf ſteht bei der Compagnie des Marquis von Montesquiou. Adieu, wir werden uns näher kennen lernen."

Der Vorſaal war, als ihn der Graf, begleitet von dem Adjutanten, wieder betrat, angefüllt mit Offizieren aller Waffengattungen. „Meine Herren," rief dieſen der Capitain Grillhouette, auf den Grafen deutend zu, „ich habe die Ehre, Ihnen hier einen neuen Kameraden, den Herrn von Ainaraude, zu empfehlen."

Der Graf, welcher ſich während des Beginns der Vorſtellung zu verbeugen angefangen hatte, fuhr, von einem furchtbaren Schreck ergriffen, aus ſeiner gekrümmten Haltung auf und ſtand reglos und ſprachlos vor der gaffenden Menge. Maſchinenmäßig folgte er dem Capitain, welcher ihn mit ſich fortzog und ihm zuflüſterte: „Der Anblick jener Menſchen hat mich ſo überraſcht, daß ich faſt um einen Namen für Sie verlegen war, und den erſten den beſten, der mir beifiel, als den Ihrigen nannte. Nun müſſen Sie ſchon Ainaraude heißen, bis es Zeit und Umſtände Ihnen erlauben werden, als Graf Saint Hilaire aufzutreten. — Darf ich bitten, mich jetzt in mein Zimmer zu begleiten? Ich will Sie Ihrem neuen Chef empfehlen."

„Herr Capitain," ſtammelte der Graf, „dieſer Name — ich kann ihn unmöglich führen."

„Warum denn nicht?" fragte der Capitain. „Der Name thut ja nichts zur Sache! Ich habe Sie unter dieſem einmal vorgeſtellt, und kann das Geſchehene nicht mehr ändern."

Wie in Träumen ſchlich der Graf hinter dem Adjutanten her und wurde von dieſem mit einem Briefe an den Capitain, Marquis von Montesquiou, abgefertigt, deſſen Compagnie in dem nahen Dorfe Bödenheim einquartiert war. Es war ihm, als trage er an dieſem Namen, den ſein feindſeligſter Dämon auf ihn geworfen zu haben ſchien, ſchwerer, als an all' den andern Laſten, die das Schickſal auf ſeine Seele gehäuft hatte, und mit unwiderſprechlicher Gewißheit überzeugte er ſich, daß er ſich eher an ein Dornenlager, eher an ein ewiges Beben unter dem Beile der Mordmaſchine, als an die Führung dieſes

Namens gewöhnen werde Und welchen Zweck hatte denn die Verleugnung des ſeinigen? Ihn vor Chikanen zu ſichern? War denn die Herſtellung ſeiner Ehre nicht ein unendlich höherer? Aber die beiden einzigen Menſchen, die ihm wohlwollten unter all dieſen Fremden, foderten dieſe Verleugnung von ihm; durfte er den Wünſchen, ja den Befehlen des ſo gütigen Prinzen mit einer Widerſetzlichkeit begegnen, deren Grund er ſich unfähig fühlte einzugeſtehen? War es ihm möglich, dem Prinzen oder deſſen Adjutanten zu entdecken, in welcher Beziehung er zu dieſem Ainaraude ſtehe? Konnte er es über ſich gewinnen, einem Dritten zu vertrauen, welche Erinnerungen die Nennung dieſes Namens in ſeiner Seele hervorrufe? Er bebeſchloß endlich, das Schwerſte zu verſuchen, ſeine ungeheure Bürde zu tragen und zu ſchweigen.

Seine heutigen Erfahrungen überdenkend, entſann er ſich einer andern Vorſichtsmaßregel, welche der Prinz ihm empfohlen hatte; er ſollte dürftig ſcheinen, um die niedrige Habſucht ſeiner nunmehrigen Vorgeſetzten nicht zu reizen; und ſeinen in Koblenz gemachten Entdeckungen eingedenk, erkannte er die

Zweckmäßigkeit einer ſolchen Vorſicht. Er entſchloß ſich, ſeinen Reitknecht wieder nach Sachſen zurückzuſenden und ſich nur auf ein Pferd zu beſchränken. Das ſeinige, war glänzender, jedoch weniger dauerhaft als dasjenige, welches ſein Reitknecht ritt; er faßte daher den Beſchluß, dieſes letztere für ſich zu behalten. Er ließ den Diener in das Zimmer rufen, welches er in einem Gaſthofe eingenommen hatte, und entdeckte dieſem ſeine Abſicht, ihn nach Hauſe zu entlaſſen. Der Menſch war unbeſchreiblich froh über dieſen Entſchluß ſeines Herrn, der, um deſſen Abreiſe ſo wenig als möglich zu verzögern, ſogleich den Brief an ſeinen Freund Uechtleben zu ſchreiben anfing, welchen der Reitknecht mitnehmen ſollte.

Plötzlich legte der Graf die Feder nieder und ſah düſter nachſinnend vor ſich hin: unter welchem Namen ſollte er ſich ſeine Briefe erbitten? Der ſeinige war hier ja unbekannt, und ſeinen Freunden zu melden, daß er jetzt Ainaraude heiße, das vermochte er nicht; ſie kannten ja ſein ſchmachvolles Verhältniß zu dem Manne, der dieſen Namen führte. Es blieb ihm nichts übrig, als für die Briefe an ihn eine doppelte Aufſchrift, die innere an ihn ſelbſt unter ſeinem wahren Namen, die zweite, auf dem äußeren Umſchlage an den Capitain Grilhouette, Adjutanten des Prinzen von Condé, zu empfehlen.

Jetzt beſorgte der Graf einen Paß für ſeinen Reitknecht, wies dieſem vorſorglich ſeinen Rückweg außerhalb des Bereichs der Ausgewanderten an, und begab ſich auf den Weg nach ſeinem Standquartier.

Ein bejahrter Mann mit einem würdigen Geſichte trat ihm entgegen, als er nach ſeinem Chef fragte. „Sie heißen Ainaraude?“ ſprach dieſer, nachdem er das ihm mitgebrachte Schreiben überflogen hatte.

Stumm verbeugte ſich der Graf. Der Marquis nahm dieſe Verneigung natürlich für eine Art ehrerbietiger Bejahung und fuhr fort:

„Ihre vaterländiſche Provinz iſt?“

Auf die Beantwortung dieſer Frage war der Graf nicht vorbereitet. Sollte er Languedoc nennen? Wie leicht konnte der Marquis genau in dieſer, dem Grafen wenig bekannten Provinz bewandert ſein und ſeine erſte Lüge ſogleich als eine ſolche erkennen. Sollte er die Dauphiné als ſeine Heimat angeben? Wie möglich war es, daß ſein Chef ſich auf die Familie Ainaraude und deren Vaterland beſann und ihn ebenfalls der Unwahrheit zeihen konnte. Er ſchwankte; der Marquis ſah erſt erwartungsvoll, dann befremdet ihn an, und wiederholte endlich ſeine Frage.

„Die Dauphiné,“ ſtammelte jetzt der Graf. Sein Chef ſah ihn mit einem leiſen Kopfſchütteln an und entließ ihn.

„Es geht nicht! Ich bin der Lüge nicht gewohnt!“ ſeufzte unvernehmbar der Graf, indem er ſich gegen die Thüre wandte; da rief der Marquis mit lauter Stimme ihm nach: „Herr von Ainaraude!“

Wie von einem unerwarteten, ja, für unmöglich gehaltenen Stockſchlage getroffen, fuhr der Graf auf und ſeine Knie knickten ein, als dieſer Name in ſein Ohr drang. „Das gilt mir! Dieſer Ainaraude bin ich!“ rief es in ihm mit der Stimme eines ſtabbrechenden Blutrichters, und bebend wandte er ſein blaſſes Geſicht dem Marquis wieder entgegen.

„Herr von Ainaraude,“ begann dieſer, „Sie werden mir auf ausdrücklichen Befehl Seiner Hoheit dringend empfohlen. Haben Sie Bekannte hier?“

„Ich zweiſle,“ erwiderte der Graf.

„Haben Sie viel aus Frankreich gerettet? Iſt Ihre Caſſe von Bedeutung?“

„Sparſamkeit wird mich in dem Stand erhalten, nicht läſtig zu werden, aber Ueberfluß beſitze ich nicht,“ antwortete der Graf.

„Haben Sie ſchon in der Armee gedient?“ forſchte der Marquis weiter.

Ein neuer Schrecken ergriff den Grafen. Allerdings war der Mann, deſſen Namen er führte, Soldat geweſen; aber durfte er ſich zu dieſem Stande bekennen, da ſein Mangel an Dienſtkunde ſeine Lüge ja ſogleich bei der erſten Waffenübung verrathen mußte? — Seine Verlegenheit ſtieg, als er des Marquis Augen mit einem nicht angenehmen Ausdruck auf ſeinem Geſicht ruhen ſah. Er faßte ſich nun ſchnell und antwortete:

„Nein.“

„So haben Sie vielleicht ein Hof- oder ein Civilamt bekleidet?“

„Auch das nicht,“ erwiderte der Graf freier; „ich war Landwirth,“ fügte er hinzu.

„Sie haben vielleicht Brüder?" fragte mit ſichtbarer Unruhe der Marquis.

„Keinen!" gab der Graf zur Antwort.

„Nicht? Haben aber vielleicht einen Bruder gehabt?" fuhr der Chef mit ſteigender Beklommenheit fort zu fragen.

Des Grafen Auge irrte in neuer Verlegenheit von dem beunruhigten Geſichte des dringenden Forſchers zum Ludwigskreuz auf deſſen Bruſt herab. Es war ihm gewiß, der Marquis kannte die Familie, zu deren Mitglied er ſich zu lügen gezwungen worden war; was ſollte er jetzt antworten?

Da faßte, zu ſeinem nicht geringen Befremden, der Marquis ſeine Hand und ſprach freundlich: „Lieber junger Mann; Sie ſind befangen; ich ahne den Grund Ihrer Verlegenheit; Sie wiſſen mein Unglück, aber ich verdiene Ihr Mitleid, Ihr Vertrauen! Sagen Sie mir, war der Bedauernswürdige Ihr Bruder?"

„Welcher Bedauernswürdige?" rief der Graf erſtaunend. „Herr Marquis, ja, ich will Ihnen vertrauen! Nie hatte ich einen Bruder! Nie eine Schweſter und keine Verwandten! Ich ſtehe mit einem Sohne, einem dreijährigen Kinde, allein in der Welt! Aber, Herr Marquis, die väterliche Milde in Ihren Zügen öffnet Ihnen mein Herz; gewähren Sie mir eine Bitte."

„Reden Sie!" ſprach der Marquis mit einer Stimme, die zwar eine gewiſſe Spannung verrieth, aber dennoch des Grafen Herz erweiterte. „Nennen Sie mich," bat dieſer, „nicht Ainaraude! Nennen Sie mich bei meinem Vornamen: Godefroi! Es wird mir ſein, wenn ich dieſen Namen von Ihren Lippen höre, als riefe mich mein Vater!"

„Mein Sohn!" hauchte das bebende Wort von den Lippen des Chefs, und ſein Augenlid zerdrückte eine Thräne. Er bezwang aber ſeine heftige Wallung und fuhr gemäßigter fort: „Guter junger Menſch! ich erkenne die Zartheit Ihres Gefühls. Ich werde Ihre Erlaubniß benutzen, werde Sie Godefroi nennen, und danke Ihnen für Ihre Schonung meines Gewiſſens. Doch ich vergeſſe, daß Sie für Ihr Unterkommen und für Ihre Ruhe zu ſorgen haben;

ich will Sie einem braven Manne empfehlen; verweilen Sie ein paar Augenblicke hier.“

Er rief ſeinen Bedienten und befahl dieſem, den Herrn von Hautepierre zu ihm einzuladen.“

„Ich könnte Ihnen ein Zimmer bei mir anweiſen laſſen,“ ſo wandte ſich der Marquis wieder an den Grafen, doch vermeide ich es gern, mir nachreden zu laſſen, daß ich Lieblinge habe. Ich kann alſo öffentlich nichts für Sie thun, und werde, unbeſchadet meiner lebhaften Dankbarkeit für Ihre Großmuth, im Dienſt ſtreng gegen Sie ſein. Aber unter der Hand werd' ich väterlich für Sie ſorgen.“

Der Graf ſtand wie verzaubert vor dem alten Manne, deſſen Güte er nicht begriff. „Herr Marquis,“ ſprach er, „Sie reden von Dankbarkeit, Sie überhäufen mich mit väterlicher Milde; ich muß befürchten, daß —“

„Still!“ rief der Marquis, „wenn ich Ihnen werth bin, ſo wechſeln wir nie wieder ein Wort über dieſe Angelegenheit. Wir Beide wiſſen, woran wir mit einander ſind.“

„Das iſt es eben, was ich fürchte bezweifeln zu müſſen," erwiderte der Graf; aber ſein Chef legte ihm die Hand auf den Mund, und verhinderte ihn, weiter zu reden. „Hautepierre kömmt," ſprach er leiſer; „kein Wort weiter."

Die Thüre öffnete ſich und ein langer ältlicher Mann in der weißen Uniform des Condé'ſchen Corps trat ein.

„Lieber Hautepierre," ſprach der Chef; „das Schickſal hat uns einen Gefährten zugeführt; — Uns Beiden! — Sie verſtehen mich! Ich will den Herrn von Ainaraude recht gut verſorgt wiſſen."

„Recht gut? Das wird in dieſem Dörfchen ſchwierig ſein! Meine Wohnung iſt gedrängt voll; Sie kennen ja die große Bodenſtube mit den drei Dachkammern, die eine hat der Aumonier *) inne, die zweite bewohnt Herr von Thoul und die dritte iſt die meine. Für dieſe Nacht iſt zwar geſorgt; meine beiden Stubengefährten ſind verreiſt, ſie kommen ſchwerlich heute noch zurück, und ich bin de Jour. Dieſer Herr kann alſo mein Bett in Beſchlag nehmen, und morgen ſorgen wir weiter."

---

*) Feldvater.

„Nun, ſo ſorgt!“ ſprach der Marquis, freundlich drückte dem Grafen herzlich die Hand, und winkte entlaſſend.

Herr von Hautepierre begleitete ſeinen Gaſt nach dem Wirthshauſe, wo dieſer ſein Pferd gelaſſen hatte, ſorgte für die Pflege des müden Thiers und führte den Grafen dann in ſeine Wohnung. Es war wirklich ein trauriger Aufenthalt, der den verwöhnten Sohn des Glanzes und der Bequemlichkeit empfing; ein Theil des Bodenraums war mit Brettern verſchlagen und dadurch zu einer Art von Zimmer umgewandelt worden, an welches drei thürloſe Gemächer ſtießen. „Hier iſt unſer Reich,“ ſprach der freundliche Wirth dieſer Klauſe, der die Beklemmung ſeines Gaſtes beim Anblick dieſer wenig einladenden Eremitage nicht zu bemerken ſchien, ſondern während er geſchäftig Vorkehrungen traf, ſeinen neuen Kameraden zu bewirthen, und dieſen mit ſeinen abweſenden Gefährten vorläufig bekannt machte. „Ein frommer Mann,“ ſprach er, indem er unter ſeiner Lagerſtatt einen Sack voll Kartoffeln hervorzog, und dieſen um einen guten Theil ſchlaffer machte, „ein frommer Mann, unſer Herr Beichtvater. Er heißt Curiot, und war Pfarrer in einem Dorfe bei Cordes in Languedoc. Gut iſt er wie ein Kind, hat ihn aber Jemand erzürnt, der mag ſich in Acht nehmen vor ihm. Er hat den Republikanern, den Blutſäufern, den Eid leiſten ſollen, aber ein Mann wie dieſer, der ſchwört ſich nicht ſo leicht los vom heiligen Vater und unſerm Heilande! Er iſt ausgewandert, hat Hof und Land im Stich gelaſſen, um unſern Reihen voranzuziehen mit dem heiligen Kreuz. — Wären Sie wohl ſo gefällig, mir zu leuchten?“

Der Graf nahm das Licht, während ſein Wirth auf einen Stuhl ſprang, ſeine Vorrathskammer, ein quer auf zwei Balken ruhendes Bret, durchſuchte, ein Stück Speck herunterlangte, und in ſeiner Erzählung fortfuhr, nachdem er ein kleines Feuer in dem Kamin angezündet und die Kartoffeln beigeſetzt hatte: „Herr von Thoul, ja der iſt ein anderer Mann, ein wahrer Ritter ohne Tadel und ohne Furcht, ein Leib und eine Seele mit mir; aber mit unſerm Herrn Beichtvater verträgt er ſich nicht ſonderlich, und wäre ich nicht jedesmal dazwiſchen getreten, der geiſtliche Herr hätte ſich längſt ausquartieren müſſen. Er iſt nämlich etwas neugierig und meint, ſeine Beichtkinder dürften keine Geheimniſſe vor ihm haben; aber Herr von Thoul will ſeine Briefe nicht heimlich durchſuchen laſſen, und läßt er oder ich einmal ein Papierchen liegen — denn Schloß und Riegel hat Keiner von uns — ſo iſt der Aumonier ſogleich darüber her, und dann gibt's Händel."

Die Kartoffeln waren inzwiſchen gar geworden und der Speck gebraten. Herr von Hautepierre deckte auf, und im Laufe der frugalen Mahlzeit erfuhr der Graf, daß ſein Wirth königlicher Garde du Corps, und ſein Capitain Lieutenant dieſer Haustruppen geweſen ſei; daß er, der Erzähler, nichts als ſeinen Rock, ſein Pferd, ſein Kreuz und ſeinen Degen gerettet habe; daß Herr von Thoul heute nach Worms geritten ſei, um dem Prinzen eine dienſtliche Meldung abzuſtatten, und daß der Aumonier in ein benachbartes Dorf zu einem kranken Reiter habe eilen müſſen, um ihm die letzte Oelung zu ertheilen.

Plötzlich ſchrak der Erzähler zuſammen, denn des Grafen Uhr in ſeiner Taſche repetirte. „Freund, Sie haben eine Uhr?“ rief er, „eine Repetiruhr? Ein ſolches Möbel hat kein Einziger von der ganzen Compagnie, ja, ich möchte drauf ſchwören, keiner von der geſammten Escabron*) mehr aufzuweiſen! Ich hatte auch noch eine Uhr gerettet; es war ein Andenken an die Geburt des Dauphins; ich ſtand vor der Thüre der Wöchnerin auf dem Poſten, da trat ein Mann an mich heran und ſprach: „Garde du Corps, iſt's wahr? iſt Frankreich ein Dauphin geboren?“ „Ja!“ rief ich, und die Thränen rannen mir von den Wangen; „ja, der Vater ſeines Volkes iſt Vater ſeines Kindes geworden!“ Da ſah ich auch den Mann weinen, und nun ſchwoll mir das Herz von Liebe zu dem braven Freunde ſeines Königs! Ich hätte ihm mein Leben ſchenken können und im Uebermaß meines Gefühls riß ich meine Uhr aus der Taſche, bot ſie ihm und rief: „ich habe nichts als dieſes ärmliche Sinnbild meines reichen Lebens! Da, nehmt hin und betet für das königliche Haus!“ — „Wohlan, Gabe gegen Gabe,“ ſprach der Mann und reichte mir ſeine, mit Perlen beſetzte Uhr hin.

---

*) Zwei Compagnien bildeten eine Escadron.

Ich nahm ſie, er verſchwand. Nachher hab' ich ihn wiedergeſehen und oft noch haben wir uns einander die Hände gedrückt; — es war Malesherbes!" *)

Eine große ſchwere Thräne fiel aus dem Auge des redlichen Hautepierre. Nach einer langen Pauſe fuhr er fort: „Ich habe dieſe Uhr lange bewahrt; die Krankheit meines Freundes Thoul zwang mich, ſie zu verkaufen. Wie ſpät iſt es denn?"

„Zehn Uhr," antwortete der Graf mit naſſem Auge.

„Zehn Uhr," wiederholte Jener, „ſo ſpät ſchon? So muß ich denn gehen, die Poſten zu viſitiren! Ja, ja, der Dienſt iſt ſtreng. Nun, mein lieber Kamerad, dort ſteht mein Bett; die Matratze iſt zwar nur von Heu zuſammengeſtopft, und die Decke iſt nur von Frieß, aber mit einem guten Gewiſſen ruht man doch ſanft auf einem ſolchen Bette. Ruhen Sie ſanft!"

Er ſchnallte den Pallaſch um, ſetzte den dreieckigen Federhut auf, ſchüttelte dem Grafen die Hand und ging.

Mit inniger tiefer Bewegung ſah der Graf dem ehrlichen Krieger nach. „Mit einem guten Gewiſſen

---

**) Der nachmalige Vertheidiger Ludwig XVI.

ruht man ſanft auf dem harten Bette?“ Aber werd' ich ſanft ruhen mit dem Bewußtſein der erſten Lüge, die zu tauſenden führen muß, in meiner Bruſt! — Was thateſt du mir, du biederer Menſch, daß ich dir Täuſchung für dein Vertrauen gab? Nicht dem Calviniſten haſt du dein Herz zu öffnen geglaubt; mit deinem Glaubensgenoſſen haſt du dein kärgliches Mahl zu theilen, dem guten Katholiken haſt du brüderlich die Hand zu drücken gewähnt, und ich — ich benutzte deine Argloſigkeit! Ich war zu feig, dich vor mir zu warnen. Aber ich will aufhören, dich zu täuſchen. Morgen ſollſt du wiſſen, was dich von mir trennt, und müßt' es auch ewig uns trennen!“

Sein Auge irrte im Zimmer umher. Mit ſprachloſer Wehmuth betrachtete er dieſe Zeugen der Dürftigkeit eines Mannes, der in ſeiner einſtmaligen Stellung *) als königlicher Garde du Corps nur den Glanz und den Ueberfluß gekannt hatte. Plötzlich fiel ſein Auge auf zwei Roſenkränze, Gegenſtände, welche ihm

---

*) Die königlichen Garde du Corps hatten Offizierrang in der Armee.

die Erinnerung an ſeinen dritten Zimmergenoſſen zurückriefen. Ein Schauder hatte ihn ergriffen, als Hautepierre den Namen dieſes Geiſtlichen und die Gegend von Cordes deſſen Heimat genannt hatte. Dieſer Mann kannte vielleicht Leoniden; ja es war ſogar wahrſcheinlich, daß er ſie oder wenigſtens ihre Eltern und ihre früheren Verhältniſſe kannte; dennoch, wie groß auch ſeine Sehnſucht nach der Enträthſelung der Geheimniſſe war, welche Leonidens Vergangenheit bedeckten, er fühlte ſich nicht geneigt, den Schleier zu lüften, wenn deſſen Saum von den Händen dieſes Prieſters etwa gehalten werden ſollte.

Die Geſchichte des heutigen Tages war ſo reichhaltig geweſen, daß die Verdrängung einer Erinnerung durch die andere nicht ausbleiben konnte. Das Bild des Marquis von Montesquiou trat vor des Grafen Seele. Welchem geheimnißvollen Umſtande ſollte er die plötzlich für ihn entfaltete, faſt väterliche Neigung des Marquis beimeſſen? — Wie es ſchien, hatte dieſe in der Veränderung ſeines Namens ihren Grund; aber kannte denn der Marquis den ſeinigen? Das ſchien ihm zweifelhaft. — Hatte ſein Chef vielleicht Verpflichtungen gegen einen Ainaraude? Auch das ſchien nicht der Fall zu ſein, denn offenbar war es ihm angenehm, der Nennung dieſes Namens überhoben zu werden; oder hegte er vielleicht eine beſondere Abneigung gegen irgend einen Eigner des Namens Ainaraude? Aber woher denn die Herzlichkeit, mit welcher der Marquis ihn ſchon früher behandelte, bevor er ihn bat, ihn nicht Ainaraude, ſondern Godefroi zu nennen? Und woher das deutlich ausgeſprochene Wohlgefallen des räthſelhaften Mannes an dieſer Bitte? War ihm vielleicht der Name Godefroi beſonders lieb? Hatte er etwa einen Sohn, der Godefroi hieß? Aber was ſprach er denn von ſeiner Dankbarkeit für des Grafen Schonung ſeines Gewiſſens, von ſeinem Mitleid verdienenden Unglück?

So fragend und ſinnend ſtand der Graf vor dieſer ihm verſchloſſenen Welt und hätte vielleicht noch lange nicht daran gedacht, ſein Lager zu ſuchen, wenn das Licht auf ſeinem Leuchter ſich nicht mit ſchnellen Schritten ſeinem Ende genähert hätte. Er mußte die wenigen Secunden, welche es noch zu leuchten verſprach, benutzen, ſich mit ſeiner Lagerſtatt bekannt zu machen, entledigte ſich dann ſchnell ſeiner Oberkleider und warf ſich, die Decke bis an ſein Haupt hinaufziehend, auf das ſanfte Ruhelager guter Gewiſſen. Jetzt erloſch ſein Licht.

Aber wie ermüdet ſein Körper war, dennoch erhielt ſeine Seele ſich wach, die in regſamer Geſchäftigkeit von Gegenſtand zu Gegenſtand eilend, ſeinen Augenlidern zuzufallen wehrte. Jetzt umfaßte er betend den Gedanken an ſein Kind, dann die Erinnerung an Leoniden mit gleicher Wärme, und dieſe ließ ihn nur los, um ihn an die Räthſelwelt abzuliefern, die ihn mit neuen Fragen feſthielt. Welche Frucht war von dem Saamen zu erwarten, den der heutige Tag ausgeſtreut hatte? Was für ein Morgen — vielleicht der ſonnenloſeſte ſeines ganzen finſtern Lebens — konnte aufgehen aus einer Nacht, wie die gegenwärtige? Im Vordergrunde ſeines Geſichtskreiſes ſtanden: ein zum wenigſten höchſt zweideutiger Prieſter; ein Befehlshaber, deſſen väterliche Freundlichkeit offenbar auf einem Misverſtändniß beruhte, welches zu heben der Graf für ſeine Pflicht erkannte; und endlich ein biederer Krieger, der ſein Herz mit ihm theilte, weil er ihn für ſeinen Glaubensgenoſſen hielt. Den Hintergrund der Scene erfüllte ein zweiter, unbezweifelt feindſeliger Prieſter, und ein verläumderiſcher Höflingſchwarm auf der einen Seite, auf der andern ein blutlechzender raſender Pöbel; und über das Gewirre zogen, wie dunkle ferne Schatten, zwei Bilder, ſeines Kindes und Leonidens Bilder, langſam hinweg. Er ſelbſt ſtand ſich ſelbſt entfremdet, einem Vermummten gleich, der zweifelnd, ob er es ſei oder ein Anderer, ſein Bild in einem Spiegel erblickt, bald mitten inne, bald außerhalb des ſchaurigen Maskengetriebes.

Das Schattenbild des wachen Traumes wurde gegen Mitternacht durch ein wirkliches verſcheucht. Ein ſehr derber, faſt ſtelzenartiger Tritt ſtolperte die ſchmale Bodentreppe herauf; die Thüre öffnete ſich und der Graf hörte Jemand eintreten. Wahrſcheinlich war es einer der Mitbewohner dieſes Zimmers, deſſen Bekanntſchaft der Gaſt wenigſtens für heute noch nicht erſehnte. Er zog die Decke tiefer über ſein Geſicht und ſtellte ſich ſchlafend.

Im unverſtändlichen, einem Gemurre ähnlichen

Selbſtgeſpräch begriffen, tappte der Neuangekommene aus einem Winkel des gemeinſchaftlichen Wohnzimmers in den andern, blies endlich auf die faſt verglommenen Kohlen im Kamin, und ein Span fing Feuer. Er zündete jetzt ein Licht an und leuchtete ſpürend in die Kammern ſeiner Schlafgeſellen hinein. „Der ſchläft feſt!“ murmelte er, auf den verhüllten Grafen blickend, und wandte ſich dann zu der zweiten Kammer. „Das Bett iſt ja leer,“ brummte er; „Thoul iſt alſo noch nicht hier; — und doch muß er hier geweſen ſein, denn an dem Tiſche dort haben zwei Perſonen gegeſſen.“ Er ſuchte wieder, ging dann in Thouls Kämmerchen, ſchien in demſelben umher zu ſpüren und trat nach einer ziemlich langen Zeit wieder heraus, ſetzte ſich an den Tiſch und fing an, die Reſte der dort noch unabgeräumten Abendmahlzeit zu verzehren.

Behutſam bog ſich der Graf etwas vor und erkannte in dem Speiſenden einen Weltgeiſtlichen.

Jetzt ward der Sporentritt eines zweiten Ankömmlings auf der Treppe vernehmbar; deutlich unterſchied der Graf das Klirren eines Pallaſches und bemerkte, daß der Geiſtliche, wahrſcheinlich beſorgt, der Kommende werde Antheil an ſeiner Mahlzeit zu nehmen verlangen, mit ungeheurer Schnelligkeit zu eſſen anfing, um wo möglich reinen Tiſch zu machen, ehe der ungebetene Gaſt eintrete. Und in der That war ihm der letzte Biſſen gelungen, als der Pallaſchträger die Thüre öffnete.

Sechstes Capitel.

Tritt nicht entgegen mir; ſoll ich zu Stein nicht ſtarren,
Auf Märkten, oder ſonſt, wo Menſchen athmend gehn.
Dich will ich nur am Styx bei marmorweißen Scharen,
Den Geiſtern ſehn.

Heinrich von Kleiſt.

„Sieh da, unſer Herr Pfarrer iſt ja über die Maaßen beſchäftigt!“ rief der eben Eingetretene, dem Tiſche vorbeigehend und ſich in ſeine Kammer verfügend, woſelbſt er Hut und Pallaſch ablegte. „Hätten Sie ein halbes Stündchen gewartet,“ ſprach er, ſich zu dem Geiſtlichen ſetzend, „ſo würden Sie einen Trunk zu Ihrer trocknen Mahlzeit gehabt haben. Sehn Sie einmal her:“ er ſetzte eine Flaſche auf den Tiſch. „Das iſt ein Wein aus des Prinzen Keller, Liebfrauenmilch! Nicht wahr, der hätte Ihnen in die Hände fallen ſollen, und Sie würden ſich gehütet haben, einen Tropfen davon hieher zu bringen?"

„Liebfrauenmilch?" rief der Geiſtliche. „Laſſen Sie mich doch einmal koſten!" Er langte nach der Flaſche.

„Hand weg!" ſprach der Fremde im Commandotone, und nahm die Flaſche in ſeine Obhut. „Morgen Mittag, wenn Hautepierre mittrinken kann, dann wollen wir den Stöpſel löſen."

„Hautepierre iſt hier," antwortete der lüſtern gewordene Aumonier. „Er ſchläft! Ich weck' ihn! — Laſſen Sie uns den heutigen Abend feiern."

„Halt," rief mit gedämpftem Tone der Andere. „Hautepierre iſt müde, ſonſt würd' er nicht ſchlafen, und wohl dem, der da ſchläft heut zu Tage, wär's auch im Grabe!" — Langſam trug er die Flaſche in ſein Kämmerchen. „Aber warum wollten Sie den heutigen Abend gerade ſo feierlich begehen?" fragte er zurückkommend; „es iſt doch nicht Sonntag heute?"

„Heute ſind wir beiſammen, wer weiß, wo wir morgen ſind!“ erwiderte der Geiſtliche. „Mein Wahlſpruch iſt: Halte den Augenblick feſt.“

„Und mein Wahlſpruch iſt: Jedes Ding hat ſeine Zeit!“ antwortete Herr von Thoul. „Apropos, wiſſen Sie ſchon, daß der Prinz unſerer Compagnie einen Recruten zugewieſen hat? — Einen Herrn von Ainaraude.“

„Einen Herrn von Ainaraude?“ rief der Pfarrer. „Das iſt nicht möglich! Sagen Sie mir, haben Sie den Mann geſehen von Angeſicht zu Angeſicht?“

„Allerdings,“ erwiderte Thoul, „von Angeſicht zu Angeſicht. Des Prinzen Adjutant hat ihn uns vorgeſtellt.“

„Ich bitte Sie um Alles in der Welt willen,“ rief der Geiſtliche, „beſchreiben Sie mir den Mann; wie ſieht er aus?“

„Er iſt lang, ſchmächtig, hat ein blaſſes Geſicht, feine Züge, hellbraunes Haar —“

„Das iſt er nicht!“ unterbrach der Pfarrer den Schilderer. „Es muß ein anderer Ainaraude ſein! Der, welchen ich meine, war mein Zögling, ein Menſch, der in alle Fächer gepaßt haben würde, wenn das Herz ihm nicht zuweilen durchgegangen wäre und ſeinen Kopf mitgenommen hätte. Ich will Ihnen von dieſem Ainaraude eine Geſchichte erzählen, aus welcher Sie ſtaunend entnehmen ſollen, was für Zöglinge ich zu bilden vermochte! Vieler vortrefflicher Dienſte kann ich mich rühmen der Kirche geleiſtet zu haben, aber dieſer, welchen ich Ihnen bei gegenwärtiger Gelegenheit mittheilen werde, der würde allen meinen Thaten die Krone aufgeſetzt haben, wenn —"

Herr von Thoul fing an zu gähnen. „Ich bitte Sie," fiel er den Prieſter ins Wort, „verſchonen Sie mich mit Erzählungen von Ihren ruhmwerthen Handlungen, ich kenne ſie ſchon Alle von A bis Z."

„Nein, dieſe kennen Sie noch nicht," rief der Geiſtliche. „So wenig Sie auch geneigt ſind, mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, diesmal ſollen Sie meinem Scharfſinn die Ehre geben. Setzen Sie ſich und hören Sie zu; die Geſchichte iſt ſehr intereſſant."

Seufzend warf ſich der Kriegsmann auf den ſtrohgeflochtenen Stuhl und der geiſtliche Herr begann:

„Im meinem Sprengel — Sie wiſſen ja wohl, in Albigeois, dem Winkelchen in Hochlanguedoc, welches ſeinen Namen von den alten Ketzern, den Albigenſern führt, die hier einſt hauſten, — “

„Mit nichten“ unterbrach den Erzähler ſeinen Zuhörer; „die Albingenſer führten vielmehr ihren Namen von ihrem Lande und nicht das Land von ihnen den Namen.“

„Das iſt ja einerlei,“ rief der Pfarrer ärgerlich; „ſo ſtören Sie mich doch nicht mit Ihren Spitzfindigkeiten! — Kurz und gut, in meinem Sprengel liegt das Dorf Luclauſe.“

„Lag und nicht liegt!“ unterbrach Herr von Thoul aufs Neue den geiſtlichen Herrn. „In Ihrem Sprengel liegt die Compagnie des Marquis von Montesquiou.“

„Zum letztenmal ſag' ich Ihnen, ich hab' es ſatt, von Ihnen unterbrochen zu werden. Es iſt ja gegen den Reſpect, den Sie Ihrem Beichtvater ſchuldig ſind, ihm immer die Rede abzuſchneiden! Das iſt reiner Jacobinismus, den Sie aus dem neuen Sodom mitgebracht haben! Wer die Geiſtlichkeit nicht ehrt, der ehrt Gott nicht, und der verdient, daß Feuer und Schwefel vom Himmel auf ihn falle!“ So ſchalt der erzürnte Geiſtliche, konnte ſich aber dennoch nicht überwinden, von ſeinem Selbſtlobe abzuſtehen, und fing von neuem an:

„Dieſes Dorf Luclauſe hatte zwei Edelhöfe; der eine gehörte einem verſtockten Calviniſten, Namens Auverriere, der andre meinem Beichtſohne, einem Herrn von Ainaraude. Dieſer hatte zwei Töchter und zwei Söhne, jener Ketzer aber nur eine Tochter; die Kinder waren beſtändig zuſammen, und beſonders jenes Mädchen, es hieß Leonide, war täglich im Ainaraude'ſchen Hauſe. Ich dachte bei Zeiten darauf, dem Himmel dieſe Seele zuzuführen und dem alten Ketzer gelegentlich einen tödtlichen Streich zu verſetzen, und fing an, das Kind nach und nach zu bearbeiten. Aber denken Sie ſich, wie ich erſchrak, als ich bemerkte, daß die kleine Ketzerbrut faſt die ganze Bibel auswendig wußte. Sprach ich ihr von den Martern des Fegefeuers vor, welche die Ketzer erwarten, ſo fragte ſie mich: „In welchem Evangeliſten iſt denn das zu leſen?“ Redete ich von der Anrufung der Heiligen, von der Anbetung der Reliquien, ſo antwortete ſie: „in der Bibel ſteht: Du ſollſt dir kein Bild machen und es anbeten,“ oder: „du ſollſt keine anderen Götter haben neben mir!“ Kurz, ich hatte genug zu thun, meine Schäflein auf dem rechten Wege zu erhalten, der zum Heile führt, und ſie mir nicht abſpenſtig machen zu laſſen von dem Belialskinde, denn das Mädchen war wunderſchön, eine wahre Grazie, wie die Heiden zu ſagen pflegten, und meine beiden Junker, beſonders der eine, Florian hieß er, war Feuer und Flamme. Aber mit der Zeit entdeckte ich, daß Fräulein Leonide auch nicht von Eis ſei, und daß mein Paulus, ſo nannt' ich den Junker Florian, zum Apoſtelamt bei dieſer ſtarrköpfigen Calviniſtin ſich abrichten laſſe. Ich fange an mit leiſer Hand zu wirken und ſiehe da, mein Miſſionair macht reißende Fortſchritte. Das Mädchen begreift, daß es nur eine wahre, allein heilige, allein ſeligmachende Kirche gibt; daß ſie und ihre Eltern und ihr ganzer Stamm nichts als abgefallene, des Fluchs und des hölliſchen Feuers ſchuldige Ketzer ſind; daß ein Paternoſter, ein Ave Maria, ein Faſttag eines gläubigen Katholiken alle ſogenannten guten Werke der Ketzer aufwiegen; ſie ſieht ein, daß der heilige Vater der Stellvertreter unſers Heilands Jeſu Chriſti auf Erden iſt; ſie begreift das Geheimniß der Conſecration, deren erſtaunenswürdiges Wunder Brot und Wein in des Heilands Fleiſch und Blut verwandelt; — ſie —"

„Halt, Herr Pfarrer," fiel Herr von Thoul ein, das Kind war klüger als ich! denn die lieben Heiligen mögen mir es vergeben, das Wunder der Transſubſtantiation hab' ich in meinem Leben noch nicht begreifen lernen."

Der Geiſtliche warf einen Blick voll Gift auf den verdammlichen Spötter, der ihn jedoch zu verſöhnen wußte, indem er fortfuhr: „Aber wahr iſt, keinen gewandtern treueren Hirten, als unſern hochehrwürdigen Aumonier hat die chriſtliche Heerde aufzuweiſen, ſo weit ſie verſtreut iſt vom Aufgang bis zum Niedergang. Immer thätig, immer wachſam! Ich weiß es wohl, wem die erſte Inſul, der erſte Biſchofſtab zufallen muß, den der Papſt wieder in

Frankreich zu vergeben hat, wenn er wieder etwas zu befehlen bekömmt."

Der Pfarrer ſah den Verſöhnungsfertigen mit einem halbtückiſchen, halbſchmunzelnden Geſichte an, räuſperte ſich und ſprach: „Die Zunge klebt mir beinah an dem Gaumen; ſo geben Sie mir doch ein Glas von Ihrer Liebfrauenmilch her."

„Wohlan, ein Glas auf Abſchlag, doch morgen wird es abgerechnet," antwortete der Kriegsmann, ging in ſeine Kammer, füllte einen Römer und kredenzte.

Der geiſtliche Herr roch, koſtete, roch wieder und abwechſelnd bald an der Blume, und bald an der Würze des Weines ſich labend, fuhr er fort zu erzählen:

„Wäre ſie in meine Hände gekommen, als ihr Herz noch weich und biegſam wie Wachs war, ſie würde nimmermehr das Weltkind geworden ſein, welches die Kirche in ſtrenge Zucht zu nehmen leider für jetzt gehindert iſt. Doch aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, und was der Pfarrer Curiot ſich hinter die Ohren ſchreibt, das ſteht geſchrieben, wie Pontius Pilatus ſagt. Wo blieben wir denn aber ſtehen in unſerer Geſchichte? Ja richtig, ich bin ſchon zu Hauſe. Ich wollte Ihnen ja anſchaulich machen, wie ich unſerer angehenden Proſelytin die Erkenntniß jenes hohen Wunders beizubringen wußte; Sie könnten ſonſt glauben, der Burſche, der Florian, trüge den Ruhm davon; dem iſt aber nicht alſo. Ich war der Werkmeiſter und Florian das Werkzeug, wenn ich auch gleich nicht leugnen kann, daß er in manchen Fällen die Sache weiter führte, als ich es berechnet hatte. So baute ich zum Beiſpiel einen recht feinen Plan auf den Eindruck, welchen der Anblick einer feierlichen Meſſe auf Leoniden machen müſſe, denn bis jetzt hatte ſie noch keine andere katholiſche Kirche als die meinige, eine ſchlechte Dorfkapelle, geſehen, und deshalb ſann ich darauf, wie man es möglich machen könne, ſie mitzunehmen nach Alby, woſelbſt der alte Ainaraude binnen Kurzem hinreiſen wollte, um ſeine Kinder dort firmeln zu laſſen. Denn offenherzig geſtanden, hatte ich eigentlich noch gar keinen ſprechenden Beweis, daß das Mädchen bereits im Herzen eine gute Katholikin ſei, und mußte mich mit dem begnügen, was Florian mir berichtete. Ich verſprach mir von der Reiſe nach Alby auch eigentlich nichts weiter, als mich ihr näher zu bringen, um mich in den Stand zu ſetzen, auf ſie zu wirken. Das konnt' ich freilich nicht vorausſehen, daß die Feier des Hochamts in dem erhabenen Dome, die Pracht der Proceſſion, der Erzbiſchof in Pontificalibus an der Spitze, begleitet von den Biſchöfen von Mende, Cahors, Rhodez, Vabres und Caſtres; der Dampf des Weihrauchs, das Glockengeläute, die Lichter, die Muſik und vor Allem die Keckheit Florians mich weit über mein vorläufig mir geſtecktes Ziel hinausführen würden. Nun, dem Glück muß man auch ſein Recht gönnen! Blieb mir doch das Verdienſt, die Sache angeregt und dem alten Auverriere die Erlaubniß zur Mitreiſe ſeiner Tochter abgeliſtet zu haben, und das war ſchwer, denn der Alte war ſeit einiger Zeit vorſichtiger geworden und das Mädchen durfte ſeltener in das Ainaraude'ſche Haus kommen. Meine erſte Maßregel war, anzuordnen, daß kein Wort von dem religiöſen Zwecke unſerer Reiſe geſprochen werde; es hieß, der alte

Ainaraude habe einen Prozeß, der vor dem Tribunal in Alby verhandelt und über kurz oder lang ſeine Reiſe dorthin veranlaſſen werde. Dem Mädchen aber wurde die Seele lüſtern gemacht, die Herrlichkeiten von Alby anzuſtaunen. Einer erzählte von den großen ſchönen Häuſern, der Andre von der prächtigen Kirche, auf deren goldnen Kanzel der heilige Dominicus geſtanden und wider die Ketzer gedonnert habe; der Dritte von der Pracht der Bälle; kurz, wohin das Mädchen das Ohr wandte, da hörte es Alby preiſen, und bald träumte es wachend und ſchlafend von nichts als von Alby. Nun ging ich einen Schritt weiter; mein Heidenbekehrer Paulus erhielt neue Inſtruction; Leonide kränkelte etwas; ſie mußte bewogen werden, ihrem Uebelbefinden den Anſchein einer bedenklichen Krankheit zu geben und unaufhörlich zu klagen. Lange ſträubte ſie ſich gegen die Lüge, aber Junker Florian ließ nicht ab, und Alles ging nach Wunſch. Frau von Auverriere bejammerte den Zuſtand ihrer Tochter in einem Geſpräch mit Florians Mutter. Dieſe, von mir geſtempelt, rieth, ihre Zuflucht zu einem berühmten Arzte in Alby zu nehmen, — Mama zuckte die Achſeln, denn in ihres Mannes Caſſe, das wußte ich längſt, ſah es immer aus, wie in meiner flachen Hand. — „Wir reiſen binnen Kurzem nach Alby; mein Mann hat dort einen Prozeß;" warf Frau von Ainaraude hin, und ſehen Sie, wir brachten es dahin, daß der alte Ketzer und die alte Ketzerin uns ſelbſt gute Worte geben mußten, ihr krankes Kind mitzunehmen. Wir kamen an in Alby; ich, um keinen Verdacht zu erregen, reiſte einen Tag früher, und angeblich nach einem andern Orte. So lange hatte ich geſä't, nun ſollt ich ernten! Alle Sinne Leonidens geriethen in Aufruhr, als ſie an Florians Seite dem Hochamte beiwohnte, und denken Sie ſich mein Staunen, ja, ich kann wohl ſagen, mein Erſchrecken, als ich ſahe, daß ſie mit Florian ihren Platz verläßt, ſich in die Reihen der Kinder drängt, und ohne gehörig vorbereitet zu ſein, das heilige Sacrament der Firmelung von dem Erzbiſchof empfängt. Im Triumph kam Florian mir entgegen, Leoniden an der Hand führend und faſt ſchreiend mir zujubelnd: „Sie heißt Cäcilia!“*)

„Und was iſt aus dem unglücklichen Weſen geworden?“ fragte Herr von Thoul.

„Eine Abtrünnige, eine Verfluchte!“ ſchrie der Pfarrer, und laut aufſtöhnend fuhr der Graf in ſeinem Bette zuſammen.

„Was war das?“ fragte Thoul aufhorchend.

„Hautepierre träumt,“ antwortete der Seelſorger. „Sie müſſen mir bekennen,“ fuhr er zu dem Gegenſtande ſeines Geſprächs zurückkehrend, fort, „daß meine Behandlung dieſes Mädchens die feinſte, die durchdachteſte war, die je zur Rettung einer verlorenen armen Seele angewandt worden iſt; aber kein Werk auf Erden iſt vollkommen; konnte doch auch der Heiland die Teufel nicht in die Hölle zurückjagen, ſondern mußte ihnen erlauben, in die Säue zu fahren.“

„Nun, Herr Pfarrer,“ ſprach, als jener ſeufzend ſeine Erzählung beſchließen zu wollen ſchien, ſein neugierig gewordener Zuhörer, „und was trat denn der Vollendung Ihres ſeelenbeglückenden Werkes in den Weg?“

---

*) Bei der Firmelung der Katholiken, einem Act, der Confirmation der Proteſtanten vergleichbar, werden häufig die Taufnamen gewechſelt.

„Mancherlei!“ antwortete der Geiſtliche. „Das Mädchen ſelbſt, Florian ſelbſt und — doch ich will's Ihnen kürzlich erzählen. Das Mädchen kam vom Altar zurück, als ſei es von einem böſen ſtummen Geiſte beſeſſen, ſtundenlang düſter vor ſich hinblickend; jeden Frager mistrauiſch anſchielend, that ſie, als wäre ſie taub und ſtumm, wenn ich von gottſeligen Dingen mit ihr reden wollte. — Nach fünftägiger Abweſenheit kehrten wir nach Luclauſe zurück, und jetzt ließ ſie ſich nur ſelten von mir ſehen, ja, es war, als fliehe ſie mich abſichtlich. Ich nahm den Junker Florian ins Verhör und erfuhr, daß er ſo unbeſonnen geweſen ſei, Leoniden zu verrathen, ihre Reiſe nach Alby habe nichts als ihre unwiderrufliche Bekehrung zum Zweck gehabt, welche ich durch die Ueberraſchung des Eindrucks der Meſſe auf ihre Sinne zu erzwingen gehofft habe. Nun erkannte ich wohl die Urſache der plötzlichen Scheu des Mädchens und ihres Mistrauens gegen mich, und da ſie mir fortwährend auszuweichen wußte, ſo hatte ich auch das Mittel verloren, auf ſie zu wirken. Aber die Saat, die ich ausgeſtreut hatte, war doch tiefer gefallen, als ich geglaubt hatte, obſchon mehre Jahre verſtrichen, ehe ich die Spur meiner Mühen wieder entdeckte. Junker Florian hatte ſchon ſeit geraumer Zeit das elterliche Haus verlaſſen; und ſtand in Marſeille als Lieutenant in Garniſon, Cäcilien ſah ich nur im Vorübergehen, und kaum hörbar antwortete ſie mir auf meinen Gruß: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! — " „in Ewigkeit." Da kommt der amerikaniſche Feldzug — und Florians Regiment wird marſchfertig gemacht. Er nimmt raſch noch einen kurzen Urlaub, um Abſchied von ſeinen Eltern zu nehmen und kömmt an in Luclauſe."

Am vierten Tage nach ſeiner Ankunft kömmt gegen Abend ein mir völlig fremder Bauerknecht, um mich zu einem Sterbenden nach dem benachbarten Dorfe Luclauſe zu holen; mein Marguilleraut*) war nirgends aufzufinden und ich mußte mit dem Fremden, deſſen Wagen vor meiner Thüre hielt, mich allein auf den Weg begeben. Ich packte meine kleine Monſtranz ein, hing einen Mantel über den Talar, denn der Abend war regnig, ſetzte mich auf und mein Begleiter hieb auf die Pferde los. Wir kamen nach Luclauſe, aber zu meinem Befremden hielt mein Fuhrmann nicht an dem Hauſe, in welchem, wie ich wußte, der Bauer wohne, den er mir, als meines Zuſpruchs bedürftig, genannt hatte. „Freund!“ rief ich, „Ihr irrt Euch in der Dunkelheit; wir fahren ja dem Hauſe des Kranken vorüber!“ aber mein Führer, ſtatt zu antworten, peitſchte die Pferde wie toll, und die Reiſe ging im Galopp durch die kurze Dorfgaſſe; ehe ich mich noch beſinnen und zu ſchreien anfangen konnte, lagen die letzten Hütten hinter mir. „Freund,“ ſprach ich zitternd, denn ich fürchtete, ein heimlicher Feind ſtehe mir nach dem Leben und laſſe mich in einen Hinterhalt führen, „Freund, ſeht wohl zu, was Ihr thut; ich führe den Leib des Herrn bei mir, und wer Hand an mich legt, der begeht eine Todſünde, die nicht abgebüßt werden kann im Fegfeuer!“

---

*) Altardiener niedrigſter Claſſe bei den Dorfkirchen.

Der Kerl antwortete keine Sylbe, und ſtatt ſtille zu halten, that er, als ob ich ihm befohlen hätte, noch ſchneller zu fahren; durch das Dorf war es im Galopp gegangen, nun ging's im Fluge. Meine Sinne verwirrten ſich; ich fing an zu wimmern und zu jammern, aber das Satanskind blieb ungerührt. Plötzlich nehm' ich wahr, daß ich mich auf dem Wege zu dem Auverriere'ſchen Vorwerk befand. Nun war mein Unglück mir gewiß! Dort lauerte beſtimmt der kalviniſtiſche Pfaffe auf mich, der in jedem Jahre auf einige Wochen hinkam und den Herrn im Hauſe ſpielte. Eine ſchreckliche Todesangſt befiel mich, und in meiner Noth reimt' ich mir eine ganze Geſchichte zuſammen: Cäcilie war in ſtrenges Verhör genommen worden, hatte bekannt, was in Alby mit ihr vorgegangen war, und jetzt ſollte mir das Urtheil geſprochen werden! Ich verging vor Aengſten; vom Wagen hinunter zu ſpringen war nicht möglich, denn unfehlbar würden die fliegenden Räder mich gefaßt haben; ich kam auf den Gedanken, den heimtückiſchen Kutſcher hinabzuſtoßen, aber der Schrecken war dermaßen in meinen Arm gefahren, daß dieſer wie ein

Schiffswimpel hin und her zitterte, wenn ich ihn ausſtreckte. Auf einmal bemerke ich, daß wir den Weg, der zum Vorwerk führt, rechts liegen laſſen und den ſogenannten Schloßberg hinanfahren. Nun war mir meine Beſtimmung unbezweifelt klar; nicht gradezu ans Leben wollte man mir gehen, man wollte mich einſperren in den unterirdiſchen Kellern der alten Auverriereſchen Stammburg, die oben auf dieſem Berge in Trümmern verfallen lag; da ſollt' ich verſchmachten und vermodern bei lebendigem Leibe unter den Ratten und Fledermäuſen und Geſpenſtern.“

Herr von Thoul, welchen die Schilderung der Angſt des entführten Geiſtlichen die ganze Zeit hindurch zu kaum unterdrückbarem Lachen gereizt hatte, brach jetzt laut und gellend aus. „Herr Pfarrer,“ rief er, „ich ſehe Sie ſo lebendig auf Ihrem Wagen, wie hier auf dem Stuhle vor mir ſitzen; zitternd und bebend, keines Wortes, keines Angſtſchrei's, kaum des leiſen Gewimmers fähig: „Ach du mein lieber heiliger Schutzpatron! Jetzt iſt's Schlafenszeit! Jetzt geht meine Suſette, oder Margot, oder wie Ihre Haushälterin geheißen haben mag, zu Bette, und ich ſitze hier wie ein Miſſethäter auf dem Karren! Was wird morgen für ein Jammern werden in der ganzen Gemeinde, wenn es ruchbar wird, daß der Herr Pfarrer entführt iſt!“ — Aber da nun die Fahrt bergauf ging, ſo mußte die Eile ſich doch mäßigen; warum ſprangen Sie denn nicht vom Wagen hinunter, als die Pferde in Schritt fielen?“

„Wer ſagt Ihnen denn, daß ich das nicht gethan habe?“ fragte der Pfarrherr. „Die Bergſtraße, welche es jetzt hinaufging, war vielleicht ſeit funfzig Jahren von keinem Rade berührt worden; Stein an Stein, Loch an Loch! Die Pferde keuchten und kamen faſt nicht aus der Stelle; da faßte ich meinen Entſchluß, kroch ganz leiſe in den Hintergrund des Wagenkorbes und glitt behutſam hinunter; kaum fühlte ich die Erde unter meinen Füßen, da wandt' ich mich um, und in meinem ganzen Leben, weder vor noch nach dieſem Abenteuer, hab' ich keinen ſolchen Lauf gemacht, wie den in dieſer Nacht! Mehr todt als lebendig kam ich zu Hauſe an und legte mich ſterbenskrank in das Bette. Und glauben Sie mir, ich wäre auch nicht mit dem Leben davon gekommen, wenn ich meinen Arzt nicht in meinem Herzen getragen hätte! — Was meinen Sie wohl, wer dieſer Arzt war? — Rathen Sie; wer hat mir mein Leben gerettet? — Sie ſind ja ſo klug; Sie wiſſen ſonſt ja Alles! Nun?“

„Wenn Sie dies Räthſel ſchwierig machen wollten, ſo hätten Sie nicht ſagen müſſen, daß Sie Ihren Arzt im Herzen trugen“ antwortete Thoul. „Es kann folglich Niemand anders geweſen ſein als — Ihre Haushälterin.“

„Falſch gerathen!“ ſchrie der Pfarrer. „Mein Grimm war's, mein Haß gegen jene Calviniſten, welchen ich mein Unglück zuſchrieb. Noch in derſelben Nacht arbeitete ich eine Anklage aus, welche die ganze Familie auf den Scheiterhaufen gebracht haben würde, wenn wir das Glück gehabt hätten, unter ſpaniſchem Zepter zu leben. Und wunderbar, nach jedem niedergeſchriebenen Satze fühlt' ich mich wohler und geſtärkter; es war —“

„Ich begreife,“ fiel Herr von Thoul ein, „es ging Ihnen, wie es mit den Schlangen zu gehen pflegt, deren Wuth ſich legt, ſobald ſie tüchtig um ſich gebiſſen und ihr Gift verſpritzt haben. Aber fahren Sie doch fort."

Der Pfarrer bewies dem muthwilligen Spötter durch einen auf dieſen geſchleuderten Blick, daß ſein Vorrath an Gift durch jene Biſſe noch nicht erſchöpft ſei; ſeinem Zuhörer entging dieſer Blick nicht, und er fand nöthig, einzulenken. „Erzählen Sie doch weiter," ſprach er, „ich bin begierig, zu erfahren, welches Todes dieſe nichtswürdige Ketzerbrut geſtorben iſt, die es gewagt hat, die ruchloſe Hand an den ehrwürdigſten Diener der Kirche zu legen, den die Chriſtenheit aufzuweiſen hat."

„Jämmerlich iſt ſie geſtorben, ſehr jämmerlich, obgleich ſie an meiner Entführung ſchuldlos war," entgegnete der Geiſtliche. „Ahnen Sie, wer mir dieſen Schreck eingejagt hat? Kein Anderer als mein geweſener Apoſtel Paulus — der Junker Florian in eigner Perſon."

„Was?" fuhr Herr von Thoul überraſcht auf.

„Kein Anderer, ſo wahr ich in den Himmel zu kommen gewiß bin!" rief der Pfarrer. „Laſſen Sie ſich erzählen: Ich war am Morgen nach jener fatalen Nacht grade erſt eingeſchlummert, als ich von einem gewaltigen Lärm vor meiner Thür erweckt wurde. „Ich muß ihn ſprechen!“ hör’ ich Jemand ſchreien. „Es geht nicht an, der Herr Pfarrer iſt krank, er ſchläft,“ antwortete meine Wirthſchafterin. Aber der Stürmer da draußen läßt ſich nicht zurückhalten; die Thüre fliegt auf, und — der Herr Lieutenant von Ainaraude ſteht vor meinem Bette und zieht unter ſeinem Mantel ein Käſtchen mit der Monſtranz hervor, deren ich — ich muß es geſtehen, bei meiner eiligen Flucht auf dem Wagen, leider nicht eingedenk geweſen war, und die ich auch beim beſten Willen weder Muße noch Gelegenheit gehabt hätte zu retten. Laut juble ich auf, drücke die Hand des Lieutenants, der, wie ich mich einbildete, das Heiligthum den Ketzern abgejagt hatte, mit Entzücken an mein Herz, öffne das Käſtchen, nehme die Monſtranz heraus und — ein eiskalter Schweiß überläuft meine Glieder, denn ich ſehe: die Kapſel iſt erbrochen, und die geweihete Hoſtie iſt entwandt. Nun geräth mein Zorn in Flammen! Alle Blitze, die der Kirche zu ſchleudern verliehen ſind, ſammle ich in einen einzigen Stral und werfe ihn auf die verfluchten Häupter der Luclauſer Calviniſten, ſpringe auf von meinem Lager und fodre den vermeintlichen Retter des heiligen Altargeräths auf, mir auf der Stelle alle die Perſonen namhaft zu machen, die bei dieſem gotteslääſterlichen Raube, bei dieſer Tempelſchändung betheiligt geweſen ſind, damit ich ſie ohne Gnade und Ausnahme den geiſtlichen Gerichten ausantworten könne. Mein Junker Florian ſieht mir ſtarr in die Augen, aber er antwortet mir nicht; ich fange an ihn ernſtlich zu bedrohen, und nun denken Sie ſich, wie mir wird, als er ſpricht: „Wohlan, ſo übergeben Sie mich Ihren Gerichten! Ich bin der Altarſchänder! Ich bin Ihr Entführer!“ Ich forſche weiter, und höre mit Schrecken folgende Geſchichte:

Mein Herr Miſſionair und ſeine Bekehrte haben ſchon ſeit langer Zeit, noch in ihren Kinderjahren, oben in den Burgruinen eine alte Kapelle, ganz für den Dienſt unſerer heiligen Kirche mit Altar und Beichtſtuhl, Kanzel und Taufſtein, eingerichtet gefunden, und hier hat mein Junker Florian ganz im Geheim ſein Apoſtelamt getrieben; er war aber weiter gegangen, als er zu gehen von mir den Auftrag hatte, und damit ich mich kurz faſſe, aus dem Bekehrer und der Bekehrten war ein Liebespaar, und aus dem kindiſchen Spaße bittrer Ernſt geworden. Die alte Frau Mama, Florians Mutter nämlich, hatte ein ſolches Geheimniß ſchon längſt einmal befürchtet und oft erklärt, daß ſie lieber ſterben und verderben, als die Tochter dieſes bettelarmen Auverniere in ihre Familie aufnehmen wolle. Mein Junker hatte dieſe Erklärung jedesmal ſchweigend mit angehört, aber woran er war, das wußte er jetzt, denn er kannte ſeine Mama genau genug, um zu wiſſen, daß ſie fähig ſei, ihn bei den Haaren vom Altar zurückzureißen, wenn die Braut, welche er zu demſelben führte, Fräulein Cäcilie ſein ſollte, welcher ſie zwar, als eine gute Chriſtin, die ewige Seligkeit, die unſre Kirche ihren Gläubigen ſpendet, aber nicht die Hand ihres Sohnes gönnte. Florian hatte aber auch ſeinen Willen, ſo gut wie ſeine Frau Mama, und was er durchzuſetzen ſich vorgenommen hatte, davon ging er ſchwer ab. Jetzt ſtand ſein Kopf und ſein Herz grade auf die verpönte Braut gerichtet, und es mußten Mittel erſonnen werden, ſie zum Altar zu führen, ohne ſeine Friſur den Händen der Frau Mama Preis zu geben. Sein Plan war bald fertig; ein Soldat, den er von Marſeille mitgebracht hatte, mußte einen Bauerkittel überwerfen und mich zu einem angeblichen Kranken nach Luclauſe abholen, hatte aber den Auftrag, mich an das heimliche Brautpaar, welches meiner in der alten Burgkapelle harrte, abzuliefern, wo ich gezwungen werden ſollte, den Segen zu ſprechen. Das erzählte mir der Junker. Ich entſetzte mich; ich bekreuzte mich! Ich hob die Hände empor und dankte allen Heiligen für die Abwendung dieſes Unglücks, denn hätte der ſteile Berg und der unfahrbare Weg meinen Entführer nicht gezwungen, Schritt zu fahren und ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſeine Pferde zu richten, ſo wäre es mir unmöglich geweſen, zu entwiſchen, und bedroht von der Degenſpitze meines, aller Zucht entwachſenen Apoſtels hätt' ich ihn und Fräulein Cäcilien zu einem Ehepaar machen müſſen."

„Aber warum hat Ihr Florian denn die Monſtranz erbrochen? Was hat er mit der Hoſtie gemacht?“ fragte Herr von Thoul, deſſen Theilnahme lebhaft erweckt ſchien.

„Ich werde ſogleich darauf kommen,“ antwortete der Pfarrer. „Als ſein Bote, ohne mich mitzubringen, bei ihm ankam, da war freilich die Verzweifelung über den geſcheiterten Plan groß. Der Urlaub war abgelaufen, die Eltern, von welchen er ſchon an dieſem Abende Abſchied genommen hatte, glaubten ihn bereits auf der Reiſe nach Marſeille und weinten ihre bitterſten Thränen um den lieben Sohn, der in derſelben Nacht beſchäftigt war, ihnen eine Bettlerin als Schwiegertochter zuzuführen. Die Hochzeit mußte alſo bis zu des Bräutigams glücklicher Rückkunft aus Amerika verſchoben bleiben; um ſich aber ihres gegenſeitigen Beſitzes recht feſt zu verſichern, verſchwuren ſie ſich einander auf ewig; er gelobte ihr, nie eine Andre als ſie zu heirathen, und ſie ſchwur ihm, nach dem Tode ihrer Eltern förmlich zur katholiſchen Kirche überzutreten, ja ſogar Nonne zu werden, wenn er aus dieſem Kriege nicht wiederkehren ſollte. Um dieſen Act recht feierlich und einem Sacrament ähnlich zu machen, hatte der thörichte Junge die Monſtranz auf den Altar geſtellt, vor welchem er mit Cäcilien kniete, als Beide ſich einander auf dieſe Art verlobten, und plötzlich fällt es meinem Florian ein, den Eid durch den gemeinſchaftlichen Genuß der geweiheten Hoſtie zu beſiegeln. Der Raſende zerbricht die Kapſel, nimmt den Leib des Herrn heraus, theilt ihn mit dem Mädchen, und Beide wiederholen, unter dem Genuſſe des heiligen Sacraments, ihren Schwur."

„Entſetzlich!" rief Thoul ergriffen. „Wie alt war denn das unglückliche Mädchen?" ſetzte er mit Theilnahme fragend hinzu.

„Genau kann ich das nicht angeben," erwiderte der Pfarrer," doch warten Sie, ich will einmal nachrechnen. Zwei Jahre waren ſeit Florians Entfernung aus dem väterlichen Hauſe verfloſſen; im Jahre vorher, ehe er zum Regimente abging, war er gefirmelt worden; nehm' ich alſo Cäciliens Alter bei der Firmelung zu zehn bis elf Jahren an, ſo war ſie jetzt dreizehn, höchſtens vierzehn alt."

„Alſo noch faſt im Kindesalter? — Was wurde denn aus der Unglücklichen?"

„Das ſollen Sie gleich erfahren, und wieder meine Feinheit bewundern,“ rief der Pfarrer ſich blähend. „Ein Kind war ſie nun juſt nicht mehr, wenigſtens der Geſtalt nach nicht, und man muß es dem Florian laſſen, er hatte ſich das ſchönſte Mädchen ausgeſucht, welches in Frankreich zu finden war. Nun, es wird ſpät, ich will mich kurz faſſen, damit ich in mein Bette komme. Florian hatte ſeinen Weg über mein Dorf genommen, um mir die Monſtranz wieder zu bringen, mir ſeine Braut und die Beſorgung ſeines geheimen Briefwechſels mit derſelben zu empfehlen. Dadurch brachte er mich dem Mädchen wieder näher. Die Abfahrt der Flotte wurde durch widrige Winde verzögert, und die Correſpondenz ging, ſo lange nicht Meere zwiſchen den Liebenden lagen, überaus fleißig hin und her; aber von dem Augenblick an, da die Flotte die Anker gelichtet hatte, ſchnitt ich den Briefwechſel ab. Mir war nämlich, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, nichts daran gelegen, daß das Mädchen Frau von Ainaraude werde; im Gegentheil, ich dachte an nichts eifriger, als daran, dieſen Plan zum Scheitern zu bringen. Dem alten Calviniſten wollt' ich einen Schlag verſetzen und unſerm Schaafſtalle ein verlornes Lamm zuführen; darauf arbeitete ich mit allen meinen Kräften hin. Ich verbrannte alle Briefe, ſowohl die, welche von Florian aus Amerika kamen, als auch die, welche Cäcilie mir zur Beſtellung an ihn gab, und machte das Mädchen nach und nach mit dem Gedanken vertraut, daß ihr Bräutigam wohl todt ſein möge, und daß ſie ihr Gelübde erfüllen und den Schleier nehmen müſſe. Sie weinte, zagte, aber ſie hoffte noch immer, da trat plötzlich der Tod, den ich ihr vorgefabelt hatte, wirklich zwiſchen Beide; es kam die Nachricht vom Regiment an, daß Florian in einem Gefechte mit den heſſiſchen Miethstruppen geblieben ſei, und nun beſtand ich feſt darauf, daß Cäcilie ihr Gelübde erfüllen, katholiſch und Nonne werden ſolle. Endlich gelang es mir, durchzudringen, aber zu einer heimlichen Flucht konnte ich ſie nicht bewegen; ſie entdeckte ihrer Mutter ihr ganzes Verhältniß mit Florian, ihre Gelübde und ihre Abſicht, dieſe zu erfüllen. Dieſe Unvorſichtigkeit des thörichten Mädchens machte meinen ganzen Entwurf zu Schanden; die Mutter rührte nämlich der Schlag vor Entſetzen, und ſeit dieſem Vorfall hab' ich Cäcilien nicht mehr geſehen. Sie wurde todt ſterbenskrank und verließ Jahre lang ihr Haus nicht. Ich erließ ein paar Troſt- und Mahnungsbriefe an ſie, ſie hat mir aber nur auf einen dieſer Briefe geantwortet und mir kurzweg erklärt, daß ſie, ſo lange ihr Vater lebe, ſich von dieſem nicht trennen, aber ihr Gelübde nicht brechen werde. Ich war alſo ganz getroſt; da kömmt auf einmal die Nachricht an, der alte Auverriere ſei in einer Schlägerei tödtlich verwundet worden, und Tags darauf hör' ich, daß er geſtorben ſei und auf ſeinem Todtenbette Cäcilien mit einem Calviniſten, einem jungen, ſehr reichen und vornehmen Grafen, habe trauen laſſen. Ich ziehe unter der Hand genauere Nachricht ein, und richtig! Cäcilie hatte ihre Gelübde gebrochen."

„Oeffentlicherweiſe ließ ſich nicht verfahren gegen die Abtrünnige, denn das Geſetz nahm ſie in Schutz; der Eid, welchen ſie gebrochen hatte, war ohne geſetzlich bindende Kraft. Ich konnte daher nur heimliche Schritte gegen ſie thun, die aber freilich ihrer Natur nach mehr ſchreckend, als eigentlich ſchadend ſein konnten. Cäcilie benachrichtigte mich übrigens ſelbſt von ihrem Abfall; ſie ſchrieb mir, daß ſie dem Wunſche ihres ſterbenden Vaters habe nachgeben müſſen und, ihres kindlichen Gehorſams wegen, einen gnädigen Richter jenſeits des Grabes zu finden hoffe. Ich knirſchte vor Wuth mit den Zähnen über dieſe Heuchlerin, denn von allen Seiten hörte ich, daß ſie den neuen Gemahl mit ihrer Zärtlichkeit faſt erdrücke, und erkannte ſehr deutlich, daß nicht ihr kindlicher Gehorſam, ſondern daß ihre Weltluſt ſie zur Meineidigen, zur Verrätherin an ihrem heiligen Gelöbniß gemacht hatte, und nun ſchwur ich mir zu, keine Gelegenheit vorübergehen zu laſſen, ſie mit den Bildern ihrer Vergangenheit zu ängſtigen, und ein Steinchen nach dem andern an die Schleppe ihrer Glücksgöttin zu binden. Die erſte Gelegenheit hiezu fand ich am folgenden Tage. Ein Maler mußte ihren Vater im Sarge malen; dieſer Maler war ein guter Katholik, der den Alten herzlich gehaßt hatte; es war mir alſo ein Leichtes, ihn zu bewegen, den

Ketzer im Sanbenito *) zu malen, und ich klebte einen Zettel unter dem Bilde an, auf welchen ich einige Worte geſchrieben hatte, die Cäcilien auf den Gedanken bringen mußten, daß es möglich ſei, Florian lebe noch. In der Nacht, als der Alte begraben ward, erſchreckte ich ſie durch eine ähnliche Hindeutung, und als ſie nun, von Angſt getrieben, auf der Stelle mit ihrem Gemahle abreiſte und ich nicht mehr Gelegenheit hatte, ihr unmittelbar meinen Zorn fühlen zu laſſen, ſo beſchloß ich, durch die dritte Hand ſie an mich zu erinnern. Ich verwickelte nämlich ihren Beichtvater, einen calviniſtiſchen Pfaffen, in einen häßlichen Prozeß; doch diesmal ſchlug mir's fehl; ich wurde abgewieſen mit meiner Angabe. Aber ich trieb die Abtrünnige doch aus dem Lande und hatte die Beruhigung, zu erfahren, daß ihre Ehe eine Hölle auf Erden ſei."

„Ungeheuer!" ſtöhnte, vor Abſcheu faſt ſeines Athems beraubt, der unfreiwillige Zuhörer dieſer Erzählung in ſeinem Kämmerchen, und von gleichem

---

*) Sanbenito: das Ketzerhemde.

Gefühl ergriffen, ließ Herr von Thoul ein donnerndes Fluchwort von ſeinen Lippen fliegen.

„Recht ſo!“ ſchrie der Geiſtliche, der dieſe, ihn bezielende Schmähung ſeines Beichtſohns für deſſen unverkennbaren Ausdruck der Verachtung und des Ingrimms gegen die Abtrünnige hielt, und, von deſſen Beifall geſchmeichelt, fortfuhr: „Ja, verflucht iſt und bleibt die Creatur! Hören Sie nur weiter, die Strafe blieb nicht aus! Ein wahrer Fluch des Himmels hat auf beiden Familien ſichtbarlich geruht. Florians Bruder wurde erſtochen in einem Duell, ſeine älteſte Schweſter ſtarb, ſeine zweite kam an den Bettelſtab, und ſein Vater ſtarb als Bettler! All' dieſer Fluch liegt auf der Seele der Verrätherin, und nun zuletzt ſollen Sie mit eignen Augen ſehen, mit eignen Ohren hören, wie der Himmel die Seinigen unterſtützt! Kein Saatkorn hab' ich vergebens geſä't! Alle ſind herrlich aufgegangen! Was ich erfand, um die Abtrünnige zu ſchrecken, das haben die Heiligen zur Wahrheit gemacht! Der todte Bräutigam iſt aus dem Grabe auferſtanden! In ſeinen Armen hat der calviniſtiſche Graf die Ehebrecherin gefunden, hat ſich getrennt von ihr, iſt verſchwunden mit ſeinem Sohne, und — lachen Sie mit mir! Jubeln Sie mit mir! Cäcilie iſt heut katholiſch und —“

„Ungeheuer? Du, du entmenſchtes Ungeheuer!“ ſchrie Thoul und ergriff den Pfarrer bei dem Kragen. „Gott höre auf, meiner armen Seele gnädig zu ſein, wenn ich noch eine Minute lang mit Dir ein und dieſelbe Luft athme! — Hinaus mit Dir, Du Satan, hinaus!“

„Raſen Sie?“ ſchrie erſchrocken der Geiſtliche. „Sind Sie betrunken? Was wollen Sie von mir?“

„Wär' ich der Teufel, ſo würde ich antworten: Deine Seele will ich!“ rief Thoul. „Hinaus aus dem Zimmer! Die Gaſtfreundſchaft hat ein Ende! Geh nach Koblenz, Du Knecht der Hölle, da findeſt Du Deinesgleichen!“

„Jakobiner!“ ſchrie der bereits an die Thüre gedrängte Geiſtliche. Ein kräftiger Stoß und er flog hinaus. „Jakobiner, Du ſollſt an mich denken!“ ſchrie er, und ſtolperte die Treppe hinunter.

„Schläfſt Du, oder willſt Du ſchlafend ſcheinen, Hautepierre?“ fragte Thoul, mit dem Licht in Hautepierre's Kammer tretend, und erſchrocken fuhr er vor dem fremden, bleichen Geſicht zurück, aus welchem zwei naſſe Augen ihn anſtarrten.

Siebentes Capitel.

Wenn einen Menſchen die Natur erhoben,
Iſt es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt,
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der ſchwachen Thon zu ſolcher Ehre bringt;
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die ſauerſte beſteht, ſich ſelbſt bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen
Und ſagen: das iſt er; das iſt ſein Eigen.
Göthe.

Von ſeinen Gefühlen mehr zum Schluchzen als zum Reden angeregt, ſtreckte der Graf dem offnen Feinde der Hinterliſt und der Tücke, dem biedern Thoul, ſchweigend die Hand entgegen; aber dieſer war zu ſehr betroffen von der Ueberraſchung, ſtatt ſeines Freundes einen Unbekannten in deſſen Bette zu finden, um den befremdenden Liebesgruß erwidern zu können. „Wer ſind Sie, mein Herr?" fragte er geſpannt, „wie kommen Sie hierher?"

Mühſam ſeine Empfindungen bekämpfend richtete der Graf ſich auf, und ſprach mit einer den Zwang ſeiner Seele verrathenden Stimme: „Ich bin ein Mitkämpfer für Frankreich in Ihren Reihen. Ich bin Herrn von Hautepierre's eingeladener Gaſt.“

„Das iſt er ſelber!“ rief die Erinnerung in Thouls Seele erwachend, indem er die Züge des Fremden erkannte, welcher ihm und ſeinen Kameraden heute im Vorſaale des Prinzen als Kampfgenoſſe vorgeſtellt worden war. „Das iſt der unglückliche Florian Ainaraude ſelber!“ Er begriff deſſen gegenwärtige Zerknirſchung, die unmöglich hatte ausbleiben können, ſeit der Unglückliche zum willenloſen Zuhörer der Erzählung des Aumonier's geworden war; und wenn Thoul auch gleich von dieſem Ainaraude, dem Werkzeuge pfäffiſcher Argliſt, dem Verderber des Lebensglücks eines bejammernswürdigen Weibes, ſich zurückgeſtoßen fühlen mußte, ſo war doch ſein Mitleid für den Unglücklichen überwiegend genug, ihm ſein Herz zu öffnen. Er reichte dem vermeintlichen Florian die Hand, und bat ihn, ruhig liegen zu bleiben, indem auch er ſein Lager ſuchen wolle.

Der Graf hörte aber nicht auf ſeinen gutmüthigen Wirth. Jede Saite ſeines Herzens war bis zum Zerſpringen angeſpannt; er konnte nichts denken, als Leonidens ſchreckliches, von ihrer Kindheit an mit teufliſcher Schlauheit vorbereitetes Unglück. Alſo nicht Ainaraude's Gattin war ſie geweſen; nur die Liebe der Braut zu dem Bräutigam war das Band, welches ſie an jenen Florian geknüpft hatte; aber war denn dieſes Band noch dauerhaft geweſen, als Florian von den Todten auferſtand und ſeine längſt erloſchenen Rechte geltend machte? War Leonidens Liebe zu dem Jugendgeliebten noch innig genug, um ihr dieſen in ſeiner jetzigen Geſtalt, der früheren an Seele und an Körper wahrſcheinlich gleich unähnlich, ſo theuer zu machen, als es die Erhaltung ihres Lebensglückes forderte? Und war er, der Vater ihres Kindes, nicht zwiſchen die beiden Getrennten getreten? Hatte Leonide ihn nicht geliebt? Konnte ſie ihn in Ainaraude's Armen vergeſſen? War der Gedanke an ihre gebrochenen

Gelübde das Geſpenſt geweſen, welches die Ruhe ihrer Seele, von ſeiner Liebe bewacht, geſtört hatte, ſo mußte die Erinnerung an den ihm gebrochenen Eid ehelicher Treue nicht minder feindlich, ja, noch feindlicher den Frieden ihrer gegenwärtigen Ehe verderben. Damals hatte der Vorwurf ſie niedergedrückt, einem Todten treulos geworden zu ſein; jetzt mußte eine doppelte Laſt auf ihrem Gewiſſen liegen, das Bewußtſein, einen Lebendigen elend gemacht und den Schwur gebrochen zu haben, den ſie ihrem ſterbenden Vater, als letztes Labſal, als Vorſchmack himmliſcher Wonnen, mit in das Grab gegeben hatte.

Die Vergegenwärtigung des unausweichlichen Elends ſeiner Geliebteſten auf der Welt überwältigte des Grafen Faſſung und Kraft. Er brach in unaufhaltſame Thränen aus. „O Gott, Gott,“ ſchrie er auf, „warum ſtieß ich ſie von mir? Sie liebte mich ja! Mehr, o gewiß mehr als ihn! Das Erdenglück — freilich, das war verloren für ſie; aber ich würde mit der Unglücklichen geweint, ich würde ihrem Gram eine ſanfte Ruheſtatt in meinem Herzen bereitet haben! Wird er ſie mit einer ſolchen ſich ſelber opfernden Innigkeit lieben? Wird er mit ihr weinen, wenn ſie mich beweint?"

Schweigend hatte Herr von Thoul den ihm unverſtändlichen Ausbruch dieſes Schmerzes, welchen er für die Folge quälender Gewiſſensbiſſe hielt, beobachtet, da ward ſeine Aufmerkſamkeit auf einen andern Punkt gelenkt. Ein ſehr lebhaftes Geſpräch entſpann ſich außerhalb des Zimmers, und deutlich waren Hautepierre's und des Geiſtlichen Stimmen zu unterſcheiden. Beide näherten ſich der Treppe.

„Haha, mein Gegner hat ſich ein Hülfscorps geholt," rief Thoul; „ich will aber raſch den Krieg außerhalb der Grenzen meines Reichs verlegen." Er ſprang in die Kammer, welche der Pfarrer bewohnt hatte, raffte eilig deſſen Geräthe zuſammen und trug ſie hinaus.

„Halt!" hörte der Graf ihn rufen. „Hautepierre, halt an und höre zwei Worte, die ich Dir ſagen werde: wir haben dieſen Pfaffen aus Mitleid in unſer Quartier aufgenommen, aber ich verpfände Dir meine Ehre, hörſt Du, die Ehre eines franzöſiſchen Edelmanns, eines alten Garde du Corps Ludwig

XVI., daß dieſer Pfaffe der niederträchtigſte, herz- und gewiſſenloſeſte Schurke iſt, der ſich je mit Kreuz und Tonſur in die Reihen braver Soldaten gedrängt hat, und bei meiner Ehre ſchwör' ich Dir, daß ich eher den leidigen Satan ſelber, als dieſen heimtückiſchen Pfaffen über dieſe Schwelle ſchreiten laſſen will! Nun, umgekehrt, Herr Pfarrer! Sie wiſſen, wenn ich mein Ehrenwort auf etwas geſetzt habe, ſo bin ich Mann genug, meine Sache durchzuführen! Hier iſt Ihr Heuſack, Ihre Decke, Ihr Krug, kurz hier ſind all' Ihre Habſeligkeiten."

Der Geiſtliche ſchäumte vor Wuth und ergoß ſich, als Hautepierre mit allem Aufwande ſeiner Beredſamkeit ihm begreiflich machte, daß Thouls gegebenes Ehrenwort, nicht mehr mit ihm verkehren zu wollen, alle Unterhandlungen abſchneide, in Schelt- und Drohworten gegen beide Freunde, packte aber endlich ſeine Sachen zuſammen und ging im Ingrimm die Treppe hinab.

Jetzt kam es unter den beiden Kameraden zu Erörterungen, die aber, leiſer geführt, dem Grafen größtentheils verloren gingen; doch konnte er aus dem Tone der beiden Sprechenden auf ihre friedliche Verſtändigung ſchließen, und bald überzeugte er ſich von Beider ungeſtörter Eintracht.

„Kamerad,“ ſprach Hautepierre, mit Thoul eintretend zu dem Grafen, „der Aumonier hat unſer Quartier verlaſſen; wir haben jetzt eine Kammer leer; Sie haben uns Beide kennen gelernt; anders als wir ſind, haben wir uns nicht gegeben; — wollen Sie bei uns bleiben?“

„Gute, großmüthige Menſchen!“ rief der Graf mit Rührung. „Ihr kennt mich nicht! Ihr wißt nicht, wen Ihr bei Euch aufnehmt; ich bin nicht Der, für den Ihr mich haltet; Ihr ſeid gute Katholiken und glaubt, auch ich ſei ein ſolcher. Es iſt mir unmöglich, Euch zu täuſchen! — Ich bin ein Calviniſt!“

„Ein Calviniſt?“ rief Hautepierre ſichtbar erſchrocken; Thoul brummte aber vor ſich hin: „wenns weiter nichts iſt als das;“ — und Hautepierre, von ſeinem anfänglichen Schrecken zu einer Art von Erſtaunen übergehend, hob an: „Ein Calviniſt, und dennoch kampfluſtig für die Sache der Katholi=

ken? — Blut und Leben wagend für einen katholiſchen König?“

„Nicht für die Sache der Katholiken,“ antwortete Saint Hilaire, „ſondern für die Sache der Menſchheit; nicht für einen katholiſchen König, ſondern für den gütigen unglücklichen Ludwig, für das Oberhaupt, das Gott uns geſetzt hat, für meine Ehre und für meines Kindes Eigenthum tret' ich in Eure Reihen und frage nicht, ob Ihr Katholiken oder Calviniſten ſeid, denn ich weiß, Ihr ſeid Menſchen und gute Franzoſen!“

„Ja, das ſind wir,“ rief Hautepierre, und ſetzte mit feuchten Augen hinzu: „Und Sie ſind es auch, Kamerad! Sie mögen ſtehend zu Gott, oder knieend zu den Heiligen beten; Sie mögen ſich bekreuzen oder den Kelch trinken, Sie ſind Menſch und Franzoſe wie wir, und wir bleiben zuſammen!“

Bewegt ſchlug der Graf in die ihm dargebotene Hand des ehrlichen Franzoſen ein, da ſprach Thoul in Sinnen verloren: „Aber wenn Sie Calviniſt ſind, ſo können Sie ja der Zögling dieſes Pfaffen, ſo können Sie unmöglich Florian von Ainaraude ſein?“

„Der bin ich auch nicht!“ antwortete Saint Hilaire lebhaft, „und, Kameraden, wollt Ihr mir wohl, ſo nennt mich nicht Ainaraude! Nennt mich bei meinem Vornamen, Godefroi, und fragt mich nicht nach meinen Verhältniſſen. Ich bleibe bei Euch, aber ein Gott, ein Herz, eine Sache und eine Börſe! Hier iſt die meinige! Was ein Jeder von uns beſitzt, das ſei ein gemeinſchaftliches Eigenthum.“

Nach mancher Widerrede kam der Vertrag zu Stande. Der Graf zog am folgenden Morgen ſein Pferd in den Stall ſeiner neuen Freunde und begann, von ihnen unterſtützt und von ſeinem Capitain väterlich geleitet, ſeine neue Laufbahn.

Aber wie vortheilhaft die Stellung des Grafen im Vergleich mit der Lage mancher ſeiner andern, weniger begünſtigten Genoſſen auch ſein mochte, ſo war ſie dennoch mit vielen faſt unerträglichen Nachtheilen verknüpft. Täglich Zeuge der bitterſten Noth ſeiner Genoſſen, großentheils aus ausgewanderten franzöſiſchen Edelleuten beſtehend, und ohne die Mittel zu beſitzen, ihnen helfen zu können, hatte er auch an dem Haſſe des Aumonier's und der Anhänger deſſelben zu tragen, welcher urſprünglich zwar auf Thoul und Hautepierre gerichtet war, aber doch gelegentlich auch ihn, als den Freund dieſer beiden Männer, mit verletzte. Eine zweite empfindliche Laſt trug er an ſeiner Fremdheit mit Entbehrungen und mit Dienſtobliegenheiten, welche ſonſt das Geſchäft der Diener ſeines Marſtalls geweſen waren. Schwerer jedoch, als dieſe Bürden, lag die Sorge für ſein Kind, der Gram um Leoniden, der Schmerz über die Befleckung ſeines Namens, der Widerwille gegen das ihm Aufgebürdete, und endlich die gewiſſe Ueberzeugung, daß die Liebe, welche der Marquis zu ihm trug, auf einem Mißverſtändniß beruhe, drückend und muthraubend auf ſeiner Seele.

Endlich ging eine Hoffnung ihm auf; die Heere ſammelten ſich, der Prinz von Condé brach auf mit ſeinem Corps und der Einmarſch in Frankreich erfolgte; aber die Gelegenheit, ſich das Recht, ſeinen Namen führen zu dürfen, zurückzuerobern, wollte ſich für den Grafen Saint Hilaire nicht finden; im Gegentheil drängten ſich ihm neue Beweiſe auf, daß das Glück noch nicht angefangen habe, ihm günſtig zu werden, ſondern jeden ihm zugeworfenen lächelnden Blick durch irgend eine Bitterkeit vergällte, welche lange Nachwehen zurückließ.

Das Corps ſtand einer Heerabtheilung der Neufranken gegenüber; es waren Nachrichten gekommen, daß der Feind einen Ueberfall in der nächſten Nacht beabſichtige. Mit Einbruch derſelben verdoppelte der Prinz ſeine Vorſichtsmaßregeln.

Zu einer der weitvorgeſchobenen Feldwachtpoſten wurden unter andern auch Herr von Thoul und der Graf Saint Hilaire befehligt. Der commandirende Officier dieſes Pikets war ein junger Mann aus einem der erſten herzoglichen Geſchlechtern Frankreichs, welcher erſt ſeit Kurzem von dem Hoflager des Grafen von Artois gekommen und in das Offiziercorps eingeſchoben war. Er ſchien vor Allen mit dem Aumonier befreundet.

Vor dem Abmarſche des Pikets aus dem Lager winkte der Marquis von Montesquiou dem Grafen und Thoul und empfahl ihnen, im Fall eines feindlichen Angriffs darauf gefaßt zu ſein, daß ihr Führer, der Kriegserfahrung ermangelnd, ſeine Beſon=

nenheit verlieren und es daher nöthig für jeden Einzelnen werden könne, zur Rettung des Ganzen beizutragen.

Das Piket langte auf ſeinem Lagerplatz an. Die Vorpoſten wurden, trotz den Vorſtellungen Thoul's ſo nahe ausgeſtellt, daß deren völlige Zweckloſigkeit einleuchtete. Der Befehlshaber befahl ein Wachtfeuer anzuzünden; vergebens beſchwur ihn Thoul, den Ort ſeiner Aufſtellung dem nahen Feinde nicht zu verrathen; es blieb bei der Anordnung des Offiziers, und kaum war dieſer in der feſten und laut ausgeſprochenen Ueberzeugung, daß die Republikaner es nicht wagen würden, ihn anzugreifen, zum Erlaß des Befehls zu vermögen, daß mindeſtens die Hälfte der Mannſchaft beritten und die Andern rittfertig blieben.

Ungefähr gegen Mitternacht ſtieg Thoul ab, um einen der Abgeſeſſenen Beiſtand zu leiſten, deſſen Pferd ſich mit einem Fuße in dem ſchlaffen Zügel verwickelt hatte, und der Graf bemerkte, daß der Offizier ſich an Thouls Pferd heranſchlich und ſich verſtohlenerweiſe mit demſelben beſchäftigte; er machte ſeinen Nebenmann leiſe aufmerkſam auf das ſcheue Schleichen des Befehlshabers, und Beide beſchloſſen auf der Stelle eine Unterſuchung des ſo geheimnißvoll ausgeführten Experiments; ſie ſtiegen ab und entdeckten, daß der Sattelgurt durchſchnitten ſei. Augenblicklich theilten ſie der geſammten Mannſchaft ihre Entdeckung ſo wie den dringenden auf ihrem Offizier ruhenden Verdacht mit; und augenblicklich löſten ſich alle Bande der Ordnung und Zucht bei der Feldwacht auf. Alle Reiter ſprangen von den Pferden, der Offizier ward unterſucht und ein Taſchenmeſſer bei ihm gefunden. Dieſer Fund, zuſammengeſtellt mit den Angaben des Grafen und ſeines Nebenmannes, galt dem wüthenden Haufen für einen unwiderſprechlichen Beweis des begangenen Verbrechens ſeines Offiziers, der, zwanzig Palaſchſpitzen auf ſeiner Bruſt, die That verübt zu haben, bekannte.

„Was hab' ich Dir gethan? Du Böſewicht!“ rief Thoul, und zwanzig Stimmen wiederholten die Frage: „Was hat er Dir gethan?“ — Die Palaſche waren noch blank, und in Todesangſt ſtammelte der zitternde Frevler das Geſtändniß heraus, der Aumonier, Thouls Feind, habe ſich deſſen zu entledigen gewünſcht und ihm dieſe That angerathen.“

Die aufgebrachte Schaar beſchloß den Verbrecher morgen dem Kriegsgericht zu übergeben, und faßte für heute den einmüthigen Beſchluß, daß er das ſattelloſe Pferd beſteigen und das ſeinige an Thoul abtreten ſolle. Dieſer konnte ſich aber nicht entſchließen, ſein geprüftes Pferd wegzugeben, und zog vor, es mit dem Sattel ſeines Feindes zu verſehen; aber grade hatte er deſſen Roß entſattelt, als die Republikaner anſtürmten. Ein ſchreckliches Gemetzel begann; beiden Theilen wurden Verſtärkungen zugeführt, und als der Morgen anbrach und der Feind unverrichteter Sache ſich zurückzog, da fand man Thoul, der, überraſcht von dem Anfall, nicht Muße gehabt hatte, ſich auf ſein entſatteltes Pferd zu ſchwingen, und in einiger Entfernung von ihm den Nebenmann des Grafen, unter den Todten. Der den Befehl führende Offizier, ebenfalls unberitten wie Thoul, ward vermißt; es litt keinen Zweifel, daß er dem Feinde in die Hände gefallen ſei, und eine ſpätere Nachricht beſtätigte dieſe Vermuthung.

Das Haupt dieſes Verräthers fiel einige Monate nach dieſem Vorfall unter dem Eiſen der Guillotine.

Sein Unglück beſänftigte aber den Groll der Mannſchaft nicht; all' ihre Stimmen erhoben ſich gegen den Prieſter, den der Verbrecher als ſeinen Mitſchuldigen angeklagt hatte; doch blieb dieſer Angeklagte nicht ohne Vertreter. Es war ruchbar geworden, daß der vermeintliche Ainaraude kein Katholik ſei. Bald wurde ſeine Ausſage wider den vermißten Anführer verdächtig gemacht, und deſſen Eingeſtändniß ſeiner und des Prieſters Schuld für erzwungen erklärt; des Grafen Zeuge lag todt neben Thoul auf dem Wahlplatze und kaum ein Drittel des Corps zweifelte an der Unſchuld des frommen Prieſters und an der Verleumdung des Calviniſten. Die Stellung des Grafen fing an unausſprechlich drückend zu werden.

Kurz nach Beendigung dieſer Unterſuchung fiel dem Grafen in einem eroberten Städtchen ein Stück des in Rheims herausgegebenen Volksblattes in die Hand, und mit Erſtarren las er folgenden Artikel:

„Es hat ſich hier die Nachricht verbreitet, daß einer der Vaterlandsverräther, welche das ſogenannte Condé'ſche Corps bilden, den Namen Ainaraude führt. Dieſer Umſtand hat einige treue Wächter unſeres Heils veranlaßt, das Haus eines unſerer hochherzigſten Republikaner, der zufällig den Namen Ainaraude führt, zu durchſuchen, und da dieſer Bürger ſich grade im Dienſt des Vaterlandes abweſend befand, ihn für den Ueberläufer zu halten. In Folge dieſer Täuſchung hat man für nöthig gefunden, die Gattin des Bürgers Ainaraude zu verhaften; auch haben einige Unordnungen in ſeinem Hauſe nicht vermieden werden können; jedoch hat ſich der Irrthum bald aufgeklärt, und die Bürgerin Ainaraude iſt im Triumph nach ihrer Wohnung zurückgeführt worden.“

„Gott, Gott! Unergründlicher Gott!“ ſchrie der Graf in Verzweiflung. „Dieſer unſelige Name, den zu führen ich gezwungen bin, vollendet den Fluch des Verhängniſſes, der auf mir ruht! — Leoniden hab' ich den Mörderfäuſten des raſenden Pöbels Preis gegeben! Leonide hat in dem Kerker der Todesopfer geſchmachtet, weil ich nicht die Kraft hatte, dieſen

Namen abzuwerfen, dieſen Namen, an welchen mein Verderben gekettet iſt! Aber verdienen will ich es, dieſem Verderben anheim gefallen zu ſein, wenn ich den Namen Ainaraude noch eine Minute, eine Secunde lang führe! Mag der Prinz zürnen, mag Grilhouette mir grollen, mag die geſammte Prieſterſchaft mit ihrem ganzen verleumdungsſüchtigen Anhange ſich auf mich werfen und mich erdrücken unter dem Gewühl ihrer Lügen und ihres Haſſes, mag entſtehen daraus, was da wolle, ich will nicht mehr Ainaraude ſein! Ich bin Saint Hilaire de Pontgris!"

Er ſchrieb ſogleich an den Prinzen, ſandte ihm das verhängnißvolle Zeitblatt ein, ſetzte ihm mit Genauigkeit das Unglück auseinander, in welches er, durch die Annahme eines fremden Namens, deſſen rechtmäßigen Beſitzer geſtürzt habe, und erklärte zwar ehrerbietig, jedoch mit Feſtigkeit, daß er von dieſem Augenblicke an dieſen Namen ablegen und den ſeinigen wieder annehmen werde.

Eben war er im Begriff, auch an den Capitain Grilhouette, den Adjutanten des Prinzen, zu ſchreiden und auch dieſem die Beweggründe zu entwickeln, welche ihn zur Ablegung ſeines angemaßten Namens veranlaßten, als er erfuhr, daß der Capitain grade ſelbſt im Orte anweſend ſei. Augenblicklich eilte er nach dem ihm angegebenen Aufenthaltsorte des Capitains von Grilhouette und erhielt hier die Nachricht, daß dieſer vor wenigen Minuten ſich mit dem Commandanten vor das Thor begeben habe, um die Vorpoſten zu beſichtigen.

Die Ungeduld des Grafen drängte ihn, dem Capitain auf der Stelle nachzueilen; er ſattelte ſein Pferd, ſteckte den für den Prinzen beſtimmten Brief ein und jagte den Außenpoſten zu.

„Wo iſt der Commandant?" fragte er die nächſte Vedette, auf welche er ſtieß, nachdem die Richtung ſeines zu nehmenden Weges ihm von dem Offizier der Feldwacht angegeben worden war. „Dort reitet er mit ſeinem Begleiter," antwortete der Soldat und ſetzte hinzu: „Er glaubt von jenem Berge aus die Gegend überſehen zu können." Saint Hilaire blickte nach dem Berge hin und ſah in geringer Entfernung zwei Offiziere, von einer Ordonnanz gefolgt, reiten. Er ſprengte ihnen nach; da brach aus einer unüberſehbaren Schlucht ein Haufe republikaniſcher Dragoner hervor, deren Abſicht, die beiden Offiziere in den Rücken zu fallen und ihnen die Flucht abzuſchneiden, unverkennbar war.

„Zurück, zurück! Feinde!“ ſchrie der Graf und warf ſich dem Dragonerſchwarm entgegen. Der Capitain nebſt dem Commandanten ſahen ſich um, erblickten den Feind faſt ſchon in ihrem Rücken und wandten ſich zur Flucht; aber die Republikaner waren ihnen zu nah und der Graf nicht im Stande, dieſe ſämmtlich zu beſchäftigen; bald waren die Flüchtigen eingeholt und gezwungen, ſich zu ergeben oder zu ſterben.

Schon lag der Capitain waffenlos am Boden, ſchon blutete der Commandant aus zwei entkräftenden Wunden, als von des Grafen Hand der Anführer des Trupps fiel; dieſem Glücksfalle folgte ein zweiter: eine Hülfsſendung, von dem commandirenden Officier der Feldwache detachirt, langte an und die Republikaner räumten das Feld. Dankbar drückte der Adjutant die Hand ſeines Retters, der keinen

Augenblick verſäumte, ſein Recht auf ſeinen Namen geltend zu machen.

„Ja, Graf Saint Hilaire," ſprach Grilhouette, „wie rühmlich Sie auch von jeher Ihren Namen getragen haben mögen, Sie haben ihn dennoch glänzender, als er je war, aus ſeinem Grabe auferweckt. Doch werden wir erſt den Prinzen fragen müſſen, ob Herr von Ainaraude aufhören darf, die Feinde des Grafen Saint Hilaire zu fürchten."

„Capitain Grilhouette!" rief der Graf, „der Name, den Sie mich zu führen zwangen, hat ſich mit der Feindſchaft des halben Heeres beladen! Sie kennen die unglückliche Begebenheit, welche den Tod des tapfern Herrn von Thoul herbeiführte und den gehäſſigſten aller Prieſter, ſammt ſeinem ganzen Anhange mir feindlich entgegenſtellte. Saint Hilaire kann nicht härter angefeindet werden, als Ainaraude es war! Und bei meiner Ehre und bei der Ehre meiner Väter im Grabe ſchwör' ich es Ihnen zu, daß ich von heut an Saint Hilaire heiße und heißen will! Hier," — er zog den, für den Prinzen beſtimmten Brief hervor, riß ihn aus dem Umſchlage und reichte ihn dem Capitain, „hier leſen Sie,“ rief er, „und ſagen Sie mir, ob ich den Namen eines ehrlichen Mannes verdienen würde, wenn ich es wagen könnte, mich noch Ainaraude zu nennen, ſeit ich weiß, daß der wahre Eigenthümer dieſes Namens durch meine Anmaßung deſſelben, dem Schaffot nahe gebracht worden iſt?“

„Ja,“ erwiderte der Capitain, nachdem er den Brief und deſſen Beilage geleſen hatte und Beides einſteckte, „Sie haben Recht! Sie können nicht mehr Ainaraude heißen. Wohlan, ſo ſein Sie dann wieder Graf Saint Hilaire und vertrauen Sie dem Prinzen! Er wird Sie ſchützen!“

Während dieſer Unterredung war man der Stadt nahe gekommen; hier hatte das Gerücht von dem Ueberfalle, welcher auf den Commandanten und deſſen Begleiter verſucht worden war, ſich bereits verbreitet, und faſt die ganze Beſatzung ſtrömte den Kommenden entgegen. Der Capitain faßte Saint Hilaire's Hand, wandte ſich an die Verſammelten, und ſprach: „Dieſer tapfre Krieger, meine Herren, welchen Sie unter dem Namen Ainaraude kennen, iſt der Graf Saint Hilaire de Pontgris. Verleumder haben ſeinen edeln Namen befleckt und ihn deshalb zu dem Entſchluſſe bewogen, unter einem angenommenen Namen die Ehre des ſeinigen herzuſtellen! Man hat es gewagt, ihn zu beſchuldigen, daß er unſrer heiligen Sache abhold ſei; — um ſeine Verleumder Lügen zu ſtrafen, hat er ſeinem Range entſagt, iſt als Reiter in dies Corps getreten, und ich nenne ihn jetzt in des Prinzen Namen das Muſter unſerer Helden! Morgen wird der Prinz vor der Fronte des Corps ſich ſelbſt die Freude machen, meine Verſicherung zu wiederholen."

Einzelne Hände ſuchten glückwünſchend die Hand des Grafen zum herzlichen Drucke, aber viele lange kalte Geſichter verlängerten und verkühlten ſich noch mehr. Unter dieſen nahm der Graf mit Befremden auch das ſeines väterlichen Freundes, ſeines Chefs, des Marquis von Montesquiou, wahr."

„Alſo der Herr Graf von Saint Hilaire de Pontgris!" murmelte der Marquis halblaut und gedehnt vor ſich hin und ging in die Stadt zurück.

„Hautepierre!“ rief der Graf dieſem zu und führte ihn ſeitwärts. „Sagen Sie mir, redlicher Freund, woher dieſe plötzliche Veränderung des Marquis gegen mich? — Er hat mich mit väterlicher Wärme an ſeinem Herzen getragen und mich in Schutz genommen gegen meine Feinde ſo lang' ich einen fremden Namen trug, und kaum darf ich den meinigen wieder annehmen, ſo wendet ſich ſichtbar ſein Herz von mir ab! — Liebte er denn nicht mich — nur meinen Namen?“

„Gott mag wiſſen, was in dem alten Herrn vorgegangen iſt,“ antwortete Hautepierre; „kommen Sie mit mir, wir wollen ihn fragen. Er iſt ein biedrer Kriegsmann, und glauben Sie mir, Ihre offne Frage wird ihn mit Ihnen verſöhnen.“

„So gehen wir,“ rief Saint Hilaire, und ſie gingen.

Der Marquis ließ ſie nicht vor.

Von jetzt an ward das Loos des unglücklichen Verfolgten wahrhaft beklagenswerth. Sein Chef begegnete ihm mit eiſiger, faſt an Nichtachtung grenzender Kälte, deren ſchmerzlicher Eindruck das Wohlwollen des Prinzen nicht zu vermindern vermochte; im Gegentheil ſchien deſſen öffentliche Anerkennung der Verdienſte des Grafen die Zahl ſeiner Neider und Haſſer zu vermehren, und leider fand ſich in der nächſten Folgezeit keine Gelegenheit für den Unglücklichen, ſeine Feinde durch rühmliche Waffenthaten zum Schweigen zu bringen. Das Corps rückte unaufgehalten durch Lothringen in die Ebene der Champagne vor, und immer beunruhigter ſah der Graf den Erfolgen des Waffenglücks der Verbündeten entgegen, denn ihm verſprach die Herſtellung der untergegangenen, unumſchränkten Herrſchaft der Prieſtergewalt einen neuen Kampf, in welchem er nicht Sieger zu bleiben hoffen durfte.

Da ſtieg das Bild ſeines letztjährigen Stilllebens in ſeiner Seele mit hinreißender Gewalt auf; ſein Kind ſtreckte die Arme nach ihm aus und rief ihn zurück. Was wollte er hier noch? — ſein Eigenthum zurückgewinnen? — O wie ſchwach war dazu die Hoffnung! Er mochte ſiegen oder beſiegt werden, immer waren es ſeine Feinde, welche Sieger über ihn blieben. Seinen Namen hatte er von der Schmach des

Vorwurfs rein gewaſchen, daß er ein Begünſtiger der Pöbelherrſchaft, ein Feind des Königshauſes ſei; nichts hielt ihn hier alſo mehr feſt, als das Vertrauen auf den dereinſtigen Schutz des Prinzen Condé. — Aber wie ſchwach war dieſe Stütze; wie wenig vermochte der Prinz ſich den Einwirkungen der Perſonen zu entziehen, welche den Hof des Grafen von Artois bildeten! Und dennoch war die Hoffnung ſo lockend, ſeinem Sohne das Erbe ſeiner Väter wieder erobern zu können; aber war dieſe Ausſicht ihm nicht gewiſſer, wenn er unter fremden Fahnen kämpfte, wenn es ihm gelang, ſich Fürſprecher unter den Häuptern der Verbündeten zu erwerben? — Der Rath, welchen Grilhouette ihm gegeben hatte, war jetzt ausführbar geworden. Er faßte den Entſchluß, preußiſche Dienſte zu nehmen und keinen Augenblick mit der Ausführung dieſes Vorſatzes zu ſäumen. Er begab ſich zu dem Marquis und kündigte dieſem ſeinen Entſchluß an, das Corps zu verlaſſen.

Der Capitain ſah den Grafen mit einem langen durchdringenden Blick an und ſprach dann kalt, doch gepreßt: „Ich erkenne den Grund Ihres Austritts; Sie haben aufgehört ſich unter meinen Befehlen zu gefallen, das iſt natürlich; ich werde Ihrem Wunſche nicht im Wege ſtehen, aber einen Rath will ich Ihnen in Ihr neues Dienſtverhältniß mitgeben: beginnen Sie daſſelbe nicht damit, Ihre künftigen Vorgeſetzten durch eine Lüge zu täuſchen. Sie haben den Namen Ainaraude angenommen, weil Sie wußten, daß dieſer Name Ihr Fürſprecher bei mir ſein werde — weil Sie wußten, daß ich das Unglück gehabt habe, einen Ainaraude im Zweikampf zu erſtechen und von meinem Gewiſſen getrieben, ſuchen würde, meine That an Jedem, der dieſen Namen führt, zu vergüten. — Gehen Sie; es wird mir leichter werden, dem Prinzen vorzuſchlagen, den Namen des Grafen Saint Hilaire de Pontgris, als den Namen Ainaraude aus den Liſten meiner Compagnie zu ſtreichen."

„Herr Marquis!" rief der gekränkte Graf, „ich verdiene dieſe Behandlung nicht! Der Name Ainaraude war nicht meine Wahl; er wurde mir aufgedrungen von dem Adjutanten des Prinzen, dem Capitain von Grilhouette."

Ein bitteres, Zweifel verrathendes Lächeln flog über des Marquis Geſicht, „Hatte Ihnen Herr von Grilhouette auch angerathen, mir das drückende Gefühl zu erſparen, durch die Nennung des Namens Ainaraude täglich, ja ſtündlich an mein Unglück erinnert zu werden? Hat Herr von Grilhouette Sie auch zu der Liſt gezwungen, durch welche Sie mich für Ihre Perſon zu beſtechen wußten, indem Sie mit erheuchelter Schonung meines Gefühls mich erſuchten, Sie bei Ihrem Vornamen zu nennen?“

„Mein Capitain,“ erwiderte Saint Hilaire, „Ihr Verdacht ſchmälert meine Ehre mehr, als es die Verleumdungen meiner gehäſſigſten Feinde vermochten. Wiſſen Sie, daß der Name Ainaraude nicht bitterere Erinnerungen in Ihrer Seele wecken kann als in der meinigen! Sie ſind der Mörder eines Ainaraude, und ein Ainaraude iſt der Mörder meines ganzen Erdenglücks! Sie wiſſen jetzt, warum dieſer mir aufgedrungene Name mich anſchauderte, warum ich Sie bat, mich nicht Ainaraude, ſondern Godefroi zu nennen! — Den näheren Zuſammenhang mögen Sie von dem Herrn von Grilhouette erfragen. Leben Sie wohl und ſtreichen Sie meinen Namen in den

Liſten Ihrer Compapnie. Ich habe aufgehört, ihr anzugehören."

Er verbeugte ſich und ging.

Eine düſtre Regennacht — die Vorbotin der vielen naſſen Tage, welche bald darauf das in die Champagne eingedrungene Heer aufrieben — folgte dieſer entſcheidungsſchweren Stunde. Der Graf bereitete ſeinen Abgang von dem franzöſiſchen Heere vor und befand ſich grade mit ſeinem ihm treu gebliebenen Freunde, Hautepierre, allein in einer Hütte des Dorfs, welches die weit vorgeſchobene Compagnie des Marquis beſetzt hielt, als das bekannte Angriffsgeſchrei der Republikaner: „vive la Republique!" beiden Freunden in die Ohren donnert.

„Wir ſind überfallen!" ſchrie Hautepierre und ſtürzte hinaus, um ſich auf ſein Pferd zu ſchwingen und wo möglich den Sammelplatz der Campagne zu erreichen; der Graf folgte ihm, verlor ihn aber in dem Getümmel, welches die Gaſſe erfüllte, aus den Augen.

Nicht Widerſtand, nur Rettung des Lebens war das Loſungsort der Ueberraſchten. Wohin der Graf ſich wandte, da ſtieß er auf Flüchtlinge und erkannte mit namenloſem Schmerz, daß auch ihm nichts Anderes als Flucht, Selbſtmord oder Gefangenſchaft zu wählen blieben, denn der ſiegende Feind verſagte ſich die grauſenvolle Luſt, auf dem Schlachtfelde zu tödten, um ſich das größere Vergnügen aufzubewahren, ſeine Gefangenen der Guillotine zu liefern. Da drang plötzlich ein fürchterliches Jauchzen in des Grafen Ohr; eine Rotte halbnackter Sansculotten ſchleppte einen Haufen Gefangene daher, und mit Entſetzen erkannte der Graf ſeinen Capitain und ſeinen Freund Hautepierre unter denſelben. Dieſer Anblick gab ihm Löwenmuth und Rieſenſtärke; er ſtürzte ſich auf die Horde, ſtieß den Ueberwältiger Hautepierre's nieder, welcher, kaum befreit, ſich ſogleich auch der Waffen des Gefallenen bemächtigte und ſo ſtürmiſch um ſich hieb, daß die überraſchten Sieger zurückwichen und einen ihrer Gefangenen nach dem andern Gelegenheit finden ließen, die Zahl der Befreier zu verſtärken. Jetzt ward auch der Marquis erlöſt, aber jetzt ſah auch der Graf die Gefahr ſich verdoppeln, denn ein neuer Haufe ſtrömte mit wildem Gebrüll daher. —

„Folgt mir!“ ſchrie der Graf und riß den Capitain mit ſich fort. Hautepierre deckte mit den andern Geretteten den Rückzug, der durch Gärten und über Verzäunungen genommen, endlich an ein glückliches Ziel führte. Ein ſumpfiges, leicht zu vertheidigendes Erlengebüſch nahm die Flüchtlinge auf, und als gegen Morgen ein Hülfscorps anrückte und die Sansculotten zurücktrieb, da drückte der mit Wunden bedeckte Capitain die Hand ſeines verkannten Retters und küßte dieſem das Verſprechen von den Lippen, ſeinen Vorſatz, das Corps zu verlaſſen, aufzugeben.

Nach und nach ſammelten ſich die Reſte der Compagnie; der Verluſt war groß, mehrere Offiziere fehlten und auch der Aumonier wurde vermißt. Der Marquis ſowol als Hautepierre und mehre der Geretteten entſannen ſich, den Prieſter in ihrer Mitte bemerkt zu haben, als ſie von den Feinden hinweggeſchleppt wurden. Es war nicht zu zweifeln, daß er in deren Händen geblieben ſein müſſe.

Am folgenden Morgen hielt der Prinz Heerſchau über das verſammelte Corps, umarmte öffentlich den tapfern Grafen und ſtellte dieſen dem Heere als

Lieutenant des Marquis von Montesquiou vor. Kein Neider, kein Verleumder erhob ſeine Stimme mehr, die Verdienſte des Grafen ſprachen zu laut, die Zahl der ihn Verpflichteten war zu groß, und endlich fing er an, die Wiederkehr ſeines Glückes zu hoffen.

Er hoffte zu früh! —

Einige Tage nach jener blutigen Nacht ward der Graf unvermuthet in das Hauptquartier beſchieden. Der Prinz empfing ihn mit ſichtbarer Verlegenheit. „Mein theurer Graf,“ begann er, „Sie wiſſen, daß ich Ihr Freund, aber Sie wiſſen auch, daß ich nicht allmächtig bin. Eine Partei, welcher meine Kräfte nicht gewachſen ſind, eine aus Hofleuten und bigotten Mitgliedern meines Corps gebildete Partei, an deren Spitze der Almoſenier des Grafen von Artois, der jetzige Grandaumonier des Heeres, ſteht, gibt Ihnen Schuld, die Befreiung des in Gefangenſchaft gerathenen Aumoniers Ihrer Compagnie, abſichtlich aus Haß und Rache gegen denſelben verabſäumt zu haben. Man behauptet ſogar, Sie hätten Befehle gegeben, den Unglücklichen ſeinem Schickſale zu überlaſſen, und fodert einſtimmig von Ihnen, zur Beweisführung Ihrer Unſchuld, die Rettung jenes Geiſtlichen, welcher, ſicheren Nachrichten zufolge, in den Kellern des Stadthauſes zu Beaulieu, zwei Meilen von hier, für die Guillotine aufbewahrt wird.

Weniger das Gefühl ſeiner gewiſſen Todesnähe, als der gewaltige Schmerz über die Bosheit ſeiner Verfolger hemmte den Blutſtrom in den Adern des Grafen. „Mein Prinz," ſprach er, „ich erkenne meine Feinde in dieſem Entwurf, deſſen Ausführung mich mit unwiderſprechlicher Gewißheit verderben muß. Stellen Sie mich meinen Anklägern im offenen Verhör gegenüber. Laſſen Sie die Compagnie Mann für Mann vernehmen, und Sie werden ſich überzeugen, daß ich keine Ahnung von der Gefangenſchaft jenes Prieſters gehabt, und noch weniger den Befehl ertheilt habe, ihn ſeinem Schickſal zu überlaſſen."

„Ich bedarf dieſer Ueberzeugung nicht," erwiderte der Prinz. „Ich kenne Sie, theuerer Graf, aber ich kenne auch Ihre Gegner. — Wie, wenn es dieſen gelänge, einige Ihrer Leute zu bewegen, als Zeugen gegen Sie aufzutreten? — Es gibt Unſinnige genug, die ein an einem Calviniſten verübtes Verbrechen für kein Verbrechen halten. Man erzählt, Sie hätten gerufen: „Rettet nur den Capitain!“

„Das that ich,“ erwiderte der Graf. „Der Marquis war durch Wunden gehindert, ſich ſelbſt zu befreien.“

„Sehen Sie,“ ſprach der Prinz, „an dieſen Ruf hängt die Verleumdung einen zweiten, Sie riefen: „Rettet den Marquis!“ und die Lüge behauptet, ſie hätten hinzugeſetzt: „Kümmert euch um den Prieſter nicht!“ — Ich ſehe nur ein Rettungsmittel für Sie: wagen Sie Ihr Leben für die Befreiung Ihres Feindes!“

„Das heißt: ſterben Sie mit ihm! denn befreien kann ich ihn nicht!“ ſeufzte der Graf.

„Und doch!“ rief der Prinz. „Vertrauen Sie Ihrem Kriegsglücke, welches Sie noch nie verlaſſen hat. Das Wagſtück ſcheint ſchwieriger, als es in der That iſt. Erfahren Sie, daß ein vereideter Prieſter in Beaulieu, durch Vermittelung des Grandaumoniers, ſich zu unſerm Spione brauchen läßt. Er wird die Gefangenen auf Ihre Ankunft vorbereiten, wird Sie an einem Orte, den ich Ihnen noch genauer bezeichnen werde, empfangen und Sie führen. Sie wählen die Vertrauteſten Ihrer Mannſchaft zu Ihrer Begleitung aus, verſehen dieſe mit doppelten Waffen, um die Gefangenen ſogleich zu bewehren, und kommen als triumphirender Beſieger all' Ihrer Feinde zurück."

„Aber mein Prinz," wandte der Graf ein, „wenn es jener Prieſter iſt, durch welchen Sie Verbindung mit der Stadt unterhalten, wer ſteht mir denn dafür, daß der Haß meines Feindes nicht groß genug iſt, mich auf jenem Wege den Republikanern zu verrathen und mich durch den gewiſſeſten Schlag zu vernichten?"

„Dann würde er ja auch den gefangenen Prieſter aufopfern," antwortete der Prinz. „Ihr Argwohn verräth einen völligen Mangel an Glauben und Vertrauen auf menſchliche Tugend und Würde."

„Es ſei!" rief der Graf nach kurzem aber heftigem Kampfe. „Ich will mich opfern, aber ich ſetze auf mein Leben einen Preis, deſſen Bewilligung ich mir bedinge: Der Graf von Artois verſichert mir ſchriftlich, bei der Ehre ſeines königlichen Bluts, daß er meinen einzigen Sohn, Godefroi Grafen Saint Hilaire de Pontgris, in dem unangefochtenen Erbe meiner Herrſchaft Chateaugris anerkennen, beſtätigen und erhalten will, wenn ich falle."

„Ihre Foderung iſt gerecht!" erwiderte der Prinz. Ich laſſe dieſe Erklärung in Ihrer Gegenwart nach Ihrer Vorſchrift ausfertigen, und ſende ſie dem Grafen zur Unterſchrift durch einen Courier zu. Noch heute Abend ſoll das Document in Ihren Händen ſein."

Der Graf entwarf ſelbſt die Schrift und begab ſich, nachdem der Courier mit derſelben zum Grafen von Artois abgereiſt war, in ſein Lager, um ſeine gefahrvolle Unternehmung vorzubereiten. Gegen Abend wurde ihm das Document, unterzeichnet und unterſiegelt von dem Grafen von Artois, zugeſtellt; er ſandte es, mit einem Abſchiedsbriefe begleitet, an ſeinen Freund Uechtleben zur Poſt und trat an der Spitze von zwanzig Vertrauten, unter welchen ſein Freund Hautepierre ſich befand, ſeinen Todesmarſch an.

Achtes Capitel.

Gränzen der Menſchheit: Licht und Finſterniß, Engel und Thierheit,
Warum das Schwarze ſo nah, als das Leuchtende fern?
Nach Friedrich dem Einzigen.

Der Schleichweg, welchen der Graf einſchlug, war ihm genau vorgeſchrieben worden. An der beſtimmten Stelle erwartete der Spion ihn, der nach eingetauſchtem Erkennungswort die Führung des gedrängten Haufens unternahm. Die Nacht war finſter, die kurze enge Straße menſchenleer, und ungeſehen von einem Wächterauge, erreichte man das Ziel. Der Führer ſchloß leiſe eine kleine Pforte auf und bedeutete die Theilnehmer des Wageſtücks, einzutreten.

„Iſt dies der Kerker?“ liſpelte der Graf.

Der Führer nickte.

„Wie viel Schildwachten halten das Gefängniß beſetzt?“ fragte der Graf.

„Wir gehen einen unbewachten Schleichweg,“ erwiderte Jener leiſe.

„Keine Poſten?“ ſprach der Graf, „dann kann ich meine Mannſchaft theilen.“

Er winkte Hautepierre und trug ihm auf, mit zehn Mann den Eingang beſetzt zu halten, um ihm den Rücken zu decken, faßte ſeinen Geleitsmann feſt an den Arm und trieb ihn an, ihm jetzt den Weg zu zeigen.

Dieſer zögerte und ziſchelte dem Grafen ins Ohr, daß der hier unverdeckt zurückgelaſſene Poſten ſie in Gefahr bringe, entdeckt zu werden; aber Saint Hilaire ließ ſich von ſeiner nothwendig erachteten Sicherheitsvorkehrung nicht abbringen, befahl ſeinen zurückbleibenden Leuten jedoch, ſich platt auf die Erde niederzulegen und zog alsdann ſeinen Führer mit ſich fort in das undurchſichtige Dunkel eines gewölbten Ganges hinein. Zehn ſeiner Leute folgten.

„Nehmen Sie ſich in Acht,“ ziſchelte der Spion,

„wir ſtehen an der Kellertreppe. Sein Sie vorſichtig; ſuchen Sie das Geländer.“

Der Graf fühlte mit ſeiner linken Hand um ſich her, ſeinen Führer mit der Rechten feſthaltend. Sein vorwärts tappender Fuß überzeugte ihn, daß er an einer abwärts führenden Treppe ſtehe. Ein Schauer überlief ihn; es war ihm, als ſteige er in ſein Grab. „Iſt es denn nöthig, daß ich mit meinen Leuten hier hinunterſteige?“ fragte er. „Sie behaupten, daß dieſer Eingang keine Wachtpoſten habe, welche entwaffnet werden müſſen. Können Sie mir die Eingekerkerten nicht hieher liefern?“

„Sie haben Recht,“ antwortete der Führer; „es bedarf nichts, als eine Thüre zu öffnen, deren Schlüſſel ich habe. Ueberhaupt iſt Ihre ſtarke Mannſchaft mehr zu Ihrer Sicherheit während des Marſches, als auf dieſer Stelle nothwendig. Soll ich Ihnen die Gefangenen heraufbringen?“

Der Graf ſah ſich vorſichtig nach der Pforte um; ein etwas hellerer, durch dieſe dringender Lichtſtreif überzeugte ihn, daß ſie noch unverſchloſſen und er folglich noch ungetrennt von ſeiner Rückendeckung war. „Wohlan,“ ſprach er, „ſo warten wir hier und Sie holen die Gefangenen herauf.“

Er ließ den Arm ſeines Führers los. In dieſem Moment empfing er einen heftigen Stoß in ſeinen Rücken — er ſtürzte. — Seine Leute hörten das Geräuſch eines heftigen Falles, ein dumpfes Stöhnen, das laute Klappen einer zuſchlagenden Thüre, und mit Todesſchrecken fragte Einer den Andern: „Was war das?“

Noch ſtanden die Fragenden mit verlorenen Sinnen, als plötzlich eine von oben herabſchallende Stimme, welche den Sprecher auf einer aufwärts führenden, aber nicht erkennbaren Treppe vermuthen ließ, folgende ziemlich laute Worte zu ihnen ſprach:

„Die Gefangenen, die Ihr ſucht, können nicht befreit werden. Unvermuthet hat man ihren Kerker mit doppelten Wachen verſehen, in deren Hände Euer Führer gefallen iſt. Rettet Euch auf dem Wege, den ich Euch hieher geführt habe, und verliert keinen Augenblick, denn in fünf Minuten iſt dies Haus umſtellt.“

Todesangſt faßte die Hörer; das Bild des Henters und der Guillotine verdrängte ihren Hoffnungsmuth und jagte ſie der Ausgangspforte zu.

„Wohin?“ rief gedämpft Hautepierre den Flüchtigen entgegen.

„Alles iſt verloren!“ ächzten dieſe im unaufhaltſamen Vorüberfluge. Der Graf iſt gefangen! Man ſetzt uns nach! Rettet Euch mit uns!“

„Kameraden!“ liſpelte Hautepierre ſeinen aufſpringenden Leuten zu, „unſer Führer iſt gefangen! Will einer von Euch ehrvergeſſen genug ſein, ihn in den Händen der mörderiſchen Sansculotten zu laſſen, ohne ſeine Rettung zu verſuchen?“

Drei ſeiner Kameraden traten zu ihm über, die andern riß die Furcht vor dem Guillotinentode zur Flucht mit den übrigen fort.

„Folgt mir!“ rief Hautepierre ſeinen Treuen zu, und trat in das Gewölbe ein. Sein erſtes Geſchäft war, einen Stein in die Spalte zwiſchen Mauer und der Pforte einzuklemmen, um deren plötzliches Zuſchlagen zu verhindern. Dann riß er eine Patrone aus ſeiner Kartuſche, ſchlug Feuer an und entzündete das auf dem Boden verſtreute Pulver; bei dem matten Licht, welches die ziſchende Flamme verbreitete, ſah er, daß er ſich in einem kloſterähnlichen Kreuzgang befinde und nahm in geringer Entfernung zwei Treppen wahr, die eine aufwärts, die andre jener gegenüber abwärts führend.

Todtenſtille herrſchte, als ſei das Gebäude unbewohnt. Die Pulverflamme war verziſcht und die Nacht um die Bebenden her ſchwärzer als vorhin. Da glaubte Hautepierre ein dumpfes Gepolter unter ſeinen Füßen zu vernehmen. Behutſam ſtieg er die Kellertreppe hinab und horchte. Das Geräuſch ward vernehmbarer, aber eine ſtarke Thüre ſchied ihn von dem Bewohner dieſes muthmaßlichen Kellers. Er klopfte; nun ward es ſtill. Endlich wagte er erſt mit gedämpfter, dann mit lauterer Stimme des Grafen Namen zu rufen, und mit unausſprechlicher Freude vernahm er den Erwiderungsruf: „Hautepierre, biſt Du es?“

„Kommt, helft mir die Thüre ſprengen! Hier iſt er!“ rief der treue Freund ſeinen Gefährten zu, welche herbeieilten und mit vereinten Kräften die Thüre zu erbrechen ſuchten. Aber das eiſenfeſte Eichenholz widerſtand ihrer Anſtrengung, und plötzlich unterbrach ſie ein Auflauf auf der Straße in ihrer Arbeit. Sie ließen ab und lauſchten; das Getümmel zog ſich dem Gebäude zu, in deſſen Innerm ſie beſchäftigt waren, — ſie ſprangen die Treppe hinauf, der Pforte zu und ſahen mit Schrecken einen Menſchenhaufen, mit Laternen und Waffen verſehen, ihnen entgegeneilen.

„Wir ſind verloren, wenn wir den Kopf verlieren!“ rief Hautepierre. „Jener Auflauf gilt dem Grafen, der unfehlbar aus dieſem Orte fortgebracht werden ſoll. Folgt mir unter dieſe Treppe und im Augenblick, da man ihn vorbeiführt, geben wir Feuer und benutzen die Verwirrung, um ihn und uns zu retten, oder wir ſterben hier!“

„Beſſer hier unter den Keulen und Meſſern der Sansculotten, als unter der Guillotine!“ riefen die Andern, und Alle nahmen ihren Verſteck in dem nachtdunkeln Hinterhalt ein.

„Ein Emigrant, ein Emigrant! — Im Kapuzinerkloſterkeller!“ So hörten die Verborgenen ein Gewirre brüllender Stimmen heranwogen. „Wo iſt er hergekommen? Wer hat ihn angegeben? fragte Einer den Andern, aber Keiner wußte den Patrioten zu nennen. Einige behaupteten, es habe Jemand der Schildwacht zugeſchrieen, welche am Stadthauſe ihren Poſten habe, daß in dem Keller des Kapuzinerkloſters ein Emigrant verſteckt ſei.

Unter dieſen Erörterungen hatte die Maſſe in dem Kreuzgange ſich zuſammengedrängt und die Vordern erſtickten einander faſt, jeder im Eifer der Erſte zu ſein, der den Vaterlandsverräther ergreiſe. Endlich ſprang die mit Werkzeugen aller Gattungen beſtürmte Thüre auf, und ein wildes jauchzendes Gebrüll: „Da iſt er! — Da iſt er!“ erſchütterte faſt die ſteinernen Wölbungen.

Langſam wälzte ſich die Menſchenmaſſe, in deren Mitte der todtenblaſſe Graf hin- und hergezerrt ſchwankte, die Treppe hinauf; der Jubel, den ſein Anblick bei Allen erweckte, die den Hintergrund füllend, erſt jetzt des Glückes theilhaftig wurden, ihn zu erblicken, glich in ſeinem ſchauerlichen Ausbruche faſt dem Geſchrei gezüchtigter Wahnſinnigen; — da knallte mit einem Male ein Piſtol, eine Kugel durchfuhr das Gewühl und ein vielſtimmiges Jammergekreiſch durchſchrie ſchneidend den Jubel. Ein zweiter Schuß fiel, ein dritter, und der Knäuel, der ſich um den Grafen gewickelt hatte, ſtob brüllend auseinander.

„Was iſt das? — Was knallt dort?“ ſo flogen Fragen auf Fragen aus dem Hintergrunde herüber. „Die Nationalgarden erſchießen den Emigranten!“ antworteten Einige. „Warum? Laßt ihn doch leben! Stehlt ihn der Guillotine nicht! — Werft die Nationalgarden zurück!“ ſchrieen die beſſeren Patrioten dazwiſchen, während aus der Mitte unter dem Gewimmer der Getroffenen einige Stimmen donnerten: „Wir ſind verrathen! — Feinde! das ganze Haus ſteckt voller Feinde!“ — „Der Feind! Der Feind!“ ſchrie es von allen Seiten, während die vier Männer, jeder zur Bewaffnung der Gefangenen mit doppelten Waffen verſehen und entſchloſſen, ihr Leben theuer zu verkaufen, ununterbrochen ihre Piſtolen luden und entluden. — „Der Feind, der Feind! — Die Preußen ſind in der Stadt!“ Mit dieſen Worten flohen die Hinterſten dem Schlupfwinkel der Todesopfer vorüber der Pforte zu. Da ſprangen dieſe den Flüchtenden in den Rücken, hieben die Führer des Grafen nieder und riſſen dieſen mit ſich fort in den Hinterhalt unter der Treppe.

Indeſſen hatte das Gerücht, der Feind ſei eingedrungen, ſich in der ganzen Stadt verbreitet. Die Lärmtrommel brauſte durch die Straßen, Sansculotten und Nationalgarden rannten durch einander, Jedermann forſchte, wo der Feind ſei, und Niemand wußte, den Frager richtig zu beſcheiden. Plötzlich ſchrie man einander zu, der Feind ſei vermummt in der Sansculottentracht in ihrer Mitte, und faſt hätte dieſes Gerücht einen Patrioten wider den andern bewehrt. Die Dunkelheit der Nacht vermehrte die Verwirrung und eine jetzt ausbrechende Feuersbrunſt an einem andern Ende des Städtchens ſteigerte den Schrecken. „Die Stadt brennt! — Der Feind plündert und ſengt und mordet!“ ſchrieen die Weiber und die Kinder, und die Männer ſchrieen es ihnen nach und ſtürzten zu der Brandſtelle hin.

Dieſen glücklichen Moment benutzten die kühnen Männer, mit ihrem Geretteten aus ihrem Hinterhalt hervorzubrechen. Sie hatten das Mährchen, welches der Zufall in den Mund des Volkes gebracht hatte, daß der Feind in Sansculottentracht in ſeiner Mitte ſei, benutzt und durch Abwerfung ihrer Hauptbekleidungsſtücke ſich jenen Elenden täuſchend ähnlich gemacht, welche die Würde der Menſchheit in dem niedrigſten Cynismus ſuchten.

Jedoch kaum unter freiem Himmel, waren ſie über die Wahl ihres Weges unſchlüſſig, und ſchlugen denjenigen ein, welcher ſie von dem Feuer zu entfernen verhieß. Aber die Gaſſe krümmte ſich wider Vermuthen und bewog ſie, umzukehren. Noch ein Mal führte ſie ihr Mangel an Ortskenntniß irre, endlich erblickten ſie bei dem Scheine der hellerleuchteten Fenſter ein Thor. Ihre Beſorgniß ſtieg. Auf ihrem Herwege hatten ſie keine Barriere paſſirt, ihr Führer hatte ſie über den Steig eines Grabens und durch niedrig umzäunte Gärten geleitet. — Durften ſie hoffen, dies Thor unbeſetzt zu finden? — Sie beſchloſſen bei dem erſten Anruf der Schildwacht ſich auf dieſe zu werfen, ſie zu entwaffnen und dann ihr Heil in geflügelter Flucht zu ſuchen.

Das gefürchtete „Qui vive!“ erſcholl ihnen entgegen; aber zu ihrem Schrecken ſtanden, ſtatt einer Schildwacht, drei Mann an dem Thore. Zwei von den Rettern des Grafen hielten nun ihren Plan, dieſe zu überfallen, nicht mehr ausführbar. Die natürliche Lebensliebe erwachte beim Anblick des nahen Thors ſo lebendig in der Seele dieſer beiden jungen Leute, daß ſie, ergriffen von der Hoffnung, ſich retten zu kennen, wie verabredet, gleichzeitig zu laufen anfingen und ſich auf das geöffnete Thorpförtchen zuſtürzten. Der Anblick ihrer Flucht riß auch die Andern fort, und die überraſchten Nationalgarden wichen erſchrocken zurück, als ſie die fünf Sansculotten erblickten, welche im pfeilſchnellen Sturme ihnen entgegenflogen, und ſchon waren dieſe unter der Thorwölbung, als die Schildwacht, ihrer Pflicht eingedenk, den Hahn ſpannte, anlegte und Feuer gab.

„Jeſus Maria!“ hörte der Graf, der den vorangeeilten Erſtgeflohenen am nächſten und ſchon an dem Pförtchen war, Hautepierre's wimmernde Stimme in ſeinem Rücken. „Hautepierre!“ ſchrie er, ſeine

Rettung vergeſſend und zu dem Getroffenen ſich niederbeugend. „Hautepierre, Du ſtirbſt!“

„Fort, fort! Fliehen Sie!“ ächzte der Sterbende.

„Ohne Dich?“ rief der Graf ſchmerzlich. — Da packte ihn eine gewaltige Fauſt in den Nacken, zwängte die Finger durch das Halstuch des unter ſeinen Händen faſt Erſtickenden und ſchrie, indem er ihn mit ſich fort in die Wachtſtube ſchleppte: „Ich hab' ihn! Ich habe den Einen, den Andern hat die Schildwacht gut getroffen, der ſteht nicht mehr auf; aber ein Dutzend iſt noch auf den Beinen! Setzt ihnen nach!“

„Ein Dutzend? Dazu ſind wir zu wenig!“ ſprach ein Anderer, und der ſtolze Beſieger des von ſeinem Schmerz entwaffneten Grafen hob wieder an:

„Aber hab' ich nicht Recht gehabt, als ich Euch ſagte, daß die Preußen als Sansculotten vermummt eingedrungen ſind? Da habt Ihr ſie! Nun laßt uns dieſen einmal beim Lichte beſchauen!“

Er warf ihn nieder, leuchtete ihm in das Geſicht, und ſchrie: „Was? das iſt kein Preuße! Ein Ariſtokrat iſt es, den ich ſchon ein Mal unter den Händen gehabt habe und ihm das Genick gebrochen haben würde, wenn der Grafentitel damals nicht ein Schild der Feinde des Volks geweſen wäre. Sieh mich an, Ariſtokrat! Denkſt Du noch an das Weinhaus in Lacaparède?“

Der Halbohnmächtige ſchlug die Augen auf und erkannte in ſeinem Gegner jenen wilden Toulouſer, der, im Kampfe für Calas Richter, das trunkene Volk wider ſeinen Schwiegervater angeführt, dieſem den Todesſtoß gegeben und ihn ſelbſt aus dem Fenſter zu ſtürzen im Begriff geweſen war.

„Ein Ariſtokrat?“ ſchrie der eingedrungene Pöbel. „An die Laterne mit ihm! An den Laternenpfahl mit dem Ariſtokraten!“

„Laßt ihn, Bürger!“ ſo trat der wachthabende Sergeant dazwiſchen, „auf die Guillotine gehört er! Morgen ſoll er ſeinen Marſch antreten, jetzt aber macht Platz, ich will ihn auf das Stadthaus transportiren laſſen.“

„In den Keller mit dem Ariſtokraten und morgen auf den Marſch nach Paris!“ brüllte der Pöbel den Zug begleitend, welcher den unglücklichen

Gefangenen in die Keller des Stadthauſes ablieferte.

Aus allen Gaſſen und allen Häuſern ſtürzte das Volk. Ein Haufen zerlumpter Kinder kündete, mit Jubelgeſchrei vorausſpringend, den grauenhaften Zug an; ihnen folgte ein Pikenträger, welcher den Kopf des gefallenen Hautepierre auf ſeinem Speere wiegend, gleichſam als Fahnenſchwenker den hölliſchen Reihen anführte, deſſen Schweif aus halbnackten, kreiſchenden und ſpringenden Weibern und aus brüllenden Männern gebildet, ſich hinter dem Grafen unabſehbar lang dehnte. „Ein Ariſtokrat! Ein Graf! — An die Laterne! — Auf die Guillotine! **Ça ira!** — **Vive la République!**“ ſo ſcholl noch immer die Luft von halbdonnernden, halb kreiſchenden Tönen, als längſt der Unglückliche ſein vorläufiges Ziel, die unterirdiſchen Gewölbe des Stadthauſes, erreicht hatte.

Der Keller war angefüllt mit Condé'ſchen Kriegsgefangenen. „Ei, mein Herr Graf!“ erhub ſich eine Stimme, welche ein häßliches Hohngelächter begleitete, nachdem die eiſerne Thüre hinter den Unglücklichen zugeſchlagen worden war. „Sehen Sie, wir

Beide ſollen durchaus ungetrennt bleiben! Das ſteht über den Sternen geſchrieben!" — Der Graf wandte verächtlich ſein Haupt ab, denn ſein Verhöhner war derſelbe, für deſſen Rettung er ſein Leben gewagt hatte, ſein Feind, ſein Verfolger, der Mörder Thouls, der Verderber Leonidens, der Pfarrer Curiot aus Barrédeau.

„Seht!" rief der entſetzliche Menſch mit gräßlichem Gelächter einem Haufen Gefangenen zu, der ſich in mehrern Winkeln des Kerkers auf feuchtem Stroh wälzte, „ſeht, dieſer Calviniſt, der Anfangs ein Blutſäufer war, ärger als die Sansculotten, die uns in dieſen Kerker geſchleppt haben, der den Kopf ſeines eignen Bruders, eines guten Katholiken, in den Straßen von Paris auf einer Pike umhergetragen und auch mich in die Hände der Jakobiner geliefert hat — dieſer Böſewicht iſt nun ſelber in die Falle gegangen, die er mir gelegt hat; das Kriegsgericht hat ihm die Wahl gelaſſen zwiſchen der Kugel und dem Verſuch, mich zu befreien, und der Feigherzige hat ſich nicht zum ehrlichen Tode von Soldatenhänden entſchließen können, und lieber zwanzig ſeiner braven Kameraden ins Unglück ſtürzen wollen! Aber auf ihn allein ſollte der Schlag fallen! Er ließ ſich in ein altes aufgehobenes Kloſter locken und fangen, ſeine Kameraden wurden aber gewarnt und haben ſich hoffentlich gerettet, denn er tritt ja ohne Begleitung zu uns ein."

„Menſch!" rief der Graf, „alſo ſo groß war Dein Haß gegen mich, daß Du Deine eigne Rettung verſcherzteſt, um Dich an meiner Schmach zu weiden?"

„Wahnſinniger!" ſchrie der Prieſter, „alſo warſt Du verblendet genug zu wähnen, mich mit zwanzig Mann aus dieſem Keller, der von Hunderten bewacht wird, befreien zu können? Dieſer Keller hat nur eine ſchwache Seite und —" er murmelte die letzten Worte kaum verſtändlich vor ſich hin, — „die ſollſt Du nicht kennen lernen."

„Was ſchwatzt denn der Pfaffe immer ſo geheimnißvoll, als meint' er, er ſei noch nicht reif zur Guillotine?" rief einer der Mitgefangenen. „Geſtern, als er ſo luſtig und guter Dinge war und ich ihn fragte, ob er denn nicht an die Guillotine denke, da antwortete er: „Gefangene Vögel ſind noch nicht gebratene!“ — Ich wette, er hofft, daß die Preuſſen Beaulieu ſtürmen und uns retten werden!“

Der Prieſter ſchmunzelte geheimnißvoll vor ſich nieder und der Graf verſank in Sinnen, aus welchem ihn die Wache riß, um ihn zur Municipalität zu führen. Nach einem kurzen Verhöre, in welchem er ſeinen Stand, ſeinen Namen, ſein Dienſtverhältniß im Condé'ſchen Corps angegeben, jedoch den Zweck ſeines Eindringens in die Stadt beharrlich verſchwiegen und die Beamten in Ungewißheit über die Veranlaſſung des Lärms der vorigen Nacht gelaſſen hatte, wurde er zurück in ſein Gefängniß gebracht.

Sein ihm jetzt zweifellos naher Tod beſchäftigte den Grafen ſo uneingeſchränkt, daß ihm die Geſpräche ſeiner Mitgefangenen gänzlich verloren gingen. Er war, wie er vorausgeſehen hatte, das Opfer der hinterliſtigſten Heimtücke geworden; ſeine Gefangennehmung war vorbereitet geweſen; aber ſein Fall mußte die ihm befeindeten Gemüther mit ſeinem Gedächtniß verſöhnen, und ſeine Freunde, den Marquis, den Prinzen und deſſen Adjutanten, für ſein Andenken begeiſtern. Er ſtarb für die Rechte ſeines Kindes!

Das Königthum mußte ja ſiegen in Frankreich, und mit der Wiederaufrichtung des Thrones der Bourbonen mußte auch der einzelne, im Wogenſturm erhaltene Pfeiler der uralten Pontgris die Stützen neuer und hoffentlich unverwüſtlicher Bogen werden. Dafür bürgte ihm das Wort des Bruders ſeines Königs, die Verſöhnung ſeiner Gegner, die Freundſchaft ſeiner Freunde.

Zu den trüberen Gegenſtänden in der Bilderreihe, die ſeinen Sinnen vorüberflog, gehörte das aus ſeiner Erinnerung nicht weichende, blutige Haupt ſeines reblichen Freundes Hautepierre. Er warf es ſich bitter vor, dieſen in ſeinen Fall verwickelt zu haben. Warum hatte er nicht ganz allein den Weg zum Opferheerde angetreten? — Warum hatte er ſich der Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg ſeines Wageſtücks hingegeben? Er — er war der Mörder ſeines Freundes! — Aber hatte ſein Freund denn jetzt nicht das Ziel erreicht, nach welchem er, der Gefeſſelte, noch ſchmachtete? — Hatte Hautepierre nicht ſanfter ſeine Augen geſchloſſen, als ihm, dem Verlaſſenen, der Hinübergang bevorſtand? — Nein!

Er war nicht Hautepierre's Mörder! Er war ſein Wohlthäter!

Unter ſolchem Wechſel von Gedanken und Gefühlen, welche ihn immer mehr mit ſeinem Looſe verſöhnten, verſtrich ihm der Tag. Gegen Abend ward der Kerker geöffnet und ein Mann trat mit einem Korbe in der Hand ein.

„Die Herren von der Municipalität erlauben,“ ſprach der Eingetretene, „Euch für den Marſch zu ſtärken, der Euch morgen bevorſteht. Hier — “ er ſetzte den Korb nieder, — „vertreibt Eure Sorgen.“ Er entfernte ſich, und der Prieſter fiel jauchzend über das Gefäß her.

„Seht,“ ſchrie er, eine Anzahl Flaſchen hervorziehend, „das iſt Cognac! — Das iſt Burgunder! — und hier auf dem Boden des Korbes liegen Citronen, Zucker und — zwei ungeheure Schinken: — Hoch lebe die Municipalität von Beaulieu!“

Die Herzen der Todgeweihten glommen zu feuriger Lebensfreude auf. Fern war noch die Guillotine mit ihren Schrecken; der hätte kein echter Franzoſe ſein müſſen, der die Blume, die ihm auf dem

Wege zum Todesgerüſt entgegenblühte, hätte ungepflückt laſſen können. Alle, bis auf den Grafen, ſchaarten ſich um das ungeheure Punſchgeſchirr, welches, einer grundloſen Ciſterne gleich, aus dem weiten Umfang ſeines Bauches unaufhörlich ſeine Flut übertreten ließ, und dennoch ſeiner Fülle kein Ende fand. Immer rauſchender ward der Jubel; weiter und immer weiter in den Hintergrund trat jeder ſtörende Gedanke an Vergangenheit und Zukunft; die Feſſeln der Gegenwart fielen ab von den glücklichen Trinkern und zum geſchmückten Feſtſaale wurde ihnen das feuchte unterirdiſche Gewölbe.

Der rauſchende Sturm der Freude drang bald aus dem Innern des Kerkers in die Ohren der Wächter ſeiner eiſernen Thüre. „Lärmt nicht ſo, Ihr Ariſtokratenknechte!“ ſchrie eine donnerde Stimme von außen den Luſtigen zu.

„Wollt Ihr mittrinken, Brüder Sansculotten, ſo öffnet die Thüre und kommt herein!“ ſchrie der Prieſter ihnen die Antwort zurück.

Ein Weilchen zauderten die durſtigen Söhne der Republik, aber je lauter drinnen der Jubel ward, je leiſer ward die Stimme der Dienſtpflicht draußen, und bald ſaßen die Gefangenen mit den wachthabenden Republikanern in traulicher Umſchlingung um den unleerbaren Punſchnapf.

„Warum trinkt denn Der dort nicht mit?“ fragte einer der zerlumpten Vertheidiger des Vaterlandes, auf den Grafen deutend, der fröſtelnd von innerem und äußerem Schauer angeweht, in eine Ecke zwiſchen der Thüre und dem Fenſter gedrückt ſaß.

„Laßt Den!“ ſchrie der Prieſter, „das iſt ein vornehmer Graf! Der trinkt nicht mit uns! Der ſtirbt auch nicht mit uns! Für den müſſen die Pariſer Jakobiner eine eigene Guillotine bauen.“

Ein betäubendes Gelächter belohnte den Einfall des witzigen Prieſters, der wie ein Flußgott an ſeiner Quelle ſaß und den berauſchenden Strom in immer reichlichern Wellen ſprudeln ließ.

„Kameraden,“ ſchrie einer der Gäſte, der mit dunkelroth gefärbtem Geſicht und blitzenden Augen den Prieſter umſchlungen hielt; „der Kerl dort ſieht aus wie ein Bußprediger. — He, Pfaffe, hat nicht der Apoſtel Johannes in der Wüſte von Heuſchrecken gelebt?"

„Johannes der Täufer," antwortete verbeſſernd der Geiſtliche, und Jener fiel ihm ins Wort: „Nun ſei es der Täufer oder der Apoſtel, das thut nichts zur Sache. Seht, Kameraden, ſo wie dieſer Kerl dort, ſo habe ich mir immer jenen Heuſchreckenfreſſer gedacht, das Geſicht blaß und abgemagert, die Augen eingefallen, den Kopf hängend. — Hört, Kameraden, der Kerl ſoll uns die Nachmittagspredigt halten wenn wir ſatt ſind! Pfaff, zieh Deinen Talar aus und wirf ihn dem Kerl dort über den Kopf!"

Mit wieherndem Gelächter riß der Prieſter ſich den Talar vom Leibe und ſchritt, begleitet von fünf in ſchmutzigen Lumpen gehüllten Sakriſtanen auf den Grafen zu.

„Laßt mich!" ſprach dieſer mit der Stimme eines Sterbenden; aber der Prieſter faßte ihn bei der Schulter, riß ihn vor und ſeine taumelnden Genoſſen warfen dem Widerſtandloſen das prieſterliche Gewand über die Schultern. „Nun komm' und predige!" ſchrie er und bemühte ſich, ſeinem, in den

Staub getretenen Feind mit ſich fortzuziehen, aber ſein weingeiſtſchwerer Kopf ſenkte ſich bei der Beugung ſeines Oberleibes plötzlich und das Uebergewicht riß ihn zu Boden.

Lachend ſprangen die Sansculotten um den Prieſter herum, wälzten bald ihn, bald ſich auf dem Stroh, trugen ihn dann wieder zurück auf ſeinen Platz, damit er ſeines Amtes pflege, tranken, ſangen — und der Graf war vergeſſen.

Das warme Prieſtergewand that dem Entkleideten wohl, welcher ſeinen Rock in der vorigen Nacht in dem Verſteck des klöſterlichen Kreuzganges zurückgelaſſen hatte; er wickelte ſich dicht in den Talar und legte ſich auf ſein Stroh zurück.

Die um das Punſchgefäß toſende Freude ward nach und nach minder rauſchend, denn ein Augenpaar nach dem andern ſchloß ſich und in traulichem Verein ſchlummerten Republikaner und Royaliſten, Wächter und Bewachte, neben einander. Nur ein paar ſtärkere Naturen, zu welchen auch der Prieſter gehörte, hatten ſich wach erhalten.

Ein verſtummter Royaliſt, der, wie es ſchien, durch den tiefen Schlummer rings um ihn her an ſeinen eignen nahen Todesſchlummer erinnert ſein mochte, legte plötzlich ſeine Hand auf die ſeines Nebenmannes. „Bruder Sansculotte," ſprach er, „wir ſind alle gute Franzoſen; wir haben Alle zuſammen gegeſſen und getrunken; thu' ein gutes Werk an uns; ſchließ die Thüre auf und laß uns entwiſchen!"

„Bruder, das geht nicht," erwiderte der Nationalgardiſt; „es iſt wahr, wir ſind gute Freunde und Brüder, aber zum Unglück ſeid Ihr Ariſtokraten und Prieſterfreunde, und die müſſen auf die Guillotine oder an den Laternenpfahl. Das iſt Geſetz! Das haben die Volksrepräſentanten befohlen."

„Bruder, wir ſind keine Ariſtokraten," verſicherte der Arreſtant. „Mich haben ſie mit fortgeriſſen, als unſer Regiment überging zu den Emigranten, und glaub mir's, ich hätte eben ſo gern: „vive la République!" als „vive le Roi!" gerufen; und hier der Prieſter iſt ſchon längſt Euer mit Leib und Seele! Er hat uns heute ſelber erzählt, daß er Euch durch einen guten Freund manche Nachricht zugeſteckt hat, die Ihr in Eure Zeitungen aufgenommen habt; auch von dem dort, dem Leichengeſicht im Winkel, hat er Euch Nachrichten gegeben, und ihm dankt Ihr den Fang jenes Ariſtokraten. O, Pfaff, bitte doch auch!"

„Laßt mich! Ich kann nicht! Ihr ſeid Alle gezählt!" ſchrie der Republikaner ſich losreißend und aufſpringend, aber jetzt erſt empfand auch er die Schwere ſeines Kopfes, welchem die Füße nicht kräftig genug waren. Er ſchwankte, ſtolperte, fiel, lallte ein paar unverſtändliche Worte und ſchloß die Augen.

„Pfaff," liſpelte der Kriegsgefangene, „komm, nehmen wir den Sansculotten den Schlüſſel ab, und fliehen wir!" — Aber der Feuergeiſt der Miſchung von Burgunder und Cognac hatte ſich in der letzten Viertelſtunde der ſchwächeren Geiſter des Prieſters bemächtigt. Er antwortete keine Sylbe.

„Nun, ſo wag' ich's allein!" ſeufzte der Fluchtluſtige, riß die, aus dem Bruſtlatz des einen Nationalgarden hervorragenden Schlüſſel heraus, ſtürzte zur Thüre — und fand, daß dieſe von innen nicht zu öffnen war. Ein ſtarkes Eiſenblech bedeckte die die ganze innere Thürſeite, ein Umſtand, deſſen die Wächter nicht eingedenk geweſen ſein mochten, als ſie die Thüre hinter ſich ins Schloß warfen und ſich unwillkürlich einſperrten.

„Wohlan!“ ſchrie der Gefangene, „ſoll's nicht ſein, ſo muß man ſich darein finden! Aber nun will ich's auch eben ſo gut haben, als die andern!“

Er hob den gewaltigen Punſchnapf auf, ſetzte ihn an den Mund, trank ſo lange ſein Athem anhielt, ſetzte ab, um Luft zu ſchöpfen, trank wieder und ſank mit dem zerſchmetternd neben ihm niederfallenden Gefäß wie todt zu Boden.

Das Geräuſch erweckte Keinen! Aller Sinne waren feſt gebunden und der Graf war der einzige Lebende unter den Bewußtloſen. Aber ſein Leben war kein thätiges; er fühlte ſich betäubt, vielleicht hatte der Dunſt des ſtarken geiſtigen Getränks, in Verbindung mit ſeinem krankhaften Zuſtande, ſeine Kräfte gelähmt, und ſo viel Gegenſtände ſich ſeiner Seele auch zur ernſteſten Beſchäftigung darboten, dennoch verſank er nach und nach in einen Zuſtand, der dem Schlafe ähnlicher als dem Wachſein war.

Plötzlich dünkte es ihm, als ſtreiche ein kühler Luftzug über ihn hinweg; er öffnete etwas die Augen und ſah in der matten Dämmerung, welche das tief herabgebrannte Licht in dem weiten qualmerfüllten Raum verbreitete, eine männliche Geſtalt umherſchleichen, einen der berauſchten Schnarcher nach dem andern beguckend, und zuletzt bei ihm ſtehen bleibend. Der Nachtwandler klopfte ihm leiſe auf die Schulter, winkte ihm und unwillkürlich erhob ſich der Graf.

Der Fremde faßte ſeine Hand, bedeutete ihn, leiſer aufzutreten, und führte ihn hinaus.

Unhörbar drückte er die Thüre hinter ſich zu, drehte den Schlüſſel um und zog dieſen ab. Dann wandte er ſich, die große Treppe ſeitwärts laſſend, und bog in einen engen Kellergang ein, welcher zu einer kleineren Treppe führte. Bebend folgte der Graf und ſtand nach wenigen Minuten im Freien.

Die Dunkelheit der Nacht verſchleierte die Gegend. Erſt ſpäter dämmerten dem Grafen, der unaufhaltſam und je länger je ſchneller von ſeinem Begleiter fortgeriſſen wurde, bekannte Gegenſtände auf, indem ſein Auge ſich an die Finſterniß gewöhnte. Dieſer Weg durch Gärten, über Zäune, über den

Steg des Stadtgrabens war derſelbe, welchen er, geführt von dem verrätheriſchen Spion des Grandaumoniers, zurückgelegt hatte, als er an der Spitze von zwanzig Mann in dieſes Städtchen eindrang, um ſeinen Feind vom Henkertode und ſich von ſeinen Feinden zu befreien.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus und alle Heiligen!" rief der Führer. „Jetzt, mein lieber Bruder in Chriſto, dürfen wir ein Wort mit einander reden, aber ſtehen bleiben dürfen wir noch nicht; fort, fort! immer weiter, ſchürzen Sie ſich auf. Ich bringe Sie bis zum Fluſſe, dann eilen Sie immer ſeinem Ufer entlängs fort. Sollt' es Tag werden, ehe Sie das Lager erreichen, ſo verbergen Sie ſich in dem Schilfe am Ufer. Ein Glück, daß Sie meinen Rath befolgt und ſich des Getränks enthalten haben. Ich hatte vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß ich den Cognac mit Laudanum verſetzen würde. Von Ihrem Befreier, dem Donquixotte, der mir ins Garn lief, wie eine hungrige Maus in die Falle, hätten wir doch Abſchied nehmen ſollen. Nun der wird an uns denken. Denken Sie aber auch meiner bei dem Herrn Almoſenier. Sie können mir bezeugen, daß ich mein Leben gewagt habe, als ich die Begleiter des Grafen entfernte, wie ich es jetzt bei Ihrer Rettung wage."

„Mein Herr," rief der Graf ſtehen bleibend, „ich fürchte, Sie ſind im Irrthum; Ihre menſchenfreundliche Bemühnng hat nicht mir gegolten."

Erſtaunt blieb der Fremde ſtehen, ſah dem Grafen ſtarr ins Geſicht, und dieſer erkannte jetzt deutlich ſeinen verrätheriſchen Führer.

„Was?" ſchrie dieſer. „Nein, das iſt er nicht! Das iſt der Graf! — Sie haben mich betrogen! Wie kommen Sie zu dieſem Talar?"

„Der Aumonier hat mich im Spott damit bekleidet," antwortete der Graf.

„Jeſus Maria! ſo iſt er verloren!" rief der Spion. „Ich kann nicht mehr zurückkehren zu ihm! Ich habe den Gefängnißſchlüſſel von mir geworfen. Aber," fuhr er nach einigem Nachdenken fort, „für mich iſt noch nichts verloren!" Er packte den Grafen an und ſchrie: „Ariſtokrat, Du mußt zurück mit mir in die Stadt, oder ſterben!"

Da glomm die Liebe zum Leben mächtig wie nie in der Seele des Grafen auf. Er ballte ſeine Fauſt und ſchlug ſeinen Gegner mit einer ſolchen Heftigkeit ins Geſicht, daß dieſer rückwärts zuſammenſtürzte, riß ſich los von ihm und floh.

Ein dickes Gehölz in der Nähe nahm ihn auf, aber einen Weg fand er nicht. Gegen Morgen wurde der Wald dichter, ſeine Mattigkeit überwältigte ihn; er ſetzte ſich in das Dickigt nieder und entſchlief.

Ein nagender Hunger, ein brennender Durſt erweckte ihn. Es war Abend; die Wirkung zweitägiger Entbehrungen lähmte ſeine Füße. Endlich entdeckte er einen kleinen Waldbach und in deſſen Nähe einige wilde Fruchtbäume. Er labte ſich und ſetzte nach Einbruch der Nacht geſtärkt ſeinen Weg fort.

Um das Heer der Verbündeten zu erreichen, mußte er ſich öſtlich wenden; das wußte er, aber die Himmelsgegenden erkannte er nicht mit Genauigkeit, und nachdem er die ganze Nacht hindurch nach Oſten gegangen zu ſein glaubte, erkannte er am Sonnenaufgang des nächſten Morgens ſeinen Irrthum und die Nothwendigkeit, ſeinen Weg nach einer andern Richtung einzuſchlagen. Immer mehr entſchwanden ſeine

Kräfte, denn die Nahrung, welche das Wildobſt ihm gab, war ſpärlich und ſein Talar hing in Stücken zerfetzt um ſeinen Leib. Endlich wagte er ſich an der Neige des dritten Wandertages, kurz vor dem Untergange der Sonne, aus der Waldung hervor, nichts fürchtend mehr und nichts hoffend. Da ſtand er mit einem Male an einer breiten gepflaſterten aber menſchenleeren Heerſtraße vor einer Meilenſäule, auf welche er die Worte las:

„Nach Chalons ſur Marne, eine Lieue."

Chalons ſur Marne! Gott wie weit hatte er ſich von dem vorgeſteckten Ziele ſeiner Flucht entfernt. Er war weſtlich ſtatt öſtlich gegangen; er war in der Mitte ſeiner Feinde, abgeſchnitten von aller Rettung. Er war verloren.

Nein, er war noch nicht rettungslos verloren! Der Arzt der Baſtille, dem er zu helfen Gelegenheit gehabt hatte, wollte damals ja ſeine Zuflucht in dieſe Gegend nehmen. Aber wie hieß dieſer Arzt? Wie hieß der Ort, wo er ihn ſuchen ſollte? Alles hatte er vergeſſen und die Adreſſe, welche ihm jener Arzt gegeben hatte, ach, wo war die?

Ein nahes Hundegebell drang in ſeine Ohren; er flüchtete in den Wald zurück. Aber das Gekläff kam ihm nach; geängſtigt ſprang der Graf in ein Dickigt und ſank plötzlich bis zur Hälfte ſeines Leibes in die grün übermooſte Untiefe eines Torfgeſümpfes. Der Hund kam näher, blieb vor ihm ſtehen und ſchlug an. Da wurde die Verzweigung des Dickigts auseinander gebogen; der Graf blickte auf und vor ihm ſtand, mit Gewehr und Jagdtaſche — Ainaraude.

Neuntes Capitel.

> Was ſoll ich nun vom Wiederſehen hoffen,
> Von dieſes Tages noch geſchloß'ner Blüte?
> Das Paradies, die Hölle ſteht Dir offen,
> Wie wankelſinnig regt ſich's im Gemüthe! —
> Kein Zweifel mehr! Sie tritt an's Himmelsthor,
> Zu ihren Armen hebt ſie Dich empor.
>
> Göthe.

Die Thüren des Etappencommandantur-Bureaus und des Verwaltungsamtes der Marſchmagazine des Marnedepartements im Hauſe des Bürgers Ainaraude, welcher beide Aemter vereinigte, waren belagert von harrenden Soldaten der Republik, welche den öſtlichen Grenzen entgegeneilten und Anweiſungen auf Quartier und Verpflegung foderten. Die Unterbeamten erwarteten ſehnſuchtsvoll ihren, heute ungewöhnlich lange mit ſeinem Jagdvergnügen beſchäftigten Vorſtand, deſſen gebieteriſche Rauhheit dem aus allen Winkeln Frankreichs zuſammengerafften Geſindel Achtung abzuzwingen verſtand. Immer ſtürmiſcher ward, immer beleidigender die Grobheit der Wortführer des ungenügſamen Haufens, welcher, unbefriedigt durch die empfangenen Anweiſungen, endlich dahin übereinkam, ſich im Hauſe des Etappencommandanten ſelbſt einzuquartieren. „Hier iſt Raum für hundert tapfere Streiter der Republik!“ ſchrie ein ſchmuziger Sansculotte und ſtürmte als Wegweiſen den Andern voran, die Treppe hinauf.

„Vive la liberté!“ brüllte der Hauſe und der weite Kreuzgang des kloſterähnlichen Gebäudes hallte von dem vielſtimmigen Geſchrei und dem Geſtampfe der mit Eiſen beſchlagenen, gleich Pferdehufen auftretenden Stiefelabſätze wieder.

„Bürger, Achtung für die Damen!“ rief ein den Stürmern entgegentretendes Mädchen dieſen zu. „Dieſe Zimmer bewohnt eine Kranke!“

„Der Anblick der tapferen Söhne der Republik iſt Arznei gegen jede Krankheit!“ ſchrie der Sansculotte, indem er das Mädchen umſchlang. „Ich habe Marie Antoinette, die Oeſtreicherin, vom Fieber curirt; ſie lag wie gelähmt in ihrem Bette, da ſtürmte ich in ihr Zimmer und wie ein Reh ſprang ſie auf und flog zur andern Thüre hinaus.“

„Und ich,“ ſchrie ein Anderer vorſpringend, „ich bin der Leibmedicus Ludwigs XVI. Am zwanzigſten Juni hatte ich ihm meinen Schröpfkopf ſchon angeſetzt, um ihm das dicke Blut abzuzapfen, als Santerre mein Inſtrument zurückdrückte! — Wo iſt die Kranke?“

„Kommt, ſuchen wir ſie ſelber!“ ſchrie ein Dritter. Eine Thüre nach der andern flog auf, da trat plötzlich aus einem Seitengemach eine bleiche hohe Frau dem entzügelten Haufen entgegen, aber ſichtbar war ihre Bläſſe nicht die Wirkung der Furcht. „Bürger,“ ſprach ſie mit feſter entſchloſſener Stimme, „Ihr wollt Quartier? Wohl, werft eine Sterbende auf die Straße! Ihr wollt Nahrung? Hier ſtoßt her auf meine Bruſt und ſättigt Euch mit meinem Blute! Ihr ſeid an dieſe Koſt gewöhnt, wie ich an ſolche Beſuche! Stoßet zu!“

Die Mine des wortführenden Sansculotten ward plötzlich geſchmeidig. „Madame,“ ſprach er mit höfiſcher Galanterie der Frau von Hauſe die Hand reichend, ſie auf den Sofa führend und auf einem Stuhle ihr gegenüber Platz nehmend. „Madame, wir kommen nur, Ihnen unſere Ehrerbietung zu bezeugen und Sie um die Erlaubniß zu bitten, in Ihrer Geſellſchaft den Bürger Etappencommandant erwarten zu dürfen.“

„Da iſt er,“ antwortete Leonide, und Ainaraude trat in das Zimmer.

„Bürger, Ihr ſucht Quartier?“ rief er, ſie der Reihe nach mit den Augen meſſend, „Ihr ſeid nicht zufrieden mit dem Eurigen? So ſeid mir willkommen! Aber ſeht Euch vor, daß Ihr nicht das Beſſere für das Schlechtere aufgebt; blickt dieſe kahlen Wände, dieſe halbzertrümmerten Stühle und Tiſche an; eben ſo leer ſieht es in meinen Speiſegewölben aus; wären wir in einer Grenzſtadt, ſo könnte man glauben, die Royaliſten hätten hier gewüthet, und doch haben mich keine andere Gäſte, als hochherzige Söhne des Vaterlandes begrüßt. — Wollt Ihr bei mir bleiben? Wohlan! Die Wirthin dieſer nackten

Wände ſoll den Schweſterkuß zum Willkommsgruße auf Eure Wangen drücken, und das Dach, unter welchem ich wohne, will ich wie mein Herz mit Euch theilen; wer aber mehr von mir fodert, als mein Herz, mein Dach und den Kuß meiner Frau, der fodert mehr als ich habe, und ſtellt ſich als Feind mir gegenüber! — Mir! Einem Kampfgenoſſen Lafayette's und Waſhingtons! Mir, dem Erſten, der ſeine Stimme erhob zum Jubelruf: **Vive la République! Vive la liberté!**"

„**Vive la liberté!**" brüllte der Schwarm ihm nach und Einer nach dem Andern verlor ſich, von den leeren Wänden dieſes ungaſtlichen Hauſes auf die leeren Keller deſſelben ſchließend und von dem Ernſte der angekündigten Kriegserklärung des Wirthes in Scheu geſetzt. Endlich erhob ſich auch der galante Nachbar der Bürgerin Ainaraude, das Haus ward ſtill und mit einem ſchweren, tiefen Athemzuge ſank Leonide erſchöpft in die Sofakiſſen zurück.

Ainaraude trat, ſie mit fragenden Blicken betrachtend, vor ſie hin. „Nicht wahr," hob er an „im Schloſſe Chateaugris ging's ruhiger zu?"

Leonide antwortete nicht, ihr Auge trübte ſich nicht, aber ein leiſes Zucken verzog ihre Mundwinkel etwas.

„Denkſt Du noch oft zurück an Chateaugris?" fragte Ainaraude.

Leonide blieb ſtumm, da fuhr er fort: „Wozu die Vorbereitung? Ich verſtehe mich auf ſolche Feinheiten nicht. Leonide, richte Dich auf und höre! Saint Hilaire iſt hier!"

Leonidens Geſicht trug längſt die bleichſte Farbe, welcher es fähig war, ſie vermochte daher nicht zu erblaſſen, aber ein dunkeles Feuer ſchoß aus ihren Augen. — „Hier?" fragte ſie, ſich emporrichtend.

„Vor dem Thore im Rohrdickigt der Marne verſteckt," antwortete Ainaraude. „Er hat im Condé'ſchen Corps gefochten, iſt gefangen worden, entflohen und mir in die Hände gefallen!"

Leonide ſah den Erzähler mit einem unbeſchreiblichen Blick an; das Entſetzen des Zweifels, was er thun werde, lag in dieſem Blick. Ainaraude fuhr fort:

„Saint Hilaire hat mich mit einem, mir lange unbegreiflichen Edelmuth behandelt. Ich habe zwar aufgehört, dieſen Edelmuth anzuſtaunen, ſeit ich ſeine Quelle entdeckt habe; die Leichtigkeit, mit welcher er Dir entſagte, hat mir bewieſen, daß er mir kein Opfer brachte, als er Dich mir zurückgab. Er hatte aufgehört Dich zu lieben, ſeit Du aufgehört haſt liebenswürdig zu ſein; das iſt natürlich."

Leonidens Lippenmuskeln zuckten heftiger. — „Glaube nicht, daß ich Saint Hilaire dem Vorwurf der Treuloſigkeit, des Unbeſtandes machen will," ſprach Ainaraude; „ich finde ſeine Kühle gegen Dich begreiflich, denn wie kann der Mann von Herz ein herzloſes Weib lieben? Seine Gattin biſt Du geworden, weil es Dein Vater Dir gebot; wie eiſig magſt Du den Kuß des Dir aufgedrungenen Mannes erwiedert haben, da Du der Umarmung des Mannes Deiner Wahl, Deiner Jugendliebe ausweichſt! Ich finde es daher begreiflich, daß Saint Hilaire Deinen Verluſt mit Ruhe ertrug, ja, daß er ſogar ein bedeutendes Geldopfer nicht ſcheute, um mich geneigt zu machen, Dich ihm abzunehmen. Aber er hat den Schein einer gegen mich ausgeübten Großmuth für ſich, und das kann ich nicht ertragen! — Ich will meine Rechnung mit ihm mehr als quitt machen! Er hat die damaligen Machthaber auf meine Verdienſte aufmerkſam gemacht und mir eine Anſtellung bewirkt, welche ich für meine zerſchoſſenen Glieder zu fodern berechtigt war. Ich will ihm ſeine Bemühung um mich mehr als zehnfach bezahlen! — Ich will meinen Kopf für die Erhaltung des ſeinigen wagen! — Komm mit.“

Er nahm das Licht und ſchritt durch einige Zimmer des ehemaligen Kloſtergebäudes, welches ihm zur Amtswohnung angewieſen worden war, Leoniden voran.

Die Zimmer, welche Ainaraude bewohnte, waren ehedem die Gemächer der Aebtiſſin geweſen, deren Herrſchaft die Revolution ein Ende gemacht hatte, und zufällig war der jetzige Bewohner derſelben zu der Entdeckung gelangt, daß die mittlere Wand, welche die ganze Zimmerreihe von dem Kreuzgang ſchied, hohl und daß dieſe Höhlung ab- und aufwärts geſtuft ſei, um die Mitteletage mit der unteren, ſo wie mit der oberen in geheime Verbindung zu ſetzen; wahrſcheinlich, um der geiſtlichen Hirtin Gelegenheit zu geben, ihre Heerde unausgeſetzt unter Aufſicht und ſich in den Ruf untrüglicher Allwiſſenheit zu erhalten.

Zu dieſem Schleichwege, der ſehr ſchmal, kaum breit genug war, um einer mäßig ſtarken Perſon eine Wendung zu geſtatten, hatte nur ein Eckzimmer des mittleren Geſtocks den Zugang, welcher durch ein in der inneren Bekleidung der nach dem Kreuzgang führenden Doppelthüre unſichtbar eingefugtes Pförtchen verdeckt wurde. Niemand, als die längſt verſchollene letzte Aebtiſſin dieſes aufgehobenen Kloſters mochte dieſen Schlupfwinkel kennen, in welchen Ainaraude ſein Eigenthum von Werth gerettet hatte, um im Falle eines unvorhergeſehenen Auflaufs oder eines Anſturms misvergnügter Durchzügler ſein Habe vor Raub oder Zerſtörung zu ſichern. Ja, er hatte ſelbſt darauf ſchon gedacht, dieſen geheimnißvollen Gang zu ſeinem eignen Verſteck zu benutzen, wenn er das Unglück haben ſollte, den Gewalthabern, deren Schreckenſyſtem allmälig ſich vollſtändiger zu entwickeln begann, misfällig zu werden.

Dies war der Ort, welchen Ainaraude zur Verbergung ſeines geächteten Wohlthäters erſehen hatte. Zwar gewährte derſelbe nicht die geringſte Bequemlichkeit; er war völlig lichtlos; die Fries̈decken, welche auf den Fußboden und den Treppenſtufen feſtgenagelt geweſen waren, hatten Motten und Feuchtigkeit längſt zerſtört und ein modriger Geruch hauchte Leoniden entgegen, als ſie Ainaraude in das Innere der mit Salpeter bedeckten geheimnißvollen Vertiefung folgte. Aber ſie mußte es ſich geſtehen, ſicher vor Verrätheraugen war der unglückliche Geächtete in dem Bauche dieſer Mauer, deren Höhlung ſelbſt der geübteſte Späherblick nicht zu entdecken vermochte.

„Ein bequemes Bettgeſtelle hat hier freilich nicht Raum, aber ein paar Matratzenkiſſen und eine Decke ſuche ſchnell heraus,“ ſprach Ainaraude und fuhr, auf einige kleine Blenden in der Mauer deutend, fort: „Hier iſt Platz für Eß- und Trinkgeſchirre. — Freilich, Chateaugris iſt's nicht, und Euer ehemaliges pariſer Hotel auch nicht, aber auch kein Kerker, der den Ausgang nach der Guillotine hat. — Nun raſch, die Kiſſen.“

Leonide wandte ſich ſchweigend um und kam, über ihre Kräfte beladen, mit ihren weichſten Betten zurück.

„Viel zu ſchade, um hier zu verrotten,“ ſprach Ainaraude; in dem Augenblick fuhr er aber entſetzt zuſammen und Leonidens Muskeln flogen convulſiviſch, denn eine dumpf tönende Stimme ward in ihrem Rücken laut.

„Das muß ich geſtehen, hier würde ich Sie nicht geſucht haben, wenn das Licht mir Ihren Aufenthalt nicht verrathen hätte, Bürger,“ ſprach der uneingeladene Ankömmling.

Die Erſchrockenen ſahen ſich um und erkannten ihren Hausarzt. Beiden lähmte das Entſetzen die Zunge.

„Aber was haben Sie denn hier für ein verborgenes Gemach? Wahrhaftig, das ahnet Niemand in ganz Frankreich!“ ſo rief der Arzt, und fügte neugierig die Frage hinzu: was ſie denn hier zu beginnen hätten?

Jetzt erholte ſich Ainaraude. „Meine Frau iſt heute aufs Neue beunruhigt worden,“ ſprach er; „wir beſorgen bei einem ſolchen Zuſpruche um den Reſt unſeres Eigenthums zu kommen, und glücklicherweiſe entdecke ich eben jetzt dieſen geheimnißvollen Winkel. Sie ſehen uns beſchäftigt, unſere geringen Beſitzthümer von einigem Werth hier zu bergen, und wir vertrauen Ihrer Verſchwiegenheit.“

„Mit dem vollſten Rechte. Hier meine Hand, ich ſchweige,“ ſprach der Arzt, „und damit Sie ſich von meiner Worttreue überzeugen können, ſo will ich Ihrem Verwahrſam in dieſem geheimnißvollen Verſteck ein Käſtchen übergeben, welches meine wenigen Koſtbarkeiten und den kleinen Schmuck meiner Frau enthält. Ich bringe Ihnen morgen denſelben. Uebrigens führt mich das Gerücht von der neuen Beunruhigung Ihres Hauſes und die Sorge hieher, ob der Schreck auch nicht etwa von nachtheiligen Folgen auf Ihre Geſundheit, Bürgerin, geweſen iſt?“

Er prüfte Leonidens Puls, fand ihn ſehr unregelmäßig und empfahl ihr Ruhe und die verdoppelte Anwendung der von ihm ihr ſchon früher verordneten Arzenei.

„Morgen Abend bin ich mit meinem kleinen Schatzkäſtchen bei Ihnen,“ ſprach er beim Abſchiednehmen. „Ich kann es nirgends beſſer aufgehoben wiſſen, als hier.“

„Nun iſt's vorbei! Nun kann ich ihn nicht retten!“ rief Ainaraude. „Ein Geheimniß, welches ein Fremder theilt, hat aufgehört, ein Geheimniß zu ſein, und mein Kopf iſt mir lieb.“

Leonidens Geſichtsmuskeln waren in ſchauerlicher Bewegung, als ſie, wie mechaniſch, dem Arzte nachſchwankte. Es ſchien, als wolle ſie reden, ja, als rede ſie ſchon, aber kein Laut kam über ihre Lippen.

„Bleiben Sie in Ihrem Zimmer, es zieht eine häßliche Luft, welche Sie, beſonders Nachts, meiden müſſen, durch dieſen Kreuzgang.“ So rief ihr der Arzt, ſie verlaſſend, zurück, und ſie blieb, in ſtarrem Hinbrüten verloren, an der Thüre ſtehen.

„Und doch würd' ich ihn gern retten!“ ſo hörte ſie Ainaraudens Stimme im anſtoßenden Zimmer. „Ich hab' ihm mein Wort gegeben, und brech' ich es, ſo fällt er morgen dem Pöbel in die Hände, wenn er bis dahin nicht ſchon in dem Geröhrigt erſtarrt iſt. Und Dank bin ich ihm doch ſchuldig! Was er damals an mir that, als ich halb verhungert in jenem Poſthauſe mit ihm zuſammentraf, das that er ohne Nebenabſicht, das that er aus Menſchlichkeit, aus Großmuth!“

Er ging noch einmal in den geheimen Gang zurück; plötzlich beſann er ſich, kehrte um und verſchloß vorſichtiger als vorhin, und gewarnt durch den Ueberfall des Arztes, alle Außenthüren. Dann begab er ſich wieder in den Schleichgang zurück, um noch einmal die Unterſuchung deſſelben zu wiederholen.

Er blieb lange; Leonide ſtand, als er wiederkehrte, noch in ihrer vorigen Stellung, als erhalte ſie nicht ihr lebendiger Wille, ſondern eine fremde gliederlähmende Gewalt in dieſer regloſen Haltung; doch als Ainaraude zurückkommend, „ich kann ihn retten!“ liſpelte, da ſchien ein unſichtbarer Hebel ſie zu bewegen. Sie wandte den Kopf ihm zu, und ihre todten Augen belebten ſich fragend zu Stellvertretern ihrer gebundenen Zunge.

„Komm mit und ſieh ſelbſt,“ ſprach Ainaraude, und Leonide folgte ihm in den Gang hinein. Er führte ſie die Treppe hinab und ſtand an einer der kleinen, mit ſteinartig ergrauten Brettern gefütterten

Mauerblenden ſtill, rüttelte ein Querbrett locker, zog es aus ſeinen Fugen und die Hinterwand der Blende fiel zuſammen. Eine Treppe unter dem Erdgeſchoſſe zwiſchen den Kellerwänden, zu einer Fortſetzung des des Ganges führend, die vielleicht gar einen Ausgang nach dem Freien hatte, ward ſichtbar.

Leoniden grauſte bei dem Anblick dieſes ſchrecklichen Kerkers, deſſen Luft ihr den Athem beengte und die Flamme des Lichts faſt erſtickte. — Wohnen konnte hier kein Menſch, wohl aber eine ſichere Zuflucht auf Augenblicke finden, und mehr war ja nicht erforderlich. Zur Wohnung konnte dem Verfolgten das Eckzimmer geräumt werden, und in die ewige Nacht dieſer unentdeckbaren Welt durfte er nur dann ſich vergraben, wenn der nahende Fußtritt eines Menſchen ihm warnend das Auge eines Verräthers verkündigte.

„Ich gehe, den Harrenden zu holen,“ ſprach Ainaraude. „Du darfſt uns nicht erwarten; ſo viel Nachbarn und Hausgenoſſen der Franzoſe heut zu Tage hat, ſo viel Spione hat er, die ihn bewachen; ſchon daß jetzt noch Licht in unſern Zimmern bemerkt wird, kann den Verdacht auf uns ziehen. Lege Dich nieder und verlaſſe Dein Bett morgen nicht früher als gewöhnlich.“

Leonide ging und legte ſich. Gleich einer Eisplatte lag die geſteppte Decke über ihr, jede Muskel ſchien zum heftig ſchlagenden Pulſe geworden zu ſein, aber das Blut in dieſen Adern war kalt wie das einer Todten. Vom nahen Thurme ſchlug es Eins.

Jetzt trat Ainaraude ein. „Haſt Du gehört?“ fragte er. „Schon ein Uhr; ich darf keine Minute verſäumen, und dennoch muß ich die Straße erſt wieder von den Wächtern verlaſſen wiſſen, ehe ich mich hinauswagen darf. — Vergeſſen hab' ich doch Nichts?“

Er ſchlug ſeinen Mantel von einander und muſterte ſeine Kleidung, welche er doppelt angelegt hatte, um ſie mit Saint Hilaire zu theilen. Ihm fehlte Nichts. „Zu dem touler Thore geh' ich hinaus, und zu dem metzer Thore kehr' ich mit ihm zurück,“ ſprach er auf- und abgehend zu ſich ſelbſt. „Ich darf daſſelbe Thor nicht zwei Mal paſſiren, wenn ich nicht Verdacht bei den Wachten erwecken will. Du darfſt nicht aufſtehen, wenn wir kommen. Saint

Hilaire hat gegeſſen und getrunken; ich hatte noch Vorrath an Speiſe und Wein in meiner Jagdtaſche, als ich ihn fand. — Horch! es ſchlägt ein Viertel. Lebe wohl!“

Er verließ das Zimmer, verſchloß es hinter ſich und zog den Schlüſſel ab.

Leonide maß die ſchleichende Zeit nach den Schlägen ihres Pulſes. Jetzt konnte Ainaraude das Thor erreicht haben. Wird er Hinderniſſe finden, es zu paſſiren? Nein! Er hat ja das Loſungswort! Jetzt war er auf dem Wege, der den Wall entlängs um die Stadt führte! Jetzt konnte er an dem Rohrgebüſch ſtehen, welches hinter der Johanniskapelle das Ufer der Marne bedeckte. Sie zitterte heftiger. Es ſchlug zwei Uhr. Nun waren Beide auf dem Wege zu ihr. Jetzt ſtanden ſie am Thore; jetzt ruhte das Auge der Schildwacht mistrauiſch auf den Nachtwanderern! Gott, barmherziger Gott im Himmel, jetzt konnten, jetzt mußten ſie hier ſein, wenn ſie keinen Aufenthalt gefunden hätten! Wer hatte ſie aufgehalten? Wer hatte ſie entdeckt? Waren ſie in die Hände der Marechauſſée gefallen? War Saint

Hilaire ſchon gefunden und hinweggeſchleppt worden, ehe ſein Retter kam? Hatte er vielleicht ſein Verſteck verlaſſen, um ſie, ſeine Verderberin, nicht wieder ſehen zu müſſen? Oder war er ſchon erſtarrt, ſchon todt, bevor Ainaraude, aufgehalten durch die Republikaner, durch den Arzt, durch das Spüren in dem Gange wieder zu ihm kam? — Eine ſchreckliche Angſt verwandelte die Eiskörner in ihren Adern zu glühenden Erzklumpen; die furchtbarſte Fieberhitze, die je den Kopf eines Todtkranken zu zerſprengen gedroht hat, riß ſie von ihrem Lager auf. Sie ſank auf die Knie und legte das brennende Geſicht auf den Boden. „O Gott, Gott!“ ächzte ſie. „Alles will ich tragen, das Schwerſte, wenn es noch etwas Schwereres unter Deinem Himmel gibt, was ich ſchon getragen habe, aber rette ihn! Hilf mir ihn retten! Hilf mir, ihm zu vergüten, was ich an ihm verſchuldet habe. Laß ſein Herz nicht ſtillſtehen unter dem ſchrecklichen Beile, ſein Herz, das einſt mein war mit dem ganzen unausſprechlichen Reichthum ſeiner Liebe! — Wie, er hätte mich nicht geliebt? Mich hätte fremder Zwang zur Seinigen gemacht? — Wahnſinniger, der du das ſprachſt, Gott vergebe dir die Läſterung, wie er mir die Thränen vergebe, die ich in unſeliger Verſtockung ſeinem Auge, dem Auge des liebſten Engels Gottes, entlockt habe! Ein Wort hätte es mich gekoſtet, ein Wort in den erſten glücklichen Wochen — ach! in den letzten noch — und kein Anderer hätte ſich zwiſchen uns gedrängt! — Nein! Nein!" — jammerte ſie plötzlich ſich ſelbſt unterbrechend. „Nein! Mein Loos war geworfen, und wie ich auch das Bekenntniß von meiner Bruſt losgerungen hätte, mein Verhängniß ſtand feſt! Ich war gebunden an mein Elend, und um mich loszureißen, hätte mein Engel ein Gott ſein müſſen, ach! — und Gott hatte ſein Antlitz abgewandt von mir!"

Ihre Verzweiflung zerriß den Faden ihrer Gedanken. Sie verſtummte. Da war es ihr, als grüße ſie ein Ton aus einer Traumwelt, die Stimme des Bewohners ihres verlorenen Himmels; ſie horchte mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit auf, und — Gott — das war er! Das war ihr Godefroi! Das war die geliebte Stimme, die ſo oft, ſo ſüß ihren Namen genannt hatte. Er lebte! Er war gerettet! Er war hier! Sie ſprang taumelnd auf vom Boden, ſchwankte der Thüre zu, welche ihn von ihr ſchied, drückte ihr Ohr daran und lauſchte. Da ſchauderte ſie; ihr war, als gleite eine kalte Schlange über das Geſicht hinweg, dann ihr Godefroi hatte aufgehört zu reden, und Ainaraud's Stimme fuhr rauh und ſchneidend ihr durch das Ohr in das Herz. Jetzt entfernten ſich Beide; leiſe öffnete ſie die Thüre und ſchlich den Männern nach; in dem Eckzimmer verweilten dieſe. Nun wird er reden; nun wird der Klang ſeiner Stimme ſie zurückzaubern in ihr untergegangenes Paradies! Aber der Geliebte ſchwieg — der Verderber ihrer Seligkeit war es wieder, der ihre Seele zerſchnitt mit ſeinen Worten. Sie horchte; — ein gewaltiger Zorn faßte ſie und wollte ſie fortreißen zu dem kalten rohen Sprecher hin, der in dieſem Moment ihr Herz und Godefroi's Herz in ſeiner eiſernen Hand zuſammenpreßte; aber ihre Füße, ihre Zunge, all ihre Kräfte waren gelähmt und in ihren Ohren ſchien ihr einzig noch lebender Sinn zu liegen.

„Sie ſind nunmehr gerettet,“ hörte ſie Ainaraude ſagen, „und Sie ſind es auf Gefahr meines Kopfes. Sie hatten einen Dank von mir zu fodern; jetzt hab' ich Ihnen meine Schuld dreifach zurückgezahlt. Aber nicht darauf, was ich für Sie gethan habe, will ich mich beſchränken; ich will mein Werk an Ihnen vollenden! Hier bleiben können Sie nicht; Sie länger als höchſtens einige Tage in meinem Hauſe zu beherbergen, hieße muthwillig an dem Haare zerren, an welchem das Schwert über Ihr, mein und meiner Frauen Haupt drohend herabhängt. Hören Sie den Plan an, welchen ich für Ihre Rettung entworfen habe. Sie müſſen Soldat werden. Faſt täglich ereignet es ſich, daß junge verzogene Burſche, weichherzige Cidevants, aus den ſogenannten guten Familien, die mit Zähnklappern der Grenze entgegengehen, oder vielmehr geriſſen und getrieben werden, zu erkranken vorgeben, und ſich, während ihrer Heilung in dem hieſigen Hoſpital, ſelig preiſen würden, einen Stellvertreter zu finden. Ich habe beſchloſſen, das nächſte Mal, wenn ſich ein ſolcher Fall ereignet, einen ſolchen feigherzigen Kugelfeind entwiſchen zu laſſen und Sie an ſeine Stelle einzuſchieben. Niemand wird Sie unter dem Gewehr ſuchen, und ſollte es einmal ruchbar werden, daß der geächtete Bürger Saint Hilaire ſich auf Frankreichs Boden hat betreten laſſen, ſo werden Sie einen mächtigen Fürſprecher in Ihrem bewieſenen Eifer für den Dienſt der Republik gewinnen, der Sie getrieben hat, mit dem Schwert in der Hand zu beweiſen, daß Sie nie aufgehört haben, ein guter Sohn des Vaterlands zu ſein. Daß Sie aber, im Falle Sie früher oder ſpäter entdeckt werden ſollten, mich nicht als den Urheber Ihrer Befreiung nennen, das muß ich mir zur ausdrücklichen Bedingung machen und Ihr Ehrenwort ſodern, nicht etwa zum Lohn für meinem guten Willen meinen eigenen Kopf auf die Guillotine zu bringen."

Ein ſchrecklicher Krampf faßte Leoniden, der ſich heftiger wiederholte bei jedem unzarten Worte, welches, ohne einen Anſtoß, der die Ahnung eines beſſeren Gefühls verrathen hätte, von Ainaraude's Lippen floß; da quoll heilend eine ſüße Melodie in ihr Ohr, ihr Auge ward wieder ſtark genug, wohlthätige Thränen zu weinen, und der Krampf wich aus ihren Gliedern. Es war ihres Godefroi's Stimme, die allmächtig gleich den Tönen der Leyer Arion's, den Sturm der in ihrem Innern entfeſſelten Dämonen wieder beſchwichtigte.

„Ich erkenne Ihre Großmuth, edelmüthiger Mann,“ antwortete der Graf, „aber ich erkenne auch ebenſo deutlich Ihre Gefahr. Ich würde meine Rettung aus Ihrer Hand nicht angenommen haben, wenn ich die Strenge in ihrem ganzen Umfange gekannt hätte, mit welcher die neuen Machthaber in Frankreich den Wohlthäter eines Geächteten bedrohen. Ich danke Ihnen für Ihre Wohlthat, aber annehmen darf ich ſie nicht mehr, ohne mich eines Verbrechens ſchuldig zu machen. Entlaſſen Sie mich. Iſt es Ihnen möglich, ſo gewähren Sie mir die Mittel, aus den Thoren der Stadt zu kommen; vielleicht will Gott mein Leben für mein Kind friſten; vielleicht kann ich das Lager des preußiſchen Heeres erreichen, und kann ich's nicht, ſo bleibt mir doch die Beruhigung, zu ſterben, ohne einen andern, einen edlen Mann, in meinen Sturz hinabzuziehen.“

„Wo denken Sie hin?“ rief Ainaraude. „Es tagt ja ſchon; wie wär' es möglich, Sie jetzt aus der Stadt zu ſchaffen? Wie könnt' ich ein Unternehmen, welches, ſelbſt im Schutze der Nacht ausgeführt, lebensgefährlich war, am lichten Tage bewerkſtelligen?“

„Nun ſo überlaſſen Sie mich meinem Schickſale,“ ſprach Saint Hilaire. „Vielleicht find' ich ein unbewachtes Winkelchen in den Mauerniſchen, vielleicht —“

„Was?“ unterbrach ihn Ainaraude, „Sie halten es für möglich, ſogar am Tage unentdeckt hier in der Stadt zu bleiben? Sie haben ja meine Kleider an; der erſte Blick auf dieſe würde mich verrathen!'

„So erlauben Sie, daß ich Ihnen Ihre Kleider zurückgebe,“ erwiderte der Graf.

„Nein, ich kann Sie vor Einbruch der künftigen Nacht nicht entlaſſen,“ ſprach Ainaraude. Sie würden unfehlbar gefangen, inquirirt werden, und in Kreuz- und Querfragen verwickelt, mich als Ihren Mitſchuldigen angeben.“

„Fürchten Sie das nicht, Herr von Ainaraude

Ich will ſtumm ſein wie ein Begrabener," ſprach der Graf mit Würde.

„Wie nennen Sie mich?" fuhr Ainaraude auf. Gott, was hab' ich gewagt! Welchem Unvorſichtigen hab' ich mich in die Hände gegeben! Ich bin der Bürger Ainaraude. Jede Hindeutung an den Adel meines Geſchlechts iſt hinreichend, mich reif zum Guillotinentode zu machen. Nein, ich kann Sie nicht entlaſſen! Ich muß Sie zu meiner eigenen Sicherheit verwahren, bis ich Gelegenheit finde, Sie als Recrut auf den Transport zur Grenze zu bringen."

„Bürger Ainaraude," ſprach der Graf, „nennen Sie es nicht Undank von mir, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich dieſen Rettungsweg einzuſchlagen nicht fähig bin. Ich kann nicht für die Republik, nicht wider das Königthum, nicht für die Marats und Dantons und gegen meine Waffenbrüder fechten! Ich kann nicht republikaniſcher Soldat ſein."

Ainaraude ſah den Grafen verwundert und unſchlüſſig an, dann ſprach er: „Ich muß geſtehen, Ihre Weigerung ſetzt mich in unbeſchreibliche Verlegenheit! Hätt' ich Das ahnen können, ich würde

Sie Ihrem Looſe überlaſſen haben. Aber wie konnt' ich dieſen Eigenſinn vorausſetzen? Sie müſſen ja die Stellung, welche ich Ihnen zu bewirken gedenke, als die vortheilhafteſte unter allen Umſtänden erkennen. Siegt die Republik, ſo haben Sie ſich verdient um dieſelbe gemacht; ſiegen die Royaliſten, ſo haben Sie nichts zu fürchten, daß man Ihnen den Uebertritt zum Verbrechen machen werde, zu welchem Sie gezwungen wurden; im Gegentheil müſſen Sie als deren Kämpfer und Opfer berückſichtigt und gewiß auch in den Stand geſetzt werden, mir Verzeihung wegen meines Abfalls auszuwirken, denn der Dienſt, zu welchem ich Sie veranlaſſen will, kann Ihnen nicht zum Vorwurf gereichen. Die Pflicht für Ihre Selbſterhaltung zwingt Ihnen ja dieſen Degen auf."

„Er wird mir nicht aufgezwungen, denn ich verſage mich dem Zwange!" erwiderte der Graf mit Feſtigkeit.

„Nun ſo mögen Sie denn in der künftigen Nacht Ihre Flucht nach Gefallen fortſetzen," rief Ainaraude. „Ich werde Ihnen andere Kleider beſorgen, damit Sie mich durch die meinigen nicht verrathen.

Sollten Sie aber ergriffen werden, und meiner Großmuth uneingedenk, mich durch Verrath unglücklich machen, dann, dann wär' ich fähig, dem Nachrichter in den Arm zu greifen, und Sie mit meinen Händen zu erdroſſeln, wenn wir Beide uns vor den Schranken des Blutgerichts begegnen. Kommen Sie mit."

„Fürchten Sie meinen Undank nicht," ſprach der Graf und betrat den gruftähnlichen Schlupfwinkel.

Ainaraude drückte die Thüre hinter ihm zu und Leonide taumelte nach ihrem Bette zurück.

Ein heftiges Klopfen an der Hausthüre ſcholl in ihr Ohr, nachdem ſie kaum einige Minuten auf ihrem Lager mit ihrer Angſt gerungen hatte. Thüren flogen auf und zu; ſie hörte Ainaraude's Stimme, rauher, ſcheltender, als gewöhnlich. Endlich ward es ſtiller. Leiſe ſchlich Ainaraude dem Kerker ſeines Gaſtes zu, und liſpelte: „Ich kann Sie in der künftigen Nacht noch nicht entlaſſen; ein Geſchäft von Wichtigkeit entfernt mich auf zwei Tage. Ich werde meiner Frau die Aufſicht über Sie anvertrauen, ſodere aber Ihr Ehrenwort, dieſer nicht zu entfliehen und mein Leben dadurch aufs Spiel zu ſetzen.“

„Mein Ehrenwort, ich bleibe, bis Sie zurückkehren,“ antwortete der Graf.

„So leben Sie denn wohl,“ ſprach Ainaraude. „Meſſen Sie mir die Schuld nicht bei, wenn Sie ſchlecht verſorgt werden ſollten; Sie kennen Leoniden; ſie iſt unfreundlich bis zur Menſchenfeindlichkeit. — Adieu. Verlaſſen Sie dieſen Verſteck nicht.“

Er ſchloß die Thüre und ging zu Leoniden.

„Ich muß Dich verlaſſen,“ ſprach er. „In Soude hat das durchziehende Geſindel, welches auf jener Straße von Orleans nach der Grenze getrieben wird, das Magazin gewaltſam erbrochen und geplündert. Ich muß auf der Stelle dorthin. Morgen Abend hoff' ich wieder hier zu ſein. Dir übergeb' ich den Gefangenen; aus ſeinem Behälter darf er nicht heraus! Hörſt Du? Keinen Augenblick! Seine Bewirthung darf kein Aufſehen machen; es dürfen nicht mehr Teller verbraucht werden, als Du für Dich bedarfſt. Um Dich ſicher vor einem Beſuch wie den geſtrigen zu ſtellen und um unſer Eigenthum zu hüten, hab' ich vier Gendarmen veranlaßt, mein Bureau nicht zu verlaſſen. Lebe wohl."

Er ging und nach wenigen Minuten hörte Leonide den Hufſchlag ſeines von dannen eilenden Pferdes.

„Unmenſch, Unmenſch!" ächzte ſie unter ſiedenden Thränen. „Unmenſch, ſelbſt unter den Regungen deiner Menſchennatur! Verwundend, wo du zu heilen den Willen haſt! Verderbend, wo du zu helfen gedenkſt! O du, mit dem Herzen, ſo hart wie deine Hand! Du mit der Seele, ſo rauh wie deine Stimme! Warum warf Gott dieſen Engel dir in den Weg?"

Ihre Stimme erſtickte und ihre Augen trockneten in dem Kiſſen, auf welches ſie ihr Geſicht gewälzt hatte. Glühend hob ſie es wieder empor; andere Bilder hatten ſie angelächelt und ihr Blut in raſcherem Umſchwung durch ihr Herz getrieben! Er war hier! Godefroi war unter ihrem Dache! Und ſie hatte ihn noch nicht geſehen! Sie ſprang aus dem Bette, bekleidete ſich im Fluge, verſchloß und verriegelte, indem ſie von Zimmer zu Zimmer ſchlich, vorſichtig die Thüren hinter ſich, und ſtand nun bebend und zagend an der geheimen letzten. Endlich drückte ihr zitternder Finger das unſichtbare Knöpfchen, die enge Pforte ſprang lautlos auf und — da lag er, einem Leichnam gleich, ausgeſtreckt auf der Matratze, die beiden Hände feſt auf ſein Geſicht gedrückt.

Leiſe ſchlich ſie näher — immer näher und ſtand jetzt dicht neben ſeinen Füßen. Ihre Thränen rannen heftig, aber kein Schluchzen verrieth ihre Nähe. Er ſchien zu ſchlafen; da ſenkte ſie ſich geräuſchlos auf ihre Knie nieder, bog den Mund zu ſeinen Füßen hinab und bedeckte dieſe mit leiſen Küſſen.

Nicht den unfühlbaren Druck ihrer Lippen, aber die Glut ihres Athems empfand der Ruhende. Er ſchlug die Augen auf, ein unbeſchreibliches Gefühl, aus dem tiefſten Weh und der innigſten Freude gemiſcht, klemmte ſein Herz und mit ſterbender Stimme rief er: „Leonide!“

Da ſchrak ſie auf, hob das bethränte Angeſicht zu ihm empor, ſenkte daſſelbe wieder auf ſeine Füße nieder, umſchlang dieſe mit beiden Armen und bedeckte ſie mit Küſſen.

„Leonide, Du weinſt um mich?“ hauchte es von Saint Hilaire's Lippen, indem ſeine Hand ſich ihr entgegenſtreckte. „O Gott!“ ſchluchzte ſie, faßte ſeine Hand, und bedeckte dieſe mit ihren Thränen.

Plötzlich ergriff Leoniden eine ſchreckliche Angſt. War denn auch die Außenthüre ihres Schlafgemachs verſchloſſen? Wie, wenn ihr Mädchen es jetzt öffnete, ſie nicht fände — Argwohn ſchöpfte? — Wenn ſie es war, die Godefroi's Leben in Gefahr ſetzte! „Ich komme wieder,“ flüſterte ſie, ließ ſeine Hand los und eilte davon.

Sie legte ſich nieder und klingelte nun. Das Mädchen kam; ſie ſtand auf, kleidete ſich und verſuchte zu frühſtücken. Aber der milde Thee dünkte ihr die ätzendſte Latwerge. Mit klopfendem Herzen verſuchte ſie den Schein ihrer gewöhnlichen Beſchäftigungen vorzunehmen, aber die Nadel zitterte in ihrer Hand; ſie mußte ſie fortlegen.

„Sie ſind krank,“ ſprach das Mädchen; „legen Sie ſich auf das Sopha, ich will Ihnen vorleſen.“

Leonide erſchrak. Durfte ſie dieſes Erbieten ablehnen, ohne Verdacht zu erregen? Das Mädchen las ihr gewöhnlich Etwas vor, wenn ſie unluſtig zur Arbeit war. Wie ſollte ſie heute ſich von dieſer Geſellſchafterin befreien? — Das Mädchen fing an zu leſen.

„Ich bin ſehr müde; vielleicht ſchlaf' ich ein paar Stunden,“ hob endlich Leonide an, und jetzt verließ ſie das Mädchen.

Schnell ſprang Leonide auf vom Sopha, und eilte, keine Vorſichtsmaßregeln vergeſſend, zu dem Verſteck ihres geliebten Freundes, aber die Natur hatte hier ihr Recht geltend gemacht. Der Graf war tief entſchlafen.

Unzählige Male noch ſchlich Leonide zu dem Lager des geliebten Schläfers hin, aber die Anſtrengungen und Entbehrungen der letzten Tage waren zu groß geweſen. Sie fand ihn jedes Mal ſchlafend. Gegen Abend kam der Arzt und brachte das verſprochene Käſtchen. Es war faſt zehn Uhr, als er Leoniden verließ. Sie nahm das Käſtchen, um es in den Verſteck zu tragen, und auch jetzt noch fand ſie den Grafen nicht erwacht.

Um bei ihrem Mädchen keinen Verdacht zu erregen, mußte ſie ſich zur Ruhe begeben. Sie that es, mit dem Entſchluß, wach zu bleiben und nach einer Stunde leiſe aufzuſtehen, um ihren Gaſt zu beſuchen. Aber auch ſie erlag den mannichfaltigen Stürmen der letzten vierundzwanzig Stunden. Unwillkürlich ſchloſſen ſich ihre Augenlider und der milde Gott des Traumes wiegte ſie in den ruhigſten Schlummer ihres Lebens.

Zehntes Capitel.

Wähnet ein Menſch ſich
Rein wie die Himmliſchen;
Wähnet ſich ſicher
Jemals zu fallen —
Ach, dann winken die Götter! —
In den Höhlen der Bruſt
Regen ſich plötzlich
Strafbare Wünſche —
Erſt nur heimlich und leiſe —
Lauter und lauter,
Frecher und frecher
Schwingen ſie brauſend die Flügel
Und die Seele wird dunkel.
Collin.

Mit dem Gefühl einer von langer, ſchwerer Krankheit Geneſenen öffnete Leonide die Augen, geweckt vom erſten Sonnenſtral des neuen Tages, welcher das erſte freudige Licht in die lange Nacht ihres Lebens warf. Alle Kräfte ihrer Seele mit verjüngter

Lebendigkeit einem einzigen Momente zugeneigt, vergaß ſie, daß es eine Zukunft gebe, die mit ſorgenſchwerem Flügel heranrauſchte und die Gegenwart zu bedecken drohte. Verloren in den ſeligen Gefühlen, den Geliebten gerettet zu wiſſen, vergaß ſie ſich, zu fragen: „Wie werd' ich ihn ferner retten?“ — und hingeriſſen zum Dankgebet für die empfangene Gabe, vergaß ſie, den himmliſchen Spender derſelben um deren Erhaltung zu flehen.

Sie verließ ſchnell ihr Bett, verſicherte ſich der Schlöſſer an den Thüren und flog zu ihrem Freunde.

Sie fand ſein Lager leer und ſchlich dieſem vorüber in das zunehmende Dunkel der Tiefe hinein. Lange tappte ſie mit ängſtlichem Tritte vorwärts, ohne ihn zu finden, da fühlte ſie, der vorgeſtreckten Hand das Geſchäft des Auges anvertrauend, plötzlich einen weicheren Gegenſtand und in demſelben Augenblick nannte Saint Hilaire ihren Namen.

Das Leben mit nie gekannter Wärme kehrte zurück in ihre, von Bangigkeit gekühlten Adern. Es war ihr, als ſei ſie allein in einer fremden öden Welt geweſen und habe mit einem Male die geliebte Heimat und den erſehnten Himmel zugleich in dieſer Wüſte gefunden.

„Ich habe eine Entdeckung gemacht, die mich für meine Sicherheit fürchten läßt,“ ſprach der Graf. „Dieſer Gang hat noch einen zweiten Ausgang nach einem andern Zimmer. Iſt Ihnen das bekannt?“

Leonide verneinte bebend, da faßte der Graf ihre Hand und zog ſie, behutſam ihr vorangehend, mit ſich fort. Auf dem Punkt, wo die zum dritten Geſchoß führende Treppe begann, drückte er an die Wand, und eine verborgene Thüre ſprang auf; der Gang bog ſich hier um die Treppe herum und endete nach wenig Schritten an einer anderen Thüre. „Wohin führt dieſe?“ fragte der Graf.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Leonide zitternd.

Beide horchten. Kein hörbarer Athemzug verrieth die Nähe eines Dritten. „Darf ich öffnen?“ fragte der Graf.

Leonide bebte. Endlich flüſterte ſie: „Ja.“ — und der Graf ſuchte nach dem Eröffnungspunkt. — Jetzt ſprang die Thüre auf, und Leonide ſah ſtaunend in das zweite Eckzimmer hinein, welches zu den, von ihr bewohnten Zimmern gehörte.

Ein Freudenſtral ſchoß aus ihrem Auge. „Dies Zimmer ſollen Sie bewohnen,“ rief ſie; „kein Fuß eines Fremden betritt es, es ſtößt an mein Schlafzimmer und ich ſelbſt bewahre den Schlüſſel zu demſelben. Sie haben keine Vorſicht zu beachten, als das ohnehin verblindete Fenſter zu vermeiden und, wenn Sie den Glockenzug vernehmen, der bei der Oeffnung der Hauptthüre die Ankunft eines Fremden verkündet, ſich ſchnell in Ihren Verſteck zurückzuziehen.“

„Leonide,“ ſprach der Graf, indem ſein Auge ſchwermüthig auf ihr ruhte, „Sie ſorgen für meine Einrichtung, als dürfe mein Aufenthalt in Ihrem Hauſe ein dauernder ſein. — Sie vergeſſen, daß morgen Abend Ihr Gemahl zurückkehrt, und daß die künftige Nacht die letzte iſt, welchen —“

Leonide ließ ihn nicht reden. Sie ſtürzte ihm an die Bruſt, umſchlang ihn, als müſſe ſie ihn mit ihren Armen feſthalten, um ihn der feindſeligen Macht zu entziehen, welche ihn ihr zu entreißen drohte.

„Nein! Nein!“ ächzte ſie, „ich laſſe Dich nicht! Ich kann Dich nicht laſſen! — Und will jener entſetzliche Menſch es wagen, Dich hinauszuſtoßen in die Mitte der Tiger, die dieſes Land verwüſten, dann hat er die letzte Faſer des Bandes zerriſſen, welches mich an ihn knüpft! Dann hab' ich aufgehört, ihm anzugehören und bin Dein! Dein, ganz ungetrennt Dein! Dann geh' ich mit Dir und beſteige mit Dir das Schaffot!“

„Leonide,“ ſeufzte der Graf, „ſo ſprichſt Du von Ainaraude? — Du biſt nicht glücklich? — Du liebſt Deinen Gatten nicht?“

„Glücklich? — Unausſprechlich in dieſem Augenblicke, der Dich mir gibt!“ rief ſie. — „Ihn lieben?“ ſetzte ſie mit Schaudern hinzu, „dieſen Menſchen, der nichts Menſchliches als ſeine Geſtalt hat, könnt' ich lieben?“ — ſie ſchauderte heftiger.

„Aber er war ja Deine Wahl?“ ſprach der Graf.

„Meine Wahl?“ fuhr ſie auf. „Hat das Kind eine Wahl? Und Kind war ich, als ich, halb geſtoßen, halb gezogen, in den Ocean verſank der ſeine

Wellen über mir zuſammengeſchlagen hat! — O Godefroi, ich bin elend geweſen, unausſprechlich elend mein ganzes Leben hindurch; die wenigen glücklichen Wochen, die ich gezählt habe, dank' ich Dir!"

„Aber warum vertrauteſt Du mir denn nicht?— Warum haſt Du mir entſagt?" fragte Saint Hilaire mit dem Ausdruck unſäglichen Schmerzes.

„Vertraut hab' ich Dir, wie ich einem Menſchen vertrauen konnte, bis zu jener unglücklichen Stunde, als — o Gott, ich kann an jenen Augenblick nicht zurückdenken, der mein Herz von allen ſeinen Hoffnungen losriß und mich in die Tiefe zurückſchleuderte, aus deren Nacht Deine Liebe mich gezogen hatte, bis ich einſah, daß meine Liebe zu Dir ein unabbüßbares Verbrechen ſei und daß mich, die Verletzerin meiner heiligſten Gelübde, Gottes Strafe verfolgen müſſe!"

Sie lehnte ſich heftig ſchluchzend an des Grafen Bruſt. Er drückte ſie mit unausſprechlicher Wehmuth an ſich und führte die Bebende zu einem Sitze.

„Es ſchien mir doch," ſprach er zögernd, „als hätt' ich Dich gleichgültig für die Tröſtungen der

Religion gefunden; wie mochten ihre Schrecken Dich denn bewegen?“

„Weil die Religion für mein Schuldbewußtſein keinen Troſt — nur Drohungen hatte, die in fürchterliche Erfüllung gegangen ſind,“ antwortete Leonide. — „Ich weiß es,“ fuhr ſie fort, „Du haſt mich gleichgültig für die Religion geglaubt; ach, ich war es nicht! Aber ich zitterte vor meinen Gott, ſtatt ihn zu lieben; ich verachtete die Prieſter der verſchiedenen Kirchen, die ſich gegenſeitig haßten und verleumdeten; — und dieſe Kirchen ſelbſt — wie hätte ich ſie achten können, da mein eigener Vater in meiner Gegenwart die Heiligthümer, vor welchen ich gekniet hatte, mit Füßen trat!“

Sie hielt einen Augenblick inne, dann fuhr ſie fort: „Gedenkſt Du noch des Bildes, welches mich in der Ausſtellung in Dresden ſo gewaltig ergriff? So, wie den Altarzertrümmerer, der die Hauptfigur jenes Bildes war, ſo hab' ich meinen Vater geſehen! — Horch, es ſchlägt ſechs Uhr! — Ich muß fort! Nur auf Augenblicke kann ich im Laufe dieſes Tages zu Dir kommen, aber ruhe, damit Du wach bleiben kannſt in der künftigen Nacht; dann ſollſt Du wiſſen, welch ein unſeliges Weſen Deine Leonide war!“

Sie eilte in ihr Schlafgemach zurück, legte ſich wieder, klingelte und ſtand zum zweiten Male auf.

Der Tag ſchlich mit unerträglicher Saumſeligkeit vorüber. Leonide unterbrach dann und wann ihre häuslichen Geſchäfte, um den Grafen zu ſehen, ihn nach ihrem Sohne zu fragen und für die Bedürfniſſe zu ſorgen, welche die Entbehrungen, die er ſeit mehreren Tagen erlitten hatte, dringend erfoderlich machten. Er ſelbſt benutzte ſeine Muße, ſich, unterſtützt durch ein Licht, mit den Eigenthümlichkeiten ſeiner unwirthbaren Herberge bekannt zu machen.

Die Pforte, welche den Gang zwiſchen den Kellerwänden hindurch nach außen zu führen ſchien, ſtand noch auf, der Graf fand jedoch nach wenigen zurückgelegten Schritten dieſen Weg verſchüttet und kehrte um. Da fiel ſein Auge auf einen Gegenſtand, der es mit einer unbeſchreiblichen Befremdung feſſelte; er ſah nämlich in einer Wandblende ein Käſtchen ſtehen, welches, er wußte nicht wie und wodurch, ihm bekannt war. Vergebens ſtrengte er ſein Gedächtniß an, um ſich zu entſinnen, in welcher Zeit und an welchem Orte er die Bekanntſchaft dieſes kleinen Behälters gemacht habe, und dieſe Frage beſchäftigte ihn, bis er, von dem Eintritte der Nacht in Leonidens Nähe gerufen, dieſen Gegenſtand aus den Augen und aus dem Gedächtniß verlor.

„Acht ungeſtörte Stunden liegen vor uns,“ ſprach Leonide. „Ich habe Ihnen, mein geliebter Freund, einen Blick in das Gewebe meines unſeligen Lebens verſprochen; wo ſoll ich aber meine Schilderung beginnen und wo ſie enden? Ich würde bei meiner Wiege anfangen und bei dieſem Moment aufhören müſſen, wenn ich meine Aufgabe löſen und Ihnen beweiſen wollte, daß ich, wie unglücklich ich Sie auch gemacht habe, dennoch nicht Ihren Haß verdiene.“

„Meinen Haß? — O Gott!“ rief der Graf mit abgewandtem Geſicht und Thränen erſtickten ſeine Stimme; da warf Leonide ſich nieder vor ihm, umklammerte ſeine Knie und ächzte: „O Gott, welch' einen Himmel hab' ich verlieren müſſen! — Alles! Alles! — Dich! — Mein Kind!“ —

„Und hat Ihnen Gott für Ihre Verluſte denn gar keinen Erſatz gewährt? — Kein zweites Kind für Ihren Godefroi?“ fragte zitternd der Graf, ſie aufhebend und ſie zu dem Sopha führend, mit welchem ihre Fürſorge ſein geheimes Wohnzimmer verſehen hatte.

Da richtete ſie die Augen ſtarr, mit dem Ausdruck des tiefen Gefühls einer empfangenen Beleidigung auf ihn und ſprach, nachdem ſie ihn lange vorwerfend angeblickt hatte: „Ein zweites Kind? — O, wie tief muß ich geſunken ſein in den Augen meines Saint Hilaire, daß er mich, ſeine Leonide, für ein beſeeltes Weſen halten konnte, ſeit er ſich losgeriſſen hatte von ihr! — Fähig zu empfinden — fähig — o — mein Elend iſt doch größer als ich wähnte!“

Sie blickte lange verſtummend vor ſich nieder, dann hob ſie wieder an: „Ich muß mich rechtfertigen vor Dir; Du mußt wiſſen, daß ich nicht unwürdig war, an Deiner Hand durch's Leben zu gehen, und daß ich Dich beglückt haben würde, wenn — dieſer Menſch, deſſen Namen ich heute führe, ſich vergiftet hätte, an dem erſten Kuſſe, den er mir entſchmeichelte. Sie ſeufzte tief und fuhr nach einer Pauſe fort:

„Du haſt meinen Vater nicht genau genug gekannt, um ſeinen Feuereifer für ſeinen Glauben zu begreifen; — mir hatte er den Auftrag zugetheilt, meine Geſpielen ſpielend unſerer Kirche zuzuführen. Unter jenen war Florian Ainaraude; dieſer Menſch, in deſſen Händen mein Herz blutet, ſeit ich es ſchlagen fühle!“

Ein heftiges Schluchzen erſtickte Leonidens Stimme. „O Gott!“ rief ſie nach einer ſchwerdurchrungenen Pauſe, „ich war ſchon ein bejammernswerthes Kind; meine erſten Leſebücher waren die Bibel und die Kirchenväter, und wenn nun nach ſtundenlangem Leſen mein Vater mich an die Bruſt drückte, mein Glück pries, aus dieſen, meinen Geſpielen verbotenen Quellen ſchöpfen zu dürfen, und mich ſo lange mit Fragen beſtürmte, bis ich mich zur Lüge erniedrigte, bis ich für Propheten und Apoſtel eine mir fremde Begeiſterung heuchelte, die ihn ermuthigte, mich auszuſenden als Bekehrerin meiner Spielgefährten, deren Legendenbücher meine Phantaſie unabläſſig beſchäftigten — dann ergriff mich eine unbeſchreiblich drückende Scham vor mir ſelber! Ich fühlte meine

Erniedrigung, indem ich meinen Vater durch die Lüge betrog, meine Freunde und Freundinnen auf den Weg zu führen, welchen er mir vorgeſchrieben hatte, während ich, ihn hintergehend, heimlich auf dem ihrigen fortſchritt. Aber noch war mein Fuß unſicher auf dieſem Geleiſe, da trug ſich eine Begebenheit zu, welche verhängnißvoll mein Herz von meinem Vater losriß. In einem Flügel unſerer verfallenen Stammburg war eine alte katholiſche Kapelle befindlich, mit Bildern geſchmückt, vor welchen Florian mich gewöhnt hatte, das Knie zu beugen; da hatte ich einſt in der Nähe derſelben einſam im Burghofe geſpielt und ſaß ausruhend vom Spiel auf dem Raſen, da vernahm ich ein lautes Gehämmer im Innern des Gebäudes, ging dem Schalle nach und ſah meinen Vater in der katholiſchen Kapelle, ganz wie jene Phantaſiegeburt auf dem Bilde in Dresden, gegen Altäre und Bilder ſtürmen. Ein Entſetzen ergriff mich; ich erwartete nichts Gewiſſeres, als daß Gottes Blitz herabfahren und den Frevler vertilgen werde. Ich ſchrie auf und mein Vater ſah ſich erſchrocken um. Als er mich erblickte, befahl er mir, näher zu kommen und die aus ihren Rahmen gefallenen Bilder in einen Winkel zu werfen. Zitternd legte ich die Hand an meine geheimen Heiligthümer, da blickte mich das Bild eines wunderſchönen Weibes, mit thränenverklärtem Auge vor einem Klavier ſtehend, an; mir ward, als rief es mir zu: „Unglückliche, Du ſollſt büßen für die Miſſethat Deines Vaters!“ Ich konnte den Blick nicht abwenden von dem Bilde und als mein Vater mir nun rauh zurief, da erſchrak ich und es entſank meinen Händen. Unmittelbar darauf ward die Thüre vermauert, welche aus unſerer Kirche in jene Kapelle führte, und ich erfuhr gelegentlich, es ſei ein Schatz geweſen, welchen mein Vater dort geſucht habe. Mir ſtand das Bild der gemißhandelten Heiligen immer vor Augen; es war mir, als ſei dieſe mein Engel, meine Patronin, die ich verſöhnen müſſe mit meinem Vater und mit mir, und jede meiner Spielſtunden benutzte ich, in den finſtern Gängen der alten Burg einen Gang zu finden, welcher mit der Kapelle in Verbindung ſtehen könne. Ich drang durch alle Winkel, fürchtete weder Eidechſen noch Fledermäuſe und fand endlich einen Gang, deſſen Richtung mich nach der Kapelle zu führen ſchien. Und in der That entdeckte ich eine Thüre, aber ich vermochte ſie nicht zu öffnen. Da vertraute ich meinen Fund einem meiner Geſpielen; — es war Florian!“

„Florian wußte Rath; es gelang ihm, das untere Fach der entdeckten Thüre zu zertrümmern; wir krochen hindurch und ſtanden in der Kapelle. Die zerbrochene Thüre war als ſolche von innen nicht kenntlich; ſie glich dem Täfelwerk, mit welchem der größte Theil der Wände bekleidet war. Jetzt ſuchte ich meine Heilige aus dem Schutte hervor und fand ſie. „Es iſt die heilige Cäcilia!“ rief Florian. „Du ſiehſt ihr ſprechend ähnlich, und mußt Cäcilia heißen!“ Von nun an hieß ich im Kreiſe meiner Geſpielen Cäcilia; aber es war mir nicht genug, ihren Namen zu führen, auch gefeiert ſollte meine Patronin werden. Ihr wollte ich dieſe Kapelle erneuern, weihen und ihr gerettetes Bild auf den Hochaltar ſtellen. Wir Beide, Florian und ich, arbeiteten in jeder unſerer Freiſtunden an der Aufrichtung der Altäre, der Kruzifixe, der Flaggen, der Bilder, und bald hatten wir uns eine eigene geheime Welt geſchaffen. Aber unſer Geheimniß war verbreiteter, als ich es wähnte. Wie ich von meinem Vater beauftragt geweſen war, Florian und ſeine Geſchwiſter unſerer Kirche zuzuführen, ſo hatte Florian von einem fanatiſchen heimtückiſchen Prieſter den Auftrag, mich heimlich für die katholiſche Kirche zu bilden. Doch ſo wenig als ich es gewagt hatte, Florian das mir aufgetragene Geſchäft zu entdecken, eben ſo verſchwiegen war er, bis der Tag kam, der mich ganz in ſeine Feſſeln warf."

„Unſer ſtetes Beiſammenſein und unſer gemeinſchaftliches Geheimniß hatte unſere kindiſche Vertraulichkeit befördert; wir zweifelten nicht daran, daß der Himmel uns gegenſeitig für einander beſtimmt habe, und knieten faſt täglich als geſegnetes Brautpaar vor dem Bilde der heiligen Cäcilia. Aber meinen Eltern mußte unſer Bund geheim bleiben; ich mußte, um ſie zu täuſchen, zur vollendeten Heuchlerin werden und ſank von der zweiten Stufe der ſchon betretenen Sündenleiter leicht zur folgenden herab. Eine Reiſe nach Alby — der Zweck derſelben war mir unbekannt — ſtand Florians Eltern bevor und ich, um ſie begleiten zu dürfen, log, von Florian beredet, eine bedenkliche Unpäßlichkeit, welche den Rath eines berühmten Arztes zu fodern ſchien. Meine arme, geängſtigte Mutter willigte in meine Mitreiſe, und — in Alby — ward ich vom Erzbiſchof gefirmelt. Jetzt, da der Rückſchritt unmöglich ſchien, jetzt entdeckte mir Florian das mit mir geſpielte Spiel. Mit Entſetzen riß ich mich los von ihm und ſank reuig — aber unfähig zu einem Bekenntniſſe, in die Arme meiner Eltern zurück. Meine Wiederkehr war aufrichtig; Liebe und Milde hätten mich auf ewig an die wieder ergriffenen Stützen meines Lebens feſſeln können, aber Härte und Mistrauen ſtießen mich zurück. Legrange, der Beichtväter meiner Eltern, hatte einen tiefern Blick in meine Seele geworfen, als ich es vermuthet hatte, aber dennoch — er war im Irrthum über mich, — in einem ſchmachvollen, mich entwürdigenden Irrthum. Ich war, ohne daß er es ahnete, Zeuge eines Geſprächs meiner Mutter mit ihm. Er rieth ihr, mich möglichſt bald zu verheirathen, weil — o Gott — weil mir Gefahr drohe, auf Irrwege verlockt zu werden, die meine Ruhe gefährden könnten. Anfangs verſtand ich den Geiſtlichen nicht, aber ſpäter ließen mich unverhohlene Hindeutungen von Seiten meiner Mutter nicht in Zweifel über die Art des Argwohns, welchen Legrange wider mich gefaßt hatte. Die Verächtlichkeit, mit welcher meine ſtrengſittliche Mutter mich von nun an behandelte, weckte einen unſeligen Trotz in meiner Bruſt, der mich ihr entfremdete. Mein Vater war grade abweſend und blieb ſehr lange, um am Hofe einige Vergünſtigungen für ſeine Kirche zu erwirken. So hatt' ich denn Niemand auf der Welt, als — Florian! — Und an dieſen ſchloß ich mich nun feſter als jemals an. Unſere Zuſammenkünfte in der Burgkapelle wurden mit einer Vorſicht veranſtaltet, welche uns keine Entdeckung derſelben beſorgen ließ; wir erneuerten unſere Gelübde und ſchieden nie von einander, ohne uns gegenſeitig ewige Treue zu geloben. So verfloß eine geraume Zeit. Florian ward Offizier und ich erwuchs völlig. Jetzt glaubte meine Mutter eine ſich darbietende Gelegenheit ergreifen — und mich verheirathen zu müſſen; ich ſchlug dem Bewerber um meine Hand aus, ohne den Zorn meiner Mutter zu beachten. Da erhielt Florian die Beſtimmung, mit ſeinem Regimente nach Amerika abzugehen, und kam, um Abſchied von ſeinen Eltern und von mir zu nehmen. Er wollte mich nur als ſeine Gattin zurücklaſſen, und ich willigte in unſere geheime Trauung; aber der Prieſter, der uns verbinden ſollte, kam nicht; da theilte Florian eine geweihte Hoſtie; wir genoſſen ſie gemeinſchaftlich und ich ſchwur ihm, nach dem Tode meiner Eltern katholiſch und ſein Weib zu werden, oder den Schleier zu nehmen, wenn er ſein Leben in jenem Kriege enden ſollte.“

„Er reiſte ab; aber kaum hatte er Frankreich verlaſſen, als auch ſeine Briefe ausblieben, welche ich bis dahin durch den Prieſter empfangen hatte, deſſen Werkzeug Florian geweſen war, um mich von meinen Eltern und meiner Kirche loszureißen. Nach einem Jahre kam die Nachricht, Florian ſei todt! — Ich ertrug dieſe Nachricht mit einem mich ſelbſt befremdenden Gleichmuth und fand, als ich über dieſe Erſcheinung nachdachte, daß mein Gefühl für Florian wohl nicht die ewig bindende Liebe geweſen ſein möge.

Alle Schattenſeiten ſeiner Seele traten deutlich vor mein ruhiger gewordenes Auge, und ich erkannte täglich klarer, daß meine Phantaſie mein Herz auf einen Irrweg gezogen habe; daß Florians Tod eine Wirkung der Liebe Gottes für mich ſei, um mein Leben vor dem Fluche zu bewahren, es an der Hand eines — von mir nicht geachteten Mannes verſeufzen zu müſſen. Aber wie auch Florians Tod mich auf einer Seite von meinen Pflichten gelöſt hatte, ſo blieb ich doch auf der andern Seite gebunden. Er hatte meinen Schwur, katholiſch und Nonne zu werden, in ſein Grab mitgenommen, und dieſen Schwur mußt' ich halten, wie auch der Katholicismus und das Kloſterleben, ſeit ich Beides kühler und beſonnener angeſchaut hatte, mich mit Abſcheu erfüllen mochte. Auch ließ es der Prieſter nicht an Erinnerungen fehlen, und verſuchte bei jeder Gelegenheit, meine Phantaſie durch Bilder von drohenden Höllenſtrafen für Eidbrüchige zu erhitzen; doch dieſe Bilder hatten ihre Wirkung auf mich verloren; ich hatte aufgehört, die Hölle zu fürchten, aber Gott fürchtete ich und aus Gottesfurcht beſchloß ich, meinem Eide getreu zu bleiben. Jetzt fing mein Verfolger aber an, eine andere Sorge mir zu erwecken; er behauptete, das Sacrament der Firmelung, welches ich empfangen, ſo wie der Genuß der geweihten Hoſtie, habe mich bereits zur Katholikin gemacht und überantworte mich der geiſtlichen Gewalt, welche er geltend machen werde, wenn ich die mir vorgeſchlagene Flucht in ein Kloſter verzögern ſollte. Jetzt ſah ich den Abgrund, an deſſen Rande ich ſtand; ich durfte nicht zweifeln, daß der Prieſter mein Geheimniß ruchbar machen werde, und beſchloß, mich meiner Mutter zu entdecken. Aber unglücklicher Weiſe hatte dieſe grade zu dieſer Zeit einen neuen Heirathsvorſchlag für mich, deſſen Ablehnung gleichzeitig eine Erörterung herbeiführte — die — mit ihrem Tode endete. Sie ſtarb unter Fluchen gegen mich!" — Hier ward die Unglückliche von ihrer Kraft verlaſſen. Mit einem krampfhaften Schluchzen ſank ſie zuſammen. Der Graf fing ſie auf in ſeinen Armen, an ſeiner Bruſt hob ihr jammerſchweres Herz wieder milder zu ſchlagen an. „Mein Godefroi!" hauchte ſie und bedeckte ſeine Lippen mit Küſſen. „O mein Godefrei; Du haſt die Muttermörderin nicht früher von Dir geſtoßen, bis die Wirkung des Mutterfluches ſie zwang, ſich ſelbſt von Deinem geliebten Herzen loszureißen!“

Der Graf vermochte nicht zu ſprechen. Seine Thränen vermiſchten ſich mit den ihrigen, und ſein Schmerz ward ſanfter unter ihren Küſſen.

„Gott,“ rief Leonide nach einer Pauſe, „bin ich denn nicht mehr Dein eigen? Hat denn mein Eid mich weniger kräftiger an Dich, als an ihn gebunden? Nimmermehr! Ich bin Dein Weib, die Mutter Deines Kindes, und keine irdiſche und keine überirdiſche Gewalt ſoll Dich aus meinen Armen und mich aus den Deinigen entfernen!“

Dieſe Worte riſſen neue Wunden in des Grafen Herz. Den morgenden Tag hatte Der zu ſeiner Rückkehr beſtimmt, welcher Gewalt und Recht hatte, ſie von einander zu trennen, und wer mochte zweifeln, daß er ſich ſeiner Gewalt und ſeines Rechts bedienen werde? Der Graf rang mit unſäglichen Martern; er war ſo wenig fähig, Leoniden, die Unglückſeligſte, die je geweint hatte auf Erden, zum zweiten Male zu verlaſſen, als Ainaraude ihren Beſitz zu rauben, und ſchreiender als je fing ſein Gewiſſen an, mit ſtrafender Stimme zu reden. „Ich bin es,“ rief er, „ich, der die Schuld an Deinem Jammer trägt! Warum verließ ich Dich in jenem unheilſchweren Augenblick, als ich Dich in ſeinen Armen fand? Ich hätte Dein Schutzengel ſein müſſen, Dein Retter, Dein Beiſtand in der größten Gefahr Deines Lebens, und — ich Feiger verließ Dich!“

„Nein!“ erwiderte Leonide dumpf, „ich bin die Schuldige! Ich habe Dich verlaſſen! Ich mußte Dich verlaſſen. Ich hatte keine Wahl mehr! Das wußte ich, ſeit dem Augenblicke, da Du mich dem Tode entriſſen und mir das Verſprechen abgedrungen hatteſt, nie wieder Hand an mich ſelber zu legen! Eine Hoffnung hatte ich noch, die, ihm mein Geld für meine Freiheit zu bieten; aber Du kamſt zu früh; — Du kamſt, ehe ich ihm noch den Vorſchlag hatte machen können, und nun mußte ich ſein werden!“

„Aber, Leonide,“ hob der Graf nach einer Pauſe an, „Legrange iſt edel, gefühlvoll und Dein Freund, warum vertrauteſt Du Dich ihm nicht an?“

„Vertrauen?“ ſprach Leonide düſter; „Du vergißt, daß ich von Kindheit an gewöhnt wurde, zu täuſchen; wie hätte ich alſo einem Menſchen vertrauen können? — Und Legrange? — Er war es ja, der meiner Mutter Rathſchläge gab, der mich von dem Herzen meiner Mutter entfernte! Doch ſieh, immer komm' ich wieder zu dem Grabe der Gemordeten zurück; — da blieben wir ja vorhin auch ſtehen. Ich will Dir weiter erzählen! Meine Jahre lang anhaltende Krankheit hielt den Prieſter von verfolgenden Schritten gegen mich ab. Da endlich ſah ich Dich! Meine ganze Seele flog Dir zu, und nun erſt wußt' ich's, ich hatte jenen Florian nie geliebt! Dich liebte ich! Dich, den Erſten und Einzigen auf der Welt. Aber zwiſchen Dir und mir ſtand mein Kloſtergelübde! — Ich brach es, um einen ſterbenden Vater zu beruhigen, und wurde Dein!“

„Eine ſüße, himmliſche Ruhe belebte meine Seele, als ich mit Dir und dem Sterbenden das heilige Nachtmahl genoß, und dieſe Ruhe dankte ich Dir! — Dir den Vaterſegen, der mich mit der todten Mutter verſöhnte! Nun ſchrieb ich meinem Verfolger, was ich gethan hatte, und ſank frei von meinen lähmenden Feſſeln an Dein Herz; da machteſt Du mich aufmerkſam auf die Spuren der Dinte an meinem Finger und ein plötzlicher Schreck befiel mich; es war mir, als ſei dieſer Fleck ein mir aufgeprägtes Zeichen meiner dauernden Seelenſklaverei, und die kindiſche, kaum bewältigte Angſt ergriff mich von Neuem. Darum bat ich Dich, mich mit Dir nach Cordes zu nehmen, und flehte Dich an, unſere Abreiſe von Luclauſe zu beeilen, nachdem ich die Spuren der Rachluſt des fürchterlichen Prieſters entdeckt hatte; denn ſein Werk war der Unfug, den jener Maler mit meines Vaters Bilde getrieben hatte; ſein Werk war jener Zettel und ſein war der Zuruf bei der Begräbnißfeier. Mir war in dieſem Augenblick, als müſſe Florian oder ſein Geſpenſt mir nah ſein; die Sinne vergingen mir. Als ich erwachte, fing ich an zu ſchwanken zwiſchen dem Glauben und dem Zweifel an ſeinem Leben. In Chateaugris überredete ich mich endlich, der Prieſter habe nur um mich zu ſchrecken die Nachricht von Florians Tode erfunden. Ich wurde ruhiger; — da begab ſich Legrange's Verhaftung, ich erkannte in dieſer Gewaltthat die Hand der rachſüchtigen katholiſchen Geiſtlichkeit, und nun kehrte meine Angſt, daß auch uns dieſe gewaltige Hand ergreifen werde, erneuert zurück. Die Firmelung, der Genuß der Hoſtie, wähnte ich, habe mich zur Katholikin gemacht; ich ſah Dich verfolgt von dem Erzbiſchof; mich vor das geiſtliche Gericht gezogen, getrennt von Dir und in ein Kloſter begraben. Endlich gabſt Du meinem Bitten nach; wir verließen Frankreich und nun berauſchte das Gefühl der Sicherheit mich; der bisher mir fremd geweſene Genuß geſelliger Freuden machte mich ſchwindeln und in meinem Rauſche weckte ich ein Gefühl in Deiner Seele, welches ausbrechend, meinen kurzen Traum vom Erdenglück vernichtete. Mein Gewiſſen erwachte fürchterlich. „Wie kann ein Menſch dir vertrauen, du Eidbrüchige? — Wie kannſt du ein Glück vom Himmel fodern, du Muttermörderin?“ ſo rief die Stimme in meiner Bruſt unaufhörlich. — Jener rohe Kirchendiener in Dresden ſchien mir ein Mahner von Gott geſandt, und ich fing an, den Vorſatz zu faſſen, nachdem ich meinem Kinde das

Leben gegeben haben würde, Dir zu entfliehen, in ein Kloſter zu gehen und meine Gelübde zu erfüllen; aber auch Dir hatte ich Eide geleiſtet, doch war ich ſcharfſinnig genug in meinem Wahnſinn, ein Mittel zu finden, mich mit meinen widerſtreitenden Pflichten zu verſöhnen; ich überredete mich nämlich, Du liebteſt mich nicht mehr, ſondern nur Dein Kind, den Erben Deines Namens und Deiner Güter."

„In Paris kämpfte ich mehr als einmal mit mir, meinen Entſchluß auszuführen, aber meine Liebe zu Dir erwachte jedesmal mit unbezwinglicher Kraft! — Ich konnte Dich nicht verlaſſen! — Da — da — kam der Brief — von ihm! — Nun mußt' ich — ich mußte ſterben! — O, warum haſt Du mich nicht ſterben laſſen! — Es waren ſchwerere Sünden als die des Selbſtmordes, welche ich bei Gott zu verantworten hatte! Doch — es iſt gut, daß Du mir das Leben erhielteſt; — ich bin Ainaraude's Eigenthum geworden, und habe alle — alle meine Sünden dadurch gebüßt!"

„Aber Leonide, ſei nicht ungerecht gegen Deinen Gatten; er liebt Dich!" brach der Graf zögernd aus

„Gatte? — mich lieben?“ fuhr Leonide mit flierem Auge auf. „Der ſchrecklichſte Zwang, der je verübt worden iſt an einer Gefeſſelten, hat mich ihm überliefert! Hätt' er mich geliebt, ſo würde er großmüthig geweſen ſein, und mir die Freiheit geſchenkt haben, Dir in tiefer Einſamkeit nachzuweinen, als er ſah, mit welchem Entſetzen ich ſeine Hand zurückſtieß, wenn ſie die meinige berührte! Das Weib hielt ihm den Schwur, den ihm das Kind geleiſtet hatte, aber mit brechendem Herzen. Er ſah mein Herz brechen bei dem ungeheueren Opfer, und nahm es dennoch hin! Ich habe keine heilige Erinnerung, die er nicht mit Füßen getreten hätte. Doch ſeine Achtung für meine Gelübde hab' ich erzwungen! Nie bin ich ihm die einſtige Cäcilie geweſen! Den Namen, welchen Du mir wiedergegeben haſt, den Namen Leonide führ' ich für ihn, und Deine Leonide bin ich wieder, wenn er es wagt, Dir eine dauernde Freiſtatt in ſeinem Hauſe zu verſagen. Er hat mich verſtoßen, wenn er Dich verſtößt! Ich gehe mit Dir, wenn Du gehen mußt.“

„Das verhüte Gott, daß ich zum Räuber an dem Gut eines Mannes werden ſollte, der mit Gefahr ſeines Lebens mich aufgenommen hat!“ rief der Graf erſchrocken.

„Haſt Du nicht zehnfach mehr für ihn gethan?“ fragte Leonide. „Er hat ſein Leben für Dich gewagt und Du haſt mich ihm hingegeben, ſeinetwillen Alles von Dir geworfen, was Dein Daſein zum Leben macht, und haſt es behalten wie der Kranke ein unheilbares Geſchwür — wie ich die Erinnerung an meine mir fluchend geſtorbene Mutter behalten muß! — Nein, Godefroi, ich laſſe Dich nicht wieder! Mein Gelübde für ihn hab' ich gelöſt. Jetzt will ich den Schwur halten, den ich Dir geleiſtet habe. Ich gehe mit Dir! Vielleicht gelingt es mir, Deine neue Heimat zu erreichen! Vielleicht iſt Gott verſöhnt mit mir und ſchenkt mir die Seligkeit, an meines Kindes Herz das meinige zu drücken. Und ſoll es nicht ſein — nun ſo werde ich mit Dir auf der Guillotine ſeliger ſtehen, als mit ihm auf den Stufen eines Kaiſerthrons!“

„Leonide! Du vergißt, was Du mir biſt, das biſt Du auch ihm," ſprach der Graf mit immer zunehmender Unruhe. „Zehn Jahre lang hat er Dir ſeine Treue bewahrt!"

„Du kennſt dieſen Ainaraude nicht!" rief Leonide. „Sein Eigenſinn, ſein Trotz hatten ihn an mich feſtgeknüpft und mich von Dir geriſſen, nicht ſeine Liebe! Und ſein Hochmuth war's, der Dich rettete, nicht ſein Edelmuth! — Doch es iſt Morgen! Wir müſſen uns trennen!"

Sie umſchlang und küßte ihn heftig und eilte in ihr Zimmer zurück.

Der Abend kam, aber Ainaraude nicht; Leonide harrte vorſichtig bis Mitternacht ſeiner, dann ſchlich ſie zu dem geliebten Geächteten hinüber; aber jedes Geräuſch ſchreckte die Beſorgten empor, die verminderte Sicherheit trat ſtörend zwiſchen Beide und minder befriedigt als geſtern ſchieden ſie am nächſten Morgen von einander Jetzt kam ein Bote von Ainaraude mit einem Briefe. Leonide las und erblaßte. Sie eilte zu dem Grafen und reichte ihm zagend den Brief. Er las:

„Die Unterſuchung der hier ſtatt gefundenen Magazinberaubungen hält mich länger zurück als ich es vorausſehen konnte. Der Volksrepräſentant Marchand, welcher grade hier anweſend iſt, leitet ſelbſt das Geſchäft. Es läßt ſich noch nicht beſtimmen, wann es beendet ſein wird. Lies das anliegende Zeitungsblatt. Es wird Dich belehren, daß ein heimtückiſcher Böſewicht, der ſich hüten mag, mir in die Hände zu fallen, mich verdächtig zu machen geſucht hat."

„Ainaraude."

Die erwähnte Beilage war ein abgeriſſenes Stück der in Paris unter dem Titel: „Père Duchesne" erſcheinenden Zeitſchrift. Der Graf las: „Der gefangene und heute guillotinirte Aumonier des ſogenannten Condé'ſchen Corps, Pater Curiot, hat ausgeſagt, daß derjenige Vaterlandsverräther, welcher unter dem Namen Ainaraude die Waffen wider die Republik getragen hat, kein Anderer iſt, als der bekannte Emigrant, welcher ſich einen Grafen Saint Hilaire de Pontgris nannte. Ferner hat der genannte Curiot angegeben, daß der Hilaire gefangen worden, aber entſprungen ſei. Die desfallſigen Steckbriefe ſind bereits in Umlauf geſetzt worden."

Mit ſtockendem Athem und fliegender Bruſt ſah Leonide fragend den Grafen an.

„Der Weg, den ich zu wählen habe, iſt mir nicht nur durch Ainaraube, ſondern auch durch mein eignes Gefühl angedeutet,“ ſprach der Graf. „Ich gehe!“

„So gehe auch ich!“ rief Leonide. „Gott verlaſſe mich, wenn ich Dich verlaſſe!“

Der Graf wandte vergebens ſeine ganze Beredſamkeit auf, Leoniden von ihrem Entſchluſſe zurückzubringen. „Gott, Gott!“ rief er, „ich bin zu ſchwach, mir ſelbſt zu rathen! Geh ich, ſo ſtehl’ ich meinem Retter ſein Weib! — Bleib’ ich, ſo ſetze ich ſeinen Kopf in Gefahr!“

„Nicht doch,“ unterbrach ihn Leonide. „Bleib bei mir! Die Fortſetzung des Ganges, welche zu dieſem Zimmer führt, kennt Ainaraube nicht. Er ſoll wiſſen, daß Du entflohen biſt, und ich wache für Dich und bewahre Dich!“

Der Graf ſchwankte. „Nur einen Freund jetzt,“ rief er, „einen treuen Freund, der mir räth, was ich thun ſoll!“ — Plötzlich fuhr er lebhaft auf. „In dem Gange ſteht ein ſchwarzes, bunt mit Meſſing beſchlagenes Käſtchen, Weſſen iſt das?"

„Unſeres Arztes," erwiderte Leonide.

„Wie heißt er?" fragte der Graf dringend.

„Doctor Meneuille," verſetzte ſie geſpannt.

„Meneuille?" rief Saint Hilaire und eine freudige Glut ſtieg in ſein Geſicht. Den hatte er gerettet! Jenes Käſtchen hatte er getragen bei der Flucht aus der Baſtille! Dieſer Mann hatte ihn beſchworen, ſich ſeiner zu erinnern, wenn er eines Menſchen bedürftig ſein ſollte! An ihn beſchloß er ſich zu wenden. Er theilte Leoniden ſeine Abſicht und die Veranlaſſung zu derſelben ausführlich mit.

Leonide ſann, dann ſprach ſie entſchieden: „Nein, verrathe Dich dem Doctor nicht! Er iſt Vater von fünf Kindern; die Bewahrung Deines Geheimniſſes bedroht ſein Leben; — ſchwer, ja vielleicht unmöglich wird es ihm, ein in der Aufwallung ſeiner Dankbarkeit gegebenes Verſprechen im Augenblicke der Gefahr zu erfüllen! Es gibt nur einen Menſchen in der Welt, der jetzt mit Dir leben und für Dich ſterben kann, und das iſt Deine Leonide."

Ein Tag verging, der zweite, der dritte; da kam ein Bote und meldete Ainaraude's Ankunft, welche morgen in Begleitung des Volksrepräſentanten Marchand erfolgen werde.

„So iſt denn dieſe Nacht meine letzte unter dieſem Dache!“ ſprach der Graf entſchieden, als Leonide mit der Botſchaft ſpät zu ihm eintrat. „So iſt ſie denn auch meine letzte Nacht unter dieſem Dache!“ rief ſie nicht minder entſchieden. „Ich ſchwör es Dir bei meiner Hoffnung auf Gottes Gnade, die Gattin verläßt den Gatten nicht!“

„Gott ſei uns Allen gnädig!“ ſeufzte der Graf. „Wie will dieſer Widerſtreit Deiner Pflichten ſich löſen? Ich ſoll heimlich, ohne Vorwiſſen des Mannes, an welchen Deine älteſten und Deine jüngſten Schwüre Dich binden — ja, gegen ſeinen Willen ſoll ich bei Dir bleiben? — Willſt Du mich zum Verbrecher machen?“

„Engel ſündigen nicht!“ rief Leonide und umſchlang ihn. „Bleibſt Du bei mir, ſo ſegneſt Du mich! — Nimmſt Du mich mit Dir, ſo ſegneſt Du mich! — Sterb' ich mit Dir oder für Dich, ſo geh' ich als eine Geſegnete zum Himmel!“

„Nun, ſo ſei es denn!“ rief der Graf. „Ich bleibe, und ſoll mein Schritt ein Todesſchritt ſein, ſo —“

„So iſt er's für mich auch!“ hauchte Leonide unter Küſſen ihm zu.

Die Seligen vergaßen Himmel und Erde über ihren zweifelhaften Erdenhimmel — und mit den bitterſten Thränen, welche je die Reue geweint hat, erwachte Saint Hilaire, der vergötterte — und ach — gefallene, tief gefallene Menſch.

„Barmherziger Gott!“ ſchrie der Unglückliche, „was — o was hab' ich gethan? — Ich habe das Vertrauen eines großmüthigen Mannes getäuſcht! — Ich bin ein Elender! Ein Verworfener!“

„Mein Gatte biſt Du und ich bin Dein Weib!“ rief Leonide ihn tröſtend umſchlingend. — Da — wurden plötzlich ihre Augen leichenſtier, ihr Geſicht todtenfarbig; ihr Mund verzog ſich krampfhaft und eine Lähmung aller Glieder hielt den Grafen in ihrer Umarmung gefeſſelt.

Die Unglücklichen! Sie wußten nicht, daß der Volksrepräſentant Marchand ſein Geſchäft in Soude ſchon heute bei guter Zeit beendet und den Bürger

Ainaraude unerwartet aufgefodert hatte, ihm heute ein Nachtlager in Chalons ſur Marne zu geben; ſie hörten im Taumel ihrer Sinne den heranrollenden Wagen nicht; ſie hörten nicht, wie Ainaraude mit ſeinem Hauptſchlüſſel eine Thüre nach der andern öffnete, und um Leoniden zu wecken und ein Souper für ſeinen Gaſt zu fodern, in ihr Schlafzimmer trat; wie jener unbeſcheidene Gaſt ihm folgte und horchend auf das Geſpräch im Eckzimmer, lächelnd den Wirth herbeiwinkte, welcher befremdet vor Leonidens leerem Bette ſtand. „Mein Gatte," hörten die Horcher das ahnungsloſe unglückliche Weib rufen, „Mein Gatte biſt Du, und ich bin Dein Weib!" — Da flog die Thüre auf — lachend trat der Volksrepräſentant — verbleichend und mit ſtierem Auge Ainaraude ein, und in die Hände klatſchend rief Jener:

„Bravo! Bravo! Das Weib zweier Männer! — Ich wünſche Ihnen zu Ihrem Glück Geduld, Bürger Ainaraude."

Da ſprangen die Feſſeln von Ainaraude's Zunge. „Bürger Volksrepräſentant!" rief er, „jenes Haupt dort gehört der Guillotine! Jener Arm hat gegen die

Republik geſochten! Ich denuncire Ihnen den Vaterlandsverräther Saint Hilaire de Pontgris!"

„Sieh da, ein alter Bekannter!" ſprach lächelnd der Volksrepräſentant und rief zur Thüre hinaus: „Laßt Gendarmen beſtellen!"

Eine dunkle Erinnerung flog den Verrathenen an. War das nicht der Advocaturagent Marchand, welcher ihm die Geheimniſſe ſeines Principals verkauft und ihm gerathen hatte, den Prieſter Curiot zu beſtechen? — Es war hier aber nicht Zeit, dieſer Erinnerung weiter als durch den Raum des erſten Augenblicks zu folgen, denn in dem nächſten ſprang Leonide auf, trat mit den ſchauerlichſten Muskelbewegungen im verzerrten Antlitz, all ihre Glieder fliegend im Krampf des Sehnenhüpfens und den Blick einer Wahnſinnigen in ihrem irre rollenden Auge vor den Volksrepräſentanten hin und ſchrie, auf Ainaraude deutend: „Bürger Volksrepräſentant! Jener Kopf dort gehört der Guillotine! — Jener Angeber hat dieſen Geächteten in ſein Haus aufgenommen und ihn verſteckt vor dem Arm der Gerechtigkeit!"

„Deſto beſſer!" rief der Volksrepräſentant und ſetzte mit tigerartigem Grinſen hinzu: „Nun fehlt noch der dritte Kopf zum vollſtändigen Kleeblatt!“

„Hier iſt er!“ ſchrie Leonide, den ihrigen beugend. „Ich bin die Mitſchuldige des Angebers!“ Der Volksrepräſentant lächelte und ſprach zu dem eintretenden Gendarmen: „Bürger, für dieſe drei Köpfe bürgt Ihr der Republik mit dem Eurigen. — Führt die Verräther in die Kerker, aber trennt ſie.“

Da ergriff ein unſäglich ſchneidendes Weh das Herz des unglücklichen Saint Hilaire; ſein Schuldbewußtſein erhob ſeinen Angeber zum Märtyrer und erniedrigte ihn zum fluchwürdigſten aller Verräther. Er kniete nieder und umſchlang die Füße ſeines verrathenen Wohlthäters, der mit gebundenen Sinnen einem erſtarrten Leichname gleich, an die Wand gelehnt ſtand.

„Wozu die Poſſenreißerei? — Macht ein Ende, Gendarmen!“ rief der Volksrepräſentant, und die Knechte der Schreckenſchaft griffen zu.

Leonide.

Ein Roman

von

Emerentius Scävola.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

Universitäts-Bibliothek Halle

Erſtes Capitel.

Denken die Himmliſchen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten ſie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief erſchütternden Uebergang,
Dann erziehen ſie ihm —
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit ſei —
Einen ruhigen Freund.
Goethe.

Dumpf donnerte die Marnebrücke, welche die Inſel mit der Stadt Chalons verbindet, unter den fliegenden Rädern des Wagens, der Leoniden, getrennt von den beiden Genoſſen ihres Lebens, nach dem Kerker führte, als ein anderer, entfernterer Donner die müden Kinder der Republik aus ihren Wohnungen ſchreckte. „Hört Ihr die Schlacht?“ — „Wie ſteht ſie?“ — „Iſt Nachricht da vom Schlachtfelde?“ ſo fragten tauſend zitternde Zungen, und geſchäftig durchſtrichen die heimgebliebenen Mitglieder der patriotiſchen Clubs die dichten Pöbelgruppen und weiſſagten den Sieg des neufränkiſchen Heeres; aber plötzlich brachen Scharen flüchtiger Landleute ein in die Thore und erfüllten die Gaſſen mit Wehklagen: „Unſere feigherzigen Feldherren haben ſich ſchlagen laſſen bei Croix au Bois und laſſen ſich ſchlagen bei Valmy! — Die Oeſtreicher und die Preußen dringen vor und werden uns richten als Rebellen!“

Und unter gewaltigem Schrecken zerſtoben die dicht gedrängten Haufen der Volkshefe, welche das gefürchtete Racheſchwert der Sieger an die Stelle der Guillotine treten ſah. „Der Feind kommt! der Feind! Rettet euch!“ So wälzte das Schreckgebrüll der Väter, verſchmolzen mit dem ſchneidenden Gekreiſch der Weiber und Kinder, ſich dem pariſer Thore zu. Vergebens verſuchten die ſtarkmüthigſten der Volkshäupter die bewegte Maſſe aufzuhalten und die kräftigſten der Flüchtlinge zu dem Entſchluß zu begeiſtern, die feſten Werke der Stadt zu vertheidigen; aber die Beredſamkeit des Geſchützdonners, welchen der Nordoſtwind aus der Ferne herübertrug, überwog die Stimmen der Wortführer, und nach und nach miſchten auch die eifrigſten Clubiſten ſich in die Haufen der Flüchtlinge, welche die Heerſtraße nach Paris bedeckten.

Endlich dämmerte ein Hoffnungsſtern den Augen der verzagend Zurückgebliebenen; unüberſehbare Maſſen von Geſindel zogen daher auf der Straße von Saint Menehould, ein kleines Häuflein Gefangener begleitend, welche, zum Theil mit Wunden bedeckt, unter unſäglichen Mishandlungen weniger vorwärts ſchritten als fortgeſtoßen wurden.

„Gefangene! öſtreichiſche Gefangene! Ungarn! — An die Laterne mit ihnen! Reißt ſie in Stücken!“ So verwandelte der Anblick einiger waffenloſer Feinde das Angſtgekreiſch der entmuthigten Horden in Jubelgebrüll, und die Flucht ſtand ſtill. Unter tauſendſtimmigem Jauchzen kehrte mit Siegsgeſängen ein Feiger nach dem andern um, von dem ſchrecklichen

Gelüſt nach dem Blut der wehrloſen Feinde der Republik zu dem Kannibalenfeſte gerufen; aber der Kern der Nationalgarden hatte ſich dicht um die unglücklichen Gefangenen zuſammengeſchloſſen und wehrte mit Ernſt die Rothmützen ab, welche, raſend vor Blutluſt, ſich zu augenblicklichen Vollſtreckern des Volksurtheils aufwarfen.

Lange Zeit währte es, den Stimmen der Gemäßigtern das Uebergewicht zu verſchaffen. Der Ruf: „Zur Ordnung, Bürger!“ erhielt nur ſehr allmälig Unterſtützung; ſchneller fand die Vorſtellung Eingang, daß man die Gefangenen nicht morden dürfe, weil ſonſt keiner der Feinde ſich mehr ergeben, und ein jeder bis zum Tode kämpfen werde; und nun faßte das ſouveraine Volk einmüthig den Beſchluß, die Gefangenen in dem Kerker aufzubewahren, um ihrer ſich als Geiſel für die Schonung der Stadt zu bedienen, wenn es dem Feinde gelingen ſollte vorzubringen.

„Ja, in den Kerker! in den Kerker mit den Königsknechten! Aber auf unſern Wällen wollen wir ſie ſchlachten, wenn der Feind ſiegt und uns freien Abzug verſagt!" So tobte der raſende Pöbel um die Opfer, welche er ſeiner Wuth aufgeſpart hatte, umher, ſie über die Inſelbrücke hinweg nach dem Gefängniſſe begleitend.

„Aufgemacht, Bürger Cloceaux! aufgemacht!" So donnerte die Horde an die Kerkerthüre, dem würdigen Mitgliede des Jakobinerclubs rufend, welchem hier das Amt der Schlüſſelbewahrung anvertraut war. Aber faſt wankte ſchon, vom wiederholten Sturm erſchüttert, die Thür in ihren Angeln, und noch immer war der Kerkermeiſter nicht zu erwecken. Da öffnete endlich eine zitternde Hand das nächſte Fenſter; die Laterne beſchien das bleiche Geſicht der Bürgerin Cloceaux, und mit ſtammelnder Zunge verkündete dieſe dem Haufen, daß ihr Mann zu den Erſten gehört, welche die Angſt zur Flucht fortgeriſſen habe, und daß ſie, eingeſchloſſen, vergebens den Schlüſſel zur äußern Pforte ſuche.

Ein Gewirr unzähliger Flüche durchtoſte die Luft. „Da habt Ihr den Feigherzigen, der immer der Erſte war mit Strang und Beil, wenn es Waffenloſen galt, und nun auch der Erſte iſt, der ſeinen Poſten verläßt im Augenblick der Gefahr. — Brecht das Thor auf! — Seine Frau ſoll Schildwacht ſtehen und mit ihrem Kopf uns haften für die Gefangenen!"

Die Thüre flog in Stücken, und das Volk, die Gefangenen vor ſich her ſtoßend, drang ein in das ſchwarze Gewölbe, der Bürgerin Cloceaux unter dem Lärm von tauſend heiſern Lungen die Gefangenen zuzählend.

„Bürger, wo ſoll ich Raum finden für dieſe Menge?" ſchrie die Schließerin. „Die letzten leeren Gemächer hat mein Mann kurz vor ſeiner Flucht den Dreien angewieſen, welche uns bei Einbruch dieſer Nacht eingeliefert wurden; das ganze Haus iſt überfüllt bis auf einen Keller, und dieſer hat kaum Platz für ſieben, geſchweige denn für ſiebzehn Mann!"

„So preßt die Siebenzehn zuſammen, bis ſie ſo dünn werden, als wären es nur Sieben!" ſchrie der fürchterliche Pöbel und zerrte und ſtieß, der Schließerin folgend, die Unglücklichen in den engen, lichtloſen Behälter hinein.

„Hört mich an Bürger!" rief Einer aus der Menge; „es ſind Verwundete unter dieſen elenden Oeſtreichern; laßt den Feinden des franzöſiſchen Volkes nicht den Triumph, ihm nachſagen zu können, daß ihm die Tugend der Großmuth gegen ſeine beſiegten Widerſacher mangle! Laßt einen Arzt kommen, damit er die Bleſſirten verbinde!"

„Er hat Recht!" ſchrien die Nächſten um den Wortführer her, und das Gewölbe dröhnte von dem allgemein wiederholten Ruf: „Ja, er hat Recht! wir ſind eine großmüthige Nation! — Einen Arzt! — Schleppt einen Arzt her! — An die Laterne mit dem Arzte, wenn er ſich weigert zu kommen! — Es darf in Frankreichs Annalen nicht vergeſſen werden, daß die Bürger von Chalons edelmüthig genug waren, die Wunden ihrer gefangenen Feinde zu verbinden!"

Die eifrigſten Ruhmverfechter der Tugenden des neufränkiſchen Volkes drangen durch den Haufen und kehrten nach kurzer Zeit mit dem nächſtanwohnenden Arzte zurück, welchen ſie aus den Armen ſeiner verzagenden Gattin geriſſen hatten.

„Bürger,“ rief der Arzt, „ich bedarf der ungeſtörteſten Ruhe zu meinem Werke, und hier in dieſer lichtloſen Enge kann ich keine Wunden verbinden. Geht hinaus und haltet Wacht an der Kerkerthür, während ich mir die Bleſſirten einen nach dem andern hinauf in das Wohnzimmer des Schließers bringen laſſe.“

„Er ſpricht wahr! Das ſieht ja ein Blinder; hier kann er nicht verbinden! Hinaus! hinaus!“ unter dieſem einſtimmigen Geſchrei leerte ſich die Vorhalle des Kerkers, und nur die aus wenig Leuten beſtehende Wacht blieb zurück.

„Der Keller iſt zu eng,“ ſprach der Arzt zu der Gefangenwärterin, während die Bleſſirten einzeln in deren Zimmer zu ihm gebracht wurden; „die Kriegsgefangenen müſſen verlegt werden und die Kranken ein eignes geräumiges Gemach erhalten.“

„Das iſt keine Möglichkeit,“ erwiderte die Bürgerin Cloceaux. „Freilich, wenn ich den Bürger Ainaraude mit ſeiner Frau zuſammenbringen dürfte; aber es iſt ja ſtreng befohlen, dieſe Beiden zu trennen.“

„Wen?" fragte der Doctor, ſeinen Ohren mistrauend.

„Den Bürger Etappencommandanten, welcher in dieſer Nacht nebſt ſeiner Frau und einem Dritten, den ich nicht kenne, verhaftet worden iſt," antwortete das Weib:

„Um Gottes willen, was iſt vorgefallen?" rief der Doctor außer ſich; „und die Frau iſt ebenfalls hier eingeſperrt?" fragte er.

„Mann, Frau und noch ein Dritter, wie ich Ihnen ſage," verſetzte die Schließerin. „Was ſie verwirkt haben, das werden wir wol bald im „Ami du peuple" leſen. — Jedes von dieſen Dreien ſoll abgeſondert verwahrt werden. — Doch da fällt mir ein, daß an das Zimmer, in welches mein Mann den Fremden gebracht hat, noch zwei große Kammern ſtoßen, die leer ſind. Dort könnt' ich die Oeſtreicher hineinbringen."

Der Doctor verlor ihre letzten Worte. „Die Bürgerin Ainaraude iſt krank, ſehr krank," ſagte er; „ich war noch im Begriff zu ihr zu eilen, als man mich hieher rief. Ich muß ſie beſuchen, auf der Stelle! Oeffnen Sie mir ihren Kerker."

„Das kann ich ohne Beſorgniß vor einer Entführung," verſetzte das Weib. „Die Bürgerin Aimaraude liegt wie eine Todte da und entrinnt mir gewiß nicht. Kommen Sie mit."

Die Schließerin ging voran und ſprach, die Thüre eines halbdunkeln Kellergemachs öffnend: „Treten Sie ein, aber Wacht ſtehen kann ich bei Ihnen nicht; ich ſchließe ab hinter Ihnen und komme nach wenig Minuten, um Sie wieder zu erlöſen."

Leonide ſchien den Eintritt des Arztes nicht zu bemerken. Sie ſaß, der Thür den Rücken zuwendend, auf einem Klotze, welcher ihr ſtatt eines Stuhls diente, in der Vertiefung des kleinen eiſenvergitterten Fenſters, auf deſſen ſteinernes Geſimms die Arme und den Kopf auf dieſe lehnend. Behutſam trat der Doktor näher und ſprach mit ſanfter Stimme: „Bürgerin, haben Sie auch Ihre Arzenei mit hieher genommen?"

Die Unglückliche fuhr auf, ſtarrte den Doctor an, ſchien ſich allmälig zu beſinnen und ihn zu erkennen. „Meneuille!“ rief ſie mit matter heiſerer Stimme. „Meneuille! — ſein Freund!“ Sie ergriff des Doctors Hand, preßte ſie an ihre Bruſt und ſeufzte: „O Gott, hätt' ich gethan, was er wollte, mich Ihnen vertraut, vielleicht wär' er gerettet!“

„Wer? — Ihr Gemahl?“ fragte Meneuille.

Leonide blickte den Frager faſt verächtlich an; aber plötzlich veränderte ihr Auge ſeinen Ausdruck, ein wilder, verzweiflungsvoller Schmerz ſchien ſie zu ergreifen, und ohne zu antworten brach ſie in ein lautes, faſt einem Gelächter ähnliches Weinen aus.

Der Doctor fand es nöthig, ſchnell auf den Zuſtand der Leidenden zu wirken, er klopfte heftig an die von außen verſchloſſene Thür, aber Niemand ſchien ihn zu hören. Er begriff nicht, wie Ainaraude auf ihn die Hoffnung ſeiner Rettung hatte ſetzen können; wie Leonide ihn den Freund jenes rohen, gern gemiedenen Mannes nennen konnte. Gründeten die Unglücklichen ihre auf ihn gerichtete Zuverſicht vielleicht darauf, daß er ihnen ſein koſtbarſtes Eigenthum anvertraut hatte? — jenes Käſtchen! —

Gott, wie war es zu retten? wie ſollte er Gelegenheit finden, jetzt in jenes Haus zu dringen, den Eingang in jenen verborgenen Gang ausfindig zu machen? — Er zitterte vor der Möglichkeit, daß ein Anderer dies Geheimniß entdecken, das Käſtchen finden und ihn mit allen Seinigen verderben könne. Dieſes Käſtchen enthielt ja mehr als den Schmuck ſeiner Frau; es enthielt Briefe von ſeinen nächſten Blutsfreunden; Briefe, deren Inhalt die Anhänglichkeit ſeiner theuerſten Verwandten an die umgeſtürzten Formen bezeugte; Briefe, die er aufbewahrt hatte, weil ſie Zuſätze von der Hand ſeiner kürzlich verſtorbenen Mutter enthielten. — Dieſes Käſtchen mußte er retten; aber es war nicht möglich, Leoniden jetzt eine Antwort auf ſeine Frage, wie jener geheime Gang zu öffnen ſei, abzubringen; er mußte durchaus eine Unterredung mit Ainaraude ſelbſt ſuchen.

Jetzt raſſelte der Schlüſſel im Schloſſe, die Kerkermeiſterin trat ein, und der Arzt zog ſie mit ſich fort nach ihrem Zimmer. „Die Gefangene iſt ſehr krank,“ ſprach er; „es muß Arzenei und ein bequemes Lager für ſie beſorgt werden. Geben Sie mir Papier, Feder und Dinte.“

Er ſchrieb das Recept. — „Dieſes ſchicken Sie ſogleich in die Apotheke. Das Bett für die Kranke,“ fuhr er fort, „werde ich Selbſt beſorgen und deshalb um die Erlaubniß anſuchen, mir ihr Haus öffnen zu laſſen. — Jetzt führen Sie mich zu dem Etappencommandanten; er iſt, wie ich von ſeiner Frau höre, ebenfalls gefährlich krank.“

Die Schließerin nahm keinen Anſtand dem Docter Ainaraude's Kerker zu öffnen. Dieſer, welcher mit heftigen Schritten das Zimmer maß, blieb plötzlich ſtehen, als er den Arzt eintreten ſah. „Sie ſind krank, Bürger Ainaraude,“ ſprach Meneuille mit einem warnenden Seitenblick auf ſeine Begleiterin und ſetzte, zu dieſer gewandt, raſch hinzu: „Sie vergeſſen die Arznei für die Kranke; eilen Sie; die Sache hat keinen Aufſchub; Sie laufen Gefahr, Ihren Kerker zu einer Leichenkammer zu machen und die Guillotine um ein Opfer zu bringen, wenn Sie ſäumen.“

Die Frau ging, und kaum ſank die Thüre hinter ihr ins Schloß, als Ainaraude den Doctor umſchlang und ihm mit gepreßter Stimme ins Ohr ſchrie: „Retten Sie mich! Ich bin das Opfer des abſcheulichſten Verraths! Gönnen Sie meinem verworfenen Weibe nicht den Triumph, mich verdorben und mein Haupt unter das Guillotinenbeil gebracht zu haben!“

„Sie fodern Unmöglichkeiten von mir und thun Ihrer Gemahlin ſehr Unrecht, Bürger,“ verſetzte der Arzt. „Die Bürgerin Ainaraude iſt Ihretwegen in einer Unruhe, welche die Kühle Ihres beiderſeitigen Verhältniſſes mich nicht hätte vorausſetzen laſſen.“

„Meinetwegen?“ ſchrie Ainaraude. „Ha, die Schlange! Gehaßt hat ſie mich und haßt mich noch und wird mich haſſen, bis ſie ihr Werk vollbracht hat an mir! Trauen Sie ihr nicht! Sie iſt's, die mich verrathen hat, und nicht mir, nein, ihrem Buhlen, dem Geächteten, den ich bei mir aufgenommen habe, gelten die Thränen meines ſchändlichen Weibes! — Doch, warum nenn' ich ſie denn mein Weib? Nie iſt ſie das geweſen! Wie Eule und Adler in einem Neſte nebeneinander ſitzen mögen, ſo ſtanden wir uns gegenüber; ich mit meiner Glut, ſie mit ihrer eiſigen Bruſt! — Dieſes Weib war meine erſte und einzige Liebe! — Er hat mir die Geliebte geſtohlen und ſie mir wiedergegeben, als er ihrer müde war. Ich entriß ihn der Guillotine, als er, geächtet und verfolgt, in meine Hände fiel, und zum Lohn verführt er mir mein Weib, und mein Weib gibt mich als den Verheimlicher des Vaterlandsverräthers an! Begreifen Sie die Niederträchtigkeit dieſes Mordes, der ärger iſt als Meuchelmord, an Vater und Mutter verübt? — Ich, der Wohlthäter ihres Buhlen, ich ſteh' ihr im Wege und ſoll fallen damit ſie ihn erhalte! — Nein, die Welt iſt werth, unterzugehen wie Sodom und Gomorrha, wenn dieſe Elenden über mich triumphiren dürfen! — Doctor, retten Sie mich! Sie müſſen mich retten, wenn Menſchenpflicht und Menſchenrecht nicht zum Kinderſpott werden ſollen auf Erden!"

„Sie reden von einem Dritten; ich begreiſe nicht —"

„Von wem ich rede, begreifen Sie nicht?" fiel Ainaraude dem Doctor ins Wort; „von wem anders als von jenem nichtswürdigen Saint Hilaire, der mich beſtohlen hat um alle meine Güter. Doch was red' ich von ihm; Sie kennen ihn ja nicht, Sie wiſſen nicht —"

„Saint Hilaire?" unterbrach der Doctor den Schmähenden. „Doch nicht der ehemalige Graf Saint Hilaire de Pontgris?"

„Freilich derſelbe!" ſchrie Ainaraude, „Sie kennen alſo dieſen erbärmlichen Feind meiner Ehre? den Räuber meines Weibes?"

„Gott im Himmel! Ja, ich kenne ihn!" ſeufzte Meneuille. „Und dieſer Saint Helaire. —"

„War der erſte Gatte meines Weibes! — Fragen Sie nicht weiter! Denken Sie auf meine Rettung!"

„Dieſer Saint Hilaire war hier verborgen?" fuhr der Doctor fort.

„Ich hatte ihn verborgen!" rief Ainaraude. „Ha, konnt' ich denn ahnen, daß dieſer Böſewicht ſeinen Haß gegen mich ſo weit getrieben hatte, unter meinem Namen gegen die Republik zu fechten, um mich verdächtig zu machen, um ſich an mir zu rächen, weil ich mein Weib und ihr Vermögen von ihm, dem Räuber, zurückfoderte! — Hier iſt weder Zeit noch Ort zu näherer Verſtändigung, aber Sie wiſſen genug, um fühlen zu müſſen, daß Sie der Erhaltung der Würde des menſchlichen Geſchlechts meine Rettung ſchuldig ſind.“

Der Doctor ſank betäubt auf einen Sitz nieder. „Saint Hilaire!“ ſeufzte er. „Mein Retter! Gott, wo find' ich Mittel, ihm zu vergelten?“

„Was?“ ſchrie Ainaraude, „was? Sie nennen dieſen Verräther meiner Ehre Ihren Retter? Sie reden von Vergeltung? — Menſch, höre mich: ſo wahr ich Gericht, Himmel und Hölle, ſo wahr ich Gott und Teufel glaube, ſchwöre ich Dir: retteſt Du dieſen Böſewicht, und mich nicht, ſo ſteh' ich auf als Ankläger wider Dich, und Dein Blut ſoll ſich vermiſchen mit dem meinigen unter der Guillotine!“

Meneuille erſchrak heftig. Kaum flüchtig gedacht hatte er den Gedanken, dem Mann beizuſtehen in der Stunde der Gefahr, der ihm hülfreich geweſen war in den Augenblicken der Todesnoth, und ſchon fühlte er den noch unentwickelten Vorſatz gefeſſelt.

Ohne mit ſich ſelbſt einig zu ſein, wie er ſeinen furchtbaren Gegner beſchwichtigen ſolle, ſtammelte er: „Sie irren Sich, Bürger, Sie haben mich misverſtanden; wie ſollt' ich die Macht haben, Ihre oder irgend eines Andern Flucht aus dieſem Kerker zu vermitteln? Ich bitte Sie, machen Sie meine Frau und meine Kinder nicht unglücklich!“

„Ich habe Sie nicht misverſtanden!“ rief Ainaraude. „Sie dachten laut und ſprachen deutlich. Wie ich zu retten bin, das zu erwägen iſt Ihre Sache; aber gerettet will ich ſein, und, horchen Sie auf, entkommt dieſer Saint Hilaine aus dieſen Mauern, ſo ſind Sie ſein Befreier geweſen und kein Anderer, und dann werd' ich der Erſte ſein, der auftritt als Ihr Ankläger. — Jetzt gehen Sie; ich höre Jemand an der Thür. Sinnen Sie über die Mittel nach, mich aus meinen Banden zu befreien. Mehr als die Eröffnung jenes Schloſſes verlang' ich von Ihnen nicht; hab' ich dieſe Mauern nur in meinem Rücken, ſo ſei das Entkommen meine Sache, und mein Ehrenwort darauf, daß keine Folter mir das Bekenntniß Ihrer Theilnahme an meiner Flucht entreißen wird, wenn ich meinen Feinden zum zweiten Male in die Hände fallen ſollte.“

Jetzt trat die Kerkermeiſterin ein. „Man hat die Arzenei gebracht,“ meldete ſie; „verſuchen Sie aber nur die Bürgerin Ainaraude zu bewegen, davon zu nehmen; mir ſtößt ſie den Löffel aus der Hand.“

In hoffnungsloſer Betäubung ſchlich der Doctor dem Weibe nach und fand Leoniden in ſtarrer Unempfindlichkeit wie vorhin auf ihrem Blocke ſitzen. Er bot ihr die Arzenei, aber ſie hielt die Lippen feſt zuſammengekniffen. Vergebens redete er mild, und die Gefangenwärterin mit rauhem, befehlendem Tone ihr zu; Leonide ſchien das Geſicht, das Gehör und die Empfindung verloren zu haben.

„So laſſen Sie ſie doch gewähren!“ rief die Kerkermeiſterin. „Sie meint vielleicht, man ſterbe ſanfter auf dem Lager von Stroh auf Backſteinen als auf der Guillotine; aber ich bin keine geduldige Krankenwärterin und mache meine Sache ebenſo kurz und ſo ſcharf ab wie der Nachrichter. — Raſch, Bürgerin, wollen Sie die Arzenei nehmen oder nicht?

Ich habe mehr zu thun als abzuwarten, wenn es Ihnen gefällig ſein wird, den Löffel zu nehmen."

„Gehen Sie nur ruhig Ihren Geſchäften nach, Bürgerin," ſagte Meneuille leiſe. „Ich will der Gefangenen ſchon die Arzenei beizubringen ſuchen. Kranke ſolcher Art verlangen Nachſicht."

„Solcher Art?" rief das Weib mit aufgeworfener Naſe. „Von welch einer beſondern Art iſt denn dieſe? eine citoyenne? eine Ariſtokratin?"

„Eine Nervenkranke, eine Gemüthskranke iſt's," flüſterte der Doktor, das gefährlich gereizte Weib fortſchiebend.

„Eine Gemüthskranke ſollte eben Verſtand genug zu behalten ſuchen, als nöthig iſt, um zu erkennen, wer ich bin, und wer ſie iſt," keifte die Kerkermeiſterin, indem ſie das Zimmer verließ und mit den Worten: „Ich werde wiederkommen, wenn es meine Geſchäfte geſtatten," die Thür hinter ſich zuſchloß.

„Unglückliche Frau, ich komme von Ihren Gatten," flüſterte jetzt der Arzt Leoniden zu. — Sie fuhr ſchaudernd zuſammen, dann wandte ſie ihr Geſicht langſam dem Doctor zu und ſprach: „O könnten ſie ihn retten!“

„Ich? Ainaraude retten? und das wünſchen Sie?“ fragte Meneuille überraſcht.

„So wahr ich nach Gotttes Barmherzigkeit mich ſehne, ich habe keinen heißern Wunſch als Ainaraude's Rettung!“ ſprach Leonide mit der Stellung einer Schwörenden.

„Ainaraude ſprach von einem Andern, der Ihnen theuer ſei,“ entgegnete Meneuille.

„Mein Saint Hilaire!“ ſeufzte ſie mit gefalteten Händen und himmelan gerichteten Blicken; einige Augenblicke lang ſchwieg ſie, dann ſetzte ſie hinzu: „Für ſein Leben bat' ich nicht und nicht für das meinige. Uns Beiden kann nur der Tod Rettung bringen; Ainaraude nur das Leben! Büßt er es jetzt ein, ſo bin ich ſeine Mörderin!“

Die Pulſe der Unglücklichen fingen ſo heftig an zu fliegen, daß Meneuille es nöthig fand, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben. „Sie ſind ſehr abgeſpannt,“ ſprach er; „dieſe Arzenei wird Sie beleben.“

„Beleben?“ wiederholte Leonide mit der Stimme eines dumpfen Echos des Doctors letztes Wort. „Ach, Sie wiſſen nicht, welch ein Feind mir das Leben iſt! Wenn Sie es wüßten, o Sie würden barmherzig ſein! Ihrer Kunſt ſtehen ſo viele Mittel zu Gebote, einen Feind, wie der meinige iſt, zu beſiegen! — O Meneuille, Sie haben mich ja ſo oft in Schlaf zu bringen gewußt; — ein Gläschen voll, wie dieſes von jenen Tropfen! — Sein Sie unſer Engel! Laſſen Sie uns ſterben; mich und ihn — meinen Saint Hilaire! — Und — Ainaraude? — O Gott, auch ihm ſei barmherzig! Zerbrich ſeinen Kerker, gib ihm das Leben!“

Sie ſank mit krampfhaftem Schluchzen nieder. Der Anblick ihres Jammers erſchütterte die weiche Seele des Arztes, und unwillkürlich entſchlüpfte ſeinen Lippen ein Wort, welches der Todgeweihten Lebenshoffnungen log, an welche er ſelbſt zu glauben nicht den Muth hatte. „Nehmen Sie,“ ſprach er, ihr den Löffel bietend; „noch leben Sie, noch lebt Ihr Freund; noch iſt ja Rettung und Ihrer Beider Vereinigung dieſſeits des Grabes möglich!“

Leonidens Auge entblitzte ein hellerer Strahl. „Rettung? wie wäre die möglich?“ fragte ſie zitternd und ſtreckte die Hand nach dem Löffel aus.

„Fühlen Sie denn nicht den Boden und die Wölbung Ihres Kerkers beben?“ entgegnete der Doctor. „Hören Sie den Donner der Schlacht nicht, welche zwiſchen Valmy und Saint Menehould das Schickſal Frankreichs entſcheidet? Der Sieg der Preußen iſt nicht zweifelhaft; ſchon ſind die Straßen bedeckt mit Flüchtlingen, ſchon ſind die wüthendſten der Jakobiner, ſelbſt Ihr Kerkermeiſter und ſeine Schergen, entflohen. Vielleicht ziehen morgen ſchon Ihre Befreier zu den Thoren dieſer Stadt ein.“

„Engel! Engel! bringe dieſen Himmelstroſt meinem Saint Hilaire!“ ſchrie Leonide leidenſchaftlich aufgeregt, ſich zu den Knien ihres Troſtſpenders niederbeugend.

„Ja, ja!“ antwortete Meneuille, in ziemlicher Haſt ſein Wort gebend, ohne zu wiſſen, wie er es löſen ſolle. „Ja, ich will mit Saint Hilaire reden, doch unter der Bedingung, daß Sie jetzt und von jetzt an regelmäßig in jeder Stunde einen Löffel von dieſer Medicin nehmen."

„Geben Sie her," rief Leonide und führte den Löffel an ihre Lippen. Aber plötzlich ließ ſie ihn ſinken und fragte mit leiſer zitternder Stimme und verlöſchender Augenglut: „Aber Ainaraude?"

„Nun? was ſoll Ainaraude?" erwiderte der Doctor geſpannt.

„Laſſen Sie mich ſterben!" ſprach Leonide bebend, aber gefaßt. „Die Erde hat keine Hoffnungen mehr für mich; ach," ſetzte ſie leiſe hinzu, „vielleicht auch der Himmel nicht!"

„Ich tappe im Dunkeln!" rief Meneuille aus. „Welcher von Beiden iſt denn eigentlich —"

Die Frage ſtockte auf ſeinen Lippen, indem er das Unzarte derſelben empfand; da ſagte Leonide:

„Sie wollen wiſſen, welchem von Beiden meine Pflichten gehören? — Beiden! — Mein früheſtes Gelübde band mich an Ainaraude; er verſcholl in Amerika und ich wurde Saint Hilaire's Weib. Da kehrte der Todtgeglaubte zurück aus ſeinem Grabe, und mich trieb mein Gewiſſen an, ihm meinen

Schwur zu halten. Mit gebrochenem Herzen ſagt' ich mich los von allem Glück auf Erden; mit gebrochenem Herzen verließ Saint Hilaire Frankreich und kehrte mit den Waffen in der Hand in ſein Vaterland zurück. Er fiel als Geächteter in Ainaraude's Hände und — als wiedergefundener Geliebter, als Gatte in meine Arme! — So fand Ainaraude uns. Er verrieth meinen Saint Hilaire, und ich verrieth ihn, den Verräther. — Erkennen Sie nun das ungeheuere Maß meines Elendes: ſtirbt Ainaraude, ſo bin ich ſeine Mörderin und will kein Leben, welches mit ſeinem Fluche belaſtet iſt; lebt Ainaraude, ſo trennt ſein Leben mich von Saint Hilaire. Darum laſſen Sie uns untergehen, und retten Sie, wenn Sie es vermögen, Ainaraude!“

„Nun, hat die Bürgerin ſich bequemt die Arzenei zu nehmen?“ fragte die Kerkermeiſterin, deren ungehörter Eintritt dem Doctor leicht hätte gefährlich werden können; glücklicherweiſe hatte er aber Faſſung genug, um mit vorwerfendem Tone antworten zu können: „Wo bleiben Sie auch ſo lange?

Die Pflicht für die Menge meiner Kranken erlaubt mir nicht, meine Zeit bei einer einzigen zu verſchwenden. — Bürgerin," richtete er das Wort an Leoniden, „faſſen Sie Muth; ich rechne jedoch auf die Erfüllung Ihres Verſprechens, die Arzenei nach meiner Vorſchrift zu nehmen."

Es verließ das Gefängniß. Noch immer ſtand der enge Platz vor demſelben gedrängt voll Menſchen, welche zagend die Kanonenſchüſſe zählten. Niedergedrückt von ſeinen jüngſten Erfahrungen, von der Gewißheit, daß der edle Mann, welchem er ſo tief verpflichtet war, einer Hülfe bedürfe, die er nicht leiſten konnte, daß der Unglückliche unrettbar verloren ſei, wand Meneuille ſich durch die Gruppen des Volks ſeiner Wohnung zu. Ohne die Umarmungen ſeiner Gattin zu erwidern zog er dieſe verſtört mit ſich fort in ſein entlegenſtes Gemach und flüſterte mit gedämpfter, zitternder Stimme: „Adele, Saint Hilaire iſt hier!"

„Saint Hilaire? Unſer Retter aus den Händen der Baſtilleſtürmer? Wo iſt er?" rief die lebhaft von Theilnahme angeregte Frau.

„Im Gefängniſſe unter den Todesopfern," erwiderte Meneuille.

„Er muß gerettet werden, und ſei es auch mit Gefahr unſeres Lebens!" rief ſie, wie gewöhnlich aufflammend, wenn ein lebhaftes Gefühl ſie ergriff.

„Glaubſt Du denn, daß wir über unſer Leben noch frei verfügen dürfen?" fragte der Doctor. „Wiſſe, das Käſtchen mit Deinem Schmuck und unſern Papieren iſt in Ainaraude's Händen, und Ainaraude —"

Ein heftiges Klopfen an einer Außenthüre ſchnitt ihm die Weiterrede mit Schrecken ab. Er öffnete bebend, und vor ihm ſtand ein Gend'arm, welcher ihn ſogleich in das Gebäude der Etappencommandantur zu dem Volksrepräſentanten Marchand beſchied.

„Ich bin verloren!" ziſchelte der Doctor, zu ſeiner Gattin zurückkehrend, dieſer zu. „Man hat das Käſtchen entdeckt! man holt mich ab! man führt mich zum Tode!"

„Eilen Sie, Bürger," rief der Gend'arm, welcher ihm nachgeſchlichen war, in das Zimmer hinein,

„der Bürger Volksrepräſentant liegt in heftigen Krämpfen; die Nachricht von dem Vorrücken der Feinde hat ihn bis zum Tode erſchreckt. Verlieren Sie keine Zeit.“

Ein neues belebendes Hoffnungsgefühl erhob die Bruſt des Doctors und ſeiner Gattin. So hatte man ſein Käſtchen alſo nicht entdeckt; es war kein Abſchied auf immer, welchen er jetzt von ſeiner Adele und ſeinen ſchlummernden Kindern nahm; es war kein Todesgang, den er jetzt an der Seite ſeines gefürchteten Begleiters antrat.

Der kranke Blutmenſch lag in Leonidens Schlafzimmer auf ihrem Bette, den Ausdruck der Todesangſt, die ſeine Seele, und des gewaltigen Schmerzes, der ſeine Eingeweide zerriß, in ſeinen Zügen.

„Ich bin vergiftet, Bürger,“ ächzte er dem Doctor entgegen. „Sagen Sie mir, muß ich ſterben? Iſt keine Rettung zu hoffen?“

Der Arzt machte ſich mit den Eigenthümlichkeiten der Krankheit ſchnell bekannt und verſicherte dem geängſtigten Kannibalen, daß er nicht vergiftet ſei und noch im Laufe dieſer Nacht wiederhergeſtellt werden ſolle.

Und in der That war die Wirkung der innerlich und äußerlich angewandten Mittel über Erwartung groß. Nach kurzer Zeit linderte ſich der Krampf, und der Patient empfand Neigung zum Schlafe.

Während dieſer Zeit hatten den Doctor ununterbrochen die Gedanken an ſein Käſtchen und an ſeinen Freund beſchäftigt; aber für Beider Rettung ſchien das Reich der Möglichkeit verſchloſſen. Die Thüre, welche zu Ainaraude's Schreibzimmer führte, war, wie er bemerkte, verſiegelt; es gab alſo keinen Weg, der ihn zu dem Eingange jenes geheimen Gewölbes hätte führen können, und andrerſeits band Ainaraude's Drohung, ihn als den Befreier des Grafen anzugeben, wenn dieſem die Flucht gelingen ſollte, dem Doctor die Hände, für die Rettung ſeines Wohlthäters zu arbeiten. Das Einzige, was ihm möglich ſchien, war, die milde Stimmung ſeines Patienten zu benutzen, um für die Erleichterung des ſchweren Schickſals ſeines Freundes und Leonidens zu wirken; er wagte es, den Volksrepräſentanten um die Erlaubniß zu bitten, zwei erkrankte Gefangene, zu deren Beiſtand man ihn heute aufgefodert, mit Betten verſehen zu dürfen.

Und wirklich mochte die eben überſtändene Todesangſt in der Seele des blutdürſtigen Gewalthabers die Luſt an Menſchenleid etwas gedämpft haben, denn er hörte Meneuille's Vorſtellung mit ungewöhnlicher Sanftmuth an und gab Befehl, dieſem den Erlaubnißſchein auszufertigen, das eingekerkerte Pärchen, deſſen Ueberraſchung ihm heute Abend ſo viel Beluſtigung gewährt hatte, mit Bequemlichkeiten verſorgen zu dürfen.

Jetzt ſenkten ſich die Augenlider des Tigers, welchen der Schmerz zum Menſchen verwandelt hatte, und mit leiſem Fußtritt ſchlich der Doctor zum Zimmer hinaus, eilte in ſeine Wohnung, ließ einen Haufen Betten zuſammenpacken und dieſen in das Gefängniß bringen.

Seine ſchriftliche Beglaubigung, von der Hand des Volksrepräſentanten ſelbſt unterzeichnet, öffnete ihm die Kerker; bebend trat er in das weitläufige Kellergemach ein, welches ſeinen unglücklichen Freund von Menſchenhülfe und Lebenshoffnung ſchied. Die tiefe Dämmerung, welche die ſpärlich genährte Lampe in dieſem Gewölbe verbreitete, ließ den Doctor nur allmälig die theuern, von Gram und Entbehrungen entſtellten Züge wiedererkennen, welche er ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt hatte; das Auge des Grafen aber, ſchon gewöhnt an das Dunkel ſeines Kerkers, ſah ſchärfer als ſein lichtgewohnter Freund und erkannte dieſen bei dem erſten Blick. Doch war er vorſichtig genug, die Gegenwart der Kerkermeiſterin zu berückſichtigen und ſeine Ueberraſchung zu verbergen. Er lehnte ſich ohne Gruß zurück auf den bankähnlichen Mauervorſprung, welcher zwiſchen den Pfeilern rings um die Wand lief.

„Sie ſind krank, wie mir der Bürger Volksrepräſentant geſagt hat,“ ſo redete der Doctor den Gefangenen an, indem er deſſen Hand zur Prüfung des Pulſes ergriff und ſie leiſe drückte. Dann entfernte er die Kerkermeiſterin durch den Auftrag, ihm ein Licht zu bringen, deſſen er bedürfe, um ſich völlig mit dem Zuſtande des Kranken bekannt zu machen, und jetzt, allein mit dem unglücklichen Mann, welchem er nebſt den Seinigen die Erhaltung des Lebens verdankte, ſchloß er denſelben an ſein Herz und flüſterte: „Ich komme als ein Bote der Hoffnung; wahrſcheinlich nehmen die Preußen noch im Laufe dieſer Nacht Chalons, denn Jeder flieht, und Niemand denkt an Gegenwehr. Aber man ſpricht davon, die Gefangenen mit ſich hinwegzuſchleppen. Geſchieht dies in der Dunkelheit der Nacht, ſo dürft' es mir möglich werden, Sie und die Bürgerin Ainaraude den Blicken Ihrer Feinde zu entziehen. Faſſen Sie Muth; Ihre Freundin grüßt Sie und hofft, Sie bald gerettet zu begrüßen.“

„Sie hofft?“ fragte der Graf dumpf. „Die Unglückliche hofft auf ein Glück des Lebens? hofft auf einen andern Befreier als den Tod? — Ich hoffe nichts mehr und erbitte von Gott nichts mehr als baldige Erlöſung für ſie und für mich durch den Tod! — Aber wollen Sie, mein Freund, unſer Wohlthäter werden, ſo richten Sie Ihr menſchenfreundliches Bemühen auf einen Dritten. Ainaraude ſeufzt auch in dieſem Kerker; ihn ſuchen Sie zu retten; uns laſſen Sie ſterben!“

Die Schließerin brachte das Licht, ehe Meneuille etwas zu erwidern vermochte. Der tröſtende Händedruck, mit welchem er ſchied, nachdem er einige ärztliche Verfügungen hinterlaſſen hatte, mußte die Stelle der Worte vertreten. Er hoffte jetzt zu den Seinigen zurückkehren zu dürfen, aber kaum hatte die Gefangenwärterin den Kerker hinter ihm verſchloſſen, als ein Bote ihm die Nachricht brachte, daß der Volksrepräſentant unter neuen Schmerzen erwacht ſei und ungeſäumt die Hülfe des Arztes fordere. Es blieb dieſem alſo nicht Zeit, Leoniden ein tröſtendes Wort zuzuflüſtern; er mußte es der Kerkermeiſterin überlaſſen, die Unglückliche mit den Betten zu verſehen, welche er dieſer beſtimmt hatte, denn hinter ihm ſtand der Gendarm, der die verſäumten Minuten zu zählen ſchien und ſein Verräther zu werden drohte.

Meneuille fand ſeinen Patienten in einem ſehr verſchlimmerten Zuſtande. Der Wind hatte ſich etwas gedreht und trug den Kanonendonner deutlicher von dem Schlachtfelde herüber, welches ſich zu nähern ſchien. Auch hatte ein Haufe Verſprengter die

Nachricht mitgebracht, daß ein Munitionskarren durch eine feindliche Granate in Brand gerathen ſei, und auffliegend den Kern der Armee zerriſſen habe. Einer behauptete, den Befehlshaber Kellermann als Leiche geſehen zu haben; ein Anderer wollte auf der Flucht von dieſem General überholt worden ſein; die Ausſagen Aller ſtimmten jedoch darin überein, daß die Schlacht, und mit ihr die Sache der Republik verloren ſei.

Der Volksrepräſentant raſete vor Schmerz, Angſt und Wuth. Bald krümmte er ſich winſelnd, vom Krampf zuſammengezogen; bald ſchwur er fluchend, dem Verräther Kellermann das Haupt abſchlagen zu laſſen; bald machte er Pläne, die ganze feindliche Armee durch Vergiftung der Flüſſe und Brunnen zu vernichten, und forderte dann wieder von dem Doctor, ihn zu kräftigen, damit er das Gedröhn des Wagens ertragen könne, welchen zu beſteigen, ſeine Angſt vor der Gefangenſchaft ihn eben ſo gewaltig antrieb, als ſeine Furcht vor vermehrten Qualen ihn von dem Verſuche zurückhielt.

Endlich ließ der Krampf wieder nach, und nun hoffte Meneuille ſich entfernen zu dürfen, um ſeine beſorgte Familie zu tröſten, aber der feige Wüthrich ließ den vermeintlichen Todesbeſchwörer, zu deſſen Kunſtfertigkeit er Vertrauen gefaßt hatte, nicht von der Stelle.

Die Nachrichten, welche theils Verwundete, theils Flüchtlinge neuerdings vom Stande der Schlacht brachten, widerſprachen einander; bald ſollte der Feind geſchlagen, bald Sieger ſein, bald das verhängnißvolle Spiel noch unentſchieden ſtehn. Gegen Mitternacht wurden aber die Ausſagen der Ankömmlinge vom Schlachtfelde übereinſtimmender; es war nicht zu bezweifeln, daß die Republik ihr ganzes Heer verloren habe, daß der Feind von allen Seiten im Anzuge ſei, und die Verſtummung des Kanonendonners bewies, daß Niemand den vordringenden Siegern mehr Widerſtand leiſte.

„Meinen Wagen! meinen Wagen!“ ſchrie der Volksrepräſentant, von ſeinem Lager aufſpringend und die ergriffene Hand des Doctors feſthaltend. „Sie müſſen mit mir reiſen,“ rief er, dieſen mit ſich fortziehend; „Sie müſſen mir beiſtehn unterwegs, wenn der Krampf wieder heftiger werden ſollte.“

Meneuille wollte einen leiſen Widerſpruch wagen, aber noch ehe er Zeit gehabt hatte, ſeine Sorge für Weib und Kinder auszuſprechen, ſaß er ſchon, von zwei rieſigen Gendarmen unterſtützt, neben dem zitternden Gewalthaber auf dem Wagen, und die Pferde zogen an.

Ein betäubender Lärm aus Flüchen und Gewinſel, aus Rädergeroll und Hufſchlägen enteilender Pferde gemiſcht, empfing die Reiſefertigen auf der wogenden Gaſſe, welche das Bett eines wilden Stromes geworden ſchien. Immer verworrener wurde der Tumult, immer beſchränkter der Fahrweg, je weiter die bei jedem Schritt gehemmten Pferde ſich fortbewegten. „Platz! Platz!“ kreiſchte der geängſtigte Volksvertreter, der immer deutlicher die Schwierigkeit erkannte, dem Feinde zu entrinnen, und immer verzweifelnder ſeinem Kutſcher den Befehl zuſchrie, ohne Rückſicht auf die Fußgänger, welche immer gedrängter die Straße beengten, die Pferde zum beſchleunigten Laufe anzutreiben. Der Kutſcher, dem

Scharfrichter ähnlich, der mit Beil und Rad das Urtheil des Blutrichters maſchinenmäßig vollſtreckt, gehorchte dem Befehl, und der Lauf der Pferde ward unter ſeinen Peitſchenhieben zum Fluge. Der warnende Zuruf, den Fahrweg frei zu machen, war nicht mehr nöthig, denn lauter als die Mahnung des Kutſchers warnte das Geſchrei der Kinder und Weiber, welche unter den Rädern der fliegenden Chaiſe kreiſchten, die Vorderen, der todtbringenden Flucht des allmächtigen Volksvertreters aus dem Wege zu eilen.

Doch jenſeits der Inſelbrücke, über welche der Wagen mit dem Gepraſſel einer kongrevïſchen Rakete hinwegflog, hielt dieſen plötzlich ein anderes, von keinem Pferdehuf niederzutretendes Hinderniß auf: der Ausgang des Platzes vor dem Stadtgefängniſſe war verſperrt durch zahlloſe, in einander gefahrene Fuhrwerke. — Ein Gendarm nach dem andern ſprang vom Wagen des flüchtigen Jakobinerbündners herab, um den gordiſchen Knoten zu zerhauen; aber die koſtbare Zeit lief in tödtlichlangen Minuten ab, und das Centrum der undurchbrechbaren Wagenburg blieb umgeſprengt; da trieb der bebende Despot den Doctor an, eine Umflügelung derſelben zu verſuchen, und nachzuſpüren, ob ſich die Fahrt durch die Nebengaſſen nicht erzwingen laſſe. — Meneuille verließ ſeinen Sitz und bemerkte jetzt erſt, daß der Wagen dicht an dem Gefängniſſe halte; doch kaum hatte er Zeit gehabt, dieſe Wahrnehmung mit dem Gedanken, ſeinen Freund zu retten, in Verbindung zu bringen, als aus der geſtern durch den Sturm des Volks geſprengten Kerkerthür ein Weib herausſtürzte, und mit dem Geſchrei: „laßt mich nicht zurück, Bürger; die Preußen morden mich!“ die Chaiſe des Volksrepräſentanten zu beſteigen ſuchte.

„Zurück! Fort!“ ſchrie dieſer, und Meneuille erkannte in der Perſon des fluchtbereiten Weibes die Kerkermeiſterin Cloceaux, welche, durch einen ſtarken Stoß des Volksrepräſentanten zurückgeſchleudert, von dem halberkletterten Wagen herunterſtürzte und klirrend die Kerkerſchlüſſel fallen ließ. — Mit einem ſchnellen Griffe hub der Doctor das gewichtige Bund auf und flog, mehr maſchinenmäßig als von einer

Ueberlegung geleitet, in das nachtdunkle Gewölbe hinein.

Leonideus Kerker war der nächſte; Meneuille verſuchte mit bebender Hand die Schlüſſel und der Verſuch glückte. „Kommen Sie,“ flüſterte er, und Leonide kam. „Gott helfe Ihnen weiter,“ ſprach er, ſie mit ſich fortziehend. „Ich übergebe Sie Ihrem Freunde Saint Hilaire und befreie dann Ainaraude.“

Jetzt ſtand er an Saint Hilaire's Thür. — Sie flog auf, und aus dem Dunkel des Gemachs trat der unfreiwillige Bewohner deſſelben ihm entgegen. „Hier iſt Leonide,“ flüſterte er, die Hände des ſchweigenden Paares vereinigend. „Jetzt vertrauen Sie auf Gottes Schutz! Begleiten kann ich Sie nicht; — Ihr Wegweiſer ſei die Ihnen entgegenſtrömende Volksmaſſe; laſſen Sie ſich nicht von dieſer mit fortreißen. — Siegen die Preußen, wie es heißt, ſo werden Sie bald in Sicherheit ſein. Fort! Hinaus! Gott im Himmel ſei mit Ihnen!“

Sie ſtanden an der Pforte; noch ein Händedruck, und Meneuille ſah das bebende Paar Hand in Hand in dem Getümmel des Volks verſchwinden. Nun eilte er zurück, um auch Ainaraude zu befreien und ſich dieſes Angebers zu entledigen, aber auf ſeinem Wege zu deſſen Kerker hörte er mit unſäglichem Schrecken Fußtritte einer großen Menſchenmenge ſich entgegenſtürmen. Er war entdeckt; er konnte nicht zweifeln, daß man ihn ſuche; und mehr todt als lebendig drückte er ſich in eine Vertiefung der Wand. — Da trappelte der Hauſe ihm vorüber der Pforte zu; etwas zu ſehen, verwehrte ihm die Dunkelheit, aber ein Geziſchel vernahm er, in einer fremden Sprache geführt. — Jetzt ward es ſtill, und er gedachte wieder ſeiner Verpflichtung, Ainaraude zu befreien. — Er ſchwankte deſſen Kerker zu, fand ihn, öffnete das Schloß, und Ainaraude trat ihm entgegen.

„Sie haben Wort gehalten," ziſchelte dieſer. „Auch ich werde Wort halten und Sie nicht verrathen, wenn mein Unſtern mich noch einmal in die Gewalt dieſer Blutſäuſer zurückführen ſollte. Aber das fordre ich von Ihnen, daß Sie Niemand in der Welt von dem geheimen Gange Nachricht geben, welchen Sie in meiner Wohnung entdeckt haben.

Ich bin Willens, mich die erſten Tage hindurch in dieſem Schlupfwinkel zu verbergen, wenn ich heute meine Flucht zu gefahrvoll finden ſollte. — Noch ein Wort; eine Beſtellung an meine Frau: hat ſie noch Gefühl für Ehr' und Schande, ſo wird die Nachricht, welche Sie ihr bringen müſſen, ſie zur Verzweiflung beugen: ſie hat geglaubt, von Saint Hilaire gerichtlich geſchieden zu ſein; das war ſie nicht! Zu ſolchen ſpitzfindigen Proceduren ließ die Revolution keine Zeit. Sie iſt gleichzeitig die Gattin zweier Männer! Sie hat mir Treue geſchworen, ohne des Eides entledigt zu ſein, welchen ſie Saint Hilaire geleiſtet hat; das beſtellen Sie ihr! Mit dieſer Laſt auf ihrem Gewiſſen, und nie — nie losgelaſſen von dem Schwur, der ſie an mich bindet, ſoll ſie durch's Leben gehn und Saint Hilaire nie etwas Anderes als deſſen Buhlerin ſein, wie ſie die meinige war!"

Mit Entſetzen hatte der Doctor von dem unſinnigen Menſchen ſich feſtgehalten gefühlt, der kein Ende in ſeinem Geſchwätz finden konnte; endlich ſchien er das Gefahrvolle ſeines Verweilens zu bemerken; aber dicht an der Pforte kehrte er noch einmal um und ziſchelte: „Geben Sie mir die Schlüſſel; ich will meine Flucht möglichſt ſichern; bin ich der einzig Entwichene, ſo ſucht ein Jeder nur mich; ich will aber die Verfolger auf verſchiedene Wege leiten.“

Er riß Meneuille das Schlüſſelbund aus der Hand, und dieſer ſtürzte hinaus, der noch ungeſprengten Wagenburg zu. — Hier erſt wieder zu ſich kommend, ward er inne, daß die Stimmung des Volks, während er abweſend geweſen war, ſich völlig verwandelt hatte. Statt des Jammergeſchreies, welches die Luft erfüllte, als er den Platz verließ, brauſte jetzt der Jubelruf: „vive la République! vive la liberté!“ laut und ſchmetternd von Gaſſe zu Gaſſe.

Vergebens ſah der Doctor ſich nach dem Volksrepräſentanten um, und forſchte endlich nach dem Vermißten. „Auf dem Stadthauſe iſt er! Er lieſt die Depeſchen, welche er mit der Siegesnachricht vom Schlachtfelde erhalten hat! Die Preußen ſind vernichtet!“ — Dies waren die Nachrichten, welche dem Doctor von allen Seiten zugeſchrieen wurden. Er eilte mit noch immer nicht beſchwichtigtem Herzen der Menge zu, welche mit lärmenden Großſprechereien das Stadthaus umringte. — Eben als er bei der Freitreppe des Gebäudes anlangte, öffnete ſich der Knäuel; der Volksrepräſentant ſchritt die Stufen hinab, und Meneuille war ſo glücklich, ſogleich von ihm in's Auge gefaßt zu werden. — „Sieh da, mein Freund,“ rief der gewaltige Mann und ſtreckte ihm huldreich die Hand entgegen: „Jetzt iſt's nicht mehr nöthig, uns Bahn durch die verſperrten Gaſſen zu brechen; jetzt trägt uns das beglückte Volk auf ſeinen Armen, und wir bedürfen des Fuhrwerks nicht. Suchen Sie meinen Kutſcher auf und weiſen Sie ihn an, zurückzufahren und auszuſpannen. — Und dann — wir ſind heut um unſer Souper gekommen, doch es iſt erſt drei Uhr; wir holen es nach, denn den Sieg der Republik müſſen wir feiern. Adieu! Ich erwarte Sie ſogleich!“

Mit verſtohlnem Seufzer bückte ſich der Arzt, und ging, um befohlner Maßen den Kutſcher zu ſuchen; aber er fand weder ihn noch den Wagen und war ſchon im Begriff, ſich unverrichteter Sache zu ſeinem neuen Gönner zu begeben, als er unerwartet dem Geſuchten begegnete.

„Ich finde meinen Wagen nicht,“ ſprach der Kutſcher ängſtlich. „Ich gab, als ich abſteigen mußte, um uns den Weg frei zu machen, die Zügel dem Bürger Volksrepräſentanten, und fand, als ich zurückkehrte, weder dieſen noch mein Geſpann wieder.“

Mit ſchwerer Bruſt begab ſich der Doctor zu dem Volksrepräſentanten, um dieſem die Kunde von deſſen Verluſt zu hinterbringen, aber die Laune des Bürgers Marchand war durch den ſchnellen Uebergang von der Todesangſt zur Siegesfreude unerſchütterlich heiter geworden. „Was iſt mehr?“ rief er lachend dem ängſtlichen Berichterſtatter zu; „die Pferde haben ſich verlaufen in dem Wirrwarr und werden ſich wiederfinden. Ich ließ vor Freuden die Zügel fahren, als der Kurier mir die Siegesnachricht brachte, und vergaß, meine Pferde Jemand zu übergeben, als ich auf das Stadthaus eilte. — Kommen Sie, das Souper wartet, mein treuer Aesculap.“

Der Weg zur Tafel führte durch Ainaraude's ehemaliges Vorzimmer. „Was iſt das?“ rief der Volksrepräſentant auf die Thür deutend, welche zu dem verſiegelt geweſenen Gemache führte. — „Hier ſcheinen Verbrecher meine Abweſenheit zu Einbruch und Raub benutzt zu haben! Das Siegel an jener Thür iſt verletzt!“

Ein kaltes Rieſeln lief über Meneuille's Rücken hinab. Das war Ainaraude's Spur. — Er ſah den Volksvertreter in das entſiegelte Zimmer gehen. — „Jetzt wird er den geheimen Gang entdecken, Ainaraude finden, und Dieſer wird Dich verrathen!“ — Dieſer Gedanke ſtand leſerlich auf ſeinem bleichen Geſichte geſchrieben, aber glücklicher Weiſe ſah keiner der Abweſenden ihn an, und endlich kehrte auch der gefürchtete Wirth ohne ihn anzublicken aus dem Zimmer zu ſeinen Gäſten zurück, welche auf ſeinen Wink Platz an der eilig beſchickten Tafel nahmen.

Die Freude der Gäſte war lärmend; die Weinluſt ſchien die Blutluſt verdrängt zu haben, und mit Entſetzen ſaß der Doctor, unfähig, ſeine Augen von dem Teller aufzuheben, unter den Mordbrüdern da, einem wächſernen Leichenbilde ähnlich, während ſeinen Tiſchgeſellſchaftern nichts als die blutigen Meſſer fehlten, um das Gemälde einer Mördergrube vollſtändig zu machen.

„Luſtig, Bruder Aesculap!“ ſchrie der Volksrepräſentant ihm zu, „hänge Deinen Kopf nicht ſo tief. Ein Arzt muß gewohnt ſein, die Nächte zu durchwachen, ohne ſchläfrig zu werden! Wiſche Dir den Schlaf aus den Augen und höre mich an; ich habe etwas Gutes mit Dir im Sinne; Chalons gefällt mir, auch dies Haus gefällt mir; ich werde fortan hier öfters meine Wohnung nehmen, und ernenne Dich zu meinem Kaſtellan. Du ſollſt künftig dies Haus gratis bewohnen, damit ich jederzeit, wenn ich in Chalons anweſend ſein werde, mich unter ärztlicher Aufſicht befinde.“

„Das iſt Gottes Finger!“ rief der Doctor, ſeines Käſtchens gedenkend, welchem er jetzt ſo unerwartet genähert wurde, ſich ſelbſt zu, und war im Begriff, ſeinen Dank zu ſtammeln, als ein Gendarm mit der Meldung eintrat, daß man mehrere Kerker eröffnet finde, und unter vielen Andern auch die geſtern eingebrachten öſtreichiſchen Kriegsgefangenen vermiſſe, welche den Tumult benutzt hätten, aus ihrem Gefängniſſe zu brechen, und dem Vermuthen nach die Veranlaſſer der allgemeinen Flucht geweſen wären.

Schäumend vor Wuth, die der Weinrauſch bis zur Furchtbarkeit entzügelte, fuhr der Machthaber von ſeinem Sitze auf. „Wo iſt der Kerkermeiſter?“ ſchrie er den Unglücksboten an.

„Er wird vermißt, und ſoll aus Furcht vor dem dem anrückenden Feinde entflohen ſein,“ meldete der Gendarm.

„Setzt ihm nach! Sein Kopf ſoll fallen! Ich will Euch lehren, die Guillotine mehr als alle Feinde im Himmel und auf Erden zu fürchten!“ donnerte der Volksrepräſentant. — „Wem hat er das Schlüſſelbund übergeben?“ frug er weiter.

„Seiner Frau,“ antwortete der Gendarm.

„Und wo iſt die? — Doch hoffentlich im Gewahrſam?“

„Auf dem Stadthauſe, wo man ſie vernimmt; ſie behauptet, ein losgebrochener Arreſtant habe ihr gewaltſam die Schlüſſel geraubt; es treten ihr aber Zeugen entgegen, welche ſie mit dem Schlüſſelbunde in der Hand aus dem Gefängniſſe flüchten geſehn haben.“

„Flucht und immer Flucht,“ ſchrie der Held mit dem kurzen Gedächtniß, indem er die Anweſenden tapfer mit den Augen maß. „Auf Flucht ſteht die Guillotine! — Sperrt das Weib ein und bietet Alles auf, was Füße hat, die Entſprungenen einzuholen.“

Die Tafel blieb aufgehoben und unter den ſich zerſtreuenden Gäſten verlor ſich der Doctor. Es war ihm aber nicht beſtimmt, jetzt ſchon des Glücks eines freien Athemzuges theilhaftig zu werden; er hatte ſich in die Bahn des fortgewälzten Rades fremder Geſchicke geworfen, welches nun das ſeinige mit jenen in ein und denſelben Wirbel umzuſchwingen begann. „Bruder Aesculap,“ ſo kreiſchte die Stimme ſeines — von ihm nicht minder, als von der ganzen beſſern Hälfte des menſchlichen Geſchlechts — verabſcheuten Gönners hinter ihm her, als er eben den Verſuch wagte, unbemerkt zu entſchleichen.

„Bruder Aesculap,“ begann den Volksrepräſentant, „Du mußt noch heut Beſitz von dieſer Wohnung nehmen; mein Amt verpflichtet mich, dem ſiegreichen Heere nachzueilen, um es zur Verfolgung der Feinde der Republik anzufeuern und zur Erſtürmung von Verdun zu begeiſtern. Eh ich dort nicht den Sitz meines Strafgerichts aufgeſchlagen habe, ehe will ich nicht ruhen. Ich werde Dir mein Geräth überweiſen laſſen, welches meine Beweglichkeit im Felde hindern würde; wende Dich, zur Uebernahme deſſelben, an meinen Diener. Für jetzt begiebſt Du Dich auf das Stadthaus, um Pferde und Wagen für mich zu requiriren.“ Das Gefühl ſeiner Erniedrigung durch die ihm drohende Abhängigkeit von dieſem entſetzlichen Menſchen beſiegte in der Seele des Doctors ſeine andern Enpfindungen ſämmtlich; er war nicht fähig, ſich zu der Dankbezeugung zu entwürdigen, welche der Volksrepräſentant von ihm zu erwarten ſchien. Es bedurfte einer Mahnung von außen, um ihn zur nöthigen Rückſicht zurückzuführen. Auf der Straße erhob ſich ein neuer Tumult; der Volksrepräſentant riß das Fenſter auf, und eine Stimme ſchrie herauf: „Sie bringen Gefangene ein! Ausreißer aus dem Gefängniſſe bringen die Gendarmen zurück!“

Der Volksrepräſentant eilte hinab auf die Straße, und der Doctor ſank mit vernichteten Sinnen auf einen Stuhl.

Lange mochte er ſo geſeſſen haben, da fühlte er von einer handfeſten Fauſt ſeine Achſel gepackt; er ſchrak auf, und der Diener des Volksrepräſentanten ſtand vor ihm. „Bürger, ſchlafen Sie nicht,“ ſprach er rauh. „Ich habe den Auftrag, Ihnen zwei Koffer zu übergeben; kommen Sie mit mir.“

Mechaniſch taumelte Meneuille dem Menſchen nach. „Wiſſen Sie auch, wo des Bürgers Volksrepräſentanten Equipage geblieben iſt? Die Gefangenen, welche in dieſer Nacht aus dem Gefängniſſe gebrochen ſind, haben ſie geſtohlen und zu ihrer Flucht benutzt. Zwei der Ausreißer, es ſind verwundete Oeſtreicher, hat man wieder ergriffen, und dieſe behaupten, eine Chaiſe dicht vor der Thür des Gefängniſſes geſehen zu haben, welche von den Gefangenen beſtiegen worden ſein ſoll. Dort ſtand kein Wagen als der unſrige; was ſagen Sie zu dieſer Frechheit?“

Ein neues Gebrüll auf der Gaſſe lenkte die Aufmerkſamkeit des Sprechers dahin, und Meneuille ſchlich die Treppe hinab; ein neues Gewebe von beängſtigenden Vorſtellungen umſtrickte ſeine Seele. Wer war es geweſen, der ſich jenes Fuhrwerks bemächtigt hatte? — Der Graf? — Das ſchien nicht glaublich; — eher war Ainaraude einer ſolchen Keckheit fähig. — Aber wie, wenn die gemeinſchaftliche Flucht ſeine Schützlinge mit ihrem erbittertſten Feinde, dieſem Ainaraude wieder zuſammengeführt, haben ſollte? —

Meneuille war, verſunken in ſolchen Gedanken, von dem Strome des Volks mit fortgeriſſen worden, welcher ſich in die Bucht des Platzes an dem Gefängniſſe mündete. „Wir haben ihn! Die Ausreißer haben vergeſſen, den Ariſtokraten mitzunehmen.“ — Dieſes Geſchrei ſchreckte den Doctor aus ſeinem Sinnen auf, und gedrängt und wieder drängend erreichte er die Kerkerpforte, und erfuhr hier umſtändlicher, wie man bei Gelegenheit der Einſperrung einiger wieder ergriffener Kriegsgefangener die Entdeckung gemacht habe, daß einer der Todesſchuldigen bei der allgemeinen Flucht zurückgeblieben ſei.

Eine entſetzliche Ahnung lähmte mit ihren Schrecken die Zunge des Hörers; unwillkührlich trugen ihn ſeine Füße in das Thorgewölbe hinein, und den Auftrag vergeſſend, welchen ihm der Volksrepräſentant zurückgelaſſen hatte, blieb er ſtehen im dichteſten Gedränge des Haufens.

Da rief, dicht in ſeiner Nähe erſchallend, die fürchterliche Stimme Marchand's ſeine Geiſter zuſammen. Er ſah auf — ſah mit allen Zuſchauern auf einen Punkt, auf eine Thür hin, in deren Schloß jetzt die Schlüſſel raſſelten. Es war dieſelbe, welche zu dem engen Qualort der ſiebzehn Oeſtreicher führte. — Jetzt flog ſie auf, und der Gefangene, welchen man herausriß, um ihn dem Volksrepräſentanten vorzuſtellen, war — Saint Hilaire.

Der Doctor verlor die Macht zu hören und zu ſehen.

Zweites Capitel.

> O, wenn ein Haus im Feuer ſoll vergehn,
> Da treibt der Himmel ſein Gewölk zuſammen;
> Es ſchießt der Blitz herab aus heitern Höh'n;
> Aus unterird'ſchen Schlünden fahren Flammen.
> Blind wüthend ſchleudert ſelbſt der Gott der Freude
> Den Pechkranz in das brennende Gebäude!
> Schiller.

Eine unſanfte Berührung weckte Meneuille aus dem Stumpfſinn, in welchen ſein Schrecken ausgeartet war; er fuhr auf und ſah den Stock des Volksrepräſentanten eben von ſeiner Schulter gleiten.

„Bruder Aesculap, Du träumſt mit wachen Augen! — Wo iſt der Wagen, den Du mir beſtellt haſt?" — Der Doctor, durch dieſe Frage ſeines ſchrecklichen Gönners ſchnell zur Beſinnung gebracht, ſtammelte ein Paar unverſtändliche Worte, und wollte ſich entfernen, um ſich ſeines Auftrags zu entledigen, aber der Volksrepräſentant hielt ihn lachend zurück. „Du biſt ein guter Arzt, Bruder,“ ſchrie er lachend, „aber ein ſchlechter Bote! Deinen Auftrag hat ſchon längſt ein Anderer für mich ausgerichtet, ein Wachſamerer, welchen eine ſchlafloſe Nacht nicht zur Pagode macht, wie Dich! Komm mit mir! Weißt Du wohl, daß ich Dich auf die Guillotine bringen könnte, wenn ich ein Gelüſt nach Deinem Kopfe hätte? — Ja, ja! Sieh mich nur verblüfft an; ich weiß, daß eigentlich Niemand als Du die Schuld an dem Ausbruch der Oeſtreicher trägt.“

Meneuille verlor den Reſt ſeiner Faſſung. „Nun, nun!“ lachte der Volksrepräſentant auf, „danke Deinem guten Geſtirn dafür, daß ich gerade hier bin, ſonſt möchte Dein Vorwitz Dir ſchwerlich ſo leicht hingehen. Du haſt ja drauf gedrungen, den Oeſtreichern ein weitläufigeres Gefängniß anzuweiſen; auf Deinen Befehl hat die Kerkermeiſterin den liebreichen Stellvertreter des Etappencommandanten, der mir geſtern Abend ein wahres Götterſchauſpiel gegeben hat, in das enge Gefängniß der Kriegsgefangenen, und dieſe in das ſeinige gebracht, und nun ergiebt die Unterſuchung, daß das Schloß an dieſem größeren Kerker locker iſt. Hätteſt Du die Beſtien ſchwitzen laſſen in jener Marterkammer, ſo hätten wir ſie noch, und ich wäre nicht um meinen Wagen gekommen.“

Der Doctor ſtammelte eine Art von Rechtfertigung her, und ließ das Wort „Menſchlichkeit“ fallen; ſein Gönner nahm es auf. „Menſchlichkeit!“ äffte er ihm nach; „was ſoll hier die Menſchlichkeit? Auf dergleichen Poſſen ſteht die Guillotine! Erſt Bürger, dann Menſch. — Aber wieder auf die Entweichung der Ausreißer zurückzukommen, ſo iſt es mir unbegreiflich, wie die Oeſtreicher ſich mit der Befreiung der andern Gefangenen haben aufhalten können; aus den beiden Kerlen, welche wir wieder ergriffen haben, läßt ſich nichts herausklopfen; es ſind Slavonier, ſprechen eine Sprache wie die Hunde; man müßte ein Hund werden, um ſie zu verſtehen. — Was ſiehſt du denn dort hinauf zu dem Fenſter? Wohnt dort dein Schätzchen?“

„Es iſt meine Wohnung," ſtammelte Meneuille; „meine Frau —"

„Deine Frau? — meine Kaſtellanin? — O, hole ſie herunter, ich muß doch meine künftige Hausgenoſſin kennen lernen! Geh! fliege! Ich warte!"

Meneuille ging und ſtürzte wie ein Sinnloſer in die Arme ſeiner Gattin. „Komm, komm!" ächzte er. „Saint Hilaire iſt verloren, und uns rettet nur das Wohlwollen, welches der ſchreckliche Wüthrich, der unten auf uns wartet, auf mich geworfen hat. Komm, wir ſind ſeine Leibeigenen geworden!"

Er zog die zitternde Frau mit ſich fort, welche, ohne das Vorgegangene ahnen, und ihr neues Verhältniß zu dem verabſcheuten Marchand begreifen zu können, ſich erſt am Arme des zuckerſüßen Sansculotten wiederfand, der ihr Ohr mit Schmeicheleien und mit ſchmuzigen Späßen wechſelsweiſe beſudelte.

„Dieſe ſechs Zimmer, Bürgerin, ſollen Sie bewohnen," ſprach der Volksrepräſentant, nachdem er ſeine Schützlinge in das Commandanturgebäude eingeführt hatte. „Jene vier Gemächer behalte ich mir vor; der untere Raum verbleibt dem künftigen Etappencommandanten. — Ach, ſeid Ihr fertig?“ ſo wandte er ſich an die Tribunalbeamten, welche Ainaraude's Papiere unterſucht hatten, und nichts Verfängliches gefunden zu haben verſicherten.

Inzwiſchen war der requirirte Wagen vorgefahren; Meneuille empfing den Bruderkuß von ſeinem ſchrecklichen Freunde, und ſank, endlich verlaſſen von dieſem, jammernd in die Arme ſeiner Gattin.

Es währte lange, ehe dieſe begriff, welch ein gefährliches Werk Meneuille unternommen hatte und wie daſſelbe mißglückt war. „Um Gotteswillen!“ rief ſie aus, „wie grauſam ſpielt das Verhängniß mit Dir! Alſo Saint Hilaire, für deſſen Befreiung Du Dein Leben gewagt haſt, liegt feſter als je in ſeinen Ketten, und Ainaraude, dieſer wüſte, rohe Menſch, iſt frei, iſt vielleicht — ja wahrſcheinlich mit dem unglücklichen Gegenſtande ſeines Haſſes, mit ſeiner beweinenswerthen Gattin vereinigt!“

„Ich beſchwöre Dich, ſprich leiſe von dieſen Ainaraude, der vielleicht in unſrer Nähe iſt und jedes Wort hört, welches wir reden!“ flüſterte Meneuille. „Sieh, dieſe dicke Wand iſt hohl; hier zwiſchen dieſer Doppelthür iſt der Eingang zu der verborgenen Höhlung, und in dieſer nahm er ſich vor, Schutz zu ſuchen, wenn die Flucht ihn unſicher dünken ſollte. Vielleicht, eh' wir es uns verſehn, ſteht er neben uns."

Die Doctorin erſchrak, als ſei von einer bevorſtehenden Geiſtererſcheinung die Rede, und heftete ihr Auge furchtſam auf die unſichtbare Thür, während ihr Gatte dem Gedanken an das unüberſehbare Elend nachhing, welches er, in der edelſten wohlthätigſten Abſicht, über Saint Hilaire und deſſen unglückliche Freundin gebracht hattte. In weſſen Hände war Leonide gerathen? — Wer war der Menſch, in deſſen Hand er die ihrige gelegt hatte, als er ſie aus ihrem Kerker lockte? Einer jener Oeſtreicher, welchen Saint Hilaire ſein Gemach hatte räumen müſſen! — Ein Schauder ergriff ihn, als er an das faſt einem Gewieher vergleichbare Geziſchel zurückdachte, mit welchem jene Barbaren, in deren Gewalt er ohne Zweifel das zarte Weib fallen ließ, ihm vorübergeſtrichen waren, als er ihr Gefängniß geöffnet hatte. — Ach, die Gerettete war unglücklicher als ihr gefangener Freund, und er, Meneuille, der Stifter dieſes Elends, er war der Unglücklichſte von Allen! Zu eines Einzigen Gunſten war ſein Wageſtück vielleicht gediehen; Ainarauden hatte es vielleicht gefrommt, ihm war die Flucht geglückt, wenn er nicht noch in jenem Gange lauerte, um den Einbruch der Nacht abzuwarten und ein zweites Lebenswagniß von ihm zu erzwingen.

„Nein, ich will frei von dieſer Angſt ſein!“ rief Meneuille ſich ermannend, und begann, die Wandecke zu prüfen, in deren Gegend, ſeiner Erinnerung nach, die geheime Thür verborgen ſein mußte. Lange ſuchte er vergebens, doch endlich wich das Pförtchen dem Drucke ſeiner Hand. Mit einem leiſen Aufſchrei ſprang Adele auf und Beide blickten furchtſam in die dicke Finſterniß des engen Gewölbes hinein; aber ihre Augen trugen nicht weit und kein Laut ſchlug an ihr Ohr.

„Komm zurück,“ bat die Doctorin; aber er ſchüttelte den Kopf. „Ich muß wiſſen, ob ich mein Haupt furchtlos unter dieſem Dache niederlegen kann,“

antwortete er. „Sieh, hier in der Niſche ſteht ein Licht und Feuerzeug; willſt Du mich begleiten?“

Er zündete das Licht an; mit bebenden Knieen folgte ihm ſeine Gattin in das Innere der Mauerhöhlung. —

„Bewohnt iſt dies Gewölbe ganz kürzlich noch geweſen,“ flüſterte Meneuille. „Hier ſtehen Geſchirre, dort liegt eine Matratze und — ſieh — dort ſteht unſer Käſtchen.“

Er reichte es ſeiner Gattin und ſchritt weiter vor; eine Treppe führte tief hinab. Hier unten machte ein lockerer Erdaufwurf die Wanderung ſchwieriger; er überwand das Hinderniß und ſtieg eine ziemliche Anzahl von Stufen aufwärts, doch hier oben endete der Gang. Er kehrte um zu Adelen, welche den Erdhügel nicht hatte überſchreiten mögen, und gequält von der Angſt, daß aus einem unentdeckten Winkel Ainaraude ihr entgegenſtürzen werde, tauſend Mal ihr Zurückbleiben verwünſcht hatte.

„Die Gewißheit haben wir alſo gewonnen, daß Ainaraude nicht hier iſt,“ flüſterte der Doctor, ſeine zitternde Gattin zurückführend, „und eine zweite noch!“ ſetzte er hinzu; „die, daß kein menſchliches Auge hier unſern Freund ſuchen und finden würde, wenn es uns gelingen ſollte, ihn aus dem Gefängniſſe zu entführen und ihn hier zu verbergen.“

„Um aller Heiligen willen, dies iſt kein Aufenthalt für Menſchen!“ rief Adele.

„Mag er auch dunkel und feucht ſein,“ erwiederte der Doctor; „die Schrecken einer gewaltſamen Todesart ſind gräßlicher als alle Schreckniſſe des Lebens. — Laß uns jetzt dieſe Papiere vernichten, und dann bereite unſern Einzug in dies Haus vor.“

Adele, immer noch zitternd, neſtelte ein Schlüſſelchen unter ihrem Halstuche hervor, und der verfängliche Inhalt des Käſtchens loderte in Flammen auf.

Der Umzug war noch vor Einbruch des Abends vollbracht, aber die Ruhe zog nicht mit ein in die neue Wohnung des Paares. Häufig bebte es, erſchreckt von dem Willkommgruß, welchen der blutdürſtige Pöbel den unglücklichen, faſt ſtündlich in vermehrter Zahl wieder eingeholten Flüchtlingen entgegenbrüllte; aber mit leichterem Herzen athmete der

Doctor jedesmal wieder auf, denn unter den Unſeligen, welche die Kerker wieder bevölkerten, war Ainaraude nicht und deſſen Gattin nicht. Beiden mußte die Rettung alſo geglückt ſein.

Acht Tage vergingen, ohne dem Doctor Gelegenheit zu geben, das Gefängniß zu betreten, und ein Verſuch, ſich unaufgefordert dort einzudrängen, würde den Argwohn der mißtrauiſchen Jakobiner gereizt und ſeine Sicherheit gefährdet haben. Glücklicherweiſe gaben die Verhöre der Wiederergriffenen dem Revolutionstribunale hinreichende Beſchäftigung, und die wider Saint Hilaire eingeleitete Unterſuchung blieb vor der Hand ausgeſetzt. —

Während Meneuille's Aufmerkſamkeit außerhalb ſeines Hauſes gefeſſelt war, trat ein Umſtand ein, welcher ihn gewaltſam in deſſen Inneres zurückführte; ein unerträglicher Geruch, der unbeſtreitbar aus dem geheimen Gange hervorquoll, fing an, erſt ſeine Zimmer und, ſchnell zunehmend, das ganze Haus zu verpeſten. Der Doctor zog ſich mit ſeiner Familie nach den Gemächern hin, welche der Volksrepräſentant ſich vorbehalten hatte, aber die Peſtluft drang

urch alle Thürfugen ihm nach und griff bald ſo
ürchterlich um ſich, daß der Mitbewohner des Hau-
es, der neuangeſtellte Etappencommandant, auf eine
olizeiliche Unterſuchung deſſelben drang, welche Me-
euille gern vermieden hätte, um das Geheimniß
eines Schleichganges zu bewahren.

Munizipalbeamte durchſuchten das Gebäude; der
rſprung des mephitiſchen Duftes ward bald ent-
eckt, und der Schall beim Klopfen an die zweideu-
gen Stelle der Wand verrieth ſogleich deren Höh-
ng; die geheime Thür ward eingeſchlagen, und die
ſtaunten Entdecker dieſer neuen unterirdiſchen Welt
rfolgten, nachdem ſie vorſichtig die Luft derſelben
reinigt hatten, den verborgenen Weg. Sie wur-
n bald darüber einig, daß der Peſthauch aus einer
it Holz verkleideten Mauerblende dringe, und ent-
ckten bei genauerer Beſichtigung derſelben, in der
interwand der Niſche eine dem Doctor verborgen
bliebene Klappenthür. Man öffnete dieſe, und fand
einem ſehr engen Raume, deſſen Eingang zum Theil
rch einen Erdaufwurf oder Erdfall verſchüttet war,
en ſchon in Verweſung übergegangenen menſchli-

chen Körper. Er ward hervorgezogen und für — Ainaraude's Leichnam erkannt.

Mit Schrecken, welchem ſich jedoch eine geheime Freude über die nun gewiſſe Schadloſigkeit dieſes Menſchen beimiſchte, ſah Meneuille deſſen Leiche an's Licht fördern; aber ein größerer Schrecken folgte dem erſteren nach, als man von ihm Auskunft über den Verſteck und die Todesart dieſes Flüchtlings foderte. Vergebens betheuerte er ſeine Unſchuld; das unglückliche Zuſammentreffen ſeines Einzuges in dies Haus mit Ainaraude's Entweichung ſprach gegen ihn, und laut forderte das ſouveraine Volk ſein Blut; denn mit unglaublicher Schnelligkeit hatte ſich das Gerücht verbreitet, man habe in dem Keller des Bürgers Meneuille eine Leiche verſteckt gefunden, an welcher man die Spuren des Mordes erkenne, den Niemand als der Bürger Meneuille ſelbſt verübt haben könne.

Der Pöbelgewalt war nicht zu widerſtehen und wenig Stunden nach der Entdeckung des Leichnams ſchmachtete Meneuille ſchon im Kerker.

Von allen Seiten ſtanden jetzt Verläumder wider den Verzweifelnden auf; Dieſe beſchuldigten ihn, ein

Feind, Jene, ein Freund des Gemordeten geweſen zu ſein. Dieſe behaupteten, daß er den Etappencommandanten auf deſſen Flucht an ſich gelockt und ihn aus verjährtem Haſſe erſchlagen habe; Jene klagten ihn an, daß er, um den Todesſchuldigen auf einem mildern Wege, als der über das Schaffot führende, in das Grab zu bringen, ihm ein ſchnelltödtendes Gift gegeben habe. Die Entziehung des mit Verlangen erwarteten Schauſpiels der Hinrichtung Ainaraude's war ein Verbrechen, welches nur mit dem Tode gebüßt werden konnte, und die Mitglieder des Tribunals, ſo wenig ſie auch an die Blutſchuld des Verleumdeten glauben, und ſo ungern ſie auch ihren geſchickteſten Arzt entbehren mochten, konnten dennoch nicht umhin, den Prozeß wider ihn einzuleiten.

Meneuille bewies, daß er mit dem Verſtorbenen weder in feindſeligen, noch beſonders freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden habe; er machte die Wahrſcheinlichkeit geltend, daß Ainaraude, nachdem ihm die Flucht aus dem Kerker gelungen, einen Zufluchtsort in dieſem ihm gewiß bekannt geweſenen

Gewölbe geſucht haben möge, daß die Klappenthür hinter ihm zugefallen, durch den Nachſturz der Erde aus der lockern Wand verſchüttet, daß ihm folglich der Rückweg unmöglich und er ein Opfer der durch langen Verſchluß verdorbenen Luft geworden ſei. Der Angeklagte trug auf die Oeffnung der Leiche an, um die Todesart des Verſtorbenen an's Licht zu bringen, und ſetzte es außer allen Zweifel, daß Ainaraude nicht, wie man behauptete, in der Verſandung des engeren Behälters jenſeits der Thür verſcharrt worden war, ſondern daß er ſelbſt dieſelbe durchwühlt habe, entweder in der Todesangſt, oder in der Hoffnung, hier einen Ausweg, der ins Freie führe, zu finden. Aber vergebens brachte Meneuille ſelbſt die Häupter des patriotiſchen Clubs zur Erkennung ſeiner Unſchuld; der allmächtige Auswurf des Pöbels wollte Blut ſehen, und führte, gelangweilt von den ihm zur Gewohnheit gewordenen Hinrichtungen der Royaliſten und begierig nach einer langentbehrten Criminalgeſchichte, die Sache des vermeintlichen Ermordeten ſo eifrig, daß die Richter ſich von der Nothwendigkeit überzeugten, dem Gerechtigkeitsgefühl des Volkes ein Opfer bringen und Meneuille verurtheilen zu müſſen.

Nur ein Mittel ſchien es noch zu geben, den Schuldloſen vom ſichern Tode zu retten, und dieſes beſchloß deſſen verzweifelnder Bruder, welcher einige Meilen von Chalons auf einem Landgute anſäſſig war, anzuwenden. Er eilte zu dem Volksrepräſentanten Marchand, welcher gerade um dieſe Zeit Gericht in Verdun hielt, um deſſen Fürſprache zu Gunſten ſeines unſchuldigen Bruders zu erflehen. — Aber der Wolf war wieder geſund, und das Lamm wieder zum hungrigen Wolfe geworden. „Iſt Ihr Bruder unſchuldig, ſo bedarf er meiner Fürſprache nicht; iſt er aber ſchuldig, ſo würde ich ſelbſt das Guillottineneiſen in Bewegung ſetzen, wenn Frankreich keinen Henker mehr haben ſolle, um das Bluturtheil an einem Mörder zu vollſtrecken.“

Die Miene, mit welcher der Unhold dieſe Worte begleitete, war ſo drohend, daß eine Wiederholung der Bitte für den Fürbitter ſelbſt mit Gefahr verknüpft ſchien; voll hoffnungsloſer Verzagung kehrte dieſer zu ſeinem verlorenen Bruder nach Chalons zurück.

Hier war inzwiſchen eine ſehr günſtige Veränderung der Verhältniſſe eingetreten: eine aus den Feldhospitälern hervorgebrochene, ſchnell tödtende Krankheit hatte ſich in der ganzen Gegend verbreitet und auch die Kinder des Kerkermeiſters ergriffen. Die bekümmerte Mutter, alle andere Rückſichten aus den Augen ſetzend, nahm ihre Zuflucht zu ihrem Gefangenen, und dieſem gelang es, ihre Kinder herzuſtellen. Nun fing aber das fürchterliche Gift an, ſich den Gefangenen mitzutheilen, deren Behandlung ebenfalls Meneuille überwieſen ward. Die größere Freiheit, zu welcher er jetzt gelangte, brachte ihn bald in die Nähe des Grafen und ließ ihn den glücklichen Erfolg einer ſchnell beſchloſſenen Flucht hoffen. — Aber Saint Hilaire, den Tod als einen Freund erſehnend, wies alle Vorſchläge, ihn von dieſem Freunde zu entfernen, zurück, und erſt als er Leonidens Flucht vernahm, als er erfuhr, daß Ainaraude's Tod ſie von ihren Banden befreit hatte und daß ſie ſchutzlos unter Fremden umherirre, erſt da erwachte ſeine Liebe zum Leben wieder und er willigte in ſeines Freundes Fluchtplan.

Meneuille hatte von den Medciamenten ſeiner Kranken eine ziemliche Doſis Opium geſammelt, hinreichend, um der ganzen Familie des Kerkermeiſters einen ſchadloſen aber tiefen Schlaf zu bereiten; die Schildwacht am Portal des Gefängniſſes konnte durch eine kleine Seitenthür umgangen werden, doch um die Flucht aus den Thoren mit Zuverſicht vermitteln zu können, foderte der Bruder des Doctors eine viertägige Vorbereitungsfriſt. — Aber ſchon auf den dritten Tag war eine allgemeine Schlußſitzung des Bluttribunals angeſagt, und nur Saint Hilaire's tödtliche Erkrankung konnte den erforderlichen Aufſchub ſeines Prozeſſes veranlaſſen.

Schon war Saint Hilaire, der Verabredung gemäß, erkrankt; ſchon war die Flucht, den ſicherſten Erfolg verſprechend, vorbereitet, als plötzlich das Verhängniß einen ſeiner ungeheuern Wetterſchläge zwiſchen die Verbündeten warf, der ſie weit auseinander ſprengte, ohne jedoch das Dunkel, in welches ſie ihren Entwurf gehüllt hatten, dem Auge der Welt zu erhellen.

Zwei Tage vor der Nacht, welche man zur

Flucht anberaumt hatte, nahm Meneuille ein ungewöhnlich reges Leben in der Umgebung des Gefängnisses wahr, und mit unſäglichem Schrecken errieth er aus einzelnen aufgefangenen Worten des jauchzenden Pöbels, daß Leonide wieder ergriffen worden ſei. — Wohin nun mit Dieſer? — Der Plan zur Flucht war nur auf den Grafen, aber nicht auf dieſe dritte Perſon, nicht auf ein ſchwaches kränkliches Weib berechnet. — Noch hielt die Möglichkeit, daß er ſich getäuſcht haben könne, Meneuille aufrecht; bald aber verließ ihn auch dieſe ſchwache Hoffnung; der Kerkermeiſter kam, um ihn zu der Bürgerin Ainaraude abzuholen, welche freiwillig in ihr Gefängniß zurückgekehrt, aber ſehr ſchwach und augenſcheinlich krank ſei.

Leonide ſaß mit erdfahlem, abgezehrtem Geſicht, einer Graberſtandenen ähnlich, in dem dunkelſten Winkel des größeren Gewölbes, in welches man alle noch geſund gebliebenen Gefangenen zuſammengepreßt hatte. „Fort von hier mit der Todkranken,“ flüſterte der Doctor, nachdem er die Unglückliche in's Auge gefaßt hatte, dem Kerkermeiſter zu. „Sie verpeſtet Ihnen das ganze Haus! Unter all Ihren Gefangenen iſt nur ein Einziger, deſſen Zuſtand ſo gefahrdrohend iſt, wie die Krankheit dieſer Perſon. Sperren Sie ſie mit dem Royaliſten in Nummer Neun zuſammen. Die Beiden können einander nicht mehr vergiften, aber hüten Sie ſich vor Beider Nähe, wenn Ihnen Ihr Leben lieb iſt.“

Erſchrocken riß den Kerkermeiſter ſein Eſſigfläſchchen hervor, befahl Leoniden, ihm von fern zu folgen, und öffnete ihr den Kerker des Grafen. Meneuille nahm das Riechglas aus der Hand des beſorglichen Schließers und ließ ſich mit dem Paare vereinigt einſperren, angeblich, um den Geſundheitszuſtand der Ankömmlinge ausführlich zu prüfen, insgeheim mit dem Vorſatz, ihr Leben, wo möglich, zu retten.

Wie ein halbdurchſichtiges Nebelgewölk von dem freundlichen Angeſicht des Mondes ſinkt, ſo ſchwand die ſchattengraue Farbe von Leonidens Antlitz, als ſie die Augen erhob und ihren Saint Hilaire erkannte. Röthe kehrte auf ihre Wangen, Glut in ihr Auge zurück und das Glück einer Seligen verkündete ſich in dem Ton ihrer Stimme, als ſie, den geliebten Wiedergefundenen umſchlingend, ausrief: „Nun hab' ich Dich wieder, und nun laſſ' ich Dich nicht mehr! Ich bin gekommen, um mit Dir zu ſterben!"

„Nicht um zu ſterben!" flüſterte der Graf. „Gott hat Dich zu mir geführt, um vereinigt mit mir zu leben! — Noch zwei Tage, und wir ſind frei! — Unſer Freund Meneuille wird —"

„Unſer Freund? — Meneuille?" fuhr Leonide, ihn unterbrechend, auf. — „Trau' ihm nicht, um Gottes willen, trau ihm nicht!" rief ſie mit Heftigkeit, indem ſie ihre Augen mit Abſcheu von dem Doctor abwandte und ſich feſt an die Bruſt des Grafen drückte. „Er will uns wieder verrathen, wie er uns verrathen hat in jener ſchrecklichen Nacht," flüſterte ſie mit fieberähnlicher Haſt. „Er verſprach mir, uns Beide zu retten, mich zu Dir zu führen, und drückte meine Hand verrätheriſch in die Hand des — o, des Menſchen, den ich nie, auf Erden und im Himmel, hätte wieder begegnen ſollen, des Menſchen, der mich von meinen Lebenshoffnungen, von meinem Liebesglück losgeriſſen hat! — Was wollen wir denn auch noch von den Menſchen und von dem Leben? — Alles, was lebt, das iſt falſch und böſe! nur Gott iſt treu und gut, und zu Gott wollen wir ja gehen! Wiſſe: Gott hat mir verziehen! er wird mich oben nicht mehr büßen laſſen für den Bruch meiner Gelübde! Ich habe ſie Ainaraude gehalten, denn ich bin ſein eigen geworden unter Folterqualen; aber mit ihm zu ſterben, ihm anzugehören jenſeit des Grabes, das hatt' ich ihm nicht gelobt! — Dich und mich, uns Beide ſoll das ewige Grab oder der ewige Himmel vereinigen, und Du, der Du mein Engel warſt auf Erden, Du ſollſt mein Engel, mein Vertreter am Throne des Seelenrichters ſein!"

Ihre Arme verſchränkten ſich krampfhaft um den Nacken des Grafen. —

„Trennen Sie ſich! — Schnell!" flüſterte der Doctor, durch das Geraſſel am Thürſchloſſe gehindert, ſeine unglückliche Beleidigerin mit ſich zu verſöhnen; und kaum hatte der Graf ſich Leonidens erſchlaffenden Armen entwunden, als die Thür geöffnet wurde, und der Kerkermeiſter, vorſichtig auf der Schwelle ſtehen bleibend, hineinrief: „Bürger Doctor, kommen Sie heraus, ſogleich!“

„Ich? — Jetzt? — Was gibt es denn? — Gibt's wieder einen Patienten? — Dieſe Kranken ſind meine wichtigſten; ſie verpeſten das ganze Haus, wenn ich gehindert werde vorzubeugen;“ ſtammelte Meneuille.

„Ach reden Sie nicht; kommen Sie; die Gendarmen warten!“ rief der Kerkermeiſter ungeduldig.

„Die Gendarmen?“ lallte Meneuille erbleichend.

„Freilich, die Gendarmen!“ wiederholte der Kerkermeiſter, wagte, ſtatt ſich auf zeitraubende Erläuterungen einzulaſſen, einen kecken Sprung, ergriff den Doctor und zog ihn gewaltſam mit ſich fort.

„Was iſt das? — ſind wir verrathen?“ — flüſterte Saint Hilaire erblaſſend; da warf Leonide ſich freudig an ſeine Bruſt und rief: „Ja, Gott ſei Dank! wir ſind verrathen! verrathen vom Leben an den Tod! verrathen von dieſem Meneuille an die Teufel, die Gottes Werkzeuge ſind und uns erheben müſſen, indem ſie uns zu verderben gedenken! —

Traue dieſem Meneuille nicht! er iſt Dein Feind und der meinige! — Weißt Du denn nicht? — Nein, nein, Du weißt es nicht, an wenn er mich verrieth, als er mich hinweglockte von hier unter dem Vorwande, mich mit Dir zu vereinigen! Du kannſt es nicht ahnen, wem er mich zugeführt hat, als er mich aus meinem Kerker riß und Dich verrätheriſch in dem Deinigen zurückließ.“

„Das war Irrung, aber nicht Verrath,“ antwortete der Graf. „Meneuille iſt unſer wahrhafter Freund!“

„Irrung? Irrung?“ murmelte Leonide zweifelhaft. „Höre mich an, und dann urtheile, ob er wahrhaft Dein Freund iſt. Es war ganz finſter, als er mein dumpfes Gewölbe öffnete und mich herausführte; er ſchloß eine zweite Thür auf; ein Mann trat heraus, er legte meine Hand in die des Fremden und führte uns auf die Straße. — Ich klammerte mich ängſtlich an meinen Begleiter; ach, ich wußte nicht anders, als Du ſei'ſt es; — dieſer hob mich auf einen Wagen, ſchwang ſich mir nach und lenkte die Pferde ſeitwärts. Da kamen viele Menſchen an den Wagen; er ziſchelte mit ihnen, und ihrer Fünfe ſchwangen ſich herauf zu mir. — Jetzt ging es fort, in betäubender Eile zum Thore hinaus, aber Keiner ſprach ein Wort, auch Du ſahſt Dich nicht um nach mir. — Das that mir weh! — „Warum ſpricht er denn nicht mit mir?“ dacht' ich traurig. „Er muß es doch wiſſen, wie bedürftig ich ſeines freundlichen Zuſpruchs bin!“ Endlich rief ich Dich, aber die Leute, welche neben mir ſaßen, bedeuteten mich unfreundlich, zu ſchweigen, und Du ſaßeſt weit von mir und hörteſt mich nicht. — Im Anfange begegneten uns viele Menſchen, aber allmählig wurden ihrer weniger, und ſtatt uns, gleich den Erſteren, entgegen zu kommen, gingen die Letzteren in gleicher Richtung mit uns und ſprachen von der Flucht des Feindes und von ihrer Heimkehr. Endlich dämmerte der Tag, und nun erkannte ich mit Schrecken, daß meine Begleiter Soldaten in fremden Uniformen waren. Der Vordere, welchen ich für meinen Godefroy hielt, kehrte, in ſeinen grünen Mantel gehüllt, mir fortwährend den Rücken zu; mir wurde immer ängſtlicher um's Herz, da wandt' er ſich um nach mir, und mit Todesſchrecken ſah ich — Gott, Du warſt es nicht! — Es war —"

„Wer? — Wer?" fragte der Graf ängſtlich.

„Der ungariſche Graf," antwortete Leonide, und ihre Zähne klapperten vor innerlichem Froſt; — „Derſelbe, der vor vier Jahren im Bade bei Bern mich hinriß zu einem Leichtſinn, den Gott ſchrecklich geſtraft hat. — Er ſah mich an mit einem Blick voll Erſtaunen; da faßte mich eine unbeſchreibliche Angſt; ich ſprang beſinnungslos vom Wagen und lief über das Feld hinweg, als ob die Hölle mich jage. — Wohin ich lief? — ob ich verfolgt wurde? — ich weiß es nicht, denn meine Erinnerung reicht nur bis zu dem Augenblick, da ich den Wagen verließ. Nichts war mir bewußt, als daß wir betrogen waren, daß Dich der Kerker feſthielt und daß ich in die Hände des Mannes geliefert worden war, den Gott erwählt hatte, meine Träume von Erdenfrieden zu vernichten. — Vor etwa acht Tagen erwachte ich, mir ſchien's, aus einem Schlummer im Grabe. — Ich lag auf Stroh in einer Hütte. — Wie ich erfuhr, hatte man mich auf dem Felde gefunden, ſich meiner erbarmt, und mich in das Dorf getragen. — Ich frug, wo ich ſei, und hörte, daß ich mich auf dem Landgute des älteren Meneuille befinde, welcher verreiſt ſei, um die Begnadigung ſeines Bruders zu erwirken, der den Etappencommandanten Ainaraude in Chalons erſchlagen habe. — Ich glaubte zu träumen, oder im Fieber zu raſen, aber die Geſpräche von dieſem Morde wiederholten ſich täglich unter den Bewohnern der Hütte. — Man fragte mich auch, wer ich ſei; aber die Antworten, welche ich gab, mochten wol verworren ſein, denn man ſah mich mit mitleidigem Achſelzucken an. — Geſtern Abend kam ein Nachbar und brachte die Nachricht aus Chalons, daß alle entwichenen Gefangenen wieder ergriffen worden, und daß allen Bewohnern des Kerkers am nächſten Morgen das Todesurtheil geſprochen werden ſolle. — Da wurde es mir, als ergriffe mich die Hölle. „Er ſtirbt, und Du willſt leben?“ ſchrie es in meiner Seele. Ich ſprang auf, zum Zimmer, zum Dorfe hinaus. „Uebermorgen ſtirbt er, du mußt mit ihm ſterben!“ — Einen anderen Gedanken hatte ich nicht. — Landleute wieſen mir den Weg; — mehr als Einmal ſank ich erſchöpft zu Boden, aber die Vorſtellung, allein in dieſer Welt zurückzubleiben, riß mich wieder empor und trieb mich von dannen. — Im Thor gab ich mich als Ainaraude's Mitſchuldige an und kam mit dem Gefühl eines ſeligen Engels, der ſeine Prüfungsbahn beendet hat, zu Dir zurück. — Da find' ich Dich, aber nicht, wie ich gehofft hatte, von Todesfreudigkeit erfüllt, nein, Lebenswünſchen zugewandt und Lebenshoffnungen, welchen ich entfremdet bin. — Ich höre, daß Du Dich noch Einmal einem Verräther, einem Mörder anvertrauen willſt, von deſſen Hinterliſt wir ſchon Proben haben! Welche Bürgſchaft ſtellt er Dir jetzt für ſeine Treue?"

„Meneuille iſt weder ein Verräther an uns, noch Ainaraude's Mörder," erwiederte der Graf, und ſetzte in einer umſtändlichen Mittheilung aller Vorgänge der letzten Zeit, Leoniden die völlige Unſchuld des Doctors an Ainaraude's Tod und an dem verhängnißvollen Fehlgriffe auseinander, zu welchem der ihm fremd gebliebene Zimmerwechſel ihn veranlaſſen mußte.

Leonide verſank düſter in Nachſinnen. „Alſo — unſchuldig iſt Meneuille;“ ſprach ſie dumpf vor ſich hin — „und alles Böſe, was mein argwöhniſches Herz auf Andere wirft, das iſt der Schatten meines eigenen Herzens? — Ich allein bin die Böſe?“

„Leonide, läſt're Dich nicht! Du biſt ein Engel!“ rief der Graf und drückte ſie feſter an ſich.

„Bin ich das?“ fragte ſie, das Auge heitrer zu ihm emporhebend. — „Bin ich das, dann iſt ja meine Heimat nicht die Erde! was will ich dann noch hier? Und was willſt Du hier? — Sieh, der Himmel öffnet uns ſeine Pforten! der Blitz des fallenden Guillottinenbeils iſt der erſte Strahl, mit welchem die Sonne einer beſſern Welt uns begrüßt! — Was ſoll uns Reichen, Glücklichen die arme ſegenloſe Erde? — Laß fahren ihre Hoffnungen, ihre Lockungen! ſie iſt falſch und nur der Himmel iſt treu! — Sieh, mein Godefroy, ſeit Gott mich von der Gewiſſensangſt befreit hat, Ainaraude's Mörderin zu ſein, ſeit ich Dich und die Zuverſicht habe, mit Dir zu ſterben, ſeit dieſem Augenblick hat der Abſcheu gegen das Leben mich mit neuer Gewalt gefaßt, und all mein Sehnen und Wünſchen ſteht auf das Schaffot gerichtet, welches ich Hand in Hand mit Dir beſteigen will!“

„O, Leonide, Dein Wünſchen und Sehnen — Deine Zuverſicht auf unſern gemeinſchaftlichen Tod wird Dich täuſchen!“ rief der Graf. „Mein Prozeß iſt beendet — der Deinige wird erſt beginnen. — Du wirſt vielleicht noch lange mir nachweinen müſſen!“

„Das werd' ich nicht!“ fuhr Leonide auf. „Verſagen die heimtückiſchen Ungeheuer, die uns martern, mir das einzige Erdenglück, welches ich ſuche, ſo ſchwör' ich Dir, ich werde ungeführt den Weg finden, den Gott Dir gebahnt hat zu ſeinem Himmel!“

Der Graf erſchrak. „Leonide,“ ſprach er, „ſchon Einmal ſuchteſt Du dieſen Weg, und ſchwurſt mir, ihn nicht zum zweiten Male zu betreten.“

„O, entlaß mich,“ bat ſie mit flehender Stimme, „entlaß mich dieſes Eides, der mich an die Erde binden ſoll, wenn Du ſie verlaſſen haſt. — Ich weiß,“ ſetzte ſie hinzu, „ich weiß, daß es Sünde, unverzeihliche Sünde iſt, ungerufen vor Gottes Thron zu erſcheinen; — aber ruft Gott mich denn nicht? — ſind nicht die Qualen, unter deren Marter ich verzweifelte in den Jahren der Vereinſamung meiner Seele, ſind ſie nicht Gottes Ruf? Brich dein heimatloſes Herz und komm! — Zertrümmre Deine Ketten und entfliehe! — Verlaß Deine Hölle und theile mein Paradies!“

„Ja, Leonide,“ erwiederte Saint Hilaire, „jenes Leid, deſſen rauher Hauch uns durch die Verödung unſres Lebens getrieben hat, es iſt wirklich Gottes Ruf an die heimatloſe Seele: „Brich deine Ketten; komm in deine Heimat, meinen Himmel!“ — aber iſt denn der Himmel ſchon unſere Heimat? — kann er uns die Pforten eines Vaterhauſes öffnen, wenn wir, fremd ſeinen ſeligen Bewohnern, unfähig zum Genuß ihrer Wonnen, unvorbereitet die Grenze überſpringen, welche das Grab zwiſchen beiden Welten zieht? — Ach, es muß traurig ſein, den göttlichen Ruf: „brich deine Ketten!“ mißverſtanden zu haben, und ein Menſch, irdiſch fühlend und irdiſch denkend, unter den geläuterten Geiſtern einſam zu ſtehen mit dem fruchtlosreuigen Rückblick auf den unvollendeten

Ziellauf, der nach wenig muthvollen Schritten zum nahen Ziele geführt haben würde. — Mir ſcheint der hoffnungsloſe Menſch, der jedes Grab für eine Himmelspforte hält, dem verzweifelnden Wandrer vergleichbar, welcher, in einer wegloſen Wildniß verloren, von allen Mühen, die das Leben hat, niedergebeugt, ſich plötzlich am Rande eines Abgrundes findet, aus deſſen dunkler Tiefe er das Paradies auftauchen ſieht, welches er ſucht, und nicht den Muth, oder vielmehr nicht den Willen hat, mit dem wundenvollen Fuße die ſcharfen, ab- und aufwärts führenden Stufen zu betreten, welche nach jenem erſehnten Eden führen. — Er ſieht ſogar den Engel ſich entgegen ſchweben, der ihn empfangen und hinübertragen will, aber ſchwärzer als je liegt die Nacht um ihn her; furchtbarer rollt der Donner in den Gewölken über ihm; drohender ſtrecken die Ungeheuer, welche ihn verfolgen, ihre Krallen nach ihm aus, und drückend, wie er ſie nie empfand, laſten auf ſeinen Gliedern die Ketten, welche den Sclaven der Erde bezeichnen. Seiner Angſt fliegt der Engel zu langſam; er zerbricht ſeine Feſſeln, aber nicht die

Kettenringe, die verwachſen ſind in ſeine blutigen Gliedmaßen; er mag nicht harren, bis der göttliche Bote kommt, ihn zu erlöſen; er ſtürzt ſich in den Schlund hinab, unbekümmert, ob er auf einem Klippenvorſprung liegen bleiben, ob die unabgeſtreifte Schelle nicht vielleicht auch dort ſeinen Schritt lähmen und ihn hindern werde, ein freier Bürger jener freien Welt zu werden! — Leonide, ſage mir, willſt Du es jenem Flüchtlinge verbürgen, daß er auf dieſem Wege das Ziel ſeiner Leiden finde? — daß ihm das Grab die Pforte ſeiner himmliſchen Heimat werde?“

Ein kalter Schweiß trat auf Leonidens Stirn, aber ſie antwortete nicht, ſie ſeufzte nicht; nur ein leiſes Zittern verrieth ihren innern Kampf. — Der Graf fuhr fort:

„Sollte Gott das Bürgerrecht in ſeiner beſſeren Welt nur von einem gewaltſamen Unternehmen gegen uns ſelbſt, und gegen ſeinen Willen — von einer Art von Flucht, und nicht von unſrer Ausdauer im Leiden abhängig gemacht haben? — Was wäre Gottes Macht, wenn der Menſch durch einen Fin=

gerdruck ſich ihrer Leitung entwinden könnte? — Was wäre menſchliche Tugend, wenn der Verbrecher ihren höchſten Preis durch einen einzigen blindlings-kecken Sprung zu erreichen und den Rächer gebrochener Pflichten durch eine trotzige Flucht zu verſöhnen vermöchte? — Verdient das erhabenſte Glück nicht den ſchwerſten Kampf, und iſt es nicht leichter, den Schmerz eines flüchtigen Augenblick's als die dauernde Pein eines langen belaſteten Lebens zu ertragen? — Sollte alſo Gottes Wink, zu ihm zu eilen, etwas Anderes als die Mahnung ſein, uns von den Seelenfeſſeln loszukämpfen, die uns ſeinem Himmel entfremden?"

Leoniden's Fieberbewegung war heftiger geworden; erſchrocken fühlte der Graf ihre eiskalte Hand krampfhaft pulſiren. „Leonide, Du biſt krank zum Tode!" rief er, ihr matt auf ſeine Schulter gelehntes Geſicht emporhebend.

„Ja," antwortete ſie mit Anſtrengung, „ich begrüße frohlockend den Tod, deſſen Nähe ich in meinen Gliedern fühle. — Er iſt der Engel, den Gott mir ſendet, um mich zu Dir zu führen, wenn die

Unmenſchen grauſam genug ſein ſollten, uns zu trennen. Ich ſchwör' es Dir, ich will harren, bis er meine Ketten bricht, damit ſie mir nicht nachſchleifen jenſeits des Grabes und mich hindern, dort dein zu ſein. — Aber, wie iſt mir denn? — Du willſt ja nicht ſterben! Du willſt ja entfliehen! — O, ſage mir: warum willſt Du leben? — Was feſſelt Dich an dieſe blutige thränenvolle Erde?"

„Dein und mein Kind!" antwortete der Graf. „Unſer Godefroy lallt noch auf dieſer Erde und bedarf unſrer."

Laut ſtöhnend ließ Leonide das ſchwere Haupt niederſinken und flüſterte leiſe vor ſich hin: „Unſer Sohn! — Könnt' ich ihn doch mitnehmen, wie ich mein —" ſie brach ab, und fuhr nach einer Pauſe lauter fort: „Nun ſo flieh und lebe! — Ich, ich würde — was ich geweſen bin, ſeit Du Deine Hand in die meinige legteſt — das Gewicht werden, welches Dich niederzieht. — Flieh und laß mich hier auf meinen Engel warten, bis ich der Deinige werde!"

„Keine Flucht ohne Deine Begleitung!" rief betheuernd der Graf; „aber faſſe Muth; Du biſt erſchöpft; doch Meneuille wird Rath wiſſen, wird Dich kräftigen! Er wird wiederkommen, ich hoff' es zu Gott" —

„Du haſt ja plötzlich das Leben ſehr liebgewonnen," ſprach Leonide, und ein leiſer Vorwurf lag in dem Ton ihrer Stimme, da umſchlang Saint Hilaire ſie und rief: „Ja, ich habe das Leben liebgewonnen, ſeit es den Himmel mir wieder verſpricht, den ich in Deinen Armen kennen gelernt habe! — O, es wird Alles wieder werden, wie es war, ehe wir Hand in Hand Frankreich verließen! Nein beſſer noch wird es werden! Keine Spukgeſtalt folgt Dir mehr und ſchreckt Dich aus meinen Umarmungen auf! Nichts trennt uns mehr und Alles, Alles vereinigt uns! Unſre Liebe! Unſer Glaube! Unſer Kind!"

„O, mein Godefroy, mit welchen Engeln bevölkerſt Du das Leben!" rief Leonide. „Nun ja! ich will an Deiner Hand ſeine Schwelle noch ein Mal überſchreiten! ich will leben, ich will verſuchen mit Dir zu fliehen. — Aber ein zweimonatliches Krankenlager hat an meinen Kräften gezehrt, und — ach, wenn Meneuille doch käme! Du vertrauſt ihm ja, ſo will ich ihm denn auch vertrauen! Er iſt ja ſo geſchickt; — ich will mich ihm entdecken; — er ſoll mich belehren, ob meine — Horch: es poltert Jemand an der Thür; — es raſſelt am Schloſſe! Er iſts!“ — Sie raffte ſich auf und taumelte der Thür entgegen.

„Zurück!“ donnerte eine rauhe Stimme, und die Knie der Erſchrockenen knickten zuſammen; der Kommende war nicht Meneuille, ſondern der Kerkermeiſter, welcher den Gefangenen Speiſe brachte und mit ängſtlicher Scheu vor den vermeintlichen Peſtbehafteten ſchnell ſich wieder entfernte, ohne die Frage des Grafen nach ſeinem Arzte zu beantworten.

Stunde auf Stunde verſchlich, und der erſehnte Rettungsbringer kam nicht; das Oel in der kärglich genährten Lampe war ausgebrannt; ſie verloſch, und die verheimlichten oder vergeſſenen Sorgen der vereinigten Liebenden traten aus ihren verſchloſſenen Seelen hervor auf ihre Stirnen, ſicher, von dem matten Stral nicht verrathen zu werden, welchen eine Sterngruppe durch das vergitterte Fenſter warf.

Das neue Lächeln des Lebens hatte Leoniden wieder feſt gezaubert in den Mittelpunct ſeines Kreiſes, und all ſein Gaukeln, das Liebesglück und die Mutterfreude, die ſtille Häuslichkeit und der gerettete Seelenfrieden, ſchütteten ihre Füllhörner voll Blendwerke vor ihr aus. Die Paradieſespforte, das heißerſehnte Grab ſchauderte ſie an, ſeit die Erde ihr das Paradies wiederzugeben verſprach, welches blühend in ihrer Erinnerung auftauchte; und jetzt, da das Leben ihr wünſchenswerth geworden war, jetzt drohte es, ihr ſeine Kränze zu verſagen. War ihre Flucht möglich ohne Meneuille's Beiſtand? Und war Meneuille kräftig genug, um ſie zu ſchützen gegen ihre Verfolger? Und mußte ſie nicht befürchten, die Schritte ihrer Retter zu lähmen? — Und wo war Meneuille? — Der letzte Funken ihrer Seelenkraft erſtickte unter der Laſt dieſer Fragen.

Banger noch als Leonide rang der Graf mit ſeinen Sorgen. Meneuille's gewaltſame Entfernung und deſſen Ausbleiben ließ ihn das Schlimmſte befürchten. Seine Flucht war unmöglich, wenn der hülfreiche Freund gehindert wurde, im Laufe dieſer Nacht ſie zu bewerkſtelligen; denn ihm führte die nächſte Tagesſonne den letzten Lebenstag herauf, und was ſollte alsdann aus der Unglücklichen werden, welche von Seelen- und Körpererſchlaffung in einen beängſtigenden Schlummer eingewiegt, an ſeiner Seite hingeſunken lag?

Die Nacht ſchlich dahin; das Trommelgeraſſel, unter deſſen Wirbeln die Schaarwacht die Straßen durchzog, verkündete den Anbruch des verhängnißſchweren Morgens. — Mit wildem Schrecken fuhr Leonide auf und ſank, unfähig zu ſtehen, wieder zu Boden.

„Leonide, um Gottes willen, Du vergehſt vor Schwäche!“ rief der Graf und beugte ſich nieder zu ihr; da ſchlang ſie den Arm um ſeinen Hals und ächzte: „O, daß Du wahr ſprächeſt! daß ich verginge wie ein ſpurloſer Seufzer! — Ich habe ſchwer geträumt; wir ſtanden Hand in Hand vor dem Blutgerüſt; — Du flogſt hinauf, ſo leicht — ſo entkörpert; — ich blieb unten! — Meneuille iſt nicht gekommen; mein Traum ſoll Wahrheit werden; Dir wird der Himmel ſich öffnen, und ich — ich — und ich — —“

Ein Krampfsanfall ſchien Leoniden's Zunge zu lähmen, denn ihre Sprache ward zum unverſtändlich hervorgeſtoßenen Sylbengebröckel; — ihr verzweifelnder Freund drückte ſie inniger an ſich und ſprach, eine ihm fremdgewordene Kraft erheuchelnd: „Leonide, faſſe Muth! es ſcheint, Gott wolle uns trennen; er wird vielleicht mich rufen und Dich noch zurücklaſſen; aber — Leonide, ein Sterbender beſchwört Dich — wenn ich nicht mehr bin, verſchmähe die Mittel nicht, welche Gott Dir zu Deiner Rettung ſenden möchte, bezwinge Dich, zu leben für unſern Sohn!“

„O, Du barmherziger Heiland im Himmel!“ ſchrie Leonide mit gerungenen Händen, „gieb mir Licht in meiner Nacht, daß ich erkennen möge, welche meiner Pflichten die gebietende ſei: zu leben für meinen Sohn, der elternlos umherirrt in der Fremde, oder zu ſterben mit —“

Sie brach ſchreckhaft ab und wandte das Auge der Thüre zu, deren Schlöſſer von außen raſſelten.

„Kömmt Meneuille?“ bebte es von ihren Lippen. — Sie richtete ſich mit Anſtrengung auf; aber tiefſtöhnend ſank ſie wieder zurück, denn ſtatt des ermuthigenden Freundesgeſichts drängte ſich das braungelbe, larvenähnliche Antlitz des Kerkermeiſters durch den Spalt der vorſichtig geöffneten Thür.

„Bleibt auf euern Plätzen,“ gebot der Schließer, und begann, langſam fortſchreitend, das Gemach mit Eſſigdämpfen zu durchräuchern. Nun trat ein Zweiter, ein Unbekannter, ein, welcher ſich den Gefangenen als Arzt und beauftragt ankündigte, ihren Geſundheitszuſtand zu prüfen.

„Der Bürger Meneuille hat bisher das Verdienſt ſich erworben, uns hülfreich zu ſein,“ ſprach der Graf beklommen. „Iſt er vielleicht ſelbſt erkrankt?“

„Der Bürger Meneuille iſt geſtern in Begleitung zweier Gendarmen von Chalons fortgebracht worden“ erwiederte der Arzt flüchtig und wandte ſich an den Kerkermeiſter mit der Frage, warum man dieſe beiden Gefangenen nicht getrennt habe?

„Die Kerker ſind gefüllt und Meneuille befürchtete von der Krankheit dieſer Beiden die Anſteckung der noch Geſunden," antwortete der Gefangenwärter.

„Thorheit!" murmelte der Arzt. „Dieſer Gefangene iſt geſunder als ich es bin, und die Frau fiebert zwar etwas, doch hindert ihr Zuſtand ſie nicht, heute vor dem Tribunal zu erſcheinen. Man mag ſie allenfalls auf einen Wagen ſetzen."

„Wir ſterben! Dank ſei es der Liebe unſers himmliſchen Vaters!" rief Leonide mit einem nervenzerreißenden Jauchztone und warf ſich an die Bruſt ihres erſtarrenden Freundes. —

Da näherte ein wieherndes Stimmengetöſe ſich der offenen Thür; ein Haufen Bayonette blitzte im Sonnenſtrahl, der den Gang beleuchtete, und eine rauhe Stimme brüllte: „Bürgerin Ainaraude!"

„Alſo Du vor mir!" flüſterte der Graf, und ſetzte noch leiſer hinzu: „Auf Meneuille darf kein Schatten eines Verdachts fallen; nenne die Oeſtreicher, wenn man Dich fragt, wer Dir zur Flucht behülflich geweſen iſt. Haſt Du mich verſtanden?"

Leonide nickte mit ſtierem Auge, da riß die ſchreiende Stimme des Kerkermeiſters ſie aus Saint Hilaire's Armen. „Nun, Bürgerin, hören Sie nicht? — Die erwünſchte Stunde iſt da.“ — Und noch einmal ſchlangen ihre Arme ſich krampfhaft um den Nacken des Grafen; ihre Lippen ſchienen verwachſen mit den ſeinen, aber geöffnet durch die Stöße ihrer gebrochen fliehenden Athemzüge vermochte ſie nicht zum Kuſſe ſie wieder zu ſchließen.

„Bürgerin Ainaraude!“ donnerte die furchtbare Mahnungsſtimme zum dritten Male, und eine rauhe Fauſt ergriff ſie bei der Achſel. — Da fühlte der Graf ſie zucken in ſeinem Arme, gleich als ſei ſie von einem elektriſchen Schlage getroffen. Seine Arme ſanken einen Augenblick lang ſchlaff herab und erhoben ſich langſam wieder, maſchinenmäßig ſich ausſtreckend und ſuchend in dem Raume, den die Hinweggeriſſene leer gelaſſen hatte. — „Leonide!“ ſchrie er mit wieder erwachter Beſinnung und ſtürzte ihr nach; aber mit donnerndem Schalle flog die Thür vor ihm zu, und die Stimme eines fühlloſen Sansculotten verhöhnte ihn mit den Worten: „Zurück, Vögelchen, auch Deine Stunde wird ſchlagen!“

Da ſank der Unglückliche mit ſchwindenden Sinnen auf den ſteinernen Fußboden nieder.

Ein Wagen hielt vor der Thür, als Leonide, geſchleppt von der Municipalwacht, die Straße erreichte; ihr Fuß ſuchte vergeblich nach dem Tritte; da lachte eine rohe Stimme hinter ihr: „Ha, ha! ſeht Ihr's? das iſt eine Cidevante! die iſt gewohnt in Karoſſen zu fahren und ſucht den Aufſteigetritt an dem Karren!“ Ein minder Entmenſchter unterſtützte die Schwankende, hub ſie auf den Strohſitz, und ein Sansculotte pflanzte ſich vierſchrötig an ihre Seite.

Leonidens Verhör war kurz. Sie bekannte, Saint Hilaire verborgen zu haben, und gab die öſtreichiſchen Kriegsgefangenen als ihre Befreier aus dem Gefängniſſe an. — Nach wenig Minuten war der Stab über ihr Haupt gebrochen.

„Dank Euch! Dank!“ rief ſie und ſetzte flüſternd hinzu: „Gott wird mir vergeben! Ich konnte ihn ja nicht allein ſterben laſſen!“

„Wen können Sie nicht allein ſterben laſſen, Bürgerin?“ fragte der Vorſitzer des Blutgerichts. — Leonide verſtummte, da nahm der Arzt, welcher ihr gefolgt war, das Wort: „Bürger, die Verurtheilte hat in einer ſehr zweideutigen Verbindung mit ihren Mitſchuldigen geſtanden; ſie ſcheint den Wahnſinn mancher Verbrecher zu theilen, die den Tod ſuchen; ich trage darauf an, ihre Hinrichtung auszuſetzen, bis die Zeit entſchieden haben wird, ob ihre Verbindung mit den Royaliſten Folgen gehabt hat, oder nicht.“

„Ihr Antrag ſoll berückſichtigt werden, Bürger,“ verſetzte der Präſes. — Da ſchrie Leonide: „O, ſeid barmherzig! Tödtet mich gleich! Schiebt die einzige Wohlthat nicht auf, die ich erflehe!“

Der Vorſitzer maß ſie mit ſcharfen Blicken. „Wiſſen Sie, Bürgerin,“ ſprach er alsdann, „Die Republik ſtraft nur Strafbare; — Schuldloſe, ungeborne Kinder tödten, das hieße morden. — So frag' ich Sie denn im Namen der Republik: glauben Sie Mutter zu ſein? — Hoffen Sie aber nicht, durch eine lügenhafte Beantwortuug dieſer Frage einen andern Vortheil, als den eines kurzen Aufſchubs Ihrer Hinrichtung zu erlangen. — Antworten Sie mir: ſind Sie Mutter?“

Leonidens ſchrecklicher Seelenkampf offenbarte ſich in einem heftigen Zittern. Endlich ſichtbar die Uebermacht eines verborgenen Wortführers in ihrem Herzen niederringend, ſtieß ſie ein gellendes „nein“ heraus.

„Und ich ſage jetzt mit völliger Ueberzeugung: ja!“ rief der Arzt. „Dieſes ja! ſteht auf dieſem Geſichte geſchrieben!“

„Die Gefangene ſoll aufbewahrt werden. — Führt die Andern hieher!“ ſo wandte ſich der Blutrichter an ſeine Schergen. — Da fingen Leonidens Augen zu flammen an; dunkle Glut überflog ihr Geſicht, ihr Mund verzog ſich und mit kreiſchender Stimme ſchrie ſie: „Teufel, Ihr wollt zu Gericht ſitzen über einen Engel? Heuchleriſche Böſewichter, Ihr ſcheut Euch, Eure blutigen Hände an ein ungeborenes Weſen zu legen, welches noch keinem menſchlichen Auge den leiſeſten Freudeblick, keinem menſchlichen Herzen das flüchtigſte Entzücken abgezwungen hat? Und einen Mann wollt ihr morden, der Alles beglückte, was Gott in ſeine ſegensreiche Nähe brachte? — Wohlan, ſo mordet ihn! laßt ihn aus Mörderhänden die erſte Wohlthat nehmen, die er auf Erden zu empfangen beſtimmt iſt! Führt ihn auf dem nächſten Wege in ſein himmliſches Vaterhaus; aber auch mich ſollt Ihr morden! Ich will Euch zwingen, mein Blut zu vergießen! Ich will Eure Ohren ermüden mit Schmähungen, bis ich das Tigergelüſt in Euren Seelen wach geſchrieen habe!"

„Werft doch die Wahnſinnige in das engſte, düſterſte Loch des Kerkers!" brüllte der Jakobiner, der hier den Vorſitz hatte, und vier ſtarke Arme faßten die Unglückliche, riſſen ſie hinaus, und ſchleppten ſie auf den Karren; — und mit dem Jubelgeſchrei: eine Wahnſinnige! — „eine verrückte Ariſtokratin!" umtanzte der Pöbel das langſam dahinrollende Fuhrwerk.

Leonide hörte den Lärm nicht; ein heftiger Schwindel hatte ſie ergriffen, im wirbelnden Umſchwunge flogen Häuſer und Bayonette und Rothmützen vor ihren Augen umher, und bewußtlos ſank ſie in den Arm ihres rohen Begleiters, der zur Beluſtigung des ſchrecklichen Pöbels, unter fratzenhaften Liebkoſungen ſeiner leichenähnlichen Nachbarin, der Schauluſt der Kanibalen ein befriedigendes Feſt gab.

In einem engen, dumpfen, ganz lichtloſen Kellergemach kam Leonide zu ſich ſelbſt. Ein Pfeifen und Huſchen um ſie her ließ ſie die Urbewohner dieſer Behauſung ahnen; aber ſie vergaß das ſchauerlich ekelhafte Ungeziefer, welches ſeine Neſter vertheidigen zu wollen ſchien, über den furchtbaren Gedanken, den ſie mit wildem Gekreiſch dachte: „Er iſt todt und ich lebe! — Er iſt ermordet — ich hab' ihn verlaſſen! Gott hat mich verlaſſen!“

Ihr durchdringendes Jammergeſchrei erweichte das Herz der Kerkermeiſterin. „Wenn es wahr iſt, daß die Unglückliche Mutter werden ſoll,“ ſprach ſie zu ihrem verhärteten Mann, „ſo begeht Ihr eine Grauſamkeit, die Euch in Eurer Todesſtunde verklagen wird. Ich eile zu dem Doctor, und will ihn fragen, ob man ein Weib in dieſem Zuſtande in jenem Loche unter Ratten und Molchen einſperren darf?“

„Was geht uns das an,“ verſetzte der Schließer; „Weichmüthigkeit taugt nicht für Unſereinen, und Menſchlichkeit bringt die Guillotine,“ ſagt Marchand.

„Denk an Cloceaux und an ſeine Frau, die morgen Hand in Hand zur Guillotine gehn. — Wo willſt Du hin? — Bleib, ſag' ich!"

Die Frau ließ ſich nicht zurückhalten; ſie begab ſich zu dem Arzte, welcher den Aufſchub der Hinrichtung Leonidens erwirkt hatte, und dieſem gelang es, durch die Vorſtellung, daß das Leben eines werdenden Bürgers der Republik durch eine ſolche, gegen ſeine Mutter verübte Härte bedroht werde, den Befehl zu veranlaſſen, der Bürgerin Ainaraude einen bequemern Aufenthaltsort anzuweiſen.

„Aber wohin ſoll ich die Raſende bringen?" fragte der Kerkermeiſter. „Morgen freilich räumt die Guillotine auf; doch heut' hab' ich auch nicht das kleinſte Räumchen für dieſe Tolle übrig; ich muß ſie wieder mit ihrem Geſellſchafter zuſammenſperren; aber das weiß ich, raſen wird ſie morgen, wenn er abgeführt wird."

Er ſchloß den ſchrecklichen Kerker auf. Wie eine Furie, bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, flog Leonide ihm entgegen.

„Iſt er todt?“ ſchrie ſie. „Sagt mirs: haben die Ungeheuer ihn ſchon gemordet?“

„Nein, er lebt und wird gleich hier ſein,“ ſprach beruhigend die Frau des Schließers, Leoniden in ihr älteres Gefängniß zurückbegleitend. — In dem Augenblicke dröhnten ſchwere Tritte von außen her, ſchleppende Säbel raſſelten, und in der Mitte eines Haufens Bewaffneter ſchritten die zurückkommenden Verurtheilten daher. Leonide blickte auf; das Lächeln einer Seligen flog über ihr Antlitz; ſie lag in Saint Hilaire's Armen.

„Fort Pfaff!“ ſchrie der Schließer einem der zurückgeführten Gefangenen zu, welcher neugierig ſein todtes verfallenes Haupt in die Thürſpalte drängte, um dem Grafen nachzuſehen. „Sieh, dort find' ich Bekannte!“ rief er. „Schächer, mach' Dich mit der Guillotine bekannt,“ antwortete hohnlachend der Kerkermeiſter, den Horcher hinwegreißend, und mit den Worten: „Bruder, meine Guillotine ſoll noch gebaut werden,“ folgte Dieſer ſeinem Zwingmeiſter.

Drittes Capitel.

Ich führe Dich zur Stadt der Qualerkornen,
Ich führe Dich zum unbegränzten Leid,
Ich führe Dich zum Volke der Verlornen!
Streckfuß nach Dante.

In dem unglücklichen Verdun war der Würgengel mit überreicher Ernte beſchäftigt; bisher hatte Frankreich ſich nur an den Fall der hervorragenden Häupter ſeiner Kinder gewöhnt, und ſchien überraſcht, die ſchreckliche Senſe rückſichtslos durch das Kornfeld ſchwingen und neben den Aehren auf den Halmen auch die Knospen auf den niedern Blumenſtengeln niedermähen, die jugendlichen Häupter unmündiger Kinder neben den Köpfen ihrer Eltern unter dem Guillotineneiſen hinwerfen zu ſehen; — der Ruhm, Frankreich das erſte Beiſpiel aufgeſtellt zu haben, wie die Republik die Verbrecher an ihrer Majeſtät beſtrafe, der Ruhm, Kinder zu würgen, um ihre Eltern zu züchtigen, dieſer gräßliche Ruhm war dem Volksrepräſentanten Marchand aufbewahrt geblieben.

Unluſtig, ihre Vaterſtadt gegen die Feinde der Republik, die Freunde und Befreier ihres Königs zu vertheidigen, hatten die Bürger von Verdun die patriotiſchen Clubs auseinander geſprengt, die Sansculotten verjagt, die Freiheitsbäume umgeſtürzt, ihre Thore dem Könige von Preußen, dem vielgeliebten Friedrich Wilhelm geöffnet, und den Sieger mit verſöhnenden Feſten empfangen. — Von jetzt an glich Verdun einer glücklichen Inſel, rings umbrauſ't, aber unerreicht von dem Wogenkampf des wüthenden Meers, welches ihre Ufer beſtürmte. — Ganz Frankreich wälzte ſich in Zuckungen, aber die von den Preußen eingenommenen Landſtriche genaſen ſchnell von dem Gift, welches auch ihren Adern eingeimpſt geweſen war, und die ſchreckliche Umwälzung ſchien hier ihren Damm zu finden. — Da warf der

Tag von Valmy das Glücksgewicht in die Schale der Republikaner; die Preußen verließen ihre Eroberungen auf dem neufränkiſchen Gebiet, und nun überſchwemmte die nicht mehr gezügelte Flut das bis jetzt begünſtigt gebliebene Eiland. Zitternd vernahmen die Bürger von Verdun, der Volksrepräſentant Marchand ſei es, der den Auftrag habe, ihre Stadt zu züchtigen; wehrlos öffneten ſie ihm die Thore, und das Verderben zog ein mit dem Verderber.

Das blutgierige Auge des gefürchteten Strafvollziehers ſuchte vor allen die Municipalbeamten, welche dem ſiegenden Preußenkönig unterwürfig entgegengezogen waren, und die blühenden Töchter der Stadt, welche dem großmüthigen Ueberwinder Blumen geſtreut hatten. Der geübte Blick des Bevollmächtigten fand bald die Strafwürdigen heraus; er winkte, und die leergefundenen Kerker füllten ſich; die blutrothe Mütze, das Symbol der Jakobiner, ſchmückte wieder den neuerrichteten Freiheitsbaum, deſſen wurzelloſer Stamm die Henker Frankreichs mit Frankreichs edelſtem Blut zu begießen eilten. Die Feſtgeber und die Kranzwinderinnen führten den Todesreihen an; vierzehn

Jungfrauen, kaum dem Kindesalter entwachſen, bluteten unter der Guillotine, und ein todeswürdiges Verbrechen war die Thräne des Mitleids und der Elternliebe, welche das Auge der verzweifelnden Väter und Mütter, von raſenden Jakobinern bewacht, in der Glut des Schmerzes zu erſticken gezwungen war, während die Lippen der Unglückſeligen in das Jauchzen des bluttrunkenen Pöbels einſtimmen mußten, welcher mit Furienluſt die jugendlichen Leichname ihrer geſchlachteten Kinder umtanzte.

Die leeren Gefängniſſe forderten eine zweite, eine dritte und eine vierte Ernte und leerten und füllten ſich wechſelsweiſe ſieben Wochen hintereinander, da brach der Racheengel Gottes, die verheerende Seuche, aus den Feldhospitälern in die Wohnungen der Würger und Würgopfer ein, Beiden ein gemeinſchaftliches Grab bereitend; aber wie furchtbar der Athem dieſes Ungeheuers auch umherzog, eine Hoffnung führte er mit ſich, einen Troſt, welcher ſeine Schrecken bei bei weitem überwog, denn zu Denen, welche das Peſtgift niederwarf, zählten tauſend hoffende Augen auch die Seele der Guillotine, den Volksrepräſentanten Marchand. — Aber noch hatte die Stunde der Erlöſung den Schmachtenden in den Kerkern Verduns nicht geſchlagen; den dortigen Aerzten mißtrauend, gedachte das verabſcheute Jakobinerhaupt ſeines Retters Meneuille, und ſchon am erſten Tage ſeiner Niederlage flog ein Courier nach Chalons, um den Beſchwörer des Todes aus dem Kerker zu reißen und ihn mit Eilpferden nach Verdun zu führen.

Vergebens hatte Meneuille, als er, auf dem Stadthauſe angelangt, mit ſeiner Beſtimmung bekannt gemacht wurde, auf ein Mittel geſonnen, die Rettung ſeines Freundes Saint Hilaire durch Hülfe ſeiner Frau oder ſeines Bruders zu bewerkſtelligen; man geſtattete es ihm aber nicht, ſich auf irgend eine Art mit dieſen zu verſtändigen. Die Magiſtratsperſon, in deren Händen er ſich befand, verſicherte ihm, daß die Ausſicht auf ſeine Rettung der heilkräftigſte Balſam für das Herz ſeiner Gattin und ihr wohlthätiger als ſein Abſchiedskuß ſein werde, und mit betäubender Eile hatten zwei Jakobiner ſich ſeiner bemächtigt und mit ihm die harrende Courierchaiſe beſtiegen. — Seine Gattin, ſeine Kinder, Saint Hilaire und Leoniden ſah er troſt- und hoffnungslos zurückbleiben.

Nicht vergebens hatte Marchand ſein Vertrauen auf ſeinen ehemaligen Nothhelfer geworfen, indem er, kecker als je ein Alleinherrſcher in Frankreich, über ein Glied des ſouverainen Volks verfügte. Das Glück begleitete den erzwungenen Helfer; es gelang ihm, die Krankheit des entſetzlichſten Feindes der Menſchheit und der Menſchlichkeit ſchnell zu erkennen und eben ſo ſchnell die Mittel zu finden, den gefürchteten Tod hinwegzubannen. — Verduns geängſtigte Bürger hatten zu zeitig gehofft; Verduns Henker hatte zu voreilig gezagt. — Binnen kurzer Zeit ſtand Marchand von ſeinem Siechlager auf und präſidirte ſchon wieder in den unterbrochen geweſenen Blutgerichten, während Meneuille noch immer als ſcharfbewachter Gefangener auf ſein Zimmer beſchränkt und aller Mittel beraubt war, ſich mit den zurückgelaſſenen Seinigen in ſchriftliche Verbindung zu ſetzen. Endlich ſchien das Verhängniß ihm einen freundlichen Blick zuwerfen zu wollen. Der Volksrepräſentant ließ ihn zu einer Spazierfahrt einladen, und Meneuille beſchloß, die günſtige Stimmung des mächtigen Emporkömmlings für die Wendung ſeiner mißlichen Angelegenheit zu benutzen.

„Es iſt wahr,“ rief der Volksrepräſentant, als Meneuille das Geſpräch auf ſeinen Prozeß leitete, „es iſt wahr, Du biſt ja Arreſtant. Nun, Bruder, wir ſind unter vier Augen; ſprich ohne Rückhalt, ſage mir: warum haſt Du den Etappencommandanten erſchlagen? — Du haſt nicht zu fürchten, daß ich von deiner Offenherzigkeit einen nachtheiligen Gebrauch machen werde; meiner Anſicht nach iſt der an einem Hochverräther verübte Mord kein Verbrechen, ſondern nur eine geſetzwidrige Handlung, welche nur der Henker, den Du um ſeinen Verdienſt, und der Pöbel, den Du um ſeine Luſtbarkeit gebracht haſt, nicht verzeiht. Nun ſprich, damit ich ſehen kann, was ſich für Dich thun läßt.“

Meneuille erſchöpfte alle ſeine Vertheidigungsmittel, um den Volksrepräſentanten zur Anerkennung ſeiner Unſchuld zu bewegen, und führte als einen der Hauptbeweiſe derſelben den Umſtand an, daß er doch gewiß der polizeilichen Unterſuchung der Urſache des Geruchs, welcher das Haus verpeſtete, vorgebeugt und den Leichnam tiefer verſcharrt haben würde, wenn er von deſſen Daſein Kenntniß gehabt, oder gar ſich ſchuldig gewußt hätte. Aber Marchand, ſtatt Gewicht auf dieſe Vertheidigung zu legen, erwiederte: „Ja, wahr iſt's, herzlich dumm haſt Du Deine Sache angefangen, dennoch iſt ſie nicht verloren; Du mußt nur den großen Haufen mit Dir verſöhnen, welchem Du eine gehäſſige Perſon geworden biſt; haſt Du Dich zum Manne des Volks gemacht, ſo will ich Den ſehen, der Dir ein Haar krümmt. Ich will Dir ein Rettungsmittel vorſchlagen: werde Mitglied unſres Clubs! die rothe Mütze und eine blutige Hand, das ſind die zuverläſſigſten Wegweiſer zur Volksgunſt; dann ein leichtes Probeſtück abgelegt und Du ſtehſt feſt wie ich ſelber! Sieh, zufällig läuft Dir das Glück in die Hand; denn eben fällt mir etwas ein, was Dich ganz ohne Schwierigkeit über all Deine Beſorgniſſe hinwegheben ſoll. Du wirſt von den Aufſtänden des unvernünftigen Volkes in der Vendée gehört haben; die Sache iſt beigelegt und der Pöbel ruhig in ſeine Dörfer zurückgekehrt, aber der Rädelsführer, Gaſtou, der royaliſtiſche Perückenmacher, iſt entwiſcht, und wie Du aus den Steckbriefen geſehn haben wirſt, durch welche der Convent ihn verfolgt, hat er ſeinen Weg nach Weſten genommen, wahrſcheinlich in der Abſicht, die Trümmer der Condéſchen Horden zu erreichen. — Todesſtrafe ſteht auf die Verhehlung dieſes gefährlichen Menſchen, und dieſe Todesſtrafe hätt' ich gern einer ſehr verdächtigen aber ſehr ſchlauen Perſon zugewandt. Tritt auf als Zeuge wider dieſe Perſon!"

Das Entſetzen band Meneuille's Zunge. — Der Volksrepräſentant mochte dies Schweigen ſeinen Abſichten entſprechend glauben und fuhr fort: „Ein Krämer aus Hatonchatell, welcher den Ruf eines Patrioten, viel angeſehene Freunde hat, und ein Lieferungsgeſchäft für die Armee betreibt, iſt mir höchſt verdächtig, aber ich kann ohne Veranlaſſung nichts gegen ihn unternehmen; ſeine Tochter, welche ſich hier in einer Erziehungsanſtalt befand, gehörte zu jenen Mädchen, welche ich das Schaffot beſteigen ließ; unfehlbar wirſt Du davon gehört haben. — Dieſer Menſch muß mich haſſen, das iſt nicht anders möglich; und dennoch trägt er eine Vergötterung meiner Perſon zur Schau, welche unmöglich aufrichtig ſein kann. Es iſt nothwendig, daß ich mich ſeiner entledige, und Niemand kann meinem Zwecke beſſer dienen, als Du. Jener Menſch iſt in ſeinem Geſchäfte faſt beſtändig auf Reiſen, und auch Du biſt als Arzt häufig auf der Landſtraße geweſen. Dein Zuſammentreffen mit ihm iſt alſo ſehr möglich, und wenn Du es behaupteſt, keinem Zweifel unterworfen. Klag' ihn an, daß er einen Menſchen mit ſich umhergeführt habe, deſſen Aeußeres der Beſchreibung jenes Unruhſtifters aus Montagu entſpreche. — Das macht Dich zu Einem der Unſern, und die Unſern ſind, wie Du weißt, unantaſtbar. Ueberlege Dir meinen Vorſchlag und wähle."

„Gott ſei mir gnädig!" rief der Doctor. „In ſeine Hände befehle ich meinen Geiſt!"

„Du biſt ein Narr!" verſetzte halb lachend, halb unwillig der Volksrepräſentant. „Sieh, Bruderherz, wärſt Du nicht ein ſo geſchickter Arzt, verſtändeſt Du nicht mit dem erſten Blick das Uebel zu treffen und mit dem zweiten es zu verbannen, ſo würd' ich Dich noch heut' nach Chalons zurückſchicken und dem dortigen Pöbel das Vergnügen gewähren, ſich an Deinen Grimaſſen zu erluſtigen, unter welchen Du Deinen Geiſt zu Deinem Gott ſchicken wirſt. Ich will den Chaloneſern dies Schauſpiel aber bis nach meinem Tode aufſparen; verſtehſt Du mich? Ich binde Dein Leben an das meinige! So lange Du mir das Leben erhältſt, werd' ich wiſſen, das Deinige zu ſchützen; läſſeſt Du mich ſterben, ſo fällſt Du in die Hände Deiner Feinde zurück. Dein Glück haſt Du in Deiner Dummheit von Dir geſtoßen; mit Deinem Leben wirſt Du es hoffentlich beſſer meinen, und ſo ſcheidet uns von nun an nur mein Tod, welchem der Deinige auf dem Fuße folgt."

Meneuille's Seele rang mit Folterqualen. Dieſes neu gewonnene Leben war gräßlicher als der gräßlichſte Tod, und immer werthloſer erkannte er ſein Loos, je genauer er die Kette zergliederte, welche er von heute an bis in ſein Grab nachzuſchleppen beſtimmt war. „Zurück nach Chalons und dort Tod oder die Ausführung der ſchon vorbereiteten Flucht!“ ſo rief der Nachhall ſeiner Gedanken an Weib und Kinder, an Bruder und Freund in ſeiner Bruſt, und ſchnell beſonnen ſprach er: „Wohlan, Bürger Volksrepräſentant, ich verbürge Ihnen Ihr Leben, wenn Sie meinen Vorſchriften Folge leiſten. Die Luft von Verdun iſt Ihnen tödtlich; eilen Sie in die Ebenen von Chalons zurück.“

Der Volksrepräſentant brach in ein unmäßiges Gelächter aus. „Du mußt Deine Sehnſucht nach Weib und Kind beſſer verbergen, Bruder Leibarzt,“ erwiderte er. „Hätteſt Du Dein Schätzchen hier, ſo würdeſt Du mir keinen Ort dringender anpreiſen als Verdun; aber Du ſcheinſt zu vergeſſen, mein Brüderchen, daß ich in die Stelle Deines Weibes und Deiner Kinder getreten bin! — Vergeſſen Sie das keinen Augenblick, Bürger!“

Die Miene des fürchterlichen Gebieters nahm bei deſſen letzten Worten einen ſo heimtückiſch drohenden Ausdruck an, daß der Seufzer, welcher die Bruſt des Doctors zu ſchwellen begonnen hatte, ſich zum unhörbaren Athemzuge verwandelte. Mit heimlichem Lächeln ſchielte der hinterliſtige Wüthrich ſeitwärts den verzweifelnden Retter ſeines Lebens an, und ließ ſich, erquickt durch die nun beendete Spazierfahrt, vom Wagen herabheben.

Meneuille's Jammer brach laut aus, als er ſein bewachtes Zimmer wieder erreichte. „Gott, gerechter Gott!“ ſchrie er, „durch welche Miſſethat habe ich dieſes namenloſe Elend verwirkt? — Durch welches Verbrechen hab' ich es verdient, aus einem nützlichen, mich ehrenden, und meine Mitbürger beglückenden Wirkungskreiſe geriſſen und dieſem Wüthrich, deſſen Tod ein Glück für die verzweifelnde Menſchheit ſein würde, auf Koſten all meiner Lebensgüter dienſtbar gemacht zu werden! Nein, fort von hier! fort auf's Schaffot!“

Er ſtürzte zu dem Schreibtiſche hin, um dem Ungeheuer, welches ihn von ſeiner Bedrängniß zum Sclaven erkauft zu haben glaubte, den Sclavendienſt aufzukünden, und ihm zu betheuern, daß er künftig vergebens ärztlichen Beiſtand bei ihm ſuchen werde, daß er nach Chalons zurückgeführt werden und dort ſterben wolle. — Da trat — nicht der Tod, aber die Veranlaſſung ſeines Todes: abſchreckend vor ſein Auge. Für Saint Hilaire's Rettung zu ſterben würde ihm Wohlthat geweſen ſein, aber als vermeintlicher Mörder unter den Händen des Scharfrichters zu enden; ſeinen Kindern einen befleckten Namen zu hinterlaſſen; einen Selbſtmord zu begehen, indem er dem Leben freiwillig entſagte und Verzicht auf die Ausſicht leiſtete, es zu erhalten, um es von deſſen Flecken zu reinigen; — dies waren Rückſichten, deren Gewichte ſeinen Todesentſchluß niederdrückten. Er warf die Feder weit von ſich, ſprang auf und rief: „Nun ſo will ich denn leben! ich will ausharren auf dieſer verhängnißvollen Stelle! Sie iſt der Poſten, welchen die Vorſehung mir angewieſen hat, und ihn will ich behaupten bis Gott mich abruft.“

Er hörte Tritte auf dem äußern Gange; ſie näherten ſich ſeinem Zimmer. — Gewaltſam bezwang er die Spuren der Verſtörung, welche ſein Kampf in ſeinen Zügen zurückgelaſſen hatte, und ging mit der unbefangenſten Miene, die er zu erkünſteln vermochte, dem Kommenden entgegen. Es war der

Secretair des Volksrepräſentanten, welcher kauend, die Serviette im Knopfloch und Weinglut im Geſicht, dem Doctor den Befehl ſeines tafelnden Gebieters überbrachte: einen eben erkrankten Stallknecht zu beſuchen. Meneuille gehorchte; er ſchlich hinter ſeinem Führer her, dem Tafelzimmer vorbei, aus deſſen Thür die wilde Luſtigkeit der Schwelger hervorſcholl, die ihn ſehr deutlich den ſchwachen Grund, auf welchen ſein Leben geſtützt war, erkennen ließ. „Ich fürchte, der Bürger Volksrepräſentant vergißt, daß die Befeſtigung ſeiner Geneſung von ſeiner Mäßigkeit abhängig iſt,“ ſagte er zu ſeinem Begleiter, aber dieſer lallte ihm die Antwort zu: „O, fürchten Sie nichts; Conventsmitglieder haben zähes Leben und gute Verdauung. — Treten Sie ein.“

Er deutete auf die Stallthür und blieb vorſichtig an dieſer ſtehen. Meneuille fand den Kranken in einer nächſt dem Stalle gelegenen Kammer, und überzeugte ſich bald, daß auch dieſer Unglückliche von der herrſchenden Seuche ergriffen ſei. Kaum hatte er dem Secretair ſeine Entdeckung mitgetheilt, als dieſer ſo ſchnell als möglich entwich und ihn mit dem Verpeſteten allein ließ.

Es war ziemlich dunkel im Stallgebäude; die Spalte einer nach außen führenden Thür ließ faſt mehr Licht ein, als das kleine erblindete Fenſter; Meneuille näherte ſich im Vorübergehen dieſer Thür und warf einen forſchenden Blick durch die weiten Ritzen derſelben. Sie führte, wie es ſchien, in ein enges Hintergäßchen. — „Hier wäre die Flucht möglich!“ ſeufzte Meneuille. — „Doch zu welchem Zwecke ſollt' ich fliehen? — Wen kann ich retten durch meine Flucht? Saint Hilaire? — O, der bedarf gewiß keines Retters mehr auf Erden! — Mich ſelbſt? — Und wohin ſollt' ich fliehen? — Zu Adelen, zu meinen Kindern, zu meinem Bruder? — O, die Unglücklichen! verbergen können ſie mich nicht, und verderben würd' ich ſie mit mir, wenn ich tollkühn genug wäre, ſie in mein blindlings unternommenes Wagniß hineinzureißen; und nichts entfernt mich ſicherer von ihnen, als der Verſuch, mich ihnen zu nähern.“

Er verließ den Stall. Mit der Frage: „Liegt der Kranke wirklich an dem anſteckenden Typhus darnieder?" harrte der Secretair ſeiner, und ſchauderte wie im Fieberfroſt, als Meneuille bejahend antwortete. Kaum gewann es der Feigling über ſich, auf die Recepte zu warten, welche der Doctor mit zitternder Hand niederſchrieb, und verließ, nachdem er dieſe empfangen hatte, eilig das Zimmer.

Die Abendſonne drängte ſich freundlich durch die herbſtlichen Wolken; ſie lockte den unglücklichen Gefangenen an's Fenſter. — In dem Augenblick ward es ſehr laut auf der Straße; ein Zug Verurtheilter, verfolgt von einem blutdürſtigen Pöbelhaufen, ward, vom Stadthauſe zurückkehrend, vorbeigetrieben, und der Anblick der bleichen Grabespilger da unten und des verklärten Himmels über ihm, füllte Meneuille's Seele mit neuer Todesſehnſucht. „O, Gott!" ſeufzte er, „wie mild iſt Dein Himmel, wie freundlich Deine lebloſe Schöpfung — und wie feindſelig Deine lebendige! — Ach, wie glücklich ſind die Sterbenden — die Todten!" — Da ſcholl der Schmerzlaut eines weinenden Kindes in ſein Ohr, er ſah Einen der Verurtheilten ein etwa zweijähriges Kind, welches ſich um ſeinen Nacken feſtgeklammert hatte, mit krampfhafter Heftigkeit umſchlingen; es ſchien der Abſchiedskuß eines Vaters, welchen der von den Fäuſten ſeiner Henker hinweggeſtoßene Feind der unverſöhnlichen Republik vielleicht etwas rauh auf die zarten Lippen des Kindes drückte, denn der Trennungsſchmerz mochte es wohl nicht ſein, welcher dem kleinen Weſen ſeine Thränen entlockte. Ein vorbeiſtreichender Sansculotte ſchien des Geſchrei's müde; er riß das weinende Kind vom Arme ſeines Vaters, nahm ſeine blutfarbene Mütze ſich vom Haupt und drückte ſie tief auf das Köpfchen des Kleinen, ſein ganzes Geſichtchen damit bedeckend. Das Kind, wahrſcheinlich durch die Ueberraſchung erſchreckt, oder vom Druck der Mütze auf den Mund der Stimme beraubt, hörte plötzlich auf zu weinen; da ſchrie der entmenſchte Beſchwichtiger des unglücklichen Weſens lachend einem Genoſſen zu: „Siehſt Du, hätt' ich den Jungen dem Ariſtokraten gelaſſen, er würde noch heulen, aber kaum hab' ich ihn zum Jakobiner gemacht, ſo hat's ein Ende mit ſeinen Thränen auf immer!“

Jetzt brach Meneuille's Herz. In fürchterlichen Bildern zog die Verwilderung, welche ſeinen verwaiſten Kindern drohte, ſeiner Seele vorüber; ſeine Todesſehnſucht verwandelte ſich plötzlich in das allerſchmerzlichſte Heimweh, in eine ungeheure Bangigkeit um ſeine verlaſſenen Geliebten. Er hatte das Loos geſehn, welches ſeine Kinder nach ſeinem Tode erwartete, und fühlte die Nothwendigkeit, für ſie zu leben. Er beſchloß Marchand durch eine unverbrüchliche Treue für ſich zu gewinnen, und ihm in einem mildern Augenblicke die Erlaubniß abzuſchmeicheln, ſeine Gefangenſchaft durch die Gegenwart der Seinigen zu erheitern, welche ſeine Liebe, ſeine Sehnſucht nie mit gewaltigerer Innigkeit als jetzt umfaßt hatte. — Er trocknete ſein überquellendes Auge; — da — da blieb es hangen an einer ihm gegenüberſtehenden Gruppe auf der Straße; ſein Blick ward ſtarr und immer ſtarrer, und nun ſchrie er auf: „Gott Jeſus und all' Ihr Heiligen — ſie ſind's! mein Weib! meine Kinder!"

Er riß das Fenſter auf; da ſcheuchte das grinſende Geſicht des Sansculotten ihn zurück, welcher als Nationalgardiſt vor der Thür ſchilderte und aufmerkſam gemacht von dem Klange der dröhnenden Scheiben zu ihm hinaufblickte. Erſchrocken drückte Meneuille das Fenſter wieder zu und ſuchte mit verſtohlnem Blick die Geſichter ſeiner Lieben. Sie ſahen ſehnſüchtig hinauf zu ihm; Adele hob ihr jüngſtes Kind empor und deutete ihm unvorſichtig nach dem zugeſchlagenen Fenſter hin. Da gerieth Meneuille in ſchreckliche Angſt; wenn das Auge eines Dritten ihrer anſichtig wurde, ſie und er, ſie Alle wären verloren! — Seine Beängſtigung trieb ihn zu dem Schreibtiſche; er ſchrieb zitternd: „Hinweg von hier! heut Abend um zehn Uhr ſucht mich an der Thür, welche von dem Hintergäßchen in die Stallgebäude dieſes Hauſes führt.“ — Leiſe öffnete er das Fenſter, winkte hinab, und übergab das zuſammengekniffene Blatt dem Winde. Es flatterte eine ziemliche Strecke fort; endlich fiel es; aber in dem Augenblick, als Meneuille ſeinen älteſten Sohn das Papier glücklich erhaſchen ſah, hörte er die Stimme des Volksrepräſentanten unten an der Hausthür und wich bebend zurück in den äußerſten Winkel des Zimmers. Jetzt raſſelte ein Wagen daher; Meneuille lauſchte; er vernahm, wie Marchand einſtieg und davonfuhr. — Mit leichterer Bruſt ſchlich der unglückliche Gefangene dem Fenſter wieder näher und ſuchte die Stelle, auf welcher er ſeine Geliebten gelaſſen hatte; ſie war leer; ſeine Adele hatte ſeinen Befehl befolgt und ſich mit den Kindern entfernt.

Die Wolken am Himmel wurden wieder Meiſter der Sonne; zeitiger als gewöhnlich fing der Abend an zu dunkeln und die Nacht brach unter heftigen Regenſchauern ein; da verließ Meneuille, unter dem Vorwande, den kranken Stallknecht zu beſuchen, ſein Zimmer, gefolgt von dem wachthabenden Gardiſten, der ſeinen Gefangenen jedoch nicht in das Gemach des gefahrdrohenden Patienten zu begleiten wagte.

Der Doctor fand dieſen in ſchlafähnlichem Zuſtande, warf forſchend das Auge nach allen Seiten umher, ſchlich dann leiſe der Außenthür zu, und — lag in den Armen der Seinigen.

Die erſten erſchütternden Momente des Wiederſehens waren ſchnell vorüber, und nun fing Meneuille an zu fragen; Saint Hilaire's Geſchick lag ihm am nächſten, und die Frage nach dieſem war ſeine erſte. — Adele wußte nichts von Saint Hilaire; nach der Hinwegführung ihres Gatten hatte deſſen Bruder ſie zu ſich genommen, und die Theilnahme an dem entfernteren Freunde war durch die Sorge um das Leben Meneuille's ſehr natürlich in den Hintergrund gedrängt worden. Ihre Angſt, ihre ſteigende Sehnſucht hatte ſie endlich hieher geriſſen; ſie wohnte vor dem Thor bei einem Arbeiter an den Marmorbrüchen.

„Er iſt todt!“ ſeufzte Meneuille. — „Saint Hilaire hat geendet, und Heil ihm, wenn er aufgehört hat, gleich mir ein Leben unter dem Beile zu leben. Wiſſe, daß das ſchrecklichſte Ungeheuer in Frankreich mein Daſein an das ſeinige geknüpft hat! Ich bin der Leibeigne des blutigen Marchand; ſo lang' es mir glückt, ſein Leben zu erhalten, iſt das meinige geſichert, ſein Tod liefert meinen Kopf der Guillotine wieder aus, welcher er verfallen und nur einſtweilen vorenthalten iſt.“

„Um des Heilands Barmherzigkeit willen! Iſt ein ſolches Leben werth, gelebt zu werden?“ rief die erſchütterte Frau. „Meneuille, laß uns verſuchen unſerm Daſein Werth zu geben, oder es von uns zu werfen! Entflieh mit mir!“

„Und wo ſollen wir hinfliehen um ſicher zu ſein?“ fragte Meneuille. „Sieh: dieſe Gaſſe — dieſe Stadt — ganz Frankreich iſt ein Kerker; wohin wir uns auch retten mögen, immer ſind wir in der Gewalt unſerer Feinde und unſer Tod auf dem Blutgerüſt iſt uns gewiß.“

„So ſterben wir denn!“ rief Adele. „Was biſt Du mir und Deinen Kindern jetzt denn als ein Todter, und was bin ich, niedergedrückt von meiner ſeelenlähmenden Angſt, Dir und ihnen, als eine Todte? — Was biſt Du der Menſchheit, wenn Du an jenen Elenden gebunden biſt, wie der Geſunde an den Peſtkranken, der, wohin er ſich wendet, ſein tödtliches Gift verſtrömt? — Wie willſt Du einſt am Ziel Deines Lebens getroſt zu Gott aufſehen, deſſen Thron tauſend Verkläger umringen, die Dich, den Erhalter ihres Mörders, deſſen Werkzeug, ihren Mörder ſelbſt nennen? Mit welchem Muthe willſt Du einſt zurückſehen auf Dein hinter Dir liegendes

Leben, wenn Du es verſchwendet haſt, um den Arm dieſes Henkers zu kräftigen, damit er nicht ermatte in ſeinem Blutgeſchäft? — Nein! laß uns fliehn! — Und mag man uns ergreifen auf unſerer Flucht, mag man unſre Kinder tödten vor unſern Augen, man wird uns den Gemordeten doch nachſenden, und mit Freudenthränen will ich ſterben, wenn ich ſie zu Gott hinauf gerettet weiß.“

„O Adele!“ rief Meneuille mit unſäglicher Beängſtigung; „unſer Tod rettet unſre Kinder nicht! Uns wird man morden und ſie zu Tigern erziehen, zu Tigern wie dieſes Ungeheuer iſt, deſſen Leben ich verdammt bin, zu hüten!“

„Sind wir denn Tiger?“ fragte die Verzweifelnde; „kann ein Lamm Tiger gebähren? — O, Meneuille vertraue auf Gott und kräftige Deine Seele, damit ſie nicht untergehe in der ungeheuerſten aller Blutſchulden, deren Du theilhaftig wirſt, wenn Du dieſen Menſchenvertilger an die Erde feſſelſt! Faſſe Muth! den Muthigen begünſtigt das Glück! Glaubſt Du denn, daß Gottes Vorſicht uns nur deshalb aus den Händen der Baſtilleſtürmer gerettet hat, damit wir unſer Leben unter dem Beile der Guillotine verbluten?“

„Adele, Du glaubſt an Wunder und Gott thut keine Wunder mehr;“ antwortete der Doctor. „Sage mir, wie ſoll ich entkommen? Die Thore ſind mit Wachen beſetzt; wie kann ich mich durchſchleichen? — Die Mauern ſind unüberſteiglich; — wie kann ich ſie durchbrechen? Die Grenze iſt von hunderttauſend Augen gehütet; ſage mir, wie kann ich dieſe verblinden?“

„Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht!“ rief die geängſtigte Frau; „aber das weiß ich, daß Gottes Wunderthätigkeit ewig iſt, unerſchöpflich iſt, wie ſeine Gnade und Weisheit, und im Vertrauen auf dieſe, werd' ich von morgen an jeden Abend um zehn Uhr mit meinen Kindern reiſefertig an dem Marmorbruch des Argonnes Deiner harren. Heut iſt es zu ſpät, unſre Flucht anzutreten; die Thore ſind ſchon geſchloſſen, aber morgen — übermorgen — Meneuille, ich laſſe nicht ab, bis Du mir zugeſchworen haſt, eine Gelegenheit zur Flucht zu ſuchen und zu benutzen!“

Sie umſchlang ihn mit Heftigkeit; die Kinder hingen ſich flehend an ihn feſt, und ſchaudernd blickte er in die Tiefe des ihm bevorſtehenden Verderbens hinab. „Ihr betäubt mich,“ antwortete er. „Ich bin nicht fähig, jetzt einen Entſchluß zu faſſen. — Wäre mein Bruder hier! Ja, eile zu meinem Bruder zurück! Frag ihn um Rath, und zieh Nachrichten ein von Saint Hilaire — ob er noch lebt, ob —“

„O, laß Deinen Bruder für ſich und ſeine Kinder, uns ſelbſt aber für uns ſorgen!“ rief Adele. „Mein Aufenthalt in dieſer Gegend wird bald entdeckt werden, drum kürze ihn ab! Die Gränze iſt ja ſo entfernt nicht. Höchſtens drei Tage, und wir können gerettet ſein!“

„Und an Saint Hilaire denkſt Du nicht?“ fragte Meneuille vorwerfend. „Du beſchäftigſt Dich mit Rettungsplänen, ohne ſeiner zu gedenken, der uns das Leben erhalten hat? — Wenn Gottes Allmacht ſein Daſein nicht gefriſtet hätte, und er unterginge, durch unſere Feigheit! — Sage mir, wie —“

„Ich umfaſſe mit meinem Wunſche und meinem Streben nur das Mögliche,“ unterbrach Adele ihren Gatten. „Um das Ungewiſſe der Rettung Saint

Hilaire's zu verſuchen, würden wir nach Chalons zurückkehren müſſen, und das iſt eben ſo unmöglich, als es unwahrſcheinlich iſt, daß er noch lebe. — Horch, ich höre ein Geräuſch!"

Der Doctor horchte auf; im nahen Hauſe ward es lebendig, und ein Wagen raſſelte über den Steindamm. — „Das iſt Marchand!" flüſterte Meneuille, und ſchob ſeine Gattin nebſt den Kindern ſchnell auf die Gaſſe hinaus. „Vergiß nicht," hauchte Adele unter dem flüchtigen Abſchiedskuſſe, „daß ich Abend für Abend an den Marmorbrüchen des Argonnes Deiner harre," und betäubt kehrte der Doctor in ſein Gefängniß zurück.

Lichtlos wie die Nacht um ihn her, war es in der Seele des unglücklichen Mannes. „Es iſt nicht möglich!" rief er mit ſteigender Hoffnungsloſigkeit. „Es gibt keine Rettung für mich! Aufpaſſer vor meiner Thür! Lauſcher in jeder Gaſſe! Wächter an jedem Thor! Spione auf jedem Wege! — Ich bin in unbrechbaren Banden feſt geſchmiedet, und Adele's Unvorſichtigkeit wird ſie und mich verderben!"

So verfloß ihm, von den finſterſten Sorgen beſtürmt, der größte Theil der Nacht; da ward es plötzlich unruhig im Hauſe. Der Doctor horchte auf; Tritte näherten ſich ſeiner Thür. — Eine unbeſchreibliche Bangigkeit ergriff ihn; erſt jetzt fiel es ihm ein, daß Adele nach dem Thorſchluſſe hier geweſen und folglich gezwungen war, ein Unterkommen in der Stadt zu ſuchen. — Sie war entdeckt, und ſie und er vorloren. Kaum behielt er Beſinnung genug, ſich niederzuwerfen auf ſein Bett, da flog die Thür auf, und der Secretair ſeines Zwingherrn trat ein.

„Bürger Meneuille! Bürger, erwachen Sie!“ So ſchlug, den Worten einer Traumerſcheinung gleich, die Stimme des Eintretenden an das Ohr des verzagenden Mannes. Er richtete ſich auf, und der Secretair fuhr fort: „Stehen Sie ſchnell auf und folgen Sie mir; der Bürger Volksrepräſentant iſt wieder erkrankt; Sie hätten ihm die Ausfahrt bei dem regendrohenden Wetter nicht geſtatten dürfen. Eilen Sie! Eine Verſäumniß könnten Sie leicht ſehr hart büßen müſſen.“

Faſt ſtumpf geworden durch den Wechſel der verſchiedenartigen Eindrücke, folgte der Doctor dem Boten. —

Der Volksrepräſentant glühte bereits im verzehrenden Fieber, und Meneuille erkannte die natürliche Folge der Ausſchweifung des unmäßigen Tyrannen bei dem geſtrigen Mahle und ſeiner Spazierfahrt in der naſſen kalten Abendluft. Furchtſam hielten die Genoſſen und die Diener des büßenden Schwelgers ſich fern von deſſen Bette, nachdem ſie von dem Doctor den ſchreckenden, einem Todesurtheil ähnlichen Ausſpruch vernommen hatten, daß die Krankheit des Volksrepräſentanten ein gefährlicher Rückfall in deſſen eben beſiegtes Uebel und peſtartiger Natur ſei. Sein Zimmer verödete ſich und Meneuille hatte Muße, ungeſtört den Todesſchrecken nachzuhängen, welche ſein unerträglicher Patient für ihn und ſich ſelbſt zu erſinden, ſeine ſchwindende Beſinnung erſchöpfte. Die Verringerung ſeiner lichten Momente beſſerte aber Nichts in der Lage ſeines unglücklichen Arztes, welcher immer zweifelhafter an dem Erfolg ſeiner Kur, die Stunde ſeiner Zurückführung nach Chalons ſich nähern ſah. Jetzt, wo die Flucht ſein einziges Rettungsmittel ſchien, jetzt ergriff ihn die Sehnſucht nach einer Gelegenheit zu entkommen unwiderſtehlich, aber wohin er auch ſein Auge wenden mochte, überall war ſein Kerker bewacht, und nur in der Rettung des vervehmten Lebens, deſſen erzwungener Wärter er war, ſah er die einzige Möglichkeit, ſein eignes zu erhalten.

Der Tag brach an; das Haus füllte ſich mit den Gliedern des Jakobinerclubs, welche von Meneuille unter den ſchrecklichſten Drohungen die Geneſung ihres Vorſitzers forderten. Um ſich ihren Wuthanfällen zu entziehen, blieb ihm zuletzt Nichts übrig, als eine Hoffnung zu äußern, welche ihm fremd war, und bald verbreitete ſich in der Stadt das Gerücht, der fremde Arzt habe ſich mit ſeinem Leben für die Herſtellung des Volksrepräſentanten verbürgt.

Es ward Abend; der Kranke ſchien zu ſchlummern. Außer ſeinem ächzenden Athemzuge war eit und breit kein Laut zu vernehmen; da öffnete h leiſe die Thür, und der Kutſcher des Volksre-äſentanten winkte dem Doctor. „Bürger, Sie rgeſſen, daß alle Franzoſen einander gleich ſind,“

ſprach er, als Meneuille zu ihm hinausgetreten war; „nicht allein der Bürger Volksrepräſentant bedarf Ihrer Hülfe, auch der Knecht dort unten in der Stallkammer iſt dem Tode nahe! Sie haben dieſen Unglücklichen ſeit vier und zwanzig Stunden vernachläſſigt; im Namen des ſouverainen Volks und des Geſetzes der Gleichheit mahne ich Sie an Ihre Pflicht!“

„Sie haben Recht; ich komme!“ antwortete ihm Meneuille. — Der Secretair, welchem er begegnete, wich ihm ſcheu aus, und unbegleitet und unbewacht ſchlich der geflohene Arzt von einem Verpeſteten zu dem andern.

„Ja, wenn alle Wächter mir ſo ſcheu auswichen als dieſer; — wenn alle Schlöſſer ſich mir ſo willig öffneten als dieſes, dann, ja dann —“ ſo ſeufzte Meneuille, als er die Stallthür entriegelte, — „dann dürften jene Unglücklichen nicht vergebens harren in dieſer rauhen Herbſtnacht!“ —

Mit unſäglich tiefer Bekümmerniß langte er die Stalllaterne von dem Wandabſatz herab, da ſchien es ihm, als öffne ſich die Außenthür und eine kühle

Zugluft wehte ihn an. — Beſtürzt wandte er ſich um und ſah mit unnennbarem Erſchrecken einen Fremden hinter ſich ſtehen, welcher das Geſicht bis zu den Augen mit einem Mantel verhüllt, ihm die Frage zuziſchelte: „Sind Sie der Doctor Meneuille?“

„Ja!“ antwortete dieſer, und der Verhüllte fuhr fort: „So folgen Sie mir, wenn Ihr Leben Ihnen werth iſt. Sie ſind verloren, wenn Sie hier verweilen; kein Augenblick als der gegenwärtige iſt Ihrer Flucht günſtig. Ein Theil der Bewohner dieſes Hauſes glaubt Sie bei dem verpeſteten Herrn, der andere bei dem verpeſteten Diener, und Keiner wagt es, ſich in Beider Nähe zu drängen, um Sie zu ſuchen.“

Der Unbekannte warf einen Mantel über die Schultern, drückte eine Mütze auf den Kopf des Doctors und zog dieſen mit ſich fort zur Hinterthür hinaus, faßte ihn dann unter den Arm und ging, laut und luſtig das Marſchlied: „Allons Enfans de la patrie!“ ſingend, mit ihm die Straße hinab.

Mit ſchlotternden Knieen ließ Meneuille ſich widerſtandslos einige hundert Schritte mit fortziehen;

dann blieb er ſtehen und fragte: „Sie führen mich zu meiner Frau?“

„Still! jetzt keine Fragen!“ ziſchelte mit befehlendem Tone ſein Entführer und riß ihn wieder mit ſich fort, indem er hinzuſetzte: „Wie können Sie ſo unvorſichtig ſein, mit unverhülltem Geſicht gerade neben der einzigen Laterne ſtehen zu bleiben, welche das Volk in ganz Verdun noch unzerſtört gelaſſen hat? Ein Flüchtling, welcher ſo ſcharf bezeichnete Züge trägt wie Sie, der muß die dunkelſten Orte ſuchen, wenn er ruhen oder zu Erörterungen ſchreiten will. Sie ſehen, die Gaſſe iſt noch nicht menſchenleer.“

„Mein Gott, wie werden wir aus dem Thore kommen?“ flüſterte Meneuille mit faſt gelähmter Zunge; aber ſtatt zu antworten pfiff ſein Begleiter den Marſeillermarſch und bog jetzt in eine dunkle Nebengaſſe ein.

„Steigen Sie auf und verbergen ſie ſich unter den Sitz,“ ſprach der Fremde, auf einen offenen Wagen deutend, der vor einem Hauſe hielt. Meneuille that es. — „Angeſpannt!“ rief Jener jetzt an das

Fenſter dieſes Hauſes klopfend. Da öffnete ſich der Thorweg; zwei Pferde wurden herausgebracht, vorgelegt, der Unbekannte ſtieg auf, nahm die Zügel und ließ ganz langſam, als ſtehe Nichts zu beſorgen, die Gaſſe hinabrollen; als deren Ende erreicht war, deutete er Meneuille an, ſich neben ihn zu ſetzen und fuhr jetzt dem Thor entgegen.

Das „Halt!“ des ſchildernden Nationalgardiſten lähmte vollends die Geiſter des Doctors, und erſt als er den Wachtcommandanten ſeinem Begleiter deſſen Päſſe zurückgeben ſah, und die Worte vernahm: „Gut, daß Sie nicht zwanzig Minuten ſpäter gekommen ſind, denn um zehn Uhr werden die Thorſchlüſſel eingeliefert;“ erſt da fühlte Meneuille ſein Herz wieder ſchlagen, und des erſten Athemzuges ward er ſich bewußt, als es etwas lichter vor ſeinen Augen ward, und er das Ende der faſt endlos ſcheinenden Thorwölbung erblickte, in deren Nacht der Wagen langſam dahindonnerte. Nun ward es frei um ihn her, und nun hieb ſein Entführer auf die Pferde los, welche im ſchärfſten Trabe dahinſtürmten.

„Verdun liegt hinter Ihnen,“ ſprach endlich der Fremde. „Wohin wollen Sie Ihren Schritt richten, um Ihre Rettung zu vollenden? Entſchließen Sie ſich bald, denn binnen wenig Stunden müſſen wir uns trennen.“

„Mein Gott, Sie wiſſen nicht, daß meine Frau an den Marmorbrüchen des Argonnes auf mich wartet?“ fragte Meneuille beſtürzt.

„Wie ſoll ich das wiſſen?“ erwiederte der Fremde mürriſch; „doch glücklicher Weiſe hat der Zufall mich zu Ihrem Ziele geführt. Hier ſind die Marmorbrüche,“ ſetzte er hinzu. „Adele!“ rief Meneuille und wiederholte lauter zum zweiten und endlich ganz laut zum dritten Male den Ruf. — Da ward eine Erwiderungsſtimme hörbar; — noch einige bange Athemzüge, und der Gerettete lag in den Armen ſeines Weibes und ſeiner Kinder.

„Ruhig! ruhig!“ befahl der Fremde. „Setzt Euch auf! Raſch! — Alle auf den Wagen!“ — Gehorſam ſchwangen ſich die Flüchtlinge hinauf und ſetzten mit fliegender Eile, aber ohne ihr Ziel und ihren Beförderer zu kennen, ihre Flucht fort. …

Meneuille's Uhr gab klingend den Ablauf der dritten Stunde nach Mitternacht an, als der Unbekannte den raſchen Lauf der Pferde zügelte. „Jetzt ſteigt ab,“ ſprach er rauh. „Dieſer Weg, welcher hier linker Hand von der Heerſtraße ableitet, iſt der kleinere von den beiden nach Vaſſy führenden Wegen; dieſen ſchlagt ein. Eure Verfolger werden Eure Spur ſchwerlich auf einem Wege ſuchen, welcher nach dem Innern Frankreichs führt; ſteigt ab.“

Meneuille warf ſich an die Bruſt ſeines räthſelhaften Befreiers, aber dieſer drängte ihn unſanft zurück und rief mürriſch: „Steigt ab, ſag' ich Euch!“ — Die Kinder ſprangen erſchrocken von dem Wagen; der Doctor, nicht minder beſtürzt, folgte ihnen und leiſtete Adelen hülfreiche Hand, und kaum fühlte dieſe den Boden unter ihren Füßen, als ihr Befreier ſammt ſeinem Fuhrwerk auch ſchon in der Dicke der Finſterniß verſchwunden war. — „Durch welche Mittel haſt Du dieſen unfreundlichen Menſchen Dir willfährig gemacht?“ fragte Adele.

„Ich? — Haſt Du ihn mir nicht zugeſchickt?“ entgegnete Meneuille überraſcht.

„Ich? — Ich kenne ja Niemand in dieſer Gegend, als die Familie eines Arbeiters am Marmorbruch,“ erwiederte Adele. — „Was grübelſt Du?“ fragte ſie ihren ſinnenden Gatten. „Geſtern freveltest Du an Gottes Allmacht und ſpracheſt, Gott thue keine Wunder mehr. — Hat er heut kein Wunder gethan an Dir? Hat er nicht die Augen Deiner Wächter von Dir abgewandt? Nicht dieſen fremden unfreundlichen Menſchen vermocht, ſein Leben für Deine Befreiung zu wagen? — Ha, Du ſollſt mir nicht wieder an Gottes Wunderthätigkeit zweifeln! — Hier führt der Weg nach Baſſy! — Wohin er uns weiter führen wird, das weiß ich nicht, aber Gott weiß es, denn Gottes Hand hat ihn uns gewieſen; Gottes Gnade gibt uns eine Nacht vor unſern Verfolgern voraus, und dieſe Nacht laß uns benutzen!“

Meneuille ſtand noch immer mit weſtwärts gerichtetem Geſichte ſtill. — „Was verweilſt Du denn noch?“ fragte Adele. „Siehſt Du etwas Bedrohliches? — Nicht doch; man kann ja Nichts ſehen; es iſt ſo dunkel.“

„In jener Gegend iſt Chalons,“ antwortete Meneuille mit einem tiefen Seufzer. — „Es iſt mir, als könnt' ich nicht von der Stelle, bevor ich weiß, ob dort in Kerkernacht, tiefer als die Feuchte, deren Luft wir athmen, der Mann noch ſchmachtet, der uns einſt hülfreich war in der Stunde der Noth.“

„Der Mann, der Dir dankbar war für die Hülfe, die Du ihm liehſt in der Stunde ſeiner Noth und dem Deine Dankbarkeit längſt vergolten hat, iſt entweder nicht mehr auf Erden, oder doch von uns nicht mehr zu retten! — Komm.“

Meneuille bewegte ſeinen Fuß wie gezwungen vorwärts. — „Adele,“ ſprach er nach einer Pauſe, und wenn Saint Hilaire todt iſt, ſo hat er doch ſein Recht auf unſre Dankbarkeit auf ein ihm theures Weſen vererbt; — Leonidens Prozeß kann noch nicht entſchieden ſein; — wenn ich ein Mittel wüßte, ſie zu erlöſen.“ —

„Schweig mir von dieſer Verächtlichen!“ rief Adele entrüſtet; — „von dieſem ſcham- und ſittenloſen Weibe zweier lebender Männer ſchweig mir! Gerade ſein Verhältniß mit dieſer Frau hat das Andenken Saint Hilaire's mir minder ehrwürdig gemacht; Du haſt mehr für ſie gethan, als Du als Menſch ſchuldig warſt, ihr zu leiſten; jetzt thu' auch als Gatte und Vater, was Du mir und unſern Kindern zu thun ſchuldig biſt.“

Sie faßte ihn unter den Arm und die Reiſe ward jetzt mit möglichſter Schnelle fortgeſetzt. Die Wanderer beſchloſſen, ihren Weg einige Tage lang in ſüdlicher Richtung zu verfolgen und ſich alsdann der Schweizer Gränze zuzuwenden; aber je weiter die Flüchtlinge von dem Schauplatze der dringendſten Gefahr ſich entfernten, je rieſiger fingen die Gegner ihrer Flucht zu erwachſen an, Gegner, deren Zwerghaftigkeit aus der Ferne einen leichtern Sieg verheißen hatten, als ſie jetzt, näher angeſchaut, zu gewähren drohten. Verfolger im Rücken, Verrathsluſtige im Angeſicht; ein wolkenbedeckter Herbſthimmel über, und unter ihnen ein tief aufgeweichter Weg, welcher zum Theil durch Kalkgrund führend, ſchon vor Anbruch des erſten Morgens die Kräfte der Hungernden, mit dem werthvollen Inhalt des geretteten Schmuckkäſtchens beladenen Kinder erſchöpfte; —

das waren die Widerſacher, mit welchen die unglücklichen Flüchtlinge einen ſiegreichen Kampf beſtehen ſollten.

Adelens Muth verloderte ſchnell. „Sind wir denn nur einer Tigerhöhle entronnen, um bei jedem Schritt auf Schlangenneſter zu treten?“ fragte ſie, als Meneuille es nöthig fand, trotz der Sehnſucht der Kinder nach Ruhe und Speiſe, ein vor ihnen liegendes Dorf zu umgehen. „Du haſt Recht, wir müſſen die Menſchenwohnungen vermeiden,“ fuhr ſie fort, „aber wie lange werden wir das vermögen? — Und wenn uns endlich Hunger und Mattigkeit hineintreiben, wird man es Dir glauben, daß Du der Doctor Brochett aus Hatonchatell biſt? daß wir von den Preußen geplündert und vertrieben worden ſind? — Man wird uns nach unſern Päſſen fragen, und wenn Nichts uns verräth, ſo wird das erſte Goldſtück, zu welchem wir greifen müſſen, wenn unſre letzte Silbermünze ausgegeben iſt, uns verdächtig machen und uns verderben.“

Dieſe Beſorgniſſe der ſchnell entmuthigten Frau waren gerechter als das blinde Wundervertrauen, mit welchem ſie die Nothwendigkeit der Flucht verfochten hatte; aber eine Reihefolge unerwarteter Glücksfälle belebte ihren Muth wieder; die Umgehung der Städte überhob die wandernde Familie der Nothwendigkeit, ſich durch Päſſe beglaubigen zu müſſen, und ein von einem zurückgekehrten Armeemarketender erhandeltes Beutefuhrwerk ſetzte ſie in den Stand, ihre Reiſe gemächlicher fortzuſetzen, welcher ebenfalls durch einen Glücksfall ein Ziel angewieſen wurde.

An der Grenze von Bourgogne gerieth Meneuille nebſt den Seinigen in die Mitte eines Zuges Conſcribirter, welcher auf dem Marſch nach dem Oberrhein begriffen war und ſich ſogleich des Wagens bemächtigte. Am Abend vermißte der Doctor mehrere Theile ſeines geringfügigen Gepäcks, und, wie er dem Gendarmencapitain, welcher den Zug führte, verſicherte, auch ſeine Päſſe. Dieſer wies ihn Anfangs zwar ab, ließ ſich aber endlich doch bewegen, den angeblichen Doctor Brochett aus Hatonchatell eine Beſcheinigung auszuſtellen, daß derſelbe bei Gelegenheit der Benutzung ſeines Wagens für den Dienſt der Republik ſeine Papiere eingebüßt habe; doch weit entfernt, den ſo nützlichen Fuhrmann nunmehr zu entlaſſen, nahm der Offizier deſſen Wagen jetzt für ſich ſelbſt in Anſpruch, und Meneuille ſah mit heimlichem Vergnügen, ſcheinbar dem Zwange nachgebend, ſich der deutſchen Grenze näher geſchoben.

Der Zug erreichte Straßburg. Hier forderte Meneuille, geſtützt auf das ihm ertheilte Zeugniß des Offiziers, Päſſe in die vorgebliche Heimat ſeiner Frau, Saint Claude im Juradepartement; aber ſeine Hoffnungen wurden nur unvollkommen erfüllt. Zwar verſagte man ihm den Erſatz der eingebüßten Reiſepäſſe nicht, doch ſtatt ihm durch dieſe die gewünſchte Gelegenheit zu geben, längs der Rheingrenze hinab zu ziehen und unterweges einen unbewachten Grenzpunct zu ermitteln, ſchrieb die mißtrauiſche Behörde ihm eine Reiſerichtung vor, welche ihn wieder auf denſelben Punct zurückwies, von welchem er entführt worden war und ihn zwang, die erſehnte Grenzlinie in bedeutender Entfernung zu umgehen.

Meneuille trat mit ſchwerem Herzen ſeine Rückreiſe an, doch ward dieſe ſchon am erſten Tage ihres

Beginns unterbrochen und den heimatloſen Wanderern eine Heimat angewieſen.

Der Sohn des Maire in dem Städchen Saverne war bei Jemappe in das Bein verwundet worden; die Sehnſucht nach ſeinen Eltern hatte ihn ohne Rückſicht auf die Rauhheit des Wetters hieher getrieben, und die urſprünglich gefahrloſe Wunde war durch Mangel an Schonung lebensgefährlich geworden. Alle Aerzte erklärten die Erhaltung des Jünglings abhängig von der Ablöſung ſeines Beins, aber dieſer erklärte feſt, den Tod ſeiner Verſtümmlung vorzuziehen.

Mit gebrochenem Herzen empfing der Vater des Kranken den Paß des vorgeblichen Doctors Brochett, um denſelben zu prüfen. Eine neue Hoffnung regte ſich in ſeiner Seele; er führte den fremden Arzt an das Lager ſeines Sohnes und erhielt den Troſt, daß es eine Möglichkeit gebe, das Bein und das Leben des jungen jungen Mannes zu erhalten.

Meneuille ergab ſich dem Flehen des Maire, die Heilung des Jünglings zu unternehmen, und als dieſe mit dem vorausgeſetzten Erfolge beendet war, fand

Adele keine Veranlaſſung mehr, die Flucht fortzuſetzen. Saverne war ohne Arzt; Meneuille als neuer Anſiedler, hatte daher keinen gehäſſigen Empfang von dem Brotneide eines Beeinträchtigten zu beſtehen. Zwar lag dies Oertchen an einer der Hauptſtraßen Frankreichs, doch an keiner ſolchen, welche unmittelbar mit Chalons in Verbindung ſtand, und die Vertauſchung des ſonſt ſteiffriſirten und gepuderten Haares mit dem republikaniſchen Tituskopfe ſicherte ihren Gatten, in Gemeinſchaft mit ſeinem ſtarken Barte, welcher nur wenig beſchränkt einen großen Theil ſeines Geſichts bedeckte, vor jeder Gefahr einer Erkennung. Vor Allem aber machte Adelens Abſcheu vor einer Winterreiſe die Nähe der Grenze und den Vortheil geltend, ſich die erſte obrigkeitliche Perſon der Stadt verpflichtet zu haben.

Meneuille blieb, und bald vervielfältigte ſeine Geſchicklichkeit die Gelegenheiten, ſeinem neuen Namen den vortheilhafteſten Ruf und ſich eine ſo behagliche Stellung zu gewähren, wie die Gewohnheit ſie einem Menſchen in einer Löwengrube eingeſchloſſen geſtatten kann. Zwar warf Meneuille im Anfang, als er ganz Frankreich im Taumel des unbegreiflichen Wahnſinns ſich rings um ihn her wirbeln ſah, oft ſeine Blicke in das nahe Ausland hinüber; aber die Siege des Nationalheeres rückten die Marken der Republik immer weiter hinaus; der Blutdurſt der Gewalthaber belohnte den Fang eines Verdächtigen immer reicher und wie das lauernde Raubthier erſt dann den tödtlichen Sprung auf ſein umſtelltes Opfer zu richten pflegt, wenn dieſes ſein Haupt zu bewegen wagt, ſo brachte auch hier die Flucht vor den Blutmenſchen das gewiſſeſte Verderben, während das Späherauge über den todähnlich Ruhenden hinwegglitt.

Meneuille hörte auf, für ſeine Sicherheit zu zittern. Nichts beunruhigte ihn als der Gedanke, wie zuverſichtlich er mit ſeinem Freunde Saint Hilaire ſein Aſyl hätte theilen dürfen, wenn deſſen Befreiung ihm möglich geweſen wäre; denn daß der Unglückliche noch lebe, bezweifelte Meneuille nicht, ſeit er vergebens den Namen Saint Hilaire auf der Liſte der geſchlachteten Opfer geſucht hatte; er war ſogar geneigt, ſeine eigne Befreiung jenem edeln Mann beizumeſſen, und gerne hielt er dieſen erheiternden Gedanken feſt, denn hatte ſein Freund Gelegenheit gefunden, ihm hülfreich zu werden, ſo mußte er auch befreit ſein von ſeinen Banden.

Dieſe Folgerung verſöhnte Meneuille völlig mit ſeinem Verhängniß; ſeine Kinder gediehen, ſeine Gattin war heiter und geſund, und mit der Ruhe eines unter dem ſchützenden Blitzableiters Geborgenen ſahen Beide den todesſchwangern Gewitterwolken nach, welche, ohne ſich zu entladen, über ihre verkappten Häupter hinwegzogen.

Sie laſen mit leichtvorüberfliegendem Erſchrecken in den öffentlichen Blättern die Steckbriefe, welche der flammende Haß der Jakobiner ihnen nachſchleuderte; ſie laſen in den Volksſchriften eine öffentliche Verwünſchung und Aechtung des Bürgers Meneuille, welcher ſchon mit einer Blutſchuld behaftet, Frankreichs edelſten Bürger, den Volksrepräſentanten Marchand, vergiftet zu haben beſchuldigt ward. — Sie laſen das öffentliche Ausgebot des eingezogenen Vatererbes der verurtheilten Bürgerin Ainaraude. — Sie ſahen das Haupt des gekrönten Märtyrers von

Henkershänden fallen — ſahen, wie die Beſſern des Volks ſich hinter der Larve des ſchützenden Laſters verbargen, als eine Rotte raſender Mörder den Glauben an Gott und an Fortdauer verbot, und erhoben ihre niedergedrückten Augen zum hoffnungsreichen Anblick des Aufſtandes der Vendée, unter deren Helden der Name Gaſtou auch wieder glänzte; desſelben Gaſtou, deſſen Verfolgung Marchand zu benutzen getrachtet hatte, ſeinen muthmaßlichen Feind mit Meneuille's Hülfe aus dem Wege zu räumen, und der, wie die Flugſchriften verkündeten, gefangen auf dem Wege nach Paris, in dem Flecken Janarre von dem raſenden Pöbel in Stücken zerriſſen worden ſein ſollte. — So hingen die Sorgloſen Aug' und Ohr an die Wolke, welche mit lauten Donnerſchlägen ihnen ſchadlos vorüberzog, ohne die Nähe des lautloſen Blitzſtrahls zu ahnen, der beſtimmt war, ihr in tiefer Nacht geborgenes Geheimniß zu beleuchten.

Viertes Capitel.

Haſt Du die Welle geſehn, die über das Ufer einherſchlug?
Siehe, die zweite, ſie kommt, rollet ſich ſprühend ſchon aus.
Gleich erhebt ſich die dritte; fürwahr, Du erwarteſt vergebens
Daß die letzte ſich heut ruhig zu Füßen Dir legt.

Goethe.

Meneuille hatte eben fünf Monate lang in Saverne gelebt, als er, von einem dem Maire abgeſtatteten Beſuche zurückkehrend, einen Fremden, welchen er dort gefunden und verlaſſen hatte, bei ſich eintreten ſah. Gewohnt, Beſuche von unbekannten Hülfsbedürftigen zu empfangen, ging der Doctor dem Fremden entgegen, doch dieſen ſchien ein anderes Geſchäft als das einer Rathseinholung hieher zu führen, und Todesſchrecken ergriff Meneuille, als ein ungebetener Gaſt ihn in ein Geſpräch verwickelte, welches ihm das

Schaffot in fürchterlicher Nähe zeigte. „Sie ſind, wie ich von dem Maire vernehme, der Doctor Brochet aus Hatonchatell?“ frug dieſer.

„Allerdings,“ verſetzte Meneuille etwas unruhig. „Und Sie, Bürger?“

„Wer ich bin? — Ein Reiſender im Dienſt der Republik,“ — antwortete Jener. „Alſo aus Hatonchatell? — Brochet? — Sie vergeben, Bürger, ich bin ein Hatonchateller, und dennoch iſt ſowol Ihr Name als Ihre Perſon mir völlig fremd. — Sie behaupten, durch die Preußen geplündert und vertrieben worden zu ſein, und ich behaupte, daß der einzige Arzt, welcher Hatonchatell zu der Zeit bewohnte, als einige Gebäude des Orts in Brand geriethen, noch heute daſelbſt anſäſſig iſt.“

Meneuille's Geſicht ſchwamm in Angſtſchweiß. Er konnte nicht zweifeln, ſeinen Nachſtellern wäre es gelungen, ſeinen Aufenthalt auszukundſchaften, und nur der ſchnellſte Fluchtverſuch konnte ihn und die Seinigen vielleicht noch retten; aber wie war dieſer unter den Augen eines ihm beſtellten Aufpaſſers möglich? — Die Sinne verließen ihn.

Starr hielt der Späher ſein Auge auf die unſtäten Züge des Doctors gerichtet, dann ſprach er: „Bürger, Brochet iſt ſo wenig Ihr Name, als Hatonchatell Ihre Heimat. Darf ich meinem Gedächtniſſe trauen, welches mich heut, als ich Sie bei dem Maire ſah, zu einer im Fluge gemachten Bekanntſchaft zurückführte, ſo ſind Sie der Doctor Meneuille aus Chalons ſur Marne.“

Meneuille fühlte ſich durch eine ihn kalt bedeckende Todesbleiche unwiderſprechlich verrathen; da veränderte der Fremde ſeinen Ton, indem er tröſtend ſprach: „Ruhig, Bürger! Ich habe nicht die Abſicht, Sie zu verderben; im Gegentheil, ich will Ihr Schickſal in Ihre eignen Hände legen. — Betrachten Sie mich genau; ſollten Sie ſich meiner nicht entſinnen? — Hab' ich Sie doch nur flüchtig bei Laternenlicht geſehen, nur wenig Worte mit Ihnen gewechſelt, und Sie dennoch, trotz Ihres puderloſen Haares und trotz des Bartes, welcher Sie jetzt entſtellt, an Ihrem unveränderlichen Auge und an Ihrer Stimme wieder erkannt. Denken Sie zurück; bin ich Ihnen denn ganz fremd?“

„Ganz fremd!“ antwortete der Doctor in das Geſicht des Fremden ſtarrend, und dieſer fuhr fort: „Deſto beſſer! ſo kann ich meinen Auftrag um ſo gefahrloſer bewerkſtelligen.“

„Einen Auftrag? — an mich? von wem?“ fiel Meneuille unbeſchreiblich überraſcht ein, und griff, als der Fremde erwiderte: „von einer obrigkeitlichen Perſon im Tarndepartement,“ mit ſteigender Befremdung an ſeine Stirn. „Träum' ich denn, oder wach' ich wirklich?“ fragte er ſich ſelbſt. „Eine obrigkeitliche Perſon im Süden Frankreichs, einer mir völlig fremden Gegend, gibt Ihnen einen Auftrag an mich? — Wußten Sie mich hier zu finden?“

„Nein,“ erwiederte Jener; „es war Zufall, der mich zu Ihnen führte; doch würd' ich Sie vielleicht nicht erkannt haben, wenn Sie nicht gerade einen Namen gewählt hätten, von deſſen Unrichtigkeit ich überzeugt war; Sie mußten mithin ein Anderer ſein, als der, für welchen Sie ſich gaben, und einige Fragen über die Dauer Ihres hieſigen Aufenthalts ſetzten mich außer allen Zweifel. — Doch zur Sache: Sie haben im Gefängniſſe zu Chalons geſeſſen?“

„Ja!“ antwortete Meneuille.

„Und ſind ganz genau mit der Oertlichkeit jenes Kerkers bekannt?“

„Ganz genau,“ verſetzte der Doctor.

„Wohlan, ſo begleiten Sie mich nach Chalons in jenen Kerker,“ ſprach der Unbekannte.

„Jeſus, mein Gott!“ ſchrie der Doctor, „wiſſen Sie denn nicht —?“

„Ich weiß,“ fiel der Fremde ihm in die Rede, „daß Sie von der Criminalbehörde in Chalons verfolgt werden, weil Sie den Etappencommandanten Ainaraude erſchlagen haben, aber —“

„Ich habe Ainaraude nicht ermordet!“ ſchrie Meneuille.

„Laſſen Sie mich ausreden,“ fuhr der Fremde fort. „Zur Sühnung Ihrer That leg' ich Ihnen die Verpflichtung auf, die Wittwe jenes Ermordeten, welche in Chalons eingekerkert iſt, zu retten.“

Meneuille ſprang auf und durchſchritt händeringend das Zimmer. „Ich ein Mörder!“ jammerte er und rief, vor dem Fremden ſtehen bleibend: „Betrachten Sie mich: trag' ich in meinem Geſicht denn die Züge eines Mörders?"

„Ich verſtehe mich nicht auf die Kunſt der Mienendeutung," antwortete der räthſelhafte Gaſt kalt. „Jedoch, mögen Ihre Hände auch wirklich rein von Ainaraude's Blut ſein, eine andere größere Blutſchuld liegt auf Ihrer Seele; und zur Sühnung der Mordthaten, welche Sie wenigſtens mittelbar veranlaßt haben, werden Sie die unglückliche Wittwe Ainaraude's aus jenem Kerker führen, oder auf der Guillotine ſterben. Ich gebe Sie an, wenn Sie noch zehn Minuten Ihren Entſchluß verzögern!"

„Raſender!" ſchrie Meneuille, indem er ſeinen Peiniger bei den Schultern faßte und ihn mit glühenden Augen anſtarrte: „Raſender, Du hältſt mich eines Mordes fähig, und wagſt es dennoch, mich zum Morde zu reizen? — Fühlſt Du nicht, daß Du von meinen Händen fallen müßteſt, wenn ich vermöchte, Menſchenblut zu vergießen?"

Der Fremde ſtutzte, doch ſogleich faßte er ſich wieder und ſprach kalt: „Wohlan, ſtoßen Sie mich nieder. Sie haben jetzt eine dreifache Wahl: mich zu morden, jene Unglückliche zu retten, oder zu ſterben!“

„Ich bin verloren wie ich auch wählen mag! rettungslos verloren!“ rief Meneuille und drückte die Hände gefalten auf ſeine Augen. „Mein Weib! meine Kinder!“ ſeufzte er. — „So hab' ich denn vergebens gehofft, die gute Zeit werde kommen, die beſtimmt iſt, meinen ehrlichen Namen von ſeiner Schmach zu reinigen; es ſoll nicht ſein! ich ſoll als Verbrecher enden! — Menſch!“ ſo wandte er ſich an den Fremden, — „wenn Sie wüßten, was ich gewagt habe, um die Unglückliche zu retten, deren Befreiung Sie von mir fordern, Sie würden, ſo rauh Sie ſein mögen, Thränen der Reue über Ihre Härte vergießen! Sehen Sie mich nicht ſo verächtlich an; glauben Sie nicht, daß ich mich loszubetteln beabſichtige von der Verpflichtung, welche Sie mir auferlegen. Hier, ich ſchwör' es Ihnen ſo wahr Gott ein Vergelter iſt und Rechenſchaft fordern wird von Ihnen über die Thränen, welche Sie aus den Augen meines Weibes preſſen; ſo wahr dem Herrn der Heerſcharen die Herzen der Menſchen unverſchloſſen ſind, ſo wahr der Allwiſſende weiß, daß ich unſchuldig an Ainaraude's Blut bin, ſo wahr will ich verſuchen, in den Kerker ſeiner unglücklichen Wittwe zu bringen; aber nicht um ihretwillen will ich mein Leben wagen; ein Zweiter ſchmachtet an ihrer Seite, ein Zweiter, dem ich mein Leben ſchuldig bin! Lebt ſie noch, ſo muß auch er noch leben, und iſt ſie noch nicht frei, ſo hat auch er es verſchmäht, ſeine Bande zu zerreißen, und ihn will ich retten!"

„Und wer iſt denn dieſer Zweite?" fragte der Unbekannte. Meneuille ſah ihn prüfend an: „Sie fordern von mir, daß ich Ihre Freundin rette, und kennen deren Freund, deren Mitgefangenen nicht?"

„Ich kenne dieſe Frau ſo wenig als deren Freund mir bekannt iſt," verſetzte der Fremde. „Was ich von Ihnen fordere, das fordere ich im Namen eines Dritten. — Doch laſſen Sie uns abbrechen; wir haben keine Zeit zu verlieren, denn noch heute reiſen wir ab nach Chalons. Machen Sie ſich reiſefertig und beſorgen Sie Päſſe für ſich nach einem beliebigen Orte in der Nachbarſchaft von Chalons. Sie können ja vorſchützen, ſchleunig eine kranke Schweſter beſuchen zu müſſen.“

Da flog eine Seitenthür auf und Madame Meneuille trat ein. „Nicht alſo!“ rief ſie. „Mein Mann wird nicht mit Ihnen nach Chalons reiſen! Wagen Sie es, als ſein Angeber aufzutreten, ſo ſtell’ ich mich als Ihre Angeberin vor Gericht an Ihre Seite! — Sie haben meinen Mann zu einer geſetzwidrigen Handlung verleiten wollen und ſelbſt den Tod verwirkt. Gehen Sie! ſchweigen Sie, oder Ihr Haupt iſt der Guillotine verfallen!“

Mit einer faſt wilden Mienenverzerrung lachte der Fremde auf. „Wähnen Sie, daß ich die Guillotine fürchte, wenn ich Arm in Arm mit dem Mörder meiner Erdenfreuden ihre Stufen betreten darf?“ ſprach er mit erſchreckendem Ausdruck. „Wiſſen Sie,“ ſetzte er hinzu, „der Tod von Henkershand iſt mein Ziel; ich werde und will ihm nicht entrinnen! Geben Sie mich an, denn das ſchwör’ ich Ihnen, ich laſſe Ihren Mann nicht los; es ſei denn, daß er ſeine Unthaten vergütet durch die Rettung einer Schuldloſen. Der Erfolg dieſes Wageſtücks ſoll mir für ein Gottesurtheil gelten. Begnadigt Gott dieſen Unglücklichen, ſo will auch ich ihm vergeben.“

„Was haben Sie ihm zu vergeben? — Was hat er Ihnen gethan?“ ächzte die verzweifelnde Frau; aber der Fremde ſtand, ohne zu antworten, mit untereinandergeſchlagenen Armen und feſt auf Meneuille gehefteten Augen, als ſei er ſein Wächter, an der Thür. Da rief der Doctor: „Frage nicht! es iſt nicht die Hand dieſes Menſchen, die mich von Dir reißt; es iſt eine mächtigere! — Gedenke der Hülfe, die ich einſt Saint Hilaire zuſagte; Gott hat gehört, was ich damals verſprach, und Gott iſt's, der mir dieſen Boten ſchickt, um mich an mein gebrochenes Wort zu mahnen. Ich gehe mit ihm! — Ich muß mit ihm gehen! meine Weigerung bricht unabwendbar den Stab über mir; Ergebung in Gottes Willen läßt mir noch Hoffnung! Und nun kein Wort weiter; keine Vorbereitungen, kein Abſchied! — Sei vorſichtig! vermeide Jedermann! Gott ſchütze Dich und unſre Kinder!“

Er drückte den letzten Kuß auf die ſprachloſen Lippen ſeiner erſtarrten Gattin und der einbrechende

Abend fand ihn ſchon, an der Seite des gottgeſandten Störers ſeiner Ruhe, auf dem Wege nach Chalons.

Die Nacht näherte die beiden Reiſenden einander nicht; erſt im Laufe des folgenden Tages lüftete das marternde Gefühl, für einen Miſſethäter zu gelten, Meneuilles beklommenes Herz. Er entdeckte ſeinem finſtern Begleiter ausführlich ſein Verhältniß zu Saint Hilaire und ſeinen Antheil an Leonidens Flucht und entwickelte ihm die Umſtände, unter welchen es dem Volksrepräſentanten Marchand gelungen war, ſich ſeiner zu bemächtigen und ihn zu verhindern, Leonidens zweite Flucht und die Rettung ihres Freundes zu befördern. — Der Fremde hörte ihm mit ſichtbarer Bewegung zu. „Es iſt doch gut, daß Sie mich nicht vor unſerer Abreiſe von Saverne ſo verſtändigt haben,“ ſprach er. „Es würde mir ſchwer geworden ſein, Sie aus den Armen Ihrer Gattin zu reißen, wenn ich gewußt hätte, daß Sie nur unglücklich und nicht Verbrecher ſind. Vergeben Sie mir meine Härte.“

Er ergriff des Doctors Hand, fuhr aber, als er dieſe kaum berührt hatte, wie erſchreckt zurück. „Zürnen Sie mir nicht,“ ſprach er ſehr weich, „ich kann mich noch nicht daran gewöhnen, ohne Schaudern dieſe Hand zu faſſen, welche die Blutstropfen, die in den Pulſen des gräßlichſten Menſchenſchlächters gährten und faulten, bewacht, gehütet und beruhigt hat. Hätte dieſe Hand ſich dem Dienſt des elenden Marchand verſagt, dann — o, dann dürft' ich von der Erde noch etwas Freudigeres als den Tod hoffen!“

Er drückte verſtummend ſein Tuch auf die Lippen; als er es wieder ſinken ließ, ſah Meneuille es voll Blut. „Mein Gott, Sie bluten!“ rief er erſchrocken.

„Es iſt nur das Blut meiner zerbiſſenen Lippen, nicht mein Herzblut,“ ſprach der Fremde. „Der Schmerz in meiner Bruſt,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „mahnt mich, ihn abzuleiten durch eine andere Wehthat, und unwillkührlich bin ich Thor genug, den Verſuch durch die Herbeiführung eines körperlichen Schmerzes zu machen.“

„Unglücklicher Mann!“ rief Meneuille erſchüttert, „leiten Sie Ihren Schmerz in meine Bruſt ab; ſagen Sie mir, was haben Sie erduldet? was hab' ich Ihnen gethan?"

„Was Sie mir gethan haben?" fragte mit ſchwerer Stimme der Unbekannte. „Sagt' ich's Ihnen noch nicht? Nun, ſo hören Sie: ich bin der Vater des Jüngſten jener unglücklichen Kinder, welche Marchand morden ließ! — Marchand, das Ungeheuer, deſſen Leben ſeine Todesangſt ſchon in Chalons verkürzt haben würde, wenn Sie es nicht verlängert hätten! — Sie ſind —"

Seine Stimme erſtickte an ſeinem Schmerz und auch Meneuille's Zunge war von ſeinem Gefühl gebunden. Endlich ſammelte ſich ſein Gedächtniß auf einen Punkt: auf Marchands muthmaßlichen Feind, zu deſſen Verderben jener Wüthrich ſich ſeines falſchen Zeugniſſes hatte bedienen wollen. „Sie ſind Armeelieferant? ſind aus Hatonchatell? Ihre Tochter wurde in Verdun erzogen?" fragte er, nachdem er ſeine Erinnerungen geordnet hatte.

„Sie ſcheinen bekannter mit meinen Verhältniſſen als ich Sie geglaubt habe," erwiederte ſein Begleiter. „Es wird Ihnen alſo wohl nichts Neues mehr ſein, wenn ich Ihnen entdecke, daß ich Choix heiße; doch ſcheinen Sie nicht zu ahnen, daß ich der Vermummte bin, der Sie aus dem Hauſe Ihres Zwingherrn entführte.“

„Jener Unbekannte ſind Sie?“ rief Meneuille überraſcht. „Und wer gab Ihnen den gefährlichen und wie es ſchien, ungern übernommenen Auftrag, mich zu retten? — Mein Bruder?“ —

„Nichts weniger,“ gab Choix zur Antwort. „Ich habe zwar geſucht, mit Ihrem Bruder in Verbindung zu kommen, um Ihren Aufenthalt zu erforſchen; mein Verſuch iſt aber fehlgeſchlagen. Ihr Bruder iſt ſehr vorſichtig.“

„Meinen Aufenthalt zu erforſchen? — Doch ich beſinne mich; Sie hatten ja einen Auftrag an mich; welchen? und von wem?“

„Ich hatte den Auftrag, die Wittwe Ainaraude zu befreien; Sie waren der Haus- und der Kerkerarzt jener Unglücklichen geweſen, wie ich aus ſichrer Quelle erfuhr, und folglich das ſicherſte Werkzeug, welches ich zur Ausführung meines Entſchluſſes finden konnte. Aber leider hatte ich Sie ſeit Ihrer Flucht aus den Augen verloren.

Plötzlich ging ein helles freudiges Licht in Meneville's Seele auf. „Jetzt weiß ich," rief er, „wem ich meine Entführung aus Verdun danke! Es gibt außer den Meinigen nur einen Menſchen, der fähig iſt, dieſen Antheil an mir zu nehmen, und dieſer Menſch iſt — Saint Hilaire!"

„Bei Gott, ich kenne dieſen Saint Hilaire nicht," betheuerte der räthſelhafte Botſchafter. „Ihre gegenwärtige Zwangsreiſe kömmt auf Rechnung eines Mannes, der Ihnen wahrſcheinlich gar nicht bekannt, deſſen Name aber nicht mein Geheimniß iſt. Ihre Entführung aus Verdun hingegen war lediglich mein Werk. Marchand lag zum zweiten Male hoffnungslos auf dem Siechlager; ihn von der Erde hinwegzuſchaffen, war ein verdienſtliches Werk; Sie hielten ihn und Sie mußten entfernt werden, damit er ſterbe. Es gelang mir, Sie mit mir hinwegzuführen; — meine Rauhheit war die natürliche Folge des Widerwillens, den ich gegen den Mann hegen mußte, welchen ich beargwöhnte, ſelbſt ein Mörder, und, des Gewinns wegen, der Lebenswächter des Schlächters meines Kindes zu ſein."

Unter ſolchen Erörterungen flog den Eiligen Station an Station vorüber, und immer beklommener ſah Meneuille einen Meilenzeiger nach dem andern vorübergleiten. Er gedachte der verzagenden Seinigen, die er troſt- und hülflos zurückgelaſſen hatte, und von dem Zurückblick auf ihren Jammer wandte ſein Auge ſich der vor ihm liegenden Gefahr zu. „Ich werde untergehen!" ſagte er ſich mit Grauſen. „Die Rettung des Kecken, der ſich auf den Aſchenrand eines feuerwerfenden Vulkans ſtellt, iſt nur durch ein Wunder möglich! — Aber bin ich es denn? — Iſt es nicht Gottes Hand, die mich aus meinem Aſyl in den Aufruhr der feindſeligſten Elemente hineinreißt? — Nein! dieſer Todesgang iſt meine Beſtimmung! Gott hat mich erleſen, ihn zu gehen, damit ich der Retter meines Retters werde, oder, wenn er meiner nicht mehr bedarf, das Leben ſeiner Freunde zu erhalten! — Und wenn es Gottes Wille iſt, daß ich die Unglücklichen befreie, ſo muß es ja auch mir gelingen, mich ſelbſt zu retten! —

Ja, der große Wunderthäter, der mir einſt verſchloſſene Thore hindurch den Fluchtweg b er wird auch jetzt ein Wunder thun, und mir reich ſein in der Stunde der höchſten Gefahr!“

So erheiterte ſich unter neuen Hoffnungen neuille's Stimmung. Die Nähe des Ziels der erinnerte ihn an die Nothwendigkeit, einen Pla Ausführung des gefährlichen Vorhabens mit zu berathen; aber dieſer ſchwankte zwiſchen nur flächlichen Entwürfen. „An Ort und Stelle,“ ſ er, „wollen wir der Gelegenheit auflauern un feſthalten, wenn ſie ſich günſtig zeigt. In der des Jard *) hat ſich ein pariſer Gaſtgeber angeſi deſſen Haus in einer Jahreszeit, wie die gegen tige, ganz unbeſucht zu ſein pflegt. Bei dieſem men wir unſre Wohnung; Sie ſind ihm völlig fr und um ganz ſicher in ſeinem Hauſe verweile können, ſteigen Sie als Patient bei ihm ab. vorgeblichem Unpäßlichkeit wird Sie vor manche dacht ſchützen, welchem Ihre Zurückgezogenheit

---

*) Der Jard iſt ein öffentlicher Luſtort vor den von Chalons.

unter andern Umſtänden ausſetzen könnte. Daß ich Sie keiner Gefahr bloßſtellen und unſern Aufenthalt in Chalons möglichſt zu verkürzen trachten werde, dafür bürgt Ihnen meine Sorge für meine eigene Sicherheit.“

Die letzte Reiſenacht brach an, und ehe die Morgendämmerung ſie endete, hielt der Wagen am Ziel. Choix führte Meneuille auf ſein Zimmer und verließ ihn, ſobald der Tag anbrach, um das Beiden bevorſtehende Geſchäft vorzubereiten. Meneuille hatte in ſeiner ungeſtörten Einſamkeit hinlänglich Muße, ſich mit den ihm abermals nahen Schrecken der Guillotine wieder bekannt zu machen.

Gegen Abend kam Choix, triumphirend, daß das Glück ihm ſeine Erſtlingsgaben zugeworfen habe. „Wir wollen hoffen, daß es uns fordauernd lächeln und uns geſtatten werde, noch in dieſer Nacht unſre Abreiſe anzutreten,“ ſagte er einige Papiere hervorziehend. „Es iſt mir gelungen, uns unſre Päſſe zu erwirken. Hier iſt der Ihrige, lautend auf Ihre und Ihres Freundes Perſon. Jetzt verlaſſen wir dies Haus, angeblich um bei einem Gaſtfreunde in der Stadt unſre Wohnung zu nehmen. An der Inſelbrücke verlaſſen Sie mich und harren unter dieſer Brücke verſteckt, bis ich Sie abrufe. Ich bereite indeß die Ausführung meines Plans vor.“

Meneuille ſtarrte, ſchwer Athem holend, ſeinen Gefährten in's Geſicht. Der ihm angewieſene Verſteck unter der Marnebrücke dünkte ihm nicht minder ſchrecklich als der Kerker ſelbſt. Mit Bangigkeit ſah er der Enthüllung des Plans ſeines Verbündeten entgegen.

„Den will ich Ihnen jetzt ausführlich mittheilen,“ verſetzte Choix, als Meneuille nach demſelben forſchte. „Der Kerkermeiſter iſt, ſeinem Rufe nach, ein ächter neufranzöſiſcher Schreckensmann, das heißt, blutdürſtig, feig, jeder viehiſchen Gier ergeben, folglich auch habſüchtig und beſtechlich. — Mittelſt einer Hand voll Aſſignate hab' ich ihn willfährig gemacht, meinen Bruder bei ſich zu verbergen, welcher, meinem Vorgeben nach, unter den Conſcribirten befindlich iſt, die heut Abend in Chalons erwartet werden, um daſelbſt zu übernachten. Dieſer, mein angeblich flüchtiger Bruder, ſind Sie, Meneuille! — Im Laufe der Nacht müſſen Sie Gelegenheit ſuchen, ſich der Schlüſſel zu bemächtigen, und hat Gott uns bis dahin geholfen, ſo wird er uns auch Mittel finden laſſen, mit unſerm Raube zu entkommen. Verfolgung haben wir nicht zu befürchten, denn unmöglich darf der Kerkermeiſter es verrathen, daß ſeine Gefangenen durch einen von ihm verſteckten Conſcribirten entführt worden ſind. Mag er ſie für todt ausgeben oder ſich helfen, wie er will.“

„Ihr Plan iſt unausführbar, denn der Kerkermeiſter wird mich erkennen,“ ſeufzte Meneuille.

„Er ſoll Sie nicht erkennen,“ erwiderte Choix. „Dieſer Mantel, dieſe Mütze, vor Allem aber die Dunkelheit, in welcher die erforderliche Vorſicht ihn zwingt, Sie zu empfangen, ſichern Sie vor ſeinem Spürblick.“

„Wir gehen unſerm Verderben entgegen!“ rief der Doctor. „Wie ſoll ich mich der Schlüſſel bemächtigen, wenn der Kerkermeiſter mich etwa in einem der Gefängniſſe einſperrt? Und wie, wenn ich im glücklichſten Falle zum Beſitz der Schlüſſel gelangt bin, wie ſoll ich unſre Gefangenen finden? In welchem, von den zahlloſen, in drei Geſtocken vertheilten Gemächern ſoll ich die Unglücklichen ſuchen? — Nein, Choir, Ihr Plan iſt nicht ausführbar."

„Ich habe keinen andern und keine Muße, einen beſſern zu erſinnen," erwiederte Choir. „Vergeſſen Sie nicht, daß wir hier unterm Guillotinebeile ſtehen. Der Kerkermeiſter will uns in ſeine eigne Wohnung aufnehmen, und der Inhalt meines Flaſchenfutters bürgt mir für ſeinen tiefen Schlaf. Iſt einer von uns Beiden gefährdet, ſo bin ich es, denn ich wage den erſten Schritt; aber Gefahren wie die, welchen ich heut' entgegengehe, ſind mir nicht neu. — Wiſſen Sie, in jener fürchterlichen Stunde, als die Blutſäufer mich in den Reigen hineinzogen, welchen ſie um den Henker tanzten, der das Haupt meines einzigen Kindes in ſeinen Händen hielt; — da ſchwur ich mir, während meine Lippen unter dem erzwungenen Jubelruf: „vive la liberté!" bebten, den Tod, welchen mein Kind geſtorben iſt, auch mir zu verdienen und den Mördern entgegen zu wirken bis an mein Ende! — Ich habe indeß Sorge getragen, Sie nicht in meinen leicht möglichen Fall hineinzuziehen. Bin ich um Mitternacht noch nicht bei Ihnen, dann iſt mein Unternehmen mißglückt und dann fliehen Sie! Dieſer Paß, auf Ihre Perſon lautend, wird Ihnen das Thor öffnen. Gelingt unſer Werk uns aber, dann benutzen Sie dieſen zweiten Paß, der für Sie und für ihren Freund ausgeſtellt iſt. Wir trennen uns alsdann. Vom Hotel am botaniſchen Garten gehen in dieſer Nacht zwei Landkutſchen, die eine um Mitternacht nach Lyon, die andre gegen Morgen nach Amiens ab. Mit einer derſelben fahren Sie bis zur nächſten Station und gehen von dort in Ihre Heimat ab. — Der Inhalt dieſes Taſchenbuchs wird für Ihren Reiſebedarf ausreichen. Meine ſcheinbare Großmuth darf Sie nicht befremden; Madame Ainaraude iſt wohlhabender, als ſie es ſelbſt ahnet, und kehren einſt beſſere Zeiten wieder, ſo darf ſie ſich eine ſorgenfreie Zukunft verſprechen. Auch Sie, mein Freund, dürfen auf eine ſolche zählen. Keiner, außer der Hefe des Volks, glaubt, wie ich heut erforſcht habe, an Ihre Schuld. Ueberall werden Sie vermißt. Sie ſollen von mir einen Wink erhalten, wenn es Zeit iſt, aus Ihrer Verborgenheit hervorzutreten. Jetzt folgen Sie mir; der Wagen wartet.“

Meneuille ſammelte ſo viel als möglich ſeine Beſonnenheit, beſtieg den Wagen und verließ dieſen an der Brücke, welche Inſel und Stadt verbindet, um unter derſelben ſeinen Verſteck zu ſuchen.

Heftig entlud der Märzhimmel ſich ſeiner ſchweren Wolken; der Platzregen, welcher die Brücke überſchwemmte, verödete die ſonſt ſo belebte Gegend, und mit der beruhigenden Zuverſicht, wenigſtens jetzt keinem Späherblick zu begegnen, kletterte Meneuille den ſchlüpfrigen Stufenpfad hinab, welcher von dem hohen Randwege zu den Fiſcherkähnen führte, die am Ufer des Stromes feſtgekettet waren. Seitwärts dieſes Steiges bot die erſte Bogenwölbung der Brücke einen trocknen Raum, welchen Meneuille in Beſitz nahm.

Mit ängſtlich angezogenem Athem ſtand der unfreiwillige Abenteurer an den Fuß des Bogens gelehnt, und horchte und ſann. Das erſte Geräuſch, welches ſein Ohr erſchütterte, war der wohlbekannte Ton der Uhrglocken, welcher von den beiden Thürmen der Domkirche die achte Stunde angab; dieſer Glockenſchlag rief ihm all' ſeine Erinnerungen, die ſüßen wie die bittern, zurück. Er, einſt der geehrte Bürger dieſer Stadt — als ein todesſchuldiger Verbrecher hatte er ſie verlaſſen, und beladen mit Verachtung und Aechtung, an einen Verzweifelnden, Todſuchenden geknüpft, dem Unglücklichen gleich, der an ſeinem kollernden Pferde feſthängend, dem Abgrund entgegengeſchleift wird, — ſo zwang ſein Verhängniß ihn, ſeinen ehemaligen Wohnort wieder zu betreten, um in deſſen ſchmuzigſten Winkel eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen. — Die Kraft ſeiner Seele ging unter in Schmerz und Angſt; Thränen drangen in ſeine Augen, denn an dem Anblick ſeines Elends knüpfte ſich ſein Blick auf die Hoffnungsloſigkeit der Seinigen. Nun ward ſein Athemzug zum Schluchzen; er hob die gerungenen Hände zum wolkigen Himmel empor und betete für ſein Weib und für ſeine Kinder.

Ein ferner donnerähnlicher Ton ſtörte den Betenden; einen Augenblick lang wollte ſeine Seele ſich zu dem Wahn erheben, dieſe Gottesſtimme rede zu ihm; der himmliſche Thränenzähler habe auch ſeine Thränen gezählt, auch ſein Gebet gehört und werde es erhören; — aber bald ward er inne, daß jenes gewitterähnliche Gerolle ein Laſtwagen verbreite, der langſam über das Haupt des getäuſchten Lauſchers hinwegraſſelte. Meneuille ſeufzte tief auf; Gott hatte er geſucht in ſeiner Nähe, und Menſchen gefunden.

Ein abermaliges Geräuſch feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit: ein verworrenes Stimmengetöſe ſcholl näher und immer näher kommend durch die Luft; Flüche, Gelächter und einzelne militairiſche Commandowörter miſchten ſich in das jauchzende Gebraus republikaniſcher Geſänge. — Das war der erwartete Zug der Conſcribirten! Jetzt mußte Choix kommen. Todeskälte ſchlug Meneuille's Zähne an einander. Er preßte die Lippen gewaltſam zuſammen und lauſchte. — Wieder ein Geräuſch. — Das waren Fußgänger, deren Tritte er über ſich hinwegpoltern hörte, und jetzt brachen ſeine Knie, denn deutlich hörte er, wie der Eine zum Andern ſprach: „Der Regen durchnäßt uns bis auf das Mark; komm, kriech mit mir unter die Brücke,“ aber glücklicher Weiſe antwortete der Andre: „Nicht doch; der Regen läßt ja ſchon nach, und ich habe keine Zeit, hier zu weilen.“

Die Gefahr zog vorüber, aber ihre Schrecken blieben. Die Erkennung der Unſicherheit dieſes Zufluchtsortes erdrückte den letzten Funken von Muth, an welchem Meneuille ſeine bange Seele noch erwärmt hatte. An welchen ſchwachen Fäden hing ſein Leben! Das ſchwächſte Weib, ein Gaſſenjunge, vom Regen unter dies Schutzdach getrieben, ja ein Hund konnte ſein Verderben werden! Seine Sehnſucht nach Erlöſung wurde zur ſchrecklichen Angſt, und Choir kam nicht.

Endlich hatte ſich das Gewölk erſchöpft, und er durfte wenigſtens keinen Zuſpruch mehr von regenſcheuen Wanderern fürchten; aber nun trat der Mond hervor, und auf der Brücke ward es lebendiger. Jetzt war es nicht möglich, unbemerkt ſeinen Schlupfwinkel zu verlaſſen, und er zitterte, daß Choir jetzt kommen und ihn abrufen werde. — Da ward ein ein neues Getümmel vernehmbar; es wälzte ſich aus der Stadt der Brücke zu; jetzt war es dicht über ihm; er hörte rufen: „Freund, fort von hier! Rettet Euch!“ — und in dieſem Augenblick ſchlugen unter dem Gebrüll des Volks, die Wellen der Marne über einen fallenden Gegenſtand rauſchend zuſammen.

„Er ertränkt ſich! — Haltet ihn auf! — Er hat Helfershelfer! — Sucht ſie!“ — So toſ'te ein Stimmengewirbel von oben herab zu dem entgeiſterten Lauſcher. Noch gellte ihm der Ruf in den Ohren; „Freund; rettet Euch!“ und es dünkte ihm, als habe er Choix Stimme erkannt; aber noch uneinig mit ſich ſelbſt, ob ihm jene Warnung gegolten habe, ob er es wagen dürfe, ſeinen Verſteck zu verlaſſen; ſah er plötzlich das niedrige Ufer rings um ihn her lebendig werden, da riß ihn die entſetzliche Angſt aus ſeinem unſichern Hinterhalte zur unwillkührlichen Flucht hervor, und im Augenblick ſtand er zuſammengepreßt mitten in dem dichten Haufen, der hinter ihm immer gedrängter zuſammenfloß. — Niemand achtete auf ihn; Aller Augen waren auf den Strom gerichtet, der ſich mit Kähnen bedeckte. — „Habt Ihr ihn?“ brüllte die Neugier und die Blutluſt von der Brücke und vom Strande den menſchenfeindlichern Menſchenfiſchern zu, während die Spätlinge, den Hintergrund erfüllend, mit nicht geringer Haſt ihre Stimmen dröhnen ließen: „Was gibt's dort? was ſucht Ihr?“

„Ein Gefangener iſt aus dem Kerker entſprungen und hat ſich in die Marne geſtürzt,“ erſcholl die Antwort aus der Tiefe hinauf, und Meneuille's Bruſt hub ſich etwas leichter, denn nun wußte er, Choir war dieſer Flüchtling nicht. Aber kaum gedacht hatte er dieſen Troſtgedanken, als das Jubelgebrüll: „Wir haben ihn! — Wir bringen ihn!“ die Luft zerriß. Kahn an Kahn ruderte dem Lande zu; ein Sansculotte ſprang mit einer brennenden Kiehnfackel jauchzend dem Vorderſten entgegen, und Meneuille erkannte an den Zügen des Leichnams, der jetzt aus dem landenden Kahne auf die Plattſteine des Strandpfades niederflog, ſeinen verunglückten Gefährten.

„Lebt er noch? — Wer iſt's?“ ſo brüllend drängte das Volk ſich zum undurchdringlichen Knäuel um den Leichnam zuſammen. Niemand kannte ihn, und keine Spur von Leben war mehr vorhanden in dem blutigen Körper, der, wie ſein zerſchmettertes Hinterhaupt verrieth, bei ſeinem Niederſturz auf einen Pfahl gefallen oder von einem eiſernen Haken der Fiſcher getroffen ſein mußte. — Jetzt wälzte ſich die Menge zu der Fahrſtraße hinauf, und Meneuille, willenlos mit fortgeſchoben, fand ſich plötzlich dicht an dem Kerker wieder, welcher das Ziel ſeiner Reiſe war.

Der Platz war überfüllt mit Menſchen; das Pförtchen in dem großen Gefängnißthore ſtand weit auf, und von dieſem etwa funfzig Schritte entfernt, kehrte der Kerkermeiſter, und mit ihm die Schildwache jenes Poſtens, dem Gefängniſſe ihren Rücken, Beide im Geſpräch mit Volkshaufen, welche ſie immer dichter umringten.

„Es iſt nicht wahr!“ hörte Meneuille den Kerkermeiſter ſchreien; „es iſt keiner meiner Gefangenen; der Bruder irgend eines Feigen iſt es, den Ihr aus Euren Reihen ausſtoßen und der Guillotine überliefern müßt. Es wird ſich ſchon ergeben, wer der Verräther iſt!. Ich hatte Alles zu ſeinem Fange ſo ſchön eingeleitet, und hätten die Gendarmen ihre Schuldigkeit gethan, ſo läge mir jetzt das ſaubere Bruderpaar unter Schloß und Riegel. Mein iſt die Schuld nicht, daß die Guillotine um ihren Tribut betrogen worden iſt, denn gleich, nachdem mich heute Nachmittags der Aelteſte verlaſſen hatte, der mir Gold auf Gold für die Aufbewahrung ſeines jüngern Bruders bot, weil er meinte, im Kerker werde ein Flüchtling am wenigſten geſucht werden, beſtellte ich die Gendarmen; und als er Abends wiederkam, um Eure Ankunft hier abzuwarten, da waren die halbtrunkenen Buben ſo unvernünftig, ſogleich zuzufaſſen um ihn feſtzuhalten. Er riß ſich los, und nun mögen ſie zuſehen, wo ſie ſeinen Bruder ausfindig machen."

Die Leute, an welche dieſe Rede gerichtet war, größtentheils diejenigen Conſcribirten, auf deren Ankunft Choir ſeinen geſcheiterten Plan gegründet hatte, drängten ſich immer dichter um den Kerkermeiſter und die horchende Schildwache zuſammen, und ſchnitten Beide immer mehr von der offenen Pforte des Gefängniſſes ab. — „Jetzt oder nie!" rief es in Meneuille's Seele. „Will Gott für meine Rettung ein Wunder thun, ſo wird mein Verſuch, einen Freund vom Tode zu retten, ſeine allmächtige Hand nicht abziehen von mir.“ — Und mit Blitzesſchnelle ſchlüpfte er in die unbewachte Pforte hinein, dem nahen Zimmer des Kerkermeiſters zu, tappte im Finſtern an der wohlbekannten Wand umher, fand das Schlüſſelbund und flog der Zelle zu, in welcher er Saint Hilaire und Leoniden zurückgelaſſen hatte. — Er verſuchte einen Schlüſſel nach dem andern; der dritte ſchloß, und vorſichtig lüftete die bebende Hand die Thür. — Mit gedämpfter Stimme rief Meneuille den Namen ſeines Freundes; — Niemand antwortete, aber im Hintergrunde des unerleuchteten Gemachs bewegte ſich etwas; — er rief noch ein Mal, etwas lauter: „Saint Hilaire, ich komme, Sie zu retten!“

„Saint Hilaire iſt gerettet,“ antwortete eine weibliche Stimme; — es war Leonidens. —

„Wie, er iſt befreit, und Sie ſind noch hier?“ flüſterte Meneuille zu der Gefangenen hineinſchlüpfend.

„Gott wird auch mir ſeinen Engel ſenden, wenn es Zeit iſt, mich abzurufen," antwortete Leonide eintönig. — Da warf Meneuille ihr den Mantel über die Schultern, bedeckte ihr Haupt mit ſeiner Mütze, und mit den Worten: „die Zeit iſt gekommen!" zog er ſie mit ſich fort.

Seine Beſonnenheit verließ ihn nicht, er verſchob ſeine Fragen nach Saint Hilaire auf eine gelegnere Zeit, hing, im Vorübereilen an den Wohnzimmern des Schließers, das Schlüſſelbund wieder an deſſen Verwahrungsort auf, damit die leere Stelle nicht ſogleich den begangenen Raub verrathe; und gerade in dem Moment, als der Menſchenſchwarm auf dem Platze ſich in Bewegung zu ſetzen begann, trat Meneuille, Leoniden mit ſich fortreißend, aus der Pforte und miſchte ſich mit ihr in die bewegte Gruppe. — Sein Ziel war der botaniſche Garten; aber wie ſollte er mit Leoniden in ihrer auffallenden Vermummung, die in dieſem Gedränge unbemerkt blieb, der Thorwacht Rede ſtehen? — Ihm ward ſehr angſt; — da thaten die Quellen des Himmels zu neuen Segenſtrömen ſich auf; es fing an gewaltig zu regnen. — „Nun, wollen wir denn zum zweiten Male naß werden?“ rief der Führer des Haufens, und ſetzte commandirend hinzu: „Ihr Vorſtädter, rechtsum! Marſch in die Quartiere!“

Schnell ſeinen Vortheil erkennend, umfaßte Meneuille ſeine Gefährtin feſter, und das Getümmel der abziehenden Martisjünger wälzte Beide mit ſich fort. Der Zug lärmte die Straße hinab; die Thorwacht trat in's Gewehr, aber ſie hinderte das flüchtige Paar, verloren in dem unregelmäßig fortziehenden Haufen, welcher in den Vorſtädten einquartiert zu werden beſtimmt war, nicht, die Stadt zu verlaſſen. Jetzt, allmählig kürzer tretend, blieb Meneuille mit Leoniden zurück, bis er Gelegenheit fand, ſich linker Hand abzuwenden, und eilte nun, auf einem Umwege den botaniſchen Garten zu erreichen.

Schon fand er die Landkutſche beſpannt; er bezahlte die Plätze für ſich und Leoniden, und der dumpfe Glockenton, welcher von Chalons Thürmen die Mitternacht verkündete, rief den Geretteten den Abſchiedsgruß nach.

Es gelang Meneuille, Faſſung zu behalten, als ſeine Reiſegeſellſchafter, welche zum Theil Zeugen der Auftritte geweſen waren, deren Andenken den Angſtſchweiß auf ſeine Stirn trieb, dieſe zum Gegenſtande ihrer Unterhaltung machten. Auf der nächſten Station, welche er noch vor Tagesanbruch erreichte, ſchied er von ſeinen unbekannten Gefährten, und bemerkte jetzt, als er mit Leoniden allein ſeine Reiſe fortſetzte, daß ſie in heftigen Fieberſchauern bebe. Dieſe Entdeckung beunruhigte ihn nicht wenig, aber ſeine Beſtürzung erſtieg den höchſten Grad, als der anbrechende Tag ihn zu der Ueberzeugung führte, daß Leonidens krankhafter Zuſtand nicht nur Folge weit vorgeſchrittener Mutterhoffnungen ſei, ſondern daß ſie ſogar am Ziele dieſer Hoffnungen ſtehe und in jedem Augenblick die Vermehrung ſeiner Reiſegeſellſchaft um eine dritte, ſehr unbehülfliche Perſon befürchten laſſe. Seine Rathloſigkeit war unbegränzt; kaum eine Tagereiſe weit von Chalons entfernt, zwang Leonidens Zuſtand ihn zu einer gefahrdrohenden Raſt; er war verloren, wenn dieſe ſich verlängerte und die Unrichtigkeit ſeines auf zwei Männer lautenden Paſſes ſich erwies.

Leonide ſah über die Beſorgniſſe ihres geängſtigten Befreiers mit einem Gleichmuthe hinweg, welcher dieſen verletzte. — Er ahnete nicht die Quelle, aus welcher ein kindlicher — ja faſt kindiſcher Glaube ihrer Seele Ruhe und Tröſtung zuführte

Lange hatten die Liebenden ſich einander ſprachlos umfaßt gehalten, nachdem Beide ihr Todesurtheil empfangen und zum letzten Male wieder vereinigt worden waren auf Erden.

„Faſſe Dich, meine Leonide,“ ſagte der Graf. „Faſſe Dich; wir ſind ja glücklich! wir dürfen Hand in Hand den Weg zu unſerm wahren Vaterlande antreten; wir —“

Da fiel Leonide ihm entſetzt in's Wort: „Nein, nein, das dürfen wir nicht! Du biſt begnadigt zu ſterben, und ich — ich bin zu leben verdammt!“

Die Sehnen des Grafen ſtreckten ſich lang und ſteif aus; er lehnte ſich, von ſeinen Füßen nicht mehr getragen, an die Wand. — Leonide fuhr fort: „Sei ſtandhaft, Godefroy, denn ich bin es! — Ich murre nicht wider Gott! — Nimmt Gott nur Engel auf in ſeinen Himmel, ſo würden wir auch in ſeinem Himmel getrennt ſein, wenn er mich heut riefe. —

Was Du geworden biſt auf Erden, das ſoll ich erſt werden, und rufen wird er mich, wenn ich rein und ſündlos ſein werde, wie Du es biſt! — Ach ich bin ſchwächer, verderbter als Du es ahneſt! — Sieh, Godefroy, was noch kein Menſchenauge geſehen hat, das Innerſte meines tiefverſchloſſenen Herzens, das ſollſt Du ſehen! dem Sterbenden ſoll nichts dunkel ſein; er ſoll wiſſen, was er verläßt, damit es ihm leicht werde zu ſcheiden. — — Du haſt gewähnt von mir geliebt zu ſein, als die zitternde Hand meines ſterbenden Vaters ſegnend unſre vereinigten Hände drückte; — es war nicht ſo; — ich habe Dich getäuſcht, aber nicht Dich allein, ſondern auch mich ſelbſt! — Ich wußte nicht was Liebe ſei; ich erfuhr es erſt, nachdem ich Dich verloren! — Wie hätt' ich, Dein Bild in meiner Bruſt, Gefallen finden können an den Huldigungen eines Andern? — Wärſt Du mir Alles geweſen, wie Du es mir wurdeſt, nachdem Du nicht mehr mein warſt, wie hätte Dein Zorn mich von Dir entfernen, wie hätte Dein Schmerz mich nicht wieder zurückführen mögen zu Dir? — Hätt' ich Dich geliebt, wie hätt' ich Dich verfolgen können mit Kränkung auf Kränkung? — — Erſt in jenem ſchweren Augenblicke, als ich die fürchterliche Wahl hatte zwiſchen Ainaraude und dem Selbſtmorde; als ich zu ſterben und Dein Herz jener Beglückten, an welche der Wunſch Deines Vaters Dich gewieſen hatte, zurückzugeben beſchloß, erſt da empfand ich das Keimen, das wunderſchnelle Wachſen einer nie geahneten Liebe für Dich in meiner Seele. — Und als Du vor mir ſtandeſt, das gebrochene Herz in dem brechenden Auge, als Du Dich loswandeſt von mir und dem Verabſcheuten mich übergabſt, da wollte ich reden, wollte Dir ſagen: „Geliebter, Du mordeſt mich, aber der Tod von Deiner Hand wird mir ſüß ſein, wenn Du den letzten Seufzer von meinen Lippen hinwegküſſeſt! — O, bleib, bis ich ihn verhauche!“ — Aber ich konnte nicht reden, und als ich es wieder vermochte, da ſah mein aufgehobenes Auge die Stätte leer, auf welcher Du geſtanden hatteſt! — Nun wußt' ich, ich hatte Dich verloren! — Nun wußt' ich, was Liebe ſei! — Ainaraude's Begeiſterung für Dich verdampfte, als er die Geringfügigkeit der ihm dargereichten Gabe, als er mich kennen lernte; er ſpottete Deines Opfers, er läſterte Dich, und ſeine Läſterung erhob mir den Geliebten zum Engel. — Die öffentlichen Blätter nannten Dich einen Verräther; ich betete den Märtyrer an. — — Endlich führte Gott Dich mir wieder zu, und als ich Dich ſah, da fühlt' ich: Alles, was ich bisher empfunden und Liebe genannt hatte in meinem Wahn, das Alles glich der Liebe nur, wie Dein Schatten Deinem Weſen gleicht! — Sieh, mein Geliebter, ſo hab' ich Dich und mich getäuſcht in der wichtigſten Angelegenheit meines Lebens, weil ich gewohnt war, zu hintergehen und unwahr zu ſein, ſo weit meine Gedanken zurückreichen in die Vergangenheit; — weil ich bei keinem Menſchen Vertrauen zu ſuchen und keinem Menſchen Vertrauen zu gewähren gewöhnt war; — weil ich mich ſelbſt vor mir ſelbſt verhehlte; — weil ich zu niedrig ſtand und zu tief unter Dir, um mich zu dem Zuruf ermuthigen zu können: „Erkenne, was ich bin! erfahre, was ich fürchte! — Rette mich!“

Der Graf, erdrückt von ſeinen Gefühlen, war keines Wortes mächtig; — da richtete Leonide ſich mit Haſt zu ihm auf und ſuchte bei dem matten Sternenlichte ſein Auge. „Du antworteſt mir nicht?“ fragte ſie, „Du gibſt mir nicht den Troſt, daß Du mich gerettet haben würdeſt? — O Gott! — ſollte Ainaraude Recht gehabt haben? — Sollte der Anblick meiner Verſunkenheit Deine Liebe zu mir längſt ſchon getödtet — ſollte Deine Befreiung von den Banden, welche Dich an mich knüpfen, Dich beglückt haben?“

„O, Leonide, martre Dich und mich nicht,“ rief der Graf betäubt. „Du haſt mich immer geliebt, wie ich Dich geliebt habe! das empfanden wir Beide ja, als Gott uns trennte.“

„Als Gott uns trennte?“ fiel Leonide ein. „Alſo getrennt müſſen wir werden, um zu erfahren, wie wir einander lieben? — Alſo iſt es nicht möglich, daß — wenn wir vereinigt ſind — unſer Gefühl ſich in immer gleichem Schwung grade erhalte? — Ja, ja, Du haſt Recht; die Alltäglichkeit ſtumpft ab; ſie deckt die gegenſeitigen Schwächen auf und die Kühle des Einen erkältet das Herz des Andern. — Aber, Godefroy, wenn die Neigung der Seele fortdauert, das Verlorne höher als das Beſeſſene zu achten — fortdauert jenſeit des Grabes, wo wir ewig trennungslos verbunden ſein werden — und wenn auch dort die ewige Alltäglichkeit uns abſtumpft für den Genuß der Seligkeit, welche wir uns gegenſeitig gewähren — Godefroy, wie ſteht es dann mit der Seligkeit des Himmels?“

Saint Hilaire erſchrak über die beängſtigende Verirrung des Geiſtes ſeiner Geliebten. „Wenn Gott uns dort vereinigt,“ antwortete er, „dann haben wir ja aufgehört Menſchen zu ſein; was hier unſre Seelen trennt — die Körper — ſie ſind dann nicht mehr, und die Liebe der Geiſter iſt, wie ihre Reinheit, endlos und wechſellos.“

„Wie ihre Reinheit!“ lallte Leonide ihm nach. — „Aber nur Dich wird der Tod von allen Flecken der Menſchheit reinigen; — ich — ich bleibe zurück. — Wird mein Körper dann nicht zwiſchen unſern Seelen ſtehen? — Wirſt Du, reiner Geiſt, mich, die Irdiſche, mit der ganzen Innigkeit Deiner Liebeswärme lieben können? — Godefroy, wirſt Du mein und mir nahe ſein, wenn Welten uns trennen? —

Wirſt Du? — Verſprich mir das! ja, verſprich mir, mich und unſre Kinder zu umſchweben! ſei unſer Schutzgeiſt! — Warne uns, wenn wir ſündigen wollen! halt uns aufrecht, wenn wir ſtraucheln, und wenn Gott uns ruft, dann ſei Du ſein Bote!"

„Ja, ich verſprech' es Dir: ich will Dir nahe ſein mit meiner Liebe!" ſagte der Graf mit erſtickter Stimme. — Da riß Leonide ihn heftiger an ſich und rief: „Mir? — Mir nur? — Nein nicht mir allein! auch meinen Kindern! — meinem lebenden, und meinem werdenden Kinde!"

Und nun ward es ſchwarz — grabesſchwarz vor Saint Hilaire's Augen. Ein erſticktes Schluchzen ſchnürte ihm die Kehle zu und ſein Geſicht ſank an die feuchte Steinwand des Kerkers, deſſen Marmorkälte ihn zu brennen dünkte auf ſeinen Wangen. „Jeſus, was iſt Dir?" ſchrie Leonide. — Da klirrte das Gitterfenſter vom donnernden Trommellärm erſchüttert, und ein morgenröthlicher Strahl drang durch die Scheiben. — „Es iſt Tag! — Dein Todestag!" ſtammelte Leonide, und ihre Kniee zitterten wie ihre

Zunge; ſie taumelte nieder und umklammerte die Füße des Scheidenden. Aber er hörte und ſah und fühlte nichts; — Leonide — Mutter — Mutter eines Kindes, deſſen Vater — er nicht war. — Dieſer Gedanke ſchmetterte ſeine Seele nieder. — Jetzt war der Tod ſein Wohlthäter — das Leben ſein Feind. — Was Leonide geworden war, ſeit er ſie verloren hatte, das riß ihn los von ihr auf ewig! — Alles trennte ihn von ihr, und Nichts knüpfte die zerriſſenen Bande wieder an.

Jetzt fielen die Schlöſſer von der Thür; der Arzt trat ein, begleitet von dem Kerkermeiſter. „Der Gefangene,“ — ſprach er zu dieſem, nachdem er des Grafen Puls unterſucht hatte — „iſt ſchon halb todt; er kann verabfolgt werden.“

Da erwachte das Leben des Grafen. „Bürger, ich habe Ihnen eine Entdeckung zu machen,“ ſagte er zu dem Arzte. „Dieſe Gefangene iſt Mutter; die Republik begeht einen Mord, wenn ſie das Urtheil an dieſer Unglücklichen vollſtrecken läßt.“

„Beſorgen Sie nichts. Man hat bereits die erforderlichen Maßregeln verfügt; die Bürgerin wird aufbewahrt werden," antwortete der Arzt und ging.

„Godefroy, auch Du mein Feind?" ſchrie Leonide, in ſinnloſer Verzweiflung ihre Hände blutig ringend. „O, Du rächſt Dich grauſam an Deiner Verderberin!" ächzte ſie zuckend, indem ſie ſeine Füße mit Thränen badete. — Dieſer Anblick verſcheuchte die unheiligen, irdiſchen Regungen aus der Seele des Himmelsnahen. Jede unlautere Leidenſchaftlichkeit verflog; mit nie empfundener Göttlichkeit erfüllte ihn die Liebe und öffnete ſein Herz dem Erbarmen eines Heiligen. Er kniete nieder an der Seite des theuren Weibes und ſprach: „Sei getroſt! mein Geiſt wird Dich umſchweben, Dich — unſern Godefroy und — Dein werdendes Kind!"

Auf dem Gange ward es lebendig. „Es iſt Zeit, Bürger," ſprach der Schließer und winkte der Wacht. — Saint Hilaire erhob ſich, beugte ſich noch Einmal herab zu Leoniden, welche ſeine Kniee krampfhaft umſchlungen hielt, und flüſterte unter dem letzten Kuſſe: „Gott iſt mit Dir! ich bleibe Dir nah!"

„Nah!“ ſchrie ſie gellend auf und deutete gen Himmel. Der Graf nickte und ging. — Hinter ihm ſchloß ſich die Thür.

Wie von einer unſichtbaren Hand gehalten, ſtand Leonide aufrecht, den Rücken an die Wand gelehnt und horchte. — Es blieb lange Zeit todtenſtill. — Jetzt ſcholl ein ferner lärmender Trommelwirbel in ihr Ohr.

„Nun iſt mein Engel bei mir!“ hauchte ſie mit ihrem letzten Athemzuge, und glitt, der Wand entlang, bewußtlos zu Boden.

Als ſie erwachte, befand ſie ſich in demſelben Gemache zwar, aber in einem bequemen Bette. Neben ihr ſaß der Arzt. Ihr Auge flog ſuchend umher, aber ſchnell hörte ſie auf zu ſuchen. Sie wußte, ihr Engel ſei, jedoch unſichtbar, ihr nahe. Sie fragte nicht nach Saint Hilaire, nicht wie er geendet hatte; ſie wußte ja, wo er war; ſie mochte ſeinen Namen nicht entweihen hören von irdiſchen Zungen.

Woche auf Woche, Monat auf Monat verſtrich. Sie blickte immer heiterer auf ihr nahendes Ziel hin und immer verſöhnter mit ihrer Vergangenheit auf dieſe zurück. Ihre Vergehungen hatte ſie gebüßt, und was ihr noch anklebte von irdiſchem Makel, das tilgte ihr Tod, das ſühnte ihr Engel, der vorbittend für ſie an Gottes Throne ſtand. — Auch für ihre Waiſen, die ſie zurücklaſſen mußte auf der freud- und freundloſen Erde, zitterte ſie nicht; ſie wußte, daß ein Weſen höherer Gattung über die ſchuldloſen Häupter eine mächtige, ſegnende Hand ausſtrecke, und fern war die Ahnung ihr, daß Saint Hilaire's letzten Lebensmoment der Wahn verbittert habe, das Kind, deſſen Geburt jetzt nahe war, ſei ihm fremder als ſein Godefroy.

Ein ungeheurer Schmerz faßte Meneuille's Seele, als er nach und nach die Freiſtatt errieth, in deren Schutz Gottes Hand ſeinen Freund Saint Hilaire gerettet hatte, und dieſer Schmerz drängte ihm die rückhaltsloſe Frage von den Lippen: „Saint Hilaire ſtarb, und Sie können leben?“

Leonide ſah ihn lange ernſt an; dann fragte ſie: „Gottes Engel nennen Sie einen Todten, und mich eine Lebendige? — Sie wiſſen wohl nicht, daß die

Erde ein unermeßliches Grab iſt? Daß wir nichts ſind, als todte Saatkörner, ausgeſtreut von Gottes Hand in dieſe Furchen, um dem nie endenden Leben entgegenzureifen? — Saint Hilaire war reif; darum ging er; ich war es nicht, darum blieb ich. — Wenn ich es ſein werde, dann wird er mich rufen.“

Meneuille ward zweifelhaft, ob ſeine Begleiterin eine Weiſe oder eine Wahnſinnige ſei, denn jedes Mal, wenn es ihm gelang, ſie in ein Geſpräch über ihren Zuſtand und ihre Beſtimmung zu verwickeln, wandte ſie den tiefen, rüſtigen Blick, welchen er an ihr bewunderte, dem Wahnbilde zu, welches ſie als ihren Engel, vorbittend an Gottes Thron und ihren Gang ſchützend und leitend in ihrer Nähe glaubte.

Und wirklich ſchien ein Engel ſie zu behüten. Die Vorboten eines nahdrohenden, verderbenbringenden Ereigniſſes ſchwanden; Meneuille konnte ſeine Reiſe mit ihr fortſetzen, und die Unrichtigkeit ſeiner Päſſe entging der Aufmerkſamkeit der ſonſt ſo wachſamen Behörden. Ihn ängſtigte jetzt nichts mehr als die Furcht vor dem Eindrucke, welchen dieſe Erſcheinung auf ſeine weder ſchwärmeriſche noch duld=

ſame Gattin zu machen drohte; und er hatte Recht, ſich zu beunruhigen.

Glücklich erreichte er ſeine Heimat; doch kaum hatte ſeine Adele ſich die Freudenthränen vom Auge getrocknet, als Leonidens überraſchender Anblick ihre Stimmung verdüſterte, und außer ſich gerieth ſie, als Meneuille ihr die Ereigniſſe ſeiner gefahrvollen Unternehmung mittheilte.

„Wie? Saint Hilaire hat ſterben müſſen, damit Dieſe lebe?" ziſchelte ſie, jedoch nicht leiſe genug, um von Leoniden unverſtanden zu bleiben. „Ihretwillen haſt Du Dein Leben und unſre Wohlfahrt auf's Spiel ſetzen müſſen? — Sie wird verfolgt und bei uns gefunden werden! — Wir müſſen auf's Neue fliehn, und — o, Himmel! — wohin?"

Da trat Leonide dicht vor Adelen hin und ſprach: „Bleibt! flieht nicht! laßt nicht ab von mir! ich bin eine Geſegnete! Wißt: mit mir iſt Gottes Liebling! — Was wollt Ihr von Menſchen fürchten, wenn Gottes Engel Euch nah iſt?"

Adele fuhr erſchrocken zurück und flüſterte ihrem Gatten zu: „Sie iſt wahnſinnig! Schaffe ſie fort, wenn Dir daran liegt, mir meinen Verſtand zu erhalten. Ich kann meine Ruhe dem Hirngeſpinſt nicht vertrauen, welches ſie ihren Engel nennt!“

„Vertraut ihm! Wenn Euer Leben Euch lieb iſt, vertraut ihm!“ rief Leonide mit der Zuverſicht einer Seherin, indem ſie das Knie ihrer Widerſacherin umfaßte. „Glaubt es mir,“ — ſeufzte ſie — „ich habe genug gelitten auf Erden. Leiden reifen mich nicht mehr für den Himmel! Ein ſturmloſes Verhängniß wird mich bis an mein Grab geleiten und vollenden, was das Leid begonnen hat, und Alle, die mit mir ſind, wird mein Verhängniß vor Stürmen bewahren. — So fürchtet denn nichts für Eure Ruhe! Ich trenne mich nicht mehr von Euch! Ihr ſeid meine Wohlthäter geworden, ich will die Eurige werden, will auf Euch den Schutz ausdehnen, unter welchen Gott mich geſtellt hat.“

Leonidens letzte Worte gingen in ein tiefes, ſchmerzliches Aufſtöhnen verloren; ſie raffte ſich empor und ſank, ſich krümmend, in Meneuille's Arm. Nach Verlauf weniger Stunden lag ein Zwillingspaar, ein Knäbchen und ein Töchterchen, an Leoniden's Bruſt.

Adele ergab ſich ſchwer in ihr Schickſal, eine Fremde als Hausgenoſſin aufnehmen zu müſſen, deren froſtartige Seelenverſtimmung ſie von jeher abgeſtoßen hatte und um ſo weniger ihr Herz anſprach, ſeit ſie mit der Vergangenheit dieſer treuloſen Gattin, dieſer Angeberin ihres eigenen Gemahls bekannt geworden war; und ſo ſchien Leonidens Loos kein ſo leidloſes werden zu wollen, als ihr feſter Wahn es ihr verheißen hatte, und unglücklicher Weiſe gab ſie ſelbſt Veranlaſſung, den Inhalt der Wolke, welche gewitterſchwer ihre Zukunft überſchwebte, auf ihren Pfad herabzuziehen.

Wie alle religiöſe Feierlichkeiten, ſo war auch die Taufe eines Kindes hart angefochten von den Gottesleugnern, welche in jener unſeligen Zeit das entmenſchte Frankreich beherrſchten; Leoniden genügte es aber nicht, ihre Kinder, welche ſie Godefroy und Hilaire genannt hatte, mittelſt einer weltlichen Verhandlung zu Bürgern der einen und untheilbaren Republik aufnehmen zu laſſen; ſie forderte die Weihe ihrer Kinder zu dem Bürgerthum eines unvergänglichen Reiches, und ſchrieb, als Meneuille's Vorſicht ihrem Wunſche ſeine Zuſtimmung verſagte, an den alten Freund ihres Hauſes, aus deſſen Händen ſie die heiligſten Weihen ihres Lebens empfangen hatte, an Legrange, und lud ihn ein, zu ihr zum kommen, um ihre Kinder zu taufen.

Dieſer Brief fiel in Adelens Hände, welche mit Todesſchrecken die Ueberſchrift an einen Prieſter las, der nicht allein einer Ketzerreligion angehörte, ſondern ſein geiſtliches Amt auch unter dem Drucke der jetzigen Zeit zu bewahren gewußt hatte, ein ſprechender Beweis, daß er ein Werkzeng der gefürchteten Machthaber ſei. Und einem ſolchen hatte Leonide ein Geheimniß preisgeben wollen, an deſſen Bewahrung Leben und Glück ihrer ganzen Famile hing. Meneuille ſelbſt war ſehr ängſtlich geworden; er billigte die Vorſicht ſeiner Gattin, Leoniden jedes Mittel zu berauben; einen Briefwechſel ſo gefährlicher Art anzuknüpfen, aber die Härte, mit welcher Leonidens Unkenntniß der Gefahr und ihr Mangel an Einſicht, das Herz ihrer ungaſtlichen Wirthin wider ſie waffnete, dieſe Härte, welche ſich mit der Schärfe des gehäſſigſten Hohnes bewehrte, als Leonide ſich auf ihren Engel berief, unter deſſen Schutz ſie ihren Brief ſicher gewußt habe, dieſe verwundende Härte konnte Meneuille nicht billigen, doch leider gebrach es ihm an Kraft, dem Unwillen ſeiner Gattin gegen die ihr aufgedrungene Hausgenoſſin Schranken zu ſetzen, welche von Tage zu Tage ſchweigſamer und trüber von dem freundlichen Wahn Abſchied zu nehmen ſchien, der ſie hinweggehoben hatte über die Leiden ihrer Verlaſſenheit in ihrem Kerker. — Meneuille ſah das ſtufenweiſe Verſinken der Freundin ſeines Wohlthäters, der natürlichen Erbin ſeiner dem heimgegangenen ſchuldiggebliebenen Dankbarkeit; aber er fand kein Mittel, die Unglückliche zu retten. Die ſtrengſte Bewachung all' ihrer Schritte war erforderlich, und wie war dieſe Wachſamkeit immer ohne Härte möglich? — Ihre Entfernung aus ſeinem Hauſe würde ihr Loos vielleicht verbeſſern, aber ihn mit Gefahr bedrohen, denn ſie galt für ſeine gemüthskranke Schweſter, deren Entfernung, nicht ohne Aufſehen zu erregen, bewerkſtelliget werden konnte. — Ein Wunder ſchien erforderlich zu Umgeſtaltung der Verhältniſſe in Meneuille's Hauſe, und dieſes Wunder trat mit furchtbaren Wirkungen ein.

Die Kinderblattern wütheten in Saverne; Meneuille's Wohnung glich einem Hospital. — Leonide vergaß faſt die Sorge für ihre Säuglinge, indem ſie ihre Tage und Nächte an den Betten der Kinder ihrer Gegnerin verwachte; und ſeltſamer Weiſe ſchlich die ſchreckliche Seuche unter ein und demſelben Dache, unter zwei ganz verſchiedenen Geſtalten einher; dort glich ſie dem ſatten Löwen, der ſpielend mit ſeinem Raube die Tatzen einzieht und ſpielend einſchläft; hier glich ſie der Hyäne, die weder Sättigung noch Spiel kennt, und, wenn ſie zu ſchlafen ſcheint, fertig zum Raube iſt. Leonidens Kinder geneſen leicht, Adele ſah die ihrigen unter langſamen Qualen dem Grabe nahen. Da miſchte der Schmerz der verzweifelnden Mutter ihrer verzeihlichen Beneidung der Glücklichern den finſterſten Aberwahn bei. „Warum?“ — ſo fragte ſie faſt ſinnlos vor Gram ihren Gatten, — „warum gibt Gott nur mir alle dieſe Laſt zu tragen? und warum, wenn er gerecht iſt, führt er dieſe Stifterin unſers Elends mit milder Hand allem Jammer vorüber? — Wäre ſie nicht geweſen, ſo würdeſt Du Deine Wohnung nicht verlaſſen haben an jenem Abend, der Dich zur Entdeckung des verborgenen Ganges führte, welcher der Weg zu unſerm Verderben wurde, und wäre ſie ſtatt Saint Hilaire hingerichtet worden, ſo würdeſt Du von jenem elenden Choir, den Gott ſchon gefunden und geſtraft hat, nicht von mir und Deinen Kindern fortgeriſſen ſein, um dieſe Unſelige, auf deren Haupt, wie ſie ſelbſt ſagt, ein Fluch ruht, in Dein Haus zu führen. Soll mir nicht ſchaudern vor ihr? — Sage mir: wem von Allen, die Gott in ihre verderbliche Nähe brachte, hat ſie beglückt? — Ihre Mutter hat ihr geflucht; ihre beiden Gatten hat ſie in's Grab geſtürzt, und unſre Kinder ſtarben, von ihrer Hand berührt! Befreie mich von ihr! Ich will nicht unter dem Einfluß ihres böſen Geſtirns ſtehen!"

Meneuille gewann nicht Zeit, die Liebloſigkeit und den Unſinn zu bekämpfen, in deren Nacht der Mutterſchmerz Adelen verwirrte, und ſie auf Leoniden's Verdienſt um ſeine Kinder aufmerkſam zu machen, deren Lebenserhaltung, wenn dieſe noch möglich ſei, lediglich ihr Werk war; denn eh er noch zu reden begann, drang aus dem Nebenzimmer, in welchem Leonide bei den kleinen Kranken beſchäftigt war, ein herzzerreißender convulſiviſcher Jammeraufſchrei in ſein Ohr. Er eilte dahin und fand Leoniden mit verzerrtem Geſicht am Boden liegen. Da durchſchnitt der Vorwurf, die treue Pflegerin ihrer Kinder bis auf den Tod verletzt zu haben, Adelens Herz; vergeſſend ihren ſinnberaubenden, zum Irrſinn führenden Schmerz, beugte ſie ſich nieder zu der Gekränkten, um ihr Beiſtand zu leiſten; aber kaum hatte ſie Leonidens Hand gefaßt, als dieſe aufſprang und mit der Stimme und dem Blick einer Wahnſinnigen ſchrie: „Berühre mich nicht! Du haſt Recht! ich bin eine Verfluchte, und Alles, was mir naht, das ſteck' ich an mit meinem Gifte! — Weicht von mir, daß ich Euch nicht morde, wie ich Eure Kinder vergiftet habe durch meinen Hauch, wie ich Vater und Mutter und Gatten gemordet habe durch meine Thaten! Meine Sünden ſind wie Sand am

Meere! Gott kann ſie mir nicht vergeben! Mein Glaube an meine Verſöhnung mit Gott war Vermeſſenheit! Mein Wahn von einem ſchützenden Engel war Wahnſinn! Ich bin verſtoßen von Gottes Angeſicht in Ewigkeit!"

Sie ſtürzte zum Zimmer hinaus; Meneuille fand ſie an der Thürſchwelle des ihrigen ſinnlos liegen. Er brachte ſie ins Leben, aber in welch ein Leben zurück! Ihr begeiſterter Seelenaufſchwung war untergegangen in ſtumpfer Fühlloſigkeit; ihre Schweigſamkeit hatte ſich in hartnäckige Verſtummung und die ſorgloſe Stille ihres Gemüths in hoffnungsloſe, todtenähnliche Ruhe verwandelt. Adele legte ihre geretteten Kinder in den Arm ihrer Retterin, aber dieſe blickte fühllos auf die Kleinen nieder, deren Leben ſie erhalten hatte; Meneuille legte das Zwillingspaar an die Bruſt der Mutter, aber das Herz in dieſer Bruſt war zum todten Maſchinenwerk geworden; es bewegte ſich, ohne die Wirkungen ſeiner Bewegung zu empfinden.

Endlich gelang es Meneuille's Kunſt, die Seelenkranke zur vollſtändigen Erkennung ihrer Gegenwart zu bringen; auch auf die Zukunft lernte ſie nach und nach erwartungsvolle Blicke richten, aber kein Licht dämmerte aus der hinter ihr liegenden Nacht der Vergangenheit in ihre Gegenwart hinüber. Sie hing die ungetheilte Kraft ihrer Seele an ihre Kinder, ohne des Vaters derſelben zu gedenken; ihre Sorgloſigkeit kehrte zurück, nicht, weil ihr Glaube wie einſt mit kindlicher Innigkeit an ihrem verſöhnten Gott und an ihrem ſchützenden Engel feſthing, nein, weil ſie die Folgen ihrer Thaten und Leiden zu fürchten verlernt hatte, denn vergeſſen und verloren wie dieſe, waren ihr Gott und ihr Engel verloren und vergeſſen.

Adele verzweifelte bei dem Anblick des Elends, welches ſie geſtiftet hatte; ſie foderte von ihrem Gatten das Aufgebot ſeiner Kunſt zur Vertilgung der ſchrecklichen Wirkungen ihres leidenſchaftlichen Zornerguſſes, welchen der unerträgliche Anblick der von ihrer Hand zerſtörten Welt fürchterlich rächte. Aber Meneuille, mit tiefer dringendem Blick, bewies Adelen, daß Leonide nur auf Koſten des Reſtes ihrer Vernunft, ja ihres Lebens vielleicht, die verlorenen Güter zurückempfangen dürfe; daß es Vermeſſenheit ſei, durch ein überkräftiges Reizmittel ihre Nerven zu erſchüttern, um ihre Seele für die Wiederaufnahme todtbringender Erinnerungen empfänglich zu machen, und daß der Leoniden zugefügte Verluſt dieſe eigentlich weniger beraubt, als Gewinn gebracht habe.

Adele ſchien ruhiger zu werden, und Meneuille glaubte ſie überzeugt, daß die Vorſehung ſich ihrer bedient habe, um Leoniden den glücklichſten Zuſtand zu gewähren, deſſen ſie fähig war; aber er irrte. Dieſes hagere Geſicht, von einer fahlbleichen Haut überzogen, von früh ergrauten Locken beſchattet; dieſes Leichenantlitz, in deſſen tief eingefallenen Augenhöhlen zwei faſt lebloſe Augäpfel halb begraben lagen, verlor die Schreckniſſe ſeiner Eindrücke auf Adelens Seele nie. Der Wurm in ihrem Innern zernagte ihre Kraft, und erſt als es zu ſpät war, ſie zu retten, bemerkte Meneuille die Zerſtörung, welche, aus der eiternden Gewiſſenswunde der Unglücklichen hervorbrechend, ihr ganzes Weſen ergriffen hatte. Sie beſchäftigte ſich, je länger je ausſchließlicher, mit ihren und Leonidens Kindern, und hauptſächlich damit, die Seelen der Kleinen, durch Einimpfung ihrer religiöſen Begriffe, für den von ihr verſcherzten Himmel zu erziehen. Der Wahn, welchen ſie aus Leonidens Herzen geriſſen hatte, ward jetzt der Ihrige; ſie lehrte den kleinen Godefroy und die kleine Hilaire an den Engel glauben, der auf Erden ihr Vater geweſen war, und, ſeit Gott ihn zum Himmel gerufen, ihr Schutzpatron geworden ſei.

So waren drei Jahre verfloſſen; da erſtarrte Robespierre's blutſchwere Fauſt unter der Guillotine und ganz Frankreich erbebte, nicht vor der Schwere ſeines Falles, ſondern dem Träger einer übermäßigen Laſt gleich, welcher heftiger ſchwankt im Augenblick ſeiner überraſchenden Entbürdung, als er, gebeugt von dem Gewicht auf ſeinem Nacken, ſchwankte. Die Trümmer der zermalmten Gironde ſchienen lebendig zu werden; — in kaum ſichtbarer Lüftung des Hauptes regte ſich hie und da ein Anhänger des untergegangenen Königthums; — zitternd auf ihren Schätzen ſaßen die Räuber, und die wenigen Beraubten, welche dem Guillotinentode entronnen waren, weideten den Blick an der letzten Arbeit des

Mordinſtruments, welches jetzt das Blut einzelner Mörder auf das Blut der zahllos Gemordeten goß.

Mitten unter dem Aufathmen eines ganzen Volks, welches bisher nur verſtohlen zu ſeufzen gewagt hatte, ermuthigte auch Meneuille ſich, an die Möglichkeit der Herſtellung ſeines Rufes zu glauben. Er entdeckte ſich dem Maire, und dieſer geſtand dem Retter ſeines Sohnes, daß er längſt ſchon einen geächteten Flüchtling in der Perſon des Doctors Brochett geahnet habe, übernahm aber die Sache ſeines Freundes ſo willfährig und ſo kräftig, daß Meneuille nach einer nochmaligen Unterſuchung der ihm aufgebürdeten Verbrechen binnen kurzer Zeit freigeſprochen, unter ſeinem wahren Namen in Saverne auftreten durfte. Chalons hatte jedoch allen Reiz für Meneuille verloren, denn nur wenige ſeiner dortigen Freunde hatten ihr Leben aus dem grauſen Sturme gerettet, welcher ihn in dieſen Winkel ſchleuderte, und noch immer ſtand der Kerker da, deſſen Bewohner er einſt geweſen war, und noch immer erfüllte die Gaſſen jener Stadt derſelbe Pöbel, deſſen Blutdurſt einſt laut und einſtimmig ſeinen Tod gefodert hatte.

Er blieb in Saverne. Adele, beſtürmt von ihrem Gewiſſen, war dem Grabe in gleichem Verhältniß entgegengewelkt, wie Leonide in wortarmer, aber durch keinen Rückblick geſtörter Ruhe zu einem neuen Leben und reizender emporblühte, als Meneuille ſie je gekannt hatte. Der Abſtich ihres ſilberfarbigen Haares gegen die Jugendfriſche ihrer Wangen verlor ſein Abſchreckendes durch die Macht der Gewohnheit, und Meneuille's Herz, unter dem Einfluß ſeiner Sinne, neigte ſich unwillkührlich und ungewarnt von der verwelkenden Gattin ab und der erblühenden Freundin zu, welche, ein Kind mit ihren Kindern ſpielend, den Ernſt nicht ahnete, mit welchem das ihr entgegentretende Verhängniß ſich waffnete.

Fünftes Capitel.

Die Zwietracht flieht, die Donnerſtürme ſchweigen,
Gefeſſelt iſt der Krieg,
Und in den Krater darf man niederſteigen,
Aus dem die Lava ſtieg.

Schiller.

Das müde Eiſen der Guillotine roſtete jetzt ſeit einem Jahre. Gefallen und vergeſſen waren die Marats, die Heberts, die Robespierres; aber auch die gefallenen Häupter der edelſten Bürger Frankreichs waren vergeſſen. Die Göttinnen der Vernunft hatten die Tempel dem Gottesdienſte wieder geräumt, ſeit der Nationalconvent das Daſein des höchſten Weſens öffentlich anerkannt, und es anzuerkennen decretirt hatte. Aber das Volk hatte verlernt, die blutigen Hände, und die mordſchweren Herzen zum

Vater der Gemordeten, zum Richter der Mörder empor zu heben; mißmuthig war es erwacht aus ſeinem Traume von Freiheit und Gleichheit, und verſuchte jetzt, geneckt von den Erinnerungen an ſeine verſtorbenen Trugbilder, nothgedrungen ſeine weggeworfenen Werkzeuge wieder aufzuheben, um im Schweiße ſeines Angeſichts ſein tägliches Brot zu erarbeiten; jedoch die Hände, an Raub gewöhnt, waren zu ſchwach für den Pflug und die Senſe geworden, und verlangend ſchauten die entnervten Väter nach ihren kräftigen Söhnen aus, welche in Deutſchland und in Italien Lorbeeren für das Haupt der jungen Republik brachen, deren Fuß auf wüſtliegendem Boden ruhte.

Da endete der Vortrag von Campo Formio den Krieg mit den Völkern des Feſtlandes; die Väter der heimkehrenden Helden wuſchen die letzten Blutſpuren von ihren Händen, um ſie den rüſtigen Gehülfen ihres ungewohnten Tagewerkes zum Willkommsgruß, ſcheinbar unbefleckt entgegen zu reichen, denn die Zeiten waren vorüber, wo die Zahl den Triumphe mit der Zahl verübter Mordthaten wuchs und die Ehre des Mannes nach dem Umfange ſeines Greuellaufs gemeſſen wurde. Jeder ſuchte die nicht vertilgbaren Flecken ſeiner Vergangenheit wenigſtens zu verbergen; die bekleideten Sansculotten entſagten ihrem Cynismus, die reichgewordenen Jakobiner ihrem zur Schau getragenen Glauben an die Heiligkeit der Gütergleichheit, und nur Wenige aus ihrer Mitte weigerten ſich, Hand an die umgeſtürzten Freiheitsbäume zu legen, um aus den Trümmern derſelben Triumphbogen zur Ehre der Sieger zu errichten.

Unter den Städten, die ſich zum Empfange ihrer heimgekehrten Kinder bereitet hatten, war Saverne zu dem heitern Feſte vielleicht am fröhlichſten geſchmückt, denn ihm ſtand die Freude bevor, dem menſchlichſten, dem geliebteſten der Helden des neuen Frankreichs, dem edeln Moreau, das erſte Nachtlager auf franzöſiſchem Boden zu gewähren. Die Gaſſen wimmelten von jubelnden Menſchen, als der gefeierte Sieger, freundlich den tauſendſtimmigen Gruß erwiedernd, zu dem geſchmückten Thore eintritt. Da ſcheute das Pferd des Generals ſich plötzlich an einem dieſem entgegengeworfenen Blumenkranz, und ſträubte mit gewaltigen Sätzen ſich gegen den Zügel ſeines überraſchten Lenkers, der, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf das widerſpenſtige Thier wendend, zwei kleine Kinder nicht bemerkte, welche mit der Menge jubelnd und jauchzend, dem unzähmbaren Pferde in den Weg traten, und eh' es zu verhindern möglich war, unter den eiſernen Hufen des ſchäumenden Thieres lagen.

Der Feldherr ſchwang ſich beſtürzt aus dem Sattel, kniete neben den Kindern nieder, und rief, ein kleines Mädchen aufhebend: „Gott, ſie iſt todt!“ — Aber das andere Kind, ein Knabe, raffte ſich auf, und rief: „Nein, Hilairie iſt nicht todt; ſie blutet nur, und wenn wir das Blut abwaſchen, ſo wird ſie wieder lebendig und lebt gewiß länger als Dein böſes Pferd.“

Jetzt eilte ein Mann durch das Gedränge und nahm die kleine Verwundete aus dem Arm des Generals. „Iſt die Verletzung gefährlich?“ fragte dieſer dringend.

„Gott wolle es verhüten!“ antwortete der Fremde, und trug das Kind in ein nahes Haus. — Ihm folgend forſchte der General, ob dieſer Mann der

Vater des verunglückten Kindes ſei? — „Es iſt ein Verwandter deſſelben, ein gewiſſer Doctor Meneuille,“ berichtete der Maire. „Beide Kinder ſind Waiſen; ihr Vater fiel als ein Opfer der Revolution.“

Adele hatte todesmatt ihr Lager verlaſſen und kniete vor Leoniden, die das leichenähnliche Kind in ihren Armen hielt, als der General eintrat, und erſchütterter, wie je auf einem Schlachtfelde, vor dem Anblick der bleichen verzweifelnden Frauen zurückbebte. Niemand gewahrte ihn, denn Meneuille war beſchäftigt, die verletzte Stirn der Kleinen zu unterſuchen und der Knabe erſchöpfte ſich, ſeiner Mutter Troſt zuzuſprechen. „Hilairie wird nicht ſterben,“ ſprach er ſchmeichelnd. „Das leidet unſer himmliſcher Engel nicht! Wenn ſie hätte ſterben ſollen, ſo würde ſie der Dachziegel getroffen haben, welcher vorgeſtern von oben herab ihr vor die Füße niederſtürzte; oder ſie würde nicht mit den Kleidern an den Nußbaumzweigen hängen geblieben ſein, als ſie in dieſem Sommer aus dem Fenſter fiel. Frage die Tante nur, die ſagt, unſer Vater ſei jetzt bei Gott und behüte und beſchütze uns — Sieh! da ſchlägt Hilairie die Augen auf!“

Das Gemüth des Generals war heftig ergriffen, er faßte, nachdem Meneuille die Kleine verbunden und den Frauen übergeben hatte, deſſen Hand, zog ihn bei Seite, und leitete mittelſt einer Frage nach dem Vater dieſer Kinder und den Verhältniſſen ihrer Mutter ein Geſpräch mit ihm ein, in welchem der Doctor die Schickſale der unglücklichen Frau kürzlich entwickelte und die Genugthuung hatte, zu bemerken, daß der General den Namen der Witwe Ainaraude und ihres väterlichen Erbgutes Luclauſe auf ſeine Schreibtafel eintrug.

Erleichtert verließ der Feldherr das Haus, und konnte, als er am folgenden Morgen ſeine Reiſe fortſetzte, die beruhigende Gewißheit mitnehmen, daß der Huf ſeines Pferdes die Stirn der Kleinen nur leicht verletzt habe, daß durchaus keine Gefahr vorhanden und die Ohnmacht des Kindes mehr Folge des Schreckes als der Verwundung ſelbſt geweſen ſei.

Fünf Wochen vergingen ohne die leiſeſte Andeutung, daß General Moreau ſeiner kleinen Schützlingin eingedenk ſei, und ſchon wollte Meneuille den als Menſchenfreund ſo hoch geprieſenen Feldherrn einer unedeln Flüchtigkeit zeihen, als ein Brief an die Wittwe Ainaraude einlief, deſſen Abſender der Maire Legrange in Cordes war.

Leonide horchte verwundert auf bei der Nennung dieſes ihr ganz fremden Namens, und begriff von dem Inhalt des Briefes nur, daß die Großmuth des Generals, deſſen Pferd ihre Hilairie getreten hatte, ſie in den Beſitz eines Landgutes ſetzen wolle; daß aber dieſes Landgut ihr väterliches Erbe, ihr Geburtsort und die Wiege ihres bewegten Jugendlebens ſei, das war ihr ſo wenig erinnerlich, als das Verhältniß, in welchem dieſer Legrange zu ihr geſtanden hatte, und Meneuille mußte ſich einſtweilen mit den dunkeln Aufſchlüſſen begnügen, welche dieſer Brief ihm gab, und die, mit einzelnen früheren Andeutungen Leonidens in Verbindung gebracht, ſeine Muthmaßungen auf ziemlich richtige Wege leiteten.

Legrange hatte ſchon im Anfange des großen Volksaufſtandes ſeine Beichttochter aus den Augen verloren und ſie mit einem Gemiſch von bitterer Entrüſtung und väterlichem Schmerze, getrennt von dem edeln Saint Hilaire, als die Gattin des wüſten Ainaraude wieder gefunden. Schon ihr früheſter Undank gegen den Begründer ihres Glückes hatte die Anhänglichkeit erſchüttert, mit welcher Legrange der Tochter ſeines Freundes zugethan geweſen war; ihr jüngſter, ihm unbegreiflicher Fehltritt zerſtörte den Reſt des ihr bewahrten Wohlwollens in ſeiner Bruſt und machte ihn ungeneigt, einen ehemals mit Leoniden unterhaltenen Briefwechſel wieder anzuknüpfen. Er gab die Verlorne als auf immer verloren auf.

Um dieſe Zeit begann der Sturm, welcher Frankreich von Klippe auf Klippe ſchleuderte, heftiger zu werden. Auch Legrange vermochte in dem allgemeinen Schwanken nicht feſten Fuß zu behalten; er legte, als die Raſerei des Pöbels neben dem Thron auch die Altäre umſtürzte, ſein Prieſteramt nieder, wußte jedoch das Vertrauen und die Achtung ſeiner weitverbreiteten Gemeinde und verſtohlner Maßen das Seelſorgeramt derſelben ſich zu bewahren. Da erhob ihn das öffentliche Zutrauen über ſeine Wünſche und Erwartung; man wählte ihn zum Maire in Corbes; und überzeugt, daß der herrſchende Theil des verirrten Volkes nicht mehr des Kelches mit dem verſöhnenden Blute zu bedürfen glaubte, daß aber der Standpunct, auf welchen man ihn rief, ihm die Mittel gewähre, manchen Stürmenden zu zügeln, manchen Schwankenden zu leiten und manche Entzweite zu verſöhnen, nahm er das erſte obrigkeitliche Amt in demſelben Orte an, deſſen fanatiſche Einwohner ihn einſt hatten ſteinigen wollen.

Kaum hatte er ſeine neue Wirkſamkeit begonnen, als auf eine unerwartete Art die Fäden, welche ihn einſt an Leoniden geknüpft hatten, wieder verbunden wurden; er erhielt von der Regierung den Befehl, die in ſeinem Geſchäftsſprengel gelegene, der Nation als Eigenthum anheimgefallene Erbbeſitzung der Bürgerin Ainaraude an den Meiſtbietenden zu verkaufen. Dieſer unerwartete Schlag verſöhnte ihn ſchnell mit ſeiner ehemaligen Zöglingin; er vergaß ihre Fehltritte, ihre Gebrechen; ſie hatte aufgehört, ihm unwürdig zu dünken, ſeit er ſie unglücklich wußte. Ihr Schickſal erſchütterte ihn um ſo tiefer, je ungewiſſer er über daſſelbe war. Hatte man ſie hingerichtet? — War ſie ausgewandert? — Die Marter dieſer nicht zu beantwortenden Fragen wuchs von Stunde zu Stunde. Da entſann Legrange ſich eines Jugendfreundes, eines Glaubensgenoſſen, welcher unfern von Leonidens letztem Aufenthaltsorte anſäßig war. An dieſen Freund — es war Choix — wandte er ſich und forderte von ihm Nachricht von Leoniden. Choix kam ſelbſt und Legrange vernahm mit Entſetzen, daß Leonide einen zurückgekehrten Ausgewanderten, welchen das Gerücht ihren erſten Gemahl nenne, Obdach gegeben, daß dieſer hingerichtet, daß ſie des Hochverraths ſchuldig angeklagt, Ainaraude ermordet gefunden worden ſei.

Der Schmerz des redlichen Mannes über die ungeheuere Buße, welche das Verhängniß für Leoniden erleſen hatte, rang mit ſeinem Jammer über Saint Hilaire's mehr als grauſames Loos; doch dieſer war glücklich! Er hatte ja überſtanden — Aber Leonide! — Sie war es, deren Schickſal ſeine Thränen und ſeinen Beiſtand forderte, und ach, er hatte nur Thränen für ſie!

Da verhieß, von dem Grame ſeines Freundes zur lebhafteſten Theilnahme hingeriſſen, Choix ihm Leonidens Rettung. Er behauptete, Jemand zu kennen, der Leonidens Mitgefangener geweſen und genaue Kenntniß von der Oertlichkeit ihres Gefängniſſes habe; gelinge es ihm, dieſen zu finden, ſo ſei die Befreiung der Unglücklichen außer allem Zweifel.

Legrange, zu neuer Hoffnung erhoben, erſchöpfte jetzt ſeine und ſeiner Freunde Mittel, um Leoniden ihr väterliches Erbe zu erhalten. Er erkaufte für eine unglaublich geringe Summe Luclauſe, um einſt nach der Wiederkehr beſſerer Zeiten der Beraubten in der Wiege ihrer Kindheit eine Zuflucht für ihr Alter bieten zu können; aber Woche auf Woche verfloß und Monat auf Monat, und weder von Choix noch von Leoniden drang eine Kunde zu ihm. — Endlich, nach langer Zeit vernahm er, daß Leonide in ihrem Gefängniſſe geſtorben und daß Choix ſpurlos verſchwunden ſei.

Jetzt ſtand Legrange allein in der Welt, einer unverwüſtlichen Ruine gleich, welche den jüngern Anbau zu ihren Füßen weit überdauert; und nun nicht mehr an das Glück Einzelner gebunden, beſchloß er die letzte Kraft ſeines Lebens der Wohlfahrt von Tauſenden zu weihen; ſeine Hoffnung war auf eine nahe beſſere Zukunft gerichtet; ſchon deuteten einzelne Zeichen deren Nähe an; der öffentliche Gottesdienſt war erlaubt und die Schreckensherrſchaft geſtürzt; die edelſte Frucht, welche ſich aus den Furchen dieſer grauſen Zerſtörung zu entwickeln verſprach, war die Verſchmelzung aller Glaubensparteien in eine allgemeine fränkiſche Kirche. An dieſen Wahn hing er ſeine ganze Seele feſt und begann zeitig mit den Vorbereitungen, ſeine alte Gemeinde, zehnfach vergrößert, wieder zu ſammeln. Um Raum für deren vorausgeſetzte Vermehrung zu erhalten, ließ er die Scheidewand, welche die Kapelle in der Burgruine in zwei Hälften theilte, entfernen, und war gerade mit deren Ausbau beſchäftigt, als ein unerwartetes Ereigniß plötzlich ſeinem Streben eine völlig veränderte Richtung gab.

Die Directorialregierung, welche jetzt mit ſchlaffer Hand den Zügel der Herrſchaft führte, erließ an Legrange ein Schreiben, deſſen Inhalt eben ſo überraſchend als erfreulich für ihn war. „Man habe entdeckt" — ſchrieb man ihm — „daß die Bürgerin Ainaraude, welche im fünften Jahre der Republik aus dem Gefängniß zu Chalons entflohen und von dem Kerkermeiſter für verſtorben ausgegeben worden ſei, noch lebe, und dieſelbe, in Berückſichtigung der Dienſte, welche ihr verſtorbener Ehemann in Amerika geleiſtet, zu begnadigen und ſie in ihr väterliches Erbe wieder einzuſetzen beſchloſſen. Die Republik werde Legrange den für das Schloß Luclauſe erlegten Kaufpreis erſtatten."

Dieſe Nachricht verjüngte Legrange's tiefgebeugte Lebenskraft. Es gab nun wieder ein Weſen auf Erden, welches ihm und welchem er angehörte, und ſein ganzes Sinnen und Schaffen der wiedergeborenen Leonide zuwendend, ſetzte er ſogleich den Tempelbau aus, um das faſt verſunkene Vaterhaus ſeiner geliebten Beichttochter wohnlich einzurichten. Dies Alles ſchrieb er Leoniden und verſprach, gleich nach erhaltener Antwort ſelbſt zu ihr zu eilen und ſie wo möglich gleich mit ſich zurückzunehmen.

Meneuille, welcher jetzt die Triebfedern ſeiner Zwangsreiſe nach Chalons erkannte, beantwortete

Legrange's Brief mit vielfach beſchwertem Herzen; denn nicht allein die Schilderung des Zuſtandes ſeiner Hausgenoſſin, auch ſeine Trennung von dieſer war unausweichlich, und lange währte es, ehe er ſein peinliches Geſchäft beendet und Legrange von Leonidens Seelenkrankheit, von Saint Hilaire's Hinrichtung und von Choix Untergange ausführliche Nachricht gegeben hatte. — Jetzt erhielt Leonide auch durch ihre Behörde die Nachricht von der ihr zu Theil gewordenen Begnadigung und der Zurückgabe ihres eingezogenen Beſitzthums, und nun kam Legrange, um die Gerettete in ihr Aſyl einzuführen. Aber wie ihn Meneuille auch auf den Anblick der Unglücklichen vorbereitet zu haben glaubte, ſein Bericht hatte die Wirklichkeit bei weitem nicht erſchöpft. Legrange war darauf gefaßt, eine von ſchwerem Seelenleiden Niedergedrückte zu finden, deren Ruhe die Zeit, die Einſamkeit und ſeine väterliche Sorgfalt herzuſtellen hoffen laſſe, und er fand eine in Stumpfſinn Verlorene, nur der Gegenwart Angehörige und ihm und ihrer Vergangenheit völlig Entfremdete wieder. Mit Freudenthränen trat er vor ſie hin und mit eiſiger Kühle wich ſie zurück. Ein ungeheurer Schmerz zog in ſeine Bruſt ein, als er entdeckte, was die Unglückſelige geworden war; ihre Verluſte hatten ſie völlig ihm geraubt, und nicht einmal der Leichnam einer verſtorbenen Theuern war ihm geblieben, denn mit ihrer jammervollen Wiedergeburt hatte ſie Alles, was ihrer verlorenen Welt angehörte, ſelbſt ihre äußeren Formen, von ſich geworfen. In dieſem ſorglos gleichmüthigen Geſichte ſuchte Legrange vergebens die geiſtvollen Züge des ernſt-ſchönen Mädchenantlitzes, und vergebens in dieſem ſprachloſen Auge den Blick, der, mit Engelszungen ſprechend, einſt die kälteſten Herzen erwärmt hatte.

Dieſe Wahrnehmung beugte Legrange in tiefem Gram nieder, es war aber noch nicht der letzte, welcher ihn hier erwartete; in Leonidens neuer ſehr engbegrenzter Welt ſtand Legrange als ein ſehr oberflächlicher Bekannter, als ein viel näherer aber Meneuille, welcher von der Wiege ihres verjüngten Daſeins an ſie begleitet und nie verlaſſen hatte. Sie weigerte ſich beharrlich, von dieſem Freunde und ihrer

Heimat zu ſcheiden und mit dem Fremden in die Fremde zu ziehen.

Die letzte Hoffnung Legrange's ruhte jetzt auf dem Erfolge der Erfüllung eines längſtvergeſſenen Wunſches Leonidens: er taufte ihre Kinder; aber auch dieſe feierliche Handlung brachte keine andere Wirkung als eine Art neugieriger Befremdung in ihrer Seele hervor, und jetzt brach, mit dem Verluſt ſeiner letzten Hoffnung, Legrange's Schmerz, ſeine mühſam erzwungene Faſſung vernichtend, hervor. Er warf Meneuille die Vernachläſſigung dieſer Kranken vor und forderte die Anwendung künſtlicher und natürlicher Heilmittel, um der Unglücklichen die Güter ihrer verlorenen Welt, die Erinnerung an den Segen ihres Vaters, an das Bild ihres Saint Hilaire, an alles Schöne und Gute ihres vergeſſenen Lebens wiederzugeben. Aber Meneuille bewies ihm, daß die Erfüllung ſeiner Foderung Leonidens Gedächtniß nicht allein für die Segnungen ihrer Vergangenheit, ſondern auch für die Flüche derſelben öffnen werde. „Glauben Sie nicht," — fuhr er fort, „daß ich die Geneſung unſerer Freundin für unmöglich halte; nein, ich bebe derſelben entgegen. Einige ihrer Organe ſind gefeſſelt; ſagen Sie mir, welches Heil Sie von deren Entfeſſelung durch einen Schlag, einen Fall, oder durch die plötzliche Wiederkehr eines ehemaligen Eindrucks von beſonderer Wirkſamkeit erwarten? Beurtheilen Sie ſelbſt, ob eine zartorganiſirte Frau, welche mit unbefangener Heiterkeit entſchlafen iſt und plötzlich mit dem Bewußtſein erwacht, durch eine Reihenfolge von Fehlgriffen ihrer Mutter und ihrer beiden Gatten Tod veranlaßt zu haben, des Ehebruchs ſchuldig und vom Mutterfluch gedrückt zu ſein; ſagen Sie mir, ob ein Weib, in deſſen Gedächtniß ein einziger Augenblick all dieſe ungeheuern Erinnerungen wirft, auch nur eine Minute lang dieſen Anblick ihrer Vergangenheit ertragen kann, ohne wahnſinnig zu werden oder zu ſterben? — Die Wiederkehr ihres glücklichen Wahns, daß ihr außerordentliches Leiden ihre außerordentlichen Verirrungen abgebüßt, daß ſie ihren Geliebten zum Sühnopfer hingegeben habe, und nun von ihm bei Gott vertreten, und durch ihn auf Erden begleitet und beſchützt werde, die Rückkehr zu dieſem Wahn dürfen wir nicht vorausſetzen, und müſſen uns darauf beſchränken, ſie in ihrem gegenwärtigen Zuſtande, der eine Wohlthat für ſie iſt, zu erhalten.“

Die Triftigkeit der Gründe, welche der Doctor zur Unterſtützung ſeiner Anſichten entwickelte, leuchtete Legrange ein. Er ſchied — und von Leoniden auf immer ſcheidend, nahm er ein anderes, dem Ihrigen ähnliches Bild in ſeine Seele auf. Es war ihm bekannt, daß ſein verklärter Freund Saint Hilaire nebſt ſeinem Sohne bei einem Herrn von Uechtleben in Sachſen gewohnt hatte; und dieſer Waiſe beſchloß er Vater zu werden. Er ſchrieb an den Herrn von Uechtleben und forſchte nach dem Sohne des franzöſiſchen Grafen, welcher unter dem Namen Graubrück vor ſechs Jahren ein Hausgenoß der Uechtlebenſchen Familie geweſen war; er ſchrieb noch ein Mal, und zum dritten Mal, und wandte ſich, als keiner ſeiner Briefe beantwortet wurde, unmittelbar an das kurſächſiſche Miniſterium, aus deſſen Kanzlei er endlich die Nachricht erhielt, daß Herr von Uechtleben ſammt ſeiner Gattin verſtorben, daß ein Fremder unter dem Namen Graubrück ein ländliches Eigenthum für den Preis von achttauſend Reichsthalern erkauft und einen Sohn hinterlaſſen habe, welcher ſich in der Erziehungsanſtalt eines gewiſſen Ulrich, in dem Dorfe Irwany in dem Schweizer Engithale befinde.

Legrange ſetzte ſich ſogleich mit dem Erzieher des kleinen Godefroy in Schriftwechſel, und erhielt von dieſem die Nachricht, daß der Knabe bereits ſeit deſſen drittem Jahre ihm anvertraut worden ſei, und in völliger Unkenntniß ſeines wahren und ſeines von ſeinem Vater angenommenen Namens erhalten, herrlich gedeihe, daß aber zu deſſen Auslieferung an Legrange die Einſtimmung des vormundſchaftlichen Gerichts in Dresden, von welchem der Kleine abhängig ſei, erfodert werde.

Einen ſolchen Beſchluß zu erwirken, reichten Legrange's Kräfte nicht aus, er beſchloß daher die Fürſprache des Generals Moreau auch für dieſes Glied der Familie zu erbitten, welcher der General ſich ſo menſchenfreundlich angenommen hatte; aber der vielfältige Schrftwechſel, welcher in dieſer Angelegenheit erforderlich geweſen war, hatte dieſelbe faſt anderthalb

Jahre lang aufgehalten. Jetzt war der raſtatter Congreß aufgelöſt, der Krieg in Deutſchland und in Italien auf's Neue ausgebrochen, und General Moreau, welcher die italieniſche Armee gegen Suwarow anführte, konnte ſich jetzt unmöglich mit dem Schickſale eines ihm fremden Kindes beſchäftigen; es blieb daher nichts übrig, als dieſe Angelegenheit bis zum Eintritt des Friedens zu verſchieben.

Während Legrange hier ſein neues Ziel verfolgte und nebenbei den Bau des herrſchaftlichen Wohnhauſes in Luclauſe betrieb, waren in Saverne Ereigniſſe eingetreten, welche ihn unverhofft wieder in nähere Verbindung mit Leoniden brachten. Meneuille nahm nämlich mit Befremdung wahr, daß das Zutrauen ſeiner Freunde gegen ihn ſich zu vermindern anfing; ein junger Arzt, welcher ſeit Kurzem ſich in Saverne niedergelaſſen hatte, gewann mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit das Meneuille entzogene Vertrauen, und mit tiefem Kummer erfüllte ihn die endliche Entdeckung, daß ein von Chalons hieher verbreitetes Gerücht ihn, trotz ſeiner erlangten Freiſprechung, den Mörder Aiharaude's nenne, und daß ſein länger als fünf Jahre hindurch an den Tag gelegter reiner Wandel nicht vermocht habe, den Wahn zu widerlegen, daß er nichts weiter als ein glücklicher, der Strafe entronnener Verbrecher ſei. Er erkannte, daß ſein Bemühen, ſich in dem öffentlichen Vertrauen wiederherzuſtellen, an der Geſunkenheit des franzöſiſchen Volks ſcheitern müſſe, welchem die allgemeine Hinneigung des menſchlichen Geſchlechts zu dem Glauben an das Böſere beſonders eigen geworden war, ſeit jeder Einzelne ſelbſt Greuelthaten verübt zu haben ſich bewußt, oder wenigſtens Zeuge ihrer Verübung geweſen war, und lieber an Schrecklichkeiten der ärgſten Art als an Schuldloſigkeit zu glauben geneigt war.

Der Einbuße ſeines guten Namens geſellte ſich ein zweiter, weniger überraſchender Verluſt bei. Adele endete ihr von Gewiſſensdruck beengtes Leben; ihr Tod zerriß das letzte Band, welches Meneuille an Saverne knüpfte, und Leonide willigte gleichmüthig in ſeinen Vorſchlag, ſich mit ihm in die Einſamkeit ihres Landgutes zu begraben. Des Doctors gegen ſeinen bisherigen Wohnort ſchnell gefaßter Widerwille trieb ihn, die Abreiſe nach Luclauſe zu beeilen, und ſeiner Meldung folgte ſeine und Leonidens Ankunft in dem Vaterhauſe faſt unmittelbar.

Dieſes früher ſo erſehnte Ereigniß überraſchte jetzt Legrange auf eine nicht erwünſchte Weiſe. Es verhinderte ihn nämlich an der Ausführung eines Lieblingswunſches, den er aufgefaßt hatte, ſeit Leonide ihm entfremdet worden war. Er durfte jetzt nicht mehr daran denken, ihren Sohn in das ſeiner Mutter wiedergegebene Erbhaus zurückzuführen; denn ein großer Arzt, welchen er mit Leonidens Krankheit bekannt gemacht hatte, fand es bedenklich, auch den leiſeſten Funken in die hinter ihr liegende Nacht zu werfen. Dieſer Arzt, welcher den Zuſtand der ihm geſchilderten Gemüthskranken nach der Gall'ſchen Theorie der Schädellehre beurtheilte, hielt denſelben für die Lähmung eines einzelnen Hirnorgans und erklärte den Heilungsverſuch dieſer Krankheitsgattung, ſowol auf unmittelbarem, als auf mittelbarem Wege, mit Meneuille übereinſtimmend, für ſehr gefahrvoll. Beſonders nachdrücklich warnte er Legrange, die Kranke vor erſchütternden Erinnerungen und namentlich vor dem Anblick ſolcher Gegenſtände zu hüten, die ihr einſt ſehr theuer oder ſehr verhaßt geweſen waren. Selbſt die fortdauernde Trennung von ihrem älteſten Sohne ſei wünſchenswerth, weil die Aehnlichkeit der Geſichtsbildung oder der Stimme, welche dieſer Knabe vielleicht mit ſeinem Vater haben könne, Leonidens Erinnerung an dieſen leicht zu erwecken und ihre jetzige wohlthätige Gemüthsſtumpfheit in einen Zuſtand unabſehbaren Elends umzuwandeln vermöge.

Dieſer Gefahr durfte Legrange ſeine ſeelenkranke Freundin nicht ausſetzen. Er beſchloß ihre geiſtigen Kräfte anhaltend zu prüfen, ehe er ſein bereits eingeleitetes Unternehmen verfolge.

Leonide kam, aber ihre Wiederkehr glich der Landung eines Pilgers an der heimatlichen Küſte, die er als Säugling im Arm der Mutter verließ; wie ſie ſelbſt, ſo hatte Alles um ſie her ſich verändert; die Stützen, welche ihrem Vaterhauſe ſeit langer Zeit den Einſturz gewehrt hatten, waren verſchwunden, denn die neu aufgeführten Mauern bedurften der Stützen nicht mehr; ſtatt der hölzernen Stufen, deren Morſchheit dem Fuße Gefahr drohten, der ſie betrat, führte eine ſteinerne Treppe zur ſtattlichen Hausthür hinauf; die altergrauen Tapeten in den Zimmern hatten einer zierlichen Wandbekleidung weichen müſſen, und das alte Hausgeräth war, ſammt den Ahnenbildern, hinauf in die alte Burg gewandert, wo die Galerie, von ſachunkundigen Ordnern bunt durcheinander geworfen — Damen aus dem Zeitalter Ludwig des Dreizehnten zwiſchen Bannerherren aus dem Jahrhunderte der Albigenſerkriege und Templer hingepflanzt — der Schmuck des alterthümlichen Ritterſaals wurde.

Leonide nahm mit ihrem unzerſtörbaren Gleichmuthe, dem jammervollen Erbe ihrer geſchiedenen Leiden, Beſitz von ihrem Eigenthum. Legrange beobachtete ſie aufmerkſam; er ließ nach und nach einen ihrer Bekannten nach dem andern ſie begegnen; aber Alle waren und blieben ihr fremd, und Legrange fing an zu hoffen, daß er es wagen dürfe, Mutter und Sohn einander zu nähern, jedoch beſchloß er vor der Ausführung dieſes Verſuchs ſich zu überzeugen, ob auch nicht etwa die befürchtete Aehnlichkeit des Knaben mit ſeinem Vater auffallend genug ſei, um von dieſer Gefahr für Leoniden zu beſorgen.

Neben Leoniden beobachtete Legrange aber auch die Kinder derſelben und nahm zu ſeinem Verdruſſe wahr, daß der Einfluß, unter welchem ſie bisher geſtanden hatten, nicht ohne Folgen geblieben war. Adele hatte aus dem atheiſtiſchen Zeitalter Frankreichs ihre blinde Vorliebe für den Katholicismus gerettet und Legrange fand das Gedächtniß der Kinder mit dem Ave Maria, dem engliſchen Gruß und den Legenden aller Heiligen überfüllt. Er, nach deſſen Anſicht die Hauptwohlthat, welche das menſchliche Geſchlecht aus der unheilvollen Verirrung des franzöſiſchen Volks zu erwarten hatte, völlige Unabhängigkeit von dem römiſchen Stuhle ſein mußte, er machte jetzt mit Schrecken die Entdeckung, daß ſelbſt ſeine Hausgenoſſen noch nicht reif zur Auffaſſung ſeiner weltbürgerlichen Begriffe waren, und bemüht, wenigſtens das neuanwachſende Geſchlecht für dieſe große Angelegenheit zu bilden, bemerkte er nicht, wie weit er die Grenzlinien der nöthigen Vorſicht überſchritt, als er daran arbeitete, den verderblichen Samen auch in den Seelen der Kinder Meneuille's auszurotten; ſein Eifer machte ihn blind für den Ingrimm, welchen der Aelteſte dieſer Kinder, ein dreizehnjähriger Knabe, gegen ihn faßte und ſchlecht verhehlte.

Meneuille, von einem geheimgehaltenen Entwurfe beſchäftigt, hatte ſo wenig Zeit, Legrange in deſſen Bekehrungsgeſchäft hinderlich zu werden, als dieſer, ſeine Pläne verfolgend, Muße fand, auf die Herzensangelegenheiten des Doctors zu achten, welcher mit täglich ſteigender Leidenſchaftlichkeit all ſeine Kräfte an den Gewinn einer Hand ſetzte, deren Eigenthümerin zu willenlos, um ſie ihm verſagen zu können, und doch geſetzlich Herrin ihrer ſelbſt genug war, um den etwaigen Einſpruch eines Dritten — Legrange's — wirkungslos zu laſſen. Einzelne geheime Warnungsſtimmen, welche in dem Entwicklungszeitraum ſeiner Neigung ihn an Leonidens krankhaften Seelenzuſtand mahnten, wurden immer ſchweigſamer, je häufiger er ihnen widerſprach; denn gerade Leonidens Krankheit, oder vielmehr die krankartige Gebundenheit eines ihrer Seelenorgane war es, welche ſie eignete, ſeine Gattin zu werden, und er ſelbſt geſtand ſich, daß ſie im Beſitz ihrer vollen Erinnerung unfähig — ja vielleicht auch unluſtig ſein würde, ihn zu beglücken.

Durch Erörterungen ſolcher Art befeſtigte ſich Meneuille's Entſchluß, Leoniden zu gewinnen; er begann auf ſein bisher oft vernachläſſigtes Aeußere mehr Sorgfalt zu wenden, und machte bald die freudige Entdeckung, daß ihn ſchwerlich Jemand für einen Vierziger halten könne, und daß ſeine Außenſeite ſo wenig als ſein Alter ein Hinderniß ſei, ſich ſeiner etwa dreißigjährigen Geliebten angemeſſen zu erachten. Dieſe Wahrnehmungen beſchleunigten die Ausführung ſeines Vorſatzes. Einſt, in einer ſpäten Abendſtunde mit Leoniden allein, ermuthigte er ſich, faßte ihre Hand und ſprach: „Meinen Kindern haben Sie die Mutter erſetzt, aber ich bin noch einſam; werden Sie die Meinige!“

Leonide hob das matte Auge mit fragendem Ausdruck zu ihm auf, und ſprach dann mit ihrem gewöhnlichen ruhigen Tone: „Die Ihrige? — Ja, recht gern.“

„O, Leonide, wie beglückſt Du mich!“ rief Meneuille, und umſchlang die Geliebte mit jugendlicher Liebesglut. — Leonide lag unter ſeinen endloſen Küſſen mit heftig und immer heftiger ſchlagendem Herzen an ſeiner Bruſt; ihre Athemzüge wurden immer tiefer und langgeſchöpfter; ihre Augen ſchloſſen ſich; ſie glich einer Träumenden. — Da erſcholl in der Nähe das Geräuſch einer zugeworfenen Thür; Männertritte näherten ſich mit raſchem und ſtarkem Geräuſch, eine fragende Stimme ward von auſſen vernehmbar, und mit dem Aufſchrei: „Jeſus, da kommt Ainaraude! — Komm! flieh, Godefroi!“ riß Leonide ſich aus Meneuille's Armen und entfloh in ein Seitengemach.

Inzwiſchen hatte ſich die Thür geöffnet; Meneuille ſah Legrange, welchen er gerade heute in Cordes wußte, eintreten. Höchſt verlegen ſprang er auf, denn daß Jener Leonidens Flucht aus ſeinen Armen wahrgenommen hatte, las er deutlich aus deſſen mit Befremdung auf ihn gerichteten Augen. Die Stunde der Verſtändigung mit Legrange über ſeine Abſichten war überraſchend zeitig gekommen, aber dieſer auszuweichen war jetzt nicht möglich.

Er entſchloß ſich daher zu einer freiwilligen Mittheilung des ſüßen Geheimniſſes, deſſen Verſchleierung auf die Dauer doch nicht ſtattfinden konnte und ſollte, und ſeine Befangenheit bezwingend, ſchloß er Legrange in den Arm und ſprach: „Wünſchen Sie mir Glück, mein theurer Freund, ich ſtehe am Ziel meiner Wünſche: unſere Freundin will mein Weib, die Mutter meiner Kinder werden!“

„Wer?“ — fragte Legrange erblaſſend, „wer will Ihr Weib und die Mutter Ihrer Kinder werden?“

„Unſere Freundin, Leonide!“ antwortete der Doctor.

Eine lange Pauſe trat ein. Endlich löſ'te ſich Legrange's Verſtummung: „Meneuille, ich habe Sie als Biedermann erkannt und frage mich vergebens, wie ein ſolcher, der Wittwer einer erſt kürzlich begrabenen geliebten Gattin und Vater von drei Kindern iſt, die einer Mutter, aber keiner Spielgenoſſin bedürfen; wie ein Mann von Ihren Jahren, Ihrer Einſicht, Ihrem Charakter fähig ſein kann, der Forderung einer aufgeregten Sinnlichkeit ſo weit nachzugeben, daß er die Geiſtesſchwäche eines kranken Weibes benutzt, ihr ein Eheverſprechen abzuliſten! Antworten Sie mir auf dieſe Frage; ich vermag es nicht!“

„Mein Freund,“ ſtammelte Meneuille, „Sie ſie ſind ſehr hart gegen mich und Leoniden! Nicht abgeliſtet hab' ich ihr die Einwilligung, meine Gattin zu werden, ſie hat ſich aus freiem Antriebe mir zu eigen gegeben, und ſie iſt — glauben Sie das dem Arzte — nicht geiſteskrank; nur ihr Erinnerungsvermögen iſt geſchwächt, aber ihre Denkkraft iſt, und folglich auch ihre Willensfreiheit, unbeſchränkt.“

„Ihre Leidenſchaft verblendet Sie,“ erwiederte Legrange. „Verſuchen Sie es einmal, ſich mit möglichſter Unbefangenheit die Frage zu beantworten: ob Leonide in Beſitz ihres vollſtändigen Erinnerungsvermögens ſich je entſchließen würde, Ihre Gattin zu werden?“

„Es iſt möglich, daß ſie Anſtand nehmen würde,“ ſtotterte Meneuille.

„Das ſehen Sie alſo ein,“ fuhr Legrange fort; „ſo laſſen Sie mich denn meine Frage noch weiter ausdehnen: ſind Sie nicht ſelbſt überzeugt, daß

Leonide verzweifeln würde, wenn ſie einſt den Gebrauch ihres Gedächtniſſes wieder erlangen und ſich dann als Ihre Gattin finden ſollte?“

„Sie ſetzen den unwahrſcheinlichſten, ich möchte ſagen den unmöglichſten Fall voraus,“ verſetzte Meneuille.

„Was iſt unwahrſcheinlich? was iſt unmöglich? — etwa Leonidens Seelenheilung?“ rief Legrange erhitzt. „Sie ſelbſt haben mir ja die Möglichkeit dargethan, daß irgend ein außerordentliches Ereigniß Leonidens gebundene Nervenzweige wieder entfeſſeln und ſie zur Anſchauung ihrer Vergangenheit zurückführen könne. Sind Sie gewiß, daß nicht gerade Ihr erſter Kuß es ſein wird, der den weckenden Funken in Leonidens Sinnennacht wirft und die Erinnerung der Unglücklichen an ein vergeſſenes Gefühl weckt, demjenigen ähnlich, welches Sie ihr mittheilen?“

Aus Meneuille's Wangen trieb der Schrecken das Blut. Er gedachte der Ausrufungen, mit welchen Leonide ſich aus ſeinen Armen geriſſen hatte, und konnte es ſich nicht verhehlen, daß ihr Aufſchrei:

„Xinaraude! — Godefroy!“ auf den Anblick einer Erſcheinung aus der hinter ihr liegenden Lebensnacht deute; doch ſchnell gab ein ermuthigender Gedanke ihm ſeine Faſſung zurück. „Ich gebe es zu,“ verſetzte er, „daß Leonide durch die Einwirkungen ihres neubeginnenden Verhältniſſes zu Erinnerungen zurückgeleitet werden kann, welche unter andern Umſtänden mit Gefahr für ſie verknüpft ſein dürfen; laſſen Sie aber nicht außer Acht, daß ich Leoniden theuer bin, und daß ſie Troſt und Ruhe durch mich finden wird, wenn der Fall, den Sie befürchten, eintreten ſollte.“

„Wie?“ rief Legrange, „und Sie wollten muthig — leichtſinnig genug ſein, auf dieſe Hoffnung hin. Leonidens Glück und Leben zu wagen? — Ueberzeugen Sie mich, daß Leonide Sie wirklich liebt, daß Leonidens Liebe zu Ihnen mächtig genug iſt, das Wunder zu wirken, welches Sie vorausſetzen! Bieten Sie Ihre ganze Kunſt auf, um die Geneſung der Unglücklichen zu bewirken; geben Sie ihr die Fähigkeit wieder, auf ihre Verluſte zurückzublicken, und wirft ſie ſich alsdann an Ihre Bruſt, dann will ich Sie als den Gegenſtand der freien Wahl einer Wahlfähigen erkennen. Gelingt Ihnen aber Ihr Verſuch nicht, bleibt Leonide ungeheilt, dann iſt es meine Pflicht, ſie vor dem ungeheuern Unglück ſicher zu ſtellen, zu ſpät den an ihr verübten Betrug, und in der Perſon ihres Gemahls den Vollſtrecker des auf ſie geſchleuderten Mutterfluchs zu erkennen.“

Meneuille glühte im Gefühl der erlittenen Beleidigung. Legrange errieth aus der Zornglut ſeiner Wangen und Augen, was in ſeiner Seele vorging. „Hab' ich Ihnen weh gethan,“ ſprach er milde, „ſo vergeben Sie mir. Mein Eifer hat mich zu weit geführt; aber, es gilt ja die Erhaltung der Ruhe, des Lebens eines armen willenloſen Geſchöpfes. Leonide iſt ein Kind, welches lächelnd den Talisman wegwirft, den eine wohlthätige Gottheit ihm gab, um es vom Verderben zu retten. — O Meneuille, nehmen Sie das verhängnißvolle Geſchenk nicht an! Beladen Sie Ihre Seele nicht mit dem Fluch eines böſen Gewiſſens. Leonide hat ſich Ihnen gegeben; fliehen Sie vor dieſer Gabe! Sein Sie großmüthig! Sein Sie barmherzig! Sein Sie der Ehrenmann, für den ich Sie hielt; verlaſſen Sie Luclauſe.“

„Ich begreiſe nicht, mit welchem Rechte Sie mich entfernen wollen,“ ſagte Meneuille mit Bitterkeit. „Mögen Sie um Leoniden Verdienſte haben, ich bin mir deren auch bewußt. Sie ſind ihr Lehrer geweſen, ich ihr Retter aus Krankheit und Kerker, und —“

„Genug!“ rief Legrange heftig. „Sie wollen Ihre Beute nicht fahren laſſen; ſo will ich denn mit all' meinen Kräften eingreifen, um die Unglückliche aus Ihren Händen zu reißen, ſelbſt auf die Gefahr, ſie dem Tode oder dem Wahnſinn entgegen zu werfen. In beiden Fällen wird ſie minder elend ſein, als ſie es werden würde, wenn man es dem Zufall überließe, ſie ſpäter, Ihnen bereits als Eigenthum anheimgefallen, zum Anblick ihrer Vergangenheit zu bringen. Von Morgen an betreib' ich ſo lebhaft als ich es vermag die Ankunft des jungen Saint Hilaire aus der Schweiz. Ich weiß und Sie wiſſen, was wir von dem Eindruck dieſer Begegnung erwarten dürfen; den Untergang ſeiner Mutter, oder deren Rückkehr zu ſich ſelbſt. — Nun handeln Sie; ich werde handeln! Aber reden werd' ich über dieſen Gegenſtand nicht mehr! Mit Ihnen nicht, denn Sie wollen mich nicht begreifen; mit Leoniden nicht, denn ſie kann mich nicht begreifen. Leben Sie wohl. Unſer Geſchäft hat ein Ende wie unſere Freundſchaft."

Er verließ ſchnell das Zimmer; Meneuille blieb
ſinnend zurück. Die Drohung Legrange's, Leonidens
lteſten Sohn kommen zu laſſen, beunruhigte ihn
ußerordentlich, und er begriff die Nothwendigkeit,
or deſſen Ankunft ſich ſeiner Geliebten unauflöslich
erſichern zu müſſen. Gern hätte er noch heute Leo-
iden geſehen, um zu erforſchen, wie tief der in
hre Vergangenheit geworfene Blick dringe, welchen
r aus ihrem kurzſichtigen Auge gelockt zu haben
ch bewußt war; aber er erfuhr, daß ſie ſich bereits
ihr Schlafzimmer zurückgezogen habe, und mußte
e beſchloſſene Prüfung bis auf den folgenden Mor-
n verſchieben.

Dieſer Morgen kam, aber die beängſtigenden

Vorſtellungen, mit welchen eine ſchlafloſe Nacht ihn heimgeſucht hatte, waren nicht ohne Einfluß auf die Zuverſicht geblieben, welche er geſtern von Leonidens Liebe gefaßt und geäußert hatte. War ihr Erinnerungsvermögen wieder lebendig geworden, wie möglich war es alsdann, daß das Gedächtniß des Todten ihre Neigung für den Lebenden verdrängt haben mochte. Sie hatte ihn ja Godefroy genannt; — wie, wenn die geſtrige Scene eine Erinnerung an eine ähnliche in ihrer Seele zurückgerufen hätte? — Wenn er ihr geſtern der geliebte Godefroy geweſen und heut' ihr Nichts als der vielleicht ungeliebte Meneuille mehr wäre? — Doch Godefroy war ja auch der Name ihrer beiden Söhne; konnte ſie in ihrer Geiſtesirre nicht ihren Sohn gerufen haben? — Und hatte ſie ihm nicht deutlich ihre Neigung für ihn bekannt, nicht gern eingewilligt, die Seinige zu werden? — Er faßte endlich Muth, ſich zu überzeugen, ob ſie es noch ſei. Aber er hatte zu lange gezaudert; Leonide war mit den Kindern ausgegangen; auf dem Schloßberge, ſagte man ihm, werde er ſie finden, und mit bangem Herzen ſchritt er langſam ihr nach.

Leonide hatte, wie ihre Dienerinnen aus unverſtändlichen Reden ihrer Gebieterin ſchloſſen, eine unruhige Nacht unter ahnungsſchweren Träumen verwacht und ſehr zeitig ihr Schlafzimmer verlaſſen. Die Kinder, welche ſie tiefſinnig unter den Mandelbäumen an dem Fußſteige ſitzend fanden, welcher zur alten Burg hinaufführte, bemächtigten ſich ihrer und zogen ſie den Berg hinauf zu ihrem Tummelplatze.

Die Luft war gewitterartig ſchwül, und äußerſt erſchöpft von der mühſamen Anſtrengung, ließ Leonide ſich auf einen Ueberreſt der Umwallung des alten Schloſſes nieder. Anfangs tummelten die Kinder, ohne ſie zu beachten, ſich auf dem weiten begrünten Platz herum, endlich fiel Einem derſelben Leonidens ungewöhnliche Tiefſinnigkeit auf; die Kleinen brachen ihr Spiel ab und geſellten ſich zu ihrer träumeriſchen Begleiterin. „Sieh, wie ſchön es hier iſt," rief Godefroy, auf das reizende Thal zeigend, welches zu ihren Füßen theils unabſehbar weit ſich ausdehnte, theils von den weinbedeckten Vorhügeln des majeſtätiſchen Gebirgszuges der Sevennen näher begränzt war. Aber Leonide blickte nicht auf; ſie flüſterte, vor ſich hinſtarrend, einige unverſtändliche Worte, und die Kinder ſahen einander mit einem ſehr unheimlichen Gefühl an; beſonders ängſtlich wurde Meneuille's älteſter Sohn, welcher ihre Glut, ihre Erſchöpfung und ihr innerliches Beben bemerkte und ſie zu bewegen ſuchte, dieſe zugluftige Stelle zu verlaſſen.

„Ja, ja!“ rief die kleine Hilairie, „hier iſt's zu windig! Da drinnen in dem alten Schloſſe, da iſt's weit hübſcher; beſonders in dem großen Saale mit den vielen Bildern. O, den haſt Du noch gar nicht geſehen, Mutter, den müſſen wir Dir zeigen!“

„Es iſt wahr, du biſt ja noch nie hier oben geweſen!“ riefen die Kinder einſtimmig, und erſchöpften ſich, Leoniden mit ſich fortziehend, in Schilderungen der Bildniſſe, welche die Wände des himmelhohen Saals bedeckten. Sie konnten nicht Worte genug finden, zu beſchreiben, wie ſchauerlich es ihnen in der bunten Geſellſchaft zu werden pflege während ihrer Spiele unter den Augen der bärtigen Männer in ritterlicher und geiſtlicher Tracht, und den Frauen in Sammtgewändern und Talaren, alle in Lebensgröße.

Jetzt überſchritt der kleine Pilgerzug die thürloſe Schwelle der alten Burg. Der Gang, welcher zum Saale führte, war nur dämmerhell, und ſchien, im Vergleich mit dem Sonnenglanze, der die Augen geblendet hatte, faſt dunkel zu ſein. Häufig machten Steingerölle den Tritt unſicher; aber die Kleinen waren vertraut mit dieſen Schwierigkeiten und führten Leoniden ungefährdet über die Schutthügel hinweg. Jetzt ſtanden ſie an der zugeworfenen Saalthür und fragten einander verwundert, wer denn dieſe verriegelt habe?

„Sie iſt gewiß nicht verriegelt,“ behauptete der älteſte Meneuille. „Der Zugwind hat ſie zugeworfen, und der Roſt an ihren Angeln erſchwert deren Drehung. Legt Euch Alle mit mir gegen den Flügel, dann wird er nachgeben.“

Die Kinder lehnten ſich ſämmtlich mit vereinten

Kräften gegen den Thürflügel, und knarrend und kreiſchend drehte dieſer in ſeinen roſtrauhen Angeln ſich rückwärts; aber noch kreiſchender erſcholl Leonidens Schreckruf, als das Licht der flammenden Morgenſonne durch die meiſtens zertrümmerten Saalfenſter auf deſſen überraſchende Wandverzierung fiel und das heftige Gepolter eines fallenden Gegenſtandes im Augenblick des Zurückweichens der Thür, das Geknirſch der pfeifenden Angeln überlärmte.

„Seht,“ rief Godefroy, den Andern voraus in in den Saal eindringend, „jetzt weiß ich, wer uns die Thür zugehalten hat: dieſes große Bild iſt von der Wand herabgefallen und an die Thür gelehnt aufrecht ſtehen geblieben; wir haben es umgeſtoßen. Kommt, helft mir es aufrichten. Wir wollen den Ritter doch anſehen, der ſo ſtandhaft Wacht gehalten hat auf ſeinem Poſten.“

Leonide war, das Auge ſtier auf die Ahnenbildern heftend, welche ehemals die Wände des ärmlichen Prunkzimmers ihres Vaterhauſes geziert hatten, bis in die Mitte des Saals geſchwankt; da rief Hilairie, auf das Bild deutend, welches die Knaben jetzt aufgerichtet und an die Wand gelehnt hatten: „Sieh Mutter, welch ein häßlicher Mann! — Leonidens irre Blicke folgten der von dem Finger des Kindes bezeichneten Richtung; ihre Muskeln fingen an zu fliegen; ein unbeſchreibliches Entſetzen verzerrte ihr Geſicht; der Nebel, welcher verfinſternd auf ihrer Vergangenheit lag, verſtob, wie der Traumalp von der Bruſt eines ſchwerblütigen Schläfers im Augenblick des Erwachens verſchwindet; — ſie erkannte das Antlitz, deſſen fratzenhaft entſtellte Züge aus dem Flammenmantel hervorſchauten, welcher den zum Scheiterhaufen verdammten Ketzer bezeichnete. Es war das Antlitz ihres Vaters! — Und je länger ſie in das ſtiere, halb Wuth ſprühende, halb grinſend auf ſie gerichtete Auge hineinſtarrte, je mehr zerfiel die Scheidewand, welche ſie von ihrer Vergangenheit trennte; ein ſchrecklich grelles Blitzlicht überflammte ihr ganzes ödes Lebensgefild, und ein Heer grauſenhafter Spukgeſtalten flog aus der verſtobenen Nacht dräuend ihr entgegen. Das Bild ihres Vaters belebte ſich, und ihm zur Seite ſtieg die todtenbleiche Geſtalt ihrer Mutter aus dem Grabe.

— Das war die Stimme ihres tödtlichen Schmerzes, welche die Verwünſchung, die ihr letztes Wort geweſen, auf den bläulichen Lippen, und die Todesqual, unter deren Foltern ihr Mutterherz gebrochen war, in den zerriſſenen Zügen, die erwachende Seele ihrer unglückſeligen Tochter zermalmte; — das war die Stimme ſeines tobenden Zorns, der das Wort „Muttermörderin" über ſeine beſchäumten Lippen warf und ihr die Erneuerung des fürchterlichen Fluches drohte, deſſen unabwerfbare Laſt die Sterbende ihr zum Erbtheil hinterlaſſen hatte. „Vater! Vater!" ſtammelte ſie röchelnd, und die gebrochenen Kniee trugen ſie nicht mehr. Da ſprangen die Kinder hinzu, um ſie zu unterſtützen und hinauszuführen; doch kaum hatte ſie ſich umgewendet, als ihre Hand ſich einem andern Bilde entgegenſtreckte. „Cäcilie!" ſchrie ſie gellend, und heftete ihr Auge unabwendbar auf das Geſicht der verzückten Heiligen. Und als öffne Grab ſich an Grab, und jedes gebe ſeine Todten heraus, ſo quoll eine Schaar ſchreckender Geſpenſter ihr aus den Rahmen entgegen: Ainaraude und ſeine Schweſtern und Eltern; der Pater Curiot und der firmelnde Weihbiſchof von Alby — eins die funkelnden Augen immer feindſeliger rollend als das andere. — Jetzt wurden die Sinne ihr treulos. Ihre Fantaſie, erdrückt von ihrer Laſt, hörte auf zu ſchaffen. Sie ſah nichts mehr, ſie hörte nichts mehr; da verließ den Aelteſten der Knaben die Beſinnung. Er überließ Leoniden den rathloſen Kleinen und floh hinaus, in der Abſicht, Beiſtand für die Kranke zu ſuchen. Sein Weg führte ihn an der Thür der Kapelle vorbei; er warf im Vorüberfliehen einen Blick hinein — und blieb von Entſetzen gefeſſelt ſtehen; — er ſah — da ſtand Legrange, Hammer und Brecheiſen in den Händen, beſchäftigt, ein Heiligenbild aus deſſen Fugen zu reißen. Des Knaben angeerbter und anerzogener Fanatismus erwachte, er vergaß, von ſtiller Wuth gegen den Schänder ſeiner Heiligthümer übermannt, Leonidens Hülfsbedürftigkeit und ſtarrte, verborgen von der Thür, dem Frevler zu, ohne den Muth zu haben, ihm in den Arm zu fallen.

Legrange, die Einſamkeit ſuchend, welcher er ſich, von ſeinem Kummer gedrückt, bedürftig fühlte, hatte ſchon ſehr zeitig einen Spaziergang angetreten, welcher ihn unwillkührlich in die Ruine und dann in die Kapelle führte. Hier ſammelten ſich ſeine Gedanken auf einem andern Gegenſtand: er bemerkte, daß die Maurer, welche zuletzt beſchäftigt geweſen waren, einen Pfeiler abzubrechen, bei ihrer Arbeit ein uraltes eingemauertes Familienwappen, ein Meiſterwerk der Skulptur, beſchädigt hatten. Um dieſes Kunſtwerk zu retten, nahm er ſelbſt die Werkzeuge zur Hand, und begann ſein Geſchäft damit, zwei ſteinerne Engelbildſäulen, welche das Wappen hielten, aus ihren Fugen zu löſen.

Unmittelbar ihrem Spielgefährten folgend, welcher, von ſeinem Entſetzen gefeſſelt, an der Thür der Kapelle Legrange in deſſen unheiligen Verrichtungen belauſchte, hatten die andern Kinder, Leoniden führend, den Saal verlaſſen. Da ſchlug das Gehämmer aus dem Innern der Kapelle an ihre Ohren; Leonide blieb ſtehen und horchte. — Plötzlich ſchrie ſie: „Hört! hört! Mein Vater reißt den Altar nieder! — Er ruft! Ich muß ihm helfen, die Märtyrerbilder aus dem Wege räumen! — O Gott, ich unglückliches Kind!“

Es ſchien, als verſage ihr die Stimme bei dem letzten Ausruf. Sie flog den Kindern voran und mit der Sicherheit einer Ortsbekannten durch die Halle nach der Kapelle hin. An der Thür gewahrte ſie den Knaben, blieb ſtehen, ſtarrte auf Legrange hin, der, ihr den Rücken zukehrend, ſeine Arbeit nicht unterbrach, und flüſterte: „Siehſt Du, Saint Hilaire? Siehſt Du den Bilderſtürmer von Gröningen? — Saint Hilaire! — Wo biſt Du?“ — Wild ſah ſie ſich um, ächzte: „Gott — Gott im Himmel! — Er iſt ja todt!“ — wandte ſich und entſchwand aus den Augen des Knaben.

Jetzt kamen die Kinder. Hilairie und Godefroy eilten Legrange zu, und während ein Wink des lauſchenden Knaben ſeine Geſchwiſter an ſich feſſelte, und dieſe mit ihm entfernte, fingen Leonidens Kinder, welche ſich zu Legrange geflüchtet hatten, dieſem ſo viel Unverſtändliches zu erzählen an von der ſchönen weinenden Frau am Clavier und von dem alten häßlichen Mann im gelben Mantel, daß Legrange, aufmerkſam gemacht, genauer zu fragen begann, wo ſie denn die beſchriebenen Geſtalten geſehen? Aber die Kinder, lebhaft angezogen von dem Anblick der unter einander geworfenen Bauſtücke, hatten ihre Mutter und deren Erſcheinungen vergeſſen, und gaben, in kindiſcher Geſchäftigkeit verloren, ganz unbefriedigende Antworten. Godefroy hatte eine Hacke ergriffen und wühlte die aufgeriſſene Grundlage der Scheidewand durch, welche der erſte Auverriere, der ſich zum Kalvinismus bekannte, quer durch die Kapelle gezogen, und ſo die neugegründete Kirche von der verlaſſenen getrennt hatte. Plötzlich hielt der Knabe in ſeiner Arbeit an und unterbrach das Geſpräch, in welches Legrange ſeine Schweſter verwickelt hatte, mit den Worten: „Seht, hier ſteckt ein Kaſten zwiſchen dem Gemäuer!"

Legrange eilte hin, befreite den angedeuteten Ort völlig von dem Schutte, und fand wirklich ein eiſernes Käſtchen in der Grundmauer der eingeriſſenen Wand verborgen; er zog es, die kleine Hilairie aus ihrem unergiebigen Verhöre entlaſſend, mit der geſpannteſten Erwartung hervor, denn die Sage, daß im Innern dieſer Kapelle ein Schatz verſteckt ſei, nach deſſen Auffindung die Auverrieres längſt geſtrebt hatten, konnte bei dieſer Veranlaſſung den Eingang in ſein Gedächtniß nicht verfehlen. Er nahm das Käſtchen unter den Arm, und trug es, von den jubelnden Kindern begleitet, nach Hauſe.

„Wir haben einen Schatz gefunden!“ jauchzten die Kleinen ihren Genoſſen entgegen, welche ſich von ihnen an der Kapellenthür abgeſondert hatten, und unfern von dem Wohngebäude mit einander im Geſpräch begriffen ſchienen. Legrange gebot den kleinen Plauderern Schweigen, und fragte nach Leoniden. Die Knaben antworteten finſter und ausweichend; ſie hatten ſie ſeit ihrer Flucht vom Berge herab nicht wieder geſehen, und mit Mühe entlockte Legrange ihnen die umſtändliche Mittheilung der Ereigniſſe, welche Leoniden in dem Ritterſaale in Furcht geſetzt hatten. Er erſchrak heftig; das Bild des Mannes im gelben Mantel war das Zerrbild der Leiche des alten Auverriere, welches jener Maler, von dem fa=

natiſchen Prieſter verleitet, in dieſer Schreckgeſtalt der Nachwelt überliefert hatte, und von ihm ſelbſt bei dem Umbau des Wohnhauſes in jenen Saal verwieſen worden war. Hatte Leonide bei dem Anblick dieſes Bildes Vater gerufen, ſo mußte der gefürchtete Moment eingetreten und ihre Erinnerung aus dem langen Schlummer erwacht ſein. Mit der bängſten Erwartung eilte Legrange den Kindern nach, welche mit dem Freudengeſchrei: „Mutter, wir haben einen Schatz gefunden!“ in Leonidens Zimmer ſtürmten. Er erreichte ſie, als Meneuille mit allen Zeichen der Angſt bemüht war, ſie zu beſchwichtigen und ſie aus dem Gemach zu entfernen, in deſſen Hintergrunde Legrange ihre Mutter in leichenähnlichem Zuſtande liegen ſah.

„Um Gotteswillen! Was iſt vorgefallen?“ fragte Legrange mit bebender Stimme. — „Still, ſtill!“ flüſterte Meneuille. „Die Kriſis iſt eingetreten, welche Sie geſtern erzwingen wollten; Gott ſteh' uns bei! — Bringen Sie die Kinder hinaus. Hier muß Ruhe ſein; kein erſchütternder Anblick darf Leoniden bei ihrem Erwachen empfangen, oder ich ſtehe für

Nichts. Gehen Sie fort mit den Kindern und laſſen Sie mich mit der Ohnmächtigen allein."

Legrange verſuchte die Kleinen zu entfernen, aber Hilairie hatte ſich ſo feſt an die ſcheintodte Mutter geklammert und weinte bei dem Verſuche, ſie fortzubringen, ſo bitterlich, daß Legrange von demſelben abſtehen mußte; da rief Godefroy, ſein Schweſterchen tröſtend: „Weine doch nicht, Hilairie; wir haben ja einen Schutzengel im Himmel; der wird unſre Mutter nicht ſterben laſſen!"

In dieſem Augenblick überflog ein unausſprechlich ſeliges Lächeln Leonidens Geſicht, die Rückkehr ihrer Geiſter zu einem längſtverlorenen Leben verkündend. Sie hob matt ihren Arm auf und umſchlang mit einer ihr uneignen Innigkeit ihre Kinder. Da warf Godefroy mit lautem Jubel ſich an das wieder bewegte Mutterherz und rief: „Siehſt Du? Sie lebt! Sie iſt nie todt geweſen! Bei unſerm Engel im Himmel iſt ſie geweſen."

Leonide ſchlug die Augen auf, drückte den kleinen Troſtſpender an ihr Herz und flüſterte: „Ja, ja, ich war im Himmel! Ich hab' unſern Engel geſehen! Er wird uns nicht verlaſſen!"

Legrange hatte den Doctor in den dunkeln Hintergrund des Zimmers zurückgezogen; er drückte, ſeine zwieſpaltige Stellung zu demſelben vergeſſend, deſſen Hand und flüſterte mit gewaltſam zurückgepreßtem Entzücken: „Sie iſt gerettet! Sie iſt zurückgekehrt zu dem beſeligenden Glauben an ihren Schutzgeiſt! Die Seele iſt geneſen! Nun heilen Sie den Körper!"

Meneuille murmelte ſeufzend: „Vielleicht wäre ihr beſſer, ſie hätte nicht geſehen, was ſie geſehen hat!" Verwundert ſah Legrange ihn an, aber er winkte, auf Leoniden deutend, zu ſchweigen. Legrange ſah auf dieſe hin; ein leiſes, mit ihren Zügen ſpielendes Lächeln war die einzige Bewegung, welche ihr Leben verrieth; ihr halbgeſchloſſenes Auge blickte unverwandt auf die Kleinen nieder, welche in ihrem Arm ſanft entſchlummert waren, und eine ſchwere Mattigkeit drückte allmälig auch ihre Augen zu; ſie verſank in tiefen ruhigen Schlaf.

„Nun?" flüſterte Legrange dem Doctor zu: „was hat denn Leonide ſo Verderbliches geſehen?"

Meneuille wechſelte die Farbe, bog, lange mit ſich kämpfend, ſeinen Mund Legrange's Ohr zu und ſprach kaum hörbar: „Sie hat geſehen, was Sie für eine Traumerſcheinung halten mögen; ſie hat — Saint Hilaire geſehen!“

„Saint Hilaire? Wo? — Er lebt?“ rief Legrange ſich vergeſſend ſo laut, daß Leonidens Erweckung unvermeidlich ſchien, aber ihr Schlaf glich — die erklärbare Folge ihrer unnatürlichen Nerven- An- und Abſpannung — dem Schlummer einer Todten, und Meneuille begann jetzt Legrange's geſpannte Neugier zu befriedigen, ohne jedoch dem aufmerkſamen Beobachter einen Blick in das Geheimniß ſeiner jüngſten Kämpfe gewähren zu wollen.

Leonide.

Ein Roman

von

Emerentius Scävola.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

Erſtes Capitel.

Die Wetterwolken ſtoßen an einander; —
Es zucken Blitze durch die Mitternacht; —
Wie wird mir? — Wer zerreißt des Auges Schleier?
Des Jenſeits Strahlen brechen durch die Schatten!
Houwald.

Meneuille hatte, zögernd fortſchleichend, ungefähr die Mitte des Berges erreicht, als er, feſtgehalten von ſeinen Beſorgniſſen und Zweifeln, grübelnd ſtehen blieb. In welcher Stimmung, und welcher Rückſicht fähig, durfte er Leoniden zu finden hoffen? — Er zitterte vor der Möglichkeit, daß Legrange ihm zuvorgekommen ſei, und Leoniden bewogen haben könne, ihren Entſchluß zu ändern. Seine Bitterkeit gegen Legrange ſtieg, je weniger ihm deſſen Recht einleuchtete, ſich der Vormundſchaft über Leoniden anzumaßen. Alles, was dieſe beſaß, ihr Leben, ihre Güter, ihren Namen ſelbſt, dankte ſie ihm; was hatte dieſer Fremde für ein Recht, ihren Willen zu beherrſchen? — Das Herz fing an, bei dieſer Frage ihm heftiger zu ſchlagen, denn er geſtand ſich, daß Leonide bisher ja ohne Willen und ohne Urtheilskraft geweſen, daß es gewiſſermaßen ein Raub ſei, den er an ihr hatte begehen wollen. Was hatte er zu erwarten, wenn ſie, ihrer Beſinnung zurückgegeben, ſeine Werbung um ihren Beſitz in dieſem Lichte erblicken ſollte? — Doch war ihr Blick ganz ungehindert, ihre Vergangenheit ganz unverhüllt, dann müßte ſie ja auch ſein Verdienſt um ſie erkennen, und dieſes ſein Fürſprecher werden bei ihr.

Gekräftigt von der Hoffnung, welche dieſe Schlußfolge ihm bot, ſtand er auf, um ſeinen Weg fortzuſetzen und Leoniden aufzuſuchen. Da kam ſie wie ſinnlos den Berg herunter, blaß, mit verſagendem Athem ihm entgegen geflogen, und ſank mit den Worten: „Gott ſei Dank! Sie ſind hier!“ in ſeine Arme.

„Leonide! meine geliebte Leonide!“ rief Meneuille freudetrunken, über ſeine Befürchtungen triumphirend; da erſchreckte ihn ein ſeltſam lallender Ton aus ihrem Munde; er ſah ſie an, ſah ſie ſtarr auf einen Gegenſtand in ſeinem Rücken blickend, folgte der Richtung ihres Blickes, und hinter ihm, kaum zehn Schritte entfernt von ihm, ſtand — Saint Hilaire.

Ein unbeſchreiblicher Schreck übergoß Meneuille mit Eiſeskälte; ſeine Sinne verwirrten ſich, da gab Leonidens Schwere auf ſeine Schulter drückend, ihm die Beſinnung wieder. Sie lag, niedergeſchmettert von den Lichtmaſſen, welche ihre nachtgewohnte Seele überflammt hatten, leichenähnlich in ſeinem Arm.

Dieſer Schreck raubte Meneuille die Erinnerung an den vorhergegangenen, und als er ſich deſſen entſann, war die Erſcheinung verſchwunden.

„Und Sie haben nicht nachgeforſcht, woher der Unglückliche kam? wo er geblieben?“ fragte Legrange, als Meneuille ſeine Erzählung beendet hatte.

„Ich war, wie Sie mich fanden, um Leoniden beſchäftigt,“ antwortete dieſer.

„Bleiben Sie hier,“ flüſterte Legrange, und verließ leiſe das Zimmer. Er forſchte bei allen Bewohnern des Hauſes, bei den Arbeitern in Hof und Garten, und erfuhr, daß ein Gendarme nach ihm gefragt habe und auf den Schloßberg gewieſen worden ſei. Niemand hatte dieſen zurückkehren ſehen.

Legrange bot die ganze männliche Bevölkerung des Hauſes und der nächſten Gegend auf, um den Fremden zurückzuführen, und begab ſich alsdann, heftig bewegt, in Leonidens Zimmer.

Sie ſchlief noch und Legrange nahm leiſe ſeinen Platz hinter dem Vorhange des Bettes neben Meneuille wieder ein.

Lange ſaßen die beiden Männer ſinnend neben einander; endlich begann Legrange: „Sie nannten vorhin Saint Hilaire's Erſcheinung ein Unglück für Leoniden, und doch danken wir dieſem Ereigniß ihre Rückkehr zu ihrem beruhigenden Glauben an ihren Engel. Wiſſen Sie, daß Leonide oben unter den Bildern ihrer Ahnen zur Wiedererkennung ihrer furchtbaren Vergangenheit gelangt iſt, daß das tödtlichſte Entſetzen es war, welches ſie in Ihren Arm warf; — urtheilen Sie: was würde ſie jetzt ſein, wenn Saint Hilaire's Begegnung ſie nicht ihrem Wahn zurückgegeben hätte, daß er ihr Schutzgeiſt ſei?“

„Glücklich würde ſie ſein! Glücklich durch ihre Liebe zu mir, die jetzt ihr Verderben iſt,“ erwiderte Meneuille. „Der Gewinn meines Beſitzes würde ſie getröſtet haben über den Verluſt ihres Schutzgeiſtes, und gegen ihre Quälgeiſter würd' ich ihr Schutz geworden ſein; aber Saint Hilaire erſtand von den Todten, und ihr Elend und das meinige iſt gewiß. — Legrange, es gibt ein Geheimniß, deſſen einzig lebender Beſitzer ich bin; ich könnt' es begraben in meiner Bruſt; ich könnte ſagen: „ſie iſt mein, denn ihr Gatte iſt todt, und — von Saint Hilaire hat das Geſetz ſie getrennt; ſie iſt frei und darf ihre Hand wie ihr Herz verſchenken!“ — Aber ich will ihren Beſitz keinem Verbrechen verdanken. Erfahren Sie, was Ainaraude's letztes Wort, das er vielleicht mit einem Menſchen ſprach, mir entdeckte: das Geſetz hatte Leoniden von Saint Hilaire'n nicht getrennt, als ſie Ainaraude's Gattin ward. Noch heut iſt ſie Saint Hilaire's geſetzmäßiges Weib und getrennt von mir durch das Band, welches ſie an ihn feſſelt, den ſie aufgehört hat zu lieben, ſeit ſie anfing, mich zu lieben!“

In dieſem Augenblick ſchlug Leonide die Augen auf; ihr erſter Blick fiel mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit auf ihre Kinder, welche erſchöpft von ihrem zeitigen Spaziergange in der ſchwülen Luft, die Liebkoſungen ihrer zu einem neuen Leben erwachten Mutter ruhig verſchliefen. Nun glaubte Legrange ſich zeigen zu dürfen.

Leonide reichte ihm freundlich die Hand. „Wie iſt mir denn?“ frug ſie, prüfend die Hand auf ihre Stirn legend. „Mir iſt gerade ſo, wie damals, als ich ſterben wollte — ſterben mußte — und Saint Hilaire mich nicht ſterben ließ. — O Saint Hilaire!“

Sie rief dieſen Namen mit dem Ausdruck eines unſäglichen Schmerzes; dann ſchien ſie nachdenkend zu werden; ihr Auge glitt über die Kinder hinweg und ſtarrte vor ſich hin. Eben wollte Legrange ihren beängſtigenden Sinnen eine andere Richtung geben, als ſie ſelbſt wieder anhub, zu ſprechen:

„Ich habe wohl recht lange geſchlafen? — Ich träumte — doch nein; waren das denn Träume? — Gott, es iſt mir doch, als hätt' ich das Alles erlebt unter fürchterlichen Qualen; — ja, das war mehr als Traum! — Dies iſt ja nicht mein Gefängniß; — ich bin ja in Saverne! — Nein, nicht in Saverne! Mein Gott, wo bin ich denn?"

„In Luclauſe, Ihrem Eigenthum, Ihrem Vaterhauſe." — Ein Mehreres ließ Leonide ihren Freund nicht antworten. „Mein Vater!" fuhr ſie auf; — „meine Mutter! — Es iſt mir, als hätt' ich Beide geſehen, geſehen wie damals, als ſie mit erſtickter Stimme mir zuſchrieen: „Du! — Du! — O!" wimmerte ſie, und bedeckte ihr unnatürlich bewegtes Geſicht mit den Händen.

„Sie ſind krank geweſen," ſagte Legrange; „Sie haben lange mit dem Tode gerungen, jetzt aber überwunden, und nach und nach wird die Wirklichkeit von den beunruhigenden Schatten ſich trennen, welche Ihre überreizte Phantaſie geſchaffen hat. Rufen Sie dieſe ſich nicht zurück; beſchäftigen Sie ſich mit Ihrer freundlichen Gegenwart; Sie leben, Ihre Kinder leben, und —"

„Und unſer himmliſcher Engel lebt!" fiel ſie mit verzücktem Blick ein. „Was will ich denn zagen, und jammern? — Er hat meine Sünden auf ſich genommen! Er vertritt mich an Gottes Thron! Er iſt mein Heiland, und wie nah er mir iſt in meinem Elende, das weiß ich, denn ich hab' ihn geſehen! Als meine Mutter aus ihrem Grabe ſtieg und mir drohte, als ich meinem Vater helfen ſollte, die Heiligenbilder zu zerſtören, als alle Todten aufſtanden und mich verfolgten, da erſchien er mir, da rettete er mich! — Aber warum hat er mich nicht behalten? — Warum durft' ich ihn nicht begleiten in ſeinen Himmel?"

„Weil Ihre Kinder der Mutter noch nicht entbehren ſollten. Ihr Engel iſt ja nicht nur der Ihrige, er iſt auch Ihrer Kinder Engel," erwiderte Legrange.

„Meine Kinder!" rief Leonide und drückte die kleinen Schläfer an ihre Bruſt. „Aber hab' ich denn nicht drei Kinder?" fragte ſie. „Ja, ich hatte ja ſchon längſt einen Godefroy, ehe Gott mir dieſen gab! Wo iſt er? Legrange, wo iſt mein Aelteſter?"

„Auch er iſt in Gottes Schutz,“ antwortete Legrange. „Beruhigen Sie ſich, Sie werden ihn wiederſehen!“

„Wiederſehen!“ lallte Leonide ihm nach. „Iſt mir's doch, als ſtänd' ich aus dem Grabe auf; ich allein, und Alles, was ich je geliebt auf Erden, ſei zurückgeblieben in dem ruhigen Todtenhauſe! Aber nein; ruhig war es dort nicht! — Mein Kopf iſt mir noch recht wüſte. Ich hatte einen fürchterlichen Traum: Adele ſtand zwiſchen mir und meinem Himmel; ich konnte meinen Engel nicht mehr finden; endlich war es mir, als läg' ich einen Augenblick lang an ſeiner Bruſt, wie damals, als Ainaraude eintrat mit jenem Schrecklichen. — Und auch jetzt kam Ainaraude, und nun ward es Licht in meiner Seele! Es war nicht mein Godefroy, den ich in meinen Armen hielt — es war Meneuille!“

Legrange erkannte jetzt eben ſo deutlich, wie Meneuille in ſeinem Verſteck, mit faſt laut hervorbrechendem Schmerze, den erſten Wendepunct des aus ſeiner Irre zurückkehrenden Geiſtes der Dulderin. — Sie ſchwieg jetzt mehrere Minuten lang, und Legrange verfolgte mit Beſorgniß das wechſelnde Spiel ihrer Mienen.

„Welch' ein thörichtes Kind bin ich doch!“ hob ſie nach einer langen Pauſe wieder an. „Ich bemühe mich vergebens, zu unterſcheiden, was ich geträumt und was ich erlebt habe. Jetzt zum Beiſpiel dünkt mich, Adele ſei geſtorben, und —“ ſie hielt ein, und fuhr dann unruhig auf: „Aber wo iſt ſie denn? — Nein! — nein! ſie lebt nicht! Ich habe ſie ja liegen ſehen im Sarge! ich habe ihren Kindern ja die Flöre gewunden! Das war kein Traum! — O, mein Gott, dann hab ich vielleicht Nichts geträumt! — dann war Alles, was meinen Rückblicken vorüberſchwebt, Wirklichkeit! — Ja, das iſt geſchehen! Das hat kein Traum erlogen: Meneuille hat uns Rettung verſprochen; er hat mich hinweggelockt aus meinem Kerker, um mich in die Gewalt des Stifters meines Elends zu liefern; — er hat uns verlaſſen in unſerer Todesſtunde; — er hat mit hölliſchen Künſten mich getäuſcht, hat ſich die Züge des Engels angelogen, den er hinwegſtieß von mir und ſeinen werdenden Kindern!“

Legrange war im Begriff, die jetzt eintretende Pauſe zu Meneuille's Vertheidigung zu benutzen, aber Leonide ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Sie wollen fragen.“ — hub ſie mit haſtig fliehendem Athem an, „wer ihm den Muth gegeben hat, ſeine Hand auszuſtrecken nach mir? — Erkennen Sie nicht den Fluch, der auf einem Weibe ruht, das von Hand in Hand gegangen iſt? — Ach, er wußte nicht, was dieſer Wechſel meiner Seele gekoſtet hat! er wußte nicht, wie fremd ich Ainaraude, und wie fremd Ainaraude mir war! Er achtete mich einer Verworfenen gleich, welche — —“

Ihre Empörung erſtickte ihre Stimme; da ſprach Legrange mit ſchnell geſammelter Beſonnenheit: „Sie verwechſeln Ihre Traumerſcheinungen mit wirklichen Begebenheiten. Nicht Ihr Verderber, nein, Ihr Wohlthäter iſt Meneuille. Alles, was Sie ſind und was Sie beſitzen, danken Sie ihm! Er hat ſein Leben gewagt, um Sie aus Ihrem Kerker zu befreien; er hat Sie geheilt, als Sie dem Grabe nahe waren; er hat Ihre Kinder erzogen, Ihnen Ihr Eigenthum gerettet und Sie nur umfaßt, als Sie ohnmächtig in ſeine Arme ſanken. Nur Ihre irregeleitete Phantaſie iſt es, welche Sie ungerecht gegen den Mann macht, welchem Sie Alles verdanken.“

Auf Leonidens Geſicht malte ſich ein Gemiſch von Unwillen und Beſchämung. „Ich muß doch ſehr krank geweſen ſein,“ ſeufzte ſie. „Ich begreiſe mich ſelber nicht. Es iſt wahr, Meneuille hat mir wohl gethan; ich entſinne mich deſſen, und dennoch bin ich unedel genug, ihn die Verirrung meiner Phantaſie entgelten zu laſſen. Es iſt mir lieb, daß er jetzt nicht hier iſt; ich fühle, es würde mir in ſeiner Gegenwart ſein, wie einer Verbrecherin in der Gegenwart ihrer Schuldgenoſſen.“

Jetzt erwachten die Kinder und fingen an, der erwachten Mutter ſo viel von ihrem gefundenen Schatze zu erzählen, daß Meneuille, von dem ſchreienden Geſchwätz der Kleinen vor Leonidens Ohr und von dem Bettvorhange vor ihrem Auge geſchützt, ſeine Entfernung unbemerkt bewerkſtelligen konnte. Auch Legrange, von ſeiner Sehnſucht nach Auskunft über Saint Hilaire's räthſelhafte Erſcheinung getrieben, überließ Leoniden der Obhut einer vertrauten Pflegerin; aber die Nachforſchungen ſeiner

Boten waren völlig erfolglos geblieben. Keiner von allen war dem fremden Gensdarmen begegnet, und Legrange fing an, geneigt zu werden, Saint Hilaire's Erſcheinung für eine von Leoniden aufgefaßte und Meneuille mitgetheilte Täuſchung zu halten. Vergebens ſah er nach dieſem ſich um und wurde nicht wenig überraſcht, als er erfuhr, der Doctor ſei nach Corbes abgereiſt.

Legrange ahnete mit leichterem Herzen die Veranlaſſung der ſchnellen, fluchtähnlichen Entfernung des Doctors, der, nachdem er ſeine Selbſttäuſchung erkannt hatte, unmöglich ein ferneres Leben unter Leonidens Augen ertragen konnte; doch darauf war Legrange nicht vorbereitet, daß Meneuille ihm nicht mehr Gelegenheit geben werde, über Leonidens Behandlung mit ihm Rath zu pflegen. Zwar ſah er ein, daß, möge Saint Hilaire leben oder todt ſein, es wenigſtens fürs Erſte gefährlich ſei, ihn Leoniden in einem andern Verhältniß, als das ihres Engels, erſcheinen zu laſſen; aber ſie war eine Kranke, die nicht allein des Seelenarztes bedurfte, und unmöglich ſchien es ihm, daß der Freund, der ſeit Jahren ſie beobachtet hatte, ſie ohne weitere Fürſorge verlaſſen könne. — Und dennoch geſchah es. Noch an demſelben Abend brachte ein Bote aus Cordes ihm ein Handbriefchen folgenden Inhalts von Meneuille:

„Sie wiſſen, daß die Republik alle patriotiſchen Aerzte aufgefordert hat, ſich zum Dienſt in den Feldhoſpitälern zur Armee zu begeben; ich habe mich zu dieſem Behuf gemeldet, und muß ſchon morgen nach Oberitalien abgehn. Sie haben meine Ehrenrettung bei Leoniden übernommen und ſich um meine Dankbarkeit verdient gemacht; erkennen Sie den Ausdruck derſelben darin, daß ich Ihren Händen meine Kinder übergebe. Unſrer Freundin meinen Scheidegruß. — Sorgen Sie für die Geneſung ihrer Seele; gelingt Ihnen dieſe, ſo wird ihr Körper keiner künſtlichen Unterſtützung bedürfen. — Endlich vertraue ich Ihrer Sorge noch die Reinerhaltung meines Andenkens in Leonidens Gedächtniß; es wird mich beruhigen, ſie in dem Wahn erhalten zu wiſſen, daß nicht meine Leidenſchaft, ſondern daß ihre eigne Phantaſie es war, welche an ihrer Ruhe frevelte.“

„Gott ſei Dank!“ rief Legrange; denn neben der Erkennung, daß in der Entfernung Meneuille's aus Frankreich und in deſſen lebhaft unterhaltener Thätigkeit das einzige Rettungsmittel des von ſeinen Sinnen mißleiteten Mannes liege, wuchs ihm auch die Hoffnung, daß Leonidens Ruhe, einer bedenklichen Störung überhoben, ihre begonnene Geneſung befördern werde. Er irrte ſich nicht. Sie vernahm ſchweigend, aber wie es ſchien nicht ungern, die Nachricht von Meneuille's Abreiſe, welche Legrange ihr als eine von den Zeitereigniſſen gebieteriſch gefoderte Nothwendigkeit darſtellte; und mit unausſprechlich wohlthuendem Gefühl weidete ihr väterlicher Freund täglich zuverſichtlicher ſein Herz an dem Anblick der wachſenden Geſundheit ihrer Seele und ihres Körpers. Eine einzige Spur nur blieb zurück aus ihrem Blödſinn: die durch ihr Mutterglück und durch ihren Seelenfrieden aufrecht erhaltene Ueberzeugung, daß ſie alle rächenden Feinde ihres vergangenen Lebens durch ihre Leiden mit ſich ausgeſöhnt und einen vorbittenden Engel im Himmel habe. Und wie allmählig ihre Rückblicke häufiger und deutlicher wurden, wie ihr Vertrauen zu dem Freunde ihrer Jugend wuchs; wie er nach und nach, erſt leiſe, dann beſtimmter zu fragen ſich getraute, da öffnete ſie ihm den verhüllten Raum ihrer Vergangenheit, in deren Tiefe nur ein Lebendiger ſeinen Blick geworfen hatte, ein Flüchtling, welchen Leonide keinen Schatten mehr, nur ſein Licht zurückwerfen ſah auf die ſchattenreiche Erde.

Wer es einſt erfahren hat, wie es dem Herzen thut, einen Jahre lang verſpäteten Abſchiedsgruß von einem geliebten Verſchollenen zu erhalten, deſſen Kämpfe, Leiden und Erhebung durch die einfache rührende Schilderung derſelben von den Lippen eines geretteten Mitkämpfers zu vernehmen, der wird leicht das Gefühl ermeſſen, welches Legrange ergriff, als Leonide ihn durch das Dunkel ihrer durchpilgerten Nacht führte; aber eine Bangigkeit, welche ſich nicht mitempfinden läßt, miſchte der Wehmuth des redlichen Mannes eine ungemeſſene Fülle von Bitterkeit zu, als er die Entdeckung machte, daß Leonidens Seelenfrieden einzig auf der feſten Ueberzeugung beruhe: Saint Hilaire ſei todt, er ſei ihr himmliſcher Anwalt, und die Zuverſicht, durch ihn mit

Gott verſöhnt zu ſein, beglücke ſie wahrhafter als je ſein Beſitz ſie beglückt hatte. — Wenn Meneuille und Leonide ſich nicht getäuſcht hatten, wenn Saint Hilaire noch leben und einſt wieder erſcheinen ſollte, — welches Loos bedrohte ſie, wenn ihr vermeintlicher Verſöhner je aufhören ſollte, ihr in der Geſtalt ihres Schutzengels zu erſcheinen?

Nach und nach verminderten ſich aber Legrange's Beſorgniſſe, all ſeine Forſchungen nach dem eben ſo unbegreiflich Erſchienenen als Entſchwundenen waren vergebens, und immer feſter ward ſeine Ueberzeugung, daß Leonidens und Meneuille's Aufregung, im Augenblicke der gehabten Erſcheinung, ihrer Phantaſie ein Trugbild untergeſchoben habe. Saint Hilaire war ja zum Tode verurtheilt, zur Hinrichtung abgeführt worden; welcher Hand auf Erden war es möglich geweſen, das Mordeiſen in ſeinem Falle aufzuhalten? — Nein, Saint Hilaire war kein Erdenpilger mehr; Leonide hatte Recht: er war einer der Engel Gottes geworden.

Im Laufe der Zeit, welche dieſe Ueberzeugung in Legrange's Seele reifte, hatten ſich indeß Ereigniſſe zugetragen, die das ganze Verhältniß der kleinen einſamen Familie umgeſtalteten. Die Kinder erinnerten nämlich ſo oft und ſo ungeduldig an ihren Fund, daß Legrange ſogleich, nachdem Leonide ihn weniger zu beſchäftigen anfing, zu deſſen Unterſuchung ſchritt. Mit Mühe zerſprengte er das verroſtete Schloß des Käſtchens, welches eine uralte, ſo gründlich überlaufene Monſtranz enthielt, daß die Gattung des Metalls, aus welchem das Kirchengeräth ſehr künſtlich gearbeitet war, nicht erkannt werden konnte. Auf dem Boden des Käſtchens lag ein Schieferſtück, auf deſſen Platte Worte eingekritzelt waren, welche Legrange folgendergeſtalt entzifferte:

„Ich, Hector Renné von Auverrière, Herr von Auvergne und Albigeois, habe auf Anſtiften meiner Ehegemahlin, Leonide Helene von Levis, dem Papſtthum und ſeinen Werken entſagt. Hab' ich aber ſündlich gethan durch meinen Abfall, ſo möge der Herr ſammt ſeinem eingebornen Sohn, deſſen heiligen Leib, in dieſer Monſtranz eingeſchloſſen, meine Väter angebetet haben, und ſammt dem heilgen Geiſt meiner armen Seele gnädig ſein, denn ich habe meine Hand nicht befleckt mit Kirchenraub, habe Altar und Beichtſtuhl, Kanzel und Taufſtein, Weihkeſſel und all die lieben Heiligenbilder ſorglich beſchirmt und will ſie auch beſchirmen fürderhin durch eine feſte Wand, welche die alte Kirche trennen ſoll von der neuen. Und unter den Grundſtein dieſer Wand lege ich mit eignen Händen, ohne Vorwiſſen meiner Ehegemahlin, dieſes Täflein nieder und dieſe heilige Monſtranz, damit ich ſie bewahre vor ſchnödem Mißbrauch. Und mög' es dem Herrn gefallen, ſie wieder hervorgehn zu laſſen an das Licht des Tages zum leiblichen oder zum geiſtlichen Frommen meiner Kindeskinder, je nachdem es ſeiner Weisheit gefallen wird. Geſchrieben auf der Burg Luclauſe am heiligen Mauritiustage im Jahre des Herrn 1561."

Legrange nahm Anſtand, Leoniden den Inhalt dieſer mühſam entzifferten Schrift mitzutheilen. Seit ihrer Seelengeneſung hatte ſie mit aller Glut der ihr eigen gewordenen Schwärmerei ihre religiöſen Begriffe wieder geſammelt und ihren Freund wohlgefällig wahrnehmen laſſen, wie bemüht ſie war, die Keime auszurotten, welche Adelens Glaubenseifer in die Seelen ihres Zwillingspaares geimpft hatte. Gewarnt durch die Erinnerung an ihre einſtige Hinneigung zur katholiſchen Kirche, hielt Legrange es für das Beſte, den Fund jener Schiefertafel ihr zu verheimlichen, um durch den Zweifel ihres Ahnherrn an die Verdienſtlichkeit ſeines Uebertritts zur neuen Lehre, nicht längſt vergeſſene Gewiſſensſcrupel in Leonidens Seele zu erwecken, und fing an, die Monſtranz genauer zu unterſuchen. Dieſe beſtand aus einem weichen dehnbaren Metall, welches, dem Meſſerdrucke leicht nachgebend, eine Farbe zeigte, die den unkundigen Wardein hoffen ließ, dieſes Metall ſei Gold. Er rieb nun die grünliche Oberfläche, mit welcher die Zeit das Geräth bedeckt hatte, an einigen Stellen ab, und entdeckte, daß es mit zahlreichen Steinen] beſetzt ſei. Es gelang ihm, einige derſelben aus ihrer Faſſung zu brechen, und verſehen mit dieſen und einem abgeſchlagenen Stücke von dem Fuße der Monſtranz, begab er ſich nach Cordes zu einem Goldſchmiede, welcher dies Metall für Gold und die Steine für werthvolle Edelſteine erkannte.

Dieſe Entdeckung, welche den Fund wirklich zu einem Schatze machte, gab Leonidens Lage plötzlich eine ganz andere Wendung. Durch die Maßregeln der ſchlechten Finanzverwaltung jener verſchiedenen Regierungen, welche ſeit zehn Jahren Frankreichs Kräfte ausgeſogen hatten, waren die edeln Metalle faſt ganz aus dem Lande verſchwunden; die Aſſignaten und ſpäter die Mandaten, welche die Stelle des baaren Geldes vertraten, waren zu ſo unglaublich niedern Werthbeträgen herabgeſunken und das Geld in gleichem Verhältniß ſo unglaublich hoch im Preiſe geſtiegen, daß Legrange nicht zweifelte, aus dem Verkauf des Geräths ſo viel zu löſen, als zur Beſitzerlangung der bedeutendſten Nationalgüter erfoderlich war.

Er machte Leoniden mit ſeinen Hoffnungen bekannt und ſchlug ihr vor, mit ihm gemeinſchaftlich eine Reiſe nach Lyon, als der nächſten Stadt zu unternehmen, in welcher ſich Käufer ſeiner Waare in ſolcher Menge vorausſetzen ließen.

Leonidens Auge fing an zu glühen; auf dem Wege nach Lyon blieb Chateaugris zur rechten Hand in geringer Entfernung liegen; ihre Sehnſucht, das

Lieblingshäuschen ihres verklärten Geliebten wiederzuſehen, das freundliche, einfache und einſame Gebäude, unter deſſen Dach er als Jüngling gelebt, und das er hingegeben hatte, um ihr den Beſitz ihres Vatererbes zu erhalten, dieſe Sehnſucht erfüllte ihre Seele mit erſchütternder Gewalt; — kaum vermochte ſie die Beendigung der Vorbereitungen zu erwarten, welche dieſe Reiſe erfoderte, und ſchwer überzeugte ſie ſich von der Nothwendigkeit, daß Legrange ſich zuvor bei ſeiner vorgeſetzten Behörde beurlauben müſſe. Mit einer Lebendigkeit, welche ſeit Jahren ihr fremd geweſen war, hing Leonide an dem Gedanken feſt, unter dem Schatten jener Bäume wieder zu wandeln, welche einſt die Gegenwart ihres Engels geheiligt hatte, deſſen Geiſt ſie ſich auf dieſer geweihten Stelle doppelt genähert wähnte.

Legrange benutzte die Zeit, in welcher ſein erwarteter Urlaub ihn noch feſſelte, die Steine aus der Monſtranz zu brechen und die Arbeit und Form derſelben unkenntlich zu machen, um das Ganze, ohne Aufmerkſamkeit zu erregen, vereinzelnd verkaufen zu können. Endlich lief ſein Urlaub ein; das Gold war in kleine Klumpen zuſammengeſchlagen; Meneuille's Knaben hatte man einem Freunde in Cordes anvertraut, und Leonide ſaß neben Legrange in dem Reiſewagen; ihren beiden Kindern ununterbrochen mit einer Fröhlichkeit zulächelnd, welche dieſen an der ſonſt ſo feierlich-ernſten Mutter völlig fremd war.

Leonidens Ungeduld zwang ihren Begleiter, die Zahl der gewöhnlichen Tagereiſen zu verringern, und ſo ward denn das erſehnte Ziel ſchnell erreicht. Ein Strom freudiger Thränen ſtürzte aus Leonidens Augen, als der Wagen von dem ſteilen Rhoneufer niederglitt, und der Anblick des entzückenden Thals ſie mit geheiligten Erinnerungen begrüßte. „Seht, meine Kinder!“ rief ſie den Kleinen zu, „in jenem Hauſe hat unſer Engel gewohnt, eh' ich ihn zwang, ſtatt eines Irdiſchen ein Himmliſcher zu werden! — In jenem großen Schloſſe hab' ich an ſeiner Seite gelebt; ſo glücklich, ſo ſelig, bis die Angſt mich faßte vor meinem Verfolger und ſeinen mächtigen Gehülfen. — O, warum ſagt' ich mir nicht, daß unſer himmliſcher Vater allmächtiger iſt, als alle Prieſter auf Erden? — Warum entdeckt' ich nicht meinem

Saint Hilaire meine Furcht und meine Sorgen? — Warum drängt' ich ihn, geſcheucht von meiner Angſt vor elenden Menſchen, ſein Vaterhaus zu verlaſſen, und mit mir in fremde Länder, einem furchtbarern Verderben entgegen zu flüchten, als dasjenige, welches ich hier auf mich lauern ſah!"

Sie verſtummte unter ſchmerzlichen Thränen, aber die Kinder ſchmeichelten und küßten ihre Augen wieder klar, und ſie blickte wieder auf. „Seht," rief ſie, „jener einzelne Pfeiler, der dort hervorragt aus dem Strome, trug einſt einen Bogen der uralten Pont gris, die Euch den ehrwürdigen Namen gegeben hat; Ihr heißt nicht Ainaraude, wie man euch genannt hat, Saint Hilaire de Pont gris, ſo hieß Euer Vater, und ſeinen Namen ſollt Ihr führen und keinen andern." —

An der Fährſtätte ließ Leonide den Wagen halten und ſtieg aus mit ihren Kindern. Lange betrachtete ſie ſchweigend die aus dem Waſſer hervorragende Ruine; dann wandte ſie ſich ſchnell an Legrange und ſprach: „Dieſe Brücke gedachte mein Saint Hilaire herzuſtellen; meinetwillen unterblieb der Bau; die Sorge für mich trieb ihn nach Paris;

er hat ſein geliebtes Vaterhaus nicht wiedergeſehen; laſſen Sie mich vollführen, was er beſchloſſen hat! Ich will das Gold und die Diamanten, welche die Kinder gefunden haben, zur Wiederherſtellung dieſer heiligen Brücke verwenden."

Legrange erſchrak nicht wenig über dieſen vorſchnellen Entſchluß Leonidens und war ſehr verlegen über die Wahl der Wege, ihm triftig zu begegnen; da rief der kleine Godefroy: „Warum kaufen wir denn aber nicht das ganze ſchöne Schloß, welches die Jakobiner meinem Vater geſtohlen haben? Dann bauen wir die Brücke für uns und für keinen Fremden!"

„Ja," rief Leonide entflammt, „ganz Chateaugris wollen wir kaufen! Geſchwind, Legrange! — Treffen Sie Anſtalt!"

Legrange bewies der ungeſtümen Forderin, daß ſie, ehe an einen Kauf zu denken ſei, zuvor ihre Mittel kennen müſſe, und daß man, um dieſe kennen zu lernen, nothwendig vorher nach Lyon eilen und die gefundenen Edelſteine verhandeln müſſe. Leonide erkannte endlich dieſe Nothwendigkeit an und betrieb die Fortſetzung der Reiſe jetzt noch eifriger als vor dem Beginn derſelben. — Man reiſte ab und kam in Lyon an. Legrange vereinzelte die Juwelen in verſchiedene kleine Theile und erſtaunte über den unerwartet hohen Preis, welcher ihm für ſeine Waare gezahlt wurde. Jetzt war Leonidens Project, die ganze Herrſchaft Chateaugris zurückzukaufen, um ſo leichter ausführbar, als daſſelbe von den Ereigniſſen begünſtigt zu werden ſchien, welche Legrange eingetreten fand, als er mit Leoniden nach dem Ziel ihrer Wünſche zurückgekehrt war. Einer der ſtarrſinnigſten Republikaner hatte ſich für ein geringfügiges Kaufgeld in den Beſitz dieſes reizenden Landſtriches geſetzt und lange Zeit keine Neigung verrathen, den Tummelplatz der Intriguen, aus welchen er ſich mit ſeinen gewonnenen Reichthümern gerettet hatte, wieder zu betreten; plötzlich veränderte aber ein einzelner Mann den Zuſtand der Dinge gänzlich, und jetzt verließ der Beſitzer von Chateaugris ſein Schloß, um als Gegner des kühnen Mannes aufzutreten, welchen die öffentliche Stimme der Abſicht beſchuldigte, die jetzige Verfaſſung umzuſtürzen. Dieſer kühne Mann war der

General Buonaparte, welcher das Heer in Aegypten verlaſſen hatte, um, wie von ſeinen Widerſachern behauptet ward, die Vernichter des Königthums zu Dienern ſeiner Zwecke zu gebrauchen, ſtatt ſich zum Beförderer der ihrigen benutzen zu laſſen. Seine Landung auf franzöſiſchem Grund und Boden riß das Volk aus ſeinem Schlafe, und ſein Auftritt in Paris ſpaltete die gährenden Kräfte in Parteien für und wider die beſtehende Directorialregierung, für deren Erhaltung ihre Freunde kein Opfer zu ſcheuen entſchloſſen ſchienen.

Dieſe Geſtaltung der Dinge machte den gewünſchten Erfolg des Projectes, welches Leonide mit allen Kräften ihrer Seele aufgefaßt hatte, ſehr wahrſcheinlich. Es ließ ſich erwarten, daß dem Grundherrn von Chateaugris, Kraft ſeiner Stellung als Parteihaupt, einem ſo mächtigen Gegner, als Buonaparte war, gegenüber, mehr an dem Beſitz einer großen baaren Geldſumme als an einem Grundeigenthum liegen müſſe; aber dieſe Vorausſetzung war keinesweges richtig. Die Reichthümer, welche der ehemalige Sansculotte zuſammengeraubt hatte, waren ſo beträchtlich, daß er es nicht nöthig zu haben glaubte, ſein Grundbeſitzthum aufzugeben, um ſich in den Stand zu ſetzen, ſeine Partei zur ſiegreichen zu machen, und Leonide, von ihren ausſchweifenden Hoffnungen zu einer Zuverſicht emporgeſchwungen, welche keinen Zweifel an das Gelingen ihres Entwurfes aufkommen ließ, ſank mit beängſtigender Faſſungsloſigkeit in Legrange's Arme, als dieſer ihr die Vernichtung ihrer Hoffnungen mittheilte. Troſtlos durchwanderte ſie die Fluren, welchen ſie eine Fremde zu bleiben beſtimmt war, und weinte mit ihren Kindern auf jeder Stelle, welche ihr gemeinſchaftlicher Engel durch ſeine Gegenwart zu einer Heiligen geweiht hatte; da blieb ihr thränenreiches Auge an einem kleinen, aber reichen Freudenquell hangen; ſie ſtand vor dem Landhauſe, welches ihres Gatten unabhängiges Eigenthum geweſen und ihretwegen von ihm aufgegeben worden war. All' ihre Wünſche ſammelten ſich jetzt auf dieſen einzigen Punct; ſie beſtürmte Legrange mit Bitten, ihr den Beſitz dieſes Häuschens zu erwirken, und das Glück zeigte ſich ihrem beſcheidenen Streben günſtig. Legrange fand den Eigenthümer des kleinen, wenig einträglichen Landgutes zu deſſen Entäußerung geneigt, und mit einem rauſchähnlichen Entzücken empfing Leonide die gerichtliche Verhandlung, welche ſie als die Beſitzerin dieſes engbegränzten Edens beglaubigte.

Plötzlich verfinſterten ſich ihre Züge; ihre Augen flammten, während ihre Wangen erblichen. „Legrange! was haben Sie hier ſchreiben laſſen?“ rief ſie, indem ſie auf eine Stelle, gleich zu Anfange des Kaufbriefes, deutete. „Sie haben mich Ainaraude's Wittwe genannt; Ainaraude's Wittwe darf Saint Hilaire's Nachlaß nicht beſitzen!“ Mit dieſen Worten zerriß ſie das Patent und ſprach: „Laſſen Sie einen andern, einen auf mich, Saint Hilaire's Wittwe, lautenden Kaufbrief ausfertigen. Ich war Saint Hilaire's Weib, nachdem Ainaraude längſt im Grabe ſchlummerte!“

Legrange machte dieſe Forderung ſehr beſtürzt. „Sie verlangen eine Unmöglichkeit,“ erwiederte er. „Sie gefährten Ihre Sicherheit, wenn Sie den Namen ablegen, unter welchem Sie begnadigt worden ſind. Die Wittwe Ainaraude und nicht die

Wittwe Saint Hilaire iſt es, welcher Meneuille die Freiſprechung ausgewirkt hat.“

„Die Wittwe Saint Hilaire iſt nie in Anklageſtand verſetzt geweſen, folglich bedurfte ſie auch keiner Freiſprechung!“ verſetzte Leonide. „O, Legrange!“ fuhr ſie mit ſteigender Bewegung fort, „laſſen Sie mir die Mittel, mich ſelbſt zu täuſchen, mich zu überreden, ich ſei nie von Saint Hilaire getrennt geweſen; Ainaraude ſei nie zwiſchen ihn und mich getreten; ich hätte nie dieſen Namen geführt! — O, könnten Sie mich das vergeſſen machen!“

„Das kann ich!“ rief Legrange, hingeriſſen von der Gewalt ſeines unwiderſtehlich erregten Mitgefühls. „Wiſſen Sie, daß Sie von Saint Hilaire nie geſetzlich getrennt geweſen ſind! Ainaraude hat es Meneuille geſtanden, daß er Sie betrogen habe, als er mit Hülfe eines falſchen Documents die Auflöſung Ihrer erſten Ehe Ihnen glaubhaft machte. Sie haben nie aufgehört, Saint Hilaire's Gattin zu ſein, und ſind jetzt ſeine Wittwe. Aber nun begnügen Sie ſich mit Ihrer Kenntniß dieſes Geheimniſſes; genug, daß Sie es wiſſen, wer Sie ſind;

was kann Ihnen daran liegen, wie die Welt Sie nennt?“

Leonide hatte mit wachſender Spannung aufgehorcht. „Gott — gnädiger, barmherziger, liebreicher Gott!“ rief ſie aus, „ſo nimmt denn Deine Vaterliebe das letzte Kummergewicht von meiner Seele! So ſind meine Kinder dann keine Baſtarde! Sie ſind die Früchte einer rechtmäßigen Ehe? — Aber dann ſind Sie auch die geſetzlichen Erben des Namens ihres Vaters, und dieſes heiligen Erbes darf ich ſie nicht berauben! Gehen Sie, Legrange, bieten Sie dem Mann, welcher dieſen Kaufvertrag entworfen hat, mein halbes, ja mein ganzes Vermögen für die Umänderung des Namens Ainaraude in Saint Hilaire.“

Legrange ging, ſeine Brieftaſche mit einer Maſſe geldwerther Papiere gefüllt, zu der Gerichtsperſon, welche den Handelsvertrag zwiſchen dem Verkäufer und der Käuferin gerichtlich beſtätigt hatte, und es wurde ihm nicht ſchwer, den Umtauſch der beiden Namen auf dem Papiere zu erwirken. Er kehrte mit dem neuausgefertigten Document zu Leoniden zurück, welche nun mit Stolz und Entzücken ihre Kinder in den Arm ſchloß und begeiſtert ausrief: „Jetzt ſeid ihr die Erben des Namens, den unſer Engel geführt hat auf Erden!“

Es war nicht leicht, Leoniden zur Rückkehr nach Luclauſe zu bewegen, um dort die Einrichtung ihrer neuen Wohnung zu ihrer Aufnahme abzuwarten, und nur das Gefühl der Unentbehrlichkeit ihres Freundes Legrange, welcher erſt ſein Amt niederlegen mußte, ehe er ſie in ihr neues Verhältniß begleiten konnte, vermochte ſie, ſich noch einmal von ihrem Paradieſe loszureißen.

Mit recht ſchmerzlichem Gefühl lös'te Legrange die Bande, welche ihn an ſeine heimatliche Gegend knüpften; er war ſich bewußt, in ſeiner bürgerlich-amtlichen Stellung ſo wie in ſeiner geiſtlichen viel Gutes geſtiftet, viel Böſes verhindert zu haben, und erkannte die dringende Nothwendigkeit, gerade in der gegenwärtigen Gährung beide Aemter, ſein öffentliches, ſo wie ſein im Geheim verwaltetes, in den Händen redlicher Männer zu wiſſen. Endlich hatte er für ſeine im Stillen vereint erhaltene Heerde einen Hirten gefunden, welcher ſeinen Fußtapfen treue Nachfolge verſprach; der Ausbau der Kapelle war beendet; ſeine obrigkeitliche Würde anderweit vergeben, und dennoch verzögerte er ſeine Abreiſe, welche Leonide mit heftiger Sehnſucht betrieb, von Woche zu Woche, feſtgehalten von der Hoffnung, ſeinen Blick noch an die Ernte ſeiner Saaten weiden zu können. Der General Buonaparte hatte nämlich den Umſturz der Regierung vollbracht, und aus den Händen des nunmehrigen erſten Conſuls erwartete Legrange die endliche Erfüllung ſeiner Jahre lang genährten Hoffnung: die Stiftung einer allgemeinen franzöſiſchen Kirche; der Anblick der Frucht ſeiner langen geheimen Arbeiten ſollte ihn in ſeine Zurückgezogenheit begleiten. Klein und zerſtreut hatte er ſeine Gemeinde empfangen, geſammelt und vermehrt dachte er ſie ſeinem Nachfolger zu übergeben; der neue Machthaber fand es aber angemeſſener, das franzöſiſche Volk zu Meſſe und Beichtſtuhl zurückzuführen. Er erklärte die alte katholiſche Kirche zur herrſchenden in Frankreich.

Dieſer unerwartete Schlag traf Legrange mit nie empfundener Schwere. Er verlor den Muth, ferner zu wirken, und erklärte ſich bereit, Leoniden ohne Aufſchub zu begleiten. — Aber ſein Abzug von Luclauſe ſollte kein freiwilliger ſein.

Meneuille's älteſtem Sohn war es nicht möglich geweſen, ſeine Entrüſtung über Legrange's Entweihung der heiligen Bildſäulen in der Kapelle ſchweigend zu tragen; das Gerücht von der That des kalviniſtiſchen Prieſters hatte während deſſen Anweſenheit in Lyon und Chateaugris ſich mit vergrößernden Zuſätzen verbreitet, und nur ſeine obrigkeitliche Würde ſchützte ihn nach ſeiner Wiederkunft vor der Rache vieler, aus dem langen Schlummer erwachter Altgläubigen, deren Fanatismus in offene Flammen emporloderte, nachdem der erſte Conſul die alte Staatsreligion in Frankreich hergeſtellt und Legrange ſich ſeiner amtlichen Würde entkleidet hatte.

Es war an einem Sonntage, als er ſeine kleine Gemeinde, um ſie den Händen ſeines Nachfolgers zu übergeben, in der viel zu geräumigen Kapelle verſammelt hatte, als plötzlich die Thür erbrochen wurde und ein wüthender Volkshaufe aus dem umwohnenden Landvolk und den niedern Klaſſen der Bürger von Cordes gemiſcht, einbrang. Einige Secunden lang feſſelte das Ueberraſchende des Anſturms dieſer Raſenden die verſammelte Gemeinde; als aber die Fanatiker Hand an den verehrten Geiſtlichen legten und ihn vom Altar hinwegriſſen, da erwachte auch die Wuth der Kalviniſten; ein Kampf, wie Frankreich ihn ſeit zehn Jahren nicht geſehen hatte, entbrannte unter ſeinen Bürgern, welche ſeither ganz andere Intereſſen als die der religiöſen Anſichten zu verfechten gewöhnt worden waren. — Es gelang endlich Legrange's beſonnenen Freunden, ihn und Leoniden zu entfernen, und während die Stürme durch die Zerſtörung des erneuerten Tempels ihrer Wuth Nahrung gaben, warf ſich der verrätheriſche Knabe reuig zu Leonidens Füßen und beſchwur ſie, noch heute zu fliehen, weil das aufgebrachte Volk, deſſen Fanatismus ſeine Unvorſichtigkeit geweckt habe, entſchloſſen ſei, ſie und Legrange zu morden.

Dieſes Geſtändniß beſchleunigte die Flucht der ganzen Familie. Legrange nahm Meneuille's Kinder, Leonide die ihrigen zu ſich in den Wagen, und Luclauſe ward auf immer verlaſſen.

Legrange's Edelmuth machte ihn unfähig, den Anſtifter dieſes Unheils das folgenſchwere Werk ſeiner Glaubenswuth entgelten zu laſſen; doch war es dem redlichen Manne höchſt erwünſcht, daß Meneuille, deſſen Trübſalen das Verhängniß endlich ein Ziel geſetzt hatte, gerade in dieſer Zeit ſeinen beiden älteſten Söhnen eine andere Beſtimmung anwies. Es war ihm nämlich geglückt, einen ſchwerverwundeten Günſtling des Generals Maſſena zu retten; dieſe Cur zog die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn, und als der erſte Conſul, welcher die Leitung des Heeres ſelbſt übernahm, bei Beſichtigung der Krankenanſtalten die Feldhospitäler, welchen Meneuille vorſtand, vorzüglich lobenswerth verwaltet fand, da war das Glück des thätigen Oberarztes entſchieden. Sein erſter Schritt auf der Bahn des Glückes führte ihn auf eine Stelle in der Conſulargarde; ſpäter vertraute der erſte Conſul ihm ſeine eigene Perſon an und beförderte in den Strahlen ſeiner Sonne den Wachsthum des Glückes ſeines verdienteſten Arztes.

Während das Glück ſich in Meneuille's Erhebung gefiel, warf es auch Leoniden einen ſehr freundlichen Blick zu. Der Beſitzer von Chateaugris hatte, als er ſich von ſeiner leidenſchaftlichen Vorliebe für die beſtehende Verfaſſung zu Gewaltſchritten gegen den mächtigen Feind derſelben verleiten ließ, ſeine Kraft überſchätzt; er ward gefangen, zur Deportation nach Cayenne verurtheilt, ſein von Blut und Thränen beflecktes Beſitzthum eingezogen, und Leonide erſtand in der öffentlichen Verſteigerung des Nachlaſſes jenes Bürgerlich-Todten, das Vatererbe ihres Saint Hilaire.

Mit dem Entzücken eines Kindes am Weihnachtsabend durchflog die glückliche Leonide den Garten und die glänzenden Zimmerreihen des Schloſſes, aber ihre Fröhlichkeit verminderte ſich von Schritt zu Schritt. Der Zauber dieſes Paradieſes war unter den blutigen Fußtapfen der marſeiller Banden verſchwunden, welche vor ſechs Jahren nach Paris ſtürmend, das Verderben durch dieſe Gegend getragen und ihren Haß gegen den Ariſtokraten, der ſich erfrecht hatte, dieſes Eden zu erwerben, an den todten Gegenſtänden, welche niet- und nagelfeſt der Raubſucht widerſtanden, bekundet hatten. Immer nagender ward Leonidens Wehmuth; vergebens ſuchte ſie in dieſem entſtellten Gerippe die Spur ſeiner geſchiedenen Seele. Nichts, nichts als dieſe todten Wände zeugten von ihm, der ihnen und ihr einſt Leben gegeben hatte; aber dies Zeugniß glich der Stimme eines Grabmals, die von nichts als von dem Todten ſpricht, auf deſſen Aſche es gegründet iſt. Zum erſtenmale, ſeit Saint Hilaire ſie mit irren Sinnen aus ſeinen Armen gleiten ließ, um ſeinen Todesgang anzutreten, empfand ſie die Schrecken ſeines Todes und die Leere ihrer Welt. Ach überall hatte die Nähe des Engels ihr genügt, aber hier, wo er menſchlich an ihrer Hand gewandelt hatte, hier genügte der Engel ihrer Sehnſucht nicht mehr. Dies Zimmer war das ſeinige geweſen; dieſes Fenſter hatte die Ausſicht nach Petitchateau, ſeinem Lieblingsgütchen und nach der zertrümmerten Drômebrücke. — Wie manche Stunde mochte er einſam an dieſem Fenſter geſtanden und geweint haben — die bitterſten Thränen — um ſie! — Ein unbeſchreibliches Weh zerriß ihre Seele, da — der Athem verſagte ſich ihr — ihre ganze Seele ward Auge — da ſtand auf einer Fenſterſcheibe, vielleicht der einzig erhaltenen im ganzen Schloß, ihr Name, von Saint Hilaire's Hand mit einem Diamant eingegraben. Jetzt ſchien ihr das Todte beſeelt; ſie fühlte ſich nicht mehr allein! — Aber ihr Glück war zu gewichtig, um es ungetheilt tragen zu können; ſie rief ihre Kinder, um ihnen das Denkmal der Liebe ihres Vaters zu zeigen.

Fröhlich kamen die Kinder angeſprungen. „Seht, ſeht!“ rief Leonide ihnen entgegen, auf die Schrift deutend. — „Das hat unſer Vater geſchrieben,“ ſprach Godefroy. „Eben hat Legrange ſeine Handſchrift gezeigt; er hat ein großes altes Buch gefunden mit vielen Bildern; und mein Name, von meines Vaters Hand geſchrieben, ſteht darin.“

„Wo? — wo iſt das Buch?“ unterbrach Leonide den Knaben und riß ihn mit ſich fort zu Legrange hin. — Das Buch lag noch aufgeſchlagen auf dem Tiſche, und Leonide las:

„Heute hat Gott der alten Pontgris den neuen

Pfeiler gegeben. Heute gebar meine Leonide mir meinen Godefroy. Chateaugris den 18. April 1789."

„Jeſus! — Mein Sohn!" ſchrie Leonide und warf ſich in Legrange's Arm. „Meinen Sohn geben Sie mir, und ich will nichts mehr bitten von Gottes Gnade als ein ſeliges Ende! Ich ging umher und ſuchte mit einer unverſtandenen Sehnſucht; ich glaubte den Todten zu vermiſſen, der mir immer nah iſt, der mich nie verläßt; — aber es war der Lebende, den ich ſuchte! Mein Sohn war es! — Geben Sie mir meinen Sohn!"

Legrange erinnerte Leoniden an die Schritte, welche er längſt gethan hatte, um den älteren Godefroy in ſein Vaterland zurückzuführen, und an die Schwierigkeiten, welche der gegenwärtige Krieg ſeinen Bemühungen entgegengeworfen. Insgeheim hatte er jedoch ſchon an der Ausführung eines neuen Planes, den Knaben ſeiner Mutter bald wiederzugeben, gearbeitet, und entdeckte dieſer jetzt, daß es durch Meneuille's Mitwirkung gelungen war, den erſten Conſul zu veranlaſſen, von dem churſächſiſchen Hofe die Auslieferung des jungen Saint Hilaire an deſſen Mutter zu fodern.

Leonidens Freude über dieſe Entdeckung war eben ſo ausſchweifend als ihre Ungeduld, und als Meneuille's nächſter Brief die nahbevorſtehende Ankunft des kleinen Emigranten meldete, indem die Nachricht eingegangen ſei, daß das obervormundſchaftliche Gericht in Dresden von ſeiner Behörde den Befehl erhalten habe, ſeinen jungen Mündel an deſſen Mutter auszuantworten, da fing der Freudentaumel dieſer Glücklichen an, Legrange beſorgt für die Erhaltung ihrer zu heftig beſtürmten Geiſteskräfte zu machen; als aber Woche auf Woche ohne weitere Kunde von dem Erſehnten verſtrich, als die Zeitungen von der Wendung der ſtreitenden Kriegsheere nach dem Norden der Schweiz berichteten, und als endlich Leonide mit einem neuen Zeitungsblatt in der Hand, ſinnlos vor Angſt zu Legrange hintaumelte und ihm zuſchrie: „Leſen Sie! leſen Sie! mein Kind iſt gemordet!“ da entſank ihm völlig der Muth, die Dauer ihrer Geneſung zu hoffen. Sein richtiges Gefühl leitete ihn jedoch, ſeine Zuflucht zu Leonidens Glauben an ihren himmliſchen Vertreter zu nehmen, und ſie faßte den Troſt, welchen er ihr bot, gläubig auf. „Sie haben Recht!“ ſprach ſie nach langem tiefen Sinnen: „Mein Engel iſt ja nicht nur der meinige, er iſt auch meiner Kinder Engel! mein Godefroy lebt! er muß leben und ich muß ihn wiederfinden, ſo wahr Gott nichts Zweckloſes thut noch geſchehen läßt auf Erden. Um meinen Sohn wiederzuerkennen, hab' ich ihn zeichnen müſſen mit meinem Abſchiedskuſſe! Das hat Gott mir eingegeben, denn Gott will mich nicht trennen von ihm auf ewig!“

Legrange unterſtützte ihre Hoffnung nach Kräften, ſo wenig er geneigt war, dieſelbe zu theilen. Eine Reihefolge blutiger Gefechte zwiſchen den Franzoſen und den Ruſſen hatte ſich durch das Engithal gezogen und bei Zürich geendet; in dieſem Thale lag Irwang, der Wohnort des Erziehers des jungen Saint Hilaire, und nur ein nicht zu hoffendes Wunder konnte dieſen in dem Sturme der abwechſelnd ſiegenden und beſiegten Heere geſchützt haben. Die Nachricht, welche Legrange durch ein züricher Handlungshaus über das Schickſal des Pädagogen Ulrich und ſeiner Pflegebefohlenen einzog, beſtätigte ſeine Beſorgniſſe; das ganze Engithal war eine große Ruine geworden, und namentlich das Dorf Irwang völlig verſchwunden von der Erde. Herrn Ulrich hatte ein brennender Balken ſeines zuſammenſtürzenden Hauſes erſchlagen; ſeiner Wittwe war es gelungen, ſich mit einigen ihrer Zöglinge nach Zürich zu retten, aber mehre derſelben, nach dem Grundſatze ihres bisherigen Erziehers mit ihrer Eltern Namen und Verhältniſſen größtentheils unbekannt, blieben ſpurlos verloren. Unter den Wiedergefundenen befand ſich der junge Saint Hilaire nicht, und Legrange mußte es für ein Glück erachten, der Wahrſcheinlichkeit, daß der Knabe in dem brennenden Gebäude oder unter der Pike eines Kalmücken geendet habe, noch die Möglichkeit entgegenſetzen zu können, daß er von den fliehenden Barbaren fortgeriſſen, nach den Wüſten am weißen oder am kaspiſchen Meere geſchleppt und das Wunder ſeiner Errettung noch zu hoffen ſei. Aber auch dieſer elende Troſt fing an, ſich ihm zu verſagen, nachdem er ein Jahr lang all' ſeine Mittel erſchöpft hatte, zu einer ſichern Kunde über den Verſchollenen zu gelangen. Vergebens bot er in den geleſenſten Zeitungsblättern des In- und Auslandes Summen auf Summen für eine genügende Auskunft von dem verſchwundenen Knaben, und gleich vergeblich blieben die Nachforſchungen nach demſelben im Innern des unermeßlichen Rußlands, welche ſelbſt von deſſen Hofe unterſtützt wurden. Es fand ſich Niemand, der den Preis zu verdienen vermochte, welchen Legrange für eine Nachricht von dem Leben und Aufenthalt des verlorenen Kindes ausgeſetzt hatte.

Mit drückender Angſt gedachte Legrange jetzt der Nothwendigkeit, Leoniden, welche über alle Erwartung ruhig geblieben war, allmählig auf den Verluſt ihrer Hoffnung vorzubereiten, eine Maßregel, die ihm um ſo erforderlicher ſchien, als jeder ihrer Schritte ihre Ueberzeugung andeutete, daß ihr verlorener Godefroy lebe und wiederkehren werde. Sie betrieb den Bau der zertrümmerten Brücke, von deren Beſtand der Aberglaube die Fortdauer des Saint Hilaire'ſchen Geſchlechts abhängig wähnte, mit unermüdlichem Eifer, und ließ, nachdem ſie am Tage der Feier des großen Weltfriedens den vollendeten Bau eingeweiht hatte, einen Flügel des Schloſſes für ihren Sohn einrichten, damit er Nichts vermiſſe, wenn er in ſein Vaterhaus zurückkehre.

Längſt ſchon hatte Legrange einzelne Warnungen hingeworfen, den Hoffnungen, welche Leonide mit leidenſchaftlicher Glut feſthielt, nicht zu unbedingt zu vertrauen; jetzt, als ſie zuverſichtlicher von der nahen Ankunft des Erwarteten ſprach, glaubte er deutlicher von ſeinen Beſorgniſſen reden zu müſſen, um ſie nicht zu überraſchend dem Schmerz einer gebrochenen Lieblingshoffnung preiszugeben. Er fing damit an, ſeine Zweifel zu äußern, daß Gott ſein Leben friſten werde, um ſie in der Vereinigung mit all' ihren Kindern glücklich zu ſehen. Leonide fiel ihm ſogleich in's Wort: „Haben Sie das je gehofft?" fragte ſie haſtig, — „dann haben Sie ſich getäuſcht! Mein Sohn lebt unter dem Schutze ſeines verklärten Vaters; er wird zurückkehren, aber nicht um mich durch ſeine Gegenwart irdiſch zu beglücken; nein, ich bin ihm nie Mutter geweſen; wie dürft' ich hoffen, daß er mir Sohn werden könne! — Der Bote ſeines

Vaters wird er ſein! Ihn wird mein Engel ſenden, um mich abzurufen in ſeinen Himmel; mein Kind wird mir den Todsgruß bringen, wenn es den Willkommskuß auf meine Lippen drückt.“

Legrange erkannte das Gefahrvolle dieſer Ueberzeugung, welche Leonide ganz im Stillen aus ſeltſamen Trugſchlüſſen entwickelt hatte und jetzt, reizbarer als je, feſthielt. Befangen von dieſem Aberwahn drohte wirklich der erſte Kuß ihres Sohnes ihr zum Scheidekuſſe des Lebens zu werden; doch die gereifte Ueberzeugung, daß dieſer Sohn nie ihre Lippen mit den ſeinigen berühren werde, verbunden mit der Wahrnehmung, daß Leoniden's hohe Gemüthsruhe einzig dieſem Wahne entquelle, bewogen Legrange zu dem Entſchuſſe, dieſen Hüter ihres Friedens durch keinen ferneren Einwurf mehr zu erſchüttern.

Endlich hatte Leonide die Vorbereitungen zu dem Empfange ihres Sohnes beendet, aber der ſehnlich Erwartete blieb aus. — Da ward ſie unruhig und plötzlich überraſchte ſie Legrange mit dem Vorſchlage, ſie auf einer Reiſe nach dem Engithale zu begleiten.

Das Mutterauge, behauptete ſie, ſehe ſcharf, und dort, wo die Spur ihres Kindes verloren gegangen ſei, werde ſie dieſelbe wiederfinden.

Legrange gab mit ahnungsſchwerer Bangigkeit ihrer Forderung nothgedrungen nach. Er fürchtete, dort werde ſie die Nichtigkeit ihrer Hoffnung entdecken, und unter dieſen Umſtänden durfte er es nicht wagen, ſie allein die Reiſe antreten zu laſſen, nachdem er dieſelbe vergeblich zu verhindern geſucht hatte. Er nebſt ihren beiden Kindern begleitete ſie.

Das zerſtörte Dorf Irwang war ſchon wieder aus ſeinen Ruinen emporgeſtiegen und die Spur des verheerenden Krieges überall von den vereinigten Händen der Zeit und der Menſchen vertilgt. — Ein freundlicher Landmann ſchritt den Forſchenden als Wegweiſer nach der Wohnung der Madam Ulrich, welche ſich auch wieder hier angeſiedelt hatte, voraus; der in den Felſen gehauene Steig war jedoch nur für Fußgänger berechnet und kein ſtolzes Wagengleis führte nach der beſcheidenen Hütte der Wittwe. Die Reiſenden ſtiegen aus, wanden ſich durch die Biegungen des Pfades und plötzlich hörte Legrange

Leoniden, welche vor ihm herſchritt, laut aufſchreien; — mit Gemſenſchnelle ſtürzte ſie voraus, er eilte ihr nach, und ſah ſie, mit dem Ausruf: „mein Engel! mein Engel!“ zu den Füßen eines Mannes niederſtürzen, welcher in der belaubten Vorhalle des Häuschens der Madame Ulrich neben dieſer ſtand.

Verſteinert ſtarrte Legrange den Fremden an, deſſen Züge immer bekannter in ſein Gedächtniß drangen. Auf einmal erwärmte ſich ſein vom Schreck verkühltes Blut; er flog Leoniden nach, richtete ſie auf und rief: „Nicht ſein Geiſt iſt's! Er lebt! Er iſt es ſelber! Saint Hilaire! Ihr Gemahl!“

„Nicht mein Engel?“ ſtammelte Leonide und ſank bewußtlos zurück in Legrange's Arme.

Zweites Capitel.

Fürchterlich iſt's,
Das Reich der Zerſtörung
Im Geiſte durchwandern,
Und mit dem namenloſen Entſetzen
Das Stimmengetös in der Verweſung Grabe
Wiederhallen hören:
„Das that die Sünde!“
Schubart.

Die wunderähnliche Wiederkehr des Todtgeglaubten aus dem Grabe erfodert einen Rückblick auf deſſen Vergangenheit von jener Morgenſtunde an, in welcher er ſich aus Leonidens Armen riß, um über das Blutgerüſt hinweg dem ewig abendloſen Tage entgegenzugehen.

Drei Karren fand Saint Hilaire, als er aus dem Thore des Gefängniſſes trat, zur Aufnahme der Verurtheilten bereit, und nahm mit feſter Haltung den Sitz ein, welchen ein Beamter der Municipalität ihm anwies.

„Nun Pfäffchen," ſprach der Kerkermeiſter zu einem andern Gefangenen, welchen er an den Wagen begleitete; „geſtern prahlteſt Du, Deine Guillotine ſolle noch gebaut werden, aber Du haſt Dich geirrt; ſie iſt ſchon fertig! Marſch! Steig auf!"

„Noch einen Augenblick Geduld, Brüderchen," erwiderte der verhöhnte Arreſtant, und ſetzte, indem er ſich umſah, hinzu: „wer hat denn hier eigentlich zu befehlen?"

„Ich!" erwiederte der Municipalbeamte vortretend; „ich habe zu befehlen, und ich befehle, daß Du, ohne ein Wort zu verlieren, Dich auf dieſen Wagen ſetzeſt, um Deinen Kopf an dem gehörigen Orte abzuliefern."

„Der gehörige Ort für meinen Kopf iſt das Tribunal," antwortete der ſtörrige Verurtheilte; „wißt, daß mit dem Fall meines Kopfes Euch ein wichtiges Geheimniß verloren geht. Bringt mich noch Einmal vor das Tribunal, ich will dort eine Entdeckung niederlegen, die —"

„Auf den Karren mit dem Schwindler!“ ſchrie der Beamte, und der angebliche Beſitzer des wichtigen Geheimniſſes ward unter dem Frohlocken des umſtehenden Pöbels, deſſen Jubelgebrüll ſein Gekreiſch überſchrie, auf den Wagen an Saint Hilaire's Seite geworfen. Jetzt ſah dieſer ſeinen lärmenden Gefährten an, und erkannte den Aumonier der Compagnie des Marquis von Montesquiou, den Pater Curiot, welcher, je näher er ſeinem gefürchteten Ziele kam, je lauter ſchrie, bis es ihm endlich gelang, die Aufmerkſamkeit des Municipalbeamten zu feſſeln.

„Was ſchreiſt Du da, Pfaff?“ fragte dieſer, neben dem Wagen herſchreitend.

„Ich will Euch Gaſtou's Kopf ſtatt des meinigen ausliefern,“ ſchrie der Feldpater. „Ich weiß, wo Gaſtou iſt und will es Euch entdecken, wenn Ihr mir Leben und Freiheit verſichert,“ fuhr er fort; und mit der Schnelle eines Lauffeuers verbreitete ſich von Mund zu Mund das Geſchrei des Pöbels: „Laßt ihn los! Herunter mit ihm von dem Wagen! Wo iſt der Vendéer Perückenmacher? Antworte, Pfaff, oder wir nageln Dich mit Händen und Füßen an den Laternenpfahl!“

„Hier iſt er!“ ſchrie Curiot, Saint Hilaire's Arm packend und ihn emporreißend. „Dieſer iſt Gaſtou! Ihn nagelt an die Laterne! Ich bin ein guter Republikaner!“

„Glaubt dem Elenden nicht! Er will ſein Leben durch eine Lüge erkaufen! Ich bin nicht Gaſtou!“ rief Saint Hilaire, aber ſeine Stimme war zu ſchwach, um das Getöſe zu durchdringen, welches den endlich gelungenen Fang des in allen Winkeln Frankreichs vergeblich geſuchten Ariſtokratenfriſeurs mit zahlloſen Stimmen von Straße zu Straße verkündete.

Der Beamte, welcher den Zug der Verurtheilten begleitete, glaubte dem Vorſitzer des Revolutionstribunals von der Angabe des Paters Bericht erſtatten zu müſſen, und erhielt Befehl, dieſen ſowohl als den vorgeblichen Gaſtou ſogleich noch Einmal vor den Gerichtshof ſtellen zu laſſen.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich ſterben!“ ſchrie Saint Hilaire, als man ihn zwang, an Curiots Seite auf dem Wagen zu bleiben, während ſeine Mitverurtheilten dieſen verließen und die Stufen der Guillotine beſtiegen.

„Sein Sie ruhig!“ flüſterte Curiot ihm zu, indem der Wagen dem Stadthauſe entgegengelenkt wurde. „Ich bin Ihr Freund, und was ich thue, geſchieht, um Sie zu retten. Bekennen Sie ſich, wenn man Sie fragt, keck für Gaſtou und ich verbürge Ihnen Ihr Leben!“

„Wer ſagt Ihnen denn, daß ich zu leben wünſche?“ rief der Graf, aber der Lärm der wirbelnden Trommeln, deren Donner die beginnende Arbeit des Mordgeräths verkündete, und das Gebrüll ſeines Nachbars, deſſen Lunge ein „vive la République“ nach dem andern erſchöpfte, ließ ſeine Frage ungehört verhallen. Jetzt hielt der Wagen am Ziel und eine Abtheilung Nationalgarden begleitete den vermeintlichen Vendéeheldén und deſſen Verräther in den Sitzungsſaal.

Der Präſident, mit einem Blatte in der Hand, trat vor Saint Hilaire hin, blickte bald auf dieſen, bald auf das Papier, und ſprach: „Die Beſchreibung trifft ziemlich genau zu; nur das Haar und der Bart dürften dunkler ſein. — Sie ſind" — wandte er ſich an den Gräfen, — „alſo derſelbe Gaſtou, welcher am 10. März dieſes Jahres in Saint Florant das thörichte Volk der Vendée aufwiegelte, ſich den Beſchlüſſen des Nationalconvents zu widerſetzen und die Aushebung der Conſcribirten zu verhindern? — Derſelbe, welchem es gelungen iſt, ſich den Nachforſchungen der Behörden durch die Flucht zu entziehen, und den unſre Steckbriefe bis heute vergeblich verfolgt haben? — Antworten Sie."

„Ich bin nicht Gaſtou," antwortete der Graf mit feſtem Tone. „Ich bin der Graf Saint Hilaire de Pont gris, der erſte Edelmann in Frankreich, welcher das Joch ſeiner Vaſallen brach, und dennoch als Vaterlandsfeind geächtet wurde. Ich habe, um das mir verſagte Recht zurückzuerobern, den Boden Frankreichs mit den Waffen in der Hand betreten, und bin bereit, mein Vergehen auf der Guillotine zu büßen. Laſſen Sie mich abführen."

„Es iſt nicht wahr!" ſchrie der Pater. „Dieſer Bürger, der ſich einen Grafen nennt, iſt Niemand anders als der royaliſtiſche Perückenmacher Gaſtou aus Saint Florant. Ich kenne ihn genau und habe, als ich ihn geſtern wiederſah, nachdem ich von dieſem Saale in mein Gefängniß zurückgeführt wurde, ihn ſogleich erkannt. Spannt ihn auf die Folter, wenn er zu leugnen wagt.“

„Pfui!“ rief der Präſident, „Frankreichs menſchlichen Tribunalen iſt die Folter fremd. — Mag die oberſte Behörde der Republik — mag der Nationalconvent ſelbſt in dieſer Angelegenheit entſcheiden.“ — Er kehrte ſich zu den Beiſitzern des Gerichts, ſprach einige unverſtändliche Worte, und eben im Begriff, ſein ganzes vorheriges Verhältniß umſtändlich zu entwickeln, fühlte Saint Hilaire ſich ergriffen und hinausgeführt. Eine zweite, nicht minder kräftige Fauſt bemächtigte ſich des Paters, der mit höhniſchem Grinſen ſeinem Widerſacher an einem offnen Wagen entgegentrat, welchen ein Gendarm Beiden zu beſteigen gebot.

„Wohin ſoll die Reiſe gehen?“ fragte dieſen der Pater, ſeinen Platz einnehmend.

„Nach Paris,“ war die Antwort, und zuſammenſchaudernd rief Saint Hilaire, während vier rüſtige Bewaffnete vor und hinter den beiden Verurtheilten aufſaßen: „Unglücklicher! was haben Sie gewonnen durch Ihr unhaltbares Gewebe von Lügen?“

„Zeit gewonnen, Alles gewonnen!“ murmelte der Pater halb verſtändlich vor ſich hin, und ſetzte mit einem ſchielenden Blick auf Saint Hilaire leiſe hinzu: „Daß Du dieſe Zeit mit mir gewinnen ſollteſt, war freilich nicht meine Abſicht; doch hoffentlich iſt das Volk in der Nähe von Paris etwas ſtürmiſcher als das Chaloneſer, denn traurig wär's, wenn Du keinen grauſamern Tod als den unter der Guillotine ſterben ſollteſt.“

Saint Hilaire's Puls blieb ungelähmt und unbeflügelt von dem Eindruck dieſer Erklärung eines Unmenſchen, der vollendeter war als ſeine Henker ſelbſt. Er wollte den Tod, und wußte, daß er ſterben werde. Wie, unter den Händen des mordgierigen Pöbels, oder unter dem Beile der Guillotine, das war ihm gleichgültig. Nur das Leben mit ſeiner unausſprechlichen Leerheit ſchauderte ihn an, und dies Leben neigte ſich ja, wenn auch nach kurzem Verzuge, dennoch zum Ende. —

Grell gegen die düſtre Schweigſamkeit des vermeintlichen Vendéerhäuptlings ſtach die redſelige Luſtigkeit ſeines unſaubern Gefährten ab, der, als kaum die Thore Chalons im Rücken der Reiſenden lagen, mit Späßen der niedrigſten Art ſeine militairiſchen Begleiter zu erluſtigen und ſie dergeſtalt für ſich zu gewinnen wußte, daß ſie einmüthig bekannten, ſolch ein luſtiger Kopf eigne ſich mehr zur Zierde einer Wachtſtube, als zum Schmuck der Guillotine; jedoch dieſer zu entrinnen, gaben ſie ihrem Gefangenen weder Gelegenheit noch Hoffnung; die Beweiſe ihres Wohlwollens für ihn beſchränkten ſich auf den Antheil, welchen ſie ihm an ihrer Flaſche gewährten, und auf die Erlaubniß, ſeinen Leidensgenoſſen zum Ziel ſeines Spottes zu machen. Der Prieſter ließ indeß ſeinen Muth nicht ſinken und war unbeſchreiblich ſinnreich in immer neuen Erfindungen, ſich ſeine Wächter zu befreunden, welche gefliſſentlich recht langſam die Städte und Dörfer durchzogen, um dem luſtigen Guillotinencandidaten Gelegenheit zu geben, öffentlich ſeinen Witz zu üben und ſie durch ſeine tolle Laune recht gemächlich zu ergötzen, mit welcher er, auf Koſten des vorgeblichen royaliſtiſchen Friſeurs, den Auswurf der Hütten unterhielt, den das vorausfliegende Gerücht, der verfolgte Gaſtou, der Anſpinner der Revolution in der Vendée, ſei ergriffen worden, überall auf dem Wege der Gefangenen um ihren Wagen verſammelte. Das Volk war jedoch entweder zu träge oder zu zaghaft, dem Arm der Gerechtigkeit vorzugreifen, und der Eraumonier mußte neuerdings ſeine Hoffnung auf den rückſichtsloſeren Ingrimm der Anwohner von Paris vertröſten.

Je weiter die Reiſe ging, je ſichtbarer ward der Zwang, welchen die Hervorbringung ſeiner Späße erforderte; die mühſam gewonnene Zeit verflog ſturmſchnell und das ſchlau hinausgeſchobene Ziel rückte ſeinem Auge wieder in furchtbarer Nähe entgegen. Immer bitterer ward ſein Witz, immer auffordernder zu Gewaltthätigkeiten wurden Ton, Mienen und Blicke, mit welchen er den zuſammenſtrömenden Pöbel den Vaterlandsverräther Gaſtou vorſtellte; aber dieſer Pöbel begnügte ſich, ſeinem unſchädlich gewordenen Feinde Flüche und Schimpfworte nachzuwerfen, und nur einmal ſchien der Haß gegen den

Widerſacher der Republik in Thätlichkeiten ausbrechen zu wollen; ein einzelner Mann drängte ſich durch die Volksmaſſe, welche in einem Dorfe zuſammengelaufen war, an den Wagen, ſtarrte in Saint Hilaire's Geſicht, und ſchrie: „Alſo dies iſt der Ariſtokratenknecht aus der Vendée? — Wie? Dieſer Schächer mit dem Armenſündergeſicht hat die Republik in Bewegung ſetzen können? — Sein Kopf iſt nicht des Staubes werth, der vom Schleifſtein fällt, auf welchem das Eiſen für ſeinen Hals gewetzt wird!"

„Du haſt Recht, Bruder!" brüllte der Prieſter, deſſen einzige Rettungshoffnung jetzt nur noch auf einem Volkstumult zu beruhen ſchien; „bei den Füßen an einen Laternenpfahl müßt' er aufgehenkt werden!" Aber der fremde Landmann, wie blutdürſtig ſein Blick auch war, ſchien dennoch die Aufforderung Curiots, den Scharfrichter ſeines Amtes zu überheben, nicht verſtehen zu wollen. Er verſchwand unter der Menge.

Ein heftiger Regen verzögerte am folgenden Tage den Aufbruch der Gefangenen um mehrere Stunden und verſpätete ihre Ankunft in Jouarre, dem nächſten Etappenort; es war ſchon finſter geworden, als ſie dieſen erreichten, und von einem ungewöhnlich heftig aufgeregten Menſchengewühl umringt, mit donnerndem Lärm empfangen wurden. Vergebens ermahnten die Gendarmen das wüthende Volk, deſſen Andrang immer drohender ward, den Wagen nicht aufzuhalten, und ſahen ſich umſonſt nach dem Beiſtande der Ortsbehörden um. Endlich erſchienen einige Municipaldiener, aber der Pöbel drängte ſie zurück und eine wilde Stimme ſchrie dem Haufen zu: „Seht Ihr? So iſt's doch wahr! Die Feinde der Republick wollen ihn retten! Darum haben ſie ihn aus Chalons geführt, wo er ſchon unter der Guillotine lag! darum bringen ſie ihn nach Paris! — Packt ihn an! — Reißt ihn herunter! — Er ſoll ſterben!“ —

„An die Laterne! an die Laterne!“ brüllten die Horden, und riſſen die Gendarmen vom Wagen. „Welcher iſt's? Welcher iſt der Royaliſtenknecht Gaſtou?“ donnerte eine Stimme in das Ohr des Prieſters, welcher ſchon ſeit dem Beginn des Auflaufs mit aller Kraft, die ſeine neubelebte Rettungshoffnung ihm gab, ſeine Lunge erſchöpt hatte, um den Haufen zum Angriff zu reizen. „Dieſer iſt Gaſtou!“ ſchrie er dem ungewiſſen Frager zu, indem er auf den Grafen an ſeiner Seite deutete. „Nein jener iſt's!“ erſcholl von der andern Seite des Wagens eine gewaltige Stimme, und ehe Curiot noch ſeinen Athem zur Abwehr dieſer Anſchuldigung ſammeln konnte, ſchleuderte ein mächtiger Fauſtſtoß ihn zwei rieſenſtarken Armen entgegen, und mit Entſetzen ſah Saint Hilaire ſeinen unverſöhnlichen Feind von ſeiner Seite verſchwinden; aber noch eh' er eines Gedankens fähig war, fühlte er ſelbſt ſich ergriffen, von dem Wagen gehoben, fortgezogen und fand ſich, langſam zur Beſinnung kommend, in dem tiefen Dunkel eines engen feſt verſchloſſenen Zimmers wieder.

Das erſte Gefühl, deſſen er fähig war, ließ ihn erkennen, daß nicht ſeine Rettung, ſondern ſeine Aufſparung für eine qualvollere Todesart die Abſicht ſeiner Befreier ſein konnte. Unwillkührlich ſchauderte dieſe Vorſtellung ihn an; aber ſeine Todesſehnſucht verſöhnte ihn mit den Martern, welche wenigſtens ſchneller als die noch ferne Guillotine ſein Leben zu enden verſprachen. Plötzlich fiel ihm aber die Möglichkeit ein, daß man die Rettung des Prieſters beabſichtigt und ihn mit dieſem verwechſelt haben möge. Dieſer Gedanke beunruhigte ihn unbeſchreiblich; er konnte nicht zweifeln, daß ſein fürchterlicher Widerſacher daſſelbe Loos gefunden habe, welches dieſer ihm von jeher zu bereiten geſtrebt hatte; aber auch die Entdeckung dieſes verhängnißvollen Irrthums ſchien ihm gewiß und ſeine Ermordung die zuverläſſige Folge deſſelben.

Ein Geräuſch an der Thür unterbrach ſein Nachſinnen; ſie ward behutſam geöffnet und ein Mann in ländlicher Tracht mit einer Blendlaterne in der Hand und ein Bündel unter dem Arm trat ein. „Wir dürfen nicht weilen,“ ziſchelte dieſer dem Grafen zu. „Ihr Verräther hat ſeine Strafe empfangen; ſein Leichnam hängt, zerſtückt und zerriſſen an der Laterne. Jedermann glaubt, der Ermordete ſei Gaſton, und folglich wird Niemand daran denken, Sie zu verfolgen.“

„Um Gotteswillen, was haben Sie gethan?“ ſeufzte der Graf. „Einen Unſchuldigen haben Sie erſchlagen! Ich bin nicht Gaſtou.“

„Still, ſtill,“ erwiderte der Fremde. „Gaſtou iſt in Freundeshänden und hat bei mir Nichts zu beſorgen. — Sie ſind Gaſtou! Ich habe mir dieſe Gewißheit nicht vergebens verſchafft; erkennen Sie mich nicht wieder? Ich bin es, der geſtern an Ihren Wagen trat und Gaſtou zu ſehen verlangte. — Setzen Sie ſich nieder, ich muß die Schellen an Ihren Füßen abſeilen.“

„Nein, nein! liefern Sie mich aus! Laſſen Sie mich ſterben! — Ich bin —“

Der Fremde ließ den Grafen nicht enden. „Sie fürchten wohl, daß es uns nicht gelingen werde, die Vendée zu erreichen?“ ſprach er. „Laſſen Sie Gott und mich nur ſorgen! Und Ihrer Todesgedanken entſchlagen Sie ſich, bis Niemand auf Erden mehr lebt, deſſen Hoffnung an Ihre Erhaltung geknüpft iſt. — Setzen Sie ſich.“

Saint Hilaire verſtummte tief erſchüttert; das Bild ſeines verlaſſenen Kindes trat vor ſeine Seele, und noch Einmal lächelte das Leben ihn an. Willenlos, faſt betäubt von den wechſelreichen Ereigniſſen der letzten Stunde, überließ er ſich ſeinem unbekannten Retter, welcher ihn ſchnell von Banden, die ſeine Füße feſſelten, befreite, ihm dann behülflich war, eine ländliche Kleidung von groben Stoffen anzulegen, und ihn endlich hinaus in einen Hof, zu einem bepackten und beſpannten Wagen führte. Er öffnete das Thor, nahm die Zügel; mechaniſch ſchritt der Graf neben dem Fuhrmann her und binnen kurzem lag Jouarre im Rücken der Flüchtlinge.

Wie aus einem ſchweren Traum erwachend, ſchrak der Graf zuſammen, als er auf ſeine Achſel die gewichtige Hand ſeines Befreiers treuherzig niederfallen fühlte, welcher es nöthig fand, dieſe Stunde zu benutzen, den vermeintlichen royaliſtiſchen Perückenmacher mit den Pflichten bekannt zu machen, die ſein einſtweiliges Verhältniß von ihm forderte. Er erfuhr jetzt, daß er unter dem Namen Jacques den Dienſt eines Knechts bei dem Marketender Rontaut zu verrichten ſich bequemen müſſe, bis die Gelegenheit einen kühnen Schritt begünſtigen werde.

Rontaut, urſprünglich ein Krämer aus Hermenault in der Vendée, hatte nämlich, wie er erzählte, zu jenen Vätern gehört, deren Söhne durch Gaſton's offene Widerſetzlichkeit gegen die Königsmörder, ihre Befreiung von der verabſcheuten Conſcription erlangt hatten. Er war jedoch, nachdem der Nationalconvent die gefahrdrohende Stimmung der vendéer Landleute zu beſchwichtigen gewußt hatte, ruhig ſeinem Geſchäfte nachgegangen, und befand ſich gerade in dieſer Gegend, als er vernahm, daß man Gaſton mit Steckbriefen verfolge, daß die Vendée auf's Neue im Aufſtand begriffen ſei, und daß zu deſſen gewaltſamer Dämpfung ein republikaniſches Heer gebildet werde. Augenblicklich beſchloß Rontaut in ſein gefährdetes Vaterland zurückzueilen, aber der Rückweg war ihm bereits verſchloſſen, und nichts blieb ihm übrig, als ſich der Armee als Marketender anzuſchließen, um in dieſer Eigenſchaft die Gelegenheit abzuwarten, zu den Seinigen überzugehen. Schon hatte er ſeine Einkäufe beendet, als das Gerücht von Gaſton's Gefangennehmung in Chalons ihn bewog, ſeine Abreiſe noch auszuſetzen und einen Verſuch zur Befreiung ſeines Helden zu wagen. Er lauerte ihm auf, prägte deſſen Züge ſich in's Gedächtniß und flog ihm voraus, um den ſchon aufgeregten Pöbel des Fleckens Jouarre durch ein ſchlau erſonnenes Märchen noch mehr zu entflammen. Er wußte unter der Hand das Gerücht von einem geheimen Plane zu verbreiten, welchen Gaſtou's Freunde zu deſſen Rettung entworfen haben ſollten. Man laſſe ihn nach Paris führen, lautete das Gerücht, weil es dort leicht ſei, ihn für geſtorben auszugeben, ſobald man Mittel gefunden haben werde, ihn ſicher entrinnen zu laſſen. — Rontaut's Entwurf war zu wohl berechnet, um mißlingen zu können. Das Volk von Jouarre wüthete wider die Gegner der guten Sache; man ſchwur dem Verräther Gaſtou den Tod, und Rontaut gerieth ſpäter noch jedesmal in ein ausſchweifendes Entzücken, wenn er ſich erinnerte, wie gut es ihm gelungen war, dem blutdürſtigen Pöbel, ſtatt ſeines Helden, deſſen Verräther in die Hände zu liefern.

In des Grafen Seele weckte dieſes Entzücken ſeines Retters die ſchauerlichſten Ahnungen. Nach kurzer Friſt mußte dieſer ehrliche Mann ſeine Täuſchung entdecken; er mußte erfahren, daß er einen Kalviniſten gerettet und einen katholiſchen Prieſter geopfert habe; — welches Loos alsdann das des Geretteten ſein werde, darüber war Saint Hilaire — bekannt mit dem Fanatismus der Vendéer — keinen Augenblick zweifelhaft. Er hatte mit unbewegter Gemüthskühle dem Tode in jeglicher Geſtalt in's ſtarre Auge geſehen; er hatte, dem Leben entſagend, ruhig auf dem Schlachtfelde, eben ſo ruhig Meuchelmördern gegenüber, und faſt freudig auf den Stufen des Schaffots geſtanden, doch jedesmal war er frei von Schuld dem Grabe entgegengetreten; jetzt aber drückte ihn das Bewußtſein eines Betruges. Er galt ſeinem Retter für Gaſtou! Und dieſer Gaſtou blieb vielleicht ungerettet in den Händen ſeiner Feinde, während er ſich mit deſſen Namen bedeckte.

Drei Tage lang trug der Graf die Qual dieſes Gedankens wortlos in ſeiner Bruſt mit ſich umher; jeder Scherz ſeines gutmüthigen Wohlthäters über die Tölpelhaftigkeit des zarthändigen Knechts, welcher ſich unfehlbar beſſer beim Friſiren eines Damenkopfes als beim Bepacken eines Laſtwagens anſtellen möge, und jeder Freudenausbruch des ehrlichen Vendéers über ſeinen Glücksſtern, der ihn begünſtige, ſeinen Landsleuten einen Helden wie Gaſtou zuführen zu können, ſchlugen Wunde auf Wunde in das Gewiſſen des Grafen. — „Nein!“ rief er, als die Ufer der Loire ihn an ſein genähertes Reiſeziel und an die nahe Enttäuſchung ſeines Retters mahnten, „und ſollte mein Geſtändniß Deine eigene Hand gegen mich bewaffnen, Du redlicher Menſch, ich will Dich nicht betrügen! — Du wähnſt Gaſtou gerettet zu haben, aber Du haſt Dich geirrt, ich bin nicht Gaſtou!“

Rontaut ſah den Grafen ſtutzig an. „Um der heiligen Mutter Gottes willen!“ rief er, „ich Unglücklicher habe mich doch nicht vergriffen? Sie ſind es doch, der zur linken Hand auf dem Wagen ſaß? Derſelbe, welcher nicht widerſprach, als ihn ſein Nachbar dem Volke als den Perückenmacher Gaſtou zeigte?“

„Ja, der bin ich, aber dennoch nicht Gaſtou,“ ſprach der Graf. Da fing der Fuhrmann ſchlau zu lächeln an, und erwiderte von dem Tone der Verſchlagenheit ſchnell zu einem gutmüthigen übergehend, „So, ſo! — Hm, nu! Nun weiß ich ſchon, woran ich bin! — Lieber Herr, ich dächte, einen Mann, der ſein Leben für Sie auf's Spiel geſetzt hat, dem hätten Sie grade nicht nöthig zu mißtrauen und Lügen zu erſinnen, um ihn irre zu führen. Doch geſetzt den Fall, Sie wären wirklich nicht Gaſtou, ſo ſind Sie doch ein Feind der Königsmörder; nicht wahr?“

„Ja, das bin ich!“ rief Saint Hilaire. „Ein Feind der Mörder Ludwigs des Sechzehnten und ein treuer Kämpfer für unſern unglücklichen Dauphin!“

„Nun ſehen Sie, daß wußt' ich wohl! Wie hätte man Sie auch ſonſt als Miſſethäter nach Paris ſchleppen können, wo es heut zu Tage keine andere Miſſethat giebt, als Treue für König und Papſt! Mögen Sie alſo heißen wie Sie wollen, ich weiß, was Sie ſind! Und ſollten Sie wirklich nicht Gaſtou ſein, ſo ſind Sie doch ein guter Royaliſt und ein guter katholiſcher Chriſt, der durch tüchtigen Kampf für die gute Sache mir die Gefahr vergelten wird, die ich auf meinen Kopf geladen habe.“

Saint Hilaire verſtummte ſehr betroffen, indem er die beängſtigende Entdeckung machte, daß die gute Meinung, welche ſein neuer Freund für ihn gefaßt hatte, hauptſächlich auf deſſen Vorausſetzung beruhe, Papſtthum und Königthum ſei untrennbar, und nur ein guter Katholik könne ein guter Royaliſt ſein. Unter dieſen Umſtänden wär' es Wahnſinn geweſen, ſich ungefragt als ein Glied der kalviniſtiſchen Kirche zu bekennen; das erkannte der Graf und beſchloß einem ſolchen zweckloſen und gefahrdrohenden Bekenntniſſe auszuweichen, bis Ehre und Gewiſſen ihn auffordern würden, es offen und furchtlos zu leiſten.

In der Gegend von Tours ſtießen die verkappten Reiſenden auf das entmuthigte Heer der Republikaner, welches in den fünftägigen Gefechten bei Chollet beſiegt, ſeine Stellungen an der niedern Loire aufgegeben hatte. Rontaut vermochte ſein Entzücken nicht zu bemeiſtern, als er die Erfolge der Waffenthaten ſeiner begeiſterten Landsleute erblickte.

„Sieh, ſieh!“ ſchrie er dem Grafen in's Ohr;

„ſieh, dieſe Blauröcke mit ihren Flinten und Kanonen ſind vor den Knütteln und Flegeln der tapfern vendéer Bauern entwichen! — Und dieſe Elenden, die ihr Leben aus den Händen meiner Landsleute als ein Gnadengeſchenk davongetragen, deren Häupter ihre Beſieger kahl geſchoren haben, um ſie zu zeichnen als ihre Begnadigten, dieſe Knechte der Königsmörder ſoll ich füttern? Bedienen ſoll ich ſie, und mich von ihnen bezahlen laſſen mit dem Gelde, welches ſie zuſammengeraubt haben in meiner Heimat? — Dafür bewahre mich der heilige Michael! — Heut' Nacht zieh' ich ab! Saumur iſt in den Händen meiner Brüder und nur ſechs Lieues entfernt von hier! Wir müſſen eilen, um nicht ganz um den Antheil an den Siegen der Tapfern zu kommen, welchen wir angehören. — Uns zu verfolgen fehlt dieſen Erbärmlichen der Muth und die Kraft; verſchanzt haben ſie ſich bis an die Zähne, aber keiner wagt ſich aus ſeinen Verſchanzungen hervor, und ſollt' es einigen Waghälſen einfallen, unſere Spur aufzuſuchen, wohlan, mögen ſie kommen! Kein Winkel dieſer von Sümpfen und Bächen durchſchnittenen Landſchaft iſt mir fremd; ich will ſie verwickeln, daß ſie feſt ſitzen ſollen, als wenn ſie einem Irrwiſch nachgelaufen wären!"

Saint Hilaire widerſprach nicht; der gefahrvolle Marſch ward mit Einbruch der Nacht angetreten, und mit Anbruch des Tages ſtießen die Flüchtlinge unverfolgt und ungefährdet auf die weit vorgeſchobenen Vorpoſten der Vendéer.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!" ſchrie Rontaut ſeinen Stammbrüdern jauchzend entgegen, und fragte, ohne den Gegengruß: „In Ewigkeit," abzuwarten: „Landsleute, wer von Euch kennt Gaſtou?"

„Ich!" antwortete Einer, aus der Mitte des Haufens tretend; da ſchob Rontaut den Grafen vor und ſprach: „Sagt mir: iſt dieſer Gaſtou?"

Ein lautes allgemeines Gelächter beantwortete die Frage, und ſchon zog Rontaut halb ärgerlich die Stirn kraus, da ſprach der Mann, welcher ſich vorhin Gaſtou's Bekannten genannt hatte: „Landsmann, erzürnt Euch nicht, ich will Eure Frage ernſthaft beantworten; hört mich an; daß dieſer Mann

Gaſtou nicht iſt, das kann Euch Niemand zuverſichtlicher ſagen als ich, der ich Gaſtou ſelbſt bin.“

Ein paar Minuten lang ſtand Rontaut betroffen da, dann aber warf er ſich an Gaſtou's Bruſt und jauchzte: „Nun Gott ſei Dank und allen Heiligen! ſo haben denn meine lieben Landsleute nicht auf mich warten dürfen, um der Angſt für Euch überhoben zu ſein! — Und, Brüder, wenn ich Euch auch ſchon Euern Gaſtou nicht bringen konnte, ich bring' Euch einen Andern, den ich unter dem Guillotinenbeile weggezogen habe. Nun Jacques,“ wandte er ſich an den Grafen: „Du biſt ehrlich gegen mich geweſen, haſt mich nicht betrügen wollen, haſt mir geſagt, daß Du nicht Gaſtou ſeieſt, aber ich hing ſo feſt an der Vorſtellung, Du müßteſt es ſein, daß ich nicht einmal nach Deinem Namen forſchte. Nun, da ich weiß, daß Du nicht Gaſtou biſt, nun ſage mir, wie heißt Du denn eigentlich?“

„Ich bin,“ — ſo begann der Graf ſeine Erklärung, aber plötzlich ſchnitt ihm Einer der Wachtmannſchaft die Rede ab, indem er auf ihn zuſprang und ſchrie: „So wahr mir der heilige Michael helfe, ich kenn' Euch, Herr! ich hab' Euch zappeln ſehn zwiſchen Himmel und Erde; wißt Ihr noch wo? es war in dem Flecken Lacaparede, wo Euch der dicke ſtämmige Toulouſer zum Fenſter hinauswerfen wollte. Ich will Euch ſagen, Brüder, wer dieſer Herr iſt: ſo wahr ich dies geweihte Herz auf meiner Bruſt trage, es iſt der Graf Saint Hilaire!“

„Ja, der bin ich!“ rief der Graf, ſeinen alten Bekannten anſtarrend, und allmählig in deſſen Geſichte die Züge jenes Händlers mit Amuletten und Heiligenbildern wiederfindend, deſſen Verſöhnungsfeſt die Köpfe der Verſammlung im Wirthshauſe jenes Fleckens erhitzt und die Wendung ſeines Schickſals von jenem Tage an wenigſtens mittelbar veranlaßt hatte.

„Graf Saint Hilaire?“ ſchrie Rontaut, des Grafen Knie umfaſſend, dann emporſpringend und ihn mit den Worten zum Wagen ziehend: „Fort, fort von hier! Lebt wohl, Kameraden! Ihr ahnet wohin wir ziehn? Der Herr ſoll es aber nicht wiſſen! er ſoll überraſcht werden! — Es iſt doch Alles auf dem Schloſſe Leremont wie es war vor ſechs Monaten? Ihr verſteht mich!“

„Wir verſtehn! Ihr findet noch Alles beim Alten! — Geleit' Euch der heilige Michael!" So rief Gaſton dem entzückten Rontaut nach, während dieſer mit allen Zeichen ehrerbietiger Unterwürfigkeit den Grafen einlud, den Wagen zu beſteigen.

„Wohin wollt Ihr mich führen?" fragte dieſer. „Wen ſoll ich finden auf dem Schloſſe Leremont?" — Aber Rontaut ſchmunzelte vor ſich nieder und ſprach, indem er die kaum geſättigten Pferde antrieb: „Fragen Sie nicht! ich will Sie glücklich machen und Jemand Anders vielleicht noch mehr! Man hat Sie todt geglaubt und viele bittre Thränen ſind Ihrem Andenken gefloſſen."

Es war dem Grafen, als ſenke ſich beim Empfange dieſer räthſelhaften Verheißung ein ſchweres Gewicht auf ſeine Bruſt. Wer mochte hier ſeinem Andenken ſchmerzliche Thränen geweint haben? Er durchlief mit ſchnellen Gedanken den kleinen Kreis ſeiner Freunde; Legrange war der Erſte, deſſen er ſich erinnerte; doch wie ſollte ein kalviniſtiſcher Prieſter zu einer, dem Anſchein nach, ſo innigen Verbindung mit dieſen Menſchen gelangt ſein, deren Verbrüderung feſter auf die Anhänglichkeit an den Papſtſtuhl als auf die Liebe zum Königsthron gegründet war? — Sein zweiter Gedanke fiel auf Meneuille; doch dieſer treue Freund war ja erſt ganz kürzlich von ſeiner Seite geriſſen worden, und Rontaut ſprach ja von Thränen, die ſeit langer Zeit ſeinen Tod betrauerten. So irrte der Graf von einem Gedanken zum andern und mußte ſich zuletzt gewaltſam aus der unauflöslichen Verwirrung herausreißen, in welcher er ſich immer tiefer verwickelte, je länger er ſann. Um ſich zu zerſtreuen, fing er an, ſeine Aufmerkſamkeit auf Außendinge zu richten; ein Blick auf dieſen Landſtrich überzeugte ihn von der Schwierigkeit, deſſen Vertheidiger zu überwältigen; undurchdringliche Hecken in den höheren Theilen und tiefe Gräben, welche die niedern Gegenden dieſer ſogenannten Bocage durchſchnitten, ſchieden die Aecker voneinander; Moorgründe mit Sumpfbäumen bewachſen ſchirmten faſt jeden Hügel; Reiterei war hier völlig unanwendbar und für das Geſchütz mußten erſt Wege geſchaffen werden. Nur der Angriff des Fußvolks war zu fürchten; aber auch dieſem war durch Hinterhalte, im Schutze der Baumgruppen, welche die Stelle der Waldungen vertraten, leicht die Niederlage zu bereiten, wenn die Vertheidiger die Vortheile zu benutzen verſtanden. Aber wo waren dieſe Vertheidiger? Die ganze Landſchaft ſchien in der Sicherheit des tiefſten Friedens befangen; nirgends ſah man Bewaffnete, überall friedliche Landleute ihre Felder beſtellen, ihre Heerden weiden oder ihren Gewerben auf den engen Fahrwegen nachgehend, welche die gänzlich mangelnden Landſtraßen ſehr ungenügend erſetzten. Ueberraſcht von dieſer befremdenden Wahrnehmung forſchte Saint Hilaire bei ſeinem Begleiter nach den Lagerſtätten der vendéer Helden.

„Lieber Herr, wir haben keine Läger," antwortete dieſer. „Es ſcheint hier Alles noch eben ſo eingerichtet zu ſein, wie es war, als ich das Land verließ. Wir wehren uns unſerer Haut und gehen ruhig in unſere Wohnungen zurück, nachdem wir die Blauröcke hinausgeſchlagen, und Allen, die in unſre Hände gefallen ſind, die Köpfe kahl geſchoren haben, damit ſie wenigſtens nicht früher wiederkommen dürſen, bis ihnen die Haare gewachſen ſind, und bis es dazu kommt, wird der heilige Michael dem Unweſen in Paris wohl ein Ende gemacht und Ludwig den Siebzehnten auf den Thron ſeiner Väter geſetzt haben."

Der Graf ſchüttelte den Kopf, das bemerkte Montaut und fuhr fort: „Wundern Sie ſich nicht, lieber Herr; wir ſind keine kriegsluſtigen Leute! Eroberungen wollen wir nicht machen; und iſt's nicht beſſer, daß wir unſere Gefangenen zeichnen, als wenn wir ſie erſchlügen? Es ſind ja auch Franzoſen ſo gut wie wir, und würden ſo gern zu Hauſe bleiben wie wir, oder auf unſre Erbfeinde, die ketzeriſchen Engländer, losſchlagen, wenn's doch geſchlagen ſein müßte. Dieſe Engländer, das ſind unſre Unglücksſtifter! Zwei Schiffe ſind, wie ich höre, ganz kürzlich im Hafen von Paimboeuf mit engliſchem Volk gelandet; was wollen dieſe Ketzer? Mit ihnen kann uns kein Segen kommen, und geben Sie Acht, was ich Ihnen ſage: laſſen wir uns mit dieſen Ketzern in Gemeinſchaft ein, ſo zieht der heilige Michael ſeine Hand von uns ab, und dann möcht' ich wohl wiſſen, wie wir den Blauröcken widerſtehen ſollten."

Unter ſolchen Geſprächen durchſchnitten die Reiſenden die Bocage bis zur Gränze von Poitou; da deutete am dritten Abende nach ihrer Flucht aus dem Lager der Republikaner Nontaut auf ein hellerleuchtetes Schloß auf einem Hügel und ſprach: „Dort iſt unſer Ziel. Das iſt das Schloß Leremont."

Mit unbeſchreiblicher Spannung blickte der Graf zu der flammenden Fenſterreihe hinauf, welche das Thal weit erleuchtete. Nun ſollte er erfahren, wer es ſei, deſſen Thränen er zu trocknen beſtimmt war. — Langſam wand der Wagen ſich den ſchneckenförmig von einer ſchmalen Straße umwundenen Hügel hinauf und hielt endlich an einem verſchloſſenen Thore ſtill. Nontaut gab Saint Hilaire die Zügel, klopfte die Wächter heraus und begann mit dieſen ein dem Grafen unverſtändliches Geſpräch. Jetzt ward das Thor geöffnet und Nontaut lenkte den Wagen in einen engen Hof hinein. Hier ſah es kriegeriſcher aus als auf dem platten Lande. Bei dem Lichte, welches die Schloßfenſter dem Hofe mittheilten, ſah der Graf zunächſt dem Thore eine Reihe Kanonen aufgefahren. „Die haben wir Vendéer bei Fontenay den Blauröcken abgenommen,“ ſprach triumphirend der ehrliche Krämer und machte nun den Grafen auf eine ziemlich zahlreiche Mannſchaft aufmerkſam, welche zum Wachtdienſt in dem Schloſſe, an deſſen Portale aufgeſtellt war. Jetzt hielt der Wagen und ein Mann mit einer Laterne in der Hand näherte ſich dieſem, dem Grafen ſtarr in das hellbeleuchtete Geſicht blickend und deſſen Begleiter fragend: „Alſo das iſt er?“ — „Ja, das iſt er, Freund Cathelinau!“ antwortete Rontaut freudig dem Fremden, deſſen Name den kühnen Vendéerhäuptling verrieth, der in zahlloſen Gefechten zum Schrecken des Republikanerheeres geworden war. „Allen Heiligen des Himmels ſei Preis!“ rief Cathelineau, drückte mit Ehrfurcht und Begeiſterung die Hand des Grafen an ſeine Lippen und ſprach: „Kommen Sie!“

Saint Hilaire, betäubt von dem Eindrucke dieſes Empfanges, ſchritt in der Mitte ſeiner beiden Führer und gefolgt von einem immer wachſenden

Volkshaufen durch eine lange, matt erleuchtete Vorhalle hindurch — da flog eine Flügelthür auf und der Graf ſah eine große Geſellſchaft, gemiſcht aus Perſonen beiderlei Geſchlechts, bei der Abendtafel verſammelt. Ehe ſeine Ueberraſchung ihm aber geſtattete, das große, vor ihm entfaltete Bild in deſſen Einzelheiten zu zergliedern, führte Cathelineau ihn einer bejahrten Dame zu, und ſprach: „Frau Gräfin, hören Sie auf zu trauern; die Heiligen haben Ihre Thränen gewogen, und ihre Fürbitte hat das Grab Ihres Sohnes geöffnet! — Meine Herren, ich ſtelle Ihnen den Grafen Saint Hilaire vor.“

„Jeſus Maria!“ ſchrie die Dame, welche Saint Hilaire jetzt für die Gräfin Saint Hilaire de bras de ferre erkannte, „Jeſus Maria! Dieſes Ungeheuer nennt Ihr meinen Sohn? — Wißt, dieſer Elende iſt der Ketzer aus der Dauphiné, derſelbe, welcher dort den Aufruhr entflammte! — Derſelbe, welcher — o Jeſus — ſchafft ihn hinweg aus meinen Augen! Er iſt der Mörder meines Boémond!“

„Er iſt's! Ja, er iſt der Mörder unſers unglücklichen Bruders!“ ſchrieen zwei junge Damen, ihre

Sitze verlaſſend und ihrer umſinkenden Mutter zu Hülfe eilend. Saint Hilaire erkannte die Schweſtern jenes Unglücklichen, der ihn verfolgt hatte mit allen Waffen der Hinterliſt, und deſſen Ermordung das feindſeligſte aller Verhängniſſe auf ſeinen Ruf gewälzt hatte.

Einem Haufen zankſüchtiger Trunkenbolde ähnlich fuhr die ganze Geſellſchaft von ihren Stühlen auf und drang mit Geberden und Worten gleich drohend auf den unglücklichen Grafen ein, welchen der Lärm des allgemeinen Angriffs der Mittel beraubte, ſich mit ſeinen zahlreichen Feinden zu verſtändigen, und als bedürfe der Tumult noch einer Vervollſtändigung, ſo brach der Theil der Wachtmannſchaft, welcher dem angeblichen Sohn jener frommen Apoſtatin gefolgt war, mit einem Getöſe in den Saal, welches nur der gerechte Zorn gegen den Ketzer entſchuldigen konnte, der es gewagt hatte, ſich für den von ihm gemordeten Grafen auszugeben.

Endlich drang Saint Hilaire's Stimme durch. „Iſt denn unter all dieſen franzöſiſchen Edelleuten kein Einziger, der das Unglück ehrt?“ rief er, alle

Kraft ſeiner Lunge auf einen Punkt zuſammendrängend; da fiel, indem er das Auge im Kreiſe umherwarf, um den Abdruck eines menſchlichen Herzens auf einem dieſer Geſichter zu ſuchen, ſein Blick auf Rontaut, der den Schmerz über ſeine ungeheure Täuſchung in ſeinem Antlitz tragend, von dieſem Blick erweckt zu werden ſchien, die allgemeine Stimmung zu theilen. „Sieh mich nicht an!“ ſchrie er dem Grafen zu. „Du Gleißner! Du Verräther! Du weißt, für wen ich Dich hielt und Du haſt geſchwiegen! Kommt, Brüder! Helft mir ihn hinausſchleppen! Er ſoll hängen, ſo wahr der heilige Michael mir barmherzig ſei, der Tag ſoll über ſeine lebendige Seele nicht mehr aufgehen! Packt ihn an!“

„Packt ihn! Hinaus mit ihm! Hängt ihn, den Mörder, den Ketzer!“ So raſte das Geſchrei wild und einſtimmig durch den Saal, und der Graf, auf ſein Leben verzichtend, ſank von den Fäuſten zweier ſtämmiger vendéer Bootsknechte ergriffen, ſtrauchelnd zu Boden. — Da lähmte ein donnerndes „Halt!“ die ſchlachtfertigen Hände; ein faſt noch jugendlicher hochgewachſener Mann mit einem edeln Geſicht drängte ſich durch den Kreis, ſchleuderte die beiden Bootsknechte zurück und rief: „Keine Gewaltthat in meinem Hauſe! Iſt dieſer Mann ein Verbrecher, ſo ſoll er gerichtet werden und ſeiner Strafe nicht entrinnen; aber eigenmächtig ſoll kein Menſch Hand an ihn legen, ſo wahr ich la Roche Jaquelin heiße!"

„Das war ein Wort zu ſeiner Zeit, Herr Graf!" miſchte ſich eine nahe Stimme in das Geſpräch. Sie gehörte dem Helden Cathelineau. „Noch hat kein ungeſetzliches Blutgericht unſre Hände beſchmutzt! Noch haben die Vendéer ſich mit keiner Mordthat befleckt! Setzen wir dieſen Mann gefangen; morgen verhören wir ihn in aller Form, und dann halten wir ein Kriegsrecht über ihn nach den alten Geſetzen des Königreichs."

„So ſei es!" bekräftigte mit ernſter gebietender Stimme der Graf la Roche Jaquelin. Er entfernte den gaffenden Haufen, erlas einige vertraute Männer aus demſelben und übergab den Gefangenen ihrer Obhut.

Faſt unfähig zu denken fand ſich der Graf in einem entlegenen Zimmer des Schloſſes wieder.

Wüſten Traumgeſtalten gleich gingen die Erſcheinungen des heut verlebten Abends ſeinen irren Sinnen vorüber. — Die allgemein gegen ihn erweckte Wuth verſprach der ihm gewährten Lebensfriſt nur kurze Dauer, und er beſchloß, dieſe zur ſchriftlichen Auseinanderſetzung aller der unerhörten Ereigniſſe, durch welche das Schickſal ſeine Tage belaſtet hatte, anzuwenden, und dieſe Schrift, als das letzte ſeinem Sohne beſtimmte Erbe, morgen in die Hände des Grafen la Roche Jaquelin niederzulegen. Er bat ſeine Wächter um Schreibbedarf, aber der gegen ihn gereizte Zorn der Vendéer verſagte ihm die Gewährung dieſes Wunſches. — Tiefſeufzend drückte er ſich in die Ecke ſeines Kanapees zurück und verſenkte ſich in Gedanken an ſein Kind, an Leoniden und an
ein nahes und in ſo verſchiedenen Geſtalten ihm oft
chon nah geweſenes Grab.

Nicht lange war es ihm möglich, ſeinen Träu-
en ungeſtört nachzuhängen. Seine Wächter, welche,
n ihn im Auge zu behalten, ſein Zimmer zu ihrer
achtſtube gemacht hatten, geriethen in lebhaften
treit; der Eine behauptete nämlich: die engliſchen

Schiffe, welche in der vorigen Woche bei Paimboeuf gelandet waren, hätten engliſche Soldaten ausgeſchifft, und die Vereinigung guter Katholiken mit Ketzern ſei der heiligen Schrift zuwider und könne nur Unglück über das Land bringen. Der Andere verſicherte, unter den Ausgeſchifften befinde ſich kein Engländer; es ſeien lauter ausgewanderte Edelleute, alles gute Franzoſen, und der Fremde in Uniform, welcher ſie begleite, ſei ein Abgeſandter des Prinzen Condé, welcher Zucht und militairiſche Ordnung in ihren Aufſtand zu bringen beauftragt ſei.

Der Graf ward aufmerkſam. Ein Abgeſandter von dem Prinzen Condé mußte einer ſeiner Bekannten ſein; — aber welcher? — Ein Wohlwollender oder eine Creatur des Koblenzer Hofes? Er fragte nach dem Namen des Condé'ſchen Offiziers, aber dieſen Namen kannten die Wächter nicht, und aus ihren Beſchreibungen ſeiner Perſon ließ ſich nur ein ſehr allgemeines Bild zuſammentragen. Der Graf fuhr indeß fort, ſich in das Geſpräch zu miſchen; er erkundigte ſich, wie die Gräfin Saint Hilaire in dieſes Land des Krieges gekommen ſei, — und erfuhr, daß ſie, von ihren rebelliſchen Unterthanen vertrieben, von dem Convent geächtet worden ſei und vor länger als zwei Jahren ſchon Zuflucht bei dem Herrn dieſes Schloſſes, dem Grafen la Roche Jaquelin, geſucht habe. Auf anderweitige Aufſchlüſſe ließen ſich aber die Leute nicht ein, und der Graf war wieder auf ſich ſelbſt verwieſen.

Bald nach Anbruch des Morgens erſchien der Graf la Roche Jaquelin, begleitet von Cathelineau, einem Rechtsgelehrten, und einigen vendéeiſchen Edelleuten, um das Verhör des Gefangenen zu beginnen. Saint Hilaire legte ſeinen Richtern in gedrängter Erzählung ſeiner außerhäuslichen Erfahrungen eine genaue Darſtellung ſeiner völligen Unſchuld an dem Tode ſeines Vetters vor Augen. — Nachdem er geendet hatte, nahm der Graf la Roche Jaquelin das Wort: „Sie nennen in Ihren Mittheilungen eine Perſon, welche zufällig ganz nahe in dieſer Gegend iſt, und deren Ausſage über Ihr Betragen als Mitglied des Condé'ſchen Corps von Gewicht iſt. Sie können nichts dagegen haben, wenn wir Ihre Angaben dem Zeugniſſe des Capitains Grillhouette unterwerfen.“

Ein neues Leben durchrann die Adern des Grafen. Er willigte freudig ein, und ein Bote ward an den Capitain Grillhouette abgefertigt.

Vier Stunden ſchon war der Graf allein gelaſſen worden, da vernahm er Tritte von geſpornten Füßen in ſeiner Nähe, die Thür flog auf, und Grillhouette an ſeine Bruſt.

„Herr Graf Saint Hilaire,“ redete la Roche Jaquelin ſeinen Gefangenen an, „ich freue mich, die Hand eines Ehrenmannes, wie Frankreich ihn kaum zum zweiten Male aufweiſen kann, an mein Herz zu drücken, aber gleichzeitig empfinde ich den lebhafteſten Schmerz, indem ich die Nothwendigkeit fühle, dem Glück, Ihr Waffenbruder zu werden, entſagen zu müſſen. Laſſen Sie mich offen reden: Sie ſind Kalviniſt, und der Vendéer glaubt ſich nur an der Seite eines Katholiken unbeſiegbar. Ferner iſt Ihre Erſcheinung in unſerer Mitte von Umſtänden begleitet geweſen, welche einen Schatten auf Sie werfen; unſer Landvolk iſt gut und treu, aber es hängt feſt an ſchnell aufgefaßten Vorurtheilen. Ein Held der Vendéer können Sie nicht werden, aber der Held der Franzoſen ſollen Sie bleiben. Capitain Grillhouette, der uns von Ihren Verdienſten belehrt hat, geht morgen über England zu ſeinem Prinzen zurück; begleiten Sie ihn zum neuen Kampf für Vaterland, Gott und König, und nehmen Sie Ihre vormalige Stellung bei dem Condé'ſchen Corps wieder ein.

„Die Fülle des Elends hat meine Kraft gebrochen,“ verſetzte der Graf. „Ich kann nicht mehr fechten! Ich will nach Deutſchland gehen zu meinem Sohne.“

„Um aller Heiligen willen,“ rief la Roche Jaquelin, „was ſollte aus Frankreich werden, wenn Männer wie Sie ihm den Rücken kehrten! Nein, Graf Saint Hilaire! Um Ihrer Ehre, um Frankreichs Wunden, um Ihres Sohnes Zukunft willen beſchwöre ich Sie, geben Sie Frankreich nicht auf! Seyn Sie edler als Ihre Feinde es waren; beſiegen Sie die Elenden, welche Sie gemißhandelt haben, durch Ihre Großmuth, indem Sie für ſie kämpfen; und fallen Sie in dieſem Kampfe, ſo ſchwör' ich Ihnen, ich will der Vater Ihres Sohnes ſein! Er ſoll mit meinen Kindern gleichtheilig meinen Nachlaß erben, wenn es mir nicht gelingt, ihm ſein väterliches Erbe zurückzuerobern!“

„Wohlan, es ſei!“ rief Saint Hilaire. „Ich begleite den Capitain morgen nach England, aber ich bedinge mir aus, daß vor meiner Abreiſe eine vollſtändige Acte, welche die Beweiſe meiner anerkannten Unſchuld und meiner Anſprüche enthält, auf Zeugenausſage begründet, aufgenommen und dieſe in Ihr Familienarchiv niedergelegt werde.“

„Auf der Stelle ſoll Ihrer gerechten Forderung genügt werden,“ rief der Graf la Roche Jaquelin. — Die Verhandlung ward ſofort entworfen, bezeugt, und nun verließ Saint Hilaire, begleitet von ſeinem verſöhnten Freunde Rontaut, von Cathelineau und Grillhouette das Schloß, um ſich zu ſeiner Einſchiffung nach Paimboeuf zu begeben.

Der Unterhaltung der beiden wiedervereinigten Freunde während ihrer kurzen Seefahrt gebrach es nicht an reichem Stoffe. Saint Hilaire erfuhr, daß das Condé'ſche Corps mehr als Einmal ſeiner Auflöſung nahe geweſen und ſeine Fortdauer nur durch eine vollſtändige Reinigung, mittelſt der Entfernung aller unwürdigen Häupter deſſelben, bewirkt habe. Aber auch viele Biederleute wurden unter deſſen Fahnen vermißt. Namentlich war der Capitain von Montesquiou in Flandern an ſeinen Wunden geſtorben, und von den Wenigen, deren Achtung für den heldenmüthigen Grafen in Wohlwollen übergegangen war, lebte Keiner mehr; wohl aber waren mehre ſeiner Widerſacher von dem Schwerte des gewaltigen Würgengels verſchont geblieben.

Saint Hilaire ſeufzte ſehr ſchmerzlich. „Was ſoll ich unter dieſen Gehäſſigen?“ fragte er. „Was kann ich wirken? Was darf ich hoffen von der Tücke feindſeliger Oberer und übelwollender Untergebenen, an allem Großen und Guten gehindert? — Freund, mir graußt vor dem Wiedereintritt in dies Corps. Sie ſelbſt riethen mir einſt, meine Dienſte fremden Mächten anzubieten; unterſtützen Sie mich noch Einmal mit Ihrem Rath, mit Ihrer Einſicht; halten Sie es meiner Stellung nicht angemeſſen, unter fremden Fahnen für mein Vaterland zu fechten?“

„Ich freue mich, daß Sie ſelbſt zur Erkennung

Ihres Vortheils gelangen," erwiederte der Capitain. „So weh es mir auch thut, das Heer meines Prinzen um einen Mann wie Sie bringen zu helfen, so fühl' ich mich dennoch gedrungen, Ihrem Intereſſe jedes andere unterzuordnen. Ja, nehmen Sie fremde Dienſte, und zwar engliſche. Während meines kurzen Aufenthalts in England vernahm ich, daß dort ein Heer zur Unterſtützung Toulons gebildet werde, welches, gedrängt von der Schreckensherrſchaft, ſich der vereinigten engliſch-ſpaniſchen Flotte in die Armee geworfen hat. Meiner Ueberzeugung nach giebt es keine vortheilhaftere und ehrenvollere Stelle für Sie, als diejenige, welche der Offizierrang in dieſem Heere Ihnen beut."

Dem Grafen leuchteten die Vortheile ein, die eine Anſtellung in derjenigen Heerabtheilung bot, welche zur unmittelbaren Vertheidigung ſeines Vaterlandes beſtimmt war; er genehmigte den Vorſchlag ſeines Freundes, welcher ihn in London mit ſeinen Empfehlungen ſo kräftig unterſtützte, daß ihn der gewünſchte Platz ohne Säumen bewilligt ward. Die im Hafen bei Briſtol verſammelte Transportflotte wartete auf günſtigen Wind, und dieſer, bald eintretend, riß den nunmehrigen britiſchen Fähnrich Saint Hilaire aus den Armen ſeines Freundes.

Das Meerthor zwiſchen den Säulen des Herkules hatte ſich bereits den Flutenbeherrſchern demüthig geöffnet, und ſchon vernahm man auf den Schiffen den Geſchützdonner, welcher in Sturm und Gegenwehr Toulons Wälle erſchütterte; da belebte an einem Morgen ein ungewöhnliches Gewühl die Verdecke; Aller Augen hingen wechſelsweiſe bald an den befremdeten Geſichtern der Offiziere, bald an dem möwenartigen Wimpelgeflatter, welches den nordöſtlichen Horizont bedeckte. „Was iſt das?“ frug Einer den Andern leiſe. „Das iſt unſere Flotte nicht! Unſere vereinigte Seemacht im ganzen mittelländiſchen Meere zählt kaum ſo viel Wimpel, als dieſe Flotte Segel zählt! Das iſt der Feind!“

Aus den beſtürzten Mienen der Offiziere war wenig Troſt gegen die Beſorgniß zu ſchöpfen; gelähmt durch die Maſſe der Transportfahrzeuge dieſem dreifach überlegenem Feinde nicht gewachſen zu ſein, und mit einem dem britiſchen Seemann ſonſt uneigenen Herzklopfen, nahm Jeder ſeinen Poſten ein. — Aber plötzlich verwandelte ſich das halblaute ahnungsbange Gemurmel in ein freudig donnerndes Hurrahgeſchrei, denn der vermeintliche Feind ſignaliſirte die britiſche Flotte, und jetzt, als das Räthſel ſeiner befremdenden Stärke ſich löſ'te, als die Ankömmlinge vernahmen, es ſei der Reſt der franzöſiſchen Seemacht, welcher von den Toulonesern dem britiſchen Geſchwader überliefert und nun als gute Priſe den heimatlichen Häfen zugeführt werde, jetzt verzehnfachte ſich der Donner des Jubels, der, wie ein in der Runde umherfliegendes Lauffeuer, von Schiffe zu Schiffe tos'te.

Immer voller ward der Thränentropfen, welcher beim Anblick dieſer mit Schmach bedeckten Wimpel in das Auge des Grafen Saint Hilaire trat. Es war ja ſein Vaterland, ſein unglückliches, von Parteien zerriſſenes, von Feinden beſtürmtes und von wahnſinnigen Mordbuben mit Füßen getretenes Vaterland, deſſen Niederlage der rings um ihn her wogende Jubel der Fremden feierte, in deren Reihen er focht, der Fremden, die er von Kindheit an als

Erbfeinde ſeines Frankreichs zu betrachten gewohnt geweſen und deren Gehülfe er jetzt war. Der unerträgliche Druck auf ſeiner Bruſt trieb ihn von dem menſchenvollen Verdeck hinab in die einſame Kajüte; hier blickte er mit Gott verklagendem Schmerz auf ſeine ungeheueren Lebenslooſe zurück, die, eins nach dem andern aus dem heitern Himmel auf ſeinen ebenen Pfad niederfallend, den ruhigen, beglückten Bürger zum heimatloſen Abenteurer gemacht hatten.

Ein Geſpräch, welches in einem anſtoßenden Raume zwiſchen einigen engliſchen Offizieren laut genug geführt ward, um von dem Grafen verſtanden zu werden, unterbrach ſeine Rückblicke und vereiſ'te die Thränen in ſeinem Auge. Es war zwiſchen den Sprechenden von der Art und Weiſe dieſer Eroberung die Rede, und mit Entſetzen vernahm Saint Hilaire, daß dieſe Flotte, welche die Briten als ein ihnen durch das Recht des Krieges anheimgefallenes Eigenthum behandelten, ihnen, als den Bebündeten des geſtürzten Königshauſes, vertrauungsvoll in Obhut gegeben worden ſei. Der Graf horchte erſtarrend auf und hörte mit wachſender Empörung, daß das unglückliche Toulon, welches ſich in die Arme der Freunde des Lilienthrons zu werfen vermeint hatte, unter dem Druck einer aus Briten, Spaniern und Italienern zuſammengeſetzten Armee wimmere und die Beſtimmung habe, den Briten zum Erſatz für das einſt beſeſſene Calais und zur immer offenen Pforte in das Innere Frankreichs zu dienen.

„Mein Sohn! Mein Kind! Du Einziges auf Erden, an welches die Vorſehung mich noch gebunden hat, warum ließ ich mich verleiten, außer Dir noch etwas Anderes, ein Vaterland, ein gerettetes Vaterland, Dir und mir eine Heimat zu ſuchen!“ So ſchluchzte der Graf mit erſtickter Stimme und wandte die thränennaſſen Augen von dem Kajütenfenſter hinweg, bis das letzte Segel der geraubten Flotte in dem Gewölk verſchwunden war, welches den weſtlichen Horizont bedeckte.

In der kummerſchweren Nacht, welche dieſem trüben Tage folgte, entwickelte aus tauſend verſchiedenen Entwürfen ſich der Plan des Grafen, ſeiner neuen Dienſtpflicht zu entſagen und gelegentlich über Malta nach Deutſchland zu ſeinem Kinde zurückzukehren.

Die, vom Donner der Geſchütze immer bewegtere Luft verkündete die Nähe des Ziels. Lachend und ſich in Witzen über die vergeblichen Anſtrengungen der zu Feldherren gewordenen Wundärzte und Stubenmaler erſchöpfend, ſpotteten die Briten des republikaniſchen Heeres, welches ſeine Kraft im Kampf um einzelne Außenwerke vergeudete, um ohnmächtig vor dem befeſtigten Vorgebirge liegen zu bleiben, welches der engliſche Stolz mit dem prunkenden Namen: „Klein Gibraltar“ geſchmückt hatte.

In ſolcher heitern, ſiegathmenden Stimmung ward die Bemannung der Flotte auf der Rhede von Toulon ausgeſchifft; da, im Augenblick der Landung — bebte die Erde, zitterte das Meer, und eine ungeheuere Erſchütterung, welche ganz Toulon zu begraben ſchien, betäubte die ausgeſchifften Krieger. Die dieſſeitigen Kanonen waren verſtummt, aber mit doppelt belebtem Eifer ſprühte aus den feindlichen Verſchanzungen das Geſchütz Dampf und Feuer umher. Die Hörner und die Trommeln heulten und wirbelten den Sturmruf, Adjutanten ſprengten daher, die eben gelandeten Hülfstruppen zur eiligen

Unterſtützung ihrer bedrängten Mitbrüder auffordernd, und entmuthigend lief während des Vorrückens von Rotte zu Rotte das Gerücht, der Feldherr der britiſchen Landmacht, O'Hara ſei gefangen worden, eine Bombe habe das Hauptpulvermagazin in der Mitte Toulons erreicht, und den vierten Theil der Stadt zertrümmert; das Fort Malbosquet ſei, während die Aufmerkſamkeit der Vertheidiger ſich auf die Zerſtörung in ihrer Mitte gerichtet habe, von den Neufranken mit ſtürmender Hand genommen und die unerſtürmbare Veſte, Klein-Gibraltar, im erſten Augenblick des Schreckens von ihren Vertheidigern verlaſſen worden.

Lautes Geheul empfing die Erſatzmannſchaft bei ihrem Einzuge in die Stadt. Der Schrecken hatte ſich von der Bevölkerung Toulons auf die zuchtloſen Horden der Spanier und Italiener übertragen und dann auch den Briten mitgetheilt. Nur in der Flucht ſchien die Rettung der Bewohner der royaliſtiſchen, verrvehmten Stadt zu liegen, und mit zauberhafter Schnelle füllten ſich die eben gelandeten britiſchen Schiffe mit verzagenden Flüchtlingen, während die Kais mit Verzweifelnden bedeckt waren, welchen die Aufnahme in den überfüllten Fahrzeugen verſagt werden mußte. Der britiſche Befehlshaber ſuchte vergeblich Ordnung zu erzwingen, und überzeugte ſich endlich von der Unmöglichkeit, unter ſolchen Umſtänden und mit ſolchen entmuthigten Vertheidigern den Platz zu behaupten. Er gab Befehl, das britiſche Eigenthum, ſowohl das hierhergeführte als das erbeutete zu retten, und, um deſſen Einſchiffung ſicher zu bewerkſtelligen, die Beſatzung der nächſten Werke zu verſtärken. Graf Saint Hilaire erhielt den Auftrag, eine Lünette des Forts Poné zu vertheidigen.

Die Nacht brach an. Das tiefe Dunkel derſelben verhieß die Einſchiffung zu begünſtigen, aber das Auge eines dämoniſchen Weſens ſchien dieſe Finſterniß zu durchblicken. Immer gedrängter ſenkten ſich die Bomben und Granaten, immer den Mittelpunct der Expeditionen treffend, die Fahrzeuge zerſchmetternd und die Gruppen der Rettungsbedürftigen zerreißend, und näher und näher dem letzten Bollwerke der Vertheidiger rückten die Batterien der

Neufranken. Da gab der britiſche Admiral den Verſuch auf, die Arſenäle ſeines Vaterlandes durch die Beraubung der Niederlagen Toulons zu bereichern; er befahl, die Beſatzung der Werke zurückzuziehen, dieſe in die Luft zu ſprengen und die Zeughäuſer ſo wie den Reſt der franzöſiſchen Flotte im Brand zu ſtecken.

Die beiden Vierzehnpfünder auf der Lünette, welche Graf Saint Hilaire vertheidigte, ſpielten ununterbrochen in wechſelſeitigem Feuer und beſchäftigten ſeine ſchwache Mannſchaft ausſchließlich; Niemand bemerkte, daß das Fort von ſeinen Vertheidigern verlaſſen und daß die Beſatzung der vereinzelten Lünette abzulöſen vergeſſen worden ſei; da ſprühte im Rücken der Verlaſſenen ein ungeheuerer Vulkan ſeine Glutſtröme zu dem nächtlichen Himmel empor, mit Tagesflammen die feindlichen Redouten beleuchtend, unter deren Schutz ſich die ſturmluſtigen Republikaner in Reihen ſammelten. „Das iſt das brennende Toulon!“ — „Das iſt die brennende Flotte!“ — „Das iſt der ſtürmende Feind!“ — So ſcholl das Geſchrei ſeiner entſetzten Briten an des

Grafen Ohr, da — ein betäubender Knall, ein Weichen der Erde unter ſeinen Füßen, ein ſchmerzlich tödtender Schlag auf ſeiner Bruſt — und die Sinne vergingen ihm.

„Vive la République!“ donnerte ein tauſendſtimmiges Geſchrei um den Todähnlichen her, welcher, wie im wüſten Traume, ſich an Armen und Beinen gepackt und gehoben fühlte. „Laßt ihn, er lebt noch,“ rief eine mildere Stimme, und mühſam ſchlug der Graf die Augen auf. — „Er darf nicht leben, der Engländer, der Tyrannenſöldling! Fort, hinunter mit ihm in den Graben zu ſeines Gleichen!“

Mit einem gebietenden „Halt!“ unterbrach eine gewichtige Stimme den Lärm der mordfertigen Geſellen, und Saint Hilaire fühlte ſich unſanft auf den Boden niedergleiten. Ein feindlicher Offizier, das Greiſenantlitz mit ſchönen ehrwürdigen Zügen geſchmückt, trat näher und fragte: „Sind Sie verwundet?“

Der ſtechende Bruſtſchmerz des Grafen geſtattete ihm keine laute Antwort. „Ich fühle mich dem Tode nahe,“ hauchte er in geläufigem Franzöſiſch, uneingedenk der Nothwendigkeit, hier ſeine Abkunft verleugnen zu müſſen.

„Mein General, das iſt kein Engländer! So ſpricht nur ein Franzoſe unſere Sprache!“ rief ein Zweiter, und der Graf erblickte einen ſehr jungen hagern Mann, deſſen große, ſtechende Augen ihn durchbohren zu wollen ſchienen. „Ihr ſeid ein Franzoſe! Wie heißt Ihr?“ fragte der Jüngling, und zog ſein fahlgelbes Antlitz in drohende Falten. — — „Ein Sterbender hat Nichts mehr zu fürchten,“ erwiderte der Graf; „ich bin Graf Saint Hilaire, Derſelbe, welcher Frankreichs Söhne aus ihren Feſſeln riß und den Frankreich zum Lohn in die Reihen ſeiner Feinde verſtieß. Nun geht hin, klagt mich an und laßt mich unterm Beile ſterben, ehe meine zerſchmetterte Bruſt den Tod herbeiruft.“

„Saint Hilaire?“ murmelte der General Dügommier, denn dieſer war der Greis, nachdenkend vor ſich hin, ergriff dann die Hand ſeines jüngern Genoſſen, und ſprach halblaut: „Bürger Buonaparte, beflecken Sie die Lorbeeren nicht, welche der heutige Tag auf Ihr Haupt geſtreut hat. — Dieſer

Mann, ich erinnere mich der Begeiſterung, mit welcher Frankreich ſeinen Namen nannte, er iſt ein Ehrenmann. Ihnen übergeb' ich dieſen gefangenen Briten! Verſtehen Sie mich? — Dieſen Briten."

Der General drückte die Hand des jugendlichen Helden des Tages, und ging. Verächtlich ſah dieſer auf ſeinen Gefangenen nieder, fuhr dann, tief Athem ſchöpfend, mit der flachen Hand über ſein Mumiengeſicht, beugte ſich nieder zu dem Grafen und flüſterte: „Sie ſind gerettet, wenn Ihre Wunden oder Ihre voreilige Aufrichtigkeit Sie nicht tödtet. Hören Sie auf, Saint Hilaire zu heißen, Graf zu ſein und franzöſiſch zu ſprechen. Adieu."

Er winkte einem Wundarzt, übergab ihm den gefangenen Briten zur Pflege, und dieſer ſah den Jüngling nicht wieder, der hier zum Erſtenmale den Arm erhoben hatte, welcher die Welt einſt zu tragen und zu ſchaukeln beſtimmt war.

Nur die ſchwerverwundeten Briten waren in die Hände der Neufranken gefallen, und nur Wenigen jener Unglücklichen rettete die Gunſt des Zufalls das Leben. Unter dieſen Wenigen fand ſich Saint Hilaire mit zerſchmettertem Schlüſſelbein und mit ſchwer verletzter Bruſt ſprachlos und fieberbewegt in einem der Hospitäler wieder, welche in den Vorſtädten Toulons errichtet worden waren. Eine bei der Sprengung des Forts abgeriſſenen Steinmaſſe ſchien auf den Unglücklichen niedergeſtürzt zu ſein.

Monat auf Monat verſchwand. Immer geringer ward die Zahl der Lagerſtätten in dem weitläufigen Krankenſaale. Einer der Verwundeten nach dem andern räumte ſeinen Platz, entweder auf der Bahre hinweggetragen, oder durch Gendarmen in das Innere Frankreichs zur Gefangenſchaft abgeführt. Endlich lag nur noch Einer jener Elenden in dem Siechhauſe, und dieſer Eine war Graf Saint Hilaire. Ein menſchlicher Arzt trug nicht allein Sorge für die Erhaltung ſeines Lebens, ſondern auch für deſſen Erheiterung, indem er ihm die Erlaubniß zur Theilnahme an einem Leſezirkel erwirkte, in welchem freilich die Flugblätter nicht fehlten, die aus der Werkſtätte des aufgelöſeten Jakobinerklubs ihre verderblichen Funken umherſprühten und leider immer noch neue Brennſtoffe fanden.

Dieſe Blätter führten in das Gedächtniß des ſiechen Gefangenen manchen bekannten Namen zurück und gaben endlich auch Kunde von der Bürgerin Leonide Ainaraude, welche unter den, im Gefängniß zu Chalons ſur Marne Geſtorbenen aufgeführt war. Unſäglich erſchüttert ließ der Graf das Blatt aus den Händen ſinken, doch bald erhob er dieſe wieder zum Dankgebet, welches ſein Herz an den liebreichen Vater der Unglücklichen richtete. Leonide war todt, aber nicht der finſtre Engel, der ſeine Schwingen in Blut taucht, bevor er ſie erhebt, ein milderer Geiſt war der Geſandte der ewigen Liebe geweſen, welcher die an allen Erdengütern Verarmte heimgeführt hatte.

Die ſchwere Sorge des edeln Gefangenen, welche die Geneſung ſeiner Seele wie ſeines Körpers bisher gehindert hatte, die Sorge um die verlaſſene Leonide hatte aufgehört, ſeine Nächte mit marternden Träumen und ſeine Tage mit quälendem Sinnen zu vergiften, ſeit er ſie von den Schrecken der Guillotine in den Arm ihres und ſeines himmliſchen Vaters gerettet wußte. All ihre Schwächen ſtarben in ſeiner Erinnerung und immer fleckenloſer, immer glänzender traten ihre Tugenden vor ſein Auge, welches immer befangener, je länger es zurückblickte, ſtatt der begnadigten Sünderin zuletzt nur eine Heilige ſah. Dieſer erhebende Anblick erheiterte ſeine Seele und beförderte ſeine Geneſung, welche nach jahrelangem Kampfe endlich ſo weit gediehen war, daß ſeiner Hinwegführung in das Innere der Republik nichts mehr entgegenſtand.

Der Weg nach der Veſte, welche den Gefangenen aufzunehmen beſtimmt war, fing am Schluſſe des fünften Marſchtages an, dieſem bekannt zu werden und mit einem halb freudigen, halb beängſtigenden Erſchrecken hörte er in Cordes den Namen des Maire's, Legrange, nennen. Er forſchte nach dieſem, und die Auskunft, welche er empfing, überzeugte ihn, daß dieſer Maire, Legrange, welcher jetzt auf deſſen Landſitze, Luclauſe zu finden ſein ſollte, der väterliche Freund ſeiner verklärten Leonide ſei. All ſeine Sehnſucht, einen Zeugen ſeines zertrümmerten

Glückes wieder an ſeine Bruſt zu drücken, erwachte, und es gelang ihm, durch die Angabe, er müſſe eines Geſchäfts von hoher Wichtigkeit wegen durchaus dieſen Maire Legrange ſprechen, den Gendarmen zu bewegen, mit ſeinem Gefangenen den kleinen Umweg über Luclauſe einzuſchlagen.

Mit ſchwer verborgenem Beben vernahm der Graf, vor der Pforte des unkenntlich gewordenen Vaterhauſes ſeiner Leonide ſtehend, wie ſein Begleiter, nach dem Maire Legrange fragend, den Berg hinaufgewieſen wurde, und trat mit dieſem den Weg nach der Ruine an. — Da blieb er, wie von unſichtbarer Hand gehalten, plötzlich ſtehen, denn ein Ausruf: „Gott ſei Dank, da ſind Sie!“ riß ſeinen Sinnen die Gräber der Todten auf. — Das war ihre Stimme! — Plötzlich aber riß eine zweite ſeinen Fuß aus deſſen magiſchen Feſſeln. „Leonide, meine geliebte Leonide!“ hörte er rufen, ſtürzte vorwärts, die Spitze des Felſenvorſprungs erreichend, um deſſen Rundung der Pfad aufwärts ſich ſchlängelte, und aufs Neue erſtarrte ſein Fuß, denn vor ihm, in einer Entfernung von weniger als zwölf

Schritten, ſtand ſeine todtgeglaubte, von ſeiner Phantaſie zum Engel verklärte Leonide, herabgeſchleudert in die niedere Sphäre der Menſchheit, umſchlungen von einem Manne, da. — Die Erſcheinung glich einer Geſpenſtigen; aber ein Heer dämoniſcher Erinnerungen ſprang, den Funken gleich, die der Stahl aus dem Steine lockt, aus dem Dunkel der Vergangenheit des Unglücklichen in den Lichtpunkt ſeiner Gegenwart, und tauſend Stimmen überboten einander, ihm gellend zuzurufen: „Sie lebt! Sie iſt's! Dieſelbe, welche mit der Glut einer Bachantin von Arm zu Arm flog, ſich in den deinigen ſtürzte, um, umſchlungen von dir, mit ungezügelter Sehnſucht nach jenem wilden Kroatier hinzublicken; Dieſelbe, die dich und ihr Kind mit Füßen trat, um an die Bruſt des Vergifters ihrer Unſchuld zu fliegen, den ſie verrieth und mordete, um, getrieben von ihrer Laune, zu dir zurückzukehren, und dein Bild aus ihrem Buſen riß, um den Platz frei für einen Vierten zu machen! — Fort! fort von hier!"

So rief es in ihm, und mit der Schnelligkeit des Sturmwindes wandte er ſich um, ergriff im Fliehen den Arm ſeines zurückgebliebenen Wächters und riß dieſen mit der Haſt eines Wahnſinnigen fort den Berg hinab.

Erſt ſpät gelang es dem Gendarmen, den Lauf ſeines raſenden Gefangenen zu mäßigen, deſſen Schritt nach und nach zum läſſigen Schleichen ward. — Endlich war ſein Aufbewahrungsort erreicht; die tiefe Einſamkeit, welche ihn in ſeinem abgeſchiedenen Gewahrſam empfing, milderte die Grellheit des Bildes, welches der Anblick Leonidens in den Armen eines Mannes, ſeinen Sinnen eingeätzt hatte; aber wie auch einzelne Stimmen ſeiner Erinnerung für die Geſunkene ſprechen mochten, ſein Gedächtniß hatte die entehrenden Anklagen aufbewahrt, welche ſein Sinnentaumel in jener ſchweren Stunde auf ihr Haupt gehäuft hatte; es war ihm nicht möglich, zu vergeſſen, daß er ſie Buhlerin genannt, daß ſie, von Arm zu Arm geeilt, den zweifelhaften Vater ihres jüngſten Kindes vergeblich ſuche, und jeden Abend drückten das Auge des Leidenden bittere Thränen zu, der **Lebenden** fließend, welche, **todtgeglaubt**, all' ihrer Sünden entledigt, hoch über ihm geſchwebt hatte.

Faſt fünf Jahre verſchlichen dem Gefangenen in ſeiner tiefen Abgeſchiedenheit; ſeine Freudengeiſter waren geſchieden; Milzſucht nagte an ſeinen Lebenskräften; ſeine Züge verfielen, ſein Haar war ergraut; — da brach der Friede von Amiens ſeine Feſſeln. Die britiſchen Gefangenen erhielten ihre Freiheit und Saint Hilaire mit ihnen.

Mit bewegter Seele, niedergedrückt durch die Jahre lang geathmete Luft ſeines Kerkers, blickte der Freigelaſſene auf der ihm fremdgewordenen Erde nach dem Wege umher, welcher ihn zu ſeinem Sohne zu führen verhieß, überſtieg, von ſeinen Hoffnungen endlich geſtärkt, die Gebirge ſeiner Heimat und die Alpen und langte faſt zur ſelbigen Stunde in dem, aus ſeinen Trümmern erſtandenen Dörfchen Irwang an, als Leonide, gefolgt von Legrange und ihren Kindern, ihren Wagen verließ, um die Spuren ihres verlorenen Sohnes aufzuſuchen.

Eben hatte der Graf von der Pflegerin des Entſchwundenen den Verluſt ſeiner letzten Erdenhoffnung vernommen, als plötzlich Leonide vor ihm ſtand, ſeine Füße umklammernd, niederſank, und bleich und entathmet die Augen ſchloß.

Drittes Capitel.

O ſüßer Kelch voll Lieb' und Luſt und Bangen,
Den Einmal nur das arme Glück uns ſchenkt,
Wenn Bruſt an Bruſt, umfangend und umfangen,
Und Mund an Mund, und Seel' an Seele hängt,
Und Gegenwart, Erinn'rung und Verlangen
In einen Kuß, in einen Hauch ſich drängt!
Vorbei, vorbei, du Bild voll ſüßer Schmerzen,
Du ſüßes Bild! Du Fremdling meinem Herzen!

Ernſt Schulze.

„Barmherziger Vater im Himmel! Sie leben?“ Mit dieſen Worten wand ſich die Zunge des redlichen Legrange von den Feſſeln los, mit welchen der Schreck, obwol freudigen Urſprungs, ſie gebunden hatte. Dann erſtickte ein Thränenſtrom ſeine Stimme; er breitete ſeine Arme aus und drückte den Grafen an die Bruſt.

Bis zu dieſem Augenblicke hatte Saint Hilaire einer Bildſäule ähnlich dageſtanden; jetzt aber ſchien ſein vereiſ'tes Blut von dem heftig ſchlagenden Herzen ſeines Freundes wieder zu neuem Leben erwärmt zu werden. Auch ſeine Arme breiteten ſich aus, die Umſchlingung zu erwiedern, und auch ſeine Augen floſſen über von Thränen. „Ja, ich lebe," ſtammelte er, „ich lebe, weil Gott mich verurtheilt hat, Alles zu überleben, was er mir zu eigen gab auf Erden. — Mein Kind und — Dieſe!"

Er riß ſich aus Legrange's Armen, deutete auf Leoniden, die, umſchlungen von ihren Kindern am Boden lag, flüſterte: „Leben Sie wohl auf ewig!" und entrann. Aber mit Jünglingskraft ſtürzte Legrange ihm nach, umfaßte ihn und riß ihn gewaltſam zurück. „Unglücklicher, wo wollen Sie hin? Ihrer Gattin entfliehen? Ihrem Freunde?" rief er.

Da verzog ſich das Geſicht des Grafen zu menſchenfeindlichem Ausdruck. „Meiner Gattin?" fragte er gedehnt. — „Meinen Sie Dieſe, welche ihre Wittweneinſamkeit in den Armen eines troſtbefliſſenen Dritten zu erheitern ſuchte?"

Jetzt ſank der Schleier von Legrange's Augen. Er entſann ſich, in welcher Lage der Graf Leoniden wiedergefunden hatte, als vor fünf Jahren ſie ihren Engel und Meneuille ſeinen Nebenbuhler zu ſehen geglaubt hatten, und mit freudeſtrahlendem Auge rief er: „Kommen Sie, kommen Sie! Sie ſind im Irrthum! Sie ſollen erfahren, wie innig Leonide immer die Ihrige war und wie würdig ſie iſt, immer die Ihrige zu bleiben.“

Schwankend und ſichtbar gezwungen folgte der Graf ſeinem Führer, der ſich ſeines Armes bemächtigt hatte und ihn mit ſich fortzog. — Als ſie die Schwelle der Hausthür erreichten, fanden ſie Leoniden nicht mehr dort; Frau Ulrich hatte ſie in ein Zimmer gebracht, und Legrange ſah die Kranke in ſo guten Händen, daß er es wagen zu dürfen glaubte, ſie dieſen zu überlaſſen, um Zeit zu gewinnen, ſeinen aus dem Grabe erſtandenen Freund mit den Ereigniſſen bekannt zu machen, die, während der Periode ſeiner Verſchollenheit, Leoniden bald zu einem ſtumpfſinnigen Thierleben herabgedrückt, bald zur verzückten Träumerin umgewandelt hatten, welche in dem verlorenen Gatten den Mittler zwiſchen ihr und Gott, ihren Engel ſah.

Mit wortloſer Bewegung horchte der Graf auf die Rede des verſöhnenden Freundes, welcher vielleicht noch lange nicht geendet haben würde, wenn ihn nicht ein Wink der gaſtfreien Wirthin vom Hauſe in das Nebengemach zu der erwachten Kranken gerufen hätte. Er fand dieſe in heftiger Aufregung. „Legrange,“ rief ſie ihm entgegen, „Legrange, ſagen Sie mir, hab' ich geträumt — geträumt? — von ihm! — Iſt es wahr: lebt er? — iſt er noch Menſch wie ich? — ſündiger Natur wie ich? — iſt er noch nicht gereiſt zum Himmel? — noch nicht bei Gott? — und ich — ich bin noch ohne Vertreter bei Gott?“

„Gott iſt mit Ihnen! Mit Ihnen und mit ihm, den Gott Ihnen ſendet, um Sie Beide ſchon durch irdiſches Glück für den Gram zu ſegnen, den Sie mit chriſtlicher Ergebung getragen haben,“ erwiderte Legrange, da preßte Leonide ihr Geſicht auf ihre zerrungenen Hände und ſchrie verzweifelnd: „So iſt's denn vorbei mit meiner Hoffnung auf Himmelsſeligkeit! Unvertreten ſteht die Meineidige, die Mörderin vor Gottes Thron, und Gott wird ſie verſtoßen von ſeinem Antlitz! Ich bin verdammt zu ewigen Leiden, ob ich leben mag oder ſterben!“

Legrange gerieth in unbeſchreibliche Verwirrung. Alle Troſtgründe waren bei dieſer Verzweifelnden an Gottes Vaterliebe verloren; die Sorge für dieſes jammerbeladene Haupt hielt ihn hier feſt, und die Furcht, der im nächſten Zimmer verweilende Gatte möge den Ausbruch des Schmerzes ſeiner Gattin über ſeine Lebenserhaltung vernommen und auf's Neue verletzt, ſich zur neuen Flucht entſchloſſen haben, riß den rathloſen Freund beider Unglücklichen wieder hinaus. Noch kämpfte er zwiſchen Gehen und Bleiben, da hob plötzlich Leonide ihr bleiches Haupt mit wunderbar erheiterten Zügen empor. „Ich bin nicht verlaſſen an Gottes Throne,“ ſprach ſie mit fliegender Zunge. „Gott iſt gnädig wenn er gibt, aber allgnädig wenn er nimmt! Einen Godefroy, den Vater — den Gatten, giebt er mir wieder, den Zweiten — mein Kind — hat er zu der Schaar der Engel verſammelt, die ſeines Wortes heilige Boten ſind. Hier an dieſer Stelle fand mein Kind den Tod unter den Ruinen des brennend zuſammenſtürzenden Hauſes. — Zweifeln Sie nicht! Es iſt ſo! Fragen Sie die Pflegerin meines verlorenen Kindes, ob ſie an deſſen Leben glaubt, und ſie wird Ihre Frage verneinen. Auf dieſer Stelle endete mein Kind auf Erden, um meinen Wahn zur Wahrheit zu machen, daß ein Engel vermittelnd und verſöhnend zwiſchen mich und Gott getreten ſei. — Und hier auf dieſer Stelle führte mein Engel, um mich für den Verluſt meines Kindes zu entſchädigen, mich ſeinem irdiſchen Vater zu! — Wo iſt mein Godefroy? — Geleiten Sie mich zu ihm! Ich bin ſein auf Erden, und werd' es auch droben ſein!"

Sie raffte ſich von ihrem Lager empor, da flog die Thür auf, und — das bleiche vergrämte Geſicht von Thränen überſchwemmt, trat der Graf ein und warf ſich laut ſchluchzend in Leonidens Arme. Vom Gefühl unausſprechlicher Freude übermannt, ſtand Legrange mit gefaltenen Händen neben der engverſchränkten Gruppe, bald niederblickend zu dieſer, bald das entzückte Auge zu dem himmliſchen Geber und Nehmer emporblickend, deſſen Hand ewig zum Segen ausgeſtreckt iſt, ob ſie gebe, ob ſie nehme.

Noch lagen die einander wiedergegebenen Gatten, nichts als ihr unausſprechlich ſeliges Glück empfindend, Eins in den Armen des Andern, da winkten die neidiſchen Hüter des auf Erden nicht heimiſchen Freudengeiſtes ihn wieder zurück in ſeine himmliſche Wohnung, um den Platz ſeinen Widerſachern zu räumen, deren Vaterhaus die unerforſchte Tiefe des menſchlichen Herzens iſt. — Die Kinder des wiedervereinigten Gattenpaares, bis jetzt von Frau Ulrich ſorgſam von dem Krankenbette ihrer Mutter entfernt, waren nicht mehr zurückzuhalten, ſeit die freundliche Stimme derſelben zu ihnen gedrungen war. Sie ſtürzten in das Zimmer und an die mütterliche Bruſt; da riß Leonide ſich empor und rief, auf den Grafen deutend: „An dieſes Herz werft Euch meine Kinder! Es iſt das väterliche! Begrüßt Euern Vater, meinen Saint Hilaire!“

„Unſer Vater?“ fragte Hilairie faſt beſtürzt, „ich denke, unſer Vater iſt todt;“ der Knabe hingegen hing ſich mit freudigem Jauchzen an die Kniee des Grafen, der, von dem überraſchenden Eindruck dieſes Augenblicks zu ſeinen bitterſten Erinnerungen zurückgeriſſen, unter der Berührung des Kleinen wie erſchreckend zuſammenzuckte und durch eine jähe Bewegung ſich dem Arm des Knaben ſo heftig entwand, daß dieſer, ausgleitend, zu Boden fiel. Da erglühte das Mutterherz in Leonidens Bruſt. „Saint Hilaire,“ rief ſie, das Kind an ſich drückend, „es iſt Dein Blut, welches Du mit Füßen trittſt! Dein Kind, welches Du von Dir ſchleuderſt!“ — „Nein,“ rief der Knabe, „das iſt nicht unſer Vater! Hilairie hat Recht, unſer Vater iſt todt!“

„Ja, Euer Vater iſt todt!“ hob mit dumpfer ſchmerzbeklemmter Stimme der Graf an, in deſſen Seele die Erinnerung an Leonidens Vergangenheit alle Schatten ſeiner hinter ihm liegenden Lebensnacht warf, und mit einem herzzerreißenden Aufſchrei fiel Leonide, ihre Kinder umſchlingend, ein: „Ja, ja! Es iſt wahrhaftig wahr: Euer Vater iſt todt! mein Gatte iſt todt! dieſer Fremde mit dem eiſigen Herzen iſt Euer Vater nicht — iſt mein Saint Hilaire nicht!“

Sie verbarg ihr thränenbedecktes Geſicht in die Locken der zuſammengepreßten Häupter der Kleinen und blieb, ihrem Schmerze verſtummend hingegeben, in dieſer Stellung einige Minuten lang liegen. Betäubt von dieſer unerwarteten Wendung des glückverheißenden Augenblicks ſtand Legrange neben dem Grafen, welcher krampfhaft die Hände zuſammengedrückt, auf dieſe niederſtarrte. Endlich belebte ſich die todte Gruppe; Leonide richtete ſich auf, blickte lange und ſtier zu Legrange hinüber und rief dann mit ſchneidendem Tone: „Was ſinnen Sie, Freund meiner Jugend? — Auf die Abwendung des Fluchs, der auf meinen Haupt liegt, und den ich Unſelige auf die Häupter dieſer Kinder des Kerkers vererbte? — Kommt her, Ihr Verleugneten! Stellt Eure Züge als Zeugen Eurer Abkunft Eurem Verleugner entgegen! Rettet Eure Mutter von der tödtenden Schmach des Verdachts, einem andern Mann als dieſem, der Euch verſtößt, Kinder geboren zu haben! Entbürdet die Unglücklichſte auf Erden von dem Fluche, der ſie trifft, weil ſie gleichzeitig das Weib zweier Männer war! — Saint Hilaire, hier ſieh' her: blickt aus dem naſſen Auge dieſes Kindes nicht Deine Mutter Dich an? Begegnet Dir beim Anblick der Züge dieſes Knaben nicht der Geiſt Deines Vaters? — Schweigen Dir dieſe Zeugen? — Wohlan, ſo verleugne ſie und wandle einſam Deine Bahn bis zum Grabe, und ſei taub für die Stimme der Natur, bis die Poſaune des jüngſten Tages Dein Ohr weckt, und der Anblick der ewigen Herrlichkeit Dein Auge lichtet, und Du, unter all' den verwandten Seligen allein der ewig Fremde, ausrufen wirſt: „Ja, es war mein Blut, das ich verleugnete! Es war meine Seele, die fortlebte in jenen Weſen, welche ich von mir ſtieß! — Kinder, blickt Euren Vater an, und Gott ſei Euch gnädig, Euch und ihm und mir in dieſem ſchweren Augenblick!“

Mit wachſender Seelenzerknirſchung hatte der Graf auf die Worte des verzweifelnden Weibes gehorcht, welches jetzt mit fliegenden Händen die beiden Kinder umdrehte und ihre Geſichter ihm entgegenſtellte. Da war es ihm, als rede aus den Zügen dieſes Mädchenantlitzes ſein verlorener Godefroy ſein Herz an, und als blicke ſeine Mutter, wie er ſie in ihren trüberen Stunden geſehen zu haben ſich erinnerte, ihn aus dem düſter auf ihn gerichteten

Augen dieſes Knaben an. Er ſchwankte, doch ſchnell beſonnen hub Legrange die Kinder empor, drückte ſie an die Bruſt des Vaters, deſſen Arme ſich unwillkührlich ausbreiteten, ſie umſchlangen, während ſeine Lippen ſich mit dem Seufzer: „Meine Kinder!“ öffneten und unter Leonidens Küſſen ſchloſſen.

So ging, klar und heiter, die Sonne des ſturmreichen Tages unter; aber dieſer Sturm hatte zu heftig an Leonidens geſchwächten Kräften gerüttelt; ſie erkrankte ſchwer. — All' ſeine glückſtörenden Erinnerungen vergeſſend, die Angſt ſeiner Kinder um die geliebte Mutter theilend und die Liebkoſungen der Kleinen erwiedernd, ſaß der Graf an dem Bette der Kranken, bis dieſe endlich, durch die Kunſt des Arztes befreit von dem ſinnberaubenden Fieber, zu einem neuen fröhlichen Daſein erwachte, in deſſen Ausſchmückung ihre Phantaſie ſich ſelbſt überbot. Jetzt ſollte Chateaugris ihr und ihrem Saint Hilaire zum Schauplatz des Glückes werden, welches der Geliebte ihr zu bereiten geſonnen hatte, als er, vor vierzehn Jahren ſie heimführend, ihr von dem hohen Geſtade der Rhone mit lautem Entzücken ſein Heimatsland zeigte. Aber Saint Hilaire ſtand noch auf der Emigrantenliſte; er durfte es nicht wagen, ſein Vaterhaus wieder zu betreten, bevor ihm nicht die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich ausgewirkt worden war; doch ſeine Begnadigung ſchien leicht zu erwirken. Meneuille, von Würde zu Würde emporgehoben, ſtand der Perſon des erſten Conſuls nah, und ſeiner Verwendung konnte die gewünſchte Begnadigung nicht fehlſchlagen.

Legrange, indem er dieſen Plan entwickelte, nahm die Wolke nicht wahr, welche ſein Vorſchlag, Meneuille zum Werkzeug der Zurückberufung des Grafen zu machen, auf der Stirn des Letztern niederzog und dieſe noch finſterer verdüſterte, als Leonide, mit Feuer jenen Gedanken auffaſſend, Legrange aufforderte, ſogleich ans Werk zu gehen. Schnell aber unterbrach ſie der Graf, indem er Legrange's Vorſchlag beſtimmt ablehnte, und ohne Mittelsperſon die Gnade des erſten Conſuls unmittelbar nachſuchen zu wollen erklärte.

Legrange zweifelte an der Zweckerreichung des Grafen, und veranlaßte dadurch, ihm und Leoniden

den Antheil zu entdecken, welchen der gegenwärtige Machthaber in Frankreich vor neun Jahren an ſeiner Lebenserhaltung genommen habe. Dieſe Mittheilung führte zu einer umſtändlichen Erzählung aller der Ereigniſſe, welche den Grafen von den Guillotinenſtufen in Chalons, durch die empörte Vendée, über das Meer und Toulons geſprengte Werke bis hierher in abenteuerlichen Wendungen begleitet hatten.

Wenige Tage reichten hin, um Leonidens beſtürmte Kräfte wieder zu erheben, aber mit ihrer wachſenden Geneſung wuchs auch ihr ungeduldiges Verlangen, ihrem Saint Hilaire ſein Vaterhaus wieder zu öffnen. Die erwartete Entſcheidung des erſten Conſuls konnte ſich leicht um Monate verzögern, und eine ſo lange Friſt vermochte Leonide hier nicht auszudauern. „Was hindert Dich,“ frug ſie, „die Antwort auf Dein Geſuch in Chateaugris abzuwarten? Du giltſt dort, bis ſie eingeht, für das, was Du wirklich biſt, für einen aus der Gefangenſchaft entlaſſenen britiſchen Offizier. Verrath haſt Du nicht zu beſorgen, denn Niemand lebt mehr in Chateaugris, der Dich gekannt hat.“

Dieſe Aufforderung erweckte die Sehnſucht des Grafen nach ſeinem Vaterhauſe unwiderſtehlich. Er willigte ein, und nachdem er von Zürich aus die erforderlichen Schritte zur Erhaltung ſeines Beſitzthums in Sachſen gethan hatte, trat er mit Leoniden, den beiden Kindern und Legrange den Weg nach Chateaugris an.

Genf lag im Rücken der Reiſenden. Die entlängs der Rhone gezogene Douanenkette bezeichnete ſcharf und unbequem die Grenze der franzöſiſchen Republik. Mitten unter den Haufen der Grenzwächter, welche den Wagen aufhielten, um ihn zu unterſuchen, ragte ein Kopf hervor, welcher die Aufmerkſamkeit des Grafen unter Schauern erregte. Legrange folgte ſeinem Blicke und forſchte nach dem Gegenſtande, der ihn ſo ſichtbar erſchütternd beſchäftigte, da ſprach der Graf, die zuſammengekniffenen Lippen öffnend, mit bebender Stimme: „Sehen Sie den Mann dort, den Großen mit dem ſchwarzen verwilderten Barte und dem dick unter dem Kasket hervorquellenden Haarwuchs? — Dieſer Mann iſt — Ainaraude!“

„Welcher?“ ſchrie Leonide mit Entſetzen auffahrend und ſtier in das Gewimmel hineinblickend.

„Dieſer,“ antwortete der Graf, auf die lange hagere Geſtalt deutend, welche jetzt dem Schlage genähert, mit franzöſiſcher Keckheit das Innere des Wagens muſtern zu wollen ſchien.

„Dieſer?“ frug Leonide und ſetzte nach einem die Bruſt erleichternden tiefen Athemzuge hinzu: „Nein, Dank dem Himmel, das iſt nicht Ainaraude!“

Sie ſank erſchöpft in die Kiſſen ihres Sitzes zurück, während der Douanier näher trat und die Reiſegeſellſchaft aufforderte, den Wagen zu verlaſſen.

„Nein, dieſer iſt nicht Ainaraude,“ ſprach der Graf ſeiner Gemahlin nach, faſt noch aus tieferer Bruſt als ſie vorhin ſeufzend, und verließ mit ihr den Wagen, deſſen Durchſuchung ſofort unternommen wurde. Ein zweiter Grenzbeamter forderte nach Beendigung jenes Geſchäfts die Päſſe der Reiſenden, muſterte den britiſchen Gefangenen mit langem, forſchendem Blick und gab endlich die Erlaubniß zur Fortſetzung der Reiſe.

Tiefſinnig ſaßen beide Gatten neben einander und gaben Legrange, als die nächtliche Raſt in dem nächſten Grenzorte die Kinder in Schlaf gewiegt hatte, zu neuen Beſorgniſſen Anlaß. In der That war ſeine Befürchtung nicht grundlos; Leonide war die Erſte, welche das drückende Schweigen brach, um eine Erörterung herbeizuführen, die in der Erinnerung ihres Gatten neue Schreckbilder zu den älteren, kaum entſchlummerten, geſellten.

„Wie ſchwach ſind doch die Fäden, an welche unſere Ruhe geknüpft iſt und unſer Glück!“ ſprach Leonide mit einem tiefen Seufzer. „Wie hat die oberflächliche Aehnlichkeit jenes Douaniers mit dem Stifter meines Jahre lang getragenen Elendes mich erſchüttert! — Gott, und wenn dieſer Menſch wirklich Ainaraude geweſen wäre? — Wenn Ainaraude wiederkehrte aus ſeinem Grabe und mich zurückforderte als ſein Eigenthum!“

Sie bebte, von dieſem Gedanken angeſchaudert, mit ſichtbarem Entſetzen zuſammen, und ein Seufzer, der faſt zum Wehlaut ward, entwand ſich der Bruſt des Grafen. Da nahm Legrange das Wort, indem er unmuthig ausrief: „Unſere Ruhe hängt allerdings an ſchwachen Fäden, wenn wir uns darin gefallen, ſie durch ſelbſtgeſchaffene Sorgen aus dem Gleichgewichte zu bringen. Sie wiſſen, daß Ainaraude ſeit faſt zehn Jahren todt iſt; warum beunruhigen Sie Ihren Gemahl und ſich ſelbſt durch Schreckgeſtalten, welche Sie aus dem Reiche der Unmöglichkeit hervorrufen?“

„Unmöglichkeiten?“ fuhr Leonide auf. „Was nennen Sie unmöglich, ſeit Sie meinen Saint Hilaire aus der Gruft haben zurückkehren ſehen? Liegt Ainaraude tiefer im Grabe, als mein Saint Hilaire in dem ſeinigen lag? Haben Sie Ainaraude's Leichnam geſehen? — Können Sie mir mit Wort und Eid betheuern, daß Meneuille ſich nicht getäuſcht hat, als er in dem halbverweſten Körper, den man aus dem Schutte jenes unterirdiſchen Ganges hervorzog, Ainaraude zu erkennen glaubte? — Bis Sie dies vermögen, kann ich nicht aufhören, vor der Wiederkehr jenes entſetzlichen Menſchen zu zittern, dem ich durch meinen Schwur angehöre bis in das Grab!“

Mit einer ihm uneigenen Lebhaftigkeit ſtand Legrange von ſeinem Stuhl auf, faßte Leonidens Hand und rief: „Ich habe freilich Ainaraude's Leichnam nicht zur Erde beſtatten ſehen; ich kann Meneuille's Angaben freilich durch meinen Eid nicht bekräftigen, aber die Verſicherung kann ich Ihnen geben, daß Ainaraude, wenn heut die Vorſicht ſein Grab öffnen und ihn hierher ſtellen ſollte in unſere Mitte, nicht berechtigt ſein würde, geſetzlichen Anſpruch auf Ihren Beſitz zu machen. Haben Sie denn vergeſſen, welchen Troſt Ainaraude, wider ſeine Abſicht, im Augenblick ſeiner Befreiung durch Meneuille Ihnen gab? Haben Sie vergeſſen, daß Ihre Ehe mit dem Herrn Grafen nie rechtskräftig getrennt war, daß Sie folglich nie die rechtmäßige Gattin dieſes Ainaraude geweſen ſind? — Laſſen Sie ihn wiederkehren! Er ſoll uns den Beweis liefern, daß die damals noch nicht mit Füßen getretenen menſchlichen und göttlichen Satzungen Sie zu ſeinem Eigenthum gemacht haben! — Und nun ſein Sie ruhig und beglückt durch die Gewißheit, daß Sie nur dem Manne angehören, in deſſen Hand ich die Ihrige gelegt hatte!“

„Es iſt wahr! ich habe ja nie aufgehört, Dein Weib zu ſein, und jener Betrüger hat keine Rechte auf mich!“ ſo jauchzte Leonide, und warf ſich, einer Verzückten gleich, in die Arme des Grafen, welcher ſtumm aber mit ſteigender Verdüſterung Legrange's Worten gelauſcht hatte und keinen Arm regte, um Leonidens zärtliche Umſchlingung zu erwidern. Sie war zu warm, um ſeine Kühle wahrnehmen zu können; ihre letzte Lebensſorge war zerronnen; ſie gehörte Niemand auf Erden an, als ihrem Saint Hilaire, und nun, das ungetheilte und untheilbare Eigenthum dieſes geliebten Mannes, was hatte ſie nun auf Erden noch zu fürchten?

Die Reiſe ward am folgenden Morgen fortgeſetzt und nach wenig Tagen beendet. Aber wortlos und finſter, wie einſt Leonide, als ihr Gatte ſie zurückführte aus Dresden in ſein Vaterhaus, um von ihr den Erben ſeines Namens und ſeiner Güter zu empfangen, ſaß jetzt Saint Hilaire an Leonidens Seite und ſtarrte gedankenlos, wie es ſchien, aber in der Tiefe ſeines Gemüths bewegt von ſchweren Erinnerungen, in das mit allen Reizen der Natur und der Kunſt geſchmückte Drömethal hinab. Unbeachtet hoben die Träger ſeines Stammes, die erneuerten Pfeiler der wiedergeborenen Pontgris, dieſe ſtolz und ſtattlich vor ſeinen Augen aus den Wellen empor, und theilnahmlos glitt ſein Blick von der Fenſterſcheibe hinweg, zu welcher Leonide ihn hinführte, um ihm die Erinnerung an die ſelige Zeit zurückzurufen, deren Geiſt ſeine Hand geführt hatte, als er ihren Namen dieſem Glaſe eingrub. Jetzt bemächtigte ſich Leonidens Seele der Schrecken des Gedankens, ihr geliebter Gatte ſei krank; Legrange beſtätigte ihre Beſorgniß, und der herbeigerufene Arzt, weit entfernt, die Quelle zu ahnen, welche das Leben des unglücklichen Mannes vergiftete, machte dieſelbe durch Mißgriffe zur unerſchöpflichen. Der finſtere Geiſt der Hypochondrie, deſſen Keim der Gram um Leonidens Verluſt ſchon früh entfaltet hatte, trat, genährt von Kerkerluft und Menſchenhärte, jetzt rieſig aus ſeinem verborgenen Hinterhalte hervor, und begegnete, immer finſterer die Stirn ſeines Opfers umwölkend, mit wortloſem Mißmuthe den Liebkoſungen der troſtloſen Gattin und dem Streben des ehrwürdigen Freundes des Gemarterten, das Grollen ſeiner immer ſchwerer erkrankenden Seele zu beſänftigen.

Die jetzt eingetretene rauhe Jahreszeit legte der Heilung des Kranken neue Hinderniſſe in den Weg; doch als endlich der ſpäter als gewöhnlich wiederkehrende Frühling dem Drömethal ſeine paradieſchen Reize zurückgab, als der Kranke ſich zu kleinen Luſtfahrten verlocken und ſein Auge mit dem Ausdruck einer ſchwachen Freude zuweilen auf die todten Zeugen ſeiner glücklicheren Vergangenheit ruhen ließ, da rief Leonide, und Legrange mit ihr, eine längſt ſchon unter Thränen begrabene Hoffnung in's Leben zurück. Der Gebrauch einer Brunnen- und Reiſekur ſollte die Wirkung der Lenzluft unterſtützen und das begonnene Werk der Heilung des geliebten Kranken vollenden.

Alles war vorbereitet zu dieſer Reiſe, welche in den nächſten Tagen angetreten werden ſollte, da vernahm, an einem etwas trüben Märznachmittage, deſſen Wolken die Familie an die Zimmer feſſelten, Legrange in einem anſtoßenden Gemach das Klirren eines zerbrechenden Glaſes. Er öffnete die Thür des Nebenzimmers — da ſtand der Graf mit ſtierem Blick vor der Lücke einer zertrümmerten Fenſterſcheibe. Legrange erſtarrte. Dieſe Scheibe war der letzte noch übrige Zeuge des kurzen Eheglücks ſeines thränenwerthen Freundes geweſen — dieſe Scheibe, es war dieſelbe, in welche der Graf in den Tagen ſeines Erdenglückes den Namen der Stifterin deſſelben eingegraben hattr.

Mehrere Minuten lang ſtanden die beiden Männer ſchweigend einander gegenüber. Der Graf war der Erſte, welcher, Legrange's Beſtürzung zum Entſetzen ſteigernd, zu ſprechen anhub: „Hätt' ich" — rief er, auf einen Stuhl niederſinkend — „o, hätt' ich die Kraft, jede Feſſel, mit welcher dieſe Dienerin meines böſen Genius mich in Banden hält, zu zerbrechen, wie ich dieſe Scheibe zertrümmert habe!"

Dieſe ungerechte Schmähung des unſeligſten Weibes auf Erden entband zu deſſen Vertheidigung Legrange's Zunge, aber ſchnell fiel Saint Hilaire ihm in's Wort: „Schweigen Sie! Sie ſind beſtochen, wie ich es war in meinen ſchwachen Augenblicken, durch die Locktöne jener Sirene. Aber mein Gedächtniß hat meine Seele losgewunden aus jener erkünſtelten Nacht, und klar und deutlich liegt mein Elend vor meinen Augen. Der Reſt meiner Achtung für die Stifterin meines Verderbens war auf meine Zuverſicht begründet, daß ſie die rechtmäßige Gattin jenes Ainaraude geweſen ſei, und mit Jubel empfängt ſie die Botſchaft, daß ſie nichts als die entehrte Buhlerin ihres Verführes geweſen iſt, und daß ſie mich — mich zum — — oh — —“

Legrange verſuchte zu ſprechen, aber der Graf, vom tiefſten Schmerz zur höchſten Entrüſtung übergehend, ſchrie: „Kein Wort der Entſchuldigung für Jene! — Muß ich ſie noch härter anklagen, um ſie ihres beſtochenen Bundesgenoſſen zu berauben? — Wohlan, ſo hören Sie: Wie Ihre Zöglingin, ohne zu prüfen, ob ihr Vorführer ſie aufs Neue betrog, ob das Band, welches ſie an mich kette e, geſetzlich gelöſ't ſei, oder nicht, wie ſie damals ſich ihm in den Arm warf, ſo wirft ſie ſich heut in den meinigen, ohne zu prüfen, ob unſer eben ſo gewaltſam erneuertes als ehemals zerriſſenes Bündniß der Prieſterweihe zur Beſtätigung bedürfe, oder nicht! — Die Scham drückt ſie nicht zu Boden bei dem Gedanken, für wen ich hier gelte bei den Dienern des Hauſes und bei den Nachbaren, deren Neugier in das Innere dieſer Gemächer dringt und ihren Namen verunglimpft, den Namen eines Weibes, für deſſen Gatten ich mich bekennen ſoll, wenn mein Begnadigungsdecret eingelaufen ſein wird! — Und wie, wenn dieſe Begnadigung mir verſagt wird? — Wenn ich unter der Maske eines freigelaſſenen Engländers fortfahren ſoll, der Schänder meines eigenen Andenkens, der Verderber des Rufes meiner vermeintlichen Wittwe zu ſein, welche, Glauben, Gatten und Namen mit gleicher Leichtigkeit wechſelnd, unter dem meinigen ihre ſchmachvollen Erfahrungen zu verſtecken geſucht hat? — Sie werden begreifen, daß ich aufhören muß, an der Schändung meines eigenen Namens zu arbeiten, daß ich nicht mit Ihnen die verabredete Zerſtreuungsreiſe unternehmen kann, daß ich —"

Das Auffliegen der Thüre unterbrach den Wortſtrom des Seelenkranken. „Vater," rief der eintretende Knabe, „unſere Mutter ſucht Dich, ein Fremder fragt nach Dir.“ —

„Vater? — Dein Vater? — Den ſucht Deine Mutter?“ ſchrie der Graf unter einem fürchterlichen Gelächter. — „Wohlan, ſo mag ſie ſeine Spur verfolgen von dem Schlupfwinkel des Commandanturgebäudes in Chalons, bis zur Douanenlinie an den Grenzen der Republik, wenn ſie es nicht vorzieht, die Gebirge von Slavonien und Kroatien nach dem Freunde ihrer Blütenzeit und dem Genoſſen ihrer Flucht zu durchſuchen.“

„Gott! Gott! ſei ihm gnädig und barmherzig!“ ſtammelte zuſammenſinkend Legrange, während der Knabe, unfähig, die Worte ſeines Vaters zu deuten, dieſen ſchüchtern erſtarrte; da wandte der Graf ſich wieder an Legrange und ſprach mit gemildertem Tone: „Entſetzt Sie mein Blick in die hinter mir liegende Nacht? — Haben Sie Mitleid mit mir, Mitleid mit einem Unglücklichen, der — Einmal ſo weit gebracht, in der einſt Vergötterten die Buhlerin zu erkennen — es nicht mehr vermag, ſie wieder empor zu heben. Ja, haben Sie Barmherzigkeit mit einem von allen Hoffnungen und Wünſchen ſo weit entfernten Manne, daß ſein ſehnſüchtigſtes Gebet ſich auf die einzige Bitte um völlige Abgeſchiedenheit von Welt und Menſchen beſchränkt!“

„Saint Hilaire, mein Saint Hilaire! Man ſucht Dich! — Ein Offizier — Soldaten!“ — Mit dieſen Worten flog Leonide in das Zimmer. Ein Offizier ſchritt ihr auf dem Fuße nach. „Sie ſind Hilaire? Fähnrich im britiſchem Dienſt?“ fragte dieſer den Grafen. — Saint Hilaire bejahte.

„Sie ſind Gefangener, folgen Sie mir!“ fuhr der Offizier fort. Da umſchlang Leonide deſſen Knie und rief: „Warum iſt er Gefangener? Um des Heilands Wunden willen, was hat er verbrochen?“

„Verbrochen? — Nichts!“ erwiederte der Offizier. Er iſt britiſcher Soldat, und der wieder ausbrechende Krieg der Republik mit England macht es nothwendig, ſich aller Briten zu verſichern, deren man habhaft werden kann.“

„Er iſt kein Brite!“ ſchrie Leonide. „Er iſt mein Gatte, iſt krank!“

Statt zu antworten, winkte der Offizier einigen Gendarmen, welche Poſto an der Thüre gefaßt hatten, ſprach befehlend: „Abgeführt!“ wandte kurz ſich um und verließ das Zimmer.

„Ich gehe mit Dir! ich theile Dein Loos bis zum Grabe!“ rief Leonide. Da ſtreckte der Graf, ihre Anſchmiegung abwehrend, ihr den Arm entgegen und ſprach: „Nur Gatten haben das geheiligte Recht, ſich gegenſeitig unterſtützen zu dürfen in der Tragung ihrer Looſe; — Du — gleichzeitig mein Weib und das Weib eines Andern, Du biſt ledig dieſer Pflicht und dieſes Rechts! — — Leb' wohl!“ —

„Ledig — ledig von Pflicht und Recht!“ — So lallte Leonide, einem ungewiſſen Echo gleich, dem Abgehenden nach, und verlor ſich in ſcheinbar tiefes Brüten. — Da warf die Zugluft aus der zertrümmerten Scheibe ein lockeres Glasſtück klirrend zu Boden; aufgeſchreckt flog Leonidens Auge nach dem Fenſter hinüber; ſie ward todtenbleich, ſeufzte endlich tief auf und flüſterte, langſam das Zimmer verlaſſend: „Ledig — ledig von Allem, nur vom Leben nicht.“ —

Legrange, jetzt aus ſeiner Betäubung erwachend, folgte Leoniden, aber ſein Verſuch, ihre drückende Bürde durch ein tröſtendes Wort zu mildern, ſchlug fehl. Die Leidende hatte ſich in ihr verſchloſſenes Zimmer zurückgezogen. Als ſie am andern Morgen ſehr ſpät erſchien, fand Legrange ſie ungewöhnlich blaß, ſehr ernſt, aber keine Spur des unausſprechlich tiefen Kummers, welchem er ſie heimgefallen wußte. Nur einmal ſah er ihr Auge benetzt, nachdem es lange auf ihren Kindern geruht hatte. — Der Geiſt dieſer Stille war von nun an der herrſchende in dieſem Hauſe.

Legrange hatte, ungeachtet des Grafen Widerſpruch, insgeheim durch Meneuille die Begnadigung ſeines Freundes zu erwirken geſucht, und erhielt jetzt durch Jenen die Nachricht, daß der Haß des Conſuls wider das britiſche Volk einem jeden Franzoſen, der in dem engliſchen Heere gefochten habe, die Erlaubniß zur Rückkehr in das Vaterland verſage und daß ein geeigneterer Zeitpunkt abgewartet werden müſſe, um von einer Verwendung für Saint Hilaire Erfolg zu hoffen.

Nicht weniger niederſchlagend als dieſe Botſchaft war das völlige Mißlingen aller Bemühungen, welche

Legrange anwandte, um den Verwahrungsort ſeines Freundes zu erfahren, der von jedem menſchlichen Elend begleitet, auf ewig von ihm geſchieden zu ſein ſchien. Legrange forſchte überall, ſogar in Sachſen, dem Verlorenen nach, aber Jahre auf Jahre vergingen; die Republik ward zur Monarchie, Blut floß rings um Frankreichs Grenzen und Thränen ohne Zahl im Innern deſſelben, doch kein von den Siegesfeldern zurückkehrender Verwundeter trocknete durch eine Botſchaft von dem Verſchollenen die Augen des redlichen Freundes deſſelben. Leonide ward täglich ſchweigſamer, aber je dunkler es in ihrer Seele wurde, je heller ſchmückte ſich der Horizont rings um ſie her, an welchem ihre Sonnen in wechſelloſer Heiterkeit lächelten. Ihre beiden Kinder blühten, zu den freudigſten Erwartungen berechtigend, in ihrer tiefen Einſamkeit auf, und ihre Glücksgüter wuchſen, begünſtigt durch die eingeſchränkte Lebensweiſe der kleinen Familie, von Jahr zu Jahr an. Aber dieſe Wechſelloſigkeit ihrer äußeren Verhältniſſe und ihres im Innern verborgenen Grames bedrohte Geiſt und Körper zu erſchlaffen und zu lähmen.

Es war zur Erſchütterung ihrer Jahre lang unbewegt gebliebenen Atmoſphäre ein neues Gewitter erforderlich, deſſen Stürme auch nicht ſäumten, verheerend loszubrechen.

Aus der Kanzlei des oberſten Gerichtshofes des Reichs lief ein Schreiben an die vormalige Gräfin Saint Hilaire de Pontgris, ſpäter verehlicht geweſene Ainaraude, für Leoniden ein. Ueberraſcht erbrach ſie den Brief und erſah aus deſſen Inhalt, daß die letzte noch am Leben erhaltene Abkömmlingin des Seitenzweiges des ehemals gräflich Saint Hilaire'ſchen Stammes, Gräfin Lucia de Saint Hilaire de bras de ferre, Palaſtdame der Kaiſerin Joſephine, mit Anſprüchen auf die Herrſchaft Chateaugris gegen die dermalige Beſitzerin derſelben aufgetreten ſei. Mit dem Grafen Godefroy war der ältere Zweig dieſes alten Hauſes ausgeſtorben, und nach den ehemaligen Majoratsgeſetzen ſtand dem jüngeren Zweige dieſes Stammes in männlicher und weiblicher Linie das Erbrecht zu. Auf dieſen Grund ſtützte die Klägerin den Antrag, ihr, gegen Erſtattung des geringen Kaufgeldes an die gegenwärtige Inhaberin dieſes unveräußerlichen Familienguts, daſſelbe ausantworden zu laſſen.

Leonidens Schreck überſtieg alle Grenzen. War ſie auch gleich in Folge eines mit der damaligen Regierung geſchloſſenen Kaufvertrages und nicht kraft eines angemaßten Erbrechts Beſitzerin von Chateaugris, ſo machte doch der Schutz der Kaiſerin, welchen die Rückforderin genoß, den Ausgang des begonnenen Rechtsſtreites ſehr zweifelhaft; da griff Legrange in ſeiner Bedrängtheit zu dem einzigen Hülfsmittel, welches ſich ihm darbot: er ſchrieb an Meneuille, welcher, jetzt zum Baron des franzöſiſchen Reichs und zu einem der Leib-Wundärzte des Kaiſers erhoben, mit dem Offizierkreuz der Ehrenlegion geſchmückt, der geeignetſte Vermittler dieſes ſo mißlichen Rechtsſtreites zu ſein ſchien.

Meneuille's Antwort war nicht ermuthigend, doch ſchlug ſie noch nicht jede Hoffnung der Bedrängten nieder. „Der Kaiſer — ſchrieb Meneuille — habe es ſich zum Geſetz gemacht, weder mittelbar noch unmittelbar auf die Erkenntniſſe ſeiner Tribunale einzuwirken; es ſei mithin auf den Einfluß des Staatsoberhaupts in dieſer Angelegenheit nicht zu rechnen; jedoch ſcheine ſeit der Rückkehr des Kaiſers aus dem letzten öſterreichiſchen Feldzuge eine bedeutende Veränderung am Hofe im Werke, welche die Klägerin leicht ihres Schutzes berauben könne. Er rathe daher, den Rechtsſtreit vor der Hand in die Länge zu ziehen und von einem vielleicht unfernen Ereigniß den gewünſchten Erfolg zu erwarten."

Dieſes dunkel angedeutete Ereigniß, die Trennung Napoleons von Joſephinen und die Wiederbeſetzung der leeren Stelle des Throns durch die öſterreichiſche Erzherzogin Marie Luiſe, trat bald ein, und Meneuille, nicht zufrieden, die Hauptſtütze der Gegnerin ſeiner Freundin fallen zu ſehen, war, beſonders als Jene zur Ehrendame der neuerkorenen Kaiſerin ernannt wurde, darauf bedacht, die ſchwankende Wage wenigſtens in's Gleichgewicht zu bringen.

Napoleon, ſeit er ſeine Verbindung mit der Erzherzogin beſchloſſen, hatte angefangen, ſeinen Hofſtaat zu ſäubern, und die von ehemaligen Sansculotten geräumten Stellen durch Perſonen vom älteſten franzöſiſchen Adel, auf eine dem Geburtsrange und der Gewohnheit ſeiner künftigen Gemahlin entſprechende Art zu beſetzen. Meneuille nahm Gelegenheit, dem Kaiſer die beiden letzten Sprößlinge des uralten Grafengeſchlechts Saint Hilaire de Pontgris für den Dienſt der Kaiſerin zu empfehlen.

„Saint Hilaire? — Graf Saint Hilaire? — etwa die Kinder desjenigen Saint Hilaire, welcher in engliſchem Dienſt vor Toulon gefangen wurde?“ fragte der Kaiſer mit Haſt.

Am Erfolge ſeiner Fürſprache verzweifelnd, bejahte Meneuille die Frage, und der Kaiſer fuhr fort: „Welch' ein Ende hat denn dieſer Saint Hilaire genommen? — Reden Sie; der Mann intereſſirt mich; ich bin nicht abgeneigt, ihm einen Platz in der Antichambre anzuweiſen.“

Meneuille vermochte dem Kaiſer keine weiteren Aufſchlüſſe zu geben, als daß Saint Hilaire, bei dem Wiederausbruch der Feindſeligkeiten mit England nach dem Frieden von Amiens, wieder in die Gefangenſchaft geführt und ſeitdem verſchollen ſei.

„Saint Hilaire — Saint Hilaire“ — murmelte der Kaiſer ſinnend. „Iſt mir es doch, als müßte ich noch ſpäter etwas von dieſem Manne vernommen haben," fuhr er fort. — „Wiſſen Sie, Frankreich iſt dieſem Saint Hilaire verſchuldet, und ich will dieſe Schuld ſeinen Kindern abtragen. Ich ernenne die Gräfin zur Dame d'atour und den jungen Grafen zum Pagen der Kaiſerin. Der Präfect meines Palaſtes wird Beiden die Diplome ausfertigen laſſen."

Der Leibarzt, hoch beglückt durch die Gnade des Kaiſers, benutzte deſſen günſtige Stimmung, ſich die Erlaubniß zu erbitten, ſelbſt der Ueberbringer dieſer Diplome ſein, und die beiden begünſtigten Geſchwiſter ihrer neuen Beſtimmung zuführen zu dürfen. Der Kaiſer bewilligte ihm einen vierzehntägigen Urlaub.

Der härteſte Schlag, welcher Leonide treffen konnte, ſchien ihr dieſer, der ihre Kinder von ihr riß. Vergebens entwickelte Meneuille ihr die Vortheile, welche der ihren Kindern gewährte Vorzug ihr, ſowohl in Hinſicht auf den Ausgang ihres Rechtsſtreites, als auf den bisher nicht mit vollem Rechte von ihr geführten Namen einer Gräfin Saint Hilaire ſichre, deſſen Rechtmäßigkeit nunmehr von dem Kaiſer anerkannt worden und nicht mehr zweifelhaft ſei. Aber dieſe Troſtgründe, wie gewichtig ſie auch ſein mochten, waren zu ſchwach, das geängſtigte Mutterherz zu beruhigen, und auch Legrange bebte für das Lebensglück ſeiner Zöglinge, welchen die Hofluft kein Gedeihen verſprach. Leonide erbot ſich, den Beſitz ihrer Kinder durch die Zurückgabe der angeſprochenen Herrſchaft Chateaugris zu erkaufen und jeder Entſchädigung zu entſagen, aber Meneuille ſetzte die Allmacht des kaiſerlichen Willens den Foderungen der Mutterliebe entgegen und erzwang den Sieg über dieſe.

Die Zeit drängte; Meneuille's Urlaub lief ab, die Ankunft der Kaiſerin war nah, und bald weinte die kinderloſe Mutter troſtlos dem Entführer ihrer Lieblinge nach.

Nie geahneter Glanz, welcher den Einzug der jugendlichen Braut des Welteroberers in die neue Welthauptſtadt begleitete, blendete und betäubte die Kinder des einſamen Drômethals. Feſte reihten ſich an Feſte, und mit ſtumm wehmüthigen Blicken klagten die getrennten und nur vorübergehend einander begegnenden Geſchwiſter über die Strenge des zwecklosen Hofdienſtes, über den Verluſt ihrer Freiheit und betheuerten einander die Unmöglichkeit, die Trennung von der geliebten Mutter lange zu ertragen.

Solche Augenblicke der gegenſeitigen Mittheilungen waren jedoch eben ſo ſelten als flüchtig und dehnten ſich nur zuweilen, wenn gegen das Ende eines Hoffeſtes der Tanz oder der allgemeine Aufbruch die vorgeſchriebene Ordnung unterbrach, höchſtens zu Minuten aus. Eine ſolche Minute verſprach dem Zwillingspaare der Ball zu gewähren, welchen der öſtreichiſche Botſchafter, Fürſt von Schwarzenberg, zu Ehren des Eidams ſeines kaiſerlichen Herrn unter Aufſehn erregenden Zurüſtungen vorbereitet hatte. Ein Gebäude, zwar leicht nur von Holz aufgeführt, aber durch einen unermeßlichen Aufwand an Schmuck von reichen Vergoldungen und koſtbaren Tapeten zum Feenpalaſte gezaubert, der von zahlloſen, ſonnenartig flammenden Kronleuchtern erhellt wurde, war beſtimmt, der Schauplatz dieſes Feſtes zu ſein.

Der Fürſt empfing ſeine erlauchten Gäſte und deren Gefolge an der Spitze ſeines Geſandtſchaftsperſonals, aus deſſen Mitte, über die andern Glieder der Ambaſſade hinwegſtrahlend, zwei Magnaten des ungariſchen Reichs die Augen Aller auf ſich zogen. Es war der General Graf Daniellowich und deſſen einziger Sohn, Rittmeiſter im Reiterregiment der warasdiner Kroaten und Kammerherr am öſtreichiſchen Kaiſerhofe; Beide erwählt von den Ständen des Königreichs Kroatien, dieſe bei der Feierlichkeit des vorläufigen Beilagers in Wien zu vertreten, waren als außerordentliche Mitglieder der Geſandtſchaft, derſelben auf allerhöchſten Befehl beigeſellt worden.

Nach dem erfolgten Eintritt des kaiſerlichen Paares geſtattete das Ceremoniell der Geſellſchaft, den Zwang der Stellung aufzulöſen, welche die Etikette Jedem angewieſen hatte. Der Ball begann und während die Augen der Pariſerinnen an dem jungen, wunderſchönen Kroaten gefeſſelt hingen, welcher auch ohne den prahlenden Schmuck ſeines ſcharlachfarbenen Dolmans, deſſen Schnüre Brillantengehänge, deſſen Knöpfe Zahlperlen waren, aus den verſchlungenen Tanzgruppen herausgefunden worden ſein würde, hatte der Vater des jungen Herzeneroberers zufällig ſich dem Baron Meneuille zugeſellt, welcher den Fremden geſprächsweiſe mit den höhern Beamten des franzöſiſchen Hofes bekannt machte.

„Nicht möglich!“ flüſterte der General, als ein Geiſtlicher, welcher deſſen beſondere Aufmerkſamkeit erregt hatte, ihm von Meneuille als Biſchof von Arles bezeichnet worden war. „Nicht möglich! Ich habe dieſen Prieſter unter den Ausgewanderten am Hofe des Prätendenten in Venedig geſehen. Er führte damals das Amt der Schlüſſel zu dem Gewiſſen des Grafen von Artois.“

„Ganz Recht,“ erwiederte Meneuille. „Dieſer Biſchof war einſt Kaplan des Beichtvaters der Königin Marie Antoinette; er wanderte aus, ſuchte ſein Heil an den Höfen der emigrirten Prinzen und verließ ſie, als die Hoffnung der Thronbeſteigung dieſe verließ. Der Papſt hat ihm die Erlaubniß zur Rückkehr erwirkt, und heute gilt er für einen der eifrigſten Freunde der gegenwärtigen Dynaſtie, beſonders des Kardinals Feſch. Sie werden, da Sie nicht fremd an den Höfen des Grafen von Provence und des Grafen von Artois geweſen zu ſein ſcheinen, hier manchem bekannten Geſichte wieder begegnen. Jene ältliche Dame iſt die Wittwe des Duc de Laudeillotte. Jener Herr, welcher das Reunionskreuz auf der Hofkleidung trägt, iſt Ludwig des Sechszehnten ehemaliger Maitre de Garderobe du chasse, Graf Touraune; er hat ſpäter am Koblenzer Prinzenhofe als Großceremonienmeiſter figurirt. In dieſem Herrn erkennen Sie vielleicht den Marquis de Cote d'or wieder."

„Ich muß bekennen," ſprach der Magnat, „daß ich unſchlüſſig bin, ob ich den Gleichmuth dieſer Herren, die ihre Gebieter wie ihre Grundſätze gleich einem Kleide zu wechſeln vermögen, oder die Großmuth Seiner kaiſerlichen Majeſtät mehr bewundern ſoll, welche Heimatsloſen dieſer Art die Heimat wiedergab. — Sind denn dieſe Ausgewanderten wieder in den Beſitz ihrer Erbgüter geſetzt worden?"

„Nur die Wenigſten, und auch dieſe nur zum Theil," antwortete Meneuille. „Sie leben vom Ertrage ihrer Hofſtellen. Auch weiß der Kaiſer, wie hoch er ihre Treue zu ſchätzen hat; aber — er bedarf ihrer.“

„Wie?“ fragte der General erſtaunt, „der Kaiſer Napoleon bedarf dieſer Creaturen?“

„Der Kaiſer iſt genöthigt, des Volks wegen ſeinen Hofhalt nach ſtrengen Regeln einzurichten,“ erwiederte Meneuille kaum hörbar. „Seine bisherigen Hofleute waren nicht gelehrig für das Studium der Etikette; er hat daher ſeine Zuflucht zu den ſchon Geübten — Verbannten nehmen müſſen.“

Eine lange Pauſe unterbrach das Geſpräch. „Ich hatte unter den Mitgliedern des Condé'ſchen Corps einige Bekannte,“ hob der General wieder an; „ich finde hier jedoch keinen derſelben.“

„Die Begnadigung dieſer Herren hatte Schwierigkeiten,“ gab Meneuille zur Antwort. „Sie wurden als perſönliche Feinde betrachtet; dennoch haben mehre derſelben die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten, namentlich Herr von Grillhouette, Adjutant des Prinzen Condé. Er iſt gegenwärtig Bataillonschef bei der Armee in Spanien.“

„Es gab wackere Männer in dieſem kleinen Corps,“

ſagte der General. „Ich habe mit demſelben vereint gefochten in dem erſten Feldzuge, welcher uns im Kriege gegen die damalige Republik bis in die Champagne führte. Auch kann ich mich rühmen, bei dieſer Gelegenheit die Schrecken der Guillotine kennen gelernt zu haben; in der Nacht vor der Kanonade von Valmy gerieth ich mit einer Hand voll Leute in einen Moraſt, ward gefangen und nach Chalons ſur Marne geſchleppt, wo ein Wunder von dem Tode mich rettete, den das raſende Volk mir drohte. Ein Fremder öffnete meinen Kerker, drückte die Hand eines mir unbekannten Frauenzimmers in die meinige, befreite meine Huſaren und ermahnte uns zur eiligen Flucht. Dicht vor dem Gefängniſſe hielt, umwimmelt von dem Pöbel, welcher auf die Kanonade horchte, ein beſpannter aber führerloſer Wagen; wir ſchwangen uns hinauf, ich nahm die Zügel und die Fahrt ging von dannen. Der Kanonendonner war unſer Wegweiſer, und mit Anbruch des Tages lenkte ich von der Heerſtraße ab, um auf minder lebhaften Wegen mein Ziel zu ſuchen. Aber ehe ich es erreichte, entſprang mir meine unbekannte Geſellſchafterin. Wahrſcheinlich war die mir zugefallene Entführung derſelben einem Andern zugedacht geweſen, und oft hat die Vorſtellung mein Gewiſſen gedrückt, unwillkürlich die Rettung eines Andern verhindert zu haben; auch hab' ich oft gewünſcht, Gelegenheit zu erhalten, dem Eigenthümer jenes Wagens den nothgedrungen an ihm begangenen Raub erſetzen zu können."

„Ich kann in beider Hinſicht Ihr Gewiſſen beruhigen," ſprach Meneuille. „Der Wagen, deſſen Sie ſich zu Ihrer Rettung bedienten, war das Eigenthum des berüchtigten Volksrepräſentanten Marchand; Ihr Befreier war ich, doch beabſichtigte ich allerdings nicht Sie, ſondern einen unglücklichen Freund, den Grafen Saint Hilaire, zu retten, deſſen Gemahlin es war, welche ich Ihnen zuführte."

„Saint Hilaire?" fragte der General faſt laut, von ſeiner Ueberraſchung über die Schranken der Etikette hinausgeführt. „Saint Hilaire?" fuhr er, ſich mäßigend, leiſer fort zu fragen. „Derſelbe etwa, welcher ſich vor einigen zwanzig Jahren mit einer alle Herzen bezaubernden Gemahlin in Bern zum

Gebrauch der dortigen Bäder aufhielt? — Und dieſe Unglücklichen ſind das Opfer meiner Rettung geworden?" —

„Nein, Beide wurden gerettet," verſetzte Meneuille. „Von einem Badebeſuch des Grafen Saint Hilaire in Bern iſt mir nichts bekannt, doch wird ein Blick auf die Tochter der Gräſin Sie bald außer Zweifel ſetzen, ob die Mutter derſelben die Dame iſt, deren Sie ſich erinnern. Beide, Mutter und Tochter, ſehen einander ſehr ähnlich. — Faſſen Sie die junge Dame, welche eben mit Ihrem Herrn Sohne tanzt, in's Auge, und überzeugen Sie ſich, ob —"

„Das iſt ſie," unterbrach ihn der Graf, „die Gräſin —"

„Feuer! Feuer!" kreiſchten und brüllten in dieſem Augenblick tauſend Stimmen. Die lodernden Tapeten warfen aus der Galerie eine fürchterliche Helle in den Tanzſaal; die niederſtürzenden Kronleuchter klirrten und klangen ſchmetternd in das entſetzliche Geheul der Todesangſt, welche die Fliehenden auf den Treppen zuſammendrängte und die Ausgangswege verſtopfte. Napoleons Geſchrei: „Rettet die Kaiſerin!“ verhallte in dem Gewirr des ſchrecklichen Lärms, wie die Stimme des Generals Daniellowich, welcher ein donnerndes: „Gottfried! Gottfried!“ nach dem Andern erſchallen ließ.

„Hier, mein Vater!“ ſchrie der junge Graf, welcher eine Dame umſchlungen haltend, im Begriff war, ſich den Weg zu ſeinem Vater zu bahnen; da ſah er, wie dieſer die Fürſtin Schwarzenberg ergriff und die gedrängte Menſchenmaſſe vor ſich her, die Treppe hinſchob und das Freie gewann.

„Jeſus! mein Bruder!“ rief Hilairie, faſt bewußtlos in dem Arme ihres Tänzers hängend, und die Blicke mit entſetzlicher Angſt umherwerfend. „Da iſt er,“ ſchrie ſie. — „Wo?“ fragte der Ungar, eine Secunde lang ſeine Flucht aus dem Flammenmeer verzögernd. — „Dort!“ rief Hilairie, auf einen Pagen deutend, der von den Großen des Reichs in eine Ecke gedrängt ſtand, deren Bekleidung die Glut ſchon ergriffen hatte.

Der Fremde kehrte, das todesnahe Mädchen feſt an ſich drückend, noch Einmal zurück in die Tiefe des glühenden Saals, ſtieß einige jammernde Großadlerträger an die Seite, faßte den Jüngling und drang ſtürmend mit ſeinen Schützlingen vorwärts.

„Gottfried! Gottfried!“ hörte er die Stimme ſeines geängſteten Vaters von unten herauf donnern. Da ſchob er mit verdoppelter Anſtrengung die undurchdringliche Maſſe vor ſich her; endlich ward die verſtopfte Thür frei; reinere Luft hob ſeine Bruſt, und athemlos ſtürzte er mit ſeinen Bürden zu den Füßen ſeines Vaters nieder.

„Er ſtirbt!“ ſchrie Hilairie, — „Unſer Retter ſtirbt!“ jammerte der Page, und Beide knieten neben dem jungen Helden nieder, der jetzt, aus ſeiner augenblicklichen Betäubung erwachend, ſich aufraffte und ſeinem Vater in die Arme ſank.

„Alſo Dieſe haſt Du gerettet?“ fragte der General, auf Hilairie deutend. „Das iſt mehr als Zufall!“ ſetzte er hinzu, „Du biſt der Bote Gottes geweſen! Wiſſe: dieſe Dame iſt die Tochter derſelben Gräfin Saint Hilaire, deren Namen ich Dir ſo oft genannt habe!“

„Sie kennen unſre Mutter?“ rief der Page.

„O, verlaſſen Sie Frankreich nicht ohne ihren Dank für die Rettung ihrer Kinder mitgenommen zu haben.“

„Alſo Geſchwiſter?“ fragte der Magnat, „und Ihre Mutter lebt hier? — mit deren Gemahl?“ —

„Sie lebt im Drômedepartement,“ antwortete der Jüngling, und ſetzte etwas zögernd hinzu: „wir ſind vaterlos.“ —

Jetzt trat ein Geiſtlicher an die Gruppe; der General erkannte den Biſchof von Arles, welcher kam, um dem Retter jenes Geſchwiſterpaars ſeinen Glückwunſch über das Gelingen ſeines edeln Unternehmens darzubringen. „Neidenswerth würden Sie geweſen ſein, junger Held,“ ſo endete er ſeine Anrede, „wär' es Ihnen gelungen, ſtatt dieſer Kinder die unglückliche Verwandte des Feſtgebers zu retten, welche man eben tödtlich beſchädigt aus dem Schutte gezogen hat.“

„Wie? die Gräfin Schwarzenberg?“ rief der General. „Man behauptet ja, es ſei Niemand verunglückt.“

„Dieſe Behauptung war leider zu voreilig,“ ſeufzte der Biſchof. „Viele Perſonen vom höchſten

Adel werden vermißt; ich ſelbſt war zugegen, als man die Leiche der Gräfin Saint Hilaire aus den Flammen riß."

„Die Gräfin Saint Hilaire?" riefen Vater und Sohn befremdet, und der Letztere ſetzte hinzu: „Nannten Sie, mein Vater, nicht dieſe Dame Gräfin Saint Hilaire?"

„Dieſe Dame?" verſetzte der Biſchof. „Das wird eine Irrung ſein; es gab hier nur eine Gräfin Saint Hilaire de bras de ferre, und dieſe hab' ich als Leiche geſehen."

„Unſer Vater hieß Saint Hilaire de Pontgris," ſagte der Page; da fiel der Blick des Kirchenfürſten meſſend auf den Jüngling: „De Pontgris?" wiederholte er verwundert — „Aha! derſelbe, welcher im Anfange der Revolution auswanderte, gefangen ward, und — Sie ſind alſo Geſchwiſter?" unterbrach er ſich. — „Wie alt? wenn ich fragen darf."

„Zwillingsgeſchwiſter, faſt ſiebzehn Jahr alt," antwortete Godefroy.

„Siebzehn Jahr alt? — Hm! ſehr ſeltſam," murmelte der Biſchof. — „Und um ſo unbegreiflicher, als die Ehe Ihres Vaters mit ſeiner Gemahlin bereits vor einundzwanzig Jahren getrennt worden iſt,“ ſetzte er lauter und mit höhnendem Tone hinzu.

„Graf Saint Hilaire!“ rief in dieſem Augenblick eine gebietende Stimme. Erſchrocken ſah der Page ſich um, erblickte den Kammerherren vom Dienſt, welcher ihm mit Heftigkeit winkte. Godefroy drückte ſchnell aber innig die Hand des jungen Kroaten an ſeine Bruſt und flog davon. — In dieſem Augenblick trat eine ältliche Dame an Hilairie hinan und lispelte mit ſehr ernſtem Tone: „Gräfin, der Oberhofmeiſterin Excellenz befiehlt Ihnen, ſich ſogleich zu derſelben zu verfügen.“ — Hilairie verfärbte ſich, warf noch einen dankenden Blick auf Ihren Retter und ging.

„Hier waltet ein Betrug ob,“ ſprach der Biſchof, dem Geſchwiſterpaare nachſehend, welches mit unverkennbar harten Verweiſen von der Oberhofmeiſterin und dem Kammerherrn empfangen wurde. „Entweder,“ fuhr der Biſchof fort, — „ſind dieſe beiden jungen Leute Betrogene, oder Betrüger, und auf jeden Fall wäre es wünſchenswerth geweſen, daß ein Gegenſtand von bedeutenderem Werthe Ihnen, mein junger Held, in die Hand gefallen ſein möchte. — So iſt denn mit jener bedaurungswürdigen Gräfin das ganze edle Haus der Saint Hilaire de bras de ferre erloſchen. Der letzte männliche Sproß deſſelben ſtarb auf Anſtiften ſeines laſterhaften Vetters, deſſelben, den jenes Geſchwiſterpaar für ſeinen Vater ausgiebt; die Mutter und die älteſte Tochter endeten ihr Leben bei den ſogenannten republikaniſchen Hochzeiten, nach der damals erfundenen Mordmanier des Ungeheuers Carrier, an einander gebunden, in der Loire, und jetzt muß auch die letzte Blüthe dieſes alt-ehrwürdigen Namens fallen.“

Trübſinnend hatte der General vor ſich niedergeſtarrt, dann erhob er das Auge wieder, blickte den Biſchof feſt an, und fragte: „Sie bezweifeln alſo mit Beſtimmtheit die angebliche Abkunft dieſer jungen Dame?“

„Hier iſt nicht von Zweifel die Rede, ſondern von Ueberzeugung,“ erwiederte der geiſtliche Herr. „Urtheilen Sie ſelbſt. Der Graf Saint Hilaire, deſſen Kinder ſich jene Beiden nennen, wanderte im Jahre 1789 aus; ſeine zurückgebliebene Gemahlin hing ſich, von der Verwilderung der Sitten jener Zeiten ergriffen, an einen Jakobiner, und ſcheint jetzt von der Wiederherſtellung der alten Ordnung zur Erkenntniß gebracht zu ſein, daß es nöthig iſt, Verirrungen, wie ſolche vor funfzehn — zwanzig Jahren an der Tagesordnung waren, möglichſt tief zu verſchleiern; deshalb hat die ſchlaue Mutter es ihrem Vortheil gemäß erachtet, die Zeugen ihrer Entſittlichung mit dem Namen ihres längſtverſchollenen und wahrſcheinlich ihres längſt begrabenen Gemahls zu ſchmücken. Ich werde jedoch dem ganzen Verhältniß genau nachforſchen, um den kaiſerlichen Hof von der Schmach zu befreien, welchen Kinder gemeiner Abkunft unter geſtohlenen Namen auf ihn zu häufen wagen.“

„Komm, Gottfried,“ ſeufzte der General, verbeugte ſich leicht gegen den Biſchof, zog ſeinen Sohn mit ſich fort, und am folgenden Tage überraſchten die Abſchiedskarten von Vater und Sohn den pariſer Hof.

Zwei Tage ſpäter ward Meneuille zu dem Palaſtpräfecten beſchieden. „Sie haben,“ — redete ihn dieſer an — „Seiner kaiſerlichen Majeſtät zwei junge Leute als die Abkömmlinge eines alten Grafengeſchlechts zum Dienſt bei Ihrer Majeſtät der Kaiſerin empfohlen; man entdeckt jetzt aber, daß dieſe Perſonen die Kinder eines Abenteurers Namens Ainaraude ſind, an welchen die von ihrem Gemahl verlaſſene Gräfin Saint Hilaire gehangen hat. Seine kaiſerliche Majeſtät hat die allerſtrengſte Unterſuchung dieſes vermeſſenen Attentats, die Kinder eines Landſtreichers an den allerhöchſten Hof zu bringen, angeordnet, und ich habe den Befehl, Ihnen ſowol als den beiden jungen Perſonen anzudeuten, bis nach Beendigung der Unterſuchung, ſich der Ausübung Ihrer bisherigen Dienſtobliegenheiten zu enthalten.“

Die flüchtige Entlaſſungsverbeugung, mit welcher der Präfect ſich anwandte, ließ Meneuille keinen Zweifel über ſeinen Fall aus der kaiſerlichen Gnade übrig. Er begab ſich, tief gebeugt, zu Leonidens Kindern, welche ihm troſtlos entgegenkamen. Hilairie war von der Oberhofmeiſterin mit der öffentlichen Beſchimpfung empfangen worden, welche in dem Vorwurf lag, daß ſie durch ihre Annäherung an einen ausländiſchen Geſandſchaftscavalier die Sitte verletzt habe, und Godefroy hatte die härteſten Verweiſe über die Vernachläſſigung der jedem Hofbeamten auferlegten Pflicht erhalten, Unterredungen mit Perſonen im Dienſte fremder Mächte zu vermeiden. Vergebens hatten die Geſchwiſter, um ſich zu entſchuldigen, ihr Verhältniß zu dem Oeſtreicher, welcher ſie aus den Flammen getragen, entwickelt; Beider Einfalt war ein Gegenſtand des allgemeinen Hohnlächelns geworden.

Ein aus dem Schmutze der Vorſtädte von Paris zur herzoglichen Würde emporgeſchwungener ehemaliger Sansculott, der die Abzeichen ſeiner vormaligen Handthierung mit den Bändern der eiſernen Krone und eines auswärtigen Großkreuzes vertauſcht hatte, führte den Vorſitz bei der Commiſſion, welche beauftragt war, zu unterſuchen, ob eine makelloſe Geburt die beiden unter den gräflichen Namen Saint Hilaire zum Hofdienſt gezogenen Geſchwiſter zu Bekleidung ſolcher Aemter eigne. — Die angeſtellten Forſchungen führten ſchnell zum Ziel. Meneuille, durch die Ausſagen mehrer Zeugen überführt, daß die Geburt des angeblich gräflich Saint Hilairiſchen Geſchwiſterpaares vier Jahre nach der Trennung der Mutter deſſelben von dem Gemahl erfolgt ſei, ſah ſich genöthigt, die Wiedervereinigung des getrennt geweſenen Gattenpaares in dem Gefängniſſe zu Chalons zur Sprache zu bringen, erlangte jedoch dadurch Nichts, als die Einräumung der Möglichkeit, daß dieſe beiden Perſonen zwar Kinder des ehemaligen Grafen Saint Hilaire ſein könnten, mußte jedoch ſelbſt zugeben, daß in dieſem Falle Beide nur als die Sprößlinge einer ungeſetzlichen Verbindung betrachtet und ihnen der Anſpruch auf die Würde, die Güter und den Namen ihres Vaters abgeſprochen werden müſſe.

Meneuille erhielt durch die Anweiſung, ſich nebſt ſeinen Schützlingen binnen vier und zwanzig Stunden von Paris zu entfernen, einen eindrücklichen Beweis der auf ihn geworfenen kaiſerlichen Ungnade, und ſäumte nicht, obgleich erkrankt an Leib und

Geiſt, ſeine Pflegbefohlnen, nach deren verunglückten Verſuch, eine Wallfahrt auf der glatten Hofbahn zu wagen, ihrer Mutter wieder zuzuführen.

Die Verwieſenen hatten auf ihrer Rückreiſe nach Chateaugris einige Tagereiſen zurückgelegt und waren im Begriff, die dritte anzutreten, als Godefroy vermißt wurde. Ein an Meneuille gerichteter Brief, welchen der gedemüthigte Jüngling zurückgelaſſen hatte, verrieth, folgenden Inhalts, die Veranlaſſung zu deſſen niederſchlagendem Schritte:

„Ich bin entehrt! Man nennt mich einen Baſtard! — Nun begreif' ich das unväterliche Herz meines Vaters! — Ich habe aber die Schmach verdient, die mich getroffen hat! In einem Alter, welches die Hand des Jünglinges zum Schwerte reift, hab' ich mich zum kindiſchen Dienſt eines Pagen erniedrigt, ſtatt auf Schlachtfeldern den Beweis zu führen, daß ich ein ächter Sprößling des Heldengeſchlechtes der Grafen Saint Hilaire de Pontgris bin. — Tröſten Sie meine arme gekränkte Mutter! — Sage ihr, meine Schweſter, ſie möge den Glauben an unſern ſchützenden Engel im Himmel nicht verlieren. Gott ſegne, Gott erhalte Euch und ſtärke meinen Arm.

Pont ſur Yonne, den 12. Juli 1810.

Godefroy."

Entmannt von Schmerz und Schrecken taumelte Meneuille in das allgemeine Gaſtzimmer, welches überfüllt war von Durchreiſenden, meiſtens Offizieren, die von der Armee aus Spanien zurückkehrten. — „Iſt dieſer Meneuille der Vater jener beiden unglücklichen Brüder, die bei San Iſaak von den Guerillas in den Brunnen geſtürzt wurden?" — So fragte eine gedämpfte Stimme, nicht leiſe genug, um unverſtanden von Meneuille zu bleiben im Hintergrunde des Saals. — Ein unbeſchreibliches Entſetzen rüttelte den betäubten Mann aus ſeinem dumpfen Zuſtande wach. „Ja ich bin der Vater jener Gebrüder Meneuille, welche als Oberwundärzte in Suchet's Heere dienten," ſtammelte Meneuille, und ſank, von der Beſtätigung der fürchterlichen Todesbotſchaft ſelbſt tödtlich getroffen, zu Boden.

Ein junger Deutſcher, ein Herr von Uechtleben, von dem neueſten Hoffeſte nach Paris gelockt und durch deren ſchreckliche Unterbrechung aus Paris vertrieben, fing den Sinkenden auf und ſtand bald neben der verlaſſenen Hilairie an dem Leichnam ihres Begleiters.

Uechtleben ward der gute Engel des rathloſen Mädchens. — Eine eben durch Pont ſur Yonne nach Nimes reiſende Dame, ließ ſich willig finden, Hilairie einen Platz in ihrem Wagen anzuweiſen, und Uechtleben hielt die einer Unbekannten Anvertraute ſeines Schutzes zu bedürftig, als daß er nicht hätte die Pflicht erkennen ſollen, ſie zu begleiten und ſie ſelbſt in die mütterlichen Arme zurückzuführen.

Schwere Ahnung drückte die Seele des alten redlichen Legrange nieder, als ihm verſtohlen die Nachricht gebracht ward, Fräulein Hilairie ſei angekommen und wünſche ihn ins Geheim zu ſprechen. Er ging, Hilairie ſank an ſein treues Herz und übertrug ihm das ſchwere Amt, ihrer Mutter in tropfenweiſen Gaben den unabwendbaren Kelch darzureichen, deſſen Inhalt das verzweifelnde Mädchen in ſeine Seele goß.

Mit ſtieren und immer ſtierern Blicken empfing

Leonide Tropfen für Tropfen, und brach, nachdem Legrange geendet hatte, thränenlos in die Worte aus: „Es iſt der alte Fluch, der auf mir ruht und den ich vererbe auf die Häupter jener Unſeligen, die ihn tragen müſſen bis in das Grab, weil ihre Mutter gleichzeitig das Weib zweier Männer war. — Wo iſt Hilairie?“

Legrange öffnete das Nebenzimmer, und unterſtützt von Uechtleben ſchwankte Hilairie an die Bruſt ihrer Mutter.

Viertes Capitel.

Es wenden die Herrſcher.
Ihr ſegnendes Auge
Von ganzen Geſchlechtern
Und meiden, im Enkel
Die ehmals geliebten
Stillredenden Züge
Des Ahnherrn zu ſehn.
Goethe.

Graf Saint Hilaire hatte indeß lange Zeit mit wortloſer Verſtecktheit ſich von ſeinem Schickſale fortreißen laſſen, ohne eine Hand zur Wendung deſſelben zu erheben. Die Hartnäckigkeit, mit welcher er, von ſeiner menſchenfeindlichen Stimmung befangen, den franzöſiſchen Behörden jede geforderte Auskunft über ſein Verhältniß verſagte, befeindete ihm dieſe, und bewog die in der Revolutionsepoche verhärteten Menſchen, die Verſtocktheit des Kriegsgefangenen auf das Härteſte zu beſtrafen, indem ſie den an Seele und Körper gleich gefährlich Kranken den gemeinen britiſchen Soldaten und Matroſen beigeſellten, deren Kräfte zum Bau des boulogner Hafens verwendet wurden.

Zu ſtumpf bereits, um ſein Elend zu fühlen, oder vielleicht die Laſt desſelben minder ſchwer als den Druck der ihn früher aufgebürdeten Schmach empfindend, theilte der Graf das Tagewerk jener gezwungenen Werkleute, aber nie hatte eine befreundete Hand wohlthätiger für den Leidenden gewirkt, als die feindſelige, welche dieſe Laſt auf ſeine Schultern warf. Der unausgeſetzte Genuß der Seeluft, die täglich erneute Uebung ſeiner Kräfte wurden ihm zu Heilmitteln für Seele und Leib, und als zwei Jahre ſpäter jener gewaltige Menſch, der mit den Händen ſein Vaterland emporſchwang, während er es gleichzeitig mit den Füßen niedertrat, im Schmucke der neuerrungenen Kaiſerwürde das Lager von Boulogne beſuchte und Saint Hilaire, in einem flehenden Briefe den Tag von Toulon dem Gedächtniſſe des Kaiſers zurückrufend, ſeine Befreiung erbat, da wandte zum Erſtenmal ſeit ſeines Sohnes Geburt das Glück ihm ein lächelndes Antlitz zu. Er erhielt ſeine Freiheit und die Erlaubniß, als franzöſiſcher Bürger ſich anſiedeln zu dürfen in dem neuen Kaiſerreiche.

Jetzt ſchwankte der Freigelaſſene zwiſchen zweien Wegen; der eine führte in Leonidens Arme zurück, der andere in ſeine Freiſtatt nach Sachſen. — Mit ſeiner fortſchreitenden Seelengeneſung war ſein Blick in ſeine Vergangenheit freier geworden, und mit täglich überzeugenderm Eindruck hatte ſich das Gefühl ſeiner Verſchuldung an Leoniden und ſeiner Pflicht, ihr Genugthuung zu gewähren, ihm aufgedrungen: aber, wie vor zwei Jahren mit krankhafter Uebertreibung, ſo empfand er jetzt bei ruhiger Ueberlegung die Unmöglichkeit, Leoniden und ſich ſelbſt ein beglückendes Gattenleben bereiten zu können. Die Ehre ſeines Namens, welche er während ſeiner Dienſtleiſtung als Condé'ſcher Offizier von jedem Makel gereinigt hatte, den die Verleumdung auf denſelben zu werfen geſucht — die Ehre dieſes Namens hatte Leonide durch ihren Gattenwechſel, ja ſelbſt durch ihre ſcheinbar geſetzloſe zweite

Verbindung mit ihm, befleckt. Die Glut der Leidenſchaft welche in den Tagen des Rauſches das Menſchenherz mit unnatürlicher Kraft zur Tragung der ſchwerſten Bürden begabt, dieſe Glut war verflogen, und je ruhiger der Graf ſich prüfte, je unkräftiger empfand er ſich, die Kinder ſein zu nennen, deren Vaterrecht ihm das Geſpenſt eines längſt begrabenen Unholds ſtreitig machte.

Es gab noch eine zweite Rückſicht, welche Saint Hilaire's ſchwankenden Entſchluß, ſeinem Geburtslande den Rücken zu wenden, befeſtigte. Zwei Jahre lang war er der Genoſſe einer aus den niedrigſten Claſſen gemiſchten Geſellſchaft geweſen, deren Beiſpiel zwar nicht auf ſeine Sittlichkeit, aber doch auf ſeine Geſchliffenheit nachtheilig gewirkt hatte, und den Verfall ſeiner Verfeinerung zu tief anſchlagend, fürchtete der Graf, Leonidens Anforderungen nicht mehr entſprechen zu können und in ihrer Achtung zu ſinken. Endlich entſchied ein Blick auf ſeine äußern Verhältniſſe völlig über das letzte Schwanken ſeines Herzens; Leonide war jetzt reich, er — in hohem Grade dürftig. — Sein Stolz verſagte es ihm, als

Bettler unter das Dach ſeines Vaterhauſes zu treten, und dieſer Stolz, verbunden mit der geheimen Hoffnung, auf dem Wege durch Deutſchland ſeinen Erſtgebornen, ſeinem — vielleicht einzigen Kinde zu begegnen, trieb ihn über die Alpen hinweg.

Dieſe Ahnung täuſchte jedoch den unglücklichen Vater; er fand ſeinen Verlornen nicht, doch an der verlaſſenen Wiege deſſelben den Genoſſen der Kindheit ſeines Godefroy, den jungen Uechtleben, welcher unter der Vormundſchaft eines Verwandten ſein großväterliches Erbe verwaltete. — Es koſtete dem Grafen einige Mühe, ſich unter dem Namen Graubrück als den rechtmäßigen Beſitzer des vor mehr als zwanzig Jahren erkauften Freigutes zu beglaubigen, doch gelang es ihm endlich, die geforderten Beweiſe zu liefern, und das Gut ward ihm übergeben.

Nichts unterbrach die Einſamkeit des Grafen, als der Beſuch des jungen Gutsherrn, welcher gewöhnlich die Abende bei dem Vater ſeines ihm noch wohl erinnerlichen Jubendfreundes zubrachte, den er jedoch in Folge des Grundſatzes ſeines Erziehers, nur mit dem Vornamen zu bezeichnen gewußt, und erſt in ſpäteren Jahren, bei der Uebernahme ſeines Erbes, ſich auf den Namen, den der Freund ſeines Großvaters geführt, beſonnen hatte. Der Graf entdeckte ſich auch unter keinem andern den jungen Mann, welchem es nicht einfiel, einen franzöſiſchen Großen in ſeinem Vaſallen zu vermuthen, der unter dem beſcheidenen Namen eines Herrn Graubrück die Höhe ſeiner Abkunft durch kein Merkmal verrieth.

Ein Jahr verſtrich nach dem andern; immer unzweifelhafter wurde dem Grafen der Tod ſeines Sohnes, je umſtändlicher der junge Uechtleben ihm die Zerſtörungsſcenen malte, in welchen das Dorf Irwang mit der Hälfte ſeiner Bewohner untergegangen war. Aber je gewiſſer der Verluſt ſeines Kindes ihm wurde, je lauter fing ſein Herz an, für die Verleugneten zu ſprechen, welchen er das Recht der Kindſchaft verſagt hatte, und vielleicht würde er dieſer Stimme nachgegeben und ſein Aſyl verlaſſen haben, wenn nicht der gerade zu der Zeit, als dieſe Stimme am lauteſten ſich erhob, ausgebrochene franzöſiſch-preußiſche Krieg Sachſen mit feindlichen Heeren überſchwemmt und eine Reiſe unmöglich gemacht hätte.

Behutſam forſchte der Graf bei jedem der ihm aufgezwungenen vaterländiſchen Gäſte nach Leoniden; aber keiner von jenen hatte den Namen Saint Hilaire gekannt; der Graf erfuhr alſo nichts von Leoniden, doch reichte ein Geſpräch mit einem jungen Franzoſen Namens Rontaut hin, ſeine Sehnſucht nach Leoniden und deren Kindern ſchnell und auf lange niederzudrücken.

„Sie nennen ſich Rontaut?“ fragte der Graf, an ſeinen vendéer Retter erinnert; „vielleicht ein Sohn jenes Biedermannes aus Hermenault? — Deſſelben, der“ —

Ein heftiges Gelächter des jungen Kriegers ließ es nicht zur Beendigung der Frage kommen. „Ich bin ein Sohn der Revolution,“ antwortete er. „Fragen Sie keinen Franzoſen, deſſen Geburtszeit in der erſten Hälfte der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts fällt, nach dem Namen ſeines Vaters. Wie Joſephine von Hand zu Hand gegangen iſt, von Beauharnois zu Barras und von Barras zu

Bonaparte, ſo ſind Frankreichs Weiber alle von Arm zu Arm geflogen und erſchweren ihren Kindern noch mehr, als die Weiber andrer Länder ihren Söhnen und Töchtern, die Antwort auf ſolche Fragen."

Saint Hilaire wandte ſich empört und verletzt ab von dem unzarten Berichterſtatter, welcher ſeine anweſenden Landsleute auffoderte, die Richtigkeit ſeiner Anſicht zu beſtätigen, und jetzt fing Einer nach dem Andern an, in einzelnen Beiſpielen die Frauen ihrer Bekanntſchaft zu ſchildern, wie ſo manche, ehemals ergriffen von dem Wirbel einer alle Verhältniſſe und Bande lockernden Revolution, theils, um das Leben zu friſten, theils zur Fröhnung noch niederer Anforderungen, in der That dem Bilde entſpreche, welches ihr junger Landsmann von ſeiner Mutter entworfen hatte.

Der Graf bebte, Ainaraude; Meneuille und der Ungar traten, wie er jeden dieſer Männer Leoniden gegenüber geſehen hatte, vor ſein Geſicht, und der Gedanke an eine Rückkehr nach Frankreich hörte auf, ihn zu beſchäftigen. Der Eindruck dieſer Bilder war ſo lebhaft und ſo bleibend, daß er, als ſein junger Freund Uechtleben ihn verließ, um den Feſtlichkeiten beizuwohnen, welche zur Zeit der zweiten Vermählung des Kaiſers Napoleon Paris mit ſchauluſtigen Fremden überfüllte, Jenem nicht einmal den Auftrag mitgab, Kunde von der Gräfin Saint Hilaire in Chateaugris einzuziehen.

Faſt zwei Jahre war Herr von Uechtleben entfernt geweſen, als er in ſein Vaterhaus zurückkehrte; tiefer, kummervoller Ernſt lag auf ſeiner Stirn, und allmählig entdeckte der Graf, daß ſein junger Freund unerfüllbare Wünſche kennen gelernt habe, deren tägliche Mahnung ſeine Ruhe vergiftete.

Saint Hilaire hatte nicht lange Gelegenheit, für die Aufheiterung des verſchloſſenen jungen Mannes zu wirken. Der Krieg, welcher ſpäter ganz Europa wider Frankreich vereinigte, hatte begonnen und Uechtleben öſtreichiſche Dienſte genommen. Das Jahr 1814 brachte dieſelben Schrecken über Frankreich, welche deſſen Söhne zehn Jahre hindurch in andere Länder getragen hatten.

Es war noch am Ende des März dieſes Jahres, als die bei Brienne gefangenen franzöſiſchen

Krieger auf den Transport nach dem Norden, die Gegend von Meißen erreichten. Sie wurden einquartiert, und mit freudiger Ueberraſchung erkannte der Graf in dem ihm zugewieſenen Gaſte ſeinen alten Freund, den jetzigen Oberſten Grillhouette.

Saint Hilaire bot ſeinen Einfluß auf, den Weitertransport ſeines Freundes zu verhindern; es gelang ihm. Der Obriſt, für erkrankt ausgegeben, blieb zurück, und jetzt tauſchten die beiden Freunde in vertraulichen Geſprächen ihre Erfahrungen gegen einander aus. Grillhouette hatte nach der Beſänftigung des Aufſtandes der Vendée die Sache der Bourbonen aufgegeben und die Sache des Vaterlandes zu der ſeinigen gemacht; „doch," fuhr er im Laufe der Unterhaltung fort, „doch dürfte unſer Vaterland wohl wieder ſeine Farbe wechſeln; Napoleons Fall und die Zurückberufung der Bourbonen ſcheint mir unzweifelhaft, und erfolgt letztere, ſo müſſen Sie zurückkehren und Ihre Rechte auf Ihre jetzt herrenloſe Erbherrſchaft geltend machen."

„Herrenlos? — Chateaugris?" — fragte der Graf befremdet.

„Ja wohl,“ antwortete Grillhouette. „Ich habe vor einem Jahre das Drômedepartement bereiſen müſſen, um die Punkte zu ermitteln, welche zur Befeſtigung geeignet ſind und die Vertheidigung dieſes Landſtriches erleichtern. Bei dieſer Gelegenheit hab' ich Ihre Heimat kennen gelernt.“

„Aber Chateaugris war ja in den Händen einer Frau,“ ſagte der Graf mit zitternder Zunge.

„Ganz recht,“ erwiederte Grillhouette. „Dieſe Frau iſt vertrieben worden und lebt jetzt in tiefem Elend. Sie hat die Dreiſtigkeit gehabt, nachdem ſie die Herrſchaft Chateaugris zur Zeit der Directorial-Regierung für einen Spottpreis von der Regierung erkauft hatte, Ihren Familiennamen, Herr Graf, anzunehmen, und ihre Kinder, als Graf und Gräfin Saint-Hilaire, an Napoleons Hof zu bringen. Ein Zufall entdeckt dieſen Betrug, und der Kaiſer, außer ſich vor Zorn, läßt die Kinder, als anerkannte Baſtarde, und den Fürſprecher derſelben, den Leibwundarzt Baron von Meneuille, ſchimpflich vom Hofe verweiſen. Dieſe Schmach mag der Jüngling, der als Page angeſtellt geweſen war, nicht ertragen;

er entrinnt. Baron Meneuille kann dieſen doppelten Schlag nicht überleben; er ſtirbt unterwegs am Nervenſchlage, und das ſeiner Pflege befohlene Mädchen kehrt in Begleitung eines jungen Deutſchen, Namens Uechtleben, zu ihrer Mutter zurück. Zwiſchen den beiden jungen Leuten hat ſich auf der Reiſe ein zärtliches Verhältniß angeknüpft, und die Mutter legt Beider Hände in einander. Da wird über dieſe plötzlich ein doppelter Prozeß verhängt. Sie wird verurtheilt, nicht allein den widerrechtlich geführten Namen abzulegen und deſſen Annahme durch eine ſchwere Geldſtrafe zu büßen, ſondern auch des Beſitzes von Chateaugris entſetzt. Ein Prieſter, unterſtützt, wie man ſagt, durch den Einfluß des Cardinals Feſch, ſoll während der Abweſenheit des Kaiſers in Rußland, dieſe ganze Intrigue geleitet haben, in der Abſicht, die Herrſchaft Chateaugris an ſich zu bringen, und zur Hälfte iſt ſein Unternehmen gelungen. Das geängſtigte Weib weiß nichts der jeſuitiſchen Schlußfolge entgegen zu ſetzen, daß Chateaugris, da ſie es unter einem fälſchlich geführten Namen gekauft, nicht mehr ihr Eigenthum, ſondern herrenlos ſei, ſeit ſie aufgehört habe, jenen Namen zu führen; und von ihrem Sachwalter, wahrſcheinlich durch ihre Feinde beſtochen, mit lebenswieriger Einkerkerung bedroht, wenn ſie nicht durch einen Vergleich den Lauf der Gerechtigkeit einzuhalten ſtrebe, entſchließt ſie ſich, dem Beſitz von Chateaugris zu entſagen, deſſen Erwerb jenem Prieſter, dem ehemaligen Grand Aumonier unſeres Corps, bis jetzt aber noch nicht geglückt iſt. Doch hat er es dahin gebracht, daß ihm, in deſſen Sprengel die Herrſchaft liegt, das Schloß zu einſtweiligem Gebrauch angewieſen wurde. — Die Vertriebene, welche jetzt den Namen Ainaraude führt und ſich in ein kleines ganz unbedeutendes Beſitzthum zurückgezogen hat, iſt der Gegenſtand des allgemeinſten Mitleids; noch mehr aber wird ihre Tochter bedauert, welche durch dieſe Wendung ihres Schickſals um ihr ganzes Lebensglück gebracht worden iſt. Ihre Mutter hat nämlich das Bündniß jenes jungen Deutſchen mit ihrer Tochter aufgehoben, weil dieſe entehrt ſei durch das richterliche Urtheil, welches ſie nur als die Frucht einer geſetzloſen Verbindung erkannte; und der junge

Uechtleben hat mit gebrochenem Herzen ſeine Geliebte und Frankreich verlaſſen müſſen.“

Mit immer tiefer in die Bruſt geklemmtem Athem hatte der Graf der Erzählung des Obriſten zugehört, je mahnender das Bild ſeiner verlaſſenen, verarmten Leonide und nächſt dieſer der Moment vor ſeine Seele trat, in welchem er die Züge ſeiner Eltern und ſeines verlornen Godefroy in dem Antlitze jener Verwaiſ'ten wiederfand, denen er das Kindesrecht an ſein Herz verſagt hatte. Er ſprang auf und ſchrie, die geballten Hände vor ſeine Stirn drückend: „Gott ſei mir gnädig! jene Gemißhandelte iſt mein Weib! Jene vermeintlichen Baſtarde ſind meine Kinder! — Ich muß hin zu ihnen — muß ſie retten! — Bleiben Sie hier und verwalten Sie während meiner Abweſenheit mein Haus; ich eile nach Frankreich!“

Vergebens beſchwur Grillhouette den Grafen, ſeine Reiſe bis zur Beendigung des Krieges auszuſetzen, welcher nicht minder heftig im Süden, wie im Nordoſten Frankreichs wüthete; aber keine Vorſtellungen vermochten den Entſchluß des Grafen aufzuhalten; ſeine Liebe, ſprachlos und kühl für die Reichbegüterte, war ſprachbeſeelt und flammend wie in ſeiner Jugendzeit geworden, ſeit er den Gegenſtand derſelben verarmt, verlaſſen, gleich unglücklich als Mutter wie als Gattin wußte. Er übergab dem Obriſten ſein Haus, verſah ſich mit Päſſen und reiſte ab.

Der Fall von Paris hatte inzwiſchen den Kampf des Schwertes mit der Palme um die Weltherrſchaft beendet und der milderen Göttin den Sieg zugeworfen. Ein fliegendes Corps unter den Befehlen des Generallieutenants, Grafen Daniellowich, welches die Beſtimmung hatte, die öſtreichiſche Armee mit der britiſchen in Verbindung zu bringen, ward, auf dem Wege nach Toulouſe begriffen, zurückberufen, um die Erholungsquartiere in dem Drômedepartement zu beziehen.

Staunen bei dem Anblick des Paradieſes der Dauphiné, feſſelte die ganze Schaar der rohen Naturſöhne, welche dem Grafen folgten, als dieſe den Höhenzug erklommen hatten, deſſen Senkung, dem Städtchen Loriol gegenüber, die wilde Rhone in ein beengtes Bett einzwängt. — „Ja, Sie haben Recht," rief der Generallieutenant einem ſeiner Adjutanten zu, „Sie haben Recht, Hauptmann Uechtleben; Frankreich iſt ein herrliches Land.“

„Nein, er hat nicht Recht!“ rief begeiſtert der Major Daniellowich ſeinem Vater zu. „Uechtleben hat uns ein irdiſches Paradies verſprochen, und er führt uns in ein himmliſches!“

„Deſſen Engel wir jedoch vergebens ſuchen,“ antwortete der Chef, und kommandirte: „Marſch!“

Die vom jenſeitigen Ufer dem Corps entgegenrudernden Fähren, welche zu deſſen Ueberſetzung beſtimmt waren, hatten einige Kutſchen eingeladen. Aus einer derſelben ſtieg, nach der bewirkten Landung des Fahrzeugs, ein Geiſtlicher, der, dem Generallieutenant ſich nähernd, ſogleich von dieſem als derſelbe Biſchof von Arles erkannt wurde, deſſen Bekanntſchaft er vor vier Jahren nach der Feuersbrunſt gemacht hatte, welche den Schwarzenbergiſchen Feenpalaſt verzehrte.

„Ich komme, Euer Excellenz Händen einen höchſtgefährlichen Verbrecher zur ſtrengſten Bewachung zu übergeben,“ ſprach der Biſchof. „Dieſer Böſewicht, der durch Mord und Verrath ſeinen ehrwürdigen Namen Saint Hilaire de Pontgris befleckt hat —"

„Saint Hilaire?" rief der General; — „wo iſt er? Und einen Verbrecher nennen Sie ihn?"

„Dort in der dritten Chaiſe wird er von meinen Leuten bewacht," erwiderte der Biſchof. „Euer Excellenz ſcheinen den Mann zu kennen und Theil an ihm zu nehmen; doch wird es zur Entkräftigung Ihrer Theilnahme wohl nur der Verſicherung bedürfen, daß dieſer Menſch nicht allein ſeinen eignen Vetter ermordet, ſondern auch einen royaliſtiſchen Prieſter, den gefangenen Aumonier des Condé'ſchen Corps, den Händen des fanatiſchen Pöbels überliefert hat, welcher den Märtyrer in Stücke zerriß. — Dieſer gefährliche Menſch hat ſich geſtern auf meinem Schloſſe eingefunden, iſt von meinen Leuten entdeckt und verhaftet worden. Mir fehlen die Mittel, ihn bewachen zu laſſen, ich eile jedoch, der neuen Regierung die Anzeige zu machen, daß ich den Verbrecher Ihnen zum ſtrengſten Gewahrſam überliefert habe."

„Ich werde ihn bewachen laſſen," antwortete der General, und gab einem Offizier Befehl, den Gefangenen in Empfang zu nehmen.

„Ich komme zu einer zweiten Veranlaſſung meiner unſchicklichen Unterbrechung Ihres Marſches,“ hob der Biſchof wieder an, „indem ich mir von Ihrer Huld eine Begleitung Ihrer Huſaren bis zur nächſten öſtreichiſchen Garniſon erbitte.“

„Sie wollen nach Paris reiſen?“ fragte der General befremdet. „Kaum dürften Sie, als ein bekanntlich treuer Anhänger des entthronten Kaiſers, ſich bei den Freunden der zurückberufenen Bourbons einen wünſchenswerthen Empfang verſprechen.“

„Sie ſcheinen nicht zu ahnen,“ antwortete der Biſchof mit unbeſchreiblicher Wichtigkeit, „daß ohne meine Mitwirkung die Bourbonen ſich ſchwerlich der Wiedererlangung ihrer Krone erfreut haben würden.“

„In der That,“ verſetzte der General lächelnd, „hab' ich bis jetzt geglaubt, daß die legitime Herrſcherfamilie für dieſe Gunſt des Schickſals den Waffen der Alliirten verpflichtet ſei.“

Der Biſchof lächelte mit vieler Hoheit. „Wenn ich von Paris zurückkehre, dann handeln wir dieſes

Capitel ab," ſprach er. „Für jetzt bedaure ich, zu eilig zu ſein, um Sie ſelbſt in meinem Schloſſe Chateaugris empfangen zu können, habe jedoch Befehle in Betreff Ihrer Aufnahme hinterlaſſen, und werde mich freuen, Sie bei meiner Zurückkehr dort vorzufinden."

„Chateaugris gehört alſo zu Ihrem Sprengel?" fragte der Generallieutenant. Der Biſchof verneinte, ſetzte aber hinzu: „Es iſt ſo gut als mein; ich ſtehe auf dem Punkte, es zu erwerben, und übe bereits das Herrſcheramt ſo weit Ihr Auge reicht."

Die Fahrzeuge waren ſchon mehrfach befrachtet mit den Kroaten hinüber und leer wieder herüber gerudert, und nur noch einige Schwadronen um den General verſammelt, als deſſen Geſpräch mit dem Biſchofe durch einige in der Nähe fallende Schüſſe unterbrochen wurde. „Was iſt das?" ſchrie er. „Kriegstöne mitten im Frieden? — Wo iſt mein Sohn?"

Er ſah ſich mit Haſt nach allen Seiten um und erſchrak, als er die Nachricht empfing, der Major habe ſich in Begleitung des Hauptmanns von Uechtleben hinter dem waldigen Vorſprunge jenes Berges verloren.

„Aufgeſeſſen!“ commandierte der General, und flog, gefolgt von ſeinen Kroaten, dem Gehölze zu, in welchem die Schüſſe gefallen waren.

Der junge Graf, gelangweilt und geärgert durch den Ton und den Inhalt der Rede des Prälaten, hatte ſich wieder der ſchönen Natur zugewandt, welche ihn von allen Seiten umgab, und gelockt von dem Anblick einer vielverſprechenden Höhe, welche die reizendſte Umſicht verſprach, in Begleitung des Hauptmanns Uechtleben den Weg dahin angetreten. Kaum aber hatten die beiden Wanderer den waldigen Fuß jenes Berges erreicht, als ein halbes Peloton franzöſiſcher Infanteriſten aus dem Dickigt hervorbrechend, ihnen die Wahl zwiſchen Tod und Ergebung ließ. Beide ſetzten ſich mit ihren einzigen Waffen, ihren Seitengewehren, in Vertheidigungszuſtand, nachdem die Franzoſen ihre Verſicherung, der Friede ſei geſchloſſen, als eine Kriegsliſt verworfen hatten. Es kam zum Gefecht; eine Kugel traf den Arm des Grafen; zehn Bayonette richteten ſich auf ſeine Bruſt, da ſchrie der Führer des feindlichen Trupps: „Haltet ein, oder ich durchbohre Euch!“ Er ſtieß ſeine Leute zurück und warf ſich an die Bruſt des Verwundeten, der in der Perſon des jungen Offiziers den Pagen erkannte, welchen er vor vier Jahren aus den Flammen jenes Pavillons getragen hatte. In dieſem Augenblick zerſtreute ein jäher Schrecken den kleinen Feindeshaufen, denn der General hielt mit ſeinen abgeſeſſenen Kroaten den Schauplatz des Gefechts umzingelt.

„Bandit!“ ſchrie der General, den Säbel über das Haupt des jungen Franzoſen ſchwingend, da hielt der Verwundete ſeinem zornglühenden Vater die Hand entgegen, und rief: „Tödte ihn nicht! Er hat mich gerettet!“

Der General ließ den Säbel ſinken und entſann ſich jetzt auch des Pagen wieder, welchen der Major einſt gerettet hatte. „Aber, junger Mann,“ fragte er, „wie war es Ihnen möglich, mitten im Schooße des Friedens Feindſeligkeiten zu üben?“

„Ich weiß von keinem Frieden,“ erwiderte der junge Franzoſe, welcher inzwiſchen beſchäftigt geweſen war, die leichte Fleiſchwunde in dem Oberarm des Majors zu unterſuchen und zu verbinden. „Ich war,“ fuhr er fort, „während der Schlacht bei Toulouſe mit meinem Peloton auf der Terraſſe von Montalieu aufgeſtellt worden, aber Marſchall Soult veränderte ſein Vertheidigungsſyſtem, er nahm eine andere Stellung ein, und der Feind ſchob ſich zwiſchen meinen Poſten und die Armee, da warf ich mich, nachdem Alles verloren war, mit meinen Leuten in die Schluchten der Sevennen, in der Abſicht, mich nach Grenoble durchzuſchleichen oder durchzuſchlagen, und gelangte, ohne Kenntniß vom Stande der Dinge zu erhalten, bis hierher.“

Die Kroaten hatten inzwiſchen einen Flüchtling nach dem andern eingebracht, und der General kehrte von Freunden und verſöhnten Feinden begleitet, zu der Fähre zurück, um ſich einzuſchiffen. Glückwünſchend kam der Biſchof ihm entgegen.

„Man maſſacrire doch die Verbrecher!“ rief dieſer, nachdem er ſich von dem Vorgange oberflächlich unterrichtet hatte; der junge Franzoſe aber lenkte die Aufmerkſamkeit der Fremden von dem Prälaten ab, indem er, nach dem jenſeitigen Rhoneufer deutend, dem Major zurief: „Sehen Sie, jener weiße Punkt dort iſt das Schloß meiner Mutter! O, gönnen Sie dieſer die Freude, den Retter ihrer Kinder zu begrüßen!“

„In welchem Schloſſe wohnt Ihre Mutter?“ fragte der Biſchof näher tretend, und der Jüngling antwortete: „In dem Schloſſe Chateaugris, deſſen Beſitzerin ſie iſt.“

„Ihre Mutter die Beſitzerin von Chateaugris? — Ei, ei! das wäre ja ſeltſam,“ murmelte der Prälat. „Aha!“ fuhr er ſich beſinnend fort, ſo „ſind Sie der Sohn jener Madame Ainaraude, welche —“

„Wer ich bin?“ fiel ihm der junge franzöſiſche Offizier in die Rede, deſſen Geſicht ſich mit der Glut des Unwillens färbte. „Ich bin derjenige Page, welchen dieſer edle Mann bei den Vermählungsfeierlichkeiten des Kaiſers aus dem brennenden Pavillon trug. — Ein niederträchtiger Verleumder hat es gewagt, Zweifel über meine und meiner Schweſter rechtmäßige Geburt zu verbreiten und die Ehre meiner Mutter anzutaſten. — Dieſe Schmach von meinem Namen zu tilgen, hab' ich vier Jahre lang in Spanien geſochten, mir den Offizierrang und das Recht erkämpft, meinen von Böſewichtern befleckten Namen, neugeadelt, wiederaufzunehmen. Ich hieß in meinem Regiment Godefroy; aber Trotz ſei dem geboten, der es wagte, mich von nun an anders zu nennen als: Graf Saint Hilaire de Pontgris!"

„Ja, das biſt Du!" erſcholl eine nahe Stimme. Alle blickten überraſcht nach dem Rufer ſich um, und ſahen, wie der Gefangene des Biſchofs dem Kreiſe der ihn umgebenden Kroaten enſchlüpfte, und mit dem Aufſchrei: „Mein Sohn! Mein Kind!" an die Bruſt des jungen Franzoſen flog.

„Haltet ihn feſt!" ſchrie der Biſchof, und ſtammelte, an den General ſich wendend: „Nun führt das Verhängniß die ganze Verbrecherfamilie zuſammen! — Euer Exzellenz, ich mache Sie im Namen der verbündeten Monarchen verantwortlich für —"

Der General hörte nicht, denn ein anderes Ereigniß nahm ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch; ſein Adjutant, der Hauptmann von Uechtleben, hatte ſich in die Umarmung von Vater und Sohn gedrängt, und durch den Ausruf: „Sie, Herr Graubrück, ſind Graf Saint Hilaire? ſind der Vater meiner Hilairie?“ gelang es ihm endlich, den Blick des Grafen auf ſich zu lenken. — Dann wandte er ſich, die Hand ſeines Freundes faſſend, an den General, und ſprach: „Euer Exzellenz, ich verbürge mich mit meiner Ehre für dieſen Mann, und bitte, ihn mir zur Bewachung anzuvertrauen.“

„Euer Exzellenz,“ rief der Biſchof, „Dieſer Mann iſt ein Verräther an Kirche und Staat! Laſſen Sie ſich nicht irre machen! Die verbündeten Monarchen, Ludwig der Achtzehnte — alle Throne und Altäre ſind gefährdet, wenn —“

Ruhig, aber ſehr ernſt unterbrach der Generallieutenant den Prieſter: „Sie haben mir dieſen Mann übergeben, und nunmehr das Recht verloren, über deſſen Behandlung zu verfügen. Hauptmann Uechtleben, laſſen Sie einen Carabinier mit ſechs Mann aufſitzen, um dem Herrn Biſchof das Geleite bis zum nächſten Poſten auf der Straße nach Lyon zu geben.“ Er verneigte ſich flüchtig gegen den Biſchof, und folgte ſeinem bereits eingeſchifften Sohne, welcher, von einem leichten Wundfieber ergriffen, die Bequemlichkeiten dringend erſehnte, die ihm das Schloß Chateaugris zu gewähren verſprach.

Kein Herz von allen, welche das Verhängniß hier befreundet und vereinigt hatte, ſchlug ruhig. Graf Saint Hilaire konnte den Blick von den beiden Jünglingen nicht abwenden, welche gegenſeitig Einer der Retter des Andern geworden waren. Es dünkte ihm, als habe dieſer Tag ihm zwei Söhne gegeben, und mit dem Erbeben des Entzückens gedachte er des nahen Moments, in welchem er dieſe Beiden, und den Dritten, den Geliebten ſeiner Hilairie, und ſich ſelbſt in die Arme ſeiner wiedergewonnenen Leonide werfen werde. — Der Verwundete ward von andern, aber unausgeſprochenen Gefühlen bewegt; es ſchien, wenn ſeine Augen auf die Umarmung von Vater und Sohn ruhten, als präge ſeinem Geſichte ein geheimer Zug des Neides ſich auf, und einmal ward ſogar ſein Auge feucht, als er, ſich abwendend von jenem Schauſpiel, ſeinem Vater die Hand reichte. — Dieſer ſchien in ſolchen Augenblicken aus Träumen an die Vergangenheit zu erwachen; er ſollte das

Weib wiederſehen, deſſen Bild er als Jüngling in ſein Herz aufgenommen und es getragen hatte ſein Leben lang.

Die Bruſt des jungen Saint Hilaire ſchlug der Mutter entgegen, welcher er den Gatten brachte, und der Schweſter, welcher er den Vater und den Geliebten zuführte, deſſen Geſicht bald die Hoffnung verklärte, bald der Zweifel verdüſterte.

Jetzt landete der Fährkahn, und mit düſtern, unheilweiſſagenden Blicken trat ein junger franzöſiſcher Soldat, der bereits früher ausgeſchifft worden war, ſeinem Lieutenant entgegen. „Was bringſt Du, Fabian?“ fragte dieſer erwartungsvoll.

„Fabian?“ rief der Graf, den Soldaten anſtarrend. — „Ja, das ſind die Züge des redlichen Mannes, der mich rettete während des Sturms auf die Baſtille! — Der mich aus dem tumultuariſch bewegten Paris führte! — Der für mich ſtarb!“

„Ja,“ bekräftigte der Lieutenant. „Es iſt der Sohn jenes Fabian und der Erbe der Tugenden ſeines Vaters. Ich fand ihn unter den Fechtern in

Spanien, und er war mir treu wie ſein Vater dem meinigen! — Sieh, Fabian, dies iſt mein Vater!“

Der junge Soldat warf ſich zu den Füßen des Grafen nieder. „Das iſt alſo der Mann, für den zu leben und zu ſterben mein Vater mich gelehrt hat?“ rief er, und ſetzte, plötzlich den Ton ſeiner Stimme ändernd, hinzu: „O, warum muß die erſte Botſchaft, die ich ihm bringe, eine betrübende ſein.“ — Er winkte dem Lieutenant und ſprach gedämpft zu ihm: „Die Gräfin wohnt nicht mehr in Chateaugris; ſie iſt vertrieben worden, ihres Eigenthums, ihres Namens beraubt; — ſie wohnt jenſeits der Drôme in Petitchateau; aber jetzt iſt ſie auch nicht dort; nur Legrange iſt zurückgeblieben. Sie iſt geflohen vor dem Feinde.“

„Wohin? wohin?“ fragten die Stimmen Aller, welche auf ſeine Worte gelauſcht hatten. — Fabian zuckte die Achſeln. „Wohin? — Das wußte Keiner von den Leuten, welche während der Ueberfahrt mir dieſe Kunde gaben. Herr Legrange wird das ſagen können. Ich eile als Ihr Bote an ihn voraus.“ Er flog davon.

Das Gerücht von der Ankunft eines Verwundeten war den Gäſten des Biſchofs vorausgeeilt; aber auch dieſes Gerücht hatte die prahlend gerühmte Aufnahme, welche den Fremden bevorſtehen ſollte, nicht vorbereitet. Alle Zimmer des Hauptgeſchoſſes — angeblich die Wohngemächer des Biſchofs — waren verſchloſſen und der Generallieutenant mußte ſeine Wohnung mehre Treppen hoch ſuchen; der Kranke fand eine unbequeme Lagerſtatt in dem weitläuftigen aber unfreundlichen Bibliothekſaale aufgeſchlagen.

Mißgemuth ſchritt der Generallieutenant auf und ab, und der Rückkehr ſeines Fabian gewärtig ſaß der Lieutenant an dem Bette des fiebernden Freundes, während Graf Saint Hilaire vor den verblindeten Scheiben der entlängs den Wänden gereiheten Bücherſchränke ſtand, und die alten Bände, Vertraute ſeiner Jugendzeit, mit wehmüthigem Blicke muſterte. Er verſuchte eine Glasthür nach der andern zu öffnen; endlich ſprang eine derſelben auf, und ein Foliant fiel zu ſeinen Füßen nieder. Er ſchlug den Deckel auf, ſtarrte die Schrift an und ſein Auge verblindete in Thränen.

In dieſem Augenblick flog die Thür auf. Fabian meldete Legrange. Saint Hilaire ließ den Folianten neben dem Bette des Kranken niederfallen, welchen ſein Sohn verließ, um ſich in die Arme ſeines väterlichen Freundes zu werfen, deſſen zuſammengedrückte Geſtalt ſich jugendlich erhob bei dem Anblick des Sohnes und des Vaters, welche in liebevoller Vereinigung an ſeinem Herzen lagen.

„Wo finden wir meine Mutter?“ fragte der Jüngling, endlich ſich losreißend aus dem Arme des Greiſes, und dieſer berichtete jetzt, daß Leonide ſich nebſt Hilairie nach Luclauſe geflüchtet habe. Saint Hilaire wollte ſogleich dahin aufbrechen, auch ſeinen Sohn trieb die Sehnſucht der Mutter nach, und Uechtleben war erbötig, Beide zu begleiten; aber Legrange bedeutete die Sehnſüchtigen nach Gattin und Kind, nach Mutter und Schweſter und Braut, daß Leonidens Zuſtand Schonung fordere und einer Vorbereitung auf die ihrer harrende Erſchütterung bedürfe. Der Greis lud jedoch den Generallieutenant ſammt ſeinem Gefolge ein, den ungaſtlichen Herd dieſes Schloſſes mit dem kleineren aber gaſtlicheren in Petitchateau zu vertauſchen, und dort mit ihm die beſte Art der Einführung von Vater und Sohn bei Leoniden zu berathen.

Der Generallieutenant, welchen die Luft dieſes Hauſes drückte, willigte ein. Sein Sohn ward, bis denſelben das Wundfieber verlaſſen werde, welchem der Arzt nur noch eine kurze Dauer verhieß, ſeinem Freunde, dem jungen Saint Hilaire, zur Pflege übergeben, und der General ſetzte ſich mit ſeinem Gefolge in Bewegung, Legrange nach Petitchateau zu begleiten.

Godefroy bemerkte, daß der Blick ſeines Freundes verlangend auf dem Buche ruhe, welches der Graf bei Legrange's Eintritt zu den Füßen des Bettes hatte fallen laſſen; er hob es auf und reichte es ſeinem Freunde dar. Dieſer blätterte in demſelben, fand es mit kunſtreich ausgemalten Bildern geziert, welche die verſchiedenen Chroniken verſinnlichten, die den Inhalt dieſes Buches bildeten. Lange betrachtete er hauptſächlich das Eine dieſer Bilder; zwei Kämpfer vertheidigten eine Brücke gegen einen zahlloſen Haufen, und hinter den Kämpfern ſtanden in der geöffneten Thür einer Kapelle eine Matrone und ein wunderliebliches Mädchen, Beide mit Fürſtenkronen und Hermelinmänteln geſchmückt. Unter dem Bilde war mit farbiger Fracturſchrift zu leſen: „Wahrhaftige Beſchreibung, wie die Häuſer der hochberühmten Grafen Saint Hilaire de Pontgris und de bras de ferre entſtammt ſind.“

Ueberraſcht nahm Godefroy dem Kranken das Buch aus der Hand. „Dieſe Beſchreibung iſt mir fremd,“ ſprach er. „Darf ich leſen?“ Der Kranke nickte und Godefroy las:

„Als im Jahre des Heils 1208 Papſt Innozenz der Dritte das Kreuz predigen ließ wider die frommen Chriſten im Lande Albigeois, um ſie zu vertilgen von der Erde ſammt Weibern und Kindern mit Feuer und Schwert, da ſammelten ſich die Völker aus Nord und Süd, aus Oſt und Weſt, unter dem Pannier des Kreuzes, und ſengten und würgten im Lande bis unter die Mauern von Toulouſe. Da entſandte Graf Raimond der Sechste, Herr von Toulouſe und Albigeois, ſein eheliches Gemahl, Helena, und ſeine einzige Tochter, Claudia, nach der feſten Stadt

Beziers in Sicherheit, und verſchwur ſich nebſt ſeinem Sohne mit all ſeinen Getreuen, unter dem Schutte von Toulouſe zu ſterben. — Und dreimal ſtürmte das Kreuzheer und wich dreimal zaghaft zurück vor den Speeren der Belagerten. Nunmehr gebot der päpſtliche Legat nachzulaſſen von dem Sturm, und ſprach zu Humbert dem Erſten, Dauphin und Herrn der Dauphiné und vom Lande Vinois: „Wir obſiegen nicht über Raimond den Toulouſer durch die Gewalt der Waffen; aber laßt uns verſuchen, ob wir mögen ſein Weib fahen und ſein Töchterlein, damit ihn bezwinge die Sorge um ſeine Liebſten, und er ſich ergebe auf Gnad und Ungnade um ihretwillen. So ziehet denn ab mit Eurem Banner und den Päpſtlichen; lagert Euch vor Beziers insgeheim und ſuchet die ſichern Bürger zu überrumpeln, damit Ihr fahen möget die beiden Weiber.“

Alſo ſprach der Legat, und der Dauphin zog ab mit ſeinem Banner und den Päpſtlichen, geleitet von dem Ciſtercienſer-Abt Arnold, überrumpelte die ſichern Bürger von Beziers und ließ das Schwert walten auf des Abtes Geheiß, und den Feuerbrand. Da ſprach zu dem Abte der Dauphin: „Wir morden und verbrennen Rechtgläubige und Ketzer unter einander; jetzt lodern ihrer Sechstauſend in den Flammen der Magdalenenkirche auf; wer ſagt uns aber, welches die Unſern ſind, und welches die Abtrünnigen?“ Da antwortete der Abt und ſprach: „Laſſet ſie Alle brennen; der Herr wird die Seinigen ſchon herausfinden aus der räudigen Heerde.“ — Und dagegen ſprach der Dauphin: „Ihr vergeſſet, daß wir abgeſandt ſind nicht zum Morde, ſondern zu fahen Weib und Kind des Toulouſers.“ Aber da lächelte der Abt in ſeinem Grimme und ſprach: „Wiſſet Ihr nicht, es ſteht geſchrieben: Du ſollſt Gott mehr gehorchen als den Menſchen? — Und wie der Herr dem Joſua gebot, die Kananiter auszurotten mit all ihrem Saamen, ſo hat der heilige Vater geboten, dies Volk zu vertilgen ſammt Kindern und Weibern; alſo laſſet ſie ſterben, die Gerechten, damit die Sündenbrut ſterbe, die der Legat am Leben erhalten wiſſen will. Warum hört er auf, Toulouſe zu berennen? Dort mag er Raimond bezwingen, nicht hier! — Und ſind die Kreuzfahrer dreimal gewichen, ſo mag er ſie noch neunmal wieder herantreiben, und endlich wird er obſiegen, und Feuer und Schwert walten laſſen können zu des Herrn Ehre in Toulouſe, wie wir in Beziers, bis kein Ketzerkind mehr die Hände falten kann zum gotteslästerlichen Gebete."

Alſo ſprach der Abt, und der Würgengel ſchritt fürbas über Beziers gebrochene Mauern; bis ſeine Sichel nichts Lebendiges fürder zu mähen fand.

Und Humbert, der Dauphin, zog ab mit ſeinem Pannier und den Päpſtlichen gen Toulouſe, und meldete dem Legaten, daß Feuer und Schwert alles Leben vertilgt habe in Beziers. —

Es waren aber des Dauphins Pannier zwei edle Brüder gefolgt als Knappen, Boëmond und Godefroy, ſeßhaft am Fuße des Hügels, auf deſſen Spitze das Kirchlein des heiligen Hilarius gebaut iſt, an der Drôme. — Und als die beiden Brüder vernahmen, wie der Abt den Mord predigte der Schuldloſen, da bewegte ſich ihr Herz zum Erbarmen, und ſie beteten zu Gott, daß er in ihre Hände möge fallen laſſen die verfolgte Fürſtin ſammt deren Kinde; und der Herr erhörte das Gebet der Jünglinge; —

aus dem Geflacker der Glut, welche längſt die Magdalenenkirche in Schutt gemalmt hatte über die Gebeine von Sechstauſenden, drang ein leiſes Gewimmer in das Ohr der Brüder. Sie horchten, und ſiehe, das Gewimmer quoll aus tiefen unterirdiſchen Gewölben, und ſie trafen den Weg zu der äußern Gitterthür der Gruft, erbrachen dieſe, und fanden die Fürſtin ſammt deren Tochter, welche Beide ihre Zuflucht vor den Lebendigen zu den Gräbern der Todten genommen hatten. — Im Schutze der Nacht führten die Jünglinge die Vervehmten aus der Stadt und flüchteten ſie hinweg in ihre Heimat an der Drôme. — Aber der Weg war lang, und die Grafentochter gar ſchön und liebreizend; da entbrannten die beiden Brüder in herzinniger Liebe zu ihr, und bald durchſchaute Einer die Seele des Andern. — Und Godefroy ſprach alſo: „Mein Bruder, wir lieben Beide das Fräulein, aber nur Einer kann ſie beſitzen; — der Andere muß ſterben für den Erwählten. Wir haben unſere Hände befleckt mit dem Blute der Albigenſer; ſo wollen wir reinigen unſere Hände in dem Kampfe für das verfolgte Volk und ihm eine Freiſtatt eröffnen in unſerer Heimat. Dieſe hat keinen Zugang als die alte ſteinerne Brücke, ſo über die Drôme führt, und dieſe Brücke laß uns vertheidigen, und den Einen von uns möge Gott fallen laſſen, den Andern aber erhalten, und dieſem das Glück beſcheiden, die tugendſame Grafentochter heimzuführen."

Alſo ſprach Godefroy, und Boémond reichte die Hand ſeinem Bruder zum Bunde, und Beide öffneten das Thal am Fuße des Hilariusberges den Verfolgten aus Albigeois; und die Heimatloſen zogen ein in die Freiſtatt mit Weibern und Kindern, und lobten den Herrn, der ſie errettet hatte aus ſechs Trübſalen, und ſie beſchirmte in der ſiebenten. Aber hinterdrein zog das Kreuzheer, geführt von Humbert dem Dauphin. Es war aber der Dauphin nicht mehr der Mann, der er geweſen in der Mordnacht von Beziers, und das Kreuzheer war nicht mehr das gewaltige, welches gelagert lag vor ſieben Monden rings um die Mauern von Toulouſe; denn ſeit Graf Raimond die Greuel von Beziers vernommen hatte und das vermeintliche Ende ſeines Weibes und ſeines Kindes, da war ein ſchrecklicher Trotzmuth erwacht, ihm und den Seinigen, der furchtbar wüthete unter den Feinden. Und neunmal weichend im Sturm auf die ungebrochenen Mauern der Stadt, weigerten ſich die zerriſſenen Reihen des Kreuzheeres des zehnten Anlaufs. Da wüthete der Legat wider die Feigen, aber der Dauphin ſchwieg, denn ſeit der Dauphin ſeinen Stammhalter hatte blutig fallen ſehen in die Hände des gewaltigen Toulouſers, ſeit er geſtanden hatte an dem Sterbelager des Abtes Arnold, deſſen Seele in grauſem Wahnwitz von hinnen gefahren war, ſeitdem hatte kein Schlaf mehr das Auge des Dauphins geſchloſſen; alſo entmannt und bedräut von den Geiſtern der Erſchlagenen, folgte er auf das Geheiß des Legaten den Albigenſern in das Drômethal nebſt ſeinem Pannier, und ſiehe, vor der alten Drômebrücke ſtanden zwei Gewappnete und wehrten den Stürmern den Uebergang. Mit keckem Hohne griffen die Kreuzfahrer die beiden Männer an, wichen aber bald zurück vor dem Kämpfer mit dem eiſernen Arm, und deſſen blondgelocktem Gehülfen, der den Blick eines zürnenden Heiligen trug in dem blauen

Auge. Und bald faßte ein Grauen die Stürmer; ſie weigerten ſich des fernern Angriffs und ſprachen: „Wahrlich, das ſind nicht Menſchen! Entweder iſt der Blonde der heilige Hilarius ſelber, der ſein Kirchlein auf jenem Berge zum Schutz der Verfolgten öffnet, oder der Teufel ficht aus ihm, und ſtählt den Arm des Braunen mit mehr denn menſchlicher Kraft.“

Und der Dauphin trat an die Brücke und ſprach: „Genug des Blutes iſt gefloſſen; ich will des Eurigen ſchonen, Ihr Beide, ſofern Ihr Nichts als tapfere Menſchen ſeid, und nicht Satanskinder. Ergebt Euch mir, ſtreckt Eure Waffen, und das Leben ſoll Euch geſchenkt ſein.“

Da ſenkten die Jünglinge ihre Schwerter vor ihrem Herrn, und ſprachen: „Nicht iſt's der Teufel, der unſere Herzen ſtählt und unſere Arme, ſondern die Liebe macht uns ſo mächtig, und ruft uns zum Beiſtand der Heiligen des Herrn. Willſt Du deß Zeugen ſehen, ſo verſprich uns und allen denen, ſo wir beſchützen, Leben und Freiheit, und wir verſprechen Dir, Deinen Frieden zu machen mit Raimond dem Toulouſer, und Deinen Sohn ſonder Löſegeld in Deine Arme zu führen.“

Da ſprach der Dauphin: „So Ihr Wort haltet, ſollt Ihr die Nächſten ſein an meinem fürſtlichen Stuhle, und Alle, für die Ihr gekämpft habt, die ſollen leben unter meinem Schutze.“ — Und ſofort öffneten die Gebrüder die Capelle des heiligen Hilarius, und heraustrat die todtgeglaubte Fürſtin ſammt ihrem Kinde, und der Dauphin ſelbſt geleitete Beide, ſammt den Liebeshelden, Godefroy und Boémond, gen Toulouſe. Und nachdem Graf Raimond ſein eheliches Gemahl zurückempfangen und ſein Töchterlein, da ausantwortete er dem Dauphin deſſen gefangenen Sohn, und als die beiden Fürſten trotz des Legaten Mahnen und Dräuen, Friede und Freundſchaft mit einander geſchloſſen hatten, da ſprach Dauphin Humbert zu den Brüdern: „Kniet nieder!“ und Beide knieten nieder. Der Dauphin aber berührte ihre Schultern mit ſeinem Schwerte und ſprach: „So ſteht mir denn auf als Ritter, Ihr Schützlinge Saint Hilaire's, den ich wähle zu Euerm Pathen, und heißt auf ewige Zeit, ſammt Euern Erben in männlicher und weiblicher Folge, wie ich Euch jetzt nenne, Du Godefroy, Held von der grauen Brücke, und Du, Boémond mit dem eisernem Arme! Und blühen sollen Eure Geschlechter unter dem Scepter der Dauphiné, ſo lange der Eiſenarm nur dem Unrecht wehren und den Schuldigen preſſen, und ſo lange die graue Brücke zu der Freiſtatt ſchuldlos Verfolgter führen wird."

Die beiden jungen Männer ſtarrten tief bewegt vor ſich nieder. Endlich rief Godefroy mit flammenden Augen: „Warum hab' ich nicht früher gewußt, welch' einem Heldengeſchlecht ich entſtamme, und welch' einen Namen ich zu vertheidigen habe! — O, Gott!" fuhr er noch heftiger auf; „warum hat das Verhängniß mich vereinzelt hingeſtellt, zum Kampf wider die Habſucht und Verleumdung? — Des Erbes eines eiſernen Armes bin ich mir bewußt, aber die gewinnende Milde gebricht mir, die Milde, mit welcher Godefroy ſeinen Bruder leitete! — O, hätt' ich einen Bruder wie Boémond ihn hatte!"

„Und ich," — hauchte der Verwundete mit ſehr weicher, die Nähe der Thränen verrathender Stimmez — „und ich — hätt' ich Bruder und Mutter und —"

Er verſtummte. Da hub Godefroy wieder an: „Aber welcher von den beiden Brüdern führt denn die Braut heim?"

„Keiner, gewiß Keiner von Beiden!" rief der Major. „Es war ja keiner von beiden gefallen, und welcher von dieſen Brüdern hätte es vermocht, das Erdenglück des andern an ſich zu reißen! Doch laſſen Sie hören, was der Chroniſt uns davon erzählen wird."

Godefroy las, wie die Brüder nunmehr nach Paläſtina zogen, bei ihrer Rückkunft Raimond's Haus gefallen und Claudia todt fanden, wie Beide ſich trennten, Boémond die Linie bras de ferre in Poitou gründete, und Godefroy die ſeinige in der urſprünglichen Heimat befeſtigte.

Der Major nahm, als Godefroy geendet hatte, den Folianten, ſchlug einige Blätter um, und rief, plötzlich erſchüttert, auf einige Federzüge deutend, welche er auf der Kehrſeite des Titelblattes gewahrt: „Gott im Himmel, weſſen Handſchrift iſt dieſe?"

„Das hat mein Vater geſchrieben,“ verſetzte Godefroy, und las:

„Heute hat der gnädige barmherzige Gott der alten Pontgris den neuen Pfeiler aufgerichtet. Heute hat meine Leonide mir den erſten Sohn geboren. Chateaugris, den 18. April 1789.“

„Jeſus,“ rief der Major. — „Es iſt mein Geburtstag; — der heutige Tag! — Und dieſe Handſchrift — nein, ich war ja ein zehnjähriges Kind, als ſeine Briefe verbrannten; — ich täuſche mich wohl, aber ich wollte ſchwören, es wären die Schriftzüge meines —“

„Ihr Verband löſ't ſich!“ ſchrie Godefroy erſchrocken, und riß das Hemde von der Achſel des Verwundeten, um die Binde feſter anzuziehen, da ward es auf einmal ſehr lebendig in dem Schloſſe; Männertritte polterten die Treppe hinauf, und verwundert blickten die Jünglinge nach der Thüre, welche in dieſem Augenblicke heftig aufgeriſſen wurde.

Fünftes Capitel.

Alle Plagen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttin Liſt
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis ſein Lauf geendet iſt! —
Bis der Gott, des Irdiſchen entkleidet
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet,
Und des Aethers reine Lüfte trinkt! —
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fliegt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt, und ſinkt, und ſinkt. —
Schiller.

In dem kleinen Familienſaale des Landhauſes, deſſen die Habſucht eines gehäſſigen Prieſters Leoniden noch nicht beraubt hatte, ſaßen Legrange's Gäſte um die eilig beſchickte Tafel. — Gegen das Ende derſelben erhob ſich Uechtleben mit gefülltem Glaſe, kündigte der Geſellſchaft an, daß der Major, Graf Daniellowich, heute ſein fünf und zwanzigjähriges Geburtsfeſt feiere, und trank auf die baldige Wiederherſtellung des jungen Helden.

Der Generallieutenant, im Begriff, auch ſein Glas zu leeren, bemerkte, daß Saint Hilaire und Legrange, Beide mit feuchten Augen, einander zunickten, und fragte: „Wie es ſcheint, gilt dies Glas auch dem Andenken eines Zweiten; laſſen Sie uns mit trinken.“

„Mein Freund Legrange errieth mich,“ erwiderte der Graf. „Heute vor fünf und zwanzig Jahren wurde mein Erſtgeborner mir geſchenkt; — Seinem Andenken galt die Neige dieſes Glaſes.“

„Welch' ein freundliches Zuſammentreffen!“ rief der Generallieutenant. „Aber nicht mit Neigen in den Gläſern wollen wir des Abweſenden gedenken!“ — Er füllte die Gläſer, und ſprach: „Meine Herren, der junge Graf Saint Hilaire lebe, und möge Gott Ihrem Sohne, Herr Graf, einen guten Geiſt beigeſellen, der für ihn wacht, wie er meinem Gottfried einen Schutzengel beſtellt hat!“

Alle tranken, und der Generallieutenant fuhr fort:

„Es iſt wirklich wahr; wenn ich an alle die Wundmale denke, die auf den Körper meines Sohnes gehäuft ſind, ſo fühl' ich mich verſucht, ihn unter dem unmittelbaren Schutze eines wohlthätigen Geiſtes zu glauben. Fünf Wunden hat er empfangen, ſeit er mein iſt; von den älteren will ich gar nicht einmal reden, und keine einzige dieſer Wunden iſt gefährlich geweſen."

„Das klingt ja" — flüſterte Legrange ſeinem Nachbar, dem Hauptmann von Uechtleben, zu — „als habe der junge Graf die ältere Narbe gleich ſogenannten Muttermälern mit auf die Welt gebracht."

„Graf Gottfried iſt der Adoptivſohn Seiner Exzellenz," antwortete der Hauptmann halblaut; der General vernahm dieſe Erwiederung und ſetzte hinzu: „Mein Gottfried iſt ein Findling, der mir auf dem Schlachtfelde in die Hände fiel und weder Heimat noch Eltern zu nennen wußte."

„Das iſt in der That befremdend," ſagte Legrange. „Die vielen Wundenmale, mit welchen Sie Ihren Herrn Sohn bezeichnet fanden, laſſen doch vermuthen, daß er über das erſte Kindesalter hinausgewesen ſein müſſe, als er in Ihre Hände gerieth, und daß er folglich den Namen ſeiner Eltern gekannt haben werde."

„Er war auch bereits zehn Jahre alt, als ich ihn fand," verſetzte der General, „aber er iſt in ſeinem dritten Jahre einem fremden Erzieher anvertraut geweſen, zu deſſen Princip es gehört hatte, ſeine Zöglinge in völliger Unkenntniß von dem Verhältniſſe ihrer Eltern zu erhalten, und ſo war es denn natürlich, daß mein Gottfried mir nur ſeinen Vornamen und den Namen ſeines Erziehers nennen konnte."

„Ich bin nach gleichen Grundſätzen erzogen worden," hob der Hauptmann an. „Mein Erzieher trieb ſeine Vorſicht ſo weit, daß er ſogar in den Briefen meiner Verwandten an mich deren Unterſchrift unlesbar machte. Der Mann hatte nämlich die gutgemeinte, aber dennoch heilloſe Abſicht, den Einfluß zu verhindern, welchen die mehr oder minder glänzende Rang- und Vermögenslage unſerer Eltern auf unſere Erziehung hätte äußern können."

„Ich will über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit eines ſolchen Erziehungsgrundſatzes nicht urtheilen,“ verſetzte der General; „jedoch hab' ich alle Urſache, demſelben dankbar verpflichtet zu ſein, denn hätte der Knabe mir ſeine Angehörigen zu bezeichnen gewußt, ſo würd' ich genöthigt geweſen ſein, ihn dieſen zurückzugeben, und heute den Sohn entbehren, der die Freude meines Lebens iſt.“

„Aber den Namen ſeines Erziehers und deſſen Wohnort nannte der Knabe Ihnen ja,“ ſprach ſichtbar bewegt Legrange, und der General fuhr fort: „Allerdings nannte er mir Beider Namen, aber von dem Dorfe ſtand kein Haus mehr, und den Leichnam ſeines Erziehers fanden wir unter dem Schutte ſeiner niedergebrannten Wohnung; zu weiteren Nachforſchungen ließ uns der Feind keine Zeit. Es war nämlich bei der Gelegenheit, als Suwarow ſich von Murten nach Chur zurückzog; mich hatte man, um den Ruſſen den ungewohnten Alpenweg gangbar zu machen, mit einem Pulk gebirgskundiger Kroaten ihm beigeſellt, und ſo mußte ich den alten Marſchall begleiten, deſſen Zug dem Sturz einer

Lawine gleich. Das ganze reiche Engithal blieb hinter uns liegen, wie das trocken gewordene Belt eines abgeleiteten Stromes. Plötzlich wandte ſich Suwarow gegen ſeine Verfolger um, welche Schritt für Schritt ihm folgten, und niederriſſen, was ſeine Ruſſen zu zerſtören vergeſſen hatten. In einem Dorfe, welches er vertheidigte, war das Gemetzel am blutigſten; endlich flohen auf dieſem Punkte die Franzoſen, verfolgt von den Koſaken und eingeklemmt von den unerklimmbaren Felswänden in dem ſchmalen Fahrweg, deſſen Ausgang die Kanonen verſtopft hatten. Da ſah ich einen Knaben mitten in dem Getümmel umherirren; ein franzöſiſcher Infanteriſt, faſt ſchon von einem Koſaken ereilt, ergreift das Kind und ſtreckt es, um ſich vor den Pikenſtößen ſeines Verfolgers zu ſchützen, dieſem, einem Schilde gleich, entgegen. Ich werfe mich zwiſchen Beide, ſchlage die Pike des ſtoßfertigen Koſaken ſeitwärts, entreiße dem Franzoſen das Kind und hebe es zu mir hinauf auf mein Pferd. Von dieſem Augenblick an war dieſer Knabe mein beſtändiger Begleiter. — Wie er im Laufe der Zeit mir immer theurer wurde, wie er — ein ſechzehnjähriger Jüngling — mir das Leben rettete, als wir unter dem Erzherzog Ferdinand von Ulm aus, uns bei Aalbeck durchſchlugen, wie ich ihn zu meinem Sohn erhob, und wie mein Kaiſer ihm meinen Namen und meine Geburtswürden ertheilte, das iſt zu weitläuftig zu erzählen, wenn ich auch gleich nicht müde werden könnte, den ganzen Tag davon zu reden.“

Bis zu dieſem Augenblick hatte der Graf Saint Hilaire einer Bildſäule ähnlich dageſeſſen; jetzt ſprang er von ſeinem Sitze und gleichzeitig auch Legrange und der Hauptmann auf. Ohne ein Wort zu ſprechen, verließ der Graf in ſtürmiſcher Eile den Saal, und mit dem Ausruf: „Er iſt's! er iſt's! Ja, es iſt Ihr Sohn!“ folgte Legrange ihm, während der Hauptmann ſeinem betroffenen Chef zurief: „Kommen Sie, kommen Sie! Dieſer Fremde iſt der Vater des Grafen Gottfried!“ —

Ueberraſcht durch das Auffliegen der Thür ließ Godefroy den angezogenen Verband der Wunde ſeines Pflegbefohlenen etwas nach und einige Blutstropfen drangen durch die gelockerte Binde, da ſtand ſein Vater vor ihm, bog ſich nieder zu dem Kranken, erkannte auf deſſen entblößter Schulter die verwachſene Narbe, durch welche Leonidens Zähne, im Augenblick der Trennung von ihrem Kinde, daſſelbe unwillkührlich gezeichnet hatten und ſank mit dem Aufſchrei: „Mein Sohn! Mein Sohn!“ bewußtlos auf deſſen Bett nieder.

„Er iſt's! er iſt's!“ ſchrie Legrange neben dem Grafen niederknieend, während die beiden Jünglinge, ſich gegenſeitig als Brüder erkennend und ihren gemeinſchaftlichen Vater umſchlingend, Bruſt an Bruſt ſanken.

Der Generallieutenant ging, ein Gemiſch von tiefer Rührung und von bitterer Sorge im Herzen, auf und ab in dem Gemach. Endlich als er von den Lippen der Wiedervereinigten die Worte: „Vater, Sohn und Bruder!“ vernahm, da trat auch er an das Bett des Kranken und ſprach: „Gottfried! Bin ich denn nicht auch Dein Vater?“

Da ſtreckte der überglückliche Sohn ſeinem Wohlthäter beide Arme entgegen, und Saint Hilaire zog, unter Thränen rufend: „Er iſt Dein Sohn und der meinige! — wir — Du und ich — ſind Brüder!“

den våterlichen Freund ſeines Sohnes in deſſen Umarmung nieder.

Die Unmöglichkeit, mit dem Verwundeten jetzt eine Reiſe zu unternehmen, leuchtete dem Grafen Saint Hilaire erſt ſehr ſpåt ein, und noch ſchwieriger ward es Legrange, ihn zu überzeugen, daß er ſeine Sehnſucht, Leoniden ihre Kinder wiederzugeben, måßigen müſſe; nur als endlich der Graf ſich beſann, daß Leonide zur Beſchwichtigung ihres krankhaft beunruhigten Gewiſſens das Wahnbild ihres geopferten Sohnes, der ihr Engel, ihr Fürſprecher an Gottes Throne worden ſei, aufgegriffen hatte, als Legrange ihm verſicherte, die Tiefgebeugte halte noch feſt an dieſem Bilde, deſſen Zerſtörung ihren Seelenfrieden zu vernichten und ihre Zweifel an Gottes Gnade, an ihre einſtige Seligkeit zu erneuern drohe, da preßte der heftigſte Schmerz die Herzen von Vater und Sohn in unſåglichem Jammer zuſammen. Jener klagte das Verhångniß an, welches noch nie einen ungetrübten Freudentropfen in ſeinen Lebenskelch geflößt habe, und der Sohn fühlte ſich eben ſo unfåhig, den Anblick ſeiner nie geſehenen Mutter ſich zu verſagen, als, wenn ihm dieſer Anblick gewährt werde, ihr kalt gegenüber zu ſtehen und den Ausbruch ſeines kindlichen Gefühls, die Worte zu erſticken: „Ich bin Dein Kind! Du biſt meine Mutter!“

Endlich fand Legrange, mit dem Generallieutenant im Einverſtändniß, einen Weg, welcher zur Befriedigung aller Wünſche zu führen verhieß. Die Reiſe nach Luclauſe ſolle angetreten werden, ſobald der Geſundheitszuſtand des Majors es geſtatte, und um dieſem ein Recht zu gewähren, ſich kindlich dem Herzen ſeiner Mutter zu nähern, ſolle ſein Verdienſt um die Rettung ſeiner jüngeren Geſchwiſter geltend gemacht werden. Finde man ſpäter, daß Leonidens Seelenzuſtand durch die ihr gegenwärtig bevorſtehende Freude hinreichend gekräftigt ſei, um die Zerſtörung ihres feſtgehaltenen Wahns wagen zu dürfen, dann möge man mit leiſer Hand das Grab des Todtgeglaubten öffnen und ihr den Sohn ſtatt des Engels geben, den man ihr nehmen wolle.

Was den Grafen Saint Hilaire betraf, ſo hielt man es nothwendig, auch dieſen nicht unvorbereitet ſeiner Gattin wiederzugeben; aber der Graf, willig in die andern Beſchlüſſe ſich fügend, hatte kein Ohr für den Vorſchlag, einige Tage ſpäter als ſeine Kinder nach Luclauſe abzureiſen, um dieſen, von Legrange unterſtützt, Gelegenheit zu geben, Leoniden mit dem Gedanken ſeiner Wiederkehr nach und nach vertraut zu machen. Er bewies, wie dringend erforderlich Leonidens einmal erregte Ungeduld ſeine Nähe mache, und ſchlug endlich vor, in der Nähe, und zwar in den allenfalls noch bewohnbaren Zimmern des alten Schloſſes zu warten, bis es gelungen ſein werde, Leonidens Sehnſucht nach ſeiner Gegenwart zu erwecken.

Vergebens ſetzte Legrange dem Grafen die Unbewohnbarkeit der thür- und fenſterloſen Gemächer des alten Schloſſes entgegen; der hartnäckige Mann beharrte auf ſeinem Entſchluß, und nannte unter den Zimmern, welche er geeignet fand, ihm auf etwa vierundzwanzig Stunden ein Obdach zu gewähren, auch den Ritterſaal.

Wie ein Blitz durchfuhr der Schreck des Gedankens Legrange's Seele, daß in dieſem Saale unter all den Ahnenbildern der Auverrieres auch die beiden noch befindlich waren, deren Anblick Leonidens Geiſter einſt ſo fürchterlich zuſammengerüttelt und die Unglückliche dem Tode nahe gebracht hatte: das Zerrbild ihres Vaters und das Bild der am Klavier bis zu Thränen begeiſterten heiligen Cäcilia. — Wie, wenn Leonide einſt dieſen Bildern wieder begegnet haben ſollte? — Welcher Eindruck und welche Folgen deſſelben waren nicht für ſie von einer ſolchen Ueberraſchung zu beſorgen?

Alle Anweſende bemerkten die Störung, welche dieſer Gedanke in Legrange's Faſſung hervorbrachte; er verheimlichte ihnen ſeine Beſorgniſſe wegen der Eigenthümlichkeit der Seelenverſtimmung ſeiner reizbaren Freundin nicht; aber der Graf hielt feſt an ſeinem Entſchluſſe. „Beruhigen Sie ſich,“ ſprach er, „ich verſpreche Ihnen, daß es, während meines beabſichtigten Aufenthalts in jenem Saale, mein erſtes Geſchäft ſein ſoll, jene unheildrohenden Bilder zu vernichten.“

Die Wunde des Majors heilte ſehr ſchnell und ſetzte bald der beſchloſſenen Abreiſe nach Luclauſe kein Hinderniß mehr entgegen. Der General hatte ſeiner

Behörde die beabſichtigte Entfernung aus ſeinem einſtweiligen Standquartier angezeigt, und Jeder war reiſebereit, als am Tage vor der feſtgeſetzten Abfahrt ein Eilbrief an den Grafen Saint Hilaire einlief. —

Der Obriſt Grillhouette, in Folge des abgeſchloſſenen Friedens aus ſeiner Gefangenſchaft entlaſſen, war nach Paris zurückgekehrt und forderte, ſeines Freundes Saint Hilaire eingedenk, dieſen auf, ſeine rechtmäßigen Anſprüche auf die Herrſchaft Chateaugris ohne Zeitverluſt geltend zu machen, um den Ränken zu begegnen, durch welche der Biſchof von Arles die Umgebung Ludwig des Achtzehnten zu ſeinen Gunſten in Bewegung zu ſetzen wiſſe. „Es gibt,“ ſchrieb er, „aber auch Stimmen von Gewicht, welche für Sie reden; der Prinz von Condé, der Vater deſſelben, Herzog von Bourbon, und die Wittwe des ehemaligen Vendéerchefs, Grafen Laroche Jaquelin, führen das Wort für Sie. Ihre perſönliche Gegenwart iſt aber durchaus erforderlich, um Ihrer gerechten Sache das Uebergewicht über die ungerechte Ihrer Gegner zu geben. Beeilen Sie daher Ihre Ankunft.“

Der Graf war keinen Augenblick unſchlüſſig über die Wahl ſeines Weges. Er ſchob die Reiſe nach Paris auf, um ſeine Kinder zu ihrer Mutter zu begleiten. Die Fahrt nach Luclauſe ward an dem folgenden Tage angetreten.

Die Rückſicht für die Wunde des Majors machte kleine Tagereiſen erforderlich, und außer der Nachtruhe pflegte man dem Kranken eine mehrſtündige Raſt zu gewähren. Er war während einer ſolchen am dritten Reiſetage entſchlummert, und ſein Bruder, der jüngere Godefroy, benutzte den Aufenthalt, um ſich durch eine Luſtwandlung in dem reizenden Sevennenthale, welches die Station umgab, für die Langeweile zu entſchädigen, welche ihn unter den Schläfern im Poſthauſe heimgeſucht hatte. Unverſehens trat dem jungen Manne auf einem umbüſchten Fußſteige ein Fremder haſtig entgegen. Godefroy ſtutzte und blieb ſtehen; der Fremde ſprach:

„Kommen Sie! Vertrauen Sie ſich mir! Ich will Sie verbergen!“

„Zu welchem Zwecke?“ fragte Godefroy befremdet.

„Nun, ſind denn Ihre Begleiter nicht Oeſtreicher? Und ſind Sie nicht Kriegsgefangener, der fortgeſchleppt werden ſoll?“

„Nichts weniger,“ verſetzte Godefroy. „Meine Begleiter ſind zwar Oeſtreicher, aber meine Verwandte, welche mich auf einer Beſuchsreiſe begleiten.“

„Das iſt etwas Anderes,“ murmelte der Unbekannte. „Apropos,“ fuhr er fort: „die Oeſtreicher ſind doch gute Katholiken? — Ei freilich! darum haben ſie ja unaufhörlich gegen den Antichriſten, den Bonaparte, gekämpft, der den Stellvertreter Gottes auf Erden von dem heiligen Stuhle herabriß. Nun, die Zeit der Beſtrafung der Anhänger jenes Verbrechers, der verruchten Bonapartiſten, iſt gekommen. Haben Sie von den Vorgängen in Nimes gehört?“

Godefroy verneinte, und der Fremde fing ſehr eifrig an: „Das ganze Garddepartement iſt aufgeſtanden wider die Kalviniſten, und auch hier glüht das Feuer unter der Aſche; es fehlt nur ein tüchtiger Mann, der ſein weißes Schnupftuch, an eine Pike gebunden, auf unſerm Marktplatze wehen läßt!

— Wie wär's — wenn Sie ſich entſchlöſſen, dieſer Mann zu ſein? Ich ſchwöre Ihnen, binnen einer Viertelſtunde ſammeln ſich tauſend Köpfe um Ihr Pannier! Wohlan, mein Herr, zeigen Sie, daß Sie ein guter Chriſt, ein treuer Anhänger Ludwigs des Achtzehnten ſind! Kommen Sie mit mir!"

„Ich bin ein guter Chriſt und ein guter Franzoſe, aber eben weil ich Beides bin, kann ich kein Meuterer ſein," erwiderte Godefroy, wandte ſich um, und eilte zu ſeinen Begleitern zurück. Die Mittheilung ſeines Abenteuers verſetzte dieſe in Unruhe, welche die Bewohner des Poſthauſes durch die Beſtätigung der Nachricht von dem Aufſtande der nimeſer Katholiken noch mehr ſteigerten. Man beſchloß die Reiſe möglichſt zu beſchleunigen und ſobald als möglich mit Leoniden Luclauſe wieder zu verlaſſen und nach Paris abzureiſen.

Es war um die Zeit der ſpäteren Abenddämmerung, als die Reiſenden das Dorf Luclauſe erreichten und, ihrer getroffenen Verabredung gemäß, in dem Wirthshauſe daſelbſt abtraten, um hier die Rückkehr Legrange's abzuwarten, welcher es übernommen hatte, den Grafen Saint Hilaire auf dem Wege nach der Ruine zu begleiten, und alsdann Leoniden auf die Wiederkehr ihres zweiten Godefroy und deſſen Begleiter, ſeinen Retter nebſt deſſen Vater, vorzubereiten. Das Wirthshaus war gedrängt voll von Landleuten, welche ſich in gegenſeitigen Mittheilungen ihrer Anſichten von den Vorfällen in Nimes erhitzten und erſt dann auf die Ankömmlinge aufmerkſam wurden, als Legrange nebſt dem Grafen Saint Hilaire ſich von ſeinen Geſellſchaftern trennte, um den Weg nach dem Schloßberge anzutreten.

Beide Wanderer ſchritten, begünſtigt von dem Dunkel des Abends, welchen ein ungewöhnlich wolkiger Himmel noch mehr verdüſterte, den Fußſteig hinauf, der nach der Ruine führte, und Keiner von Beiden nahm den Lauſcher wahr, welcher, gereizt durch Neugier und Argwohn, ihnen nachſchlich. Sie erreichten ungefährdet den Gipfel des Berges und traten in das Innere des Gemäuers ein. Legrange zündete das Licht in ſeiner Laterne an und ging, ſeinem Begleiter leuchtend, ihm voran in den Saal.

Pfeifend durchſtrich die Zugluft das fenſterloſe, hochgewölbte Gemach, an deſſen Wänden die ringsumher aufgehangenen Ahnenbilder, vom Winde bewegt, klappten und raſchelten. — Ein unheimliches Gefühl beſchlich Legrange, und das ununterdrückbare Beben ſeines Begleiters, deſſen Arm er umſchlungen hatte, verrieth ihm deſſen Grauen.

„Sie können hier die Nacht unmöglich zubringen," ſagte Legrange. „Ich muß und werde ein anderes Aſyl für Sie ermitteln; in einer, höchſtens zwei Stunden komm' ich wieder, um Sie abzuholen; entweder find' ich Ihre Gemahlin in einer Stimmung, welche mir geſtattet, ſie ſogleich mit Ihrer Nähe bekannt zu machen, oder Ihre Tochter muß mir insgeheim ein Zimmer für Sie anweiſen. — Alſo auf zwei Stunden ſag' ich Ihnen mein Lebewohl."

Er ſchritt den Berg hinab und ſtand bald an Leonidens Wohnhauſe; auf ſein Klopfen öffnete ein Diener die Thür und rief mit freudigem Staunen: „Sie ſind es? — Nun! Sie ſendet uns unſer Heiland in unſerer höchſten Noth! Schon ſeit drei Tagen gährt die ganze Gegend umher; die Katholiken drohen laut die Mordſcenen von Nimes hier zu wiederholen, und nur eines Funkens bedarf es, um die Brennſtoffe zu entzünden, welche ſich unter unſern Füßen häufen. Sie werden die Herrſchaft zur Flucht bewegen! Kommen Sie.“

Unter dieſer Rede zog der Menſch Legrange mit ſich fort in Leonidens Zimmer. „Legrange!“ rief dieſe, „ſind Sie vertrieben aus Petitchateau? — Steht mein Aſyl noch, oder hat es der Fanatismus vertilgt von der Erde?“

„Es ſteht und wartet Ihrer,“ antwortete Legrange. „Das Drômedepartement iſt ruhig, ich verließ es aber auf die Nachricht von der Gährung in Languedoc, um Ihnen hülfreich zu ſein in der Stunde der Gefahr.“

Leonide drückte die Freundeshand dankbar und ſprach: „Sie wollen mir Hülfe leiſten? — Haben Sie denn vergeſſen, daß Sie ſelbſt das Ziel des Haſſes dieſer Fanatiker ſind; vergeſſen Sie, daß Sie, ein ſchwacher, des Beiſtandes bedürftiger Greis, den Waffen dieſes empörten Pöbels nichts als die Kraft Ihrer Rede entgegenſetzen können? — Ach, warum muß mein natürlicher Vertheidiger, mein Sohn, mir in dieſer ſchweren Zeit fehlen!“

„Klagen Sie nicht,“ ſprach Legrange; „Sie haben es zu häufig erfahren, daß Gott mit ſeinen Wunderthaten Ihnen nie näher war, als jedes Mal, wenn Ihr Leben an einem Haare zu hängen ſchien. — Wie, wenn Gott Ihnen jetzt, da Sie des Sohnes bedürftiger ſind als je, den Sohn zurückgäbe?“

„Er iſt hier! Er iſt hier!“ ſchrie Leonide emportaumelnd. „Wo iſt er? Wo iſt mein Godefroy?“

Hilairie unterſtützte die Schwankende, und Legrange, dieſe zu ihrem Stuhle zurückführend, ſprach: „Ja, Ihr Godefroy iſt hier, aber nicht ihn allein ſendet Ihnen Gottes barmherzige Vaterſorgfalt; auch der Retter Ihrer Kinder, der junge öſtreichiſche Offizier, iſt nebſt deſſen Vater und dem Adjutanten deſſelben, dem Hauptmann von Uechtleben, in der Nähe, und Alle warten auf einen Wink von mir, um“ —

„Wo ſind ſie? — Wo ſind ſie?“ ſchrie faſt themlos vor Entzücken Leonide, bald ihre ſprach- ſe Tochter, bald ihren väterlichen Freund umarmend, welcher ſich jetzt entfernen wollte, um ſeine Gäſte aus dem Wirthshauſe abzuholen; aber Leonide hielt ihn feſt. „Ich gehe mit Ihnen! Hilairie, Deinen Arm! Kommt!“ rief ſie, und zog, ohne daß Legrange es zu hindern vermochte, dieſen nebſt ihrer Tochter aus dem Zimmer hinaus, und mit ſich fort den Berg hinunter.

Kaum hundert Schritte mochten die Eilenden zurückgelegt haben, als eine nahe Stimme in Leonidens Ohr drang. „Das iſt mein Kind!“ ſchrie ſie, riß ſich los von dem Arme ihrer Tochter, und ſtürzte einer Gruppe entgegen, welche den Fahrweg verengte.

Die Verſammlung in dem Wirthshauſe, von Minute zu Minute anwachſend und mit ihrem ſteigenden Anwuchs ſich immer heftiger erhitzend, hatte angefangen, die fremden Gäſte zu beunruhigen und nach einer kurzen Berathung den General zu dem Beſchluß veranlaßt, mit ſeinen Gefährten Legrange's Rückkehr hier nicht abzuwarten, ſondern demſelben entgegen zu gehen und in der Nähe des herrſchaftlichen Wohnhauſes ſeiner zu harren. Die Wagen wurden der Obhut der Dienerſchaft übergeben, und die Offiziere traten ihren Weg an.

„Unſere Mutter!“ ſchrie plötzlich Godefroy, Leonidens Stimme vernehmend, flog ihr entgegen und lag, uneingedenk ſeines verwaiſten Bruders, an dem mütterlichen Herzen. Endlich erwachte ſeine Beſinnung. „Meine Mutter!“ rief er, „hier leg' ich einen zweiten Sohn an Dein Herz! Den Retter Deiner Kinder vom Feuertode!“

„Unſer Retter!“ rief Hilairie, und leiſe aber mit unausſprechlich innigem Ausdruck flüſterte Leonide, die Gruppe der vereinigten Geſchwiſter umſchlingend: „Meine Kinder!“

In dieſem Augenblick donnerte das Geraſſel fliegender Wagenräder die Bergſtraße herauf und ſchreckte den General und den Hauptmann aus der tiefen Bewegung empor, mit welcher Beider Herzen dieſen Moment feierten. — „Sollten das unſere Wagen ſein?“ flüſterte Uechtleben ſeinem Chef zu, eilte den Kommenden einige Schritte entgegen, und rief ihnen ein lautes „Halt!“ zu. — Die Kutſcher hielten an, da ſprang Fabian vom Wagen und rief: „Wo iſt mein

Herr? — Um Gotteswillen, wo iſt er? — Die Raſenden dort aus dem Dorfe ſtürmen den Schloßberg hinan, um den Grafen Saint Hilaire zu ermorden, welcher die Heiligenbilder verbrannt haben ſoll! — Führen Sie mich zu meinem Herrn! Er muß ſeinen Vater retten!“

„Seinen Vater? — Meinen Saint Hilaire?“ fuhr Leonide auf, durch Fabian's überlaute Rede aus der Umarmung ihrer Kinder geriſſen; da ſchrie Godefroy: „Ja! ja! Mein Vater! Er iſt oben! — O Gott! — Die Wüthenden morden ihn! Kommt! Kommt, ihn zu retten!“

Er flog von dannen. — Mit übernatürlicher Kraft ihre Füße beflügelnd, ſtürzte Leonide ihm vorbei, aus dem ſich krümmenden Fußpfade weichend und grad aufwärts über die Höhen und Senkungen der ſteilen Bergwand hinweg ihrem Ziele entgegenfliegend. Unmittelbar ihrem Fuße folgte ihr todtgeglaubter Sohn, während der General, Legrange und Uechtleben, dieſer die faſt ohnmächtige Hilairie unterſtützend, mit der geſammten Dienerſchaft auf dem gebahnteren Pfade dem Bedrohten zur Hülfe eilten.

Der Graf Saint Hilaire hatte es allmählig gewagt, ſich mit ſeiner unbehaglichen Lage etwas bekannter zu machen und angefangen, ſeine nächſten Umgebungen zu muſtern. Ueberall begegneten ihm aus dem ſtier auf ihn niederblickenden Geſichtern der Auverriere'ſchen Ahnen Erinnerungen an die Stunde, in welcher er, Leonidens Hand in der ſeinigen, an dem Sterbebette ihres Vaters ſtand. So wie damals, ſahen jetzt dieſe Bilder auf ihn herab, und mahnten ihn an den Empfang der ſchrecklichen Gaben, welche jedes Jahr, das zwiſchen jenem und dieſem Moment lag, auf ſein Leben ausgeſchüttet hatte. — Da fiel ſein Auge auf zwei zunächſt der Thür neben einander an die Wand gelehnte Bilder; er erſtarrte, denn in dem einen derſelben erkannte er das Bild der Heiligen, deren Name einſt Leoniden aufgedrungen worden war; in dem andern das Bild ſeines Schwiegervaters, deſſen wohlbekannte Züge, trotz der gräßlichen Entſtellung derſelben, dennoch erkenntlich ihm entgegen grinſten. — Der Graf erinnerte ſich an ſein Legrange gegebenes Verſprechen, dieſe Bilder zu vernichten; er trug beide in den Mittelpunkt des Saals, und im Nu flackerte die ölgeſättigte Leinwand ſammt dem zuſammengetrockneten hölzernen Rahmen in lodernden Flammen auf.

Bis zu dieſem Augenblicke ſchien der verborgene Späher in ſeinem Verſteck gelauert zu haben, wie es ſpäter aus den Mittheilungen der Dienerſchaft hervorging, welche Zeuge der Ankunft des Lauſchers in dem Wirthshauſe und des Eindrucks geweſen war, den deſſen Erzählung von dem verübten Frevel des Ketzers, der ſeine Hand an ein Heiligenbild gelegt, auf die Verſammlung gemacht hatte.

Faſt war die Friſt, welche Legrange dem Grafen zu deſſen Abholung geſetzt hatte, verſtrichen, als dieſer durch ein Gelärm vieler durcheinanderbrüllender Stimmen aufmerkſam gemacht wurde. Er horchte; der Lärm kam näher. Das waren unmöglich Legrange's Boten! — Jetzt fiel ein brandheller Schein durch die Fenſterhöhlungen in den Saal; — eine Minute ſpäter, und der Graf lag unter den Knieen und Fäuſten eines Haufens mordfertiger Sichelſchwinger und Weinbauern am Boden.

„Erſchlagt ihn nicht! — Nein, erſchlagt ihn nicht! — Gekreuzigt, an die Wand genagelt ſoll er werden!“ ſchrieen zahlloſe Stimmen aus dem Hintergrunde der entſetzlichen Scene und jetzt fühlte der Graf ſich emporgeriſſen und der Thür entgegengeſchleppt. — Da drang durch dieſe Leonide in den Saal ein, riß dem Nächſtſtehenden den Kienbrand aus der Fauſt, ſchwang dieſen im Kreiſe und machte ſich den Weg zu ihrem bedrohten Gatten frei.

„Jeſus! Leonide! Du kömmſt, mich zu retten?“ ächzte Saint Hilaire; da brüllte ein rieſenhaft aus dem beſtürzten Haufen hervorragender Kahnführer: „Schlagt ſie nieder, die verrückte Ketzerin, Ihr Memmen!“ Und Leonide, am Schädel von einer Hacke getroffen, ſank blutend und beſinnungslos in den Arm des Grafen.

„Fort! Fort!“ tobte es im Hintergrunde. „Soldaten kommen! Fremde Soldaten!“ Und wie Spreu vor dem Winde verſtob der geſchreckte Haufen, da ſprang, über den Kopf des Grafen ein Ruder ſchwingend, der rieſige Wütherich näher, ſein Arm ſenkte ſich mit gewaltiger Kraft, und Saint Hilaire ſtürzte, den Arm feſt um Leonidens Leib geklammert, zu Boden.

Jetzt trat der Major und unmittelbar nach ihm ſein Bruder in den Saal. „Barmherziger Gott! Sie ſterben!“ ſchrie dieſer, während der Major das blutende Haupt ſeiner Mutter ſanft vom ſteinernen Fußboden emporhob. — Da ſchlug Saint Hilaire die Augen auf und ſtammelte: „Leonide, ſieh unſer Sohn! Unſer verlorner Godefroy! — Gott iſt barmherzig! Wir ſterben in den Armen unſrer Kinder.“ — Sein Haupt ſank; — ſeine Pulſe hörten auf, ſich zu bewegen. —

Leonidens brechendes Auge wandte ſich auf den Wiedergefundenen. Ein Strahl der Verklärung verzuckte ihr Antlitz, aber ihre Zunge war gebunden von der Hand des nahen Todes.

„Meine Mutter, mein Vater!“ wimmerte Hilairie, von Uechtleben getragen und jetzt neben ihm niederſinkend an der werdenden Leiche, deren Hand, zum letzten Drucke ſich ſchließend, die vereinten Hände Hilairie's und Uechtleben's umſchlang, während ihre

Lippen und Augen unter den Küſſen ihrer Söhne erſtarrten.

Todesſtille herrſchte rings um die Todten. Der Schmerz aller dieſer blutenden Herzen hatte keinen Laut. Da erſcholl, wie aus einer höhern Welt, Legrange's erſchütternd-kräftige Stimme: „Gehet ein zum Herrn, Ihr Seligen! Der Herr iſt Euch barmherzig, denn er hat ſein Antlitz leuchten laſſen über Euch in Eurer Sterbeſtunde!“

Das auf der Lippe des Redners erſtickende Wort war ſein letztes. Ein jäher Nervenſchlag lähmte die Zunge und brach die Knie des Greiſes, der von dem Taufſtein in der nahen Kapelle an, bis zu dieſem kalten Leichenbette das Leben des jetzt zu Gott hinauf geretteten, ſchwer Geprüften gehütet hatte.

Alle, die Lebendigen todähnlich neben den Todten, lagen am Boden, nur der General ſtand aufrecht an die Wand gelehnt und ſtarrte, gleich den Ahnenbildern von den Wänden, ohne Sehkraft in den ſchwimmenden Augen, auf die Gruppe. —

Nachdem die Leichen ohne Störung beſtattet worden waren, und die Geſchwiſter ihre Herzen in quälenden Erinnerungen mit unſäglicher Wehmuth zerdrückten, da faßte der Major mit der einen Hand die ſeines Wohlthäters, und die zuſammen gedrückten Hände ſeiner Geſchwiſter mit der andern und ſprach: „Mein Vater, mir graut vor dieſem Lande, deſſen Bewohner zur Hälfte Henker und Kinder von Henkern und zur Hälfte die Kinder und Enkel Gemordeter ſind! — Mein Vater, ich gehe mit Dir nach Kroatien zurück, aber kann ich dieſe Unglücklichen hier in dieſem Lande zurücklaſſen? — O, ſtelle ſie hin auf die Höhe von Warasdin, laß' ſie hinabſchauen in das blühende geſegnete Drauthal; laß ſie vier Tage lang reiſen, von Warasdin aus, dem Strome entlang, immer in Deinem Gebiet, immer unter Deinen glücklichen Vaſallen! Und wenn ſie dann kein Plätzchen finden, freundlich genug, um ihnen ihr blutgetränktes Vaterland vergeſſen zu machen — dann — nun, dann laß ſie zurückkehren, um das Grab unſerer Aeltern zu hüten.“

Mit ſtillem Ernſt ſah der General lange ſeinen Liebling an, dann ſprach er: „Du biſt mein Sohn, mein Erbe! — All' meine Vaſallen werden Dir einſt huldigen; — willſt Du unter dieſen Deine Geſchwiſter ſehen? — Theilen kann ich nicht unter Euch, denn mein Gut iſt untheilbar, und Alles, was ich Deinem Bruder und Deiner Schweſter dort geben kann, würde Dich zu ihrem Oberherrn machen, und das ſollſt Du nicht werden, denn auch ſie ſind die Kinder Deiner Mutter — ſind die Kinder eines Weibes, deſſen Bild ich getragen habe in meinem Herzen ſeit dem acht und zwanzigſten Jahre meines Lebens! — eines Weibes, das mich zum Hageſtolz gemacht hat! — eines Weibes, deſſen Züge Du mir auf Deinem Kindesantlitz entgegentrugſt, als Du vom Arm des Franzoſen Deine Händchen nach mir ausſtreckteſt! — Deine Geſchwiſter müſſen unabhängig ſein von Dir, müſſen frei wählen können zwiſchen Frankreich und Kroatien! — Hört mich an; Ihr beiden Jünglinge habt eine theure Pflicht zu erfüllen: Ihr habt die Pflicht, den Namen Eurer Aeltern von deſſen Flecken zu tilgen, und gelingt Euch dies, dann kann keine Gewalt Euch hindern, die beiden Linien Eures Hauſes wiederherzuſtellen; und wenn alsdann der Graf Saint Hilaire de bras de ferre der Gaſt ſeines Bruders, des Magnaten, Grafen Daniellowich und Pairs von Frankreich, Saint Hilaire de Pontgris, in Kroatien ſein will, dann wirſt Du, mein Sohn, Deinen Bruder, der Deines Gleichen iſt, und nicht Dein Vaſall, willkommen heißen in Deiner Heimat. — Jetzt trefft Eure Vorbereitungen: morgen treten wir die Reiſe nach Paris an."

Der Kampf des Rechtes gegen die Hinterliſt, der Kampf des Kriegsmannes gegen den Kirchenfürſten begann, und Ludwig der Achtzehnte, gedrängt von der Rückſicht für den öſtreichiſchen Feldherrn, welchen ſogar deſſen Freund, der Fürſt Schwarzenberg, unterſtützte, entzog ſein Ohr den Einflüſterungen der Freunde des Biſchofs von Arles. — Sechs Wochen ſpäter leiſteten die beiden anerkannten Grafen Saint Hilaire de Pontgris und Saint Hilaire de bras de ferre, als Erneuerer beider Linien und als Pairs des Königsreichs, den Eid in die Hände des Königs.

Während die beiden Brüder die Verpachtung ihrer weitläuftigen Beſitzungen betrieben, ſuchte und fand Uechtleben Käufer zu dem seiner Braut anheimgefallenen Eigenthum. Während dieser Zeit bereitete der General seine Abreise aus Frankreich vor. Einige Tage vor der Anberaumung derselben versammelte er die Geschwister um sich und sprach:

„Ich habe mich genau umgesehen in diesem blutigen Lande und an diesem neuen Hofe; aber hier ist kein Weilen für mich. — Freilich, wenn ich an Eurer Seite die Segensfülle überschaue, welche Gott über diesen Boden ausgegossen hat, dann scheint es mir manchmal, als könnt' ich auch auf dieser Erde vergnügt, und ruhig einst unter derselben schlafen; aber wenn ich die Menschen genauer betrachte, welche dieses Paradies zur Hölle machen; wenn ich dies Treiben sehe von Höflingen und Pfaffen, von neuem Adel und altem, von Prätorianern und Politikern, dann treibt's mich hinweg von hier und zieht mich nach meinem Berglande. Ich reise jetzt ab mit meinem Sohne, der ein Daniellowich bleibt, wenn er auch gleich ein Saint Hilaire geworden ist. — Du, Hilairie, wirst Deinem Gatten folgen; aber Du, Bras de ferre, sprich: willst Du unter den Mördern und Verfolgern Deiner Aeltern hauſen? — Oder haſt Du Luſt, Dir Kroatien anzuſehen? — Sprich; es iſt Zeit, Dich zu entſcheiden!“

„Ich habe Abſchied von Frankreich genommen!“ ſprach der jüngere Godefroy, in die Arme des Generals ſinkend.

Zwei Tage ſpäter wechſelten Hilairie und Uechtleben die Ringe vor dem Altare.

Seit dieſer Zeit ſind in Frankreich die Namen der Auswanderer verſchollen und nur die Generalpächter ihrer Herrſchaften erinnern ſich alljährlich bei Gelegenheit ihrer Pachtberichtigung der Sonderlinge, welche dem rauſchenden Lebensgenuß unter geſchliffenen Söhnen der Revolution ein Hirtenleben unter den rohen Naturkindern des barbariſchen Kroatien vorziehen.